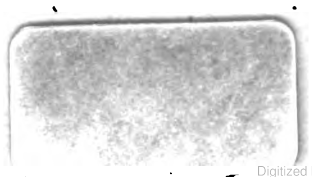





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA





# Deutsches Museum.

---

Erster Band.

Jänner bis Junius.

1778.

---

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.


TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY
UNIVERSITY OF OX
AFGESCHREVEN

# Inhalt
## aller sechs Stücke des ersten Bandes.

### Jänner.



### Februar.

## März.



15. Sechs

## April.



## May.



6. Etwas

Junius.

# Deutsches Museum.

Erstes Stück. Jänner 1778.


## I.

## Horry.

### Eine tragische Szene.

---

### 1.

Horry. Ein Todtengräber. Es ist dunkel.

Todtengräber. (singt.)

Grabe, Spaten, grabe!
Alles, was ich habe,
Dank' ich, Spaten, dir.

Horry. Guten Abend! Wie viel ist die Glocke?

Todtengr. Sieben, Herr.

Horry. Gott helf euch. (geht ab.)

Todtengr. Ja wohl, wenn der's nicht thäte, nicht Erquickung in manchem Liede mir gäbe — es ist ein traurig Handwerk, ein Todtengräber zu seyn.

Horry. (für sich.) Es wird mir schrecklicher werden, wenn ich's von ihm auch höre. (Kömt wieder.) Für wen ist das Grab da?

Todtengr. Für eine arme Wittwe, Herr. Sie war drei Jahre krank elendiglich, da hat sie unser lieber Herre zu sich genommen. Möge sie in Frieden ruhen!

Horry. War's eine Unglückliche?

Todtengr. Verlassen von ihrem Mann, und seitdem kein Brief von ihm, keine Nachricht. Er soll nun auch wol todt seyn, soll sie sterbend gesagt haben, und wir kommen im Himmel zusammen. Sie war eine gute Frau und hat meinen vierjährigen Sohn bey sich behalten bis an ihr Ende.

Horry wendet sich abwärts.

Todtengr. Der Fremde dauert mich. Man sieht's ihm an, er muß ein gleiches Schicksal gehabt haben. (Er nimt seine Hand und weist auf das Grab.) Da, guter Herr! Es gibt ein Ende all des Leidens.

Horry. — Leih er mir seinen Spaten. Da hat er (gibt ihm Geld) Geh er nach Hause, und laß mich allein graben.

Todtengr. (im Abgehn für sich) Ich weis nicht, ich will ein Vater Unser für ihn beten mit meiner Frau und Kindern.

2.

Horry. Ich will ihr Brautbett machen (er gräbt) ein weiches, grosses für zwei. Bei dir, Engel! — Ich wil dich küssen, wie Judas, und es sol wieder gut seyn. Es war nur ein Liebesschlag; ich wil's wegküssen, was er dir weh that. (Lacht wild, dann fährt er zusammen.) Weh! ich — (er reckt sich in der Grube.) Nun ist doch auf der weiten Erde kein Menschenkind so tief, so ganz verloren. (Er steht auf.) Er komme, wer es ist, so wil ich noch einmal den Kelch der Wollust zur Fülle ausgeniessen, bis der Hefen des Schmerzens den seinen verschlingt — wil mit Kinderblut meine Ohnmacht fristen, daß ich immer neu sie fühle, die Hand des Fluchs, die auf mich schlägt mit Hammerschlag — (Er springt heraus.) In die Schindgrube! Werft ihn in die Schindgrube! Dahin gehört die Leiche Horrys. Es kömt der Zug mit Mariens Sarg. Er schlägt sich aufs Herz.) Sey stark, und sieh dein Opfer! (Flieht, sezt sich umgewandt auf einen fernen Stein.

3.

Männer mit Fackeln, Sargträger, der Pfarrer und Todtengräber. In der Tiefe Horry. Die Träger lassen den Sarg mit Seilen herunter. Im Herunterlassen laut der Pfarrer: Daß ihre Seele möge ruhen im Frieden.

Alle. Amen!

Horry. Amen! (Er zieht den Degen.)

Todten=

Todtengr. wirft das Grab zu. Es erschallt dumpf bis zu Horry.

Horry. Ihr habt recht, guter Mann. Ich wil mir's schwerer machen. (Er steckt ihn ein, nähert sich einige Schritte dem Grabe, weicht wieder zurück und kniet. Du, den ich nicht nennen darf, ich bin ein Mensch — (steht auf und lacht.) Der Knabe will beten — geh hin, betrüge Menschen, und spiele dein Spiel mit Gott nicht!

4.

Der Zug geht ab. Eine Stille. Dann kömt ein Knabe mit einer Laterne, geht herum bis zu Horry.

Knabe. Endlich, Herr! Ich habe Sie durch die ganze Stadt gesucht. Es ist schon spät, und mein Vater sagt, die andern Gäste warten auf Sie.

Horry. Geh nur, mein Sohn. Ich folge gleich nach.

Knabe. Schon schreit die Eule und es ist kalt.

Horry. Ich habe einen Freund gefunden, sag das deinem Vater, bei ihm würde ich schlafen. Geh, Knabe, und ruhe wohl.

Knabe geht ab.

5.

Horry. (sieht ihm nach.) Ja wohl, schlafen! Beim lieben Weibe, schläft sich's da nicht wohl? (Geht zum Grabe.) Ich wil den Sarg aufgraben, ihn öfnen, wil noch das lezte Zucken der Liebe in ihrem Gesichte forschen. Und so finde uns vereint der Morgen, und so bringe uns vereint die Liebe — wohin? Es muß geschieden seyn am Scheideweg — Weh, Marie! Hilf, Marie! Man reißt mich um aus deinen Armen. (Er will sich umsehn, ihm ist als könne er nicht, sinkt nieder.) ewig. (Er steht auf.) Die Nacht ist fürchterlich stil; der Wind weht Verderben. Er hat mir oft volle Freude geweht am Fenster des Kämmerchens, am Busen der Lieben all. (Der Mond geht auf.

Er weint.) zur Arbeit! Ich bin erquickt. (Er gräbt. Es erschallt aus der Tiefe eine Stimme: Horry! Horry!) Ich komme! Ich komme! (Er gräbt wieder. Es erscheint ein Geist. Er läßt die Schaufel und fält aufs Grab.)

## 6.

### Der Geist. Horry.

Der Geist. Ich bin Maria, die Geliebte, die Verlassene! Siehe, ich habe geharrt am Wege lang, und du bist nicht gekommen. Was verfolgst du mich in die Wohnung des Friedens? Sie ist nicht verflucht zur Liebe.

Horry. Am Fenster des Kämmerchens, Marie —

Zweyter Geist (erscheint, das Gesicht im Schleier.) Ich bin Alwina, die Geliebte, die Verlassene! Horry hat zu ihr gesagt in den Tagen der Blüte: ich will dich tränken aus dem Bache des Lebens, daß du schöner seyst vor Gott. Er mag nun sehen, wie sie so schön geworden ist. (Sie enthüllt ihr Gesicht.) Du hast sie dazu gemacht.

Dritter Geist (erscheint. Horry kehrt sich knirschend um. Sie hält ihn.) Ich bin Lorize, die Geliebte, die Verlassene! Horry, das Schämen ist schön in den niedergeschlagenen Augen, in den geröteten Wangen des Mädchens, schöner die bebende Thräne nachgeweint dem Kranz der Unschuld. O das ist Wollust, winseln zu sehn die Verlorne, Wollust für den Mann, an den sie verloren! Nicht wahr, Horry? — Lächle froh, wir wollen gleich weinen, zur Augenweide des Herrn der Schöpfung.

Erster Geist (nähert sich ihm.) Du hast hoch meine Seele erhoben; ich komme nicht dir zu fluchen. Du hast tief mein Herz geschlagen; ich komme nicht dich zu segnen. (Sie zeichnet ihn mit Blut.) Sey unglücklich, Horry, auf daß du wohl fährst! (verschwindet.)

Zweyter Geist. Mensch! du hast ein Mädchen getödtet zum Zeitvertreib; sey verdamt zur verlassenen Liebe! (verschwindet.)

Drit=

Dritter Geist. Teufel! Du hast Fülle in deinen Lenden; weiche Rosenbette hat die Hölle. Denk an Johannisnacht, und kom nach, mein Trauter! Wir wollen uns in den Flammen umarmen. (verschwindet.)

7.

Horry (zerreißt seine Kleider, wirft sich an die Erde, wird ruhiger und steht auf.) Kom, Malchen! Komt! Ihr seyd gute Kinder; ich wil euch bringen, wo eure Mutter ist. Fürchte nicht, Heinz! Ich wil dich nur tödten, sanft und langsam! Dafür solt ihr mir auch erscheinen hübsch mit dem röchelnden Gehirn und den verdrehten Augen. So, stellt euch in die Reihe, erst solt ihr den Degen küssen — (Er haut in den Wind, fängt laut an zu heulen. Es geht in der Ferne ein Licht vorbei und verschwindet wieder.) Gut! er sey nicht umsonst gezogen. Lorize, bleib und nim sie ganz mit die Freude der Rache! — Sie ist weg in die Nacht. Der Bate will ich selbst seyn — (Er sezt den Degen an.) Was ist das? Marie! Alwina! — Ihr Blut macht mich feig. (Er wischt es ab, und sticht durchs Gewand.) Horry, der markige Junge voll Leben, hat's geendet wie ein lamer Sünder — aber doch geendet, ha! sein Leiden all, auf daß er neu hervorgehe, Engel oder Teufel, auch das ist besser, als halb (er rizt sich in der Hand.) Noch hab ich Sinn für das. (Er kehrt ihn gegen die Brust. Im Begrif sich durchzustossen kömt ein Eremit daher.)

8.

Der Eremit (erschrickt vor dem Degen, den Horry sinken läßt.) Jesus! Ich bin ein armer Eremit, und habe nur wenig Kreuzer. Alles; alles geb ich gern. Last mich leben.

Horry. Geht ruhig. Er ist für Euch nicht.

Eremit. Aber — Euer Gesicht ist nicht die liebe Ruhe; verbissen und hohl, wie ein Gespenst. Ihr seyd nichts Gutes; last mich leben!

Horry. Geht ruhig. Er ist für Euch nicht.

Eremit (betrachtet ihn lang und still.)

Horry. Last mich allein!

Eremit. Seyd Ihr unglücklich? (Er legt die Hand auf sein Haupt.) Ich finde Labung in den hagern Wangen; ich bin tief elend, wie Ihr. Gott hat meine schweifenden Tritte gerichtet, daß wir zusammen leben sollen. Das hat er, Bruder! Er sagt: es ist nicht gut, daß ein Unglücklicher allein ist.

Horry. Ihr seyd ein Mann des Segens, und nicht für mich. Ich bin ein Sünder —

Eremit. Geboren. Nun — wenn Ihr noch nicht wolt, so lebt wohl! — Thut Euch nichts Leides. (Drückt ihn an sich.) Sey unglücklich, auf daß du wohl fährst!

Horry. Der Geist meines Weibes spricht aus dir. Mann! (Er küst ihn.) Der sey kein Abschiedskuß! Ich wil eine Kutte umhängen, und dein Gefährt seyn. (Er kniet.) Herr des Lebens! Guter! Schrecklicher! — (Der Vorhang fällt.)

---

2.

## Ueber Titel.

Ramiran aus Indien brachte nach Frankreich, wo er Geld zu fodern hatte, einen Brief an einen Herrn mit, der Markgraf, Ritter eines königlichen Ordens, und Herr (die Aufschrift nennte nur Namen) von sechs Provinzen, Städten, Dörfern, oder Gütern war. Er fand seinen Mann nach langer Nachfrage in einer kleinen Gasse, auf dem vierten Stock eines elenden Hauses; er war Schifslieutenant, trug das kleine Ludwigskreuz, war Kadet einer Familie, die ehmals Güter besessen hatte, und lebte kümmerlich von einer kleinen Pension.

Rami-

Kamiran, über den Titel und den Mann noch ganz nachdenkend, hörte in einem Kaffee, que Monsieur Necker étoit l'homme du premier merite en France. Und keinen Titel als Monsieur! dachte er bey sich. Den muß ich besuchen. Er fragte sich bald hin. Ich will Monsieur Necker kennen lernen. „Das woltest du, Pavian?„ rief ihm der Schweizer *) entgegen: „Monsieur hat sich mit einem Paar Herzogen eingeschlossen, und dann wird er gleich zum Könige fahren.„

Kamiran ging und murmelte in sich: in diesem Lande sehen die Menschen ihren Titeln nicht änlich. Aber wie erstaunte er, als er andre Titel in Europa und ihre Bedeutung erfuhr. Da, sagte man ihm, gab es einen Beschützer des Glaubens, der den nämlichen Glauben aus dem Lande vertrieb; mehr als Ein Mehrer des Reichs hat das Reich gewaltig vermindert; der Knecht der Knechte Gottes behauptet seinen Rang über Könige. Man erzälte ihm den unermeßlichen Abstand zwischen Sire und Messire, le Sire und pauvre Sire, von der Würde eines Grafen des heiligen Palastes, die für wenige Thaler feil ist, von den Millionen gnädigen Herren und Frauen, deren Gnade niemand begehrt **), und von einem ehrwürdigen Herrn, der neulich in London gehenkt ward. Er fand unsre Gebräuche unerklärbar und seltsam.

Aber wie, fragte man ihn, pflegt ihr in eurem Lande euern Nabob zu nennen? Der Nabob, sagte Kamiran, ist ein Verwandter der Sonne; sie geht nie in seinen Staaten unter; er ist die Rose der Freude und der Morgenthau des Glücks; Könige zittern vor ihm und er beschützt die Unterdrückten — aber er läßt sich's gefallen, fiel man ihm lachend in die Rede, daß ihn der Offizier einer Kaufmannsgesellschaft absezt.



*) Der doch allemal ein Franzos ist. A. d. H.

**) Und die sich oft für einen Dukaten oder ein Stück Brod sehr gnädig bedanken würden. A. d. H.

Unsre Begriffe müssen sich noch heller aufklären, ehe wir der hohen Einfalt der Alten näher kommen. Die Archonten und Ephoren in Griechenland, die Konsule, Tribunen, Prätoren in Rom drückten ganz bestimt ihre Ehrenämter aus. Die Mohämmedanischen Könige sind Vettern des Propheten; unsre Könige haben ihre Cousins, die nicht näher mit ihnen verwandt sind. Ein König von England muste, einer mächtigen Partei zu Gefallen, eine hohe Stelle an jemand vergeben, den er haste; der Minister, um seiner Empfindlichkeit zu schonen, brachte das Patent ohne Namen nach Hof: Whom shall I put in? — Put the Devil in — And shall he be called your Majesty's trusted and wellbeloved Cousin *)?

Très haut, très puissant, très glorieux und so weiter, redete ein Stadtsyndikus Heinrich den Vierten an, ajoutés très las, sagte der König und eilte weg.

Jedermann belacht und verachtet die Titel, und doch werden auch Vernünftige beleidigt, wenn man ihrem Titel nur eine Silbe abkürzt. Rabenern schrieb ein Landedelmann Wohledler Herr, Geborner Herr, schrieb er ihm gleich wieder zurück. Ein aufrichtiger Deutscher schrieb an Pius den Vierten: Pio IV, Servo servorum Dei, und ward dafür in den Kerker geworfen. Ein Mylord begegnete einem seiner Bekanten: Wie leben Sie, Werthester Freund? — recht wohl, Werthester Freund! und die werthesten Freunde wurden unversönliche Feinde. Im Shakespear wird Cäsar einigemal Mylord genant. Der Dichter schrieb für den Hof der Elisabeth, and she was a most courteous Princess.

Nur im äussersten Norden, wo sich noch immer alte Sitte erhält, kent man unsre Erfindungen des herabgesunkenen Menschenverstandes nicht. Ein Normann nent seinen

*) Wen sol ich hineinsezen? — Den Teufel. — Aber sol er Ew. M. hochvertrauter und geliebter Vetter genant werden?

zu Monarchen noch Du. In der neuern Zeit kam zu einem dieser Könige ein Bauer mit einem Buch in der Hand. Hier, sprach er, hast du dein Buch wieder. Wir brauchen's nicht weiter, denn es wird nicht gehalten. — Es war das nordische Gesezbuch, der Bauer wurde von seinem Amtmann gedrückt, und der König half und strafte. Eigentlich hätte er sagen müssen: Ew. königl. Majestät geruhen allermildest sich allerunterthänigst vortragen zu lassen — Hätte das auch kräftiger gewirkt?

1. Nichts ist abgeschmackter als ehrwürdige gebräuchliche Titel von unbedeutenden Menschen usurpirt. Der Kanzler *) in Frankreich und in Bopfingen, Magnifizenzen sans aucune magnificence — In einer Stadt von Deutschland nent man die Senatoren Ew. Herrlichkeit. Ein Fremdling von kurzem Gedächtniß wollte sich den Titel durchs Vater Unser erinnern, und nante seinen Gönner Ew. Ewigkeit.

Titel ohne Macht werden lächerlich, und Macht kan der Titel und des Gepränges entbehren. Als der Staatsminister Torcy in Gertrudenburg für Ludwig XIV Frieden bitten muste, traf er in Heinsius Hause niemand als eine alte Magd an, und muste lang auf den Herrn warten. Myn heer Pensionaris (das war der ganze Titel des Mannes) entschied damals das Schicksal von Europa.

Ue.

---

## 3.

## Harmonie der Schöpfung.

Der grosse Grundsaz der anziehenden Kraft hat in der Körperwelt tausend und tausend Phänomene erklärt, das



*) So heist in einigen kleinen Reichsstädten der Stadtschreiber.

Band entdeckt, das Menschen und den Kiesel an die Erde, und alle Weltsysteme an ihren Mittelpunkt bindet.

Was Anziehen in der Materie ist, ist Liebe, ist Sympathie in den Geistern. Sie bindet den Menschen an sich, an Mensch, Thier, Blume, an Geister, an Gott.

Anziehen, der Schlüssel der Natur, Liebe, der Schlüssel zur Moral, zur Religion, zum Heiligtume Gottes!

Nehmt die anziehende Kraft der Natur, so werden Sonnen und Planeten und alle Materie und alle Elemente zusammenstürzen; nehmt die Liebe dem Geiste, welche Kraft bleibt ihm!

Welche Freude bleibt ihm, welche Möglichkeit selig zu seyn!

Anziehende Kraft, Quell aller Thätigkeit in der Natur; Liebe, Quell aller Thätigkeit der Geister!

Ewige Harmonie der Schöpfung, ich beuge mich vor dir!

Könten Sonnen fühlen ihre Wirksamkeit, welche Seligkeit für sie! Den Geistern ist's gegeben zu fühlen, was ihre Liebe anzieht, welche Seligkeit für sie!

Kleine Stufe von der Materie zum Geist, wirken und nicht fühlen; wirken und fühlen, kleine Stufe, aber unendlicher Unterschied der Seligkeit!

Wär's Sonnen gegeben neue Weltsysteme anzuziehen und ihrer neuen Wirksamkeit sich zu freuen, welche Seligkeit für sie! Den Geistern ist's gegeben; einzige Quelle ihrer grenzlosen Seligkeit!

Anziehen und angezogen werden, einzige Ursache aller Abweichungen in der Materie; anziehen und angezogen werden, einzige Grund aller Abweichungen im Geistersystem!

Ewige Harmonie der Schöpfung, ich beuge mich vor dir!

Wer regiert die anziehenden Kräfte der Natur und lenkt sie herum aus ihrem Gang? der Geist. Wer regiert die Thätigkeit der Liebe? Der Geist.

Wirken

Wirken und nicht fühlen macht die Materie zum Sklaven; wirken und fühlen macht den Geist zum Herrn.

Kleine Stufe in der Schöpfung und unendlicher Unterschied der Kraft!

Prediger der Liebe Christus, ich beuge mich vor dir!

Wenn sie ruht, die anziehende Kraft der Materie, so wird der Magnet ein kraftloser Stein, die Sonne vielleicht ein Chaos. Wenn sie ruht, die Liebe, so werden Engel Teufel.

Ewige Harmonie der Schöpfung, ich beuge mich vor dir!

Nicht willkürlich war das Gesez der anziehenden Kraft; was bände sonst Millionen Theile zu Einem? Nicht willkürlich ist das Gesez der Liebe; was bände sonst Millionen Geister zu Einem, und das Eine an Gott?

Prediger der Liebe Christus, ich beuge mich vor dir!

Wenn sie aufhört, die anziehende Kraft, so muß neue Schöpfung sie wiedergeben: wenn sie aufhört, die Liebe, so muß Gottes Geist sie wieder einhauchen.

Prediger unsrer Verheissung Christus, ich beuge mich vor dir!

Ewige Harmonie der Schöpfung, der Moral, der Religion, ich beuge mich vor dir!

---

## 4.

## Briefe aus England an Boie *).

London, den 30. Nov. 1775.

Ein unangenehmer Vorfal, die Unpäßlichkeit eines meinen Reisegefährten gibt mir izt ganz unvermutet Zeit zur Erfül-

*) S. d. Mus. 1776. Jun. S. 562. u. Nov. S. 982.

Erfüllung meines Versprechens, Ihnen, liebster B., noch einmal vor meiner Abreise zu schreiben, welches mir sonst unmöglich gewesen wäre. Ich wende nun einen Theil dieser Frist mit desto grösserer Bereitwilligkeit auf diese Beschäftigung, als sie mir, ausser dem Vergnügen, das mir jede Unterhaltung mit Ihnen gewährt, auch noch den Mangel an freundschaftlichem Umgang ersezt, den ich als ein, nach bereits genommenem Abschied, pro absente erklärter, gewissermassen hier leide.

Ohne das mindeste von dem zu vergessen, was ich Ihnen von Weston und einigen Schauspielerinnen auf den englischen Bühnen versprochen habe, fange ich wieder mit Garrick an.

Mich dünkt, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß er den Hamlet im französischen Kleide spielt. Es scheint allerdings sonderbar. Ich habe ihn deswegen öfters tadeln hören, aber doch niemals zwischen den Akten, oder beim Nachhausefahren, oder hinten drein beim Abendessen, sondern immer nach verloschenem Eindruck, und bey wieder erwachtem Kopf, im kalten Gespräch, wo, wie Sie wissen, sehr oft gelehrt für gut, und auffallend für scharfsinnig angenommen und gegeben wird. Ich muß gestehen, dieser Tadel hat mir nie so recht eingewolt. Und bedenken Sie nur, ob es so sehr schwer war so behutsam zu seyn.

Einmal wuste ich: Garrick ist ein äusserst scharfsinniger Mann, der das genaueste Register über den Geschmack seiner Nazion führt, sicherlich nichts ohne Ursache auf der Bühne unternimt, und überdas das ganze Haus voller alter Trachten hängen hat; ferner ein Mann, bei dem jedes Tags Erfahrung nicht zu monströser Erweiterung des Maulwerks, sondern zu Beförderung harmonischen Wachstums von einem gesunden Kopf den gehörigen Stellen zugefürt wird. Und der Mann solte nicht sehen können, was jeder londonsche Macaroni mit Händen greifen zu können glaubt? Er, der schon vor 30 Jahren war, was seine meisten Tadler ziemlich erbettelt izt sind? Anstatt also einzustimmen, fing

ich

ihm bei mir zu überlegen, was ihn wol bewogen haben könte, so etwas zu thun. Ich dachte lang umher, wenigstens zu meiner eigenen Beruhigung etwas zu finden, als ich bei der zweiten Vorstellung des Hamlet, die ich sah, in dem Augenblick, da er den Degen gegen den Horazio zieht, vermutlich mit Garricks Empfindung zusammen traf. Nach meinem Sistem ist er nun entschuldigt; er würde sogar bei mir verlieren, wenn er anders erschiene. Ich lasse jedermann seine Freiheit, damus petimusque. Ich weis es sehr wohl, daß man bei solchen Dingen durch eine gewisse vermeintliche Anspannung nur alzuoft durch den Weg des Superfeinen endlich zu demselben Irthum geleitet wird, den der andere auf dem weit bequemeren der Uebereilung geschwinder findet. Aber dem sey, wie ihm wolle, verschweigen kan ich Ihnen meine Gründe nicht, die, wenn sie auch gleich nicht Garricks seyn solten, doch denkende Schauspieler hier und da auf etwas bessers leiten könten.

Mir komt es vor, als wenn alte Trachten auf der Bühne für uns, wenn wir nicht gar zu gelehrt sind, immer eine Art von Maskeradehabit wären, der zwar, wenn er schön ist, gefällt, allein, das geringe Vergnügen, das er gewährt, kan selten ganz zu der Summe des übrigen geschlagen werden, das den Eindruck des Stücks vermehrt. Es geht mir hierin, wie mit den deutschen Büchern mit lateinischen Lettern. Für mich sind sie immer eine Art von Uebersezung. Der Augenblick, den ich anwenden muß, mir diese Zeichen in mein altes Darmstädtisches A. B. C. zu übersezen, ist dem Eindruck nachtheilig. Ein Singedicht würde bei mir die ganze Kraft des Erstenmals verlieren, wenn ich es z. B. bei umgekehrtem Buch heraus buchstabiren müste. Von den subtilen Fäden, an denen unser Vergnügen hienieden hängt, ist es Sünde, auch nur einen ohne Not durchzuschneiden. Da also, solte ich denken, wo unsre izige Kleidung in einem Schauspiel nicht die empfindliche Majestät unserer Schulgelehrsamkeit beleidigt, sollen wir sie auf alle Weise beibehalten. Unsere französischen Röcke sind längst zur Würde einer Haut, und ihre Falten zur Bedeutung

von

von Mienen gediehen, und alles Ringen, Krümmen, Fechten und Fallen in einer fremden Tracht verstehen wir zwar, aber wir fühlen es nicht. Den Fall eines Hutes während eines Kampfes fühle ich völlig, den von einem Helm weit weniger, er könte sich auf die Ungeschicklichkeit des Aktörs schieben lassen, und lächerlich aussehen. Ich weis nicht, wie fest ein Helm sizen muß und kan. Als Garrick in oben erwähnter Stellung den Rücken zum Theil gegen die Versamlung kehrte, und ich bei seiner Anstrengung die bekante Diagonalfalte von der Schulter nach der entgegengesezten Hüfte erblickte, fürwahr, ich hätte selbst sein Gesicht ein paarmal dafür hingegeben. In dem dintigen Mantel, von dem Hamlet einmal spricht, hätte ich bei weitem das nicht gesehen. Ein gut gebauter Schauspieler, (und das solten wenigstens alle die seyn, die sich mit dem Trauerspiel abgeben) verliert allemal in einer Tracht, die sich zu sehr von der entfernt, die irgend einmal im Leben, bei einem früher, beim andern später, keiner der geringsten Gegenstände unserer Wünsche, und die süsseste Befriedigung jugendlicher Eitelkeit wären, und in der unser Auge das zu viel und zu wenig bis zu Strohalmebreiten anzugeben weis. Wohlverstanden, daß ich hiermit nicht sage: Cäsar und Englands Heinriche und Richarde solten in Gardeuniform mit Scherpe und Ringkragen einher treten. Diese und änliche Abweichungen von einem algemeinen Gebrauch zu empfinden und zu anden, hat jedermann Kentnisse und antiquarischen Stolz in der Schule und von Kupferstichen, Münzen und Ofenplatten gesamlet. Ich meine nur, wo der Antiquar in den Köpfen eines Publikums über einen gewissen Artikel noch schlummert, da sol der Schauspieler nicht der erste seyn, der ihn wecken wil. Das kleine episodische Vergnügen, wenn ich so reden darf, das mir der schnöde Prunk eines Maskeradenhabits macht, ersezt mir den Eintrag nicht, der dadurch dem Stück von jener andern Seite geschiehet. Alle Zuschauer leiden den Verlust, sie glauben nur nicht alle, daß das die Ursache sey. Doch ist hierin der Geschmack eines einsichtsvollen Schauspielers, der die Stärke und Schwäche der Augen

kent,

ten, wo die er treten sol, über alle Regeln. In dem Fal, den ich voraussetze, findet sich London in Absicht auf den dänischen Hamlet, und hat da Garrick nötig, es zum Schaden beider Parteyen klüger zu machen? Garrick entbehrt gern von der einen Seite ein bisgen Lob seiner Gelehrsamkeit, wenn ihm von der andern die Herzen zu tausenden zufallen.

Nun kommen Sie, mein Freund, wegen dieses ästhetischen Schattenspiels, aus dem vielleicht etwas für den Genius Quinquennii zu machen gewesen wäre, wenn einer unserer philosophischen Savoyarden sein erhabenes Babel dazu hätte anstimmen wollen, sollen Sie nun wo nicht schadlos gehalten, doch wenigstens durch Abwechslung erquickt werden. Ich will Ihnen den drolligen Weston, von welchem ich Ihnen, als ich seinen Karakter in meinem ersten Briefe flüchtig entwarf, etwas mehreres versprach, ein paar Szenen zeigen. Dieses sonderbare Geschöpf kam aus der Küche von St. James, wo sein Vater Koch vom zweiten Range war, auf einmal aufs Theater, mit einer Figur, die im Vorbeigehn auf der Strasse gesehen, so wenig für dasselbe gemacht zu seyn scheint, daß in der That ein Garrick und ein Foote nötig war, es zu finden. Denn die fanden's. Er ist von kleiner hölzerner Statur, und seine Staatspositur ist daher die mit den beiden Händen in den Rocktaschen. Seine Gesichtsbildung ist äusserst roh, die Lippen etwas dicke, und die Nase von der Familie der Schuhleistförmigen. Allein aus den Augen, die daher kaum in dieses Gesicht zu gehören scheinen, blickt der beobachtende Schalk und Garricks glücklicher Nebenbuler, in dem Fache nämlich. Seine Stimme ist gedrückt und pelzig, und seine Rede langsam. Ich habe solche Figuren fast in allen Städten, wo ich gewesen bin, des Sonntags gesehen, ich weis nicht, ob es Seilwinder oder Gemüßgärtner waren, nicht ganz so glatt und auch nicht so geschmeidig, als die Becker. Ich muß mich näher erklären. In einem Stück, worin ich mir ihn eben itzt gedenke, trug er einen Rock von himmelblauem Tuch, das

das sich ins Neblichte zog, eine rothe Weste, schwarze Beinkleider und blaue Strümpfe; die Schuhschnallen sassen, dünkt mich, etwas am äussern Abhang des Fusses und das ungebundene Haar hing ihm in Gruppen, wie gelbe Wurzeln, um den Kopf. Wenn er daher aufs Theater trit, so glaubt man, es hätte sich jemand, ohne bemerkt zu werden, von der Strasse dahin verlaufen, so natürlich kleidet er sich, und so ungezwungen erscheint er. Das verräth nichts Gemeines.

Sie sehen aus allem, zum Kamäleon ist er verdorben, er thut alles, was er thut, durch den Fuchs. Die Natur, die ihn von der einen Seite bestimt zu haben scheint, Lachen zu erregen, scheint ihm von der andern der Fähigkeit beraubt zu haben, selbst zu lachen. Er ist immer ernsthaft, oder lächelt nur, und dieses selten, auch währt es lang, bis es im ganzen Gesicht herumkomt. Ich habe es einmal gesehen, da ihm in einem Stück ein niedliches Kammermädchen, um ihn ins Interesse ihrer Dame zu ziehen, die Backen tätschelt. Das Gesicht klärte sich zwar langsam, endlich aber auch zu einem solchen Grade auf, daß wenigstens zwey Duzend Zähne herauskamen, worunter mancher nicht klein war. Da war schwerlich ein Mund im Schauspielhause, der nicht, ein jeder nach seiner Art, mit gelacht oder gelächelt hätte. Weil er bei allem diesem so sehr halsstarrig original, und keinem Karakter einen Schritt zu Gefallen geht, so haben die Dichter die Karaktere zu ihm hingebracht. So soll Jerry Sneak in Foote's Mayor of Garret, welchen er so unnachamlich spielt, nach Weston geformt seyn, und da ists freilich kein Wunder. Auch der Bediente in einem Stück, das itzt viel Lärm macht, The maid of the oaks, wird nicht blos von Weston vorgestellt, sondern der Dichter hat Weston zum Bedienten im Stück gemacht. Ich habe, glaub' ich, in meinem ersten Briefe einer Szene in Farquhar's Stratagem erwähnt, worin ich Garrick und Weston beysammen gesehen habe. Ich will sie Ihnen gern nach Vermögen beschreiben, wiewol ich noch sehr zweifle, ob ich nur einen erträglichen Schattenriß davon werde machen können.

Der

Der Schauspieler sowol als der Zuschauer sind beyde immer mehr im Lustspiel zu Haus, als im Trauerspiel, und was der erstere auch selbst durch die feinste Kunst im Trauerspiel hervorbringt, läst sich immer, dünkt mich, leichter in Worte fassen, als was die unerschöpfliche Natur im erstern sowol thut als bemerkt. Ich kan eine solche Szene, worin die beyden Lieblinge eines erleuchteten Volks sich bemühen zu ihrem längst gegründeten Ruhm, ohne Uebertreibung, in dem Zaum der geübtesten Vernunft, etwas hinzuzuthun, nicht beschreiben. Alles, was ich thun kan, ist, einer Einbildungskraft, deren Wirkungskreis mir unbekannt ist, auf Gerathewohl einige Winke zu geben, sich selbst etwas ähnliches zu schaffen.

Garrick macht den Archer, einen Herrn von Stand, der sich aus leicht zu errathenden Ursachen in einen Bedienten verkleidet hat, und der arme Weston den Scrub, einen Aufwärter in einem armseligen Wirtshause, worin jener einkehrt, und wo man alle Bedürfnisse des Magens und Ergözlichkeiten des Gaumens immer gestern hatte, und morgen wieder haben wird, aber niemals izt hat. Garrick hat himmelblaue Livree, mit funkelndem Silber reich besezt, einen blendenden Bortenhut mit einer rothen Feder, spielt ein Paar weisse, glänzende, seidene Waden, und ein Paar Schnallen, die nicht besser seyn können, und ist ein entzückender Kerl. Und Weston, den die schwere Last einer schmierigen Aufwartung unter zehn verschiedenen Rubriken drückt, der arme Teufel, erscheint ihm gegen über in einer traurigen abgeregneten Perücke und einem grauen Kamisol, das vor etwa dreissig Jahren für einen glücklichern Bauch geschnitten seyn mogte, mit rothen wollenen Strümpfen und einer grünen Schürze. Er geräth in eine Art von andächtigem Erstaunen, da dieser Herr Bediente (wie das göttingische Mädchen sagte) auftritt. Garrick, frisch, schalkhaft und schön wie ein Engel, den niedlichen Hut mit fast gefälliger Leichtfertigkeit seitwärts aus dem hellen Gesicht gestossen, tritt munter und voll Vertrauens auf seine Waden und neuen

Anzug, fest und stramm daher, und fühlt sich um ein Drittel grösser neben dem trübseligen Scrub. Und Scrub, der ohnehin wenig ist, scheint auch noch das zu verlieren und zittert mit den Knieen, vor lauter Gefühl des dreyfachen Kontrasts zwischen Aufwärter — — und Bedienten und folgt bey gefallenem Unterkinn in eine Art von Anbetung Garricken bey allen Bewegungen mit den Augen nach. Archer, der den Scrub zu seinen Absichten braucht, wird bald gnädig. Sie sezen sich neben einander nieder. Dieser Theil der Szene ist in Kupfer gestochen und Sayer hat eine Kopie davon unter seine bekanten Bildchen aufgenommen. Allein weder Weston noch Garrick gleichen sich da sonderlich, zumal ist der leztere, der sich sonst in eben dieser Bildchensamlung als Abel Drugger und Sir John Brute so herrlich gleicht, daß fast nichts drüber geht, abscheulich mishandelt. Wer die unwiderstehliche Macht des Kontrastes auf dem Theater kennen lernen will, wenn er vom Dichter und dem Schauspieler gut und nach beyden Seiten gleich stark durchgesezt wird, damit nicht die Struktur, deren ganze Schönheit im richtigen Gleichgewicht bestehet, nach einer Seite umgeschmissen wird, wie gemeiniglich geschiehet, der muß diese Szene sehen. Garrick wirft sich mit der ihm eigenen Leichtigkeit auf den Stul, schlägt den rechten Arm über Westons Lehne, und biegt sich zum vertraulichen Gespräch nach ihm hin; die herrliche Livree liegt rückwärts geschlagen, und eine Schönheitslinie schliest sich in Rock und Mann an die andre. Weston sizt auf der Mitte des Stuls, wie es sich gebührt, nur etwas zu weit noch vorn und auf jedem Knie eine Hand, stark versteinert da, mit den Schalksaugen auf Garricken gewendet. Wenn etwas auf seinem Gesicht ausgedrückt ist, so ist es Aeffktazion von Würde mit lähmendem Gefühl des schrecklichen Kontrasts. Hierbey bemerkte ich etwas an Weston, das sich herrlich ausnahm. Während als Garrick mit einer gefälligen Nachlässigkeit in sich selbst ruhte, suchte ihn Weston mit steifem Rücken allmählich die Höhe abzugewinnen,

ren, theils des Anstandes wegen und theils auch zuweilen wenn Garrick ihm nicht ins Gesicht sieht, mit mehr Sicherheit eine neue Vergleichung zwischen sich und ihm zu stehlen. Wenn Archer endlich mit grosser Leichtigkeit die Beine über einander schlägt, so versucht Scrub ein Gleiches, und bringt es auch endlich, jedoch nicht ohne einige Hülfe der Hände, glücklich zu Stande, alles entweder bey starrenden, oder heimlich vergleichenden Augen. Endlich da Archer die herrlichen seidenen Waden zu streicheln anfängt, so will auch Weston mit seinen armseligen rothen wollenen, ein Gleiches thun, retirirt sich aber wieder, und zieht mit Mitleid erregender Demütigung die grüne Schürze langsam über das Ganze. In dieser Szene that die natürlich dumme Mine des Weston, sein treuherziges Wesen, das bei ihm aus allen hervorleuchtet, und durch den unaffektirten Pelz seiner Stimme, nicht wenig gewinnt, fast Garricken Abtrag. Das ist viel gesagt. Er hatte die Götter *), und die Teufel auf seiner Seite. Als Bedienter in the maid of the oaks ist er in glücklichern Umständen, und gepuzt, aber doch auch so, daß man sieht, es kömt nicht allein selten an ihn, sondern es ist auch so gar seine Sache nicht einmal. Seine Haare hat er in einen wegstehenden Crapaud elend eingepackt, oben und an den Seiten sind sie zum Theil gepudert, wie mirs vorkam, nur mit den Fingern, oder Papierschnizeln; dabei hat er einen grauen Rock, wieder rothe Strümpfe an, und ein herrliches Bouquet vor. In diesem Stück unterscheidet er sich vorzüglich durch hölzerne Behendigkeit und eine Art von unnötiger Geschäftigkeit, die troz des Schweisses, den sie ihn auspreßt, den Gang der Sache, den sie befördern sol, nicht wenig aufhält. Er wil immer, kan aber vor lauter Wollen selten, und hält sich demohngeach-



*) Auf den englischen Schaupläzen nennt man die Bewoner der obersten Gallerie Götter (the Gods) und der Verfasser nent daher in seiner Laune, die von Parterre und Logen die Teufel. Anm. des Herausgeb.

geachtet, wenn sonst die Herrschaft nicht dabei ist, nicht undeutlich für eine der wichtigsten Personen dieses Tags. Ihm, Mrs Abington, Herrn Dodd und den ungemein prächtigen Dekorazionen, die sich zuweilen dem Operelysischen nähern, hat es dieses Stück auch zu danken, daß es zu Anfang dieses Jahrs 23mal aufgeführt worden ist. Wie gern beschriebe ich Ihnen den Mann, wie er als Schuhflicker im hinkenden Teufel (Devil upon two sticks) ein paar Schuh, die er unter dem Rock stecken hat, in die Ecke hinlegt, um mit desto mehr Anstand auf einen Schemel zu steigen, auf welchem ihn Foote zum Doktor kreirt. Aber wenn ich das durchlaufe, was ich gesagt habe, so vergeht mir alle Neigung mehr von ihm zu sagen. Es ist zwar ein Vergnügen, den Totaleindruck, den der Anblick eines solchen Wundergeschöpfes auf einen macht, in seine Bestandtheile zu zerlegen, und Empfindungen zu Buch zu bringen; (Ich habe mir solche Beschreibungen zum Vergnügen eine Menge gemacht,) aber die Absicht einem andern ein ähnliches Vergnügen zu verschaffen, wird meist verfehlt, weil die unvermeidliche Unvolständigkeit der Zahl dieser entwickelten Gefühle, dem Leser bei ihrer Herabstimmung zur Klarheit Raum genug übrig läßt, neben dem Endzweck des Verfassers vorbei zu schleichen, oder noch schlimmer ihm den Vorwurf zu machen, er habe zu viel gesehn. Zwei Anekdoten von ihm, die mich mehr unmittelbar in des Mannes Seele sehen lassen, muß ich Ihnen noch erzählen:

Vor einigen Jahren wählte sich dieses hölzerne Gestell zu seinem Benefisestück — Sie rathen sicherlich nicht was? — — Richard den Dritten. Daß das Haus voll werden muste, zum Bersten, das konte wohl Weston so gut vorher wissen, als Sie es mir izt glauben. Und dieses ist wol das einzigemal gewesen, daß Shakespear auf dem Schauplaz von Druryläne vorsäzlich ist geschändet worden; in Coventgarden hat es Shuter mehrmals gethan. Mir fiel, als ich es hörte, der Affen Laokoon ein, wo sich die Schlange um drey Affen, Vater und Söhne, schlingt, die alle

alle drei erbärmlich zusammen schreien. Es mag tol hergegangen seyn. — Als er am Ende starb, so bestund das Volk darauf, er solte wieder aufstehen, und noch einmal sterben, und das vermutlich mit einem Getöse, das wol einen Todten hätte erwecken können. Der hätte in dem bekanten Monolog sagen müssen:

an afs, an afs, a Kingdom for an afs!

Die andre macht ihm mehr Ehre, auch war ich selbst Zeuge. In den Rival Candidates, demselben Stück, worin er von dem Mädchen getätschelt wird, sprach er in diesem Jahr den Epilog in Geselschaft eines grossen Hundes, den er am Ring des Halsbandes hält, und der ihm fast bis an die Hüfte reicht. Es ist ein allerliebstes Thier, und klozt seinen drolligen Führer, während er spricht, zuweilen so menschlich herauf ins Gesicht, und dieser streichelt ihn wieder mit so vieler Herablassung, daß niemand zwischen beiden die Seelenvereinigung verkennen kan. Diesen Epilog zu sprechen, wurde Weston zum erstenmal überdrüssig, als ich das Stück zum zweitenmal sah, und wolte nicht erscheinen; das Volk nahm dieses sehr übel, und Epilogue! Epilogue! erschallte aus allen den Kehlen, die Richard den Dritten von den Todten erwecken wolten; Weston erschien immer nicht. Viele Leute aus der Loge gingen weg, allein ich war entschlossen, den Ausgang abzuwarten. Auf einmal regnete es erst Birnen, dann Oranschen, hierauf Quartierbuteljen auf das Theater und einmal flog eine, die wol drey Quartier halten mogte, an einen der Krystalleuchter hin, und alles sah einem Aufrur ähnlich, als Weston so gelassen, als würde er allemal so gerufen, mit Dragon, (so hies der Hund) hervortrat. Es wurde ein wenig hie und da gezischt, aber das legte sich bald. Nun ist in dem Epilog eine Stelle, worin er den Hund anredet, indem er, wie ich glaube, von Kritiken spricht: und was hängst du denn den Schwanz, Dragon, sie werden dir nichts thun? Diese Stelle veränderte Weston, aus dem Stegreif, ohne weder dem Reim, noch dem Vers zu nahe zu treten, in diese: Und warum hängst

hängst du denn den Schwanz, Hans Narre, dir werden sie keine Bouteillen an den Kopf werfen. Diese in der That in einer solchen kritischen Lage und einer gereimten Rede angebrachte höchst sinreiche Veränderung machte alles gut. Man hörte nicht auf zu klatschen, und zu rufen. Alles das machte auf Westons Gesicht nicht so viel Veränderung als auf einer Ofenplatte. Da war keine Freude, keine Mine innerer Satisfakzion; gar nichts, so wenig als auf dem Gesicht seines vierbeinigen Freundes. So viel diesesmal von Weston, von dem ich ungern schweige, weil es mir vorkomt, als hätte ich ihm Unrecht gethan, weil ich mir selbst nicht Gnüge gethan habe.

Ehe ich nun zu dem Frauenzimmer komme, will ich Ihnen noch eine Frage beantworten, die Sie in einem Ihrer Briefe gethan haben: ob denn Garrick so ganz durch und durch untadelhaft spiele, und ob ich nicht zuweilen wenigstens etwas bemerkt,, das ich weggewünscht hätte? Ihnen Fehler von Garrick anzuzeigen, liebster B. davor werde ich mich wohl hüten, allein wenn Sie wissen wollen, was mir, dessen Empfindungen ich allein hier entwickele, ohne sie mit ästhetischen Fundamentalgesezen zusammen zu halten, zuweilen nicht an ihm gefallen hat, da lasse ich mich eher ein, wiewol auch dieses nur sehr unbeträchtlich seyn wird. Denn einmal müssen Sie bedenken: er spielt izt nur Stücke, die er sich völlig eigen gemacht und über die er nun ein Vierteljahrhundert durch in seiner ausgesuchten Gesellschaft das Urteil der grösten Kenner des Menschen empfangen hat. Selbst den Strumpf, der ihm so herabhängt, kan man denken, hat ihm vielleicht Fielding herabgezogen, und den Hut, der da so schön seitwärts sizt, Sterne oder Goldsmith zurückgestossen. Bei so bewandten Umständen, mein Freund, gibt's viel zu lernen, und wenig zu tadeln. Ferner, läugne ich nicht, sein Ruhm blendet bald mehr, bald weniger; es ist schon kein geringes Vergnügen, ich will nicht sagen Glück, ehe der Vorhang aufgezogen wird, dem Schauplaz gegenüber zu sizen, auf dem in einigen Minuten ein Mann auftreten

[illegible] ist, der nach einem ziemlich einstimmigen Urteil der erste Schauspieler der neuen Zeit ist. Ausserdem der Freund, [illegible] und Zögling einiger der grösten Schriftsteller dieses Jahrhunderts. Ist das nichts? Ich bin, um Garricken spielen zu sehen, einmal von Morgens halb zehn an einen Weg von sechs deutschen Meilen gereiset, habe nicht zu Mittag gegessen, und erst nach eilf Uhr zu Abend. Ich habe mit einer Art von wollüstiger Bangigkeit, die Musik anfangen hören, die vor dem Stück herging, in welchem ich ihn zum erstenmal sah. Und was Wunder? Hätte Garrick unter einem wärmern Himmel, von einem engern und höhern Gerüste, mit gleicher Kraft gesprochen und Herzen erschüttert, so würden einst seine Lumpen etwas ähnliches thun. Es ist sehr menschlich, und wird so gehen bis an das Ende der Welt. Ich erinnere mich daher jezt nur eines einzigen Mals, und zwar im Hamlet, daß Garrick etwas auf eine Art sagte, die eine üble Wirkung auf mich that, und einen Misklang mit meiner damaligen Empfindung machte, die vielleicht falsch gestimt war. Ich wil Ihnen sagen, was es gewesen ist. Vor Anfang des Monologs, der auf die Szene folgt, in welcher sich der Geist dem Hamlet über den Mord eröfnet, steht Garrick, als wäre er Hamlet selbst, bis zur Untätigkeit und fast zur Zerrüttung gerührt da, und wenn endlich die Betäubung, in welche eröfnete Gräber, Greuel ohne Gleichen und schreiendes Vaterblut die vortrefliche Seele gestürzt hatten, nach und nach weicht, und das dunkle, schmerzhafte Gefühl sich zu Betrachtung und Worten aufklärt, und zum heimlichen Entschluß samlet, so hat Shakespear dafür gesorgt, daß diese Betrachtung und Worte von der Tiefe und dem Tumult zeugen, aus dem sie hervorbrechen, und Garrick sorgte, wie Sie leicht denken können, von seiner Seite auch dafür, daß jeder Gestus auch einem tauben Zuschauer wiederum von dem Ernst und Gewicht der Worte gezeugt hätte, deren Begleiter sie waren; Eine einzige Zeile ausgenommen, die, nach meinem Gefühl, so wie sie damals Garrick sprach, weder dem tauben Zuschauer, noch dem blinden Zuhörer hätte

gefallen können. Er sprach die physiognomische Bemerkung, die er auch in seine Schreibtafel trägt: that one may, Smile and Smile and a Villain, mit der Mine und dem Ton der kleinlichen Nachspötterei, fast als wolte er den Mann damit auszeichnen, der immer lächelte und lächelte und doch dabei ein Schurke war. Ich kan nicht läugnen, dieses fiel mir in meiner damaligen Verfassung so auf, daß ich den Augenblick erwachte.

Wehe meinem Briefe über Garrick, wenn Sie und ihre Freunde anders stimmen solten. Ich fürchte es nicht; denn bei der zweiten Vorstellung des Hamlet, der ich beiwohnte, hatte ich das für mich schmeichelhafte Vergnügen, ihn dieselben Worte meiner Empfindung durchaus gemäß aussprechen zu hören, nämlich mit dem Ton der wohl bedachten Anzeichnung zu nahem Gebrauch. Das Lächeln des Schurken, den Hamlet meint, war für ihn von der einen Seite zu wichtig, und zu scheuslich von der andern sich dagegen bei, einem Selbstgespräch mit mimischen Spott zu kühlen. Die Lippen, die so gelächelt hatten, muste der Tod aus Hamlets Händen (und nichts anders) Ernsthaftigkeit lehren, und das je eher je besser. Was Garricken bewogen haben mag, jene Worte damals so zu sprechen, will ich nicht ausmachen. Ich dachte, die schönen und sanften Wörter Smile and Smile mögten vielleicht schwer ohne Minen, die wenigstens zur Familie der lächelnden gehörten, auszusprechen gewesen seyn, allein ich glaube doch nun, daß es eher ein Versuch, als ein unvermuteter Streich seiner Zunge und ihrer Nachbarschaft war. Sehen Sie, ist das nicht herrlich? Ich merke so eben erst, daß ich des Mannes Kunst auf Kosten seines Verstandes vertheidige. Also kein Wort mehr davon.

Unter den hiesigen Schauspielerinnen ist nach meinem Geschmack Mrs Barry noch immer die gröste, oder doch die algemeinste, und die einzige, die in diesem Punkt eine Vergleichung mit Garrick aushält. Sie kan, zu einem eiteln Kammerpüpchen zusammengeschnürt, sich mit süsser Selbstgefälligkeit tänzeln und zieren, und trippeln, daß den kleinen Mam=

Mamsellen und den grossen Bedienten das Herz im ganzen Hause aufgeht; und dann wieder mit einem Strom von rauschender und rieselnder Seide hinter sich her, mit hohlem Rücken und stolz zurückgewandtem Angesicht einhertreten, wie die Eitelkeit, wenn sie sich am Zug ihrer Schleppe weidet. Sie ist eine grosse Schönheit, und, wie mir gesagt worden, auch selbst ohne Schminke beim Sonnenlicht auffallend schön, eine geborne Schauspielerin. Ihr Geburtsort ist das schöne, romantische Bath, wo ihr Vater Apotheker war. In ihrem 10ten Jahr (wie mir eine Dame erzählt hat, die sie damals kante) warf sie ihr Strickzeug weg, schlich sich mit dem Shakspear auf den Boden des Hauses, und sprach mit den Schornsteinen. Ihre Schönheit gehört zur Klasse der Heiligen, und der herrschende Ausdruck in ihren Minen und dem Klang ihrer über alles reizenden Stimme, ist sanfte Unschuld und entgegenkommende Güte. Ein Weib so wie sie der Himmel haben wolte! Sanft, nachgebend, und so wenig satirisch als heroisch. O, sie erschrickt vor einem God damn! als wenn eine Bombe språnge. Ich habe sie als Kordelia im König Lear gesehen, wie sie die von Thränen glänzenden grossen Augen nach dem Himmel hob, dann sprachlos die Hände hochringend, mit dem Anstand und, wie mich dünkte, dem Glanz einer Verklärten, ihrem alten verlassenen Vater entgegen eilte und ihn umarmte. Es ist das gröste, was ich in der Art von einer Schauspielerin gesehen habe, noch izt das Fest meiner Fantasie, und ich werde das Andenken an diese Szene nur mit meinem Leben verlieren. Als ich vor 5 Jahren hier war, sah ich sie schon als Desdemona in Othello. Ich habe Ihnen gewiß in Göttingen davon erzählt. Auch erinnere ich mich kaum jemals so stark Partei in einem Stück genommen zu haben, als damals. Reddish, der den teuflischen Jago vorstellte, ist mir noch izt unausstehlich. Wehe allen Lippen und Nasen, die der seinigen gleichen, wenn ich einmal eine Physiognomik schreibe!

G. C. L.

Die Fortsezung künftig.

5. Un-

## 5.

## Unterm Mond ist Leid und Freude.

Wo sind die Jahre meiner Jugend geblieben? Sie sind entflohn, wie die Träume des Morgens. Ich wolte sie wieder haschen, aber ich muste zusehn, wie sie der Wirbel der Zeiten verschlang. O wie wohl ist dem Menschen beim Traume seiner Jugend! Die Sonne ging auf, die Sonne ging unter; und ich mischte mich froh unter die Gespielen meiner Jugend, und dachte nicht an den Weg, den ich hinter mir gelassen hatte. Die Sonne ging auf, die Sonne ging unter, und die Knaben lachten über mich, daß ich mich in ihre Reihen drängen wolte. Zwanzig Sommer rollten über mich weg, da sah ich mich um, wolte mich wieder freuen, und fand, daß die Freuden der Jugend mich flohn. Da wolt ich die Gespielen meiner Jugend um mich her versamlen, aber ich sah, daß ihrer wenig geworden waren, wie die Blumen am Wege des Wandrers. Da sagte mein Vater zu mir: geh hin in die Länder der Nachbarn, und lerne von den Männern, die da Weisheit lehren, Wissenswürdiges im menschlichen Leben; aber ich sah, daß die Männer nicht viel wusten, was wissenswürdig ist im menschlichen Leben, denn sie gaben mir nicht die Freuden der Jugend zurück. Und ich kam zum Heerde meines Vaters zurück, und wolte mich wieder freuen mit den Gespielen meiner Jugend. Da sagte mein Vater zu mir: ich will dich tränken mit dem Kelche der Ehre, du solst neben mir sizen bei den Mahlen der Grossen. Aber ich hatte keinen Sinn für das, denn ich wolte eine Hütte bewohnen, die ich mir gebaut hatte im Innern meiner Seele. Da wolt ich Freunde um mich her versamlen, die mit mir wohnen solten in der Hütte des Thals, aber sie konten meine Stimme nicht hören, denn sie kletterten hoch auf den Bergen herum, und ich ging meines We-

gesenkt in den Tiefen des Thals. Nachsehn aber konnt' ich ihnen, und ich sah, deß sie gewaltig stolperten, denn sie hatten sich berauscht aus dem Becher der Ehre. Da sagt' ich zu mir selbst, was ich meinen Freunden sonst sagte: Mensch, es ist nicht gut, daß du allein bist; hänge dein Herz an die Augen eines Mädchens, suche dir eine, die du küssen kanst in der Hülle der Mitternacht. Und ich mischte mich in die Reihen der Mädchen meines Landes, wenn sie den Tanz verlängerten, bis die Röthe des Morgens ihre Wangen färbte; aber sie wallten bei mir vorüber, wie Nebel am Felsen; und ich bemerke nicht, daß sie schön waren, denn ihre Augen sagten mir, daß sie die Sprache meiner Liebe nicht verstünden. Und sie wallten zu ganzen Schaaren bei mir vorüber; aber keine von ihnen wolte meiner Seele wieder vorüberziehn, wenn ich mir Gedanken schuf in der Stille der Mitternacht. Ihre Bilder waren aus meiner Seele verwischt, wie das Gewebe des Nebels, das ich auf meinen Wangen sammelte in der Stunde der Mitternacht, beim Kommen des Morgens. Da hüllt' ich meine Seele in Trauer, und fragte mich oft selbst, ob ich vielleicht ein Weiser geworden wäre, weil ich nicht genoß, was andre genossen. Und als ich einst an der Quelle meines Thals saß, floß mir eine Gestalt entgegen, die ich für Täuschung hielt, denn sie kam leise zu mir, wie auf den Flügeln des Windes. Aber wie sie mir näher kam, sah ich, daß es eine Mädchengestalt war, und da ich ihre Hand faste, zitterte meine Seele, wie die Blätter der Espe. Ich sah in ihren Augen, daß sie die meinigen verstanden; sie sagte mir leis: ich will mit dir wohnen in der Hütte des Thals; ich will dich küssen in der Hülle der Mitternacht.

---

6. Ue-

## 6.

# Ueber die münsterschen Medizinalgeseze.

Fortsezung. S. den Anfang im Nov. 77. S. 386.

Wir kommen aber wieder zu unserer Medizinalordnung. Von S. 90. an werden die Aerzte unterschieden. Einige ergründen die Ursache einer Krankheit und richten darnach ihre Verordnungen ein; andere sehen nur auf die Aehnlichkeit des Fals und verordnen, ohne weiter nachzusinnen, das, was in einem ähnlichen Falle geholfen hat. Die lezten sind empirische Aerzte.

Hr. Hofmann beschreibt hier die Studien und die Art zu praktisiren eines Empirikers und eines gelehrten scharfsinnigen Arztes, worin freilich manches über den gemeinen Begrif geht: aber auffallend wird der Unterschied S. 111. f. Jener weis selbst bey Krankheiten, die von Einer Ursache entstehen, als Pocken und Masern, sich doch in verwickelten und abweichenden Fällen nicht zu finden und in Krankheiten, die verschiedene Ursachen haben, als Entkräftung u. s. w. hängt er sich sogleich an das hervorstechende System, ohne die Ursachen zu ergründen, gibt in Mattigkeit von Blutfülle oft eine schädliche Stärkung, da er Blut lassen solte, so daß darüber dem Kranken die verschluckten Irrtümer des Arztes manchmal übel aufstossen. Der gründliche Arzt wird in der Schwindsucht z. B. hier Erdbeeren, dort Milch, dann Kalkwasser, nun Vitriolsäure, bald Schwefel, bald China, dem Einen Sublimat und dem andern ein Haarseil nötig finden, wo der Empiriker nur Einerlei weis, und wenn das nicht anschlägt, nicht mehr Tag sieht. Er hat dieselben Krankheiten vor sich und kent dieselben Mittel, als der denkende Arzt: aber jene zu erforschen und diese rechtzeitig anzuwenden, das versteht er nicht.

Die

Die Pfuscher indessen und die Empiriker können nicht ganz ausgerottet werden, und da hat man folgende Klassifikazion der Aerzte gemacht, die von unten auf anfängt.

6. Empiriker, die nur eine oder die andere Krankheit kennen und gegen selbe ein Rezept wissen.

5. Empiriker, so die meisten Krankheiten nach ihrem Namen zu unterscheiden verstehen und was gute Autoren dagegen für Mittel gebraucht haben, wissen oder doch nachlesen können.

Es finden sich gelehrte Aerzte, die nach Hypothesen Krankheiten kennen und kuriren und mit vielem Gewäsche räsonniren können. Diese, da sie dadurch mehr Schaden als Nuzen stiften, sollen blos nach dem Maas ihres empirischen Wissens, das doch einiger massen nüzlich seyn kann, in die 5. oder 6. Klasse geworfen werden. (Eine herrliche Anordnung.)

4. Aerzte, die volständige Empirie, aber dabei gehörige Kentniß der Logik, der demonstrativischen Methode und der Naturlehre haben, und also auf dem Wege sind, gründliche Aerzte zu werden. Ein solcher wird bemüht seyn, sich mit den Ursachen der Krankheiten und der Ursachen der wahren Hülfsmittel bekant zu machen.

3. Aerzte, die ausser der volständigen Empirie, noch in der Logik, Meßkunst, Zergliederungskunst, Naturlehre, Physiologie, Pathologie, Therapie festen Fuß gesezt haben, die mit den Kunstwörtern klare, deutliche, volständige Begriffe verbinden, die alles Wichtige wissen, was von Ursachen der Krankheiten und Mitteln entdeckt ist: die aber in den Nebenzweigen, Chimie, Apothekerkunst, gerichtliche Arzneikunde, Geburtshülfe, Botanik u. s. w. noch schwach sind.

2. Aerzte, die auch in diesen Nebenzweigen stark sind.

1. Aerzte, die mit allen diesen errungnen Kentnissen noch Entdeckungen von wahrem praktischen Nuzen gemacht haben.

Jedem Arzte seinen Rang zu geben, sol er examinirt werden. Jedes Mitglied des K. M. gibt ihm einen Saz zur

zur Ausarbeitung; und ist der Saz ein entdeckter Saz: so muß er in dem Hause des Examinanten, doch mit den dazu verlangten Büchern, seine Ausarbeitung machen. Ists aber ein Saz, welcher Sachen betrift, die der Kandidat nicht wissen kan, z. B. wenn man klare, deutliche und volständige Begriffe eines Kunstworts, als der Schärfe, der Krisis, der Ursache, warum Wechselfieber Paroxismiren fodert: so muß der Examinant die Erklärung mit den Beweisen dem Kandidaten vorsagen und der Kandidat muß dies in gehörige Ordnung bringen und zwar, wo er wil, weil er darin zu fremder Hülfe seine Zuflucht nicht nehmen kan. Kan der gelernte Arzt dergleichen nicht in gehörige Ordnung bringen: so sol er in die 5. Klasse bis weiter herabgesezt werden. Ist der Kandidat im mathematischen, physischen oder chemischen Fache nicht bewandert: so kan er darin sich Aufsäze verbitten. Alle Aufsäze, die lateinisch (das mögte man lieber nicht wollen, da es hier auf Sachkentnisse angesehen ist, worüber man sich jederzeit in seiner Muttersprache klärer und angemessener ausdrückt) oder deutsch seyn können, werden versiegelt den Mitgliedern des K. M. gegeben, um ihre Meinung beizufügen. Wir übergehen verschiedene Partikularien, das Examen betreffend. Es wird nach Maasgabe desselben das Zeugnis ausgefertigt und beim Gerichte jeden Orts protokollirt, so daß jeder für Schreibgebür davon eine Kopie verlangen, und sich von der Fähigkeit seines Arztes unterrichten kan. Von Aerzten der 6. Klasse wird namentlich benant, in welchen Krankheiten sie zu brauchen sind. Die aus der 5. Klasse können sich allenthalben und in allen Krankheiten brauchen lassen; die aus der 4. heissen geschickte; aus der 3. sehr geschickte; aus der 2. furtrefliche und aus der 1. furterfliche und ausgezeichnete. Das leztere Beiwort kan aber auch Aerzten der 3. und 4. Klasse gegeben werden, fals sie durch neue Entdeckungen sich verdient gemacht haben: aber bei ausgezeichnet steht dann das Beiwort der Klassen z. B. geschickt und ausgezeichnet. Ist ein Arzt der 5. Klasse in einem Fache sehr gut, z. B. in der

Ana-

Anatomie, so wird dies namentlich hinzugesezt. Ist ein Arzt mit der Klasse nicht zufrieden, in die er gesezt ist: so schickt das K. M. die Akten nach Akademien. Wenn ein Arzt aus einer niedern Klasse sich höhere Geschicklichkeit erwirbt und eine neue Prüfung untergeht, so kan er in eine höhere kommen. H. H. glaubt Ehrgeiz oder Eigennuz werden hier sehr wirksam seyn, sich höhere Geschicklichkeit zu erwerben. Und werden Aerzte in der Folge nachlässig und vergessen das Gelernte: so kan das K. M. sie vorladen und sie bey der Prüfung in eine niedrige Klasse heruntersezen. Auf die Art hoft H. H. den Untertan in dessen Wahl zu lenken, die Aerzte zu mehrerm Fleisse zu ermuntern, den Scharlatan herunterzusezen, den geschickten Arzt, der vor dem Pralen des Scharlatans nicht aufkommen konte, aus dem Staube zu heben. Hart findet ers auch nicht. Ist doch jede Ratpflege eine Art Ausarbeitung und Probe, und muß doch jeder, der ein Buch schreibt, sich noch öffentlicher von Rezensenten dessen Meinung sagen lassen.

Die Physizi sollen Doktoren seyn, sollen in der Anatomie, mediz. Jurisprudenz, Wundarzneykunst und Apothekerkunst, auch, wenns möglich, in der Hebammenkunst bewandert seyn. (Kurz ein Physikus solte ein Arzt der 2. Klasse seyn, obgleich H. H. S. 143. mit einem geschickten Arzte, also der 4. Klasse, zufrieden ist, wenn er nur in gedachten Kentnissen gehörige Einsichten besizt.) Vorher aber muß er von dem K. M. geprüft werden. Von epidemischen Krankheiten sol er ans K. M. berichten.

Alle Aerzte, die einen Ehrentitel haben, dürfen junge Aerzte anführen und zu Kranken schicken, ohne daß der junge Arzt nötig hätte, sich vor das K. M. zu stellen. Wil er demnächst selbst ohne Anführung praktisiren: so muß er sein Tentamen ausstehen. (Aber vorher könte nicht blos, sondern solte jeder junge Arzt unter Anführung eines geschickten alten Arztes praktisirt haben, oder in Lazareten angeführt worden seyn.)

Wenn

Wenn Aerzte sich auf die Wundarzney oder Einen Theil desselben z. B. Staarstechen, Geburtshülfe s. w. gelegt haben: so werden sie darüber geprüft und erhalten in ihrem Patente die Erlaubnis dazu. (Sehr billig. Der Doktortitel muß nicht algemeine medizinische und chirurgische Lizenz geben.)

Wenn ein Arzt auswärts berufen wird: so sollen die andern dessen Kranken bis zu dessen Rückkunst besorgen. Einer sol dem andern, auch selbst wenn der erste abgeschaft werden sol, vom Verlaufe der Krankheit Nachricht geben, doch sol der neue Arzt es verhüten, daß der alte nicht abgeschaft werde, weil mehr Augen doch besser sehen, als zwei. Sie sollen die Zänkereien meiden und wenn sie uneinig sind und Einer es fodert, sollen beide ihre Meinung aufsezen und es dem K. M. oder wem sie wollen, zur Entscheidung übergeben. Wir übergehen, was wegen Beschuldigungen, sie mögen wahr oder Verläumdung seyn. verordnet ist. (Ehrlichen Leuten ist gut predigen und bei andern hilfts wenig.)

Durchaus wil H. H. nicht, daß sich an einem Orte nach Belieben Aerzte niederlassen sollen. Man sorgt, sagt er, für das Auskommen der Richter und der Prediger, warum denkt man nie an die Aerzte?

Es sol sich also kein neuer Arzt an einem Orte sezen, der schon hinreichend versehen ist: sondern das K. M. sol ihm andre Orte vorschlagen, wenn er nicht besonders geschickter ist, als die, so bereits da sind, oder diese sich durch unordentliche Lebensart ungeschickt gemacht haben. Denn da ists besser, daß die leiden, als daß das Publikum leide. Und gehört ein Arzt zu den drei ersten Klassen, so mag er sich sezen, wo er wil.

(Der V. ist hierüber völlig mit H. H. einig. Die Menge der Aerzte thut der Kunst Schaden. Nicht der geschickteste, sondern der klügste, der am meisten die Menschen zu fesseln weis, und das versteht der geschickteste in der Regel am wenigsten oder ist zu sprödе, auch klug zu seyn, zieht die meisten an sich, und das Verdienst darbt. Der geschickte Mann zieht

sich

sich endlich zurück — "leben und nähren wollen wir uns doch alle — und läst das Feld beliebten Scharlatanen. Allerdings solte ein K. M. darauf sehen, daß die Kunst nicht nach Brod gehen dürfe, wenn der Künstler angewandt seyn will. Und durch was anders als durch Verhinderung, daß ein Ort nicht überladen werde, kan der Staat es nicht. Aber was ist zu viel und was genug? Ich wünschte H. H. hätte hier seine Gedanken über die Proporzion der Aerzte zur Menschenzahl gemacht, oder ein anderer machte sie. Auch dieser Punkt verdient in der politischen Arithmetik eine Stelle.

Das freie Niederlassen der Aerzte also hat H. H. völlig eingeschränkt. Es gilt aber, wie wir sehen, nur von fremden Aerzten. Die Landeskinder sollen den Vorzug haben, daß sie sich allenthalben im Hochstift sezen und praktisiren dürfen.

(Aber fält dadurch der Nuzen nicht weg, den H. H. abzweckt? Man kan sagen, es solle eine Aufmunterung seyn für die Landeskinder: aber laß sie sonst in jeder Konkurrenz Vorzüge haben: aber, wo es auf andrer Wohl ankomt, nicht. Ueberdem mögten wir am wenigsten Landeskinder in ihrer Vaterstadt sich frei niederzulassen gestatten. Wer da weis, was Familienverhältnisse für Einflüsse haben, wie oft ein minder geschickter Vetter gebraucht, empfohlen, aufgedrungen wird, der wird eher dergleichen Verhältnisse zwar nicht zu hindern, aber doch mehr zu mindern, als zu vermehren suchen. Ich würde, wenn ich im K. M. wäre, fast immer die Landeskinder unvermerkt zu verpflanzen, an einen entfernten Ort sie anzusezen suchen, damit die Talente für sich wirksam und nicht die Familienverhältnisse es wären.)

So viel von Aerzten. Die Wundärzte werden in 3 Klassen getheilt.

3. Bartscherer, die Blut lassen, ein Pflaster auflegen, höchstens ein gebrochenes Bein elend schindeln können: aber vom Manual wenig mehr verstehen, als die Scharfrichter;

0. Wundärzte, die das Manual bei Verrenkungen, Brüchen und an kleinern Operazionen gut verstehen, auch nicht ohne anatomische Kentnisse sind: aber in wichtigen Operazionen nicht gebraucht werden können.

1. Wundärzte, die nicht nur chirurgische Krankheiten durch allerhand Mittel ohne Operazion zu kuriren verstehen, sondern auch schwerere und selten vorkommende Operazionen zu verrichten im Stande sind.

Sie erhalten, wie die Aerzte, nach der Prüfung ihr Patent, worin das Maas und die Art ihrer chirurgischen Geschicklichkeit ausgedrückt ist, und das eben so gerichtlich protokollirt wird. Ist einer in Einem Zweige der Kunst z. E. Zahnausziehen, Geburtshülfe, Staarstechen, Steinschneiden, besonders geschickt; so wird dies neben dem Karakter der Klasse, den er erhält, besonders spezifizirt. Eben so wird auch angemerkt, wenn er in Einem Theile der Kunst, den man sonst gewönlich von einem Wundarzte erwartet, sehr unwissend ist. Er kan auch selbst anzeigen, in welcher Art von Geschicklichkeit er sich besonders will prüfen lassen und worin er es nicht will. Hat er eine nuzbare Erfindung gemacht, so sol es rühmlich angezeigt werden. Der Wundarzt einer untern Klasse muß dem aus einer obern Folge leisten, oder dem Arzte, die aber dafür auch, wenns erfodert wird, dem K. M. stehen müssen.

Versteht der Wundarzt so viel, daß er auch bei chirurgischen Krankheiten die innern Mittel verschreiben kan: so ists ihm erlaubt. Er muß aber davon gewiß seyn. Sonst muß er einen geschickten Arzt zu Rathe ziehen, oder er wird gestraft, fals er auch nur das Bessere versäumt hätte. Das Wohl des Publikums und der Eigendünkel mancher Wundärzte wil diese Schärfe. Dagegen sollen höhere Wundärzte und Aerzte denselben auch ihren Rath unentgeltlich ertheilen.

Oft verstehen Wundärzte auch was von innerlichen Krankheiten, und zu Zeiten der minder geschickte mehr, als der beste Operatör. Wer also dergleichen zu leisten im

Stan=

Stande ist, dessen medizinische Geschicklichkeit sol eben so, wie der Aerzte ihre geprüft und klassifizirt werden und der fehlende Doktortitel sie von der Praxis nicht ausschliessen. Sie müssen gar, da sie auch chirurgische Geschicklichkeiten haben, den Aerzten derselben Klasse vorgezogen werden, fals der Ort nicht bereits mit geschicktern Aerzten besezt ist, welches der Fall bey grössern Städten gewiß seyn wird, so, daß sie also in denselben sich des Praktisirens enthalten müssen. So wenig oder viel Geschicklichkeit der Wundarzt in innerlichen Krankheiten haben mag, so viel sol sein Patent benennen, und so weit darf er sich der Praxis anmaßen. In Absicht der medizinischen Kentnisse werden die Wundärzte denn auch wieder in 6 Klassen abgeschieden.

6. Der Ausschus, die gar nicht innerlich praktisiren dürfen, als wo kein Arzt oder Wundarzt ist und wenn sie es thun müssen, nur nach Angabe des auszufertigenden kleinen medizinischen Katechismus, worin für die gemeinsten Krankheiten die Mittel, so oft nuzen und nie schaden, angeführt und derselben Anwendung gezeigt wird. Ueber diesen Katechismus sollen sie examinirt werden, und weiter sollen sie nicht praktisiren, ohne sich straffällig zu machen und ihren Arztlohn zu verlieren, gesezt auch, daß sie nicht wirklichen Schaden angerichtet hätten. Auch sollen sie durchaus da nicht praktisiren, wo ein geschickterer Mann wohnt, oder hinkommen kan. Man kan dieser Art Leute auf dem platten Lande und bei der grossen Entfernung von Aerzten nicht entberen. In einem entlegenen Dorfe kan ein Mann einen Seitenstich und ein Kind von Säure Konvulsionen bekommen. Da muß so ein Mann ein paarmal Blut lassen, Honig und Essig geben, oder dem Kinde Krebsaugen verordnen dürfen. Aber weiter muß er auch nicht kommen, er habe denn durch Fleis eines höhern Karakters und einer ausgebreitetern Erlaubnis sich würdig gemacht, so daß er nach einem grössern Buche, das namentlich angeführt werden sol, praktisiren darf.

5. Diese kommen mit der 5. Klasse der Aerzte überein, dürfen äusserlich und innerlich kuriren: aber nur an ihrem Orte, wo kein besserer Arzt oder Wundarzt sich aufhält oder an solchen, wo dergleichen nicht ist. Daher heissen sie Medizinalchirurgi des Orts oder Amts.

4. Die, so aber schon mehr von der Ursache der Krankheiten und der Wirkung der Mittel verstehen und mit der 4. Klasse der Aerzte zutreffen, heissen schlechthin Medizinalchirurgi, und so entstehen

3. auch geschickte Medizinalchirurgi und

2. sehr geschickte und

1. ausgezeichnete Medizinalchirurgi, welche beide leztern so seltenen Fälle das K. M. an den Kurfürsten berichten sol. (Dies ist wohl lokal. In Frankreich, in England und izt in Dännemark und Schweden ist der Fall so selten nicht.)

Die Wundärzte sollen auch, wenn sie wollen, bei ihrer Prüfung ausarbeiten dürfen. Sie sollen, wenn sie sich geschickt gemacht haben, zu höhern Prüfungen sich angeben können.

Können sie aber keine Art Prüfung ausstehen: so sollen sie für sich nicht praktisiren, mögen sich aber von Aerzten oder Medizinalchirurgis brauchen lassen und werden dann nur als Hände jener geschickten Männer betrachtet. Gehen sie weiter und könnens auf Erfordern nicht beweisen, daß sie blos mit Beirath Geschickterer verordnet haben; so werden sie gestraft. Wird der Wundarzt aber, weil der Arzt nicht in Eil zu haben ist, gerufen: so kan er verordnen, auch bei der Kur bleiben, muß aber dem Arzte Nachricht geben, und ihn oder andre Aerzte zu Rath ziehen. (Das wird nun oft der Fall werden, und man wird oft Eil vorgeben: aber das läst sich nicht ändern.)

Das K. M. muß darnach sehen, daß sich nicht leicht zu viel geschickte Männer an einen Ort sezen und einander das Auskommen schmälern. Es sollen auch, wo sich ein geschikter Mann sezt, zwar die ungeschicktern, die einmal da

werden, welche ganz von der Praxis ausgeschlossen seyn, aber sich nach und nach aussterben. Da aber auch dies nicht an allen Orten seyn kan: so sol man einsweilig die elenden Landbader nach dem kleinen medizinischen Katechismus fortpraktiziren lassen. (Und das wird gewis noch lange geschehen.)

Die Bader sind Wundärzte, die zugleich schröpfen. H. H. tadelt mit Recht, daß dies einen Unterschied macht. Schröpfen ist nichts schimpflicher, als ein Klystier sezen. Zünfte sind eingeführt, damit die, so sich mit einer Sache befassen, doch geschickt durch ihre Lehrherren würden und die, so lernten, würden allein privilegirt, allein zunftmässig. In den drey Lehrjahren müssen sie indessen nicht viel anders, als ihren Herren die Schuhe bürsten, die Kinder hüten, im Garten arbeiten, und nach 3 Jahren haben sie denn zunftmässig gelernt. Die verdamten heutigen Zünfte! ruft H. H. aus, und er hat Recht. Und daher verordnet auch der Kurfürst, es solle kein Unterschied zwischen Badern und Wundärzten seyn und beide auf die nämliche Art behandelt werden.

Da Operatöre z. E. Bruchschneider, Staarstecher s. w., da sie viel Uebung haben, oft besser einzelnen Schäden abhelfen, als andre seshafte Aerzte: so sollen sie ihre Kunst ausüben dürfen, wenn sie beim K. M. sich deshalb haben prüfen lassen: aber sie müssen ihre Kunst nicht weiter ausdehnen, als ihnen Erlaubnis gegeben wird.

Oft wissen auch reisende fremde oder andre Aerzte ein Mittel gegen ein Uebel, das sie dem K. M. zu offenbaren nicht angehalten werden können: aber ein solcher sols melden, und wenn er jemand kurirt, sol das K. M. überlegen, ob es auch das Werk der Natur und Zeit sey und ihm es erlauben oder verbieten, je nachdem das Wohl des Publikums es erheischet. Sehr genau und gut sind hier die Fälle bestimt.

So weit die münsterschen Geseze von Medizinalverwandten. Sie lassen Wundärzte und Bader zur medizinischen

Praxis und dulden den Pfuscher bis auf den geringsten Bauernarzt. Das wird vielen verderblich scheinen und noch mehr wird es wenigstens befremden. Aber ich bitte, die Sache im Ganzen anzusehen und recht ins Auge zu fassen.

Wer sind Pfuscher und wer nicht? Ich spreche nicht von wissenschaftlichen, von Leuten die ihren Beruf nicht verstehen; aber wen nennen die Geseze Pfuscher? Den, der sich unbefugt mit der Praxis befaßt. Und wer nur ist befugt dazu? Der, der auf der Akademie den Gradus erhalten hat. Ich weis, daß in neuern Zeiten hie und da noch erst eine besondere Lizenz nach einem neuen Examen erfordert wird, zum Beweise, daß die sogenante legitime Promotion nicht hinreichend erfunden worden. Aber im Ganzen ists doch noch so, daß gelernte Doktoren nur allein zur Praxis befugt sind. Das besagen die Geseze.

Aber der Mann (wird dir ein ehrlicher Landmann antworten) der Mann, der mir in Leibesnöten einen guten Rat geben kan, der ist mir so wilkommen, daß ich mirs nicht wil verbieten lassen, seiner Hülfe mich zu vertrauen. Ich muß Hülfe, und meine Hülfe auch nahe haben. Was dients mir, daß vier Meilen von mir in der Stadt die geschicktesten Aerzte bei Duzenden wohnen. Mir sind sie nicht geschickt, weil ich sie nicht haben kan. Kaum kan es der Pfarrer, wie könte ichs? Ich bin aber auch ein Mensch und liebe mein Leben und leibe. Der Staat thut nichts für mein Leben: so will ichs thun, und Geseze sollen mich nicht hindern, dem ersten Triebe, den Gott in meine Brust gelegt hat, ein Gnüge zu leisten. Ich sol auch niemand tödten. Das wollen die Geseze nicht: aber wo Notwehr ist, und hier ist auch Notwehr. Sterben machen und sterben lassen ist mir an mir selbst Eins. Ich wil mein Leben gerettet haben. Da müssen die Geseze verstummen.

Wenn das der Mann im Kittel seinem Fürsten sagte, und sagt ers nicht: so liegts nur daran, weil er seine Stimme zu demselben nicht erheben kan; aber wenn ers ihm sagen könte und dem Fürsten der gemeinste Bonsens und

nur

nur seine Ader von Mitleid nicht mangelte: so würde er sein Stillschweigen heissen, und den Gesezbrüchigen zusamt dem mitleidigen Samariter loszälen, der dem Manne Oel und Wein in dessen Wunden goß. Und wenns auch das nicht wäre, wenn der arme Mann nur in seiner Leibesangst eines Zuspruchs bedurft hätte oder einen unschuldigen Rat, an den er sich in seiner Beklemmung hält und durch Glauben daran sich erleichtert fühlt, ich weis nicht, wie der abgehärteste Richter den Mann und dessen Tröster verurtheilen könte. Und ist das nicht, wozu die Geseze, die nicht gehalten werden können, und die man auch in der Anwendung so leicht übersieht und nicht in Erfüllung bringen wil? Wie es oft beim Gesezgeben geht. Weil man zu viel fodert, kriegt man nichts.

Aber wenn der Staat nach und nach die kleinen Städte und das platte Land mit geschickten Aerzten besezen könte? Gedacht ist oft an so was: aber versucht nicht, und es wird auch nicht gehen. Der Punkt der Gesundheit gehört ziemlich mit Erwerb, Kunst und Gewissen in Ein Fach, worin sich der Staat nie zu viel mischen solte, als um die Störer zu bezüchtigen, nicht den Gang zu bezeichnen. Aber laß es seyn, er wolte nun einmal es.

Woher wil er die Menge geschickter Männer nehmen? und woher wil er sie besolden? Brauchts doch fast so vieler Arztstellen als Pfarreien sind.

Aber wenn auch beides, wird das Mittel den Zweck erfüllen? Ist es geraten, Aerzte dafür zu besolden, daß sie dem gemeinen Mann umsonst beistehen, wo es so manchem, wie der Mensch nun gemeiniglich ist, so leicht wird, diese Pflicht zu versäumen, wenn kein Reiz zum Fleisse unmittelbar dazu komt?

Doch die geschickten Aerzte sollen auch ehrlich seyn und edel denken. Unsre Idealärzte haben eine liberale Erziehung genossen und sind mit treuem Mitleiden für ihre armen Brüder erfüllt. Laß es ihren Beruf seyn, in die Hütten des Land-

Landmanns zu wandern und in die Keller der gemeinen Bürger zu kriechen; laß sie das thun sollen, was die Geseze sagen, daß es der Pfuscher nicht sol. Ein Mann von guter Erziehung, von feinem Bau, wie er sich zur feinern Seele schickt, wird bei allem dem, was die Reinlichkeit nur verlezen kan, in den Fall gesezt, worin sich eine Dame von hoher Geburt aus Wahl sezt, wenn sie eine barmherzige Schwester bei Kranken zu Büssung ihrer Sünden wird. Gerade je feiner und edler er denkt, ja mehr wird er es fühlen. Er wird dabei und bei allen den Vorurteilen und Hindernissen, die er findet, nicht glücklich seyn, keine Freude des Lebens haben, seinen Sohn nicht, auch seinen Freund nicht zu diesem Stande berufen wissen wollen. Man verüble es dem Arzt nicht, daß er noch Mensch bleibt, daß er hienieden nicht schon ein Engel ist. Zu heroischen Tugenden kan wol der Enthusiasmus beleben: aber besolden und verpflichten kan man dazu niemand.

Ich kenne auch deren, die es könten und es eine Weile gewolt haben. Aber ausgerichtet haben sie wenig. Neben ihnen wird doch der Pfuscher aus dem untern Stande dem untern Stande mehr gefallen und den Zulauf erhalten, um den der wohlerzogene Arzt nicht bulen kan. Es zieht nichts so kräftig den Beifal an sich, als die Simpathie der innern Denkungsart und der äussern Gleichstellung. Wenn ich in einer Stadt meine Bürger ziemlich kente; aber der Aerzte keinen: so wolte ich aus dem Zirkel derer, die diesen oder jenen Arzt brauchen, mit ziemlicher Gewisheit jedes Arztes Denkungsart festzusezen wagen. So gewis wirkt diese Sympathie und das liegt in der Natur des Menschen, daß gleich und gleich sich gesellet.

Dank sey es den Fakultäten, wie die izigen Medizinalgeseze nun einmal lauten, daß sie uns noch so fleissig die Barbier= und Apothekergesellen promoviren und uns eine Porzion halbwege Pfuscher senden, die für ihr Geld nach den Gesezen es nicht sind. Wie solte unter den

Aerz=

Aerzte von liberaler Erziehung der gemeine Mann sonst noch kaum Doktor finden?

Und man nehme denn die, die so promovirt haben; was ist zwischen ihnen und den andern pfuschernden Wundärzten, Apothekern und Badern, die doch auch gute Bücher lesen können, für ein andrer Unterschied, als daß jene einige Kollegien nachgeschrieben haben, die sie einen Theil nicht und den andern quer verstunden und darauf den Titel erhielten? Ist der Unterschied nicht hauptsächlich der, daß jene zu dem Gelde zu raten wusten und diese nicht? und daß diese darüber zu den Pfuschern gerechnet werden, weil es ihnen zur rechten Zeit an den erklecklichen Summen gebrach? Und ist das, wie es nicht immer, (denn es werden auch zu Zeiten tüchtige Männer, wenn es bei einem guten Kopfe zutrift) wie es aber doch sehr oft ist, wozu dient dem Publikum dieses Gaukelwerk? Ich dächte die Fakultäten machten ihm ein Ende, drängen auf wahres gründliches Wissen, das sie ausbreiten sollen, und liessen die Ehrenzeichen davon niemand erhalten, als den, der sie verdient. Und die Fürsten machten ihm auch ein Ende, und ehrten zwar auch Wissen mit Beifal und Belohnung: aber verböten die Maskerade des Doktormachens, liessen jeden seyn, was er wirklich ist, jeden beweisen, was er wirklich weis, jeden des Berufs leben, den er fühlt, oder zu fühlen glaubt, ohne für Geld mehr vorstellen zu müssen, und dies Geld dem Publiko wieder mit Zins abzunehmen. Denn der Doktor muß doch besser bezahlt werden, als der Pfuscher und ist doch im Grunde um nichts mehr und nichts weniger nüzlich.

Ich sehe wirklich keine Auskunft, als die, so Herr Hofmann vorschlägt, die Praxis einem jeden frei zu geben. Die Geseze können dem Uebel nichts anhaben und die Pfuscher nicht verbannen: aber last uns sie brauchbarer machen. Wenn der Landesherr in irgend einem Striche Landes eine nachtheilige Wirtschaft eingeführt findet: so jagt er den Bauer nicht von Haus und Hof und sezt besser belehrte Wir-

te dahin. Er sucht die so da sind, besser belehren zu lassen, macht Anordnung, um sie dazu zu leiten, sezt Belohnungen darauf, wenn jemand es besser macht, bis sie es alle, oder doch meistens besser machen lernen. Er erzieht sie zum Bessern: aber jagt sie nicht weg. Last es uns auch so machen, so, daß die Pfuscher lernen können und lernen wollen und dann nicht mehr thun, als sie können; aber doch das, was sie können.

Aber werden sie besser werden wollen? Ich glaube ja. Man muß beim Menschen nicht leicht bösen Willen voraussezen, obwol auch nicht allezeit leugnen. Eigentlich will der Pfuscher Gutes thun, glaubt es andern zu thun, will sich selbst dabei wohl und machts denn so gut, als er kan und weis. Da aber die Geseze ihn dafür strafen, wenigstens er Gefahr läuft, gestraft zu werden: so praktisirt er heimlich fort, ohne seinen Verstand und seine Einsichten zu bessern. Müste er das Licht nicht scheuen: so erholte er sich vielleicht Rats bei denen, denen er das Mehrwissen gewis zutraut, aber die er fürchten muß. Ich hab es selbst versucht. Da die Pfuscher sahen, daß ich sie duldete und mich freundlich mit ihnen beredte: so sind einige zu mir gekommen, und ich habe ihnen Rat und Bücher gegeben. Nicht alle habens gethan, die ich kante. Starrköpfige, mistrauische, bei weniger Kentniß sich selbst genügsame Menschen gibts in allen Ständen. Aber einige thatens doch. Und wenn diese Leute nicht blos geduldet werden; sondern auch Erlaubnis erhalten können: so werden sie sich zu uns nahen und bei unserm Lichte sehen. Was nicht von Natur gutartig und lernbegierig ist, wird es doch werden können. Sie wissen, daß wir die Geseze, wo nicht gemacht, doch veranlast haben und glauben, es sei unser Eigennuz allein, der sie veranlast hat. Denn etwas dünkt sich doch jederman und dies etwas, so wenig es auch sey, haben ihnen die Geseze nicht gelassen. Die Menschen sind wie die Kinder. Durch Zwang und Härte werden die Kinder halsstarrig und bösartig, und die Pfuscher durch die Geseze,

die

die ihm das Brod nehmen und das Messer an die Gurgel sezen, werden darüber heimtückische, betrügerische Winkelärzte. Verscheucht haben die Geseze sie nicht: aber sie haben sie gescheucht. Sie sind scheu und klug geworden, den Gesezen aus dem Wurf zu gehen. Weiter ist zum Besten des Ganzen nichts ausgerichtet und das Pfuschern ist seinen Gang gegangen, so gut es konte. Laß sie es aber nur fühlen, daß die Geseze aus der Sache selbst fliessen, vom gemeinen Nuzen bestimmt werden und nicht wie Monopolien aussehen, die sich eine gewisse Klasse von Studirten errungen; laß sie bemerken, daß der Fürst und dessen medizinische Vorsteher auf Wissen und auf gemeinen Nuzen sehen, daß jeder, je nachdem er, nicht betitelt, nicht lateingelehrt, sondern nachdem er einsichtig und fleissig und treu ist, frei praktisiren und seines Fleisses leben könne: so werden sie aus ihren Winkeln kommen, werden sanftsam werden und lernbegierig, und besser zu werden wenigstens versuchen, als sie vorhin nicht waren.

Aber können sie es werden? Ist mit dem Geschlechte von unschlachtigen, rohen, zum Begreifen und zum Denken so wenig fähigen Köpfen was anzufangen? Ich glaube es, weil ich an einen gesunden Verstand glaube, den ich in allen Ständen antreffe, der gar nicht von Lernen und Wissen abhängt, dadurch freilich kan geübt, auch brauchbarer gemacht werden, wie ein Gutherziger besser Wohlthäter ist, wenn er Mittel hat: aber der doch auch durch Lernen und Künsteleien manchmal Schifbruch leidet oder doch sehr beschädigt wird. Ich habe gewis hohe Begriffe von wahrer weiter Gelehrsamkeit und achte sie einen grossen Schaz, wenn man sie zu brauchen weis. Noch höher steht mir das weitsehende tiefdringende Genie, das richtig, genau, scharf beobachtet, aus Bemerkungen Folgen zieht, die Folgen verbindet, Aenlichkeiten erblickt und Aenlichkeiten entwickelt und aus allem neue Warheiten entweder schliest oder in der Ferne doch andet. Alles das ist schäzbar und wichtig: aber ich sage auch, was mir Wissen darbeut und Genie entdeckt, kan in seinen Resultaten

ten dem reinen Hausverstande begreiflich werden, wenn er auch die Prämissen nicht versteht, und begreiflich nicht nur, sondern auch brauchbar, indem geübte Sinlichkeit und einfältiges reines Nachdenken, die oft nur mechanische Anwendung davon auf gegebene Fälle ziemlich richtig zu machen im Stande sind. Laß uns ja nicht einbilden, daß Wissen allein den geschikten Arzt macht. Wissen, ich wiederhole es, etwas Wissen ist so durchaus nötig und selbst viel Wissen ist so schäzbar, so wichtig, so sichernd in zweifelhaften Fällen. Es ist aber immer nur Werkzeug. Und die Umstände beachten, aus den Umständen den Fal beurtheilen und das Werkzeug — Wissen — auf den gegebnen Fal anwenden, ist doch die Seele der Kunst. Wie mancher mit einem geringfügigen Mittel, mit dem nicht wichtigen und kräftigen, aber zu rechter Zeit gebraucht, hat Wunder gethan. Es ist damit, wie mit den Werkzeugen der Wundärzte. Mancher hat deren eine so grosse Menge, daß er sie zur Schau aufstellen könte und auch wirklich mit dem Auskramen grosse blendende Parade macht. Und ein anderer hat nicht viel mehr, als seine zehn gesunden Finger und sein Messer, und weis sie so geschickt zu brauchen, daß er aller der herrlichen Instrumente nicht bedarf, und doch, weil ein gesunder Verstand ihn in jedem gegebnen Falle leitet, herrlich damit auskömt. Ich verwerfe darum kein bequemes Instrument und kein Wissen. Aber allerwärts präsidirt doch der gesunde Verstand und die richtige Beurtheilung, und die kaufe ich nicht mit den Werkzeugen.

Noch eine Bemerkung. In allen Arten Wissenschaften ist ein anders Erfinden, und ein anders Brauchen und Anwenden. Wohl der Kunst, die viel denkende und erschaffende Köpfe beschäftigt, die den Umfang der Kunst erweitern, neue Werkzeuge erfinden, aus der genauen Beobachtung der Natur, was ihr dient, ihr abmerken. Solchen Männern sind wir alles schuldig, und könte der Staat was an den Belohnungen des Fleisses und der Erfindsamkeit verwenden, gerne mögte er es. Aber wir können nicht alle Genien seyn,

nicht

nicht alle neue Bahnen eröfnen, nicht alle aus gemachten oder vorgekommenen anatomischen oder pathologischen Anmerkungen Schlüsse zur Natur und Kur der Krankheit machen, die in der Folge wichtig werden und einen neuen Weg zu Bezwung eines sonst ungeheilten Uebels bahnen. Aber wenn solche Leute die Bahn gebrochen, den Weg gewiesen haben: so finden wir tausend, die ihn gehen können; allein gefunden hätten sie ihn nicht. Die Ruhr ist lang genug durch Stopfen und Stärken und Hizen gefährlich und tödtlich geblieben, bis man durch Versuche geleitet, das Böse wegschaft, die Fäulnis bessert, nicht stärkt, bis man darf und erst anhält, wenn man nicht mehr Böses einkerkert und aus Einer Krankheit die zweite macht. Das zu erfinden, kostet Jahrhunderte, und ich wähle mit Fleis eins der simpelsten Uebel, das den Fleis vieler Köpfe, Versuche, die wiederhoft, eingeschränkt, näher bestimt werden musten, beschäftigt und desselben Kur ziemlich ins Reine gebracht hat. Gute brave Aerzte, habt Dank, daß ihr euch gegen den Strom der Vorurteile stämmtet, der Natur auflauertet und sie, vielfach wie sie in ihren Aeusserungen ist, doch auf die Einfachheit, die sie im Grunde hat, zurück brachtet. Aber nun ihr das gethan habt, nun wil ich in einigen Exempeln und in einer Stunde jeden Pfuscher, der kein Erzdumkopf ist, die Heilart eines Kranken begreiflich machen, und ihm den Weg bahnen, auf dem er viele retten kan, die er nach alter Methode — und eine andre zu lernen, war ihm ja nach den Gesezen nicht vergönt — sicher verpfuschert hätte. Man kan es nicht genug sagen, Wir brauchen keine Genien; aber gute reine Köpfe brauchen wir, und die sind unter den Ungelernten — ich muß es leider bekennen — oft leichter zu haben, als unter den Gelernten. Es ist das nicht bei uns Aerzten allein. Mancher Schulmeister versteht jezt das Feldmessen besser, als ein Professor und braucht sein Astrolabium so gut als der Erfinder desselben. Aber erfinden konte ers nicht; die Theile davon kent er nicht genau; zu Beobachtungen am Himmel

oder

oder auf der See, weis ers nicht abzuändern: aber auf seinem Dorffelde weis ers zu brauchen.

Noch dies: In den meisten Krankheiten ist etwas zu thun und vieles zu lassen. Wenn das Viele gelassen würde: so stünde es oft weit anders mit dem Kranken und die Natur höbe sich oft, und siegte durch eigne Kräfte. Und das wenigstens ist doch in jeder Art Uebel dem gemeinsten Verstande begreiflich und wenn nicht einleuchtend, doch behaltsam zu machen.

Aber auch das Etwas, das zu thun ist, ist gröstentheils simpel und erheischt mehr Beurtheilung als Polyhistorie. Die Krankheiten des grossen Haufens, sind meistens einfach, weit weniger komplizirt, als die Leiden der Vornehmen. In hizigen Fällen ist Blutlassen oder Ausführung in der Regel das Hauptmoment der Kur. Nachher ist die Natur des arbeitenden Mannes meistens selbstständig und kräftig genug, sich zu helfen, wenn sie nur nicht durch verkehrte Mittel gestört wird.

Kurz, ich halte, wie Hr. Hofmann will, einen Unterricht für den Landarzt möglich und von grossem Nuzen, vielleicht nicht eben einen Katechismus in Frag und Antworten: aber eine Reihe kurzer einfältiger Aphorismen, die aus der Fülle des medizinischen Wissens mit genauer feiner Beurteilung ausgehoben, simplifizirt und einfältig gesagt werden können. Der Inhalt darf auch nicht allgemein seyn. Die plözlichen Zufälle, die schleunige Todesgefahr bringen; die hizigen Krankheiten des gemeinen Mannes, und die Kinderkrankheiten, die am häufigsten vorkommen, nebst einem Unterricht von der Diät, Kindererziehung, Verhalten in Wochen, dürften die Hauptsache seyn. Chronische Krankheiten und seltene Fälle gehören hieher nicht. Man hat Zeit, darüber sich Rats zu erholen. Und der Vortrag dünkt mich wäre etwa, wie des Buchans, noch um etwas herabgestimt.

Ich weis, alles wird dadurch nicht ausgerichtet: aber Vieles und mit der Zeit mehr, als man denken solte. Der

Mensch

[illegible] ist doch allendlich im Thun und Leiden der guten Vernunft folgsam, wenn sie ihm glimpflich beigebracht und nicht [illegible] und angestraft wird. Und so lang man mir die Möglichkeit nicht zeigen kan, daß der Staat für jede Pfarre einen Werlhof an Kopf und Herzen finden und nach Verdienst besolden und für seine Mühseligkeit schadlos halten kan, so lange glaube ich, müssen wir das Pfuschern dulden, den Pfuscher nicht strafen, sondern ihn brauchbar machen. Und nur dann erst hat der Staat Recht, es an dem Pfuscher zu ahnden, wenn er hartnäckig genug ist, ein Stümper oder ein Quacksalber bleiben zu wollen.

Die Fortsezung folgt.

---

## 7.

## Ueber den Alcibiades nebst einigen Szenen aus seinem Leben.

Vier von Europens Völkern, (lebende und ausgestorbene durch einander gerechnet,) dünken mich vorzüglich reich an grossen Seelen. Die Griechen ehemaliger Zeit, die ältern und mittlern Welschen, die Britten, und — wär' ich auch kein Deutscher, ich sagt' es doch! — die Deutschen. Oft, wenn ich mit vorzüglicher Liebe die Geschichte der mannigfaltigen griechischen Staaten überblickte, durchdrang mich ein Schauder der Ehrfurcht. Von Kadmus an, bis auf den Philopömen nie die kurze Zeit von zwei bis drei Olympiaden, wo nicht ein Geist von erster Grösse hervorstralte! Kein Staat, man nehm' Athen oder Sparta, Korinth oder Theben, Mazedonien oder Achaja, der nicht mit Weisen, Gesezgebern und Helden prangte! Keinen von diesen leztern aber hab' ich von jeher mit so viel Ehrfurcht und Staunen angeblickt,

blickt, keinen, troz aller seiner Fehler so innig geliebt, so oft mir gedacht, und doch nie so ganz, wie ichs wünschte, zu denken vermogt, als den Alcibiades. — —. Vielleicht wundern sich hier manche meiner Leser. Alcibiades! rufen sie aus, den Wollüstling, den Ueberläufer, den ehrgeizigen tolkühnen Jüngling, von dem ein Timon prophezeite, daß er sein Vaterland zu Grunde richten würde, von dem tausend Schriftsteller mit der zuversichtlichsten Miene behaupten, daß er es wirklich gethan, gegen den Danae noch neulich (denn auch Ihren Kodex, meine Damen, muß ich billig zitiren) so heftig deklamirte, den zu erheben! — — Ja, meine Leser und Leserinnen, troz ihrer ernsten Miene, eben den! — Wenn ich das Leben dieses in seiner Art einzigen Mannes durchgehe, so finde ich zwar fürs erste, wohin ich blicke, Spuren einer nur mehr als zu oft die Grenzen überschreitenden Wollust, und diese zu vertheidigen hab' ich allerdings weder Beruf noch Hang; aber sie bey ihm zu entschuldigen, sehr viel. Der schönste Mann seines Zeitalters zu seyn, das feurige Temperament zu besizen, von Jugend auf sich beinahe vergöttert zu sehen, Herr über unermeßliche Schäze und erzogen in einer Religion zu seyn, die manches für Tugend, oder mindestens für leicht verzeihliche Schwachheit hält, was wir Laster nennen; — Habt das all' einmal in euch vereinigt, ihr seine Tadler, und dann geht stoisch eures Pfades fort, ohne weder zur Rechten noch zur Linken auszuweichen! Was gilt's, zehntausend werden fallen, eh' einer nur strauchelnd dahin wallt. Und wie? wenn selbst hier Alcibiades Spuren seines Edelmuts mit einmischte, wenn er nie einer Bulerin halber dem Staate sich entzog, zu eben der Zeit, da er in Nemeens Armen die Nächte hindurch schwelgte, dennoch des nächsten Morgens der weiseste im Rat war; wie denn! — Zeigt mir, wenn er je eines Mädchen halber die Schlacht versäumte, wenn ihm je seine Liebe theurer, als Athens Wohlfart war! Ihr könt es nicht, findet nirgends einigen Grund dazu, und doch lobt ihr mit vollem Munde so manchen andern Fürsten, der beides that;

lobt,

lobt, um nur Ein Beispiel aus hunderten zu geben, Heinrich IV. a) den auch ich lobe, weil ich verzeihlicher von den Schwächen grosser Männer urtheile.

Ich mag so streng ich wil sein Leben beim Plutarch durchsuchen, ich finde nur drei Handlungen darin, die man vielleicht schlecht nennen könte. Sein Betragen gegen die lazedämonischen Gesandten b), die Verratung der von ihm bereits gewonnenen Messinenser c), und die Beistimmung zur Ermordung der gefangnen Melier. Auch hier entschuldigt sein Wetteifer gegen den Nicias die erstre Handlung wenigstens in etwas. Eine gerechte Rachbegier gegen das undankbare Athen, das ihn ungehörter Sache verurteilte, und mitten in Siegen, die er für solches erfocht, zum gewissen Tode zurückrief, bewog ihn zur zweiten, und selbst von der dritten sind die Erzählungen der Geschichtschreiber so kurz und unvolständig, daß bald ein Mittel zum Durchschlüpfen auffindbar wäre, wenn ich nicht selbst Wahreit und Unparteiligkeit, mehr als vorgefaste Meinungen liebte. — Drei Fehler sind also wahrscheinlich, und nun nenne man mir den grossen griechischen Feldherrn, dem ihrer weniger vorgerückt werden können! Und nun wiege man auf eben der Wage, auf der man seine Vergehungen wog, auch seine Verdienste, so wird ganz gewis diese leztere Schale tief sinken, indem jene himmelhoch steigt.

Wenn

a) Es ist bekant, daß Heinrich IV. den bürgerlichen Krieg um einige Jahre eher hätte enden können, hätt' er nicht einst nach einer gewonnenen Schlacht, statt solche fortzusezen, seine Mätresse besucht.

b) Sie kamen mit Friedensvorschlägen. Er beredete sie, vorzugeben, als hätten sie nicht völlige Macht zum Friedensschlusse, brachte den Rath und das Volk gegen sie auf, jagte sie fort, und stürzte dadurch vorzüglich das Ansehen des Nizias.

c) Er hatte einige Bürger zu Messina gewonnen, die Stadt an die Athener zu übergeben, und verriet sie, als er von seiner Verurteilung hörete.

Wenn ich, mit Uebergehung seiner ersten kriegerischen stets sieghaften Thaten, nur von dem Augenblick anfange, wo er nach Sizilien abschiffte; wenn ich sehe, wie glücklich, so lang er sich bei dem Heere befindet, alles von statten geht, Katana erobert wird, Messina durch heimliche Fakzionen erschüttert auf dem Punkt sich zu ergeben steht, und jezt — so wie er abgerufen wird, Verlust über Verlust das mutlos gewordene Heer trift; wie Lazedämons Flor mit seinem ersten Trit in dies Gebiet mächtig emporsteigt, die Chier, Lesbier, Cyzizener und schier ganz Jonien sich zu ihnen schlagen; wie er, der Weichling, der noch kurz zuvor die Wände seines Schifs durchboren, und sein Bett in Riemen aufhängen lies, damit er weniger das Schaukeln fühle, der in Purpur sich verhülte, und in Nemeens Arm sich malen lies; jezt auf einmal zum Spartaner wird, ohne Krümmung des Mundes den groben Brei und die schwarze Suppe geniest, sein Haar abschneidet und in kaltem Wasser badet; wie er aller Herzen so ganz an sich reist, daß selbst die Königin, uneingedenk der alten Tugend ihres Volks, mit seiner Bulschaft pralt; wie er, schneller als der Wind, von den neidischen Edlen in Lazedämon mit Lebensgefahr bedroht, all' das wieder abwirft, zu den Persern eilt, ganz Perser ist, und den stolzen Griechenfeind, den Tissaphern ganz an sich fesselt; wie er, immer noch ein treuer Freund Athens, den gewissen Untergang seiner Vaterstadt, mehr als einmal durch sein Ansehn bei den Satrapen entfernt; wie er, vom herumirrenden Flüchtling zum Admiral berufen, Sieg an Sieg erkämpft, Sparter und Perser, Byzantiner, Peloponneser, Böozier — Und wer nent sie alle, die fast unzäligen Völkerschaften! — schlägt; wie er seinen Mitbürgern, die beinah ganz aus dem Meer vertrieben waren, zu Lande kaum ihre Vorstädte noch schüzten, und in ihren eignen Mauern durch innerliche Rotten sich aufrieben, Herrschaft zur See, Ansehn auf dem festen Lande, und sichre Ruh wiedergibt. — O wer, der mir hier unparteiisch zur Seite geht, wird nicht mit mir den Helden bewun-

wundern, der gewis an der Spize der Mazedonier, nicht als Philips Sohn, nur bis zum Ganges gedrungen wäre.

So wie Athen, das dankvergessende Athen, ihn wieder von sich stößt, weil er zum erstenmal in seinem ganzen Leben nicht mit übernatürlichem Glücke kämpfte, so sinkt auch der ganze glorreiche Bau, von seinen Händen aufgefürt, wieder herab; indes, daß er mit selbst geworbnen Völkern gegen die Thrazier kriegt, unermesliche Reichthümer erbeutet, und den angrenzenden Griechen zum Bolwerk wider diese Barbarn dient, naht Athen, umsonst von ihm gewarnt, sich täglich seinem Untergange mehr. Der nimmer müde Patriot bietet vergebens ihm seine Krieger zum Beistand an, und verläßt endlich, verlacht, und sogar bedroht, eine sorglose Flotte, die seine Vorhersagung zum Verderben einweiht, und die auch bald drauf vom Lysander überfallen, und zertrümmert wird. Noch ist er nicht las für Athen Blut und Leben zu weihn, eilt hin zu Artaxerxen, und würde sicher nicht umsonst geeilt seyn, hätte nicht Meuchelmörderlist seine Laufbahn verkürzt.

Und dieser Mann, des thätigsten Eifers für Athen so vol, nie, als ein einzigmal beim ersten Augenblick gerechter aufwallender Sache, ein wahrer Feind seiner wetterwendischen Landsleute; stets, als Verbanter sogar noch, fürs Wohl seiner Vaterstadt besorgt, der solte Schuld an ihrem Untergange seyn! — Tausend Schriftsteller sagen es; aber ob mit Grund? das ist eine andere Frage. — Daß Alcibiades nie wissentlich (man nehme die ersten Monate, seiner ersten Verbannung aus!) den Athenern zu schaden gesucht habe; das dünkt mir, nach dem was ich bereits von ihm gesagt habe, so klar, daß es keines weitern Beweises bedarf. Hat er also dennoch geschadet, so müst' es unwissentlich seyn, und auch dies, ohne mich, wie vielleicht manche bei Anfang dieses Periodens denken mögten, hinter die Schuzwehr: daß unwilkürliche Vergehen weder Strafe noch Tadel verdienen, zu verbergen, vernein' ich dreist und mit Ueberzeugung. — Er habe, sagt man, Athen in unglücklich ausschlagende Krie-

ge verwickelt, und es zu verderblichen, weitaussehenden und unmöglichen Entwürfen verleitet! Viel mit wenig Worten, doch, zum Glück für ihn, auch viel Falsches. Nicht er, die Athener ganz allein waren Schuld, wenn die Kriege, zu denen er riet, übel endeten; so lang er das Heer anführte, siegt' es stets, liebt' ihn, war mutig und tapfer. Blos seine Abrufung schwächte es. Seine Entwürfe waren groß und schwer, aber nicht unmöglich. Es waren Entwürfe eines Alcibiades, und nur ein solcher konte sie ausführen. Schande für Athen, daß es aus Verblendung sich selbst dieses Schuzgottes beraubte! Welch glücklicher Anfang in Sizilien, so lang er an der Unternehmung Theil nahm. Wie schnell zerbrach er die Fesseln, dir ein herschsüchtiger Adel dem Volk angelegt hatte! Wie unterwarfen Inseln und Meer sich der Athener Flotte, so lang er sie anführete; war's seine Schuld, daß er dies nicht länger kont' und durfte?

Ueberhaupt wird dieser Vorwurf im Munde der Voreiligen jede grosse unternehmende Seele treffen. Was bei ihnen Weisheit ist, wird tolkühne Thorheit, wenn ein schwacher Kopf sich ins Spiel mischt. All ihre Anschläge erfordern Männer, wie sie, zu Ausführern. — Behalten sie das Steuerruder, so lohnt ein glücklicher Ausgang; treten sie vor der Zeit ab, so trift Sturm über Sturm das zu weit gewagte Schif, seine Beute geht verloren, ja oft es selbst mit ihr zu Grunde. Denkt euch einen König, der beim Antrit seiner Regierung ein kleines, unbedeutendes, verarmtes, und von mächtigern Nachbarn umschlossenes Land findet, der es bereichert, seine Grenzen erweitert, seine Heere gefürchtet macht, Kunst und Wissenschaft aufkeimen und blühen läst, mit Städten und Untertanen sein Gebiet erfüllt; — wie nent ihr diesen? Ohne Zweifel einen Vater seines Vaterlands. Und nun nehmt an, daß er, mitten in seinen Siegen und mehr als halb ausgeführten Entwürfen dahin gerissen, einen Nachfolger hinterläst, der seiner unwerth ist. Wie bald! so werden die Nachbarn aufstehn, die lang den fruchtlosen Neid verbargen, und jezt ihre Rachsucht zu befriedigen hoffen.

sen. Krieg und Elend wird in reicher Maasse sich über das kaum in Flor gebrachte Land verbreiten, und seine Grenzen vielleicht noch enger als ehemals werden. — Habt ihr wol nun das Herz jenen Monarchen, der Anlaß zu diesem Reide gab, das Verderben seines Reichs zu nennen? Unter ihm blüht es ja? Was kan er dafür, daß sein Geist nicht so erblich, als sein Thron ist?

Doch genug für jezt von der Ehrenrettung des Alcibiades! Misfällt sie Kennern nicht, so theil' ich künftig vielleicht noch einige andre, jezt noch zurückgelegte Reflexionen über seinen Karakter, und über den Edelmut, der selbst mitten in seiner Wollust hervorleuchtet, mit. Jezt nur noch so viel!

Aus der Neigung zu ihm entstand bei mir der Gedanke, einige der merkwürdigsten Szenen seines Lebens zu dialogiren. Ich thats, aber nicht lang blieb ich der Geschichte allein getreu. Meine Einbildungskraft riß mich hin, und ich verfertigte mehrere Szenen, wo ich ihn denken, sprechen und handeln lies, zwar nicht vielleicht, wie er es wirklich gethan; aber doch so, wie derjenige Alcibiades, der vor den Augen meines Geistes schwebte, denken, sprechen und handeln gekont hätte. — So entstand ein kleines Ganze, von dem die Vaterliebe mich wünschen macht, zu erfahren, was unser deutsches, lesendes und kunstrichterliches Publikum davon denke. — Ich theile ihm hier daher einige von meinen Szenen mit, nicht als die besten, unter denen, die ich liegen habe, sondern als die ersten, die ein Ohngefähr mir in die Hände wirft. Das einzige hab' ich mit Fleiß dabei gethan, daß ich einige, wo Plutarch und andre Schriftsteller mir Anlaß dazu gaben und wieder andre, wozu man die Quellen vergebens ausser meinem Gehirne suchen würde, auswählte, um von beiden Proben zu geben, und dann jene zum Unterschied von diesen mit einem * bezeichnete. Die Ziffer bedeutet die chronologische Ordnung, in der sie in meiner Handschrift sich befinden.

* 2) Alcibiades. Melittus. Thymnichius, mehrere Knaben (Keiner über zehn bis zwölf Jahr alt.) b)

Sie spielen auf einer abgelegenen einsamen Gasse.

Alc. Nun! seyd ihr bald fertig mit euerm Häuserbau?

Mel. Ich bin's.

Thymn. Und auch ich.

Alc. Auch ich vorlängst! — Last sie uns nun vergleichen! Warum deines so plan und simpel, Melitt?

Mel. Ich hab' all das Notwendige dran gebaut. Sieh hier diese Reihe Zimmer, den Speisesal, den Hof, den Küchengarten, die Ställe, selbst die Keller unvergessen. Was braucht man mehr?

Thymn. Zierrathen. — Und daran hab' ichs nicht mangeln lassen. Nicht wahr, Alcibiades, ich habe besser gebaut? Ueberal Gold- und Silberflinkerchen, und jedes Gemach mit Seide ausgelegt, und die Aussenseite — wie schön und bunt!

Melitt. Ja! und hast darüber elende ungleiche Stuben, einen winklichen Hof, und hie und da mit Vergessung des Notwendigen gebaut. Nicht wahr, Alcibiades, ich habe Recht?

Alc. (mit kindlicher Grandezza.) Trag dein Haus nach Sparta, Melitt; und du das deinige zu einem weichlichen Perser. Seht her, Brüder; ich, eingedenk, daß ich zu Athen lebte, hab als Athener gebaut; habe Puz angebracht, ohne Notdurft zu vergessen. O, ich weis gar wohl, was mein Vater oft spricht: Immer ist es gut, den Pöbel durch

b) Nur so viel erinnere ich noch bei dieser und jeder andern, aus historischen Quellen geschöpften Szene, daß ich mir kein Gewissen gemacht, einen gleichbedeutenden mir zuträglichern Umstand an die Stelle eines andern zu sezen. So spielen hier z. B. beim Plutarch, einige Knaben Würfel, und der Wurf ist eben am Alcibiades, als ein Fuhrmann kömt, und er auf eben die Art, als ich hier ihn habe anwenden lassen, solchen zum Umlenken nötigt.

durch äusserlichen Glanz zu locken, nur muß durch innern Werth auch der Beifal der Weisen erworben werden. — Seht hier mein Haus, Kameraden! Und entscheidet!

Alle Knaben. Wahr! Sehr wahr! Alcibiades ist doch schon wieder der beste!

Ein paar Knaben. O weh, unsre schönen Häuser! da kömt ein Wagen; der wird alles umreissen!

Einige. Wir wollen den Fuhrmann zurückjagen.

Andre. Wir wollen ihn umzukehren bitten.

Noch andre. Was sollen wir thun, Alcibiades?

Alc. (stolz) Was ihr wollet. Wenn's zum Aeussersten komt, werd' ich doch schon Rat zu schaffen wissen.

Thymn. Lieber Mann, sey so gut, und wend um! Wir glaubten uns in diesem engen Gäschen vor jedem Fuhrwerk sicher, und haben hier Häuser gebaut. Sieh nur selbst, drei allerliebste Häuserchen!

Fuhrmann. Ei was! Weg mit den Possen! Ich muß hier fahren.

Mel. Fahr zurück, oder wir greifen dich mit Steinen an.

Fuhrmann. Wie? du drohst? Aus'm Wege, Bube, oder meine Peitsche —

Alc. (mit schmeichelndem Tone) Weichst du auch nicht, wenn ich komme?

Fuhrmann. Und wer bist denn du, Päpchen.

Alc. (mit Zutrauen) Alcibiades.

Fuhrmann. Ei was geht mich der an! Fort! ich muß weiter.

Alc. (wirft sich mitten in Weg) Nun so fahr denn, hast du Herz!

Alle. Himmel, Alcibiades.

Fuhrmann. Knabe, bist du toll?

Alc. Fahr doch zu, wenn's einmal dein Beruf ist, hier zu fahren!

Fuhrmann. (umlenkend) Wenn ich den zum Sohne hätte, dann könt ich sicher seyn, daß ich nicht als Fuhrmann stürbe! *6)

* 6) Alcibiades. Glaucias.

Alc. Also auch von mir ward gesprochen? Und was denn da?

Gl. Manch sonderbares, das ich selbst nicht glaubte.

Alc. Wenn's blos sonderbar ist, warum das nicht? — Immer herausgesagt; du weist ja, daß ich meine Fehler frei gestehe, nur muß die Rede nicht von künftiger Unterlassung seyn.

Gl. Sag mir doch, hast du wirklich 'n Hund, der dich an die 70 Minen e) zu stehen komt.

Alc. Ei wohl! das niedlichste Thier, das da lebt und webt! Selbst Hyperbolus f) würd an ihm nichts zu tadeln finden.

Gl. Vorzüglich — nur vergib mir zuvor, daß ich mit einem Staatsmann von solchen Kleinigkeiten rede — sol sein Schwanz sehr schön seyn.

Alc. Er war es mindestens.

Gl. War? Also hätt' es seine Richtigkeit, daß du solchen aus Mutwil ihm abgeschnitten?

Alc. (lächelnd) Seine völlige. — Doch nie hätt' ich gedacht, daß Glaucias ihn bedauern solte.

Gl. Aber sprich! Warum thatest du das? Glaubst du wol, daß alle Athener jezt davon sprechen, alle auf dich schmählen?

Alc. Bravo!

Gl. Bravo? Wie —

Alc. So geschieht, was ich wolte. — Wohl mir, wenn nie das Gerücht von mir etwas schlimmers spricht! Neugier und Neid muß doch einige Nahrung haben. Ich warf diese ihnen vor, um sie von meinen grössern Entwürfen zu entfernen.

Alci=

e) Nah an 900 Thlr.
f) Ein bekanter schmähsüchtiger Kerl zu Athen. Plutarch sagt mehr von ihm; auch mein Mspt. erwähnt seiner künftig.

Alcibiades, Antilochus, Timandra.

Tim. Ihr beide zugleich, ihr Nebenbuler? — Was bringt euch zu mir?

Alc. Der sonderbarste Zufal von der Welt. Wohin ich heute je ging und trat, stieß ich auf den Antiloch. Immer war er mein Gegner, und immer wolt es ein vielleicht unverdientes Glück, daß ich Sieger ward.

Ant. Schmeichler! Was sagst du von unverdient? Warum suchtest du denn Sieg, wenn du dich dessen nicht würdig achtetest?

Alc. Sol ich mit dem Schicksal rechten, wenn es gütig seyn wil? — Aber fort, zur Sache selbst! in Timandern's Augen spricht dringende Neugier, und wie könt's auch anders, da sie ein Mädchen ist. — Immer also war ich und Antiloch heut im Wetkampf — besser lief mein Roß, als das seinige; zwei Zol höher flog mein Diskus; zehn Becher trank er, ich vermocht ihrer eilfe. Kurz, stets betrug der ganze Unterschied kaum ein Haarbreit, aber eben dies Haar war auf meiner Seite. — Endlich standen wir beide zu einer Zeit, ich, matt von Siegen, er, aufgebracht über sein Misgeschick, vom Gastmahl auf und in eben demselben Augenblick fragen beiderseitige Nachbarn: Wohin? — zu Timandern, sprach Antiloch; zu Timandern, antwortete Alcibiades, und ein Gelächter der Verwunderung schallte von allen Anwesenden, daß der Sal erbebte. Du also mir auch da zuwider? rief Antiloch, und vergaß seiner so sehr, daß er zornig ward. — Es ist ein Ohngefähr, erwiederte ich, daß mich heut immer dir zur Seiten stellt; wohl, laß uns nach dem Wetziel laufen, ohne deshalb Feinde zu seyn. — Sie selbst mag entscheiden, wer diese Nacht s) hindurch der Glückliche seyn sol. Entscheidet Sie für dich, so nimt Alcibiades seinen Abschied, küst Timandern ein- und den Antiloch



s) Nur ein Wort an meine Leserinnen! Alcibiades ist ein Grieche. Nach diesen Sitten beurteile man ihn! —

zweimal, ohne zu zürnen. Wählt sie mich, so sey billig genug ein gleiches zu thun!

Tim. Und damit warst du zufrieden, Antiloch?

Ant. Must' ich nicht? — hergeeilt sind wir also, Schönste unter Griechenlands Töchtern, und nun entscheide, wer der dreifach Glückliche seyn sol! Zwar zage ich im Voraus schon; denn schön ist Alcibiades; wer leugnet das? Schöner als ich; das gesteh ich willig; schwärzer ist sein Aug, länger sein Haar, schöner gebogen seine Adlernase, und schlanker sein Wuchs; nur mein Herz, Timandra, schlägt redlicher für dich, als das seinige. Dich allein lieb' ich unter allen Mädchen in Athen; er liebt noch zwanzig andre ausser dir. — Oft schon hat er in deinen Armen geruht; ich Verschmähter so selten. Und doch bekränz' ich täglich deine Thüre, reichte dir so gern alles dar, was mein Haus vermag, opferte Freundschaft und Pflicht, Reichtum und Ruhm deinethalben auf; o wähl mich heute!

Alc. (lächelnd) Du ringst brav, Antiloch; aber frisch so fort! Ich erlaub dir's gern. Einen solchen Kämpfer zu überwinden, ist doppelter Ruhm, ihm unterzuliegen, keine Schande.

Tim. Aber spricht Antiloch wahr, du Flattergeist, wenn er dich bezüchtigt, daß du ausser mir noch zwanzig andre liebtest?

Alc. Wahr und unwahr, wie du's nehmen wilst, liebe Timandra; — Fern von dir, was solt' ichs leugnen! gibt es zuweilen Augenblicke, wo mich ein blaues schmachtendes Aug, ein empor wallender Busen, ein netter Fuß, oder ein künstlicher pantomimischer Tanz auf wenige Stunden fesselt. — Doch ein erneuter Blick von dir, und jene Banden verschwinden, und die deinigen halten mich doppelt fester. Was wär es denn auch, wenn ich für keine Schönheit, als nur für die deinige fühlbar wäre, dann könte man leicht meine Liebe zu dir für Wirkung einer Laune halten; und was beweist Laune wol? Aber eben daß ich, — ich unparteiischer Prüfer jeder Schönheit, ich, der

ich zwar jeder Gerechtigkeit wiederfahren lasse, doch dich allein allen andern vorziehe: ist so ein Sieg nicht desto schmeichelnder für dich. — Ja noch mehr, Timandra, wüst' ich ein schöneres Geschöpf, als dich, oder dächt' ich es mir nur, ich würd' es aufsuchen, und solt' es in Szythiens weiten Gefilden seyn; aber so —

Tim. (die ihn schlägt.) O du, nicht einfacher Schmeichler, wie Antiloch dich schalt! Zehn hundertfacher! — Aber schweig und hör dein Urteil! — Ihr selbst wist beide, daß Eigennuz nicht unter meine Fehler gehört; oft hab' ich den jungen Sparter erhört, und den Satrapensohn abgewiesen. b) Aber um euch einmal zu prüfen, wie sehr ihr mich liebt, wie werth ihr mich achtet, so bietet! Bietet auf den Preis der nächsten Nacht, und der Freigebigste erhalte mich!

Ant. Wohl, ich bins zufrieden.

Alc. Und auch ich. — Loose her! damit es entschieden werde, wer den Anfang machen sol. (Sie loosen.) Ha! du Antiloch.

Ant. (nach ein paar Sekunden Nachsinnen.) Mein väterliches Landgut sey dein, Timandra, sobald du mir winkest. Drei Vierteile meines Vermögens sind auf solches verwendet; siebenhundert Sklaven bauen und bevölkern es; Gemälde des Zeuxis und Bildsäulen des Phidias verschönern es; wohin du blickst, ist Ueberfluß, und ich biete dem reichsten Athener Truz, noch ein dergleichen auf eigne Kosten aufzubauen.

Tim. (mit halb mitleidigem Spott.) Armer Alcibiades!

Alc. Warum das? — Siehst du die Spur von irgend einiger Verlegenheit auf meinem Gesicht?

Tim.

b) Für einige Leserinnen will ich hier anmerken, daß die Sparter wenig oder gar kein Geld besassen; desto mehr gewöhnlicherweise die Satrapen oder Landpfleger der Könige von Persien.

Tim. O wann sähe man die bei dir! — Aber sage selbst, junger Wüstling; was kanst du mir darbieten, das dieses Gebot überstiege?

Alc. Mich selbst, mit allem, was mein ist! — Antiloch, ich gestehs, hat viel geboten, in so fern er Bürger von Athen ist; aber als Antiloch immer noch wenig genug, um von mir übersteigert zu werden. — Sieh also, Timandra; hier bin ich zwar nicht so reich, wie mein Mitkämpfer, aber voll bessern Willens, dich zu bereichern, wenn ichs vermögte. Nim mich und schalte mit mir, wie's dir gut däucht! Auch ich bin begütert, habe Sklaven und Gemälde, und Bildsäulen und goldne und silberne Gefässe die Menge; ob so viel, als Antiloch, das weis ich nicht; aber das weis ich, sie sind am nächsten Morgen dein, so bald du winkst. Nicht die Gabe allein, sondern auch die Glücksumstände des Gebers verdienen Erwägung; der grosse König,[i]) wenn er mit freigebiger Hand dir Lydien schenkte, schenkte viel, aber weit weniger als Antiloch, und beide noch ungleich weniger als der Sklave, der seinen lezten Heller zu deinen Füssen legte: — Nun hab' ich ausgeredet, Timandra; wähl nun unter dem geteilten Antiloch, und dem ganzen Alcibiades!

Tim. Unsinniger! und wenn ich dich nun wählte, von all' deiner unbeschränkten Verschwendung den Gebrauch machte, den du mir freistellst, was würde dir nach diesen wenigen verschwelgten Stunden noch übrig bleiben?

Alc. (lächelnd.) O immer noch genug, um nicht darben zu dürfen.

Tim. Und was, wenn du alles hingibst?

Alc. Das, gute Timandra, was selbst kein Vater dem einzigen geliebten Sohne zu geben vermag; mein Geist. — Hör einmal zu, was ich des nächsten Morgens, so wie ich aus deinem Hause hinwegeilte, thun würde. — Mein erstes Geschäft wäre, dir alles zu übersenden, was bis izt dem

i) So nanten die Griechen den persischen Monarchen.

den Söhne des Klinias k) zugehörte; und dann würd' ich am öffentlichem Markte alle Bürger Athens um mich herum versamlen, und ohngefähr also zu ihnen reden — wenn du nämlich mir zuzuhören Lust hast.

Tim. Meinethalben, du lispelnder l) Schwäzer!

(Antiloch gibt seine Unruhe durch Gebärden zu erkennen, auf die Alcibiades nicht zu sehen scheint.)

Alc. Ihr — würd ich vielleicht sagen — die ihr bisher in Purpur mich schimmern saht, so oft aus meinen Händen Geschenke annahmet, und die Pracht meines Hauses bewundertet, ihr seht mich izt dessen allen beraubt; nicht durch Unfall, wie ich frei bekenne, sondern aus freiem Willen hab' ich es verloren. — Gewiß kent ihr alle Timandern; denn welcher von euch wäre so unfülbar, sie nicht kennen zu wollen, wer so steinern, sie nicht zu bewundern? Um sie stritt ich und Antiloch am nächst vergangnen Abend. Er bot viel, von dem was er besaß; ihn zu übersteigen must' ich alles bieten. — Schmäht nicht auf mich, als auf einen unbesonnenen Verschwender! Seht nur einmal Timandern mit meinen Gefühlen, sezt noch hinzu, daß ich mit einem Nebenbuler strit, und dann urtheilt! — Hätt' ichs je verdient, euer Liebling zu seyn, wenn ich im Wettkampf irgend etwas sparte, sobald es Sieg gilt! — Seht nun, Athener, — denn auf euch gutes, edles Volk sez' ich mein ganzes Vertrauen — seht nun zu, ob ihr auch den unbegüterten Alcibiades zu irgend einem wichtigen Posten brauchen könt. Macht nicht, daß es scheine, als hättet ihr bis izt nur Zufälligkeiten und gelben Tand bey ihm geschäzt. Sein Geist, sein Mut, seine Schnelligkeit im Erfinden und Raten, sein Vaterlandseifer, kurz alles, was den eigentlichen Alcibiades ausmacht, sind ihm geblieben. Euch allein liebt er mehr, als Timandern; gab er für jene seine Güter;

k) So hieß Alcibiades Vater.

l) Die Spöttereien der Schauspieldichter über sein Lispeln sind bekant.

Güter; o für euch gäb' er willig sein Leben! — Was meinst du, daß diese, oder eine ähnliche Rede, über ein Volk, wie das unsre, zumal bei der Neuheit der Sache, vermögen solte? — Schilderte ich nun vollends dich, mit all deinen Reizen lebhaft ihnen ab, malte so viel mit Worten —

Tim. (die ihm den Mund zuhält, mit mitleidigem Blick auf Antiloch gewendet.) Armer Freund, sprich selbst, wie sol ich mich von diesem glattzüngigen Buben loswinden?

Ant. Genug für mich! Ich weis mein Urteil, und gehe, gehe wo möglich zum leztenmale über deine Schwelle. — Leb wohl, Alcibiades, das Feld ist dein! — Leb wohl, Timandra!

Tim. Und auch du, guter Antiloch; du hast nur einen Menschen in Athen über dich; warum mustest du den mitbringen?

Alc. Halt noch ein wenig, Antiloch. Gehn solst du zwar, dawider hab ich nichts; aber nur nicht ganz so leer hinweggehn. — (lächelnd zu Timandern) Schönste Griechin, auch mein Freund bot viel für dich dar; laß ihn nicht ganz ungetröstet von dir scheiden; von dir, die du des Trostes so viel hast. Ich bin nachsichtsvol genug, ihm einen Kuß von dir zu gönnen.

Tim. Ha! sagt' ichs nicht tausendmal? Selbst wenn er tödtete, würd' es der Heuchler mit Zierlichkeit und anscheinender Großmut thun! Nicht Einen Kuß, Antiloch, drei solst du haben! (Sie küst ihn, und er geht stum, mit thränenden Augen ab.)

Tim. Dein bin ich also, mein lieber schlanker Alcibiades! Aber zittre vor dem nächsten Morgen, denn ich fordr' all dein Gut.

Alc. Nicht doch, ich dürfte nur drohen, nie wieder zu kommen, und du gäbst dann sicher noch die Hälfte des deinigen mir dazu.

15) Phylemon (aus Korinth) Megisthy (auch daher, doch seit langen Jahren wohnhaft in Sparta.)
Schauplaz Sparta.

Phyl. Fürwahr, du sezest mich in Erstaunen!

Meg. Und doch sag' ich weit weniger, als ich sagen könte. Man spricht Tagelang von ihm, und bleibt immer auf der Oberfläche. — Als er zuerst herkam, da spottete jeder sein. — Alkibiades, hieß es, der Weichlichste unter den weichlichen Athenern, was wil der in Sparta. Sollen wir Weibersitte von ihm, oder wil er Männerbetragen von uns lernen? — Agis hatt' ihm eines der besten Häuser anweisen lassen, und so wenig auch hier sonst Neugier im Gebrauch zu seyn pflegt, so hatte doch eine grosse Menge sich zu der Stunde, da man ihn vermutete, rings um solches versamlet. — Er kam im Purpurgewande, schön gelockt und schön gesalbt, als ob er vom Tanz, nicht von der Reise zurückkehrte, ging in seine Wohnung und verließ sie eine Stunde nachher um zum König zu gehen, aber ihr Götter, wie staunten wir, als er zur Hausthüre hinausschritt. Abgeschnitten sein Haar, ein spartisch Gewand um seine Schultern, ernst sein Blick, und sein Gang voll Majestät. — Sieben Jahr leb' ich nun schon hier, aber noch bin ich nicht um die Hälfte so viel Sparter, als dieser es in einer Stunde worden.

Phyl. Daran erkenn' ich ihn!

Meg. Als er nun vollends des andern Tags mit uns speiste, bei unserm schwarzen Brei nicht sein Gesicht verzog, nichts von dem übrig lies, was ihm vorgelegt wurde, einsilbig antwortete, und uns beinah um nichts befragte; da wuchs unser Staunen noch mehr, und wächst mit jedem Tage. Keiner der hiesigen Jünglinge wagt sich in Kampfspielen an ihn; seiner Sitten Strengigkeit rühmen die Greise, und ahmen die Männer nach; und wie viel wir im Kriege gegen Athen durch ihn gewonnen, brauch ich dir nicht erst zu sagen; denn welcher Grieche wüste das nicht!

Phyl.

Phyl. Und hat er nichts mehr um sich, was einer Balerin gleiche? Denn fürwahr, eh hätt' ich sonst Leib und Seele bei ihm getrennt zu sehen vermutet, als die Timandren, Nemeen und Glyceren.

Meg. Er hatte anfangs eine. Von jeder andern Weichlichkeit trent' er sich, wie ich dir schon gesagt, gleich am ersten Tage, von dieser am dritten, und — — doch sieh da! da komt er selbst. (auf einen zeigend, der von fern herkomt.)

Phyl. Wie? Wer? Was? — Spottest du mein? Wer sol das seyn?

Meg. Dacht' ichs doch! Hab ich dir denn etwa Fabeln erzählt? Alcibiades ist's.

Phyl. Gerechte Götter! in diesem Aufzug woltet ihr vielleicht ein Kamäleon schaffen, als eben die Stunde seiner Zeugung schlug, und aus Trägheit eine andre Seele zu formen, gabt ihr ihm diese?

16) * Alcibiades, die Vorigen.

Phyl. Ha! find ich dich endlich, edler Alcibiades, wie lang, wie ängstlich hab' ich dich allenthalben gesucht! — Kenst du mich noch, deinen alten korinthischen Gastfreund?

Alc. Ich kenne, liebe, und bewilkomme dich.

Phyl. Armer Freund, was hast du alles indes erlitten! Wie viel hat das Gerücht deines Unfals mir Thränen gekostet!

Alc. Mir keine!

Phyl. Dir keine, und doch verlorest du Reichtum, Vaterland, und den verdienten Lohn deiner kriegerischen Thaten.

Alc. Kleinigkeit! da ich Freiheit, Geist und Leben erhielt!

Phyl. Wenn du aber so mutig denkest, Alcibiades, so wundert's mich, daß du nicht geradezu nach Athen hingingst, und deine gerechte Sache vertheidigtest. Billig soltest du doch deinem eignen Vaterlande trauen!

Alc.

Alc. O! ich thu's in allem, nur in dem nicht, was mein Leben betrift!

Phyl. Und warum das?

Alc. Weil ich selbst von meiner Mutter fürchtete, daß sie aus Irrthum bei der Stimmensamlung, statt des weissen Steines einen schwarzen ergreifen könne.

Thym. Gleichwol haben auch abwesend die Athener dich zum Tode verdamt.

Alc. Wohl! so wil ich ihnen zeigen, daß ich lebe! Doch kom mit in mein Haus. Schon hab' ich diesen Morgen genug mich versucht, um beinah müde zu seyn.

Thym. Wie so? wo kömst du izt her?

Alc. Vom Eurotas.

Phyl. Und was da gemacht?

Alc. Gebadet.

Phyl. Du? izt? im Winter.

Alc. (halblächelnd.) Ich, izt, und im Winter.

Phyl. O Freund! Freund! Was ist aus dir geworden!

Alc. Geworden! Das ich nicht wüste. Alcibiades bleibt Alcibiades, nur war der, den du ehmals sahst, Alcibiades der Athener, und izt ist es Alcibiades der Sparter.

* 19. Alcibiades. Menarch. (in Sparta.)

Men. Wohin, lieber Alcibiades?

Alc. Zu Timäen.

Men. Zur Königin?

Alc. Richtig.

Men. Und was da machen? In dieser nächtlichen Stunde, und izt, da ihr Gemahl abwesend ist?

Alc. Das weist du, und fragst noch?

Men. Liebt sie dich?

Alc. Sie sprichts.

Men. Und du auch sie? Ohne Zweifel?

Alc. Fast.

Men. Ist sie schön?

Alc. Kaum.

Men. Noch jung?

Alc. An Vierzig.

Men. Oder ist Agis dein Feind?

Alc. Nicht doch.

Men. Ha! so fehlt dir's, Wollüstling, vielleicht an andrer Gelegenheit?

Alc. Auch das nicht, beim Herkul!

Men. Nun so sprich, warum in aller Welt gehst du eben zu Timäen?

Alc. Um auch Könige von Sparta unter meinen Söhnen zu zälen.

34. Timandra. Alcibiades (rückkehrend auf sein Schloß in Thrazien, aus dem Lager der Athener kurz vor der Niederlage, die sie vom Lysander erlitten.)

Tim. (ihm entgegen eilend.) Ha! du endlich wieder da, mein Landstreicher! den Göttern sey Dank. Diese Nacht also hof' ich doch wieder einmal ruhig zu schlafen.

Alc. (der sich zu einem Lächeln zwingen wil.) Gesezt, daß ich dir's vergönne.

Tim. O das wirst du, armer müder Knabe! — da! da! da! (ihn küssend.) fester an mich, fester! Ach! wie hab' ich nach dir mich gesehnt. Warum so kalt, so ernst?

Alc. Ernst wol, aber, beim Zevs, nie weniger kalt als izt. Liebe gute Timandra! Was hab' ich alles seitdem gelitten!

Tim. Aus Verlangen nach mir, ohne Zweifel! Denn die Liebe ausgenommen, weis ich doch wol, daß du kein ander Ding in der Welt wert hältst, dir deshalb Grillen zu machen.

Alc. Doch! — Ich fürchte, Timandra; ich werde heut nicht in dem Tom, den du angibst, antworten können.

Tim. Nicht? — Wie das? — Wie gelebt indes? Wie alles verlassen?

Alc. Reif, reif zur Ernte. — Gute Götter ihr saht es, und du, Schüzerin Athens, gute Pallas, bist du anders nicht ein Hirngespinst betrogner Väter, o so sahst auch

du

lu ich; rein von der Schuld am Verderben meiner Vaterstadt, bin ich von dannen gegangen.

Tim. Man hat dich also nicht gehört, deinen Rath nicht befolgt?

Alc. Nein! — Ha! und doch — was nur ein Rednermund reden kan, das hat der meine geredet, wozu ein Kriegerarm sich erbieten kan, dazu hat der meinige sich erboten: was nur ein Patriotenherz wagen kan, dazu war das meine entschlossen — Aber alles, alles umsonst! — O Timandra, gedenk an mich! Wenig Tage, und Lysander hat die Sichern verschlungen, wirft Ketten über die Bürger Athens, und Feuer in ihre Mauern. — O! O!

Tim. Wie, seh ich recht? Du weinst?

Alc. O Athen! Mein theures Athen! Nicht Sparter sind's, die dich stürzen; deine eignen Söhne, deine Feldherren thun's! Arme Blödsichtige, von blinden Führern geleitet, muß freilich der Weg hinab in die Tiefe gehn!

Tim. Nein, halt ein, Alcibiades! Kaum trau ich Aug und Ohr: du, Nieverzagter, klagst so tief gebeugt? du, der du nie dein eigen Unglück eines Seufzers wert hieltest, zerschmilzest bei fremdem Unfal beinahe in Thränen? — Ist das der nämliche Mann, der, als er seine Absezung von der Feldherrnwürde erfuhr, lächelnd zu mir kam, und sagte: Timandra, ich wandere wieder; du wanderst doch mit? Der laut meiner spottete, als ich bangte; der die ganze Nacht hindurch so sanft, als ob er Mohn gegessen, in meinen Armen schlief: pfui; Alcibiades, schäm' und ermanne dich! Sey wieder was du damals warest!

Alc. O da war ichs allein, welcher lit, und das, was ich erduldete, war zu wenig, um mich darnieder zu beugen. Auch ausser Athen blieb ich Alcibiades. Mir stand jeder Weg, jedes Reich offen; Freunde, die mich kanten und liebten, nah' und ferne Länder von meinem Namen erfült, boten mir Freistädten an; auch mein eigner Arm vermogt zu kämpfen; die Erfahrung hat gelehrt, wie glücklich. — Aber sey dies alles nicht! Laß mich selbst unterliegen. O

so arm ist Griechenland nicht, daß der Fall Eines Mannes sein Wohl erschüttern solte. — Aber Athen, Athen! — Mit dir fält Griechenlands Freiheit! Wer wird dich wieder heben, edle Stadt, wenn du einmal gefallen bist? Wer vermag den Eichbaum wieder aufzurichten, wenn ein wütender Sturm ihn aus den Wurzeln gehoben, und seine Krone zebrochen hat?

**Tim.** Vergist du das ehemalige Geschick Athens? Fiel es nicht auch im Perserkriege? Ward es nicht zweimal zur Asche, und ging doch immer wieder herrlicher aus seinen Ruinen hervor?

**Alc.** O Timandra, nicht ein unbesonnener Xerxes, mordbrennerisch und feig, ist izt der Gegner von Athen. Sparter sind's, die fürchterlichsten unter allen Feinden. Nicht gegen leblose Gebäude allein werden sie kriegen. Blinde Wut ist fürchterlich, aber sie rauscht vorbei, wie ein Schlossenwetter, zerstörend, wen sie trift, aber kurz von Dauer, und gering im Umfang. Hämischer Neid hingegen entnervt nach und nach, bis der Gegenstand seines Hasses, ausgesogen von allen Kräften, auf immer niederfält. — Bald, bald vielleicht wirst du Messenens Geschick erfahren, armes unglückliches Athen.

**Tim.** Nicht an sein Unglück, sondern an seinen Undank gedenke! Was geht die Stadt dich an, die dich verstieß, und dir das Leben absprach, die du zwar retten, aber nicht bessern kontest? Was beklagst du ein Volk, das zweimal deiner Verdienste uneingedenk, Wohlthaten mit Schmach vergalt, das izt noch sein Ohr vor deinem freundschaftlichen Rat verstopft, und das — wenn du auch mit der Kraft eines Gottes es erretten köntest, doch gewiß deiner über den ersten besten Flötenspieler m) vergessen würde. — Mögen die für Athen sorgen, denen es Wohlthaten erwiesen!

Alc.

m) Timandra wählt mit Vorbedacht eben die Flöte, denn Alcibiades war ein Gegner dieses Musikinstruments, hatte es allein unter allen zu lernen sich geweigert, und es durch sein Beispiel unter der edlen Jugend zu Athen verächtlich gemacht.

Al. Und das hätt' es mir nicht? Timandra, vergissest du, daß es meine Vaterstadt ist? Hab ich ihr nicht das schäzbarste aller Güter, mein Leben zu danken?

Tim. Hirngespinst!

Alk. Wohl wahr, wenn es das Leben allein wäre. Aber nirgends, ausser Athen, kont' Alcibiades Alcibiades werden! Dies Volk allein war es, das meine Tugend nicht verkennen und doch meine Fehler übersehen konte; hier allein blüten zugleich Kunst und Wissenschaften für meinen Verstand, und Kriegertugenden für meine Seele und Körper. Hier allein fand ich Stof genug zu edlen Handlungen, und auch zur Weichlichkeit. — Hier fand ich Sokrate, die mich unterrichteten, Freunde, die meiner würdig waren, ein Volk, das selbst meinen Mutwillen liebte; Freundinnen, die die sorgenvollen Stunden meines Lebens mir versüsten; und also hier allein konte der Keim, der zu so mannigfaltigen Eigenschaften tief in mir lag, aufsprossen, und zum Baum werden.

Tim. Nicht doch! Ist blos Athen die Wiege grosser Männer? Hat nicht Sparta, Korinth und manche andre Stadt ihrer gleich so viel aufzuweisen? Sez einmal, daß jene dich gezeugt, und was gilts, auch dort würdest du berühmt und gros geworden seyn.

Alc. Leicht möglich. Aber doch niemals das, was ich izo bin. Gleich berühmt unter Mädchen und Männern, der Mächtigste bei Gastmalen und Kämpfen; der Weichlichste unter Weichlingen; und der Rauhste unter den Rauhen. Nicht Held zu werden war mein Plan allein! Nein, gleich hervorstechend in Tugend und Wollust, das wünscht' ich stets zu seyn, das erlangt' ich und des freut' ich mich. Nenn mir auf diesem weiten Rund der Erden nur Ein erlaubt Vergnügen, das ich nicht genossen, nenn mir nur Eine gute That, zu welcher ich nicht fähig bin, und — — doch! dies alles laß anizt und sage selbst: War's nicht Athen, wo ich zuerst dich sah? Wo anders als alda hast du, Timandra, selbst all diese Tausendkünste gelernt, die oft Kö-

nige zu deinen Füssen warfen, und die noch jezt mich beglücken. Sieh! und hätt' Athen auch kein andres Verdienst um mich; schon dies wäre Grund genug, ihm mein Blut und Leben zu weihen.

Tim. Schmeichler!

Alc. Nein! das bin ich jezt nicht! Fül an mein Herz, es schlägt warhaftig stark. — Und nun, hör meinen Entschlus! Morgen mit dem Frühesten brech ich auf. Hin zu Artaxerxen wil ich eilen, wil ihn aufbieten, und, mit seinen geborgten Tausenden Sparta stürzen, oder mich selbst unter den Ruinen meines Baues begraben.

Tim. Schwindelgeist! wie kanst du hoffen, bis zu ihm hinzudringen? Und wie —, gesezt, daß du durchdrängst, denkst du ihn zu überreden, der Athen haßt, und auch dich hassen muß, da du so oft seine Flotten aufgerieben?

Alc. O der edlen Männer Rache dünkt kein Wagnis zu schwer. Feige Hinterlist allein zittert. Mutige Künheit wandelt beherzt auf Wasserwogen, wenn dies der lezte Weg zur Rettung ist. — Freiheitsglut im Herzen sol den Mund mit Rednerkünsten rüsten, und werd' ich matt, dann ruf den Namen Athen mir ins Ohr! dann gib mir einen Kuß, mit dem Schwur, daß dies der lezte sey, wenn ich Athen nicht rette, und du solst sehen, ich werde Wunder thun. — Aber zagst du vielleicht mich zu begleiten, so sey dir willig vergönt —

Tim. Falscher! mir diesen Argwohn? — Und wenns zum Acheron ginge, dir blieb ich nicht dahinten.

---

8. Ue-

8.

# Ueber die Streitigkeit vom Genius des Sokrates.

E. den 18ten Nov. 77.

Ich mische mich, wie Sie wissen, liebster Boie, ungern in Kontroversen, am wenigsten in fremde. Es hätte deswegen auch der mir unbekante Verfasser des in vielem Betracht schönen Stücks über den Genius des Sokrates (D. M. Jun. 1777. S. 481.) vor mir wol Ruhe gehabt, wann ich nicht aus des würdigen Dr. Leß Betrachtung darüber gemerkt hätte, daß das unselige Parallelisiren zwischen Christus und Sokrates, dem grossen Weisen, den man seit einiger Zeit auch wieder in den Schulen der Theologen zu verehren anfing, aufs neue verdächtig und verhaßt zu machen schiene. Ich sehe das sehr ungern; denn ist noch etwas, das die von dem Leben so sehr sequestrirte Religion wieder damit verbinden, Tugend und Anbetung wieder zusammenflechten kan, so ist es ächter sokratischer Geist in der Religion. — Laßen Sie mich also ein paar Worte darüber mit Ihnen reden, mag's doch aufgenommen werden, wie's wil.

Vor allen Dingen kömt mir's vor, als ob der Verf. und Dr. Leß beide eigentlich nicht recht wüsten, worüber sie sich entzweien. Mich dünkt, die Hauptfrage, war des Sokrates Wahrsagergeist ein Wundergeist? waren seine Prophezeihungen Wunder? ist noch lang nicht entschieden.

Ich weis wohl, wie schwer es ist, die Kenzeichen und die beständigen Merkmale der Wunder festzusezen, so viel dünkt mich aber ist doch einmal gewis, daß Wunderwerke Wunderkräfte voraussezen, und daß diese solche Kräfte seyn müssen, die in der erkanten Natur der Dinge und der menschlichen Kräfte nicht zu finden sind.

Der Begrif der Wunder ist, so viel wir noch wissen, ein blosser relativer Begrif, denn es komt auf die Erkentnis dessen an, vor dem eine Wirkung geschieht, ob er sie für natürlich, oder übernatürlich hält; und ob's reine Wunder gibt, das wäre solche, die aus keinem Geseze der Natur, weder der Werkzeuge noch des Wirkenden, zu erklären sind, sondern eine blosse Schöpfung aus nichts voraus sezen, das wird kein bescheidener Denker behaupten.

Die Frage vom Sokrates liefe also dahinaus, ob die Wahrsagergabe des Sokrates aus der Psychologie zu erklären ist, oder nicht, und ob seine Schüler und Zeitgenossen psychologische Kentnisse genug hatten, um sie so zu erklären.

Ungeachtet alles dessen, was man bisher vom Genius des Sokrates gesagt hat, kan wenigstens ich mir denselben nicht anders vorstellen, als wie eine sehr lebhafte Andung, die er, nach seiner oft sehr figürlichen Sprache, personifizirte und als die Eingebung eines Dämons ansah. — Wer das, was vom Sokrates gesagt wird, mit Teilnehmung gelesen hat, der wird sich ihn als einen vorzüglich fein organisirten, warmfülenden Mann, vol Imaginazion und Dichterkraft vorstellen müssen; und daß eine so reine Seele in einem so wohl organisirten Leibe, in dem weder Unmässigkeit noch Trägheit sie an ihrem Spiel hinderte, die allen Menschenseelen beiwonende anende Kraft vorzüglich empfunden haben mag, scheint mir weder besonders, noch wunderbar. Wer wird bestimmen wollen, daß die uns noch so unbekante Menschenseele die Gabe der Andung nicht hat; oder kan sich einer mit seiner demonstrirenden Weisheit nicht so weit überreden, wer wird doch wenigstens so unfreundlich seyn wollen, zu behaupten, daß zwischen unsern Geistern und dem ausser dem Körper wohnenden andern Geistern gar keine Verbindung mehr seyn solte? woraus denn folgt, daß es also gar wohl möglich ist, daß diese unsichtbar, aber doch ohne alles Wunder, mit allen reinen Seelen, die ihre Organe nicht durch Trägheit oder Unmässigkeit verdorben haben, schon hier umgehen. Ist aber eins, oder das andere, so ist Sokrates

Wun=

Wundergabe von der Seite mehr nicht, als was Newton's Scharfsin von der Seite des Verstandes, und Helenens Schönheit von der Seite des Körpers war, menschliche Gabe, die alle haben können, aber selten wenige haben.

Es läst sich, dünkt mich, das nicht eben so wohl von den Wunderwerken sagen, was, wenn ich so sagen darf, von den Wundergesichtern gesagt wird. Es wird vielleicht unter tausenden nicht einer seyn, dem's nicht von Zeit zu Zeit geandet hat, und dessen Andungen und Träume nicht bisweilen in Erfüllung gegangen wären. Die Kraft der Andung ist also kein psychologisch Wunder, und wurde nur im Sokrates deswegen merkwürdiger, weil seine glückliche Organisazion und enthaltsame Lebensart ihm ächtere und anschaulichere Andungen gab.

Mit den Wunderwirkungen, wenigstens Christi, ist es aber ganz anders. Wie dort unter tausenden kaum einer ohne treffende Andungen ist, so ist hier unter Millionen gewis keiner, der Todte erweckt, mit Worten heilet, u. s. w. Wenn ich also beim Sokrates sagen kan, er hatte eine Kraft der menschlichen Seele in besonders hohem Grade, so muß ich von Christus sagen, er hatte übermenschliche Kräfte.

Ist nun aber Sokrates Genius mehr nicht, als sichere, festere Andung gewesen, und es war so wenig mehr, daß, wie der V. und Dr. Leß nicht zu bemerken scheinen, dieser Genius, nach Platos Zeugnis, ihn nur warnen, nie antreiben konte, ist's aber also mehr nicht als das, so ist's überhaupt kein Wunder.

Es scheint auch dieser Genius selbst seinen Zeitgenossen kein Wunder gewesen zu seyn. Schon damals, wenigstens nicht lang hernach, sah man diese Vorhersagungen für blosse Andungen an, wofür auch Plutarch sie achtet; wenigstens habe ich nirgends gelesen, daß jemand den Sokrates deswegen um zukünftige zufällige Dinge befragt, oder ihn für ein Orakel gehalten hätte. Selbst seine besten Freunde haben's nicht, konten's auch nicht, denn Sokrates war weit davon

entfernt, sich dieses seines Genius als eines ihm immer offen-stehenden Orakels zu bedienen. Er, der sich so sehr studirte, merkte es immer, so oft die Andung kam, aber sie kam freiwillig, ungerufen von ihm, und, so viel wir wissen, auch unabhängig von seinem Willen.

Warum streitet man also über Sokrates Genius? Warum sol er gar, um den edlen Mann der Feindschaft des theologischen Parteigeistes auszusezen, mit Christus parallelisirt werden? Warum sol er mit Gewalt zum Wundertäter gemacht werden, das er nicht ist, nicht seyn wolte, und wozu ihn niemand gemacht hätte, wenn er nicht in seiner anschaulichen, malerischen Sprache sein Gefül so unschuldig personifizirt hätte?

Aber ist's auch wahr, wie ich das ansehe? Ich weis nicht; doch lassen Sie uns sezen, Freund, es wäre falsch; was tut das wieder zur Sache? Unser Ungenanter schliest so: Wenn Wunder Beweise der Warheit einer Religion seyn sollen, so können keine in einer solchen geschehen. Den Schluß halte ich für unrichtig, und sol ich den Fehler mit einem Kunstwort ausdrücken, so hat er vier Terminos. Sol er richtig gemacht werden, so müste er so lauten: wenn Wunder Beweise einer wahren Religion seyn sollen, so können keine zum Beweise einer falschen gethan werden. Der V. gibt den Medius Terminus selbst dahin an, weil Gott die Menschen dadurch nicht irre füren lassen kan. — Das nun alles zugegeben, mögte ich von ihm bewiesen sehen, daß Sokrates 1) seine angeblichen Wunder zum Beweis seiner Sendung gethan, oder gebraucht hat; 2) daß er ein Lehrer einer Offenbarung gewesen ist. Das erste ist ganz unerfindlich; Sokrates that kein Wunder, auch des V. Sprache zu sprechen, er that, sage ich, kein Wunder als Mittel zu einer andern Absicht, sondern er benuzt seine Weissagungen selbst. Nirgends sagt er, glaubt mir, denn ich sehe die Zukunft; ja bei seinem Tode gesteht er sogar, daß er die Unsterblichkeit nur als höchstwarscheinlich glaube. — Und was für eine

seiner

seine Lehren solte er auch zweitens mit Wundern unterstüzen? Er lehrt, was jeder Menschenverstand sich selbst beweisen kan; er war dabei kein Apostel seiner Religion, sondern was er von seiner Religion sagt, sagt er nur um die Begriffe seiner Schüler darüber zu erweitern und zu reinigen. Deswegen mahnt er den Alcibiades ab vom Gebet, deswegen macht er diejenigen lächerlich, welche die Götter um Dinge fragen, die sie selbst wol wissen könten. Ja, er war so weit entfernt von aller Prätension auf ein Lehramt in der Theologie der Heiden, daß er seinem Freund Phädrus, der ihn fragte, was er von den Wundern, die bei ihnen in ihrer Religion gelehrt wurden, sonderlich vom Raube der Orithya, hielte, mit aller der Weisheit, die ihm eigen war, und mit der edelsten Bescheidenheit antwortete: „Wenn ich, wie unsre Weisen, an den Dingen zweifeln wolte, so würde ich freilich vielleicht nicht sehr unrecht haben. Man könte vielleicht sagen, daß der Nordwind hier aus den Felsenklüften geweht, und die Orithya, die hier mit der Phermugia gespielt, herunter geworfen hätte, und daß das zu der Erzählung Anlaß gegeben. Ich finde nun zwar das ganz artig, aber es muß das doch ein vorwiziger Mann seyn, der sich in diese mühselige Untersuchungen einläßt, und gewis, sein Loos ist wenig wünschenswerth; denn, wenn er nun das erklärt hat, dann muß er auch die Centauren und Chimären berichtigen, und das Heer von Gorgonen und Pegasen, und was weis ich was all für wunderliche Gestalten! der muß warlich viel Zeit übrig haben, der diese Dinge nicht lieber glauben, als sich die Mühe geben wolte sie mit seinem plumpen Verstande vernunftmäßig zu machen. Ich habe dazu keine Zeit, denn ich habe mit dem Orakelspruch, lern dich selbst kennen! noch zu viel zu thun. Bis ich das gelernt habe, würde ich unvernünftig handeln, wenn ich mich mit Dingen abgeben wolte, die mich nichts angehen. Ich lasse sie also stehen, glaube einfältig, was unsre Religion mit sich bringt, und sorge lieber, daß ich, wie ich eben sagte, mich selbst kennen lerne, ob ich nicht etwa selbst ein wilderes unbeständigeres

geres Thier bin als Typhon, oder ob ich ein zameres, reineres, heiligeres Thier bin, und den Samen der göttlichen Natur in mir trage *).„

O Boie, ich wolte noch viel über die Streitigkeit schreiben; aber wer kan nach diesem weisen Ausspruch des Sokrates noch ohne roth zu werden das thun? Ich bin gewis, wenn beide Streitende ihn so fülen als ich, so werden sie diese ekelhafte Kontrovers auch mit den übrigen liegen lassen. Und treffen sie einen Julian an, der so räsonnirt, wie der Ungenante ihn räsonniren macht; so werden sie am besten thun, wenn sie ihm sagen, was eine meiner weisen Freundinnen einem solchen Menschen antwortete. Aber, sagte sie ihm, wer verlangt von dir, daß du ein Christ werden solst? Werde nur einstweilen ein Sokrates; das Uebrige schenken wir dir gern.

Schlosser.

---

9.

## Noch Etwas
## über den Genius des Sokrates
### aus einem Briefe an B.

L. 1. Dez. 77.

Der edle Mann, dessen Gedanken über die Streitigkeit vom Genius des Sokrates Sie mir geschrieben haben, scheint den Punkt zu treffen, worauf es bei der Vergleichung des sokratischen Genius mit den Wundern des Christenthums vorzüglich ankomt. Nur noch ein paar Worte darüber. Es würde der Mühe nicht werth seyn, sich bei einer solchen Streitigkeit

*) Plato im Phädrus.

tigkeit aufzuhalten, wenn sie nicht aufs neue die Entkräftung des Beweises aus den Wunderwerken zur Absicht hätte. Ue- brigens ist der wizige Einfal, der zu dieser Vergleichung An- las gegeben, von dem Verfasser der Untersuchung im 6 St. d. Mus. 77. nicht zuerst, sondern auch schon von andern zu diesem Zweck, nur nicht so ausfürlich, genuzt worden. Mich dünkt aber, die Wunderkraft Christi und der vorgebliche Wundergeist des Sokrates sind, wenn man auf die Natur der Sache selbst und ihre Wirkung und Folgen, auf die Na- zion, die Zeit, den Ort, den Karakter, Beruf, Zweck und Plan des Lebens Christi und Sokrates unparteiische Rücksicht nehmen wil, so ganz verschiedene Dinge, daß sie gar nicht mit einander verglichen werden können. Dies wird jedem uneingenommenen Forscher der menschlichen Seele und des Altertums einleuchten, der die bekanten Kräfte der Natur, die Denkart und Sitten, die Summe und den Grad der Kultur in der Religion, Sprache, Wissenschaft beider Völker, unter welchen Christus und Sokrates lebten, und den Punkt, wo jene nebst ihren moralischen Anfürern in der algemei- nen Geschichte der Menschheit stehen, und was nach dem Entwurf der göttlichen Weltregierung, so fern wir aus der Folge der Geschichte gegenwärtig darüber urteilen dürfen, je- der vorzüglich begabte Lehrer der Menschen seiner Zeit hat auf die Zukunft und das ganze menschliche Geschlecht wirken sollen, wie an Ort und Stelle studirt hat. Und wie mag doch des Sokrates Genius ein Wundergeist, wie können die Thaten desselben, die uns die Zeugen erzälen, Wunder genant werden? Etwas Wunderbares, Seltenes, Ausserordentliches wars freilich für viele seiner Zeitgenossen; aber nicht über- haupt in der historischen, physischen und psychologischen Welt. Wenn man einmal ein gewisser Unterschied unter dem Wun- derbaren und eigentlichen Wundern festgesezt ist, und be- stimte Ausdrücke in der philosophischen Sprache auch be- stimte Begriffe und ihr bekantes Gepräge haben; so solte man auch, wo die Untersuchung der Warheit die ernsthafte Absicht ist, diese Münzen nach ihrem geltenden Werth ge-

brauchen,

brauchen, und ihnen nicht willkürlich zu wenig oder zu viel beilegen. Vor allen andern hätte also bei jener Vergleichung die Untersuchung vorausgeschickt werden sollen, welche Thaten eigentlich Wunderwerke — so relativ auch immer der Begrif vom Wunder und Wundergeist seyn mag — für jene und unsre Zeiten genant werden können.

Wo ist aber von dem Genius des Sokrates irgend eine solche Veränderung der Natur, welche die Kräfte des Menschen, die nicht nur den damals lebenden, sondern auch unserm Zeitalter nach allem Forschen, Erfahren und Versuchen über die menschliche Natur bekant worden sind, unendlich übertrift, auf einen Wink urplözlich auch in weiter Entfernung ohne alle Vorbereitung öffentlich vor den Augen vieler Zeugen und wie zum unmittelbaren Wohl eines Menschen, so auch zu einem begreiflichen, auf das Ziel einer höhern Bestimmung wirkenden Zweck hervorgebracht, und noch Jahrhunderte nachher bis auf den heutigen Tag für unerklärbar aus dem Umfange des menschlichen Wirkungskreises algemein erkant worden. Anzeigen von einigen künftigen zufälligen aber im gemeinen Leben ganz gewönlichen kleinen Begebenheiten, die, einige ausgenommen, gröstentheils Warnungen an den Sokrates selbst oder durch ihn an seine Freunde waren, dies oder jenes nicht zu thun, sich in Acht zu nehmen u. dgl. finden wir als Fakta dieses Genius von Beobachtern und Schülern des Sokrates bemerkt. Ueber die Wichtigkeit oder Geringfügigkeit des Inhalts dieser Warnungen [illegible] wir jedem gern sein Urteil überlassen; aber bei den Wundern des Christentums, die mit den Werken dieses Genius verglichen werden sollen, findet doch der Einwurf von der Geringfügigkeit auf die Art durchaus nicht stat. Die unbekanten Fakta des Genius in der verlornen Schrift des Antipaters, kommen hier nicht in Betracht. Denn wie manche Stelle aus den heil. Büchern könte man dagegen anfüren, wo versichert wird, daß viele andre Wunder nicht aufgezeichnet sind. Und dann wirds noch immer darauf ankommen, was diese oder jene für ein karakteristi-

sches

sches Gepräge hätten, und welche Wunder die Warheit einer Lehre oder göttlichen Sendung beweisen könten oder nicht. Aber was hat doch die Mutmassung für einen Grund, daß in jener verlornen Schrift noch wichtigere Thaten des Genius beschrieben seyn mögten? Scheint nicht selbst Panätius, der Schüler des Antipaters durch die Schrift seines Lehrers in dem Unglauben und Zweifel an die Warheit aller Divinazionen noch mehr gestärkt worden zu seyn? Warum berürt Cicero nicht einmal die Thaten und Träume, die Antipater, den er selbst für einen Mikrologen erklärt, erzält hat? (De Div. I, 20.). Wären sie ihm so wichtig vorgekommen, er hätte, da er ihn gelesen, und andere Divinazionen des Sokrates anfürt, seiner Hauptabsicht gemäs derselben in irgend einer Stelle gedacht. Nun werden Sie mir doch zugeben, daß das nicht einerlei, sondern ganz verschiedene Dinge sind: kleine zufällige und gröstenteils unangenehme Veränderungen, dergleichen im gewönlichen Leben oft vorfallen, eine kurze Zeit vorher anden und davor warnen, ohne jemals deutlich zu bestimmen, warum, wie und was erfolgen wird: — — und aus freiem Willen und Kraft auf der Stelle in einem Augenblicke solche Wirkungen hervorbringen, die noch keiner aus den bekanten Kräften des menschlichen Geistes oder Kunst erklärt hat, die für Menschen Schöpferkraft und eine Herrschaft der sichtbarsten und grösten Abweichung von den bisherigen Gesezen der physischen und psychologischen Welt beweisen, und der ganzen moralischen Bildung und Oekonomie eines grossen Theils der Menschen auf Erden eine solche Richtung geben, die nach Jahrhunderten zu ihrem Glück noch immer fortdauert und wirkt. Auch werden Sie bemerkt haben, daß zwischen der Anzeige des Genius und der erfolgten Veränderung noch immer einige Tage oder Stunden verflossen sind. Aus den angefürten und übrigen Merkmalen, die des Sokrates Schüler selbst angeben, erhellet, daß der Genius nicht ein Wundergeist; sondern, wie wir auf einen Augenblick annehmen wollen, ein ausserordentlicher Warsagergeist

gergeist war. Aber was hat nun dieser Warsagergeist voraus- verkündiget, wodurch er mit dem sichern Blick und der untrüglichen Kentniß der nahen und entfernten Zukunft von Menschen, Nazionen und Reichen, die der Stifter des Christentums so oft bewiesen hat, oder auch mit dem prophetischen Geiste der Seher Gottes unter den Jüden vor Christi Zeiten in Vergleichung gesezt werden könte? Wo ist nur eine zufällige Begebenheit von diesem Genius vorausgesagt, und von des Sokrates Schülern aufgezeichnet, die viele Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende vorher das Schicksal einer Nazion oder eines merkwürdigen Mannes mit allen Umständen pünktlich bestimt, mit einer grossen Erschütterung und Revoluzion ganzer Reiche und Staaten begleitet den grösten Einfluß auf die Erleuchtung und Ausbreitung richtiger Kentnisse unter dem Menschengeschlechte verheissen hätte, und durch die genaueste Erfüllung und die glaubwürdigster historischen Zeugnisse vor den Augen der Welt wäre erwiesen und bestätiget worden? Und das hätte doch ohne Widerspruch geschehen müssen, wenn man den Warsagergeist des Sokrates hätte als einen Beweis zur Bestätigung seiner Religion und ausserordentlichen Sendung, worauf die Nachwelt sich hätte verlassen, und wovon nicht blos einige zu seiner Zeit lebende Männer, sondern auch lange nach seinem Tode noch, die ganze Nazion bis auf den heutigen Tag hätte als Zeugen angefürt werden können, annehmen und mit den erfülten Weissagungen des Christentums im Ernst vergleichen wollen. Denn nur solche deutliche und bestimte Weissagungen zufälliger in jeder Absicht grosser, von dem Auge des Sehers ganze Menschenalter oder Jahrhunderte entfernter Veränderungen in der Welt, die durchaus kein menschlicher Scharfsin, keine Vermutung treffen konte, können, wenn sie bis auf den kleinsten Umstand zur angegebenen Zeit eintreffen, zum Beweise einer göttlichen Offenbarung oder Sendung gebraucht werden. Da liegt die Zukunft in einer unabsehlichen Tiefe des Möglichen und Unmöglichen,

des

des Warscheinlichen und Unwarscheinlichen, des Todes und Lebens verborgen, und ist in einem Ozean von unendlich verschiedenen Bestimmungen, physischen und politischen Abwechslungen, Entschliessungen, Handlungen, Neigungen des Geistes und Herzens einer unzälbaren Menge freier Wesen verschlungen. Wer da jemals mit Gewisheit das Leben und die Schicksale eines Mannes, der erst nach Jahrhunderten in der Welt auftreten sol, oder Zerstreuung und Eroberung, Dauer und Ordnung, Untergang und Wiederherstellung alter und neuer Reiche und mächtiger Staaten, Krieg und Frieden mit ihren Folgen in die entferntesten Zeiten, wozu kein Schatten von warscheinlichen Veranlassungen vorhanden war, mit kleinen Umständen und Nuanzen der Zeit, des Orts und der Karaktere vorausgesagt hat, der muß allerdings — so schliest jeder, der für die Richtigkeit dieser Weissagungen und ihre Erfüllung die schärfsten historischen Beweise hat, — selbst mit göttlichem Blick und Kraft ins Unendliche der Weltregierung schauen, oder von dem Alwissenden unmittelbar zu höhern Absichten belehrt seyn. Wo hat aber Sokrates bei den Warnungen seines Genius an seine Freunde oder Andre nur einmal sicher und gewis vorausbestimt, und deutlich angezeigt, was erfolgen würde, wenn sie denselben nicht folgten? Von den mehrsten algemeinen Warnungen überhaupt, die vom Sokrates als Eingebungen seines Genius vorgestellt werden, gesezt er hätte sie auch noch mehrere Tage und Wochen, als wir glaubwürdige Nachrichten finden, vorausgesagt, konten doch die nächsten Veranlassungen schon in dem Gewebe des gewönlichen Weltlaufs, des tätigen Lebens, der Sitten und Handlungsart seiner Zeit, die Sokrates so genau kente, begriffen, und einem Mann von so äusserst feinem und tiefem Gefühl, der seine Talente mehr als irgend ein andrer Mensch seiner Zeit nach seiner Absicht geschärft, geübt und studirt hatte, vielleicht die mehrste Zeit, wenn er nur darauf achten wolte, wie in einem Drama sichtbar und gegenwärtig seyn. Warum, und wozu der Genius dabei ins Spiel kommen muste und konte, ist eine andre

Frage. Einige besondre Warnungen und Anzeigen dieses Genius verdienen mehr Aufmerksamkeit und eine genauere Untersuchung, die Sie hier nicht erwarten. Nur eins der merkwürdigsten Beispiele der Prophezeiungen des Sokrates von dem unglücklichen Erfolg des von dem athenienfischen Volke beschlossenen Krieges gegen Sizilien, welches doch eine tiefe Einsicht in die Zukunft beweisen sol, dürfte man wohl zur Apologie des Genius nicht so bequem gebrauchen können. Denn Nicias hat eben diesen unglücklichen Auszug einer unbesonnenen Entschliessung mit einleuchtenden Gründen, und richtiger Darstellung der Folgen vorausgesagt (Thucyd. 6, 9 u. f.) ohne, so viel bekant ist, diese Einsicht in die Zukunft der Eingebung eines Genius zuzuschreiben.

Wie also, wenn man nach Untersuchung aller Zeugnisse und Erklärungen der Schüler des Sokrates über den Genius ihres Lehrers fände, daß weder diese noch Sokrates selbst ihn jemals für einen solchen Wunder- oder Weissagungsgeist gehalten haben, der nicht sowol in jedem Fal, als wo dem menschlichen Herzen zu seiner Beruhigung und Stärke am meisten daran gelegen war, die Zukunft des Lebens auch nach dem Tode hätten offenbaren oder versichern können? Und das würde dann doch erfordert, wenn der Genius hätte einen Beweis abgeben sollen, daß Sokrates von einem seiner unsterblichen Götter auf Erden gesandt sey. Wie, wenn man durch Vergleichung und Prüfung aller Taten, Aussagen und Eingebungen des Genius — diejenigen Fälle gleich abgerechnet, wo er sich selbst geirrt, und wo die Erfahrung das Gegenteil bestätiget hat — beweisen könte, daß dieser Genius, der für ein beständiges dem Sokrates immer beiwonendes Wunder gehalten wird, zwar eine seltene und ungewönliche Erscheinung für die Athener war, aber an sich nichts Höheres als menschliche Geisteskraft, ja selbst nichts Grosses und Uebernatürliches unter andern psychologischen Erscheinungen in der Geschichte bedeute. Ob die Schüler des Sokrates, das jedesmal unterscheiden konten und unterschieden haben, was natürlich oder übernatürlich war,

war, ist noch die Frage. Wie, wenn man endlich bei mehrern klugen und berümten Männern des Altertums und der neuern Zeit, die auch tief, wie Sokrates, in die Kentnis des Menschen und der Welt gedrungen, und vielleicht mit der Karakteristik dieses Weisen einige Aenlichkeit hatten, die Gabe der Andung oder Voraussagung, wie beim Sokrates beobachtet hätte? Nur wurde sie nicht so von ihnen bezeichnet, auch von ihren Verehrern nicht so, wie von den Schülern des Sokrates dargestellt. Wenn aber Fakta mit einander verglichen werden solten, so könten von diesen Beispielen merkwürdigere Begebenheiten, die von der freien Entschliessung andrer oft unbekanter Personen in den entlegensten Gegenden abhingen, und mehrere Tage und Wochen, als wir jemals vom Sokrates finden, vorausgesagt und eingetroffen sind, angefürt werden, ohne daß jemand auf den Einfal kommen dürfte, daraus eine ausserordentliche Sendung oder Wunderkraft zu beweisen.

Mein Brief würde zu lang werden, wenn ich Ihnen meine Gedanken darüber ausfürlich sagen wolte. Ich stelle mir den ehrwürdigen Sokrates lebendig vor, wie er izt, wenn er die Lobrede, auf seinen Genius und die Ehre der Vergleichung, die man ihm erwiesen, auf einige Augenblicke hören oder vernehmen könte, mit ironischer Miene lächeln, vielleicht auch im Ernst sich darüber erklären würde: Mich wundert, daß ihr nach so langer Zeit und so vielem Geschwäz über mich und meinen Schuzgeist aufs neue wieder über meinen Genius streitet, schwazt und schreibt. Hätt's euch wis derraten, wenn ich noch lebte. Lasset doch meinen Genius in Ruhe auf dem Boden seines Ursprungs, wo er mir und Freunden manche gute Warnung gab. Aber Wunder hab ich durch ihn nie gethan, konte und wolte das auch nicht. Kraft und Trieb meines Genius kam von einem guten Gott, so wie alles, was der Mensch hat; hab auch damit gedient, wo ich konte, und man mir sonst als einem ehrlichen Mann traute: Aber das war nichts Uebermenschliches. Da lebten

andre vor und nach mir, die das auch hatten. In die ferne Zukunft sehen, oder nur gewis sagen, wie es nach 50 oder 100 Jahren in Athen aussehen, oder wie das Orakel, das mir so grosse Ehre erwiesen, sich vor der Welt so lächerlich machen würde, kont ich nicht. Noch weniger kont' ich unheilbare Kranke auf der Stelle durch ein Wort oder durch einen Wink meines Genius gesund machen, die Elemente verwandeln, dem Sturm auf der See gebieten, tausend Menschen mit ein paar Stück Brod sättigen, Todte erwecken — wie der Stifter der christlichen Religion getan hat. Solche Taten, solche Weissagungen, als er gesprochen, die so genau erfült sind, können freilich die Warheit seiner Lehre allein beweisen, ich würd's ihm darauf zutrauen, daß er im Ernst alles wisse, da ich nichts weis, und mich freuen, durch ihn über mein Leben und Schicksal nach dem Tode so überzeugt und gewis zu werden. Aber so kont' ich zum Beweise meiner Lehre meinen Genius nicht brauchen. Ueber Wesen, Taten, Eigenschaften der Götter, wovon einer mir den Schuzgeist mag gegeben haben, erklärt' ich mich im Leben nicht gern, grübelt' auch nicht darüber. Die Warheit der Tugend, die ich lehrte, muste ein jeder fülen, und sich aus eignem Nachdenken und Erfahrung beweisen. Du fragst: was denn mein Genius war? ich frage wieder: ken'st du einen Menschen auf Erden ganz, seinen Geist, seine Kraft, seinen Bau, Kreis und Stand in der Schöpfung? Kanst du ihn nach dir messen? Forsche dich selbst, nach meinem Beispiel, wirst nicht weiter darnach fragen.

So dürfte sich Sokrates selbst die Vergleichung seines Genius mit Christi Wunderkraft verbitten. Sie ist aber nun einmal angefangen, und hier und da in Umlauf gekommen. Für Christen und Sokratisten unsrer Zeit kan auch eine solche Untersuchung wahren Nuzen stiften. Nur solten bei einer solchen Vergleichung nicht nur einzelne Handlungen in Betrachtung kommen, sondern die Darstellung des ganzen Lebens und des Lichts, womit jeder Karakter

tete auf dem Grund und Boden seiner Bestimmung leuch- te oder schimmert. Ihr Freund hat längst und oft über diese Materie gedacht, auch was Vater Sokrates durch Beispiel und Unterricht, dessen Einflus auf das Gemüt und die Sitten junger Leser er oft zu beobachten Gelegen- heit hatte, in einem Teil der gesitteten Welt zur Besserung und Ausbildung seiner Jünger und des Volks in seinem Le- ben gewust, so viel uns die Geschichte davon aufbewahrt hat, mit Teilnehmung des Herzens studirt. Ob das Re- sultat seiner Gedanken zur Beantwortung der Hauptfrage bei jener Streitigkeit und zur Kentnis und Beurteilung des sokratischen Berufs und Geistes etwas beitragen wird, mö- gen Sie sehen und hören, wenn ich Ihnen die Schrift über Sokrates und Christus für Christen und Sokratisten nächstens zuschicke. Sie wissen, welche tiefe Hochachtung für den Weisen Griechenlands ich bei andern Gelegenheiten geäussert habe. Sokrates ist mir nicht der Enthusiast, der Schwärmer und Gözendiener, wofür ihn einige Gelehrte nach ihrem Gesichtspunkt, der aber nicht der meinige, auch, wie ich weis, nicht der Ihrige ist, erkläret haben. Aber der Stifter der Religion, die wir bekennen, ist mir auch über alle Vergleichung erhaben.

*αποδοτε τα του Σωκρατους τῳ Σωκρατει, και τα του Χριστου τῳ Χριστῳ.*

Leben Sie wohl! S.

---

## 10.

## Einige Varianten über die Stärke der königlich-preussischen Armee, und neueste Berechnung derselben.

Die preussische Armee ist ohne Zweifel eines der wichtig- sten und merkwürdigsten Dinge in der izigen politischen Welt, und es muß interessant seyn ihre wahre Grösse zu wissen.

Herr Professor Schlözer machte im ersten Heft seines neuen Briefwechsels eine dataillirte Liste bekant, nach der diese Armee im Jahr 1774, 172, 820 und im Jahr 1775, 178, 820 Köpfe hatte, Herr Oberkonsistorialrat Büsching versicherte aber dagegen, (S. seine wöchentlichen Nachrichten, Jahrg. 1776, S. 36 und 216) daß die Armee im J. 1775 wirklich 200,000 Mann stark gewesen sey.

Im Anfange des izigen Jahrs erschienen neue und verbesserte Nachrichten von der königlichpreussischen Armee, aus diesen giebt Herr Schlözer in dem elften Heft seines Briefwechsels einen schäzbaren Auszug. Die Stärke der ganzen Armee ist nach demselben 154, 928 Mann, jedoch exclusive fünf neuerrichteter Infanterieregimenter und eines Husarenregiments in Westpreussen, da also dann diese Angaben der vorigen von 178,000 ziemlich nahe kommen möchte.

Herr Schlözer bemerkte gegen Herrn Büsching, daß schwerlich eine Armee in der Welt sich gerade mit einer runden Zahl mit fünf Nullen schliessen werde, daß dagegen seine Angabe genau bestimt sey und also mehr Glauben verdiene. Und hierin hatte er, wie mich dünkt, Recht. Aber Herr Büsching wolte auch wahrscheinlich nicht sagen, daß die preussische Armee ganz genau 200,000 Mann stark sey, und gerade keinen Mann mehr oder weniger habe. Er wolte wahrscheinlich nur behaupten, die Armee sey stärker als 178,000 und die runde Zahl 200,000 Mann komme der wahren Grösse am nächsten. Und hierin, glaube ich, hat Herr Büsching wieder Recht, und wenn er diese Meynung etwas deutlicher gesagt hätte, so würde Herr Schlözer wahrscheinlich nichts dagegen zu erinnern gehabt haben.

Die preussische Armee unterscheidet sich dadurch von denen vieler andern Staaten, daß sie wirklich grösser ist, als sie auf dem Papiere angegeben wird. Jede Kompagnie und jedes Regiment hat seine bestimte Zahl Köpfe, aber auch ausser derselben noch eine ansehnliche Zahl Ueberkompleter, die aber meistens eben so gut dressirte Soldaten

sind,

sind, wie die andern, und also notwendig mitgerechnet werden müssen, wenn man die wahre Stärke der preussischen Armee angeben wil. Sie betragen auch, wie man sogleich sehen wird, wirklich 24000 Mann, die Angabe von 178,000 angenommen.

Diese Ueberkompleten sind aber in den gewönlichen Berechnungen nicht mit gerechnet. Man bekümmert sich bei diesen (wie ich vermute) nur um die Zal der Kompagnien und Eskadrons und summirt aus ihrer gesezmässigen Kopfzal die Stärke der Armee. Von dieser Art sind auch die Berechnungen zu 178,000 und 172,000 Mann. Herr Büsching hatte also Recht zu sagen, daß diese Angaben nicht die wahren wären; und Herr Schlözer hatte Recht zu behaupten, 200,000 sey schwerlich die genau bestimte und richtige Zal.

Ganz genau richtig ist sie freilich nicht, aber sie komt der Wahrheit ungemein nahe, wenn diese anders in folgender Berechnung getroffen ist. Ich kan nicht weiter dafür stehn, als bezeugen, daß sie mir als eine völlig zuverlässige Angabe mitgetheilt ist. Sie ist vom März 1777 und also die neueste, sie zält die Ueberkompleten mit, und ist also auch die volständigste Angabe, die bis izt bekant geworden. Hier ist also:

Stärke und Verteilung der königlichpreussischen Armee im März 1777.

| Kompagnien | | | | Mann | |
|---|---|---|---|---|---|
| Gren. | Musq. | Eskadr. | Provinz. | Infanterie | Kavalerie. |
| — | 49 | — | Artillerie | 10,460 | — |
| 38 | 193 | 24 | Mark. | 41,455 | 3996 |
| 21 | 70 | 20 | Magdeburg | 16,632 | 3440 |
| 10 | 55 | 45 | Pommern | 11,750 | 7646 |
| 28 | 160 | 70 | Preussen | 32,102 | 11,586 |
| 4 | 70 | — | Westphalen | 13,088 | — |
| 29 | 197 | 75 | Schlesien | 38,217 | 12,434 |
| 130 | 794 | 234 | — | 163,704 Infanterie | 39,102 Kavalerie. |

Hauptsumme = 202,806.

Nach den Mortalitätslisten vom Jahr 1776 ist die Volksmenge aller preussischen Länder izt 5,700,000. (S. den deutschen Merkur, April, 1777.) Zu dieser verhält sich die Zal der Armee wie 1. zu fast 29. Wenn man die Zal der streitbaren Mannschaft als den vierten Teil der ganzen Volksmenge, also 1,425,000 annimt, so ist beinahe der siebente Mensch unter diesen Soldat.

So würde es seyn, wenn nicht die erhabne Weisheit Friedrichs die Unterhaltung der streitbarsten und zalreichen Armee weit weniger drückend für sein Land zu machen wüste. Ueber die Hälfte der preussischen Armee besteht aus Ausländern. Nur gerade die Hälfte angenommen, so sieht man, wie alle Verhältnisse herabsinken. Unter fast 58 Menschen und unter 14 streitbaren Männern ist nur ein Soldat.

Ich weis wol, daß diese Verhältnisse wieder nicht ganz genau richtig sind, weil in den Mortalitätslisten (aus denen ich hier die Bevölkerung abstrahirt habe) auch die 200,000 Soldaten mit begriffen werden. Allein der Unterschied ist klein und wird völlig dadurch gehoben, daß wirklich mehr als die Hälfte Ausländer unter der preussischen Armee sind. Auch bekömt man durch die Mortalitätstabellen freilich nicht die genau richtige Volksmenge; allein ich glaube doch annehmen zu können, daß diese Verhältnisse der Wahrheit ziemlich nahe kommen, und mehr als dieses kan man in Materien der Art selten. Wenigstens wird man sie bis zu Publizirung preussischer Zälungslisten gelten lassen.

Dohm.

---

II.

## Ein Zweikampf, wie es wenige gibt.

In einer französischen Garnison ward ein junger Offizier eines Versehens wegen auf die Wache gesezt. Als er nach über=

verschwdner Strafe sich bei des Königs Lieutenant meldete, und dieser ihn mit einem derben Verweis und einer väterlichen Vermanung empfing, verlor der junge Ritter so sehr alle Gelassenheit, daß er gegen den alten Mann die gröbsten Schimpfwörter ausstieß, der würdige Greis, durch Wunden und Jahre entkräftet, erwiederte mit bebender Stimme: ich zittre, wie du siehst. Ich habe nicht immer gezittert, und mein Sohn zittert nicht.

Der Sohn kam auf erhaltenen Brief von der fernsten Grenze des Reichs. Sie schlugen sich heftig. Der Beleidiger trug eine Wunde davon, die nur in einem Jahre geheilt werden konte.

Kaum erschien er wieder, so war auch der Sohn wieder da: Sie haben meinen Vater beleidigt. — Wohl! Also hat der Stoß durch die Ribben meine Uebereilung noch nicht gebüßt? Sie bestehen darauf — aber auf Kugeln.

Das Glück war dem Ritter wieder entgegen, und er lag an einer neuen Wunde viele Monate heftig danieder.

Der Sohn erschien zum drittenmale: Beleidiger meines Vaters, ich fodre Genugthuung. — Sie sind, wie ich sehe, schwer zu befriedigen; geben Sie mir bis Morgen zu meiner Erklärung Zeit.

Der Ritter versammelte die Kapitäne des Regiments, und trug ihnen die Sache als kompetenten Richtern der Ehre vor. Bin ich schuldig, fragte er, mich so lang herum zu schlagen, bis einer des andern Mörder wird?

Der Grenadierhauptmann nahm das Wort: haben Sie denn den Alten schon um Verzeihung gebeten? — Nein. — Gleich auf der Stelle! damit hätten Sie den Anfang machen sollen. — der Ritter folgte. Als er aus der Thüre des Alten trat, kam ihm der Sohn mit ofnen Armen entgegen: ich bitte um Ihre Freundschaft, edler Mann. — Gut. Aber, zum Henker, warum sagten Sie mir nicht eher, was Sie begehrten? — Das war meine Rolle nicht. Mein Vater konte vergeben. So lang er nicht vergab, war es meine Pflicht ihn zu rächen.

Ihr Gesezgeber, Satirenschreiber, Philosophen, wollt ihr diesen Herausforderer für infam erklären?

Ue.

---

## 12.

## Empfindungen.

Glücklich ist nicht wer, im goldnen Zauber
Seiner Schlösser, schmachtet nach Genuß,
Wer bey Harmonieen wie ein Tauber
Gähnt, und seiner Herrschaft Ueberdruß
Auf sich schwer wie Felsentrümmer fület,
Gern dem Marterdiadem entsagt,
Das ihm nicht die heisse Stirne kühlet,
Wenn ihn schwarze Königssorge plagt.

Laß ihn, Schöpfer einer neuen Erde,
Felsen ebnen und Gebirg' erziehn,
Flüsse lenken, laß auf sein: es werde!
Freudenlose Wüsten um ihn blühn;
Laß ihn schweben auf der Purpurwolke,
Näher dem Olymp, verehrt im Hain,
Bang umzittert von dem blinden Volke,
Und der Gott der Odendichter seyn;

In dem kalten wonneleeren Herzen
Nagt der Ekel seiner Göttlichkeit,
Und er drängt sich', durch geweihte Kerzen,
Durch den Opferdampf, im Stralenkleid,
Ach! umsonst nach Freuden armer Hütten,
Seufzt nach Freunden, findet Knechte nur;
Blumen welken unter seinen Tritten,
Und vor ihm entfärbt sich die Natur.

Wer

Wer umlocket seine bleichen Wangen
Freundlich mit dem frühbereiften Haar?
Und wer hängt mit innigem Verlangen
Aus der feilen Odalisken Schaar
An dem hohen Blick der Göttersöhne,
Unter'm Weihrauch, den ein Sklave streut?
Ach! wer trocknet ihre stille Träne
Durch den warmen Kuß der Zärtlichkeit?

Heil mir an der kühlen Felsenquelle,
Die zu Liedern reizet, und versteckt
Unter Blumen rieselt, endlich helle
Silberarme durch die Fluren streckt,
Wenn ich oft, des Tages Arbeit müde,
Einsam hier durch Eichengänge schlich!
Ach! dann fühlt' ich's, inrer Seelenfriede
Und des Herzens Unschuld lohnten mich.

Ist sie's, die in jenen Büschen lauschet,
Und die Liljenstirne schüchtern hebt,
Und nun leiser durch die Blüten rauschet,
Und izt küner durch die Zweige strebt?
Auch ich höre Vater! rufen, lallen —
An der Tochter Hand erscheint sie mir.
Um sie lächelt die Natur Gefallen,
Und der Weste Schweigen huldigt ihr!

Ha! an ihrem Busen hingerissen
Junge Freudentränen auszuspähn,
Und den Tau der Wollust wegzuküssen,
Weil der Liebe warme Seufzer wehn,
Und die Seele, aufgelöst, schon freier,
Höher schwebt, die Erde schon verläßt,
Ist zu viel — O Nacht, in deinen Schleier
Hülle unsrer Liebe Siegesfest!

Ue.

---

13. Phe-

## 13.
## Phemor und Arnide.

Liebewelkend verging Phemor in der einsamen Hütte, fern von der Halle seiner Jugend. Einst war seine Aussicht lebendiger Hauch Gottes gewesen, zu leben so eng, sein Mädchen und er, zu lieben so weit, Aug in Auge verklärt. Nun war einsam seine Seele, weil Sulamith oben wonte. Er hatte seine Hand ausgestreckt auf ihren kalten Leichenstein: wo ist Liebe für mich? Zwischen Felsen wil ich mich weiden an dem langsamen Verlöschen meiner Lampe, wil nicht reden, als zu Sulamith, wil nicht hören, als Gottes Wort im Sausen des Sturms.

Arnide ging durch Wald und Haide, schwarz ihr Kleid und ihr Busen nackt. Warum ist dein Kleid schwarz, dein Busen nackt? so fragten die Hirten in den hohlen Wegen. Sie sagte: ist Ogar hier? Ich bin Arnide, verloren an Ogar.

So kam sie mit dem zerrinnenden Morgentau an die Hütte Phemors. Er wänte, sein Hund wär's mit Beute für den Tag, oder ein Pochen seines trauten Geistes von oben, sonst hätt' er nicht aufgetan.

Arnide. Ist Ogar hier? Ich bin Arnide, verloren an Ogar.

Phemor. Geh weiter, Weib! Diese Einöde gehört der Ruhe. Sie ist nicht für zwey.

Arnide. Fremder Mann, ich wandere verlassen über Busch und Steg. Hast du den Bräutigam meiner Seele, so gib ihn.

Phemor. Ich habe gesagt, ich wil nicht reden, sieh! und ich rede zu dir. Weib der Hölle, kamst du durch Täuschung mich mit den Menschen zu versönen? Geh weiter, solch

sich die Gestalt wont nicht auf Erden mehr, seit Sulamith todt ist.

Arnide. Das ist mein Gewand. Es ist dicht, und schützt mich vor Frost und Regen. Das ist mein Stab; er war mein Gefärt auf dem weiten Weg der Liebe. Nim sie hin, nim mich selbst, nur daß ich Ogar habe.

Phemor. Gott sey Dank, du bist ein Mensch — und gut! Sag mir, wer war er! Mädchen, wer war der Mann, dem du angehörst?

Arnide. Gros war Ogar, uns lieb von der Höhe herab; er umfaste weit, was Gottes Natur war, und jedes, als wär's ihm einzig. Wie die Locken auf seinen Schultern zerfloß seine Seele — so heis, so mitgebend.

Phemor. Ich habe gesagt, ich wil nicht reden, sieh! und ich rede zu dir. Sein Blick — war er liebegut, Ogars Blick?

Arnide. Er war nicht, wie unser einer und durfte hinblicken stolz. Er fühlte über mich, und doch wein' ich Arme, daß er mich mitgenommen und gelassen hat. Er fühlte über mich, es war nun so, du Gott im Himmel, und ich weine.

Phemor. Draussen weht der Wind. Wilst du in meine Hütte, meine Schwester? Kom, und ruhe da aus von dem langen Wege.

Arnide. Drei Tage irrt' ich und drei Nächte. Du bist gutthätig, wie die milden Engel. Wie heissest du? Sein Blick war nicht, wie deiner.

(Sie gehn in die Hütte.)

Phemor. Ruh auf meinem Schoosse, Pilgerin der Liebe. Ich wil deiner ganzen Seele zu lieben geben. (Sie bedeckt ihren Busen.) Ruhst du wohl? Segne, Sulamith! Ich rede zu dir, wenn ich zu Arniden rede; ich hörte Gottes Wort, wenn sie spricht mit hoher Keuschheit.

Nun wonen sie im Tale glücklich, und haben Kinder; denn sein guter Engel hat ihm Augen gegeben zu sehen. Oft an Festen erzält er die Geschichte seiner kleinen Welt, wenn

wenn sie am Herde sich um ihn versammelt, oder beim Morgrusse vor seinem Bett. Aber ich bin zurükgekehrt, sezt er dann hinzu, und habe gefunden, daß es doch gut sey mit Guten zu wonen auf Gottes Erde, zu arbeiten und zu essen und sich zu freuen in Einfalt. Gott sich zu freuen in Einfalt! Da ist einem jeder Tropfen werth, weil er von oben kömt, und alles, alles wandelt in junger Liebe vorüber, wie Morgenröte. Da ist jeder genossene Augenblick Sontag, und man lächelt so ruhig, wie der Knabe zum festlichen Kleide. O! das ist Eden und heilig.

---

## 14.

## Auszüge aus Briefen.

### I.

London. den 19ten May 77.

Vom Schifshauptmann Cooke, der bekantlich im vorigen Jahre seine dritte Reise um die Welt angetreten hat, sind hier Briefe angekommen, die im November auf dem Vorgebirge der guten Hofnung geschrieben sind. Er wird nach dem Südpol, so hoch es ihm möglich seyn wird, heraufgehen; von da kehrt er nach der Insel Otaheite zurück, um Omai in sein Vaterland zu bringen, und wird von da aus, wie man hier glaubt, die Entdeckung der Inseln im Südmeere fortsezen, hierauf nach Kalifornien segeln und die Durchfart in Nordwest durch die Baffingsbay versuchen. Gewis kan man indes nichts vorhersagen, da er geheime Instrukzionen erhalten hat, die nicht bekant worden sind. Er schreint nach seinem Briefe für die Seefarer eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben, indem er bei der Bemerkung, daß an den Schiffen umher eine Art von grünlichem Kraute oder Wassermoose wächset, solches Kraut hat sammeln und in süssem Wasser

Wasser abwaschen lassen, welches sich als ein Gegenmittel des Skorbuts von der besten Art bewärt gezeigt hat. Es wächst bald wieder . . . . . . . . . . . . .

II.

den 13ten Nov. 77.

— — — Unser vortreflicher von Schachmann, der Verfasser des Catalogue raisonné d'une Collection de medailles, hat vorigen Sommer zwei Blätter in Queroktav radirt: 1) Fancy-View of the coast of Otaheite, inscribed to Joh. Banks, Esq. 2) Fancy-View of the coast of New-Zeeland. Beide sind vortreflich, blos nach Bank's Beschreibungen gemacht, haben dessen Beifal erhalten, und sind völlig dem Originale gleich, das nachher erschien. Er hat auch einige schöne Gegenden seines Dorfs radirt, desgleichen die Bar. v. Dieden, und die Gräfin von der Lippe, beide geborne Gräfinnen von Callenberg, die nach seinem Originale kopirt in Lavaters Physiognomik, II. S. 122. sich befinden. Dr. L. der sie nicht kent, hat ihren Karakter ausnehmend getroffen. Jezt hat S. beide noch einmal gestochen. Auch die Stiche zu seinem Catalogue machte er selbst, zerschnit nach dem Abdruck die Platten, und verschenkt überhaupt das Werk nur. — —

Aus-

# Inhalt.



---

Der Verfasser eines gewissen an einen der Herausgeber gesendeten Aufsazes kan, unter Vorzeigung des Siegels, mit welchem der an ihn geschriebene Brief versehen ist, eine Erklärung deswegen auf dem Königl. Churfürstl. Intelligenzkomtoir zu Hannover abfordern lassen.

---

## Druckfehler im Dezember 77.

S. 500. Z. 5 alcuni. — Z. 6. aria. S. 520. Z. 26. heuer. S. 521. Z. 9 auf. S. 522. Z. 8. folgten. S. 527. Z. 27. theurer. S. 530. Z. 14. vorauf. — Z. 18. dann; doch. S. 532. Z. 5. Huft. S. 558. Z. 16. Spruchbüchlein. S. 566. Z. 7. bodlejanischen.

---

# Deutsches Museum.

Zweytes Stück. Februar. 1778.


## I.

## Einige Nachrichten von der Kurpfalz, vorzüglich vom izigen Zustande der pfälzischen Fabriken und Manufaktyren,

von


Christian Wilhelm Dohm.


### Vorerinnerung.

Man hat sich bisher von verschiednen Orten her beschwert, das deutsche Museum beschäftige sich zu wenig mit deutschen Angelegenheiten, und dagegen im Verhältniß zu viel mit Fremden. Der geistvolle Verfasser der Breloken ans Allerley hat noch neulich in diese Beschwerde gestimt, und sehr viele andre Männer, deren Beifal etwas werth ist, haben sie geäussert. Es lohnt also wol der Mühe, hierüber ein Wort zu sagen. Ob das Museum mehr Urteil über den Zustand der neuesten deutschen Litteratur enthalten solle? wil ich hier nicht untersuchen; doch, dächt ich, wir hätten der urteilenden Journale genug. Aber man wil auch im Museum wol von den politischen Angelegenheiten Deutschlands unterhalten seyn; man verlangt Nachrichten und Urteile über die Operazionen der Gesezgebung in verschiednen Ländern? über den wahren izigen Zustand der deutschen Menschen, — des Edelmans, Bürgers, Bauern von der Donau bis zur Elbe, vom Rhein bis zur Oder? Nachrichten und Urteile über die abwechselnden Verhältnisse der Staaten untereinander, über ihr Fortschreiten im Wohlstand oder Verfal, in Religion, Sitten, Aufklärung; über Zuname der Bevölkerung, der

Industrie, der Handlung! — Schön; — gewis alles das gehörte ins deutsche Museum — wenn nur Männer wären, die es hineingeben wolten! Niemand kann mehr wünschen, recht viel dergleichen Aufsäze zu lesen als ich; aber niemand fült auch mehr die Schwierigkeiten sie zu schreiben. — Die klare, simple Ursache, warum das deutsche Museum nicht mehr bisher über deutsche Landes- und Menschenangelegenheiten geliefert hat? nicht mehr (wie es seiner ursprünglichen Bestimmung nach solte) die deutschen Staaten, einen dem andern bekannt gemacht und genähert hat? — diese Ursache liegt blos darin, weil nicht genug Mitarbeiter sich finden lassen, die dergleichen Aufsäze lieferten. Und diese Mitarbeiter sind nicht deshalb selten, weil zu wenig denkende Köpfe sich mit Politik in Deutschland beschäftigten; nein, es gibt deren noch immer in allen deutschen Staaten, obgleich nicht so viele als in einigen benachbarten. Aber es ist so schwer, etwas von deutscher Politik zu erfaren, worüber die denkenden Köpfe denken könten. Unsre Regierungen bedecken meistens ihre Operazionen mit einem Schleier, der wenig sehn, nur erraten läst. Dabei ist man an politische Raisonnements in Deutschland noch so wenig gewönt, daß Privatpersonen es nicht wagen, ihre Gedanken bekant zu machen, weil sie fürchten, daß man die kleinste Misbilligung für Tadel aufnehmen, und diesen nicht gern publizirt sehn werde. Aus diesen Gründen hat man bisher mehr durch Behandlung fremder Statistik (zu der man die Materialien hatte) dem großen Publikum an politischen Kentnissen (die bisher noch wenig ausgebreitet waren) Geschmak beibringen wollen; eine Idee, die ich schon einmal im Museum insinuirt habe, an die aber unsre zu strengen Richter sich nicht erinnerten. —

Nun noch ein Wort von dem folgenden Aufsaz. Ich habe im Frühling des vorigen Jahrs eine kleine Reise in einige Theile des südlichen Deutschlands gemacht und mich bemüht, nüzliche statistische Kentnisse von ihnen zu erwerben. Verschiedne Gönner und Freunde haben gewünscht,

daß

daß ich die gesammelten Bemerkungen im deutschen Museum bekant machen möchte; allein ich habe es noch immer verschoben, weil ich zu sehr fühlte, wie mangelhaft und lückenvoll meine Samlungen sind, und weil ich auch zu grosse Achtung für das erleuchtete Publikum des Museums habe, ihm blos rohe, nicht durchdachte und geordnete Samlungen vorzulegen. Indeß wag ich hier eine Probe, die einige Nachrichten von einem der schönsten Länder Deutschlands und von der Regierung eines der erhabensten und edelmütigsten seiner Fürsten enthält. — Sehr mangelhaft und unvolständig sind diese Nachrichten; ich hätte die Lücken oft mit Vermutungen, Sagen u. s. w. füllen können; aber ich wolte dem Leser nur das sagen, was wie ich glaube, Warheit ist. Und ich hoffe wenigstens daß die meisten Nachrichten, die ich gebe, dem grössern Teil der Leser neu und nicht unrichtig seyn werden.

---

Unter allen deutschen Ländern ist die Pfalz ohne Zweifel eines der ergiebigsten und bevölkertsten. Die Lage am Rhein und Neckar versichert den pfälzischen Produkten einen leichten und wolfeilen Absaz, und die Vortreflichkeit des Bodens eine vorzügliche Güte. Der Boden ist fast durchgehends ungemein fruchtbar, vorzüglich in den Oberämtern Alzey *) und Heidelberg. Das Oberamt Lautern **) hat vielleicht

 den

*) Dieses herliche Oberamt soll, wie mich jemand, der es wissen konte, versichert hat, eben soviel Einkünfte geben, als das Herzogthum Zweybrücken.

**) Dies Oberamt hat einen gar zu grossen Ueberfluß an Waldung, die in den benachbarten Eisen- und andern Bergwerken nicht hinlänglichen Absaz findet. Es komt an Grösse fast dem Oberamt Alzey bey, aber dieses (das freilich unter die bevölkertsten Gegenden von Deutschland gehört) hatte vor einigen Jahren 7450, jenes nur 3506 Haus-

den schlechtesten Boden in der Pfalz, und doch werden hier mehrere Gattungen Produkte erzielt, als in den nördlichen Ländern Deutschlands. Nirgends schiklicher hätte indeß die neuerrichtete Kameralschule *) angelegt werden können, als hier, wo der Landmann des Vorgangs in der Ausübung guter ökonomischer Grundsäze und besonders in Verbesserung des Bodens am meisten bedurfte.

Der pfälzische Landbauer zieht aus seinem Boden weit mehr Produkte, als in andern deutschen Ländern gewönlich sind. Zwar klagen auch die pfälzischen Patrioten (unter denen ich mich an keinen eher, als an (Medikus erinnern kan) daß ihr Land noch nicht genug Produkte hervorbringe, daß der Bauer auch hier sich im ewigen Kreise von Rocken, Gerste, Hafer, Spelt drehe, und nicht begreifen wolle, daß ein Morgen Landes mit Krapp bebauet in den Stand seze, mehr Rocken zu kaufen, als man

Haushaltungen. Der Boden ist hier fast durchgehends roter Flugsand; aber die ökonomische Gesellschaft zu Lautern hat ihn auf ihrem Gut Siegelbach durch Vermischung mit besseren Erdarten schon seit drey Jahren sehr zu verbessern gewust, und wird ihn künftig noch mehr verbessern.

*) Ein Institut, das unter allen pädagogischen der neuesten Zeit, mit dem wenigsten Geräusch angekündigt ist, aber gewiß bleibenden Nuzen stiften wird, und, ohne sich selbst so zu betiteln, wahrhaftig philanthropinisch ist. Welch ein grosses Verdienst hat sich die kurpfälzische ökonomische Gesellschaft nicht dadurch vor allen ihren Schwestern erworben, daß sie hier durch so trefliche Gelehrte, wie die Herren Schmidt und Sukkov sind, der Pfalz und andern Ländern erleuchtete und brauchbare Finanzbedienten bildet. Viele Leser werden die Lautrer Anstalten schon aus dem deutschen Merkur kennen, aber nach dem, was ich von ihnen gesehn habe, glaub ich versichern zu können, daß sie noch nicht soviel Aufmerksamkeit in Deutschland erregt haben, als sie wirklich verdienen.

unmittelbar aus ihm gewinnen kan. Diese Klage mag gerecht seyn, aber doch hat der grössere Theil von Nieddeutschland noch lange zu arbeiten, ehe er in Absicht des Landbaues bis auf den Punkt kömt, wo man in der Pfalz schon wirklich ist. Hier kennen doch, nicht nur begüterte Landbesizer und Mennonisten *) sondern auch wenigstens einige Bauern Vermischung der Erdarten, Stallfütterung, Bau der Futterkräuter, Entberlichkeit der Brache. u. s. w.

Die wichtigsten Handelskräuter, welche izt in der Pfalz gebauet werden, sind Tabak und Krapp. Beider Kultur ist ausnehmend ergiebig, beider izt in beständigem Zunehmen. Die erste wird durch den bürgerlichen Krieg jenseit des Weltmeers, wie in der Ukraine, so auch am Rhein und Neckar befördert.

Der pfälzische Krapp wird eben izt sehr gesucht, und schon auf 5—6 Jahr hinaus sind grosse Bestellungen für denselben gemacht.



*) Diese sind ohne Zweifel die vollkommensten Landbauer in Deutschland. Sie haben schon verschiedne Generazionen durch diejenigen Grundsäze in Ausübung gebracht, welche in andern Ländern noch in der Untersuchung sind, und nur erst theoretisch empfolen werden. Ihre simple, häusliche Lebensart, ihre Entfernung von allem Luxus macht, daß sie weit mehr Vermögen samlen und also auch auf den Ackerbau mehr verwenden können, als andre Bauern. Und doch, glaub ich gewis, daß diese ehrlichen Mennonisten bei ihrer Sparsamkeit das Leben mehr geniessen, als andre, die järlich mehr ausgeben. Es ist sehr rührend, einen David Meblinger (von dem schon einmal ein reisender Markis im Museum sehr wahr geredet hat) mitten unter Kindern und Enkeln nach Patriarchenart heitre, selige Freuden des häuslichen Lebens geniessen zu sehn und mitzugeniessen.

Die schlechten Krappernten in Seeland seit einigen Jahren und der wolfeilere Preis des Pfälzer vermehren die Nachfrage nach dem leztern. Der Preis der besten Gattung desselben ist 55 Gulden der Ztn. *)

Zu den fremden Produkten, die man in die Pfalz eingeführt hat, gehören auch noch zwei, die man in wenig andern deutschen Landen finden wird; Rhabarber und Kamelhaar der angorischen Ziege.

Im Jahre 1768 brachte man fünf angorische Ziegen und zwey Böcke nach Dossenheim, an der Bergstrasse, die sich im Jahre 1777 schon bis 90 Stück vermehrt hatten. Ihre Haare haben den schönsten Seidenglanz, und man hat schon in Frankenthal verschiedne Kleider für den Kurfürsten aus diesen pfälzischangorischen Haaren verfertigt.

Die Rhabarberpflanzung hat eine Gesellschaft französischer und andrer Kaufleute und Gärtner 1769 zu Käferthal, ohnweit Manheim angelegt. Der Kurfürst hat ihr ein ehemaliges Jagdschlos zur Wohnung und zum Magazin eingeräumt. Der Garten, in welchem diese nüzliche Pflanze gebauet wird, hält 20 Morgen. Der Vortheil von dieser Kultur und der Absaz des pfälzischen Rhabarbers soll schon sehr gros seyn. Der meiste geht nach Frankreich. Man schmeichelt sich auch, hier die ächtesten Sorten zu erzielen. — Diese Kultur würde für die Pfalz und andre deut-

*) Einer der grösten und einsichtsvolsten Krappbauer in der Pfalz ist Herr Gugenmus, ein Mann von edler Simplizität in seinem Karakter, wie in seinen Schriften, durch die er sich schon als einen der ersten Oekonomen bewiesen hat. Er treibt den Landbau überhaupt mit Genie, und besonders die Kultur des Krapps seit neun Jahren auf zwei grossen Gütern. Er verarbeitet ihn bis zu einer Waare für die grosse Handlung. Wir dürfen von ihm noch ein Werk über den Krapp erwarten, das in seiner Art klaßisch seyn wird.

deutsche Länder noch wichtiger werden, wenn der Rhabarber nicht nur als Arzney, sondern auch zur Färberey gebraucht werden könte, wie es ein Kenner *) aus guten Gründen vorgeschlagen hat.

Die Neckar- und Dürkheimer Weine, die Salz- **) und Bergwerke und unter diesen besonders das Quecksilber ***) gehören zu den wichtigsten und erheblichsten Produkten der Pfalz.

Was aber dieses Land fähig macht, alle Vorteile seines Bodens und seiner Lage ganz zu nuzen, ist das Glük, nun schon 36 Jahre einen Karl Theodor zum Regenten gehabt zu haben. Ich habe gefunden, daß dieser Fürst von seinen Unterthanen sehr geliebt wird und er verdient es. Wie glüklich hat Er sie schon dadurch gemacht, daß Er einen dauerhaften Frieden ihnen sicherte. In so vielen andern deutschen Ländern sind die Regierungen noch immer beschäftigt, die Spuren des lezten verderblichen siebenjährigen Krieges zu vertilgen, die Lücken der Bevölkerung zu füllen, die dem Ackerbau und Fabriken verlorne Hände wieder zu ersezen. Die Pfalz hat vom vorigen Kriege nichts erfaren, als die Durchzüge der Franzosen, die friedsam durch dieses glükliche Land nach den Schaupläzen des Todes und der Verwüstung eilten. Schon dies muß also der Pfalz einen grossen Vorzug vor andern deutschen Staaten von etwa änlicher Grösse geben, daß ihre Bevölkerung, ihre Industrie immer fortschrit, in einer Zeit, da Oesterreich, Brandenburg, Hannover, Hessen, Sachsen, durch die traurige



*) S. Pörners chymische Versuche und Bemerkungen zum Nuzen der Färbekunst III, 459. — Von dem Rhabarberbau, und der angorischen Heerde zu Dossenheim findet man genauere Nachricht in den Bemerkungen der kurpfälzischen ökonomischen Gesellschaft vom Jahre 1771.

**) Die Salzwerke zu Kreuznach sollen nach Abzug aller Kosten, järlich 30,000 Fl. reine Einkünfte geben.

***) Die beste Nachricht von den pfälzischen Quecksilberwerken hat uns neulich Herr Kollini gegeben.

Notwendigkeit des Krieges zur Unterbrechung gezwungen wurden? In der That gehört auch die Pfalz unter die bevölkertsten Länder von Deutschland. Andre suchen Kolonisten zu bekommen, die Pfalz sendet sie noch immer aus, welches freilich noch vorteilhafter für dies Land wär, wenns nicht geschähe. Denn so viel Vorzug es auch vor andern in Absicht der Bevölkerung wirklich hat, so ist diese doch bei weitem noch nicht diejenige, welche ein so vortrefliches Land unterhalten könte. Herr Medikus hat in einer lesenswürdigen kleinen Schrift (von dem Bevölkerungszustand in Kurpfalz, vorzüglich in Manheim, 1769, 12.) sehr gut die Ursachen entwickelt, welche die möglichen Fortschritte der Bevölkerung bisher aufgehalten haben. Nach seiner Beobachtung, die auf genaue und zuverlässige Berechnungen sich gründete, befand sich wenigstens vor neun Jahren die Volksmenge im Stilstande und zum Teil in Abname. — Den izigen wahren Zustand der Bevölkerung in der Pfalz kenn ich nicht.

Manheim, eine der regelmässigsten Städte von Europa, und seit 1720 Residenz des Kurfürsten, ist in 107 Quadrate abgeteilt und hat 1548 Häuser und 24,190 Einwoner. So hat sie die Zälung vom J. 1766. angegeben, die neueste, von der ich gehört habe.

Die Mortalität von Manheim ist 1 : 28, ein Beweis, daß die Stadt nicht, wie oft vorgegeben wird, sehr ungesund sey. Diese Mortalität ist allerdings für eine grosse Stadt geringe, da sie oft in Landstädten eben so groß ist. Indeß giebt es doch grössere und nach Verhältnis änlich bevölkerte Städte, wo die Sterblichkeit noch geringer ist. In Berlin bey 130,000 Einwonern und einer Garnison von 25,000 (wo die Mortalität immer grösser ist) stirbt auch nur von 28 einer und wie ich grosse Ursache habe, zu vermuten, in Cassel nur von 32 einer.

Die Zal der katholischen Einwoner hat seit 1720 ungemein zugenommen; die reformirten sind aber noch immer die wolhabendsten Bürger Manheims.

Man

Man findet bald, wenn man sich in der Pfalz aufhält, daß der Regent derselben Wissenschaften und Künste liebt. Beide blühn vorzüglich in Manheim, und ich habe die Bemerkung gemacht, daß fast alle grosse Anstalten für dieselben unter der izigen Regierung gestiftet sind. Die Schmeichler haben es ehrlichen Männern fast verleidet von noch lebenden Fürsten zu reden; aber ein chronologisch bewiesenes Lob kan keine Schmeicheley seyn. Ich wil also die treflichen Anstalten in Manheim nur kurz in der Ordnung, wie sie gestiftet sind, anfüren:

1743.

In diesem ersten Regierungsjahre Karl Theodors wurde auf dem prächtigen Opernsaal die erste grosse italiänische Oper gespielt.

1754.

Militärisch-Anatomisches Theater, wo jederman freien Unterricht und Leichname auch den freien Gebrauch der Instrumente hat.

Chirurgisches Kollegium, das aber erst 1765 seine izige Einrichtung bekommen hat. Der Vorrat von Instrumenten sol vorzüglich seyn.

Militärische Ingenieurschule.

1757.

Akademie der Zeichnung und der Bildhauerkunst. Die Aufsicht hat Hr. Verschoffelt, Hofbildhauer und grosser Mann in seiner Kunst, durch welchen ohne Zweifel hier viele geschikte Künstler gebildet werden.

1758.

Kupferstich- und Zeichnungskabinet. Schon izt eine der zalreichsten Kupferstichsamlungen in Europa. Sie

besteht aus mehr als 400 Bänden in gr. Folio. Der Originalzeichnungen von den grösten Meistern sind einige 1000.

1761.

Die Bibliothek. Sie hat ein sehr schönes Aeussre, und ihr Inneres hat in einer Zeit von 16 Jahren ungemeine Fortschritte gemacht. Die Zal der Bände ist schon über 40,000. Beym Eingang stehn die Brustbilder des Kurfürsten und der Kurfürstin, beide von weissem Marmor und von Verschoffelt gearbeitet.

1762.

Gemäldesamlung in neun grossen Zimmern, die viele trefliche Stücke von grossen Meistern und (so viel mich dünkt) fast in gleichem Verhältnis von Italiänern und Niederländern enthält.

1763.

Akademie der Wissenschaften, die sich schon einen vorzüglichen Rang unter den Akademien von Europa erworben hat.

Antiquitätenkabinet, enthält sehr viele römische Inschriften und Figuren in Stein gehauen, hetrurische Urnen von Alabaster, Statüen der egyptischen, griechischen, römischen Götter, der römischen Kaiser aus Marmor und Metal u. s. w.

1765.

Das Kabinet der Naturgeschichte, ist aus allen Teilen von Europa ausnemend volständig gesamlet. Hr. Kollini, der gelehrte Direktor desselben, hat schon 1767 eine Beschreibung davon gegeben.



1766.

Hebammenschule.

1767.

1767.

Saal der Statüen, in welchem man eine Samlung der herlichsten Statüen, Büsten und Gruppen findet, die Kurfürst Johann Wilhelm von allen Meisterstücken der Kunst in Rom und Florenz mit grossem Fleis hat formen lassen. Eine herliche Idee für die Bildung junger Künstler! Der regierende Kurfürst hat für diese Samlung einen Saal bauen lassen, wo besonders für die glüklichste Verteilung des Lichts gesorgt ist.

1768.

Der botanische Garten. Seine Gebäude sind nach einem vom Direktor, Hrn. Regierungsrat Medikus, neu erfundenen Plan, angelegt. Er enthält 465 Arten meist seltner Stauden und Bäume, und ein künstliches Gehölz von 80 Gattungen meist amerikanischer Bäume. Dieses verdienten Mannes Versuche, nüzliche exotische Pflanzen in deutscher freier Luft zu ziehn, sind bekant.

1775.

Die deutsche Gesellschaft, die wirksamer, wie die meisten Gesellschaften dieses Namens, sich mit wahrer Verbesserung des Geschmacks und Bildung der Sprache beschäftigen wird.

1776.

Stiftung der deutschen Schaubüne und Errichtung eines Gebäudes für dieselbe.

Noch in diesem Jahre (1777.) wird die Reihe dieser nüzlichen Anstalten durch ein sehr volständiges Kabinet physikalischer Instrumente vermehrt werden. Und so wie Karl Theodor Selbst so viel Neues und Grosses für die Wissenschaften geschaffen hat, so vergrösserte und erweiterte er auch, was seine Vorfaren angefangen hatten. So ist das

Münz-

Münzkabinet von Kurfürst Johann Wilhelm gestiftet, vom izigen aber sehr vermehrt worden; und so hat Er auch das prächtige, weitläuftige Residenzschlos (ohnstreitig eines der grösten in Europa) mit dem rechten Flügel erweitert, aber ihn auch ganz den Wissenschaften und Künsten gewidmet.

So viele trefliche und grosse Anstalten für die Wissenschaften und Künste werden gewis die Regierung Karl Theodors in der Geschichte ewig und unvergeßlich bezeichnen. Ihr überlaß ich es, diese glänzende Periode würdig zu beschreiben. Nur dieses muß ich noch bemerken, daß die meisten dieser Anstalten in so kurzer Zeit zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gelangt sind, daß man ihre Jugend gar nicht vermuten solte.

Der erhabne Karl Theodor begnügte sich nicht, nur die schönen Künste in seine Staaten einzufüren, er war auch eben so eifrig bemüht, Fabriken und Manufakturen zu schaffen, und durch sie seinen Untertanen Indüstrie, Wolstand und Reichtum zu geben.

Die Bemerkung, die ich schon gemacht habe, dringt sich auch hier wieder auf, fast alle Fabriken und Manufakturen sind unter der izigen Regierung gestiftet. Sie sind der wichtigste Gegenstand meiner Beobachtungen gewesen, und ich werde mich bei ihnen etwas länger verweilen.

Die wichtigste Manufakturstadt der Pfalz ist izt Frankenthal, eine kleine artige Stadt ¾ Stunden vom Rhein entfernt. Die Regierung bemüht sich besonders seit sechs Jahren diese Stadt zum Hauptsiz der Manufakturen zu machen, obgleich dem ersten Blick nach Manheim und Heidelberg mehr dafür zu passen scheinen, da beide Städte den Neckar und ersteres auch den Rhein ganz nahe und also einen leichtern Absaz haben. Aber ohne Zweifel hofte man mit Recht in einer kleinen Landstadt wolfeilern Arbeitslon und also bessere Preise der Manufakturen zu haben, als in

dem

dem grössern bevölkerten Manheim und Heidelberg *). Statt diese beide Städte durch erkünstelte Mittel zu überfüllen, hielt man es besser eine dritte neue Stadt zu schaffen, und in dieser den Manufakturen eine eigne Residenz zu geben.

Diese Idee, dünkt mich, ist sehr weise, und ihre Ausfürung muß erhebliche Vorteile zu Folgen haben. Ausser dem Wichtigen des wolfeilern Preises rechne ich hieher besonders, daß die Fabrikanten, die allein in eine Stadt gesamlet sind, sicher sich weit besser befinden, fleissiger arbeiten und das Erworbne sparsamer erhalten werden, als in der Hauptstadt, wo so viele Zerstreuungen sie von der Arbeit zum Vergnügen und die Nachäffung der Vornehmern zur Verschwendung lockt. Immer denk ich, wird ein gewisser edler Künstlerstolz (der für den Flor jeder Kunst notwendig ist) eher in einer Landstadt sich erzeugen, wo der Fabrikant nur seines Gleichen grüßt, als in der Residenz, wo er nur Höhern begegnet, die sein Talent nicht zu schäzen wissen, und die er doch nicht grüssen darf, sondern vor denen er sich noch bücken muß. Kein Talent wird aufrichtig geschäzt, als von denen, die es kennen und die selbst ein änliches besizen; so wird also der geschikte Fabrikant nirgend mehr Befriedigung seiner Ehrbegierde finden, mehr geltendes Ansehn vor seinen Mitbürgern erwerben, als in der Fabrikenstadt. Hier wird rümlicher Wetteifer die Arbeiter beleben; hier werden Kentnisse und Arbeiten gegenseitig vertauscht und abgelernt werden; hier wird die so nüzliche Verteilung jeder Gattung Arbeit in viele Zweige eintreten; kurz nirgend werden die Fabriken zu höherer Volkommenheit kommen, als wo sie allein gesammelt sind. So hat Genf die geschiktesten Uhrmacher, weil ihrer so viele beisammen sind; so sind die wichtigsten englischen Manufakturen nicht in London, sondern in Bir-

*) In Manheim ist besonders der Arbeitslon sehr hoch, und es fehlt an arbeitenden Händen, also ist diese Stadt für Manufakturen nicht bequem.

Birmingham, Manchester u. s. w. Zwar meyn ich nicht, daß man die Fabrikanten aus den Hauptstädten ganz verbannen solle. Immer kan man hier ruhig alle aufnehmen, die sich von selbst anbieten, die mit eignem Geld und Fleis sich emporbringen wollen. Diese werden allemal durch die gewönlichen Bedürfnisse des Orts oder seinen auswärtigen Handel gelokt und beschäftigt werden. So hat Paris eine Menge Fabriken, aber Colbert lenkte sie mit Recht mehr nach Abbeville und Lyon. Das beste ist, man lasse hier Freiheit; man seze nur den natürlichen Reizungen der Hauptstadt keine künstlichen mehr bei; man weise keinen Fabrikanten ab, aber man lade auch keinen ein. Freiheiten von Abgaben, Vorschüsse, Imposten auf fremde änliche Manufakturen, diese und andre Vorteile behalte man nur denen Fabrikanten vor, welche sich in den besonders dazu bestimten Fabrikenstädten niederlassen wollen. Auf diese Art wird man die Fabriken gewis am sichersten zu derjenigen Höhe bringen, deren sie in einem Lande überhaupt fähig sind. Die Hauptstadt wird wegen des leichtern Absazes diejenigen Fabriken haben, die in ihr möglich sind, aber die Regierung verliert keine Vorschüsse u. s. w. die sie auf solche Fabriken wenden wolte, die sich nicht von selbst eingefunden haben. Ihre Unterstüzung wird die kräftigste Wirkung haben, wenn sie an denjenigen Orten angewandt wird, wo die künstlichen mit den natürlichen Vorteilen zusammenstossen.

So verschliesse man, um wieder zur Pfalz zu kommen, den Fabriken Manheim nicht, aber man lade sie nach Frankenthal ein und zeige ihnen dieses, als ihren eigentlichen Wonsiz.

Der gründlichste Einwurf, den man gegen die Verlegung gewisser Manufakturen (aller der Gattungen nämlich, welche für den Luxus arbeiten) in Landstädte gemacht hat, trift Frankenthal nicht. Dieser Einwurf ist folgender: Die Käufer der Manufakturen leben vornämlich in den Hauptstädten, von dieser Verlangen, Geschmak, Laune hängt der

Ab-

[illegible] Waare ab; diese müssen also die Arbeiter kennen und [illegible] geleitet werden. In einer kleinen Landstadt von ih- [illegible], dem Hofe und der grossen Welt, entfernt, [illegible] Fabrikanten immer in Gefahr, zu lange in einer [illegible] zu arbeiten, die neuesten Fantasien der Käufer zu be- [illegible], und also diese zu verleiten, fremden Waaren den [illegible] zu geben. Weit glüklicher, sagt man, werden also die Fabrikanten fortkommen, wenn sie unaufhörlich durch das feine Räsonnement ihrer Käufer gebildet werden, allen [illegible] des Geschmaks zusehn, und von der neuen Mode unterrichtet sind, wenn sie noch im Werden ist.

Ich gestehe, dieser Einwurf hat bey Fabriken, die für den [illegible] arbeiten, sehr viel Wahres und dieser gar zu weite Entfernung von den Hauptstädten scheint nicht vorteilhaft, obgleich wieder gewisse Fälle eintreten können, wo es [illegible], ob die Mode die Fabriken oder die Fabriken die Mode regieren? Hat wenigstens eine Fabrik schon einen sehr grossen Rum erworben, so wird eine gewisse Fason der [illegible] blos dadurch Mode, weil sie von diesem Orte kömt. Was hier gemacht ist, oder scheint — wird Mode.

Doch dieser Einwurf mag im Ganzen treffen, oder nicht, die pfälzische Fabrikenstadt trift er nicht. Frankenthal hat einen der prächtigsten und geschmakvolsten Höfe Deutschlands so nahe, daß es seiner Belehrungen in den Luxusmanufakturen sehr bequem geniessen kan, — und doch auch [illegible] entfernt, daß der Fabrikant nicht zur eignen Vermerung des Luxus verfürt wird.

Der Ort hätte in der That nicht vorteilhafter gewält werden können; schon im sechszenten Jahrhunderte schien die Lage von Frankenthal den Flamländern für Handlung und Manufakturen so vorteilhaft, daß sie 1562 unter Kurfürst Friedrich III. eine Kolonie hier anlegten, die auch durch einen Kanal Frankenthal dem Rhein näherte. Diese Kolonie nahm bis Anfang des dreißigjärigen Krieges immer zu,

und

und Frankenthal zälte damals über 1800 Bürger, meistens Fabrikanten und Künstler. Aber dieser unglükliche Krieg, der so viel Gutes in Deutschland niederriß, vernichtete auch die Indüstrie von Frankenthal, und brachte die Zal seiner Familien bis auf 324 herunter. Nach dem Frieden erholte sich der Ort wieder, aber die Pest von 1666 unterbrach seine Aufname. Die grausame französische Verwüstung und andre Kriege kamen dazu, und so wurde die Stadt ganz verödet und eine Zeitlang gar nicht von Menschen bewont, die erst mit Anfang des Jahrhunderts sich wieder einfanden. Aber der izigen Regierung war es vorbehalten, Frankenthal nicht nur zu seinem ehemaligen Flor wider herzustellen, sondern auch ihm einen weit blühendern Wohlstand zu geben, als es je gesehn hatte.

Die Regierung hat sich hiemit seit 1758, vorzüglich aber seit 1771 beschäftigt. In diesem Jahre wurden neue Einwoner und besonders Fabrikanten nach Frankenthal durch grosse Freiheiten und Vorteile eingeladen; die Preise der Lebensmittel wurden durch verminderte Accise und andre Abgaben herabgesezt; den angehenden Fabriken wurde der Absaz dadurch gesichert, daß der Hof, die Truppen und alle Landesdikasteria verpflichtet wurden, nur inländischer Tuchmanufakturen sich zu bedienen. Auch wurde für die nüzliche Sortirung der Wolle gesorgt, und die freie Ausfur der rohen eingeschränkt. Für die Fabriken, welche grosse Häuser fodern, bauete sie der Kurfürst, und überlies sie frei zum algemeinen Gebrauch; Er legte auch eine vortrefliche Woll- und Seidenfärberei an; Er lies Maschinen verfertigen zum Glätten der Sammet- und Seidenzeugfabriken; und vollendete endlich alle diese nüzlichen Anstalten für Frankenthal durch Wiederherstellung des ehemaligen niederländischen Kanals. Schon seit einem Jahrhundert war diese gewünscht, schon oft war sie im Vorschlag gewesen; am Ende des Jahrs 1772 befal Karl Theodor die Ausfürung dieses Unternehmens. Nicht sowol Wiederherstellung

des alten als vielmehr ein ganz neuer Kanal war die Absicht desselben. Ich habe ihn im May 1777 schon bis zu ¾ seiner bestimten Länge vollendet gesehn. Diese beträgt in grader Linie von der Stadt bis an den Rhein ¾ Stunden, und ein Paar sehr geschickte Männer, die Hrn. Dyckerhof, Vater und Sohn, sind die Ausführer dieses Unternehmens, das zu den grösten und rühmlichsten in der Pfalz gehört. Durch diesen Kanal wird Frankenthal mit den beiden Hauptstädten des Landes verbunden, und der weiteste Absaz seiner Fabriken ihm gesichert.

So viele ruhmwürdige Bemühungen entsprachen dann auch der Absicht ihres Stifters. Die Zuname der Bevölkerung von Frankenthal ist ausnemend. 1768 befanden sich hier nur 1000 Seelen, und 1775 schon fast 4000.

Ich kan izt hier dem Leser eine sehr genaue und zuverlässige Nachricht von dem gegenwärtigen Zustand der Frankenthaler Fabriken vorlegen, die ich der gewis nicht gemeinen Gefälligkeit der geschickten und ruhmwürdigen Direktoren dieser Fabriken *) verdanke.

Ich wil zuerst von denen Fabriken reden, die auf kurfürstl. Rechnung betrieben werden, hernach von denen der Privatpersonen. Manchem wird diese Einteilung schon deshalb misfallen, weil er die erste Rubrik lieber ganz weg wünschte. Ich kenne die Gründe sehr wohl, die zu einem Wunsche der Art bewegen können, und ich bin völlig überzeugt, daß herrschaftliche Fabriken nie so vorteilhaft seyn können, als die der Privatbürger. Nie wird man einen Bedien-

*) Der Herr Geheimerath von Fontanesi, und der Herr Agent Deville sind diese Männer, denen ich meine Dankbarkeit für ihre Bereitwilligkeit mich zu unterrichten, öffentlich zu bezeugen, mich verpflichtet halte. Der Lezte hat die specielle Direktion aller Frankenthaler Fabriken; Ersterer ist Chef der allgemeinen Fabriken und Kommerzienkommißion.

dienten, dessen Lohn mit dem Flor der Fabrik nicht steigt und fällt, den unermüdeten Eifer, die Aufmerksamkeit auf jedes Detail, auf jede kleine Untreue der Bearbeiter, jeden Vorteil der Kunst, jede Benuzung der Zeit u. s. w. nie den Eifer, alle Bedürfnisse des Publikums auszuforschen, die Erfindsamkeit, ihnen genug zu thun; — alles das wird man den Bedienten nie geben können, was dem Privatfabrikanten der Gedanke, „daß er selbst es ist, für den er arbeitet, dem alle sein Fleis und Ersparung zu Nuzen kömt„ eingiebt. Herrschaftliche Fabriken kosten allemal weit mehr als die der Privatpersonen, und liefern doch fast allemal weit theurere und schlechtere Waare. In jedem Fall also, wo es zu ändern ist, müssen Privatfabriken den herrschaftlichen vorgehn. Aber so wie es in der Politik fast keine allgemeine Regeln giebt, so leidet auch dieser Lehrsaz über die Fabriken seine Ausnamen. Wie wenn eine Fabrik so grosse Auslagen, Gebäude u. d. gl. fodert, daß kein Privatbürger es wagt, sie zu unternehmen; und wenn dann doch für die Produkte dieser Fabrik viel Geld dem Lande verloren zu Fremden geht, wie wenn einem verfalnen, nahrungslosen Orte durch eine solche Fabrik aufgeholfen, viele Arme dadurch beschäftigt, zu Jndüstrie und Wohlstand geleitet werden könten? Wie wenn der Landsherr einer Fabrik nur den Weg bahnte; die Gefar und Kosten des Anfangs übername, den spätern Gewin den Untertanen überliesse? Unter diesen Bedingungen, dächt ich, wäre doch der Fall, wo der Landesherr zutreten wo nicht — solte, doch — könte? Oder wolte man es tadeln, daß der Landesherr diese Art, seinen dürftigen Untertanen aufzuhelfen, wälte, da er doch gerade keine wohltätigere als sie zu beschäftigen wälen konte? Jmmerhin mag bei so einem Unternemen Verlust für die Kammerkasse seyn, — was für die Untertanen Beschäftigung und Wohlstand gibt, ist nicht Verlust. Jmmerhin mag die Waare bey etwas mindrer Güte etwas theurern Preis haben; ich würde es doch nicht tadeln, wenn man (nur Waaren des notwendigen Bedürfnisses oder andre wichtigre Rücksichten

aus=

[illegible]) die reichen Einwoner des Landes zwänge, ihre armen Mitbürger zu beschäftigen und zu nären, als die reichen Fabrikanten fremder Länder noch reicher zu machen. Bey allen Waaren des Luxus dünkt mich dies ganz billig.

Wenigstens leidet diese Bemerkung gewis völlige Anwendung bey der ersten und wichtigsten kurfürstl. Fabrik in Frankenthal, der des Porzellan nämlich.

Diese Fabrik verlangt sehr grossen Vorschuß, sie hat im Anfange mit dem schon etablirten Ruhm vieler blühenden Rivalinnen zu kämpfen; sie muß diesem geschickte Arbeiter mit vielem Gelde ablocken und selbst Geheimnisse zu erforschen suchen; und so ist es für einen Privatmann schwerlich möglich, eine solche Fabrik zu unternemen. Denn entweder es fehlt ihm der nötige grosse Fond, oder er wird schwerlich Lust haben, ihn in eine Entreprise zu wagen, deren Erfolg äusserst mislich ist. Wir sehen daher auch, daß die meisten Porzellanfabriken entweder vom Anfang an herrschaftlich waren, oder doch am Ende in solche verwandelt sind, — und wenigstens sind die blühendsten izt alle herrschaftlich, z. B. die zu Meissen, Berlin, Fürstenberg, Nymphenburg, Ludwigsburg, Cassel 2c.

Die Frankenthaler Fabrik ist 1755 durch Hrn. Hannong angelegt; der Kurfürst gab ihm den freien Gebrauch eines grossen Hauses; er machte gute Waare, aber fand nicht Absaz genug und sahe sich genötigt seinen Vorrat und Geheimnis 1762 an den Kurfürsten zu verkaufen. Diese Porzellanfabrik gehört ohne Zweifel unter die besten in Deutschland und hat wahrscheinlich nach Meissen und Berlin den ersten Rang. Ihre Malerei ist besonders schön. Sie beschäftigt zusammen 49 Arbeiter und unterhält mit diesen ihren Familien 203 Menschen.

Die Wollen-Zeug und Kamelotmanufaktur ist die zweite herrschaftliche und 1768 errichtet. Diese ist zur Beschäftigung einer Menge armer Menschen und auch der Kin-

Kinder, durch Weben und Spinnen ausnemend nüzlich, und also eines Fürsten würdig, der mehr auf den Gewin, den er seinen Untertanen gibt, als den er selbst erwirbt, Rücksicht nimt. Diese Fabrik beschäftigt in der Stadt und in den nahgelegnen Dörfern 639 Menschen.

3) Die Wollen- und Seidenfärberei werden vom Kurfürsten zum Vorteile der Privatfabriken unterhalten.

Alle übrige Fabriken sind von Privatpersonen entweder von Anfang übernommen oder doch izt in ihren Händen. Sie sind folgende:

1) Wollene Tuchmanufaktur, die 1760 errichtet ist, und izt schon das ganze Militär, den Hof und die Dikasterien kleidet. Sie beschäftigt 197 Menschen.

2) Seidenzeugfabrike, wurde 1766 vom Kurfürsten zu Manheim angelegt, 1770 nach Frankenthal verlegt und nachher an Privatpersonen überlassen. Auf die Art die ersten Schwierigkeiten des Anfangs übernemen, und wenn durch sie der Weg zum Gewin gebant ist, diesen dem Untertan überlassen, war Karl Theodors würdig. Diese Fabrik beschäftigt izt 69 Personen.

3) Gold- und Silberfadenfabrik, wurde 1770 errichtet, nährt 16 Personen.

4) Wachs- und Unschlittfabrik, 1770 errichtet, beschäftigt 8 Personen.

5) Papiertapeten- und Kartenfabrik, wurde 1771 errichtet, beschäftigt 5 Personen.

6) Puder- und Stärkefabrik, 1771 errichtet, nährt 9 Personen.

7) Kölnische Seifenfabrik, 1772 angelegt, beschäftigt 12 Menschen.

8) Nadelfabrike, 1773 angelegt, beschäftigt 71 Menschen.

9) Wol-

9) Wollen- Strumpffabrik, 1772 angelegt, nährt 187 Menschen.

10) Tabaksfabrik, 1763 angelegt, nährt 17 Menschen.

11) Simolor- Dosen- und Etuisfabrik, 1760 errichtet, nährt 7 Menschen.

12) Seiden- Gold- und Silbergazefabrik, errichtet 1773, beschäftigt 5 Menschen.

13) Bandfabrik, errichtet, 1773, beschäftigt 22 Menschen.

14) Siegellakfabrik, errichtet 1774, beschäftigt 6 Menschen.

15) Oblatenfabrik, errichtet 1774, beschäftigt 5 Menschen.

16) Englische Feilenhauerei, errichtet 1774, beschäftigt 12 Menschen.

17) Leinen Damastweberei, beschäftigt 8 Menschen.

Diese so mannichfache Indüstrie, in sechs Jahren rege gemacht, beweist, wie viel die Ermunterung der Regierung thun könne, wenn sie auf den rechten Fleck angewandt wird, mit Lokalvorteilen zusammentrift. Sehr warscheinlich würden eben die Ermunterungen in Manheim nicht dieselben Folgen gehabt haben, die sie in Frankenthal hatten. Dergleichen zu bemerken, noch ehe man es durch Schaden gelernt hat, ist wahre Weisheit der Regierung! — Zwar meistens sehr leichte, simple aber eben deswegen nicht sehr gemeine Beobachtung gehört dazu.

Wie viele Menschen leben nicht izt in Frankenthal, die noch 1768 nicht da lebten! Denn seine Bevölkerung hat nicht nur durch die Fabrikanten und ihre Familien selbst, sondern auch durch die Einwoner zugenommen, die für die Bedürfnisse dieser Fabrikanten arbeiten. Die Zahl aller unmittelbar von Fabriken lebender Menschen war 1775 schon

schon 1337*) und die Zal der Einwoner der Stadt, welche entweder bürgerliche oder geistliche Bedienten, Kaufleute, Handwerker, Fuhrleute, Gärtner sind, nebst 82 Invaliden, war nebst ihren Familien 1982.— Die Zal aller Einwoner der Stadt überhaupt aber gegen 4000.— Der herrschaftlichen Gebäude überhaupt sind 431, worunter sich verschiedne sehr grosse und weitläuftige z. B. die Seiden- und Wollenfärberei, die Porzellanmanufaktur und 399 neu erbauete Bürgerhäuser befinden.

Es ist sehr warscheinlich, daß Frankenthal in den nächsten sechs Jahren noch mehr wie in den verfloßnen zunehmen werde, weil der bald vollendete Kanal einen grössern Absaz verschaffen wird, und weil Fabriken überhaupt nach den überstandnen Schwierigkeiten des Anfangs sich weit lebhafter zu heben pflegen. Ich kan als Beweis dieser angenemen Hofnung noch die Fortschritte von einer kürzern Periode, als die schon angegebne, anfüren. Am Ende des Jahres 1773 war die Zahl aller durch Fabriken beschäftigter Menschen 1198. Sie hat sich also in kaum zwey Jahren mit 139 vermert. Gewis darf also Frankenthal einem noch immer blühendern Wohlstand entgegen sehn, immer grössere Erweitrung seiner Fabriken und seines Handels hoffen, besonders da es auch so glücklich ist, bis izt nur erst Eine Judenfamilie zu besizen; ein Mangel, dessen Erhaltung ihm warscheinlich immer vorteilhaft seyn wird.

---

So einsichtsvoll und weise die kurpfälzische Regierung den Fabriken in Frankenthal einen eignen Siz angewiesen hat, so gibt es doch noch ausser derselben auch sehr beträchtliche

*) Hierunter sind blos die in Frankenthal selbst lebenden, nicht die auf dem Lande durch Spinnen und Weben (wie durch die Wollenzeug- und Tuchfabrik) beschäftigte Menschen begriffen.

die Fabriken in der Pfalz. Ich bin im Stande auch von diesen einige Nachrichten mitzuteilen.

Manheim hat verschiedne Buchhandlungen, *) eine grosse Menge sehr geschickter Künstler, und ausserdem zwei Seidenfärbereien, eine Kartenfabrik und vier Tabaksfabriken. Unter der Stadt in einer Rheininsel: Niedergrund, ist 1738 eine grosse und berümte Bleiche angelegt, deren sich nicht nur die Pfalz, sondern auch die Städte Heilbronn, Frankfurt, Würzburg und andre umliegende Gegenden bedienen.

Der hohe Arbeitslon erlaubt Manheim nicht, sehr viele Fabriken zu haben; Heidelberg hat mehrere, und zwar alle von Privatpersonen unternommen. Die vornemsten sind:

1) Zitz- und Kattunfabrik, errichtet 1766. Diese ist sehr wichtig, und gibt sich teils mit dem Malen und Glätten der ostindischen weissen baumwollenen Tücher, teils mit eigner Verfertigung derselben ab. Das Malen be-



*) Unter denselben verdient vorzüglich die des Hrn. Schwan Erwänung, weil dieser einsichtsvolle und würdige Mann für die Aufname der deutschen Litteratur in der Pfalz sehr viel gethan hat, und noch thut. Er hat auch im vorigen Jahre Manheim ein Institut gegeben, das in allen grossen Städten einheimischen und fremden Gelehrten sehr angenehm seyn würde. Dies ist ein gelehrtes Intelligenzkomtoir. In verschiedenen Zimmern findet man alle deutsche, französische, englische, italiänische Journale, Zeitungen und kleine Brochüren, und diese Zimmer sind jeden Tag allen Manheimer Gelehrten für eine sehr billige Bezalung, und allen Fremden unentgeltlich vom Morgen bis Abend offen. Dies gibt also den einheimischen Freunden der Wissenschaften zu einem unterhaltenden öftern Umgang, und den Fremden zur Bekanntschaft mit ihnen sehr gute Gelegenheit. Ein für den Umlauf der Kentnisse so nüzliches Institut verdiente wol hier mitten unter Fabriken genant zu werden.

schäftigt meistens Weiber und Mädchen, deren fast 100 sind. Ausserdem beschäftigt diese Fabrik etwa 20 Weber und 200 Spinner, im Ganzen aber gegen 500 Menschen. Der Stifter dieser so nüzlichen Fabrik ist Herr Hofkammerath Bingner, ein Mann von ausnemend ausgebreiteter und gründlicher Kentnis der Manufakturen und Handlung, und der auch eine der Tabaksfabriken in Manheim unterhält.

2) Eine Seiden=Strumpffabrik, errichtet 1752, beschäftigt 113 Menschen.

3) Wachs=Unschlitt=Lichter und Seifenfabrik, 1763 errichtet, beschäftigt 24 Menschen.

4) Papiertapetenfabrik, errichtet 1768, beschäftigt 10 Menschen.

5) Eine Savoneriefabrik, eine Wollenmanufaktur, welche darin besteht, daß in Tapeten, Teppiche u. s. w. alle Arten von Figuren gewürkt werden. Sie hat den Namen von Savona, wo sie erfunden ist, und wurde 1756 in Heidelberg eingefürt.

Die angefürte Seidenstrumpffabrik wird von einer Geselschaft betrieben, der überhaupt die Seiden= und Maulbeerbaumzucht überlassen ist. Die Pfalz ist ohne Zweifel zu dieser Kultur vor vielen andern deutschen Ländern vorzüglich geschickt. Um die dazu nötige Kentnisse algemein unter dem Landmann zu verbreiten, hat man 1771 folgende Einrichtung getroffen: Eine Geselschaft hat auf dreissig Jahre das ausschliessende Recht erhalten, Seidenzucht, Maulbeerplantagen und auch Strumpffabriken anzulegen, mit der Bedingung, daß sie wärend dieser Zeit 200,000 Maulbeerbäume anziehe, und den jährlichen Fortgang bescheinige; auch die Untertanen in der Baum= und Seidenzucht ordentlich unterrichten lassen und daher allemal bei jeden 10,000 Bäumen einen Aufseher und Lehrer auf ihre Kosten bestellen solle, der die Untertanen, denen die Kultur der Bäume überlassen ist, unterrichte.

Dieses

Dieses Monopol hat man ohne Zweifel für das schicklichste und beste Mittel gehalten, die Nazion zum Seidenbau zu leiten. Diese Art von Indüstrie ist allemal künstlich in Deutschland, und muß also durch verschiedne Mittel geschaffen werden. So unpolitisch es wäre, den Landmann unterm 40sten oder 50sten Grade der Breite zu einem Nebenbuler des Seidenbaues in Piemont und Granada machen zu wollen, und deutschen Boden statt zum Ackerbau zu Maulbeerplantagen einzurichten; so nüzlich ist es doch, wenn man dem Bauer eine neue einträgliche Nebenbeschäftigung anweiset, die seine Arbeit vorzüglich in der Zeit fodert, die ihm von seinen gewönlichen Geschäften frei bleibt. Und eben so vorteilhaft können solche Teile des Bodens dazu verwandt werden, die sonst ganz ungenuzt bleiben, z. B. die Landstrassen, Kirchhöfe u. s. w.

Der Einwurf, daß die deutsche Seide den Manufakturen niemals die italiänische und levantinische ganz entberlich machen werde, sagt nichts, weil jene doch immer mit dieser vermischt oder zu halbseidnen Zeugen sehr gut gebraucht werden kan, und also unsre Handelsdependenz von fremden Nazionen doch etwas vermindert, und den Gewin unsrer Indüstrie vermehrt.

Aus diesen Gründen verdient also der Seidenbau immer die Ermunterung und Unterstüzung der deutschen Regierungen. In der Pfalz hat man eine auf dreissig Jahre beschränkte Monopolgesellschaft für das beste Mittel gehalten, weil, glaubte man, diese durch ihr eignes Interesse zu Verbreitung der nötigen Kentnisse und Ansezung der Bäume bewogen werden solte. Man hoft ohne Zweifel, nach dreissig Jahren hierin soweit gekommen zu seyn, um alsdann die Monopolgesellschaft entberen und diese nüzliche Indüstrie allen Untertanen frei erlauben zu können. Nur die ersten Fehlversuche wolte man auf Kosten einer besondern Gesellschaft machen, und diese dafür, ganz billig, durch ausschliessenden Vorteil belonen. So gute Gründe diese Einrichtung auch

vor sich hat, so dünkt mich, ist ihr doch noch diejenige vorzuziehn, durch welche die königl. preussische Regierung den Seidenbau einzufüren gesucht hat. Man hat hier schon seit dem Anfang der Regierung des izigen Königs vornämlich gesucht, die Prediger und andre Kirchenbedienten auf dem Lande zu dieser Beschäftigung durch Belonungen zu ermuntern. Auch hier suchte man also erst einzelne Personen zu ermuntern, und sie zu Lehrern und Mustern der ganzen Nazion zu machen. Nur wälte man hier Prämien; in der Pfalz Monopol. Ich gestehe, daß ich immer den erstern freiern und ermunterndern Weg für den wälbarern halte. Die Personen, durch welche man im preussischen Staate den Seidenbau einzufüren suchte, haben allerdings für denselben die meiste Musse, die gröste Fähigkeit Unterricht anzunehmen und das gröste Ansehn und Gelegenheit die empfangnen Kentnisse weiter auszubreiten und die übrigen Landleute zur Nachfolge zu bringen. Bis zum J. 1766 bekamen nur fünf Prediger, welche die meiste Seide gezogen hatten, Prämien, izt aber bekommen sie alle Untertanen, welche mehr als im vorhergehenden Jahre gewinnen, nämlich für jedes Pfund 12 Ggr. Dies ist allerdings eine Belonung des immer fortschreitenden Fleisses und eine Strafe des zurückbleibenden. Indes wäre doch noch zu untersuchen, ob eine beträchtliche Prämie für Wenigre nicht mehr Effekt thun würde, als eine kleinre für Viele? Jene scheint es, wird allerdings eine grössre Bestrebung zur Folge haben, da sie nicht nur Lust sondern auch Vermögen gibt, die Kultur weiter zu bringen, und selbst, als Ehre, ist die Prämie schmeichelhafter unter Wenige verteilt als unter Viele. Bei der ersten Art von Belonung ist der Maasstab der Vorzug vor allen andern Konkurrenten; bei der zweiten die Zuname des eignen Gewins. Hier scheint oft blos Glück, dort fast immer nur Fleis zur Prämie zu leiten. Indes haben die eine und die andre Gattung von Prämie in den preussischen Staaten schon grossen Effekt gehabt. 1750 wurden in der Neumark 505

Pf.

[illegible] gewonnen, 1774 aber 3570 Pf. Schon ein [illegible] den Manufakturen in den königlichen Landen [illegible] Seide wird izt selbst gewonnen *).

Von der Grösse des izigen pfälzischen Seidenbaues habe ich keine genaue Nachricht. Doch ist die Zal der Maulbeerbäume schon sehr gros.

---

Noch befindet sich zu Lautern eine sehr wichtige Siamoisfabrik, welche alle Arten von baumwollenen und halbbaumwollenen Zeugen verfertigt. Sie wurde im Jahr 1771 von der ökonomischen Sozietät aus der patriotischen Absicht angelegt, den armen Untertanen dieser Gegend Beschäftigung und Unterhalt zu geben; eine Absicht, die sie volkommen erreicht hat. Diese Fabrik hat izt schon 72 Stüle und beschäftigt in der Stadt und auf dem Lande fast 1300 Menschen mit Weben und Spinnen. Jede Woche verarbeitet [illegible] 600 Pfund Baumwolle. Unter der Aufsicht des [illegible] Hrn. Prof. Succow verfertigt der Färber dieser Fabrik sehr gutes türkisches Rot; ihre Waaren haben überhaupt vor allen andern dieser Gegend, die ich gesehn habe, Vorzüge, und finden deshalb starken Absaz. Ueberhaupt, dünkt mich, solte man in deutschen Ländern, wo die Manufakturen noch zu schaffen sind, mit keiner eher anfangen, keine sorgfältiger unterstüzen (diejenigen natürlich ausgenommen, wozu das Land die rohen Produkte selbst liefert, die [illegible] den ersten Rang haben müssen) als die Fabriken zu den gewöhnlichen baumwollenen und halbbaumwollenen Zeugen. Sie geben gleich Anfangs einer sehr grossen Menge Menschen Beschäftigung, sezen zum Teil (beim Spinnen und in manchen Ländern und vielen Personen auch beim Weben) [illegible] andre Kenntnisse voraus, als die unser Bauer schon hat, gewö-

*) S. Hrn. O. K. R. Büschings Reise von Berlin nach Rekahn, S. 191.

gewönen auch die Kinder zum Fleis und Erwerb; geben uns (was wir in den meisten Ländern bedürfen) Beschäftigung für die Nebenstunden und den Winter des Landmanns. Und dann fodert die Anlegung dieser Fabriken nicht gleich Anfangs ein sehr grosses Kapital *); sie können klein anfangen und sich almälig ausbreiten; ihr Absaz ist, wenn gute Waaren gemacht werden, geschwind, bleibend und sicher; und der Gewin dieses Absazes verteilt sich durch sehr viele Hände und kan auf einmal einer ganzen Gegend Narung geben. Zu allen diesen Vorteilen kömt noch der, daß das Material dieser Fabriken, die Baumwolle, fast immer in der grossen Handlung in Menge und zu guten Preisen zu haben ist. Ich habe auch an mehrern Orten die Bemerkung gemacht, daß diese Fabriken in gutem Zustande waren, wenn gleich andre Fabriken an eben dem Orte nicht so gut fortkamen.

Haben also Ackerbau und Viehzucht in einem Lande diejenige Volkommenheit erreicht, deren sie fähig sind, oder bleiben wenigstens noch Hände und Zeit für Manufakturen übrig; so scheint es, solte man zuerst an Verarbeitung der Landsprodukte, in Ländern, die Bergwerke haben, der Mineralien, in den meisten andern an Linnen- und wenn es möglich ist, grob Wollenmanufakturen denken. Dann unter allen Fabriken, die fremde Produkte verarbeiten, zuerst baumwollene, — und dann — nun dann, wenn ihr noch Menschen übrig habt und mehr Beschäftigungsmittel nötig glaubt, nun dann denkt an spanische Tuchmanufakturen, Porzellanfabriken u. s. w. Dies wäre natürliche Ordnung und Folge in Belebung der Indüstrie deutscher Länder. Zwar lenkt die Nazion sich von selbst ungereizt auf irgend einer Gattung von Indüstrie, so lasse man sie immer ruhig und ungestört fortgehn. Aber wil sich die Regierung in dies Geschäft mischen, wil sie Indüstrie schaffen, so richte sie sich nach dem Material, das sie vorfindet, und folge der Ordnung,

*) Das Kapital, womit die Lautrer Fabrik unternommen wurde, war 16,000 Fl.

nung, die ihr die Natur des Landes vorschreibt. Sie fange [illegible] an, levantinische Seide, segovische Wolle und [illegible] Erde verarbeiten zu lassen, und dann auch endlich [illegible] Edikt zur Aufname des Flachsbaues und der Leinmanufakturen zu geben! Erst besäe man die Aecker mit Gersten, Rocken, Waizen; dann pflanze man Maulbeerbäume herum! — Diesen einfältigen Rat würd ich vielen in unserer Zeit mit Fabrikenwesen so beschäftigten Regierungen zurufen, wenn ich Kredit genug hätte, irgend etwas zurufen zu dürfen. Daß ich indes diese Rangordnung der Fabriken aus dem Verfaren der weisesten unsrer deutschen Regierungen abstrahirt habe — bedarf keines Beweises.

---

2.

## Des Herrn Menadie,

### Doktors der Arzneikunst und Schustermeisters in Altona, Appellazion an das Publikum.

---

Mit einer mehr als schuhpechzähen Geduld habe ich nun schon seit einigen Jahren das mutwillige Hohngelächter und Gezische einiger Meister, Gesellen und Lehrjungen von den Gilden und Zünften der Gelehrten ertragen, wozu sich dieselben deshalb berechtigt halten, weil eine löbliche medizinische Gilde zu Greifswalde mir das Meisterrecht erteilet hat, ohne vorher genau zu untersuchen, ob es auch mit meinem Lehrbriefe, meinen Kundschaften und meinen Wanderschaften in dieser Profession seine volle Richtigkeit habe. Endlich wird es Zeit seyn, daß auch ich einmal mit dem Publikum rede, und, anstat als ein stummer Zuschauer, in dem Rockelore meiner Verdienste eingewickelt, diesen Lerm wie bisher gleichgültig anzugaffen, meinen Knieriemen ergreife, und ihn unter dem Schwarme der Zänker und Schreier

wacker

wacker herum schleudere. Wehe dem, welchen ich treffe und am wehesten demjenigen, welcher erst kürzlich eine Geschichte meines Lebens, meiner Thaten und meiner Meinungen erdichtet hat! denn ihm habe ich meinen derbsten Streich zugedacht. .

Quaksalber und Quaksalberei — das ist doch das ärgste, was man von mir und meiner Panazee gesagt hat, und gesagt werden kan — — Was bedeuten denn diese Worte? Gerade nichts mehr und nichts weniger, als alle andere Titulaturen, als die Farbe, womit man ein Haus überpinselt. Diese gibt dem Gebäude entweder ein gutes oder ein schlechtes Ansehn, verändert aber in dessen innerm Werthe nicht das allermindeste. Und selbst jenes gute oder schlechte Ansehn ist unter den Menschenkindern so wenig bestimt und festgesezet, daß der Aethiopier den schwarzen Anstrich eines Hauses schön, und hingegen einen weißlichen häßlich finden würde. Der schlechteste von meinen Schuhknechten würde es für einen unauslöschlichen Schimpf halten, mit irgend einem Häscher, und wenn es auch der erste Häscher des heiligen römischen Reichs wäre, einen Krug Bier zu trinken. Aber in Spanien ist das Amt eines Oberhäschers bei dem Inquisizionsgerichte eine Würde, welche Se. hochgräfliche Gnaden von Mora, Grand d'Espagne, sich zur Ehre schäzen.

So liegt denn in dem blossen Namen eines Quaksalbers nichts Schimpfliches; und in der Sache selbst eben so wenig. Ich verfertige Schuhe für alle Arten Füsse, und Medizin für alle Arten Krankheiten, verkaufe beide, und bin ein zunftmässiger Meister in beiden Künsten. Das ist alles. Ob meine Schuhe besser oder gleich gut sind, als meine Medizin, oder ob beide nichts taugen, das werden diejenigen wissen, die sie kaufen und gebrauchen. Für meine Ehre und meinen Vorteil ist es genug, daß man bisher geglaubt hat, und noch glaubt, daß ich eben so geschickt sey, nakte Füsse zu bekleiden, als den Wiederanwuchs einer halbverfaulten

[illegible] Lunge zu bewirken. Und solten sie denn, meine [illegible] Damen des hochgeehrten Publikums, hiezu nicht [illegible] Recht haben? Ihnen so geradehin das Gegen- [illegible] Gesicht zu sagen, und jenes Zutrauen für Albern- [illegible] erklären, ist doch warhaftig die gröbste Beleidi- [illegible] welche ihren gerechten Unwillen verdienet, und ein [illegible] den man ihrer Klugheit macht, welchen sie durch [illegible] ung ihres Zutrauens gegen mich, und des Ab- [illegible] Schuhe und Panazee am stärksten widerlegen [illegible] Welt! meine Herren Spötter, das wäre doch ein [illegible] Streich, wenn sie mir wider ihre Absicht gerade [illegible] Schmähungen noch mehr Beifal und Kunden [illegible]?

[illegible] ist sonderbar, daß das Arzeneiwesen eben so wie [illegible] wesen behandelt, und jedes Stück Geld, welches der [illegible] höchst- oder höchst- oder hochverordnete Herr Münz- [illegible] zusammengeschmolzen, abgewogen und ausge- [illegible], für falsche Münze; und gleichergestalt jede [illegible] welche nicht von den Händen eines Apothekers, [illegible] Verschrift eines hochstudierten Herrn Doktors ist [illegible] gerührt worden, für Quaksalberei erkläret wird. [illegible] diesen beiden Dingen ist doch ein gar beträchtlicher [illegible]. Auf Geld und Reichtum komt in der Welt alles, [illegible] und Gesundheit aber sehr wenig an: denn [illegible] grösten Theil der Menschen ist die Gesundheit eine [illegible] ende Kleinigkeit, daß er solche jedem anscheinen- [illegible] eil, oder Vergnügen aufzuopfern, und dieselbe, [illegible] hie und da ein Loch hinein gerissen hat, mit dem [illegible] besten Lappen, der ihm in die Hände fält, er mag [illegible] nicht, zu flicken, nicht das mindeste Bedenken [illegible] Hiebei könte und solte man es billig bewenden las- [illegible] es ist unbegreiflich, wie Hr. Tissot und seine Her- [illegible] gen sich so offenbare Eingriffe in jenes uraltes Vor- [illegible] menschlicher Freiheit des Denkens und Handelns an- [illegible], und sich befugt halten können, mit den Flickelap- [illegible] menschlicher Gesundheit einen ausschliessenden Handel zu

trei-

treiben, und jeden, welcher nicht mit ihrem Fabrikstempel bezeichnet ist, unter den medizinischen Auskehrich zu werfen, und mit ihrem Obersanitätsbesen aus der menschlichen Geselschaft hinaus zu fegen. Mit dieser Usurpazion eines Rechts, welches ihnen ein gerechtes und weises Publikum niemals zugestanden hat, und nimmermehr zugestehen wird, wollen nun jene Herren gegen meine Archipanazee so wie gegen meines guten Hrn. Gevatters, und Schustermeisters D — in B — g emplastrum mirificum, womit derselbe alle äusserliche Leibesschäden so säuberlich verklebet und zudecket, auf gleiche barbarische Art verfahren. Und warum dies? weil es in ihrer Sprache Quaksalbereien sind, und sie gewisse politische Kannengiesser auf ihrer Seite haben, welche dreist behaupten: daß man jedes Mittel gegen ein Uebel, welches nicht auf ein Haar nach den ersten Ursachen und der Beschaffenheit des leztern abgemessen ist, nicht geradezu und allein auf die Wegräumung dieser Ursachen, sondern blos auf die Bereicherung desjenigen, welcher das Mittel anpreiset, abzwecket, und, anstatt die erwartete Hülfe zu verschaffen, das Uebel vergrössert, oder gar noch ärgere Plagen hervorbringet, aus jedem Staate mit Brandmark und Landesverweisung verjagen müsse.

O vortreflich, meine Herren! Wenn alles dasjenige Quaksalbereien sind, worauf dieser algemeine Grundsaz passet; so dürfen sie nur ein wenig in der Welt herumgucken, um allenthalben Quaksalbereien zu finden, und um wahrzunehmen, daß ich ein Mitglied eines sehr zalreichen und vornehmen Standes sey. Hier sind einige Beweise davon.

Zwischen den gedruckten Stückchen Löschpapier, womit, nach Versicherung der Kreuzbulle, der Sündenwust in dem südlichen Amerika so rein ausgefeget wird, und den ailhaudischen Pulvern ist in Absicht ihrer inneren Güte, ihres Zweckes und ihrer Wirkungen eine so grosse Gleichheit, daß man fast an diese nicht gedenken kan, ohne sich nicht auch jener zu erinnern, und man wird kaum zwischen beiden

[illegible] andern Unterschied alsdann wahrnehmen, daß der [illegible] mit den erstern alljährlich einige Millionen Pesos ein[illegible] und die leztern ihren Verkäufer nur mit ein Paar [illegible]ores bereichert haben.

[illegible] diesen beiden starken Purgiermitteln stehet noch [illegible] in sehr naher Verwandschaft, nämlich die glück[illegible] [illegible]*), den Einwohnern eines Landes alle Mo[illegible] [illegible]ens einmal 5 grosse vergoldete Pillen in den Hals [illegible] und sie zu überreden, daß eben dadurch, weil [illegible] heftiges Erbrechen und Laxiren erregen, den Kreis[illegible] [illegible] Säfte hemmen, und die Verdauung schwächen, [illegible]befinden am geschwindesten und sichersten befördert [illegible] Die guten Leute erfahren zwar das Gegentheil, und [illegible] nach und nach in eine Auszehrung, welche sie in [illegible] verwandelt. Aber daran ist nichts gelegen. Vor[illegible] [illegible] daß diese Pillen, die man vorhin von Aus[illegible] [illegible]te, nunmehr eine inländische Fabrikwaare ge[illegible] [illegible] sind, und daß sich die Kasse der Herren Entrepre[illegible] [illegible] dieser Fabrik ungemein wohlbefindet.

[illegible] Als man mich noch Bruder Altonaer nante, und ich als Schuhknecht mit dem Ränzel auf dem Rücken in und [illegible] Deutschland umher wanderte, ist es mir nicht im [illegible] eingefallen, daß ich demnächst die Ehre haben wür[illegible] [illegible] Sr. regierenden Exzellenz zu — — — ein Kollege [illegible]. Damals vermaledeiete ich meinen dasigen [illegible] von ganzem Herzen, und konte es eben so wenig, [illegible] tausend Einwohner des Landes begreifen, wie ihr [illegible]and um so mehr vergrössert werde, je mehr man die [illegible]en Quellen ihres Unterhalts und ihres Erwerbes [illegible], daß man um so viel besser bekleidet, beschuhet, [illegible]fet, gespeiset und getränket werde, je weniger solches [illegible]er freier Wahl abhängt, daß man jede Last um so [illegible]ter trage, je mehr ihre Schwere vergrössert wird, [illegible] man um so viel freier und munterer einher wan[illegible], je mehr besoldete Zuchtmeister mit der Ruthe in der

*) Lotto.

Hand uns allenthalben Schritt vor Schritt begleiten. Se. hochfreiherrliche Exzellenz hatten volkommen Recht, und ich bitte wegen meiner ehemaligen Unart tausendmal unterthänigst um Verzeihung. Nur eine einzige kollegialische Erinnerung werden Hochdieselben mir gnädig erlauben, nämlich, daß es mir ein bisgen hart scheinet, die armen Leute mit dem Prügel über dem Kopfe zu zwingen, nicht nur diese Staatskur anzunehmen, sondern auch deren Vortreflichkeit, gegen ihre eigene Ueberzeugung, mit submissestem Danke zu verehren und zu preisen. Ich wenigstens überlasse es jedem Käufer meiner Universalmedizin, wenn er nur gut bezalt, völlig, von ihrem Werthe und ihren Wirkungen alles zu sagen, was ihm beliebt.

In diesem Punkte denken und handeln diejenigen Herren Juristen, meine liebwerthesten Zunftgenossen in der Quaksalberei, eben so billig, welche mit ihren Schikanen, als untrüglichen Universalmitteln in allen prozessualischen Krankheiten, einen so ergiebigen Handel treiben. Mit einer weisen Fühllosigkeit gegen Lob und Tadel eilen sie allen denjenigen, welche die unbarmherzige Justiz verfolget, und denen die starrköpfigen, alles nach natürlicher Billigkeit und gesezmässiger Gerechtigkeit genau abzirkelnden Rechtsgelehrten ihren Beistand versagt haben, mit ihren Hülfsmitteln entgegen, und nehmen sie mit ihren Geldbörsen in wohlverwahrlichen Schuz. Da kommen ihnen zwar diese Starrköpfe, eben so, wie mir und meines Gleichen die hochstudierten Herren Aerzte, mehr als zu oft quer in den Weg, und reissen ihnen manche gute Kunde aus den Händen. Aber das geschieht doch nicht allemal, auch gewis nicht eher, als bis jene meine liebe Zunftgenossen zuförderst von der streitigen Sache einen beträchtlichen Theil des Fetts für sich oben abgefüllet haben. Da es in der Welt an Erbschleichern, an unersättlichen Wucherern, an widerspenstigen Schuldnern, an zänkischen Eheleuten, an untreuen Vormündern, an undankbaren Pupillen, an betrügerischen Käufern und Verkäufern, an zweideutigen Kontrakten und Testamenten, und

mehr

auch dergleichen Dingen niemals fehlen wird; so kan und wird es auch, der Justiz zum Troze, dem Schikanenhandel nie an Absaze mangeln.

Wärend meiner ehemaligen Wanderschaften habe ich auf einer Akademie bei einem Meister gearbeitet, dessen Haus und das eines Professors der Geschichte und Staatskunst sich so vertraulich aneinander drängeten, als ein Paar Freunde, die einander etwas ins Ohr zu sagen haben. Die Menge und die Lobeserhebungen der Zuhörer dieses Professors, und die Entdeckung, daß meine Schlafkammer dicht an das Zimmer grenzte, worin er seine Vorlesungen hielt, reizten meine Neubegierde zu sehr, als daß ich der Versuchung hätte widerstehen können, ein Loch durch die Scheidewand zu boren, und wenigstens jeden blauen Montag eine Stunde zu horchen. Mit Erstaunen hörte ich da, wie dieser Mann, dessen Fuß doch nie ein anderes Gebiet, als das seines gnädigsten Landesherrn betreten hatte, die geheimen Regierungsgrundsäze der entlegensten Königreiche, die Thorheiten und Irthümer der grösten Staatsminister, und die verheimlichten Triebfedern jedes Krieges und Friedens aufdeckte, das Verhältnis der Staaten gegen einander abwog, die Ursachen der Schwäche des türkischen Seewesens, und besonders die fehlerhafte Bauart ihrer Schiffe, so wie die sichersten Mittel zu deren Verbesserung, deutlich erklärte, und einen Plan vorzeichnete, nach welchem seine Zuhörer, die etwa das Glück haben möchten, die ersten Staatsminister des Kaisers in Japan zu werden, würden zu verfahren haben, um diesem Monarchen das Uebergewicht des Handels und der Macht in Ost- und Westindien zu verschaffen. Das war doch wol so gewis Quaksalberei, als irgend eine in der Welt ist, und wenn es, wie man mich versichert, noch jezt auf einigen Akademien dergleichen staatskluge Lehrer gibt; so bezeuge ich diesen Herren samt und sonders hiemit öffentlich meine kollegialische Freundschaft, und hoffe von der ihrigen, daß sie zur Beförderung

des Absazes meiner Universalmedizin einen Kommissionshandel mit derselben, gegen eine billige Provision, gern übernehmen werden.

Wem diese Beispiele zum Beweise, daß die Quaksalberei nicht blos in den engen Bezirk der Medizin eingeschränkt, sondern in sehr vielen andern, und den ehrenvollsten Ständen des menschlichen Lebens anzutreffen sey, nicht hinreichend sind, der mag die in unseren Zeiten so häufigen kameralistischen, journalistischen und pädagogischen Quaksalber hinzusezen, und, wenn er auch hieran noch nicht genug hat, die nach allen Geschlechtern, Gattungen, Arten und Abarten abgefaste systematische Zoologie aller Quaksalber lesen, deren Herausgabe einer meiner Freunde nächstens der Welt in einem Subskriptionsplane vorposaunen wird.

So viel werden doch die naseweisen Spötter aus jenen Beispielen wenigstens begreifen, daß sie sich bei jedem mutwilligen Angriffe auf mich und meines Gleichen in ein Gedränge wagen, wo sie in der offenbarsten Gefahr sind, bald diesem bald jenem hochbetitelten Manne einen unvorsezlichen Rippenstos zu geben, welchen ihnen dieser zehnfach wieder zu vergelten vermögend ist.

Aber ich habe noch nicht ein Wort von dem ausgebreiteten und wichtigen Nuzen der Quaksalberei gesagt. Und das ist doch die Hauptsache.

Die Welt wird wahrhaftig alle Tage klüger, und ihr haben es grundgelehrte Männer neuerlich sonnenklar bewiesen, daß die ehemaligen Heerzüge der Christen ins gelobte Land, von denen man sonst so algemein glaubte, daß ihnen der Greuel der schrecklichsten Verwüstung in Europa beizumessen sey, für eben diesen Welttheil die glücklichsten Folgen gehabt haben. Mit gleich starken, und beinahe eben diesen Gründen werde ich nun auch das bei so vielen eingewurzelte Vorurtheil, als ob die medizinische Quaksalberei eine von den ärgsten Landplagen sey, widerlegen, und un-

unwidersprechlich zeigen, können, daß die Welt derselben die gewünschten Vortheile zu verdanken habe.

Sie ist es, welche den Staat von dem ihn drückenden Ueberflusse an Menschen, und diese von der eben so schweren Last des Geldes entlediget. Sie sezet den Bestrebungen der Aerzte nach einer despotischen Gewalt über die Gesundheit und das Leben ihrer Mitbürger Schranken, und schüzet die edle natürliche Freiheit, seine Gesundheit, so wie es beliebt, zu erhalten, oder zu verwahrlosen. Sie befördert Handlung, Nahrung und Gewerbe, und dieß um so mehr, indem sie ihre Waaren an Auswärtige nicht anders als gegen baare Bezalung, an Einheimische aber mehrentheils durch Barattiren, und z. B. ein Gläsgen von der Tinctura solari gegen einen Kalbsbraten, oder eine Dosis Pillen gegen ein Paar Pfund Butter absezet. Sie ist für verschiedne Zeitungsschreiber ein vortrefliches Hülfsmittel, ihrem mit politischen Neuigkeiten nicht ganz bepackten Frachtwagen die volle Ladung zu verschaffen: da sie bei mir und meines Gleichen allemal einige Bündel und Packen zur Versendung in Bereitschaft antreffen, womit sie den noch übrigen leeren Raum auf ihrem Wagen ausfüllen, und mehr Fracht als an irgend einer andern Waare verdienen können. Sie erwecket und unterhält die Indüstrie der Herren Aerzte: denn diese müssen gewis, zur Beschüzung ihres Ruhms und ihrer Einkünfte, um so mehr Fleis, Kentnis, Geschicklichkeit und Gefälligkeit gegen ihre Patienten beweisen, je mehr Quaksalber da, wo sie sich befinden, vorhanden sind. Sie ernäret den relegirten Studenten, den verunglückten Krämer, den verdorbenen Apotheker, den verarmten Handwerker, den von seinen Amtsgenossen verstossenen Bader, die abgedankte Hebamme, und so viele andere wackere Leute, welche alle, ohne sie, nirgend Unterhalt finden, und dem Staate zur Last fallen würden.

Ich hoffe nunmehr das Publikum durch die Darstellung dieser eben so gewissen, als beträchtlichen Vortheile und die vorher bemerkten Kenzeichen und Beispiele der Quaksalberei in den Stand gesezet zu haben, in Sachen meiner entgegen und wider Tissot und Konsorten richtig zu beurtheilen und zu entscheiden, wer von uns beiden Recht hat. Ich würde die Einsicht und die Unparteilichkeit des hochgeehrten Publikums sehr beleidigen, wenn ich nur einen Augenblick daran zweifeln wolte, daß dessen Ausspruch für mich günstig ausfallen, und daß es meine Widersacher wegen ihres Unfuges und Mutwillens nach Gebühr züchtigen werde. Mögte doch lezteres in Absicht des kecken Erdichters meiner Lebensgeschichte auf diejenige Art geschehen, mit welcher man in Boston die trozigen Theeverkäufer behandelt hat! In diesem Falle erbiete ich mich hiemit öffentlich, den Theer und die Federn zu einem so löblichen Gebrauche baar und willigst zu bezalen.

---

## 3.
# Imité de l'Allemand
## de Msr. Wieland, de Msr. de Gerstenberg, de Msr. Gesner!
## Etwas Niederschlagendes für die Gallomanie!

---

Leser! Deutsche Leser! Erlaubt mir hier etwas zu sagen, das ihr zwar gröstenteils schon lange wist, das aber andere, die es wissen solten, nicht wissen, oder nicht wissen wollen!

Noch immer ist die sogenante grosse Welt von den französischen Plapperien so eingenommen, daß sie ihre Muttersprache einer fremden, die Heldensprache der Papagaisprache nachsezt, und deutsches Genie gegen französisches Blendwerk verachtet. Wenn ich euch zeige, ihr Herren von

[illegible] zu, daß das, was ihr in eurer Lieblingssprache so sehr bewundert, auf deutschem Grund und Boden gewachsen, und daß das Verpflanzte lange nicht so gut und schön, als das Einheimische ist — werdet ihr denn endlich, ihr groß — [illegible] Herren! eures Volks Sprache an euern Höfen wieder einführen, und, mit euerm Kaiser, lieber deutsch reden, als französisch lallen!

Mr. Berquien ist in Frankreich als kein schlechter Dichter angesehen. Er hat — wie er selbst bekent, und wie [illegible], wenn ers nicht bekente, der Augenschein lehrte — die meisten seiner Idyllen, die in diesem Jahre, mit vielen ins Auge fallenden, aber nicht allemal wirklich guten Kupfern, in zwei Bändgen erschienen sind, aus Wieland, Geßner und Gerstenberg genommen. Ich las sie, und ich konte dem Gedanken nicht widerstehen, einen kleinen Aufsaz darüber zu machen, und ihn, weil es Deutschland gewis interessirt, sich von den Franzosen, unsern ehemaligen Meistern, nachgeahmt zu sehen, zum deutschen Museum einzuschicken.

Ich wil das Original und die Kopie neben einander stellen, damit du selbst urteilen kanst, Leser! Der Augenschein muß dich überzeugen. — Was im Französischen angestrichen ist, ist, nach meinem Urtheile, entweder matt, oder überflüssig; und das im Deutschen angestrichene ist die Schönheit, die, wie mich dünkt, der Franzose nicht erreicht hat.

Geßners Daphnis im zweiten Buche.

Daphnis legte sich unter eine Weide in den Schatten, und die Hize des Mittags und

Idylle seconde.
La Promesse trop bien gardée.

Daphnis et Phyllis.

An sein d'un doux sommeil
Daphnis sous un feuillage
du Midi bravoit les fureurs,

das Rauschen des Bachs schläferten ihn ein. Plözlich weckt ihn eine Hand voll Blumen, die ihm ins Gesicht geflogen war; schnell sah er auf, und sah die Phillis lächelnd vor ihm stehn. Er wolt' ihr in die Arme hüpfen, und sah jezt, daß er festgebunden war. Er suchte sich loszureissen, aber er konte nicht, und Phillis lachte, daß ihr der Blumenstraus vom Busen fiel. Du loses Mädchen, sagte Daphnis, warte, warte, bis ich mich losgebunden habe; warte nur, ich wil mich dann rächen! So sagte er lachend, und umsonst sich hin und her windend. Räche dich nicht, Daphnis, sagte das Mädchen, bis ich dich losgebunden habe. Wie wilst du dich rächen? Ich wil dich küssen, sagt er, so sehr wil ich dich küssen, bis dein ganzes Gesicht, wie eine Rose glühet. Nein! Daphnis, sagte

Lorsqu'il sentit un nuage de fleurs,
Qui par floccons légers voloit sur son visage.
Il ouvre *un peu* les yeux, et sur l'herbe à deux pas
Il apperçoit Phillis, qui lui tendoit ses bras.
S'il voulut s'y jetter, c'est chose vain à dire
Mais des fleurs l'enchantoient, il le voulut en vain.
Et voilá que Phillis se met si fort à rire,
Que son bouquet s'échappe de son sein.
Ah! méchante, dit il, *tu ris*; mais de ma chaine
Dans un moment je vais me degager,
Et tu verras, si je me fais venger.
Il eut beau se debattre, il y perdit sa peine.
*Te venger*, dit Phillis? Oui, si je romps tes noeuds;
Mais si je le faisois, ça voions et pour cause,
Dis, comment prétends-tu te venger? — Oh! je veux
Te donner tant de baisers *amoureux*,
Que ta joue en *sera* plus rouge, comme un rose.
—Oui da, si c'est ainsi, tenez, mon cher Daphnis,

Riez

sagte sie, nein, ich binde dich nicht los, bis du mir versprochen hast, mich eine ganze Stunde nicht zu küssen. Phillis — sagte er, wie kan ich das versprechen? Aber Phillis band ihn nicht los! „Ich wil dich nicht küssen„ rief er endlich, und da band ihn das Mädchen los. Jezt wird er sein Versprechen nicht halten, dachte sie. Aber er zwang sich schalkhaft zur Rache, und sas da, und küste sie nicht. Er hatte wenig Augenblicke gesessen, da lächelte sie ihn küssen an, aber er küste sie nicht. Daphnis, sagte sie jezt, ich glaube, die Stunde ist vorbei. Vorbei? sagte er, du hast lange Weile, noch nicht der vierte Teil der Stunde.

*Riez, pleurez, mettez vous en colère,*
Point ne vous délirai, que ne m'aiez promis
De ne point m'embrasser pendant une heure entière.
„Phillis, comment veux tu?„
Phillis s'obstine — Eh bien!
Soit, pas un seul baiser! Phillis alors s'empresse
De rompre ses noeuds: le moyen,
Disoit elle tout bas, qu'il tienne sa promesse!
Mais lui pour se venger, contraignit son desir.
Sans l'embrasser, il reste assis près d'elle.
Un moment passe et deux. On *hazarde un soupir,*
Puis *un coup d'oeil, puis un mot.* le rebelle
Voit, entend tout cela sans se laisser flechir.
Daphnis, dit-elle enfin, l'heure est, je crois, passée.
A peine est-elle commencée,
Repondit-il. Phillis sourit.
Non toutes fois sans *un secret dépit.*
Elle attend; mais bientôt d'un air d'impatience,
Oh! sûrement l'heure vient de passer.

Jezt lächelte Phillis beschämt, und wartete wieder. Ach! Jezt ist sie gewis vorbei, sagte sie. Du triegest dich, Phillis, sagte Daphnis, noch nicht die Hälfte. O Daphnis, sagt jezt Phillis, du hast dich genug gerochen. Ists dir so leicht, mich nicht zu küssen? Jezt schmiegte sie sich in seine Arme, und legte ihre Wangen auf seine Lippen, und sah ihn schmachtend lächelnd an. Izt lachte Daphnis, und drückte sie an seine Brust, und regnete Küsse auf ihre Wangen.

Ach! Phillis, sagt er, immer durch Küsse unterbrochen, wie schwer ist mir die Rache geworden. Und wenn es meine ganze Heerde gegolten hätte, so hätt' ich nicht länger verweilen können.

— Y *pensés tu*! Qu'importe? allons plus de vengeance.

Comment as-tu dons fait pour ne pas m'embrasser?

*Dans ses mains aussitôt la belle*, avec adresse
*Cache à demi son front*. le Berger *triomphant*

*Par cent baisers alors satisfoit sa tendresse.*

Il *gagnoit de bien peu. Las! encore un moment,*

*L'Amour emportoit sa promesse.*

Sol ich noch ein Wort hinzusezen? Gesners Sprache kömt mir vor, wie die Sprache Xenophons und Gerstenbergs — versteht sich in den Tändeleien — sie hat die gröste Simplizität, und dabei die feinsten Schönheiten, die aber oft dem Auge selbst des deutschen Lesers, und noch vielmehr dem Auge des fremden Uebersezers entwischen. Sie ist gleich einer Grazie, die, je weniger sie zu gefallen sucht, dem Kenner in ihrer Nacktheit desto mehr gefält.

Doch es gibt harte Köpfe, und keine sind härter, als die durch Vorurtheile, wie glühendes Eisen im Wasser, gehärtet sind. Daher sol mich die Mühe, noch zwei Idyllen neben

neben einander zu stellen, nicht dauern. Gesner sol sie mit-[illegible].

Gesner.

Phillis, Chloe.

Phillis.

Du Chloe, immer trägst du dein Körbchen am Arm.

Chloe.

Ja, Phillis, ja, immer trag ich das Körbchen am Arm. Ich würd' es nicht um eine ganze Heerde geben. Nein, ich würd' es nicht geben, sprach sie, und drückt es lächelnd an ihre Seite.

Phillis.

Warum, Chloe, warum hältst du dein Körbchen so werth? Sol ich rathen? Sieh, du wirst roth, sol ich rathen? —

Chloe.

Hu! roth!

Phill-

Idylle VI.

Le Panier.

Phillis, Colette.

Colette.

Phillis je vois toujours ce panier à ton bras!

Phillis.

Oui, Colette, à mon bras je le porte sans cesse;

*Et pour ton beau mouton, vois, tu ne l'aurois pas,*

Ni pour un grand troupeau. —

Colette.

Quel etrange foiblesse!

A ce panier, dis-moi, qui donne un si grand prix?

Veux tu, que je devine! oh, comme tou rougis!

Phillis.

*Qui! moi rougir!*

Colette.

Eh! oui vraiment.

Phillis.

Colette —

Je n'ose — —

Colette.

Que crains tu?

Phillis.

si tu me promettois —

Colette.

As-tu donc plus, que je sois indiscrette,

Toi, qui connois tous mes secrets?

Phil-

Phillis.

Ja, wie wenn einem das Abendroth ins Gesicht scheint.

Chloe.

Hu! Phillis, — ich wil dirs sagen. Der junge Amyntas hat mirs geschenkt, der schönste Hirt. Er hat es selbst geflochten. Ach! sieh, wie nett, sieh, wie schön die grünen Blätter und die rothen Blumen in das weisse Körbchen geflochten sind; und ich halt es werth, wo ich hingehe, da trag ichs am Arm; die Blumen dünken mich schöner, sie riechen lieblicher, die ich in meinem Körbchen trage, und die Früchte sind süsser, die ich aus dem Körbchen esse. Phillis — doch was sol ich alles sagen? — Ich — ich habs schon oft geküst. Er ist doch der beste, der schönste Hirt.

Phillis.

Eh bien! te l'avouerai-je?
un Berger du Village,
Le plus beau des Bergers,
Lycas me l'a donné.
Vois, comme il est joli!
vois tu ce verd feuillage,
D'ou *sort un jeune lys, de roses couromé?*
D'un sentiment bien doux
ce panier est le gage.
Aussi, Colette, aussi, combien je le cheris!
Si j'y mets une fleur, elle y
devient plus belle;
Il donne au fruits *une fraicheur nouvelle,*
Un *gout plus fin et plus exquis,*
Tu riras, mais apprend, jusqu'ou va ma folie,
Ma bouche, nuit et jour, le
couvre de baisers,
Et puis-je faire moins? le
plus beau des Bergers
Me l'a donné comme à sa
douce Amie.

Colette.

Et sais tu bien, quelle
chanson,
Il repetoit le jour, qu'il finit
cet ouvrage,
Il te l'aura sans doute apprise?

Phillis.

Bon Dieu! non,
Mais *toi, d'ou la sais tu?*

Phillis.

Ich hab es ihn flechten gesehen. Wüßtest du, was er zu dem Körbchen sprach! Aber Mysis, mein Hirt, ist eben so schön; du soltest ihn singen hören! Ich wil das Liedchen dir singen, das er gestern mir sang.

Chloe.

Aber, Phillis, was hat Amyntas zu dem Körbchen gesagt?

Phillis.

Ja, ich muß erst das Liedchen singen.

Chloe.

Ach! — ist es lang?

Phyllis.

Höre nun: Froh bin ich, wenn das Abendroth am Hügel

Colette.

N'eu prend aucun ombrage.
Ce jour là, par hazard, j'entrois dans le bocage,
De l'apperçus de loin sur un banc de gazon.
J'ai, dit on, le defaut d'être un peu curieuse.
Je m'approchois sans bruit pour voir ce, qu'il faisoit.
C'étoit — —

Phillis.

Quoi?

Colette.

Ce panier. *Bergere trop heureuse*,
Si *tu savois* le chanson, qu'il disoit!

Phillis.

Oh! tu me l'apprendras.

Colette.

Je veux bien te l'apprendre,
Mais tu ne me dis rien de mon Berger Mysis?
Que je te plains de n'avoir pû l'entendre,
Lorsqu'il me fit *de couplets si jolis!*
Je vais *te les* chanter, c'est sur un air fort tendre.
(Elle se dispose à chanter)

Phillis.

Oui! — mais d'abord ne pourrois-je savoir —

Col-

gel mich bescheint, doch, Phillis, froher bin ich noch, wenn ich dich lächeln seh. So froh geht nicht der Schnitter heim, wenn er die lezte Garb in seine volle Scheune trägt, als ich, wenn ich, von dir geküßt in meine Hütte geh. — So hat er gesungen.

Chloe.

Ein schönes Lied. Aber Phillis, was sprach Amyntas zum Körbchen?

Phillis.

Ich muß lachen. Er saß am Sumpf im Weidenbusch; und indes daß seine Finger die grünen und die braunen und die weissen Ruthen flochten, indes — —

Colette.

Tiens, voici les couplets. —

Phillis.

Sont-ils longs?

Colette.

Tu vas voir.

Pour être belle,
Que Lise emprunte un air coquet;
Ma Bergere en saura plus, qu'elle:
Je vais lui donner un secret
Pour être belle.
Pour être belle.
Colette il faut un peu d'amour.
Helas! à toi meme cruelle,
Ne veux-tu rien faire en ce jour,
Pour être belle,
Comment les trouves-tu?

Phillis.

Moi! fort bien! — mais helas!
Ne puis-je donc savoir la chanson de Lyças?

Colette.

*A demain*, si tu veux.

Phillis.

Oh! non, je t'en conjure,
A présent.

Colette.

Elle est longue, et pour la retenir —

Chloe. Phil-

Chloe.

Du denn! warum schweigst du?

Indes, fuhr Phillis lachend fort, indes, sprach er, du Körbchen, dich wil ich Chloen schenken, der schönen Chloe, die so lieblich lächelt. Da sie gestern die Heerde bei mir vorbei trieb, sei mir gegrüst, Amyntas, sprach sie, und lächelte so freundlich, so freundlich, daß mir das Herze pochte. Schmiegt euch gehorsam, ihr bunten Ruthen und zerbrecht nicht unter dem Flechten; ihr solt dann an der liebsten Chloe Seite hangen. Ja, wenn sie es werth hielte, wenn sie es

Phillis.

Je la retiendrai, et j'en suis sûre.
Dis la moi seulement.

Colette.

Il faut donc t'obéir,
(*Elle chante.*)

Laissez - vous sous mes doigts ploier avec souplesse,
Joncs nuancés de plus vives couleurs,
Formez dans vos contours mille brillantes fleurs,
L'est pour faire un panier à ma jeune maitresse.
De mon bonheur naissant qui ne seroit jaloux ?
Je passois l'autre jour tout près de cette Belle,
Ce ne fut, qu'un seul mot: bon soir, Lycas, dit-elle,
Mais elle me le dit d'un son de voix si doux !
Laissez-vous sous mes doigts ployer avec souplesse,
Joncs nuancés de plus vives couleurs;
Formes dans vos contours mille brillantes fleurs,
C'est pour faire un panier à ma jeune maitresse.
Dieu d'Amour! si Phillis ne le dédaignoit pas!
Ce don est bien leger; mais à cette Bergere
Je ne demande aussi, qu'une faveur légere,

oft an ihrer Seite trüge! So sprach er, und indes war das Körbchen gemacht, und da sprang er auf, und hüpfte, daß es ihm so wohl gelungen war.

Chloe.

Ach! ich geh! dort hinter jenen Hügel treibt er seine Heerde, ich wil bei ihm vorbeigehn; sieh, wil ich sagen, sieh, Amyntas, ich hab dein Körbchen am Arm.

Qu'elle aime seulement de l'avoir à son bras.
Laissez-vous sous mes doigts ployer avec souplesse;
Joncs nuancés de plus vives couleurs;
Formes dans vos conteurs mille brillantes fleurs;
Quand vous verrai-je au bras de ma jeune Maitresse?

Phillis.

Adieu, Colette, adieu! C'est là bas le ruisseau,
Où revenant du paturage,
Il meme quelques fois abbreuver son troupeau.
Je vais m'asseoir sur le rivage;
Et tantôt, s'il y vient, je lui dirai: Lycas,
Tiens, voi-tu ton panier? je le porte á mon bras!

Ausser den kleineren Stellen, wo der Franzose die Naivetät und Einfalt des Deutschen nicht erreicht hat, und zwar so offenbar nicht, daß ich mir weiter keine Mühe gebe, es zu beweisen, als die, einen Strich unter die Stelle zu machen, damit sie der Sezer dem Leser auszeichnet — ausser diesen kleinern Stellen wird jeder, der feineres kritisches Gefühl hat, empfinden, daß das ganze Gedicht, besonders das Stück über das Körbchen, dadurch, daß es gedehnter geworden ist, verloren hat; daß das Lied der Kolette, das sie von ihrem Schäfer gelernt hat, nicht so gut eingeleitet ist, durch das:

Mais tu ne me dis rien de mon Berger, Mysis?

als

als bei Gesner: aber ja, Alexis, mein Hirt, ist eben so schön; und endlich, daß das gesnersche Mädgen besser weis, die Neugierde ihrer Freundin rege zu machen, und durch schalkhafte Ausflüchte und Neckereien immer weiter zu reizen, als Berquins Kolette.

Wer hätte noch vor zwanzig Jahren gedacht, erstlich, daß ein Deutscher so artige, lachende Gedichte schreiben: zweitens, daß ein Franzose von ihm lernen: drittens, daß er nicht recht lernen, und gegen den Deutschen ein Stümper in der Feinheit und Artigkeit der Gedanken und der Sprache bleiben, und endlich viertens, daß der Franzose den Deutschen so wörtlich, wie besonders im ersten Gedichte, und weiter im Naufrage, la surprise u. s. w. nachahmen würde? Wer hätte das gedacht?

Wie? spricht der Herr; ist das wörtlich nachgeahmt? bei Gesner ist das Mädchen mit dem Körbgen Chloe, und die andere ist Phillis: bei Berquin aber ists umgekehrt, Phillis ist das Mädgen mit dem Korbe, und Kolette die andere? ist das wörtlich? ists nicht mit dem Genie, mit dem Horaz, Virgil, Wieland &c. den Homer, Pindar, Lucian &c. nachahmten? — Unterthäniger! Euer Gnaden kennen diese Männer!

Aber, wenn auch Gesners Gedanken und Sprache nicht gut — so ist vielleicht Gerstenberg besser kopirt worden. — Ich wil hier nur die Kopie allein hersezen, damit ich nicht zu viel Papier verderbe, um etwas zu erweisen, das ein Theil der Leser gleich am Eingange des Aufsazes geglaubt hat, und der andere vielleicht am Schlusse eines Alphabets nicht glauben würde.

Idylle V. des ersten Bändgens der zweiten Ausgabe.

Les Graces.

C'étoit un beau jour de printems.
Les Graces folatroient sous la feuille nouvelle,
Quand tout à coup de trois Soeurs la plus belle,
Aglaé disparut. On la chercha long tems:

Ce fut en vain. Depuis l'autre feuillage,
Tu le fais, Pan la guete. Ah! ma soeur, quel dommage,
S'il la surprend seule sous un buisson!
Ce Pan est si fougeux, dit-on,
Et la forêt est si sauvage!
Euphrosine en ces mots exhaloit sa douleur;
Et cependant Thalie, errant dans le bocage,
Sous les moindres halliers, cherche sa rèune soeur,
Va, vient, frappe un buisson, puis souleve un branchage,
Avance un pas, recule de frayeur,
Craignant toujours à son passage,
De rencontres le ravisseur.
Enfin d'un pied leger appercevant les traces,
Les deux Nymphes soudain volent vers un bosquet,
Ou dans mes bras Danaé reposoit.
Eh! qui n'auroit crû voir la plus belle des Graces?
N'est-ce pas elle trait pour trait!
Te voilà donc, ma soeur, lui dit Thalie!
Tu ris de nous causer un si cruel chagrin?
Chacune alors la saisit par la main,
Et ma Bergere m'est ravie!
J'ai beau crier: arretez, arretez.
Ce n'est pas votre soeur, est-elle aussi jolie?
Elles de fuir toujours à pas précipités.
Desesperé, je m'elance. On m'appelle:
Où vas-tu, dit la voix? arreté, Lycidas,
Insensé, vole dans mes bras.
Viens, sois l'Amant d'une Immortelle!
Je me retourne, et je vois Aglaé,
Et je la prend pour ma maitresse,
Comme ses soeurs pour elle avoient pris Danaé.
Mon oeil y fut trompé, mais non point ma tendresse.
Qui, moi changer d'amour? Quittez ce fol espoir,
Lui dis-je, si Venus aspiroit à me plaire,

Venus

Venus y perdroit son pouvoir,
Mon coeur est tout à ma Bergere.
Dans mes bras aussitôt malgrè ses cris perçans,
J'emporte vers ses Soeurs la Nymphe palpitanté,
Entre elle et Danaé l'on balança long tems,
*Et sans le feu de nos embrassemens*
*On n'eu jamais réconnû mon Amante.*

Noch ein Wörtgen von den Kupfern! sie sind fein, aber nicht schön und gut, wie mich dünkt. Die Phillis, die den Daphnis bindet, ist nicht viel besser, als ein Bauermensch, und der Senateur vor der XII. Idylle des 2ten Bandes kömt mir vor, wie der Prophet Jonas, der über Ninive hinab predigt. Sonsten haben die Mädgen die schlankesten Körperchen und Füsgen — und Händgen — und — ah! es ist eine Lust — aber in den Gesichtern fehlt Ausdruck, und in den Stellungen Wahrheit.

Uebrigens muß Msr. Berquin in keinem geringen Ansehen in Paris stehen, daß er eine so kostbare Selbstausgabe seiner 24 Idyllen wagen durfte, und sie jezt in 2 Bändgen, das eine zu 70, und das andere zu 52 Seiten, zusammen also gegen 8 Bogen verkauft für einen — halben Louis neuf!

---

4.

## Problem für deutsche Patrioten.

Warum schreiben so viele deutsche Fürsten den Pariser Gelehrten, die mit stolzer Verachtung auf sie und ihre Anstalten herabsehen, die allerverbindlichsten und schmeichelhaftesten Briefe, schicken ihnen die kostbarsten Geschenke, in der Meinung, daß sie dadurch eine gewisse Celebrität erhalten werden, und zahlen den jungen Gelehrten in ihrem Vaterland nicht einmal die jährlichen Zinsen von dem Kapital, das sie auf Studiren und Reisen verwendet haben? Was

sol ein Reisender, der auch kein Interesse dabei hat, dazu sagen, wann er in Paris die Briefe und Geschenke zu sehen bekomt, und weis, wie es im Lande und auf den Schulen und Akademien dieser Prinzen aussieht?

---

5.

## Vorschlag Aberglauben und Vorurtheile auszurotten.

Ein Reisender wurde von einem spanischen Soldaten angehalten, wie er die Ueberschrift des Escurials abschrieb. Schwarz auf Weis zu bringen war für ihn das Kunststück des lebendigen Teufels. Ein starker Mann wurde in Spanien öffentlich verbrant, weil er nur sechs Pfund wog; Keisler entdeckte, daß man sich hiezu eine Schnelwage bedient hatte. Der erste Geburtshelfer hatte bei uns dasselbe Schicksal.

Beispiele von Aberglauben und Vorurtheile sind gehäuft: vielleicht aber ists angenehm, einige, welche noch in unsern aufgeklärten Zeiten bei uns unter dem vornehmen und gemeinen Mann herrschen, zu lesen: und sie werden zugleich die Notwendigkeit solches Vorschlages einleuchtender und ihre Ausführung dringender machen. Ich wähle einige aus.

Vor ungefähr einem Jahre wurde ein Dieb bei uns gehangen; zwei Leute baten den wachthabenden Offizier um die Erlaubnis, ein Strumpfband an dem Orte, über welchen der Verurtheilte gehn muste, hinlegen zu dürfen. Ein solches Strumpfband hob alle Beschwörungen, heilte umgehangen alle Krankheiten, und brachte ihren Besizern eben soviel als eine neuerfundene Universalmedizin ein. Ein Lappen vom Kleide des Verurtheilten in Bier gehangen, verschaft in unsern umliegenden Dörfern einem Wirth mehr Nahrung, als das beste Bier. Ein Mann, welcher an eben demselben Tage, wie er das Abendmal empfangen, Nase-

bluten

Blüten bekommen, wurde unheilbar schwermütig, weil er glaubte, daß dadurch das Blut Christi von ihm gegangen war: und eine andere Frau, welche sich bei einer heftigen Lungenentzündung, aus eben derselben Ursache erst auf langes Zureden ihres Arztes um fünf Uhr des Nachmittags die Ader öfnen lies, bald ein Raub des Todes. Aerzte, welche dem gemeinen Mann, bei seinem ersten Ausgang nach einer schweren Krankheit, nicht erlauben wollen gleich die Kirche zu besuchen, sind bei uns in Gefahr öffentlich für Gottesleugner ausgeschrien zu werden. Hexereien werden von unserm Pöbel für einen Glaubensartikel gehalten, und der Arzt, welcher sie leugnet, wird vom Pöbel verlacht, verschrien, und nach einer andern Wendung glaubt auch der Vornehme dem Pöbel. Eine Frau hatte sechs Kinder, fünf waren an der Verknüpfung gestorben. Die Mutter war ganz ruhig bei ihrem Tod, weil der Afterarzt, welchen sie brauchte, es auf einen bösen Geist schob, und überlies dem Unmenschen auch ihr sechstes Kind, wie es krank wurde. Ein Beschwörer, (dergleichen Leute es viele bei uns gibt) tödtete eine vom Wahnwiz durch einen geschickten Arzt beinahe wiederhergestelte Frau. Die vornehmen Leute bei uns schämen sich freilich Hexereien zu glauben: allein Aberglaube und Vorurtheil ist noch eben so stark bei ihnen als bei dem Pöbel. Man versicherte mich auf seine Ehre, daß abgeschnittene Nägel in einer Bouteille mit Wasser, ich weis nicht, ob auf den Ofen oder an die Sonne gesezt, ein untrügliches Mittel widers Podagra wäre; daß eine Flachshechel (welche aber ja schon geerbt seyn müsse) unters Bett gelegt, einen Krampf im Fusse gehoben: und das Vorurtheil,*) daß eine Schale mit Wasser unters Bett gesezt, das Durchliegen der Kranken verhindre, ist bey uns algemein. Ein Scharlatan, verdorbener Schuster, Krautkrämer, alte Weiber, gewissenlose Apotheker, und elen-



*) Liesse sich nicht denken, daß das Wasser die scharfen Dünste nach dem kältern Orte an sich ziehe, und dadurch dem Patienten Linderung verschaffe?

he Wundärzte, gelten beim gemeinen und vornehmen Mann (welcher mit jenem oft, in Ansehung des Verstandes, eine Klasse ausmacht) mehr, als der geschickteste und einsichtsvolste Arzt. Herr Leibarzt Zimmermann entdeckt uns die Ursache und verdient nachgelesen zu werden.

Ich verehre die vortreflichen Schulenanstalten, in welchen der Mensch von sich und von denen Dingen, welche um ihn sind, würdig denken lernt, richtige Begriffe von der Religion bekömt, und Vorurtheile und Aberglauben verbant werden. Aber solte ich nicht einigermassen Ursache haben, an den völlig glücklichen Wirkungen derselben zu zweifeln? Wie sehr widersezt sich nicht den besten Absichten der Aberglaube und das Vorurtheil der Eltern? Von Jugend auf werden den Kindern diese eingeprägt, bei jeder Gelegenheit wiederholt, und da überdem die Eltern bei ihnen in grossem Ansehn stehn, diese Frazen ihrem Verstande begreiflicher, und ihnen überhaupt angenehmer sind, so ists nicht möglich, daß durch sie allein Aberglaube und Vorurtheil gänzlich ausgerottet werden kan. Eine Ausnahme machen freilich die Philantropine, in welchen die jungen Leute von allem Umgang mit den Eltern entfernt gehalten werden: allein solche Anstalten lassen sich in vielen Ländern nicht machen; wenigstens nicht bey uns, und wärs auch, so würden dennoch nicht alle Einwohner der Stadt daran Theil nehmen können.

Ich habe also einen Weg ausfindig gemacht, auf welchem man sich zu den ziemlich körperlichen Seelen des gemeinen Mannes den Zugang bahnen, und ihn betreten, alle Arten des Aberglaubens und der Vorurtheile ausrotten kan.

Man müste den gemeinen Mann zum Lesen gewöhnen, und ihm auf diese Art Grundsäze beibringen, welche Aberglauben und Vorurtheile umstürzen. Diesen Zweck müste man aber stufenweise und vielleicht auf folgende Art zu erlan-

ehungen suchen. Man müste erstlich den gemeinen Mann dadurch anzulocken suchen, daß man ihm kleine Geschichtgen erzählte, welche zwar gänzlich nach seinem Geschmack eingerichtet, dennoch viele nüzliche und auffallende Wahrheiten enthalten könten. Aber diese, wird man vielleicht sagen, wird der Pöbel weder lesen noch kaufen. Kaufte der gemeine Mann doch sonst bey uns den Wandesbecker-merkur, a) und man las ihn mit vielem Vergnügen in allen Schenken. Braucht also ihr Verbesserer des menschlichen Geschlechts einen gleichen Kunstgrif, und hängt anstatt anderer unnüzer Artikel eine kleine Geschichte, zu dieser Absicht ausgearbeitet, in eure Zeitung. In der elendesten Dorfschenke findet man doch noch wol eine Zeitung, und vermehrte Anmerkungen, denen Kalendern angehängt, können mit Fleis ausgearbeitet, Mittel unsers Zwecks werden. Hätte sich der gemeine Mann almählig an dieses Zeitungsblat gewöhnt, so könte man ihm dasselbe Blat unter derselben Aufschrift, nur mit mehrern Grundsäzen angefüllt, und zugleich noch immer kleine Geschichtgen geben, und endlich könte man sogar dieses Zeitungsblat völlig dem Unterricht des gemeinen Mannes widmen. Alsdann könte man ihm, wenn er sich schon einmal ans Lesen gewöhnt hätte, andere Bücher, für ihn ausgearbeitet, geben: nur müssen diese wohlfeil und nicht zu gros seyn. b) Ich bin überzeugt, daß der gemeine Mann, wenn man es auf diese Art anfienge, sie gerne lesen würde: denn oft, und vornämlich im Winter hat er Langeweile, und läst sich, wie ich oft gesehn, von seinen Kindern etwas aus dem Eulenspiegel oder den Schildbürgern vorlesen.

Die Grundsäze müsten ja nicht weit hergeholt, vollkommen so plump seyn, wie der Verstand des Pöbels, und müsten ja keine schädliche Folgen haben. Man müste alle Augenblicke den gemeinen Mann auf seine eigne Erfahrung im gemeinen Leben zurückführen, und ihn auf die Art almählich gewöhnen selbst zu denken.

Ich wage einen Versuch vorzulegen, wie man z. B. dem gemeinen Mann den algemeinen Aberglauben vom Anthun oder Behexen der Kinder, welche die Verknüpfung haben, benehmen, und es ihm dringend machen könte, einen geschickten Arzt und keinen Scharfrichter oder ein Weib zu gebrauchen.

„Habt ihr wol eher, lieben Leute, ein Schwein schlachten sehn? Ihr habt vieleicht den Magen, die Därme, das Herz selbst herausgenommen, und daraus Würste gemacht: so gehts in eurer Kinder Leib auch. Ihr gebt ihnen so viel Brei, Kartoffeln, Mehlklöse, stopft dieses zusammen alles in einen Darm: muß er nicht so dick, wie euer Kinderbauch werden? Nun wolt ihr aber doch, daß es eurem Kinde zu Gute kommen soll, und eben dies komt vom Essen. In den Därmen sind lauter kleine Sprizen, welche das Essen ins Blut ziehn, und das Blut sezt Fett und Fleisch an. Diese Sprizen werden nun verstopft, und so gehts ja euch, wenn ihr Kleister in eine ordentliche Sprize schmiert, und dann kan kein Essen ins Blut kommen: wenn aber kein Essen ins Blut komt, so kan es auch kein Fleisch und Fett ansezen, und euer Kind wird mager. Geht dieses nun nicht ganz natürlich zu, und warum glaubt ihr denn an Behexen und Anthun? Geht nach einem Arzt, welcher es versteht die Sprizen wieder offen zu machen! Wist aber, daß es nicht so leicht ist, die Sprizen wieder offen zu machen, und daß, wenn sie auch offen gemacht sind, dennoch das Blut nicht gleich wieder Fleisch und Fett ansezt, weil auch die andern Theile fehlerhaft geworden seyn können. Gehts nicht auch so mit den Sprizen: wenn sie ein Jahr verstopft gewesen, so trocknen sie aus, und bekommen Risse. Würdet ihr nun aber die Sprize zum Schneider oder Scharfrichter, oder Apotheker bringen, um sie zu machen? Die Leute, würdet ihr sagen, verstehn ja nichts davon, und mich auslachen, wenn ich es euch riethe. Wie könt ihr nun aber glauben, daß ein altes Weib, ein ver-

verdorbener Schuster, ein Scharfrichter oder ein Barbierer etwas davon versteht, die Sprizen, welche ihr im Leibe habt, auszubessern und volkommen gut zu machen; denen ihrs nicht einmal zutraut, daß sie eine hölzerne Sprize ausbessern, und ihre Fehler heben können. Braucht also ja einen Mann, welcher die Sache versteht, und geht zu einem geschickten Arzt, wenn ihr das Leben eures Kindes erhalten wolt." c)

Mehrere dergleichen Materien müste man zuerst abhandeln, und denn erst auf die Hexen losgehn, den Ungrund der Zauberei zeigen, und den gemeinen Mann die Afterärzte von ihrer rechten Seite kennen lehren. Ich müste mich sehr irren, wenn dieses nicht Eindruck auf den gemeinen Mann machen solte: es wird ihn aber auch zugleich unterhalten, und wird sich drüber freuen, und es seiner Frau und seinen Kindern erzählen.

Für den vornehmen Pöbel wüste ich keinen andern Rath, da er doch in dem Wesentlichen so sehr mit dem gemeinen Mann übereinkömt, als daß er sich auch diese Zeitung und Wochenblat hielte, welches ihm vermutlich auch seine alte vertraute Bekante bald zuschleppen werden.

Ich gebe meinen Vorschlag gar nicht für ganz neu aus; vielleicht ist er schon, ohne daß ich es weis, von einem andern gedacht oder der Welt bekant gemacht worden: allein da er noch bisher nicht ausgeführt ist, so hoffe ich dennoch, daß diese Anzeige (welche, wie ich gern zugestehe, noch in vielen Stücken verbessert werden kan, und welches ich dem, der etwa den Vorschlag auszuführen gesonnen wäre, überlasse,) nicht ohne allen Nuzen seyn wird.

---

## Anmerkungen.

a) Dieses war eigentlich eine Zeitung für den gemeinen Mann. Am Ende desselben wurde allemal eine Geschichte, welche sich in Hamburg oder Altona zugetragen, lustig und zuweilen beleidigend erzählt. Sie hörte auf, wie der Wandsbecker Bote herauskam. Man sieht gewis, ohne

ne mein Erinnern, was ich hiemit sagen will. Man müste nämlich zuerst wieder einen Wandsbecker Merkur herausgeben, um den gemeinen Mann zu reizen: und nachher dieses Blat almählich, ohne daß der gemeine Mann es selbst merkte, in ein solches Wochenblat, wie ich vorgeschlagen habe, verwandeln. Würde man dies mit einmal thun, so würde nachher dasselbe Blat eben so wenig vom Pöbel gelesen werden, als nachher der Wandsbeckerbote gelesen wurde.

b) Der englische Zuschauer würde gewis nicht von so vielen Leuten gelesen worden seyn, und so vielen Nuzen gestiftet haben, wenn nicht vorher Richard Steele unter dem Namen Isaak Bickensteff den Schwäzer: und dieser Isaak Bickensteff (ein vom D. Swift erdichteter Name) den Tod des Pertridge prophezeit, und die Erfüllung der Prophezeiung herausgegeben hätte.

c) Ein jeder, welcher nur einige Kentnis von dem Bau des menschlichen Körpers und dieser Krankheit hat, wird die Erklärung unrichtig finden. Allein dieses geschah mit Fleis und muß künftig geschehn, weil der gemeine Mann nicht im Stande ist, alle die Begriffe zu fassen, welche zu einer deutlichen und richtigen Vorstellung erfodert werden. Aber im Grunde würde sie ihm auch nicht nuzen, weil er ja diese Kentnisse, nicht praktisch anwenden sol, und die Vorurtheile, welche er dadurch bekömt, sind unschädlich, und werden von unsern Nachkommen, wenn der gemeine Mann erst mehr denken gelernt hat, denn auch leichter weggeräumt werden können. Solte aber jemand fähig seyn, dem gemeinen Mann diese richtigen Begriffe so beizubringen, und solten sie bei ihm denselben Nuzen haben, so gesteh ich gern, daß dieses besser wäre: allein ich zweifle daran. Uebrigens aber bitte ich diejenigen, welche etwa meinen Vorschlag genehmigen und ihn ausführen solten, ja ums Himmels willen, nichts Praktisches vorzutragen oder einzumischen.

Bei uns sizen alte Weiber am Wege, welche allerlei kleine Bücher verkaufen, wie z. B. Beschreibung des Weltsystems u. s. w. welche freilich sehr jämmerlich abgefaßt sind, und nur noch mehr Aberglauben und Vorurtheile verbreiten, und welche häufig vom gemeinen Mann gekauft und gelesen werden. Diese Gelegenheit, deucht mich, könte man sehr vortheilhaft benuzen.

Hamburg d. 20 April 1777.

Daniel Nortnagel, D.

---

## 6.

# Ueber das Ich, in Briefen an Hrn. Prof. Tiedemann.

---

### Erster Brief.

Recht sehr viel Dank bin ich Ihnen, L. Fr. dafür schuldig, daß Sie mir Ihr Werk über den Menschen geschenkt haben. Ich überlasse es der Stimme des Publikums, Ihnen das gebührende Lob dafür zu ertheilen. Die meinige würde ohnehin über diese Materie wenig bedeuten. Sie wissen, wie weit Zeit und Umstände mich davon abgerissen. Allein freilich interessiren sie jeden Menschen, der ein wenig denkt, zu sehr, als daß sie ihm ganz fremd seyn könten. Zudem sind sie eine Zeitlang meine Lieblingsbeschäftigung gewesen. Ich gerieth zwar in meinen Untersuchungen am Ende in die Finsterniß des Skeptizismus, und eilte, weil ich mich nicht weiter zu finden wuste, nur zurück, um wieder wo Licht zu sehn. Allein auf meinem Wege machte ich doch einige Bemerkungen, die mir nicht ganz unwichtig schienen. Ich glaube nicht, M. W. Fr. daß ich Ihnen meine Dankbarkeit für Ihr Geschenk deutlicher an den Tag legen kan, als wenn ich

ich Ihnen einige dieser Bemerkungen, die mir die Durchlesung Ihres schönen Buchs wieder ins Gedächtnis gebracht hat, vorlege und Ihrem Urtheile unterwerfe.

Das Gefühl des Ichs war lange der Gegenstand meiner Untersuchungen, und ich meinte darin einige Besonderheiten bemerkt zu haben. Daß es allen empfindenden Wesen gemein seyn muß, ist sichtbar, denn es läßt sich ohne dasselbe keine Empfindung denken. Entweder ein Wesen fühlt den Eindruck der auf ihn geschieht gar nicht, und dann hat es gar keine Empfindung; wenn es aber den Eindruck fühlt, so fühlt es, daß der Eindruck in ihm vorgeht, oder es müste fühlen, daß der Eindruck in einem andern Wesen vorginge. Wie ungereimt es wäre, wenn man Lezteres behaupten wollte, ist einleuchtend; also bleibt Ersteres allein übrig, und dann empfindet das Wesen, das Ich, worauf der Eindruck geschieht; es hat das Gefühl des Ichs; man muß ihm Selbstgefühl zugestehn.

Ueberhaupt ist Empfinden etwas, das man gar nicht umschreiben oder definiren kan. Es gehört zu den Sachen, die man blos mit einem Namen benent, und die man, weil sie allen Menschen gemein sind, auch allen Menschen sich vorzustellen überlassen muß. Ich gestehe also gern, daß die Handlungen der Thiere, die sie auf die empfangnen Eindrücke verrichten, nicht unzweifelhaft und mathematisch beweisen, daß sie empfinden. Es wäre möglich, daß sie Maschinen wären, wie einige Philosophen gemeint haben; eben so möglich nämlich, als daß jeder Mensch, ausser wir selber, auch eine Maschine wäre. Allein wenn man sagt, daß sie empfinden, so muß man gestehen, es geht in ihnen eben das vor, was bei uns vorgeht, und wir mit dem Worte empfinden bezeichnen, oder man muß sagen, daß man gar nicht weis, was bei ihnen vorgeht. Alsdenn hat aber auch alles Räsonniren über thierische Natur und Empfindung ein Ende.

Bey jeder Empfindung, die wir haben, befindet sich Wahrnehmung des Eindruckes, und Wahrnehmung dessen,

[?]s den Eindruck empfängt, und auch dann Wahrneh[?]mung des Gegenstandes, der den Eindruck macht, wenn die Empfindung durch einen äussern Gegenstand bewirkt wird. Ist die Empfindung aber eine inre, als Hunger, Durst, Schmerzen im Leibe, so nehme ich den Gegenstand, die Ursache der Empfindung nicht wahr. Und so muß es auch in den Thieren seyn, wenn sie empfinden, oder ich weis gar nicht was ich sage, wenn ich behaupte, daß sie empfinden; ich gebrauche dann einen sinlosen Schall. Man muß also den Thieren die Wahrnehmung des Ichs zugestehen, wenn man ihnen Empfindung einräumt.

Wie kömt es nun aber, daß viele Philosophen, die den Thieren Empfindung zugesprochen, ihnen das Selbstgefühl, oder genauer zu reden, das Bewustseyn ihrer selbst abgesprochen haben Ist etwa zwischen dem Gefühl und dem Bewustseyn ein Unterschied? Existirt dieser Unterschied, so muß man gestehn, daß die Philosophen, die davon gesprochen haben, ihn nicht genau angegeben und bestimt haben. Wenn man sie (und z. B. den Reimarus von den Kunsttr. der Th.) anhört, so solte man meinen, die Thiere wandelten in einer Art von Traume, von Betäubung, ohne recht zu wissen; sind sie, oder sind sie nicht? Kurz, sie schildern die Thiere auf eine Art, wovon sich kein Mensch einen Begriff machen kan.

Von diesem Punkte ging ich aus, um zu untersuchen, ob wirklich ein gewisser Unterschied in dem Bewustseyn der Thiere und Menschen existire, und worin der bestehe: und was ich hierüber herausbringen konte, war folgendes:

Die Menschen sind durch die Sprache in Stand gesezt worden, jede Idee vor sich zu bestimmen und von den andern abzusondern. Sie haben mit dem Stiften der Sprache, wie es ein Schriftsteller nent, der bei einer unerträglichen Schreibart bisweilen glückliche Ausdrücke hat, die Ideen festgeheftet, um sie besonders zu betrachten. Ihre Organisation, die sie schon mit fast allen Dingen in der Natur in Verhältnis sezte, hat ihnen tausend Eigenschaften

an

an den Dingen kennen lernen lassen, welche alle Gegenstände ihrer Betrachtung, ihrer Aufmerksamkeit geworden sind: durch die Sprache, deren Wirkung das Denken, zumal in einer deutlichen Schlußfolge ist, haben sie alle diese Eigenschaften fixiren, verbinden, trennen, in verschiednen Verhältnissen ordnen, und vergleichen können. So haben sie sich in Stand gesezt, alle Dinge ausser sich aufs genaueste zu betrachten. Nun haben sie aber auch allen ihren innern Empfindungen Namen beizulegen gewust. Durch diese Namen sind sie im Stande sie zu denken, sie sich als Dinge ausser sich vorzustellen, fest zu halten, und unter sich so wol als mit andern Dingen zu vergleichen. Durch diese Uebung lernen sie sie immer genauer kennen, genauer bestimmen, und die Beschaffenheit derselben erforschen. Der also in der Vorstellung, Bestimmung, Vergleichung seiner Empfindungen geübte Mensch kan in dem Augenblick, da er eine Empfindung hat, sich dieselbe zugleich denken. Das heist, der Schall der Worte, die seine Empfindung ausdrücken, ertönt in seinem Gehirn, und stelt sie ihm als eine Idee ausser sich vor, die er nun als eine solche, wenn er Grund dazu findet, nach allen ihren Bestimmungen und Verhältnissen fortverfolgen kan. Da sich nun die Empfindung ihm als eine Idee ausser ihm vorstelt, so stellen sich ihm auch alle Theile derselben, mithin die davon unzertrenliche Wahrnehmung seines Ichs als eine äussere Idee vor, die er auch eben so festhalten, und nach allen ihren Bestimmungen in seinem Denken verfolgen kan. Dies kan das Thier nicht, und will man dieses allein Bewustseyn nennen, so muß man es den Thieren absprechen. Und warum haben die Thiere diese Fähigkeit nicht? Weil sie keine Sprache haben, wodurch sie die Ideen fixiren und absondern können; und Sprache und Denkkraft mangelt ihnen, weil sie nicht die innern Organen haben, die dem Menschen die Sprachfähigkeit geben, wodurch er hernach innerlich die Töne, (wenigstens die, die er selbst zu bilden vermag, aufs deutlichste in seinem Senso-

zu vernehmen kan, ohne daß der Schall von aussen, oder kan durch ihn gebildet werde.

Das, was ich sage, kan durch eine von dem Körper der Menschen und der Thiere hergenommne Erläuterung deutlicher gemacht werden. Die Natur hat Menschen und Thieren nicht allein ein Gefühl von ihrem Ich, sondern auch ein Gefühl von der Grösse und den Kräften ihres Körpers im Verhältnis mit andern Körpern und Wesen gegeben. Umsonst werden Sie ein Pferd vor einen Graben bringen, der für seine Kräfte zum Springen zu breit sey: Es wird nicht darüber zu sezen wagen, sie müsten ihm denn solche Angst einjagen, die alle Ueberlegung in ihm besiegte. Ein Hahn wird sich nicht vor einer Taube, wol aber vor einem Truthahn fürchten; der Truthan aber nicht vor dem Hahne. Das Thier kent seine Grösse und Kräfte, im Verhältnis der Grösse eines andern Thiers. Ja das Thier fürchtet sich auch nicht blos vor den Gegenständen in Rücksicht auf ihre Grösse. Der gröste Baum wird keinem Thiere Furcht einjagen, es sieht, daß er unbeweglich ist, und urtheilt, daß es kein Wesen ist, das ihm schaden könne. Ja, auch ein sehr grosses Thier wird ihm keine Furcht erwecken, wenn es nicht in seinen Augen und Gebärden feindselige Neigungen erblickt. Eine Kaze auf einer Wiese, wo Pferde weiden, wird ihnen wol aus dem Wege gehen, um nicht von ihnen getreten zu werden; wird aber nicht die geringste Besorgnis äussern; da sie hingegen voller Angst seyn wird, wenn nur ein Hund die Zähne gegen ihr bleckt. Alles das befindet sich eben auch so im Menschen. Da aber der Mensch im Stande ist, jeden Grad der Grösse an sich und an andern Dingen, also auch die verschiednen Kräfte und körperliche Beschaffenheit an sich und an andern Thieren zu bestimmen, so kent er sich und sein Verhältnis gegen andre Menschen, Thiere oder Körper viel genauer, als es das Thier, oder die dem Thiere nahe kommenden, rohen Menschen und Kinder thun können.

Reflektiren über sein äusseres und inneres Ich, und dessen Empfindungen, kan das Thier demnach nicht; denn es hat die Werkzeuge der Sprache und mithin die Sprache nicht, die uns allein in Stand sezt zu reflektiren. Thun wir aber das auch bei allen Empfindungen, und ist die Reflekzion: jezt empfinde oder thue ich das und das, von jeder unsrer Empfindung und Handlung unzertrenlich? Im geringsten nicht. Ich wache des Morgens auf, sehe, daß die Zeit aufzustehen da ist, und stehe auf: der Mittag kömt, man trägt mein Essen auf und ich seze mich an Tisch und esse, und es schmeckt mir; und unter den 365 malen daß dieses des Jahrs geschieht, werde ich mir kaum Einmal deutlich denken; jezt ist es die und die Zeit, jezt stehst du auf; jezt kömt das Essen; nun issest du das und das Gericht; das schmeckt so und so; du issest das und kein andrer. Auf die Art, wie der Mensch handelt und empfindet, wenn er sich seine Handlung und Empfindung nicht so denkt, nicht innerlich also zu sich spricht, empfindet nun das Thier und handelt immer. Heist das nun ohne oder mit Bewustseyn empfinden und handeln? Nachdem ein Philosoph diese Frage entweder bejaen oder verneinen wird, kan er meines Erachtens sagen, daß die Thiere Bewustseyn haben oder nicht, und ihnen dabei das Empfindungsvermögen zusprechen. Freilich, sobald als ich über meine Empfindungen meditire, grüble, und sie beobachte, stelt sich dies Bewustseyn ein; denn da denke ich mir die Empfindung zugleich, da ich sie empfinde. Allein das ist, deucht mir, ein Hauptfehler einiger Philosophen, daß sie das, was bei ihnen, und zwar oft nur in den Augenblicken der Meditazion statt findet, algemein auf alle Menschen und zu allen Zeiten erstrecken. Es ist alsdenn nicht die Natur des Menschen, sondern des Metaphysikers, und zwar oft nur des meditirenden Metaphysikers die sie uns vorlegen. Also gibt es sehr viele Menschen, die sich vielleicht in ihrem Leben ihre Empfindungen nie oder nur höchst selten, deutlich und mit jenem Bewustseyn gedacht haben. Ja es ist

der

der Natur der Empfindung, wenigstens starker Empfindungen, einigermassen zuwider; man verliert sich aus dem süssen Schlafe des Gefühls in die dürre Gegend der Meditazion, wenn man diesem Bewustseyn nachhängt. Liebende, die ihr euch in dem Anblick eurer Geliebten, oder in dem Staunen an sie, wenn sie abwesend war, so vertieftet, daß euch, wenn ihr wieder aus dieser Empfindung kamt, war, als hättet ihr euch selbst vergessen gehabt, und nicht gewust daß ihr existirt, sagt: wäret ihr nicht aus diesem Empfindungszustande gerissen worden, wenn ihr nur einmal kalt reflektirt hättet, daß ihr, und was ihr empfändet; und hättet ihr ihn für dieses deutliche Bewustseyn hingegeben? — Verzeihen Sie, M. Fr. diese Ausrufung an die Liebenden, in einem Briefe an Sie. Sie klingt ein wenig wunderlich, allein ich wuste in der Geschwindigkeit niemanden, der mir meine Aussage besser bezeugen könte; denn die Liebe ist unter allen Leidenschaften diejenige, die sich des Menschen am stärksten bemächtigt.

Der Schlus folgt.

---

7.

## Aussichten in die Zukunft.

Jezt, da man sich so algemein über das Jahrhundert freut, das nun mit schnellem Schritte zum Ende naht, jezt, da man dem morgenden Tage schon mit Jauchzen entgegen sieht, wie er, da so schön einherbrechen und düstre Nebel zerhauchen wird, Nebel, die heute noch unsre Augen hielten, daß wir nicht sehen konten, wie die edle gottentsprosne Vernunft hervorblicken wolte; jezt wär's freilich ein Wort geredet zu seiner Zeit, von dem Blick ins künftige Jahrhundert.

Freilich wär's Sache, daß auch ich mich freute, daß auch ich mich aus Menschengefälligkeit freute, meine Brü-

der und Zeitgenossen auf die Schulter klopfte und ausrief-se: Wirklich rechte Leute sind wir, haben alle Nazionen hinter uns gelassen, sind weit, weit über sie gestiegen, werden noch weiter steigen, und gleichen dem Adler, welcher zur Sonne mit kühnem Flug hinanfliegt, ohne den Fall zu befürchten, oder ihre Hize zu fühlen.

Ja, wer's kan, wer so viel enthusiastisches Gefühl hat sich zu freuen, der freue sich.

Aber ich hab's nicht, kan mich nicht freuen, mir nicht vorstellen das fernere Hinanklimmen.

Freuen solt' ich mich über ein Jahrhundert, in welchem die Religion betrachtet wird wie der Schwank eines Lotterbubens, in welchem die heilige Harfe zum Knabenspielwerke dient, in welchem wahre Gelehrsamkeit vom Unsinn, ächter Wiz von Narrentheidung, sanfte Satire vom niedrigsten Pasquill vertrieben wird?

Kan man da kaltblütig bleiben, kaltblütig herabschauen auf die, die's so treiben? Kan man lächeln, wenn andre die Wahrheit angrinsen. Das wäre nicht sanfte Duldung; schädliche Schonung wär's!

Aber doch freu' ich mich hie und da, wenn ich sehe, wie öfters mancher rechtschaffene Mann herauftrit und dem Unsinn Hohn spricht, wie mancher die Religion vertheidigt, durch die er glaubt und gewis ist einst belohnt zu werden, wie manche Kritik unsern Dichterlingen und Reimern Wahrheiten sagt, wie unsre Philosophie mit Macht sich heraufreist aus Nacht und Finsterniß, wie wir hineilen zu Wissenschaften, denen wir jüngst noch fremd waren.

Dann freu' ich mich, daß ich ein Deutscher bin, daß meine Brüder so um mich her sich versammeln, und mit schnellem Fluge dahin eilen, wo Ruhm und Ehre ihren Namen verherlichen wird. Dann blick' ich ihnen nach und jauchze, als ob ich's selbst wäre, der Mannskraft genug hätte mit ihnen dahin zu steigen, wo unsre Väter taumel-

ten

am bey'm Hinüberblick, lieber den Belohnungskranz dem Nachbar liessen, als selbst kühnen Flug wagten, um ihn zu erreichen.

Wahrlich, dann fühl' ich's, daß unser jezt hinrollendes Jahrhundert nicht schlechter ist und nicht besser, als das vorhergehende. Nicht in einzelen Theilen, sondern ein Theil abgewogen mit dem andern, und dann das Ganze verglichen. Stolz hebt ihr Haupt empor die eine Wissenschaft und die andre sinkt. So ist's gegangen bisher.

Ist nun die Folge, daß es auch fernerhin also gehn müsse? Eine kleine Zeit wird's noch so hinschleichen, aber traurige Aussichten, Blicke in die Zukunft sprechen unsern frohern Vermutungen Hohn.

Wie's nun Jahrhunderte vorher war, so ist's noch jezt — eitel Stückwerk in allen unsern Wissenschaften! Hier einen Schritt weiter, dort einen zurück. Die allzustarke, alle Nerven anspannende Bemühung die Religion aufzuklären, zu verbessern, zu reinigen, von Flecken zu säubern, ist das grosse Uebel, welches ausgezeichnet brütet über unsern Tagen. Mancher hat gute Absichten dabei, wil Misbräuche abschaffen, besser erklären einige schiefbeblickte Stellen; aber ein Schalk ist sein Nachbar, oder sein Jünger, wil folgen dem Beispiele des Lehrers, nachmachen die Künste des Lehrers, und verdirbt's wie ein neu angehender Taschenspieler, und wähnt doch wol am Ende es so klug gemacht zu haben, daß die es nicht merken, welche gute Augen haben.

Wenn ich's denn nun sehe, wie sie so einhertreten und Weisheit vor sich hinblasen und erleuchten wollen eine Finsterniß mit bald verlöschendem Phosphorus, und mancher Gaukler sein Lämpchen anglimt, und diesen und jenen ehrlichen Mann blendet, dann denk' ich misvergnügt an das Sprüchlein des Hesiodus *):

Μηκετ' ἐπειτ' ὤφελον ἐγω πέμπτοισι μετεῖναι
Ἀνδράσιν —

 Und

*) Εργ. κ. Ημ. 174.

Und gewis, wir sind über das männliche Alter hinaus, befinden uns in der fünften Epoke, in den Jahren des Greises, der zwar dann und wann noch Spuren von einer heimlichen Weisheit blicken läst, aber doch nach und nach unvermögend wird *).

Jedes Jahrhundert hat Vorzüge vor den vorhergehenden, Vorzüge vor dem nachfolgenden; so das unsre.

Aber nun nähern wir uns dem Ende. So hoch gestiegen sind wir, daß wir nicht höher klimmen können.

Nur eine kleine Zeit dauert das Ansehen und die Bearbeitung einer jeden Wissenschaft, von der Algebra bis zur Kunst des Aequilibristen. Hat man denn alles erschöpft, was menschlicher Wiz je schöpfen konte aus der Fülle des Herzens, oder aus dem täglichen Anblick des unübersehlichen Heeres aller Geschöpfe Gottes; hat man alles gethan, um diese Wissenschaft zu vervolkomnen, sie auch dahin gebracht, wo man sie haben wolte; so eilt man von ihr weg, sucht eine noch unbekante, unbebaute, bestrittene Sache auf, die vielleicht vor hundert Jahren eine kezerische Meinung gewesen wäre, bebaut sie, beleuchtet sie, und eilt davon wie die honigsamlende Biene, sucht sich neue Blumen, vielleicht minder schöne als die verlassenen, neue Gegenden, wo vielleicht unter dem brennenden Sande nur wenig Blumen hervorspriessen und, seufzend über die mütterliche Erde, ihre Häupter niederbeugen, treibt diese nomadische Lebensart so lang, bis eine uns jezt unbekante, oder gar verachtete und verschmähte Nazion unsre verlassenen Size einnimt, und uns zurückschickt mit Hohngelächter, wenn wir, unwissend wohin wir uns nun wenden sollen, in unsre ersten Size zurückkehren wollen.

So

*) Herr Fulda, in der Samlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, nent dieses Alter das polite Alter, und sagt fast ein Gleiches von dem Zustande und der traurigen Lage einer Nazion, die in dieser Epoke vollends ihre lezten Kräfte hinathmet. S. 435.

So geht der ewige Zirkel der Wissenschaften. Eine Nazion erhebt sich, geht immer weiter und weiter, bis sie ans Ende komt, wo kein Pfad weiter fortleitet. Ehe sie aber noch ganz diesen Punkt erreicht, wo entweder die Natur sie weiter fortzugehen verhindert, oder eigne Geistesschwachheit, Trägheit und Mutlosigkeit sie umringen und abhalten, folgt ihre Nachbarin ihr nach, nimt ein ihre verlassenen, und vielleicht nicht schlecht gebauten Size, und erlaubt jener nicht sie bey ihrer Rückkehr als ihr Eigenthum zu betrachten.

Und so wird's gehn bis ans Ende der Tage. Huronen und Tungusen und Irokesen werden einst an der Stelle der gesitteten Europäer, so wie diese jezt abwechselnd unter sich selbst die alte asiatische Weisheit besizen *).

Wir Deutschen haben nun so ziemlich alle Gegenden der Wissenschaften durchstrichen, Gefilde und Einöden, Felsen und Abgründe, alles mit gierigem Blick zu unserm Eigenthum bestimt, und dem kurzen Besize geweiht, was uns aufstieß, alles verschlungen, was uns vorkam, gleich einem reissenden Wolfe, welcher nicht raubt um sich zu sättigen, sondern um seine Wut zu befriedigen. Nun sind wir schier durch, haben bald nichts mehr übrig. Was sollen wir nun thun?

Entweder wir müssen wieder anfangen beim Alfabete der Wissenschaften, Lehrlinge andrer Nazionen werden, die von uns lernten, oder ganz unthätig bleiben; denn das Hundertmalgesagte noch einmal sagen ist thörige Unternehmung, nicht deutsches Gefühls, so gut als unthätig seyn, und höchstens Schulübung.

Da liegt sie nun vor uns, diese Grundlage eines der folgenden Jahrhunderte! Wie das neugeborne Kind schon bei sich trägt den Samen zur künftigen Verwesung, und schon an-



*) Manchem wird dies unwahrscheinlich däuchten. So vielleicht einst dem Römer, wenn ihm je jemand etwas ähnliches von den Germanen sagte.

anfängt zu sterben, wenn's den ersten wohlthätigen Hauch des Lebens in sich zieht, so jede Nazion, sobald die Vernunft anfängt sie aus der Rohheit herauszuziehen, in welcher sie den Embryonen glich. Da, in dieser erst thätigen Entstehung einer Nazion, liegt schon der Grund zur künftigen Zerstörung, und Versiegung dieses wohlthätigen Lebensbrunnens.

Wir haben vielleicht noch einige kleine Gegenden zu bebauen, uns auch da hinaufzuschwingen; aber dies wird bald geschehen. Wir werden hinüberschlüpfen mit leichtem französischem Fus und deutschem Troz, und das Ende unsrer Laufbahn erreichen, eh wir's vermuten, eh wir glauben da seyn, wo unübergängliche Hindernisse unsern Lauf hemmen.

Harret, ihr Keime eines künftigen spätern Geschlechts, die ihr noch tief verschlossen liegt in unsern oder spätern Säuglingen, harret auf eure Zeit, und ihr werdet die Wahrheit davon empfinden.

Längst werden meine Augen geschlossen seyn, meine Hand wird nicht mehr hinmalen Gedanken des dann entketteten Geistes, meinen Staub vom Wirbel aufgeweht wird der Wandrer sorglos betreten, und mein Geist — herabschauen wird er auf eure Zeit und empfinden Wahrheit gesagt zu haben. Nicht Wahrheit, wie die Seher Gottes sagten, sondern Wahrheit aus Grundlagen und Begebenheiten zusammengewebt.

Du wirst's sehen, Nachwelt! Wir nähern uns dem Ende unsrer Wallfahrt, und künftige Jahrhunderte werden gleichen dem gebückten Greise, dessen Geifer über den Bart fliest. Dem Untergange Roms wird unsre Zerrüttung nicht gleichen, denn wir haben keine Barbaren zu fürchten, aber wir werden selbst aufhören, wenn wir am Ziele sind.

Dem Leuchter unsrer Vernunft stecken wir noch Ein Licht auf, wie jener neubekehrte polnische König dem Teufel eins mehr aufstecken ließ, als den Heiligen Gottes. Ich bin versichert, sprach er, daß diese ehrwürdigen Männer allesamt

ohne=

nachin meiner im Besten gedenken, mich nicht verfolgen werden, aber dieser arglistige Schelm würde mir Schaden thun —

Dieser helleuchtende, weit umher alles aus tiefer schwarzer Nacht in sonnenhelles Licht fassende Leuchter wird umgestossen, seine zwei Lichter ausgelöscht werden.

Freilich schrieb ich diese Aussichten nur meinem Vaterlande, aber beschauen kan sich darin jede Nazion wie in einem Spiegel, und jedem Menschenkinde ruf' ich dann noch mit Rousseau zu: O homme, de quelque contrée que tu sois, quelques que soient tes opinions, ecoute: voici ton histoire telle que j'ai cru de lire, non dans les livres de tes semblables, qui sont menteurs, mais dans la nature, qui ne ment jamais!

---

## 8.

## Ueber die münsterschen Medizinalgeseze.

### Dritter Abschnit.

Fortsezung von S. 47. des vorigen Stücks.

---

Ein anders, was mit allen Beifal in der münsterschen Medizinalordnung zu verdienen scheint, ist dies, daß den Wundärzten auch die innerliche Praxis erlaubt wird. Mir hat der Unterschied zwischen Genes- und Heilärzten nie recht gefallen wollen. Bei unsern Erzvätern, den Griechen, war er nie; im alten Rom war er nur in so weit, daß das Gemeine der Chirurgie, die tägliche Handpflege, den Knechten vom Hause oder eignen Handlangern der Aerzte überlassen war. Bei den Arabern wird die Scheidung schon grösser. Selten befassen sich die Aerzte mit der Handanlegung: verstehen sie aber doch, und ordnen sie an. Völlig fand die Scheidung erst in den barbarischen Zeiten statt, da ausser den Juden, die Geistlichen sich der Geneskunde anmaßten,

die beide kein Blut vergiessen durften, worüber die Heilkunst, die ohne Blut nicht bestehen kan, nun ganz und gar in die Hände der Barbierer und Bader fiel und in denselben das Maal der Geringachtung überkam, das ihr so lange angehangen hat. Die ersten Medizinalgeseze Kaiser Friedrichs II. unterschieden indessen nur beide, Medizin und Chirurgie, ohne sie völlig zu trennen, und lassen der Chirurgie auch noch Unterricht und Rechte zu Salerno und Napoli. Auch ist, da die Wissenschaften wieder auflebten, nie in Italien die Scheidung volkommen gewesen und aus der italischen Schule, die bis zu Ende des 16ten Jahrhunderts herrschte, sind immer Aerzte ausgegangen, die sich der Chirurgie widmeten, ohne es sich zur Unehre zu rechnen. Die völlige und legale Scheidung beider ist eigentlich ein Werk der Pariser Fakultät, die die beweibten Aerzte und die Chirurgos, die Hand anlegten, ausdrücklich aus ihrem Schoosse verbannete, wenigstens zur Regenz nicht zuließ, und sich so zunft- und innungsmässig betrug, daß man darüber auch auf der andern Seite zu weit ging. Unter den Barbierern (auch Paré war Einer) thaten sich gute Köpfe hervor, die durch anatomische Kentnisse und reinern Verstand über den grossen Haufen der Aerzte sich erhoben und diese zu verachten anfingen, weil sie an Theorien klebten und an ihrer Väter Weisen hingen. Daher kam es endlich, da oben nie die Chirurgi Hofeinflüsse und Litteratur sich erwarben, zu den unseligen Streitigkeiten und zu der völligen Scheidung, da man in der Einbildung Eine grosse Kunst in zwo theilt, die in der Ausübung nicht getheilt werden kan und es wirklich auch in Frankreich nicht ist, wenn wir nicht leere Feierlichkeiten für etwas ansehen wollen. Denn es läuft die ganze Praxis da so in einander, wie allerwegen, und nur die Schikane weis sie in den Gerichtshöfen zu trennen. Ich berühre die Geschichte, weil den meisten Menschen das Herkommen wichtig vorkomt, um zu zeigen, daß eine wahre Scheidung in Italien, in England und in Norden nie völlig statt gehabt hat; und wo sie völlig

gesche-

gemässig geworden, nachtheilig und doch unmöglich gewesen ist. Aber die Sache selbst spricht.

Ich weis wohl, wo Moral und Mathematik, selbst wo Naturgeschichte und Physik sich theilen: aber wo ich zwischen Arznei- und Heilkunde den Strich ziehen soll, das weis ich nicht. Die beiden äussern Enden ihres Gebiets freilich sind verschieden, wie es ein hiziges Fieber und das Staarstechen ist: aber wo beider Gebiet sich nähert, läuft es an so vielen Ecken und so unbemerkt, alles in einander, daß ich nicht weis, wo ich meinen Gränzpfal sezen soll, und niemand so viel ich sehe, hat mehr gewust. Ich seze voraus, daß man nicht blos Operiren für Chirurgie achtet, sondern den ganzen Umfang äusserer Krankheiten, in den der Wundarzt herkömlich eingewiesen ist.

In der Idee wils nicht einmal recht gehen, und in der Ausübung noch weniger. Jeden Augenblick bedarf der Arzt irgend einer Handanlegung. Und der Wundarzt kan kein Geschwür schliessen, keinen Beinbruch eines Voll- oder Uebelsäftigen heilen, keinen Augenschaden heben, der fast immer aus der ganzen Konstituzion fliest, ohne daß er zugleich Arzt sey.

Es ist fast nicht möglich, daß der Arzt nicht etwas Chirurgie verstehe, da ihm dergleichen täglich vorkomt: aber auch nicht möglich, daß der Wundarzt, der täglich Kranke sieht und behandelt, oft länger über denselben sich verweilt, denn selbst der Arzt, daß der nicht aus wiederholtem Anschauen geübte Sinne bekommen, sich Erfahrung sammeln; aus dem, was er sich begeben oder vornehmen sieht, sich nicht Schlüsse machen und allendlich, wenn er ein wenig Nachsinnen hat, sich nüzliche Regeln machen solte, die ihn in den häufigsten Fällen zu einem nicht ungeschickten Arzte machen, den das Publikum brauchen kan, und dessen der niedre Theil desselben noch dazu so sehr bedarf. Kriegt doch oft eine Wartfrau gesunden Verstandes, ein Pfarrer u. a. mit der Zeit einen sichern Blick von Gefahr und Nichtgefahr, eine Art von praktischer Beurtheilung. Wie viel leichter

 der

der Mann, der vom Bau des Körpers doch etwas versteht, der von dessen Uebeln doch Einen Theil wenigstens verstehen solte. Kan ich mir nicht denken, daß Handanlegung ohne Kopf geschehen solle, wie man doch nicht wird wollen: so kan ichs auch nicht gebieten, daß der Mann über dem Kranken sein Auge verschliesse, seinen Kopf nicht brauche, daß er nicht etwas lerne, oft etwas gewisser lerne, als es den Doktor alle Theorie der Schule lehren kan, und daß der Mann, selbst blos von Kopf aus, nicht den Beruf fühle, (einen Beruf von der Börse aus gibts auch) sich mit seiner Einsicht zu dienen, indem er andern nüzlich wird. Und darüber mag man machen, was man wil. In der Natur der Sache liegt es. Es muß in die Medizin übergepfuschert werden.

Man kan etwas für die Trennung beider Künste Wichtiges sagen, ob es gleich das nicht ist, was am öftersten gesagt ist. Das Genie der medizinischen und der chirurgischen Kunst sind völlig verschieden, so verschieden, als Nachdenken und Sinlichkeit, Rathen und Sehen. Es ist wahr, es gibt beim Arzte einen doppelten Gang des Geistes. Einen auf dem Wege der klaren Sinlichkeit. Man sieht und tastet das Uebel, erwägt den Zusammenhang desselben mit der körperlichen Konstituzion und sezt die innere Hülfe oder die äussere Handanlegung fest. Den andern auf dem Wege des Nachsinnens und der Wahrscheinlichkeit. Man fast alle Umstände auf, alte, so den Grund legen, und neue, so den Ausbruch des Uebels veranlassen können, legt alles, was man durch die Sinne erforschen kan, neben einander vor seinem Geiste hin; scheidet das hier Wichtige vom Unwichtigen, das Zufällige vom Wesentlichen; prüft, erwägt, past an einander und bringt endlich die Natur des vorseyenden Uebels heraus, macht das Eins in seiner Seele aus, was das Hauptaugenmerk seyn muß: hats oft nicht gleich gefunden, sondern es nur geahndet, macht Vorkehrungen, wie es die dringenden Umstände erfordern, spähet fortan weiter und wird endlich seines Eins gewis, und trit, wenn die Hindernisse bei Seit geschafft sind, seinen Weg gegen das Hauptübel

Uebel an. Das ist freilich anders, als Sehen und Fühlen, und ein weit schwereres Geschäft, das geübte Sinne, einen Geist glücklicher Ahndung, viel Besonnenheit, und oben ein viel Kentnis, viel ihm gegenwärtige Geschichte ähnlicher Uebel voraussezt. Und mit der Erforschung des Uebels ist es noch nicht aus. Es gibt auch in der Abhelfung einen doppelten Weg, den Weg der Heilung und den Weg der Genesung. Auf jenem trit der Arzt sein Uebel gerade zu an, braucht sein innerliches oder äusserliches Mittel, seine Evakuation oder sein Messer, seinen Mohnsaft oder sein Reizmittel, und hebt das Uebel gerade zu, das gehoben seyn solte. Aber das ist nur Ein Weg. Auf einem andern ist der Arzt nicht so thätig, wenn sein Geist gleich oft eben so geschäftig ist: Er geht nicht gerade aufs Uebel zu, sondern muß ihm durch Umwege ankommen, er muß es bis auf einen gewissen Punkt erwarten, wo und wo nur er es angreifen darf. Zu früh würde er seinen Feind nicht treffen und zu spät ihn nicht überwältigen. Und auch das nicht immer einmal. Er, der die Art und den Gang seines Uebels so gut kennen muß, als er das Maas der Naturkräfte des Manns vor ihm, den Zug, wie die Natur sich entgegenregt, das Maas der Selbsthülfe kennen muß, die sich die Natur geben kan und nicht kan, er darf oft nur lauschen und nicht handeln; nur mässigen oder nur fördern, nicht wirken; zaudern, wo er muß, und nur schlagen, wo er mit Sicherheit kan. Wir wollen beide Wege und ihr Verdienst nicht vergleichen. Eins ist der freie Angrif im Blachfelde, das andre ein kluger Marsch, der oft so viel fruchtet, als eine Schlacht mit aufgereihtem Heere. Aber was hier unsers Orts ist, ist dies. Es ist falsch, daß Einer und der andre Weg eigentlich medizinisch oder chirurgisch genant werden könne. Es sind Ausschläge und Beulen, die der Arzt so sinlich erkent, als der Wundarzt seinen Leistenbruch. Und wiederum gehört neben der feinsten Sinlichkeit so viel Erforschen und Sinnen, Ueberlegen und Abwägen, als je zu einer innern Krankheit, wenn Pott oder Richter oder Schmucker einen Bruch oder einen

Hodengeschwulst beurtheilen sollen. Ich wil nicht von verborgenen chirurgischen Uebeln sagen. Freilich geht Einer öfter und der andre seltner auf Einem oder dem andern Wege: aber wehe dem Arzte, der nicht kühn sein Uebel anzutreten weis, wo das Uebel sichtlich und der Schlag klar und nöthig ist: und wehe dem Wundarzte, der nicht seine Zeit abzupassen, seine Natur mitwirken zu lassen, der nicht oft zu zaudern versteht. Operiren allein machts wahrhaftig nicht, selbst nicht das geschickteste. Zu rechter Zeit und mit Sicherheit operiren, ist so gut das Werk des feinsten Nachdenkens, als zu rechter Zeit sein Brechmittel geben oder die Ader schlagen. Nur zu oft ists ein Vorwurf der chirurgischen Kunst geworden, wenn ihr das medizinische Genie, wenn mans so heissen sol, gebricht. Wahr ists und bleibts, mehr blos sinliche anatomische Kentnis und mehr baares Auge und baares Gefühl oder daß ich genau rede — nicht mehr, aber öfter — erfordert das Handanlegen und mehr geübtes Ahnden und Denken die Vorkehrung zum Genesen. Aber es kan nie Eins ohne das andre seyn, oder der Operateur tödtet leicht und die Krankheit rafft weg, derweile der Arzt auf die Krisis lauerte.

Es ist noch Ein Gedanke, der für die legale Scheidung beider Künste wichtig scheint. Ueber dem Handanlegen und chirurgischen Arbeiten vergeht so viel Zeit; es sind der Kleinigkeiten dabei so viel zu beobachten, die Zeit und Kräfte wegnehmen, ermüden; Ueberlegung und Nachdenken, wo nicht hindern, doch schwächen. Daher ist es immer besser, daß Einer sey, der mit dem Kopfe allein arbeite, immer in der kalten, gleichen, richtigen, unermüdeten und durch Handarbeit ununterbrochenen Fassung bleibe, alles zu dirigiren. Darin ist was Wahres, so bald die Rede von gemeinen Handanlegungen ist, von Aderlassen, Schröpfen, Zugpflastern, Klystieren s. w. Aber das sind auch Sachen nur für den mechanischen Handlanger der Aerzte. Die eigentliche feinere Chirurgie ist so sehr ein Werk der feinsten Kunst, der genauesten Anatomie, der vernünftigen Kentnis des gesunden

und

und kranken Körpers, daß sie, sie mag ermüdend seyn, oder nicht seyn, durchaus in den Händen eines einsichtvollen Heilarzts bleiben muß, der sich zum Voraus sowol, als auch bei der Operazion, bei der so manches Unvorgesehene einfällt, doch selbst dirigiren muß. Derselbe reine Verstand, dieselbe edle Kentnis, derselbe schnelle alles leicht und auf Einmal umfassende Blick, dieselbe Gegenwart des Geistes, die dem Wundarzte allerwegen beiwohnen muß, muß auch den Heilarzt nicht selten begleiten. Das mag ermüden oder nicht, Geist und Körper angreifen, wie es will, es ist so edel und so nötig, daß es nur für gute Köpfe und feine Hände gehört. Ich weis auch, daß nichts so ermüdet, nichts den Geist so aus Fassung und Mannheit sezt, die schwerste Operazion und das gespanteste Nachdenken nicht, als eine Reihe Besuche bei Vornehmen und Reichen, die nichts als über standesmässige Leidenschaften, und überlaufendes Wohlleben zu klagen haben, und mit dem Wuste Herz und Kopf des besserdenkenden Arztes so zerrütten, daß er Mühe und Sorgen und Erschöpfung für Seligkeit gegen den Unmut hält, den er in Hirn und Gebeinen empfindet. Und doch unterziehen wir uns auch dem.

Ich muß mich etwas ausbreiten, um mich vor meinen Kunstgenossen zu rechtfertigen, warum ich in Hrn. Hofmanns Meinung so ganz von Herzen eintrete. Man sagt weiter: Der Umfang der Wissenschaft ist so groß. Einer kan doch nicht Alles? Warum soll denn das Gesez nicht scheiden und den Arzt so gut, als den Wundarzt in sein Gebiet einweisen? Darum, dünkt mich, nicht, weil das Gesez dem Genie und dem Hange desselben keine Richtung zu geben, kein Gebiet anzuweisen vermag, weil kein Gesez allgemein vorschreiben mag, worin jemand und wie weit er sich nuzbar machen soll und nicht soll. Ich bin auch nicht für die Polyhistorie; glaube nicht, daß Einer in allen Fächern, nicht einmal in sehr vielen mit wahrer Stärke erscheinen kan, obgleich dem Arzte, wie man ihn gemeiniglich denkt, ziemlich das Allgemeinwissen zugemutet wird. Ich will nur für uns

eine

eine Art Gewissensfreiheit, die Freiheit, daß jeder aus dem grossen Umfange der Kunst sich seinen Beruf wählen, zu allem eilen und kommen könne, wozu er Hang und Geschick fühlt. Das soll er lernen dürfen; darin und in nicht mehr sich prüfen lassen und dann seines Wissens leben. Mancher Wundarzt würde ein guter Praktikus geworden seyn, wenn er gedorft hätte, und mancher Arzt treibt einen Theil der Chirurgie mit einem Glücke, das er in seiner Praxis nicht hat. Jedem fallen gewis dergleichen Beispiele bei, daß Einer darum auf seinen Plaz nicht gekommen ist, weil die Geseze ihm denselben anweisen, wenigstens ihn in seinem Gange beschränkten.

Eben diese Geseze untersagen dem Wundarzte die innere Praxis: warum denn dem Arzte auch nicht die äussere? Wahr oder nicht wahr, beide können mit einander bestehen, in Einem Subjekt vereint seyn? Ists nicht wahr, warum verbietet man es Einem und dem andern nicht? Ists wahr, warum verbietet mans allgar? Ich weis wohl, wie das einseitige Verbot, von dem die Unbilligkeit auffällt, entstanden ist. Nie konte man und nie wolte man den Aerzten die Handanlegung, die von Alters her ein von der Praxis ungetrentes Geschäft war, verbieten, wenn diese sich ihr zu unterziehen würdigen wollten, da sie sicher in den Händen derselben gewann. Aber so sehr vermengte man doch Handanlegung mit gemeinem Handdienste, daß, da die, so dieses Dienstes pflegten, sich der feinsten von den Aerzten fast verlaßnen Handanlegung bemächtigten, der gesamten Heilkunst die leuis notae macula hängen blieb, die doch nur der altäglichen Handpflege hätte ankleben sollen und daß die ganze Klasse der Heilärzte für eine untergeordnete Klasse von Handlangern angesehen ward, die sich zur höhern Praxis nicht aufwagen müste. Dokteren und Barbierer hiessen also die Aerzte, und der Einfluß der Namen auf die Denkungsart ist hier auffallend; wird auch nicht aufhören, bis Barbierer keine Heilärzte mehr sind und die Namen

an von Genes- und Heilärzten sich in einander verlieren, wie sich die Sache in sich verliert. Aber daß ich wieder zum Geseze komme: Es beweist, daß keine wesentliche Scheidung in den beiden Zweigen der Arzneikunst nöthig sey, da beide selbst nach dem Geseze von Einem und demselben Subjekte betrieben werden dürfen, werden können. Und langt Eines Menschen Kopf und Hand zu, beides zu leisten, kan es denn nur der Kopf, der das Baret getragen und nur die Hand, an der der Ring gewesen ist? Man kan die Frage Spiel des Wizes nennen. Aber Ernst. Solte nur der beides leisten können, der schulgerecht ist und lateinisch und aller Jahrhunderte Meinungen gelernt hat? Oder solte man nicht so gut, als man dem Doktor erlaubt, eine Frau zu entbinden, eben so gut dem guten Kopfe unter den Wundärzten verstatten, eine Ruhr und ein Fieber zu heben, wenn beide es erweisen, daß sie es mit Kentnis der Sache können?

Es ist also ein wichtiger Wunsch, daß das ganze Gewerk der Barbierer von unserer Kunst abgeschnitten werde, wie es an einigen Orten schon ziemlich in der Praxis geschicht, wo der Verstand beim vornehmern Publiko sich Tag gemacht hat: aber dem niedern Publiko zum Besten, das noch immer in den Händen der Barbierer ist, wünschte ich, daß es ernstlich und gesezlich geschähe. Es scheint vielleicht ein hartes, aber es ist ein wahres Wort. Die gewönlichen Barbierer sind schädlicher, als alle die Pfuscher mit einander, nicht nur weil es ihnen so leicht ist, da sie von Thüre zu Thüre wandeln und mit ihren Erfahrungen und Hülfleistungen andienen; sondern auch weil sie sich doch immer etwas vom Doktor dünken und redselig und ruhmredig, wie sie sind, auch dafür geachtet werden. Und eben weil sie aus Büchern und Hörsagen die grossen mächtigen Mittel kennen: so machen sie Gebrauch davon, der um so viel gefährlicher ist, als das Mittel wichtig ist. Ihr Verstand ist um nichts aufgeklärter, als des Pfuschers seiner;

aber

aber ihre Werkzeuge sind schneidender und mislicher. Immer konten sie blutlassen, schröpfen, Igel sezen, Badstuben haben, die durchaus wieder eingeführt werden müssen, Zugpflaster legen, Fontanelle sezen und besorgen, Klystiere geben, den Hals ausprüzen, Zähne reinigen, Nägel und Leichdorne beschneiden, die Beine wickeln u. dgl. m. Verstehen sie es, und unter Anleitung lernen sie es leicht: so dürfen sie auch, aber unter Aufsicht des Arztes, tägliche Handpflege übernehmen, Wunden und Schwären verbinden, bei Brüchen den Verband versehen, die Bähungen machen, bei Auslenkungen Handreichung leisten und kurz alles das thun, wozu mechanische Handanlegung, wie sie der Arzt verordnet, erfordert wird. Aber sie müssen nichts thun, was Operazion erfordert, als nur unter Aufsicht; und über das, was sie leisten können, müssen sie examinirt werden. In den Städten bliebe das den Aemtern vorbehalten, zumal die Inhaber der Barbierstuben ihre Gerechtigkeiten sehr oft gekauft haben, oder titulo oneroso besizen. Auf dem Lande solte man Eins und das andere den Schulmeistern und Hebammen erlauben: aber in den Städten nicht. Man denke nicht, daß den Barbierern Unrecht dadurch geschieht. Sie haben die Heilkunst usurpirt, und der Staat muß sie sich zum Besten des Publikums wieder vindiziren. Verstehen sie auch was davon: so bleibt es ihnen ja unbenommen, sich durch Prüfung zu Unterärzten zu legitimiren, und ist ein guter Kopf darunter, den sein Geist treibt, mehr zu lernen und zu werden, ihm steht ja der Weg offen, ohne daß er die Akademie besuche, ohne daß er in die lateinische Quarte gehe. Man lasse den Weg offen: aber man lasse ihn niemand betreten, wenn er nicht Kopf und Kentnisse dazu hat. Er kan sich ja brauchbar machen; warum thut ers nicht?

Eine andre Art, die ich noch immer von den Aerzten unterscheiden möchte, wären denn die jezigen Pfuscher, die es gesezlich sind und es darüber auch oft wissenschaftlich blei-

[...]chen. Da sie doch nicht ausgerottet, da sie auf dem [Lan]de und für den gemeinen Mann nicht entbehret wer[den] können: so solten wir sie brauchbar und weniger [schä]dlich zu machen suchen. Ein jedes vernünftige, mit sich [od]er mit andern gutmeinende Geschöpf Gottes, das seinen [Neb]engeschöpfen in Leibesnöten Dienste thun will, und es [be]weiset, daß es es kan, mag, wie es kan und weis, brauchbar [zu] erweisen. Und da muß niemand ausgeschlossen seyn, [ke]in Landapotheker, kein Bader, kein Schulmeister, und [ke]in Scharfrichter. Ich würde mich nicht entsehen ein altes [W]eib oder einen Schinderknecht zu examiniren, und ich [sch]äme mich nicht, es zu sagen, daß ich das lezte wirklich [ge]than. Zu dem Zwecke, unter seines Gleichen in seinem [Kre]ise wohlthätig zu seyn, wäre mir alles, was ein wenig [Ke]ntnis, etwas gesunden Verstand, viel Lernbegierde und [be]sonders nicht wenig Gutmütigkeit besäße, eben so werth [un]d wilkommen, als mancher nicht seyn würde, den die [F]akultät mit allen ihren Zierrathen aufgestuzt hat. Diese [...]r Leute haben fast immer in einem gewissen Zweige der [K]unst einige Erfahrung, oder ein gutes Mittel, der in Ge[sch]würen eine Salbe, oder verschiedene Kräuter nach ver[sch]iedenen Umständen, die sie dunkel unterscheiden, dieser [i]n Brüchen Geschicklichkeit, ein anderer in Auslenkungen gute Handgriffe, noch ein anderer weis besonders mit Wahn[s]innigen sehr gut zu rathen; der ist in kalten Fiebern sehr glücklich. Wo die Geseze den Ungelernten nicht bezüchti[g]en, unter den Negersklaven steigt ein Empirikus zu einer Höhe von Geschicklichkeit, zu der ihm die europäischen Dok[t]oren nicht nachkommen. Aber auch unter uns muß je[d]erman dergleichen etwas gesehen oder gehört haben, daß hie ein Scharfrichter den Beinbruch besser behandelt, als der Amtsbarbier, der jenen einen Pfuscher schilt, und daß ein Bauer zu Zeiten mehr Wahnsinnige kurirt, als der Land[p]hysikus. Alle solche Leute werden, worin sie was verste[h]en, geprüft, und was sie leisten können, im Zeugnis be[n]ent. Vergünstigte würde ich sie nennen, und wolten sie

in mehr Uebeln sich brauchen lassen: so mögten sie es, so mögten sie den Unterricht lernen, und darnach geprüft werden, und als Unterärzte praktisiren: aber bis dahin müsten sie sich auf die Uebel beschränken, wozu sie die Vergünstigung erhalten haben. Auch wenn ein altes Weib ein gutes Mittel wüste, oder eine Hebamme mit Kinder- oder andern Krankheiten gut Bescheid wüste, könte sie eine Vergünstigung erhalten.

Nun die Aerzte selbst. Zuerst Unterärzte, die vierte Klasse derselben. Von ihrem Nuzen in den Städten und noch mehr auf dem Lande ist die Rede nicht mehr. Sie haben einen kleinen und vielleicht auch einen grössern Unterricht, von dem auch schon geredet ist, und den sie nicht nur genau inne haben, sondern auch praktisch verstehen müssen, welches sie an erzählten Fällen oder an wirklichen Kranken im Spital erproben müssen. Etwas müssen sie auch von dem menschlichen Körper und den Hauptfunktionen wissen. Am besten schicken sich dazu Wundärzte, die die Behandlung von Beinbrüchen, Auslenkungen, Schwären, Wunden, Brüchen, praktisch und sicher verstehen. So was braucht der grosse Haufe notwendig, und er braucht die Hülfe darin nahe. Ist der Unterarzt darin gewandt und versteht seinen Unterricht über die gemeinsten Krankheiten: so ist das warlich ein nüzlicher Mann im Amte oder im Kirchspiele, den auch sein Kirchspiel oder Amt nicht wird darben lassen, wenn er dabei treu, bequem und mitleidig ist. Aber nach dem Buche muß er sich richten, wie ein ägyptischer Doktor nach seinem Hermes. Ist der Fall schwer oder verwickelt oder selten: so muß er ihn nach Beschaffenheit desselben zu den Aerzten verweisen, oder Beirath suchen, den ihm auch die Aerzte nicht versagen müssen.

Lizenziirte Aerzte sind diejenigen, die selbst praktisiren dürfen, ohne sich an den Unterricht zu binden. Sie praktisiren nach bestem Wissen und Gewissen in allen weniger

schweren und verwickelten Fällen: müssen aber in wichtigen durchaus noch den Beirath geprüfter Aerzte suchen. Ich halte die Festsezung dieser dritten Klasse für wichtig. Denn eigentlich existirt sie noch gar nicht. Gute Köpfe aus den Unterärzten werden sich dann und wann über den Unterricht erheben, mehr lernen, selbst denken und es verdienen, sich selbst überlassen zu werden. Wundärzte, die in gewissen Operazionen sich auszeichnen: aber noch darum nicht im Algemeinen geprüfte Aerzte seyn können, haben hier einen Plaz von Würde. Aber für die nicht allein mögte ich diese Klasse haben: für alle Heil- und Genesärzte — Sie müssen, nachdem sie diesen oder jenen Theil der Arzneikunst mehr treiben wollen, sehr feine oder doch genaue und richtige anatomische und physiologische Kentnis des Körpers haben; sie müssen die Natur, die Zeichen und die Heilungsart der Krankheiten verstehen; viel empirische und etwas physische Kentnis haben, um Red und Antwort zu geben, warum sie so und nicht anders handeln; kurz, sie sind die erste Stufe gelehrter Aerzte, die ihre Kunst, als Männer von Wissen und Nachsinnen, verstehen, und in den Theilen, worin sie was leisten wollen und können, werden sie geprüft. Ich sage mit Fleis, sie müssen gelehrte Aerzte seyn, nicht eben Gelehrte überhaupt. Es ist gut, wenn sie es sind: aber es ist nicht notwendig, daß sie eine gelehrte Erziehung genossen, oder akademisch studirt haben, damit auch vorzügliche Köpfe unter Ungelehrten und Unterärzten Gelegenheit und Mut bekommen, sich zu heben, fleissig und nüzlich zu werden. Aber wenn sie Gelehrte sind; wenn sie auch den Gradus bereits erhalten haben: so müssen sie doch noch erst in diese Klasse. Man sage, was man wil, von guten Talenten, vielem Wissen, dem besten Willen. Alles kan seyn und der Jüngling ist noch nicht Arzt genug, noch nicht der unterscheidende, der gewiegte, der feste Mann, dem man seine Gesundheit und sein Leben allein anvertrauen solte. Er mögte in Edinburg oder in Padua promovirt haben; er mögte Probeschriften von

noch so viel Bogen schreiben, noch so viel Insekten und Kräuter kennen; noch so viel Operazionen im Felde oder im Hotel Dieu gesehen haben; er solte mir nicht frei praktisirender Arzt seyn, bevor er seine Jahre lizenziirter Arzt gewesen wäre. In den ersten Jahren der Praxis, ich frage jeden ehrlichen Arzt, wie ihm oft zu Mute gewesen ist, wie schwer ihm oft das Herz geschlagen hat, wenn er am Krankenbette stand, es sah, wie man seiner Hülfe harrte und er es fühlte, daß die Hülfe aus seinen Händen zweifelhaft sey; wie sein Geist unter den Ursachen schwankte, vor den Zeichen der Gefahr zitterte, zwischen den Mitteln hin und her bebte. Wär er nicht gerne zum alten guten Arzte gegangen, wenn er gedorft, wenn ihn die Meinung der Welt vom Vollwissen eines Doktors nicht zurückgehalten hätte. Er hats gethan und ist fest geworden und gut dabei gefahren. Aber nicht alle thuns und lassen falsche Ehre sich fesseln, und werden erst klug durch Fehltritte, die aber Leben kosten. Wenn da das Gesez zuträte und dem Jüngling seine Angst und dem Kranken seine Gefahr sparte, die es wahrhaftig beim edelsten Herzen seines jungen Doktors läuft: so könte der junge Praktikus das eher und früher werden, was er werden muß, der zuverlässige Arzt, ohne daß seine Ehre litte. Denn nach dem Geseze muß er Rath pflegen und dann bleibt, unter desselben Schirme, seine Ehre unversehrt. Die Fürsten und derselben Räthe bitte ich sehr, dies als wichtig zu beherzigen. Mag ich meine Gedanken sagen. Keinen Arzt liesse ich zu, der nicht, wenn er kein Gelehrter, seine 4—5 Jahre, und ist er ein Gelehrter, er habe promovirt oder nicht, wenigstens 2 Jahre, unter der Aufsicht eines approbirten Arztes in dem Theile der Kunst sich geübt hätte, dem er besonders sich zu widmen Lust hat. Und das müste in dem Alter zwischen 18 und 24 geschehen seyn, worin alle Geisteskräfte, äussere und innere Sinne, Gedächtnis und Verstand, in ihrer vollen Lebhaftigkeit sind. Dann würde er geprüft und erhielte nur noch erst Lizenz zu praktisiren, wie sie vorher bestimt ist. Noch müste

müste er seine 4 Jahre sich nicht ganz selbst gelassen praktisiren, und dann erst von neuem examinirt werden. Wahr ists, mancher geht schneller fort, wird früher fest: aber im Ganzen kömmt doch Verstand und Festigkeit nicht vor Jahren und die Geseze können einzelne Fälle nicht besorgen. Will man doch vor 24—25 niemand gern zum Predigtamt haben: warum nicht auch Jahre für einen Beruf, der so viel Verantwortung mit sich führt, wo Mistritte so leicht und so wichtig sind?

Von der zweiten Klasse, den approbirten Aerzten, oder wie man sie sonst benennen wil, sage ich wenig. H. Hofmann hat mich der Mühe überhoben. Sie sind die Männer, denen man die Wissenschaft, die Erfahrung und die Festigkeit zutrauen kan, die ich in dem Masse, worin es der Mensch vom Menschen darf, die ich von dem erwarte, dem ich Leben und Gesundheit vertraue. Eine liberale Erziehung macht das Herz gros und weit und höherer Aussichten fähig, als die niedrige ängstliche Selbstsucht sich nicht träumen läst. Gelehrsamkeit gibt den Umfang der Kentnisse, den die Erfahrung Eines Mannes ihm nicht gewähret und dieser Mann soll vieler andern, mehr unmündigen Kunstgenossen Zuflucht und Orakel seyn. Und auf der Stufe eigentlich zeigt sich recht der wahre Werth der Gelehrsamkeit, die man zu häufig und zu früh fodert, als daß sie erhalten werden könte. Nachdenken und Erfahrung gibt endlich die geübten Sinne, die reine Beurtheilung, den schnellmerkenden Scharfsin und in der Ausübung selbst die ruhige Sicherheit im Zaudern, und den festen Mut im Wirken. So wenigstens wünsche ich die begabt, die die hohe Bestimmung haben, Retter ihrer Brüder zu werden.

Und die, so diesem Ideal am nächsten kommen, seze ich in die erste Klasse. Oberärzte, oder wie man will, möchte man sie nennen, wenn man nur fürs Verdienst, auch in unserm Berufe, was thäte. Es ist wirklich zu wenig An-

wird bei uns, immer besser und gemeinnüziger zu werden. Man hat die Maxime fast durchaus festgesezt: die Aerzte können sich schon selbst hinreichend bezahlt machen, und also bedarf es weiter keines Zuschubs und keiner Ermunterung. Leibarzt des Fürsten zu werden, ist noch so etwas: aber es können es doch nur Einer oder zween. Auch ist mit Hofgepräge jeder gute Arzt nicht bezeichnet. Und die Wahrheit zu sagen, der Staat hat auch der Ausgaben genug. Das Heer, auch wohl die Flotte, nicht selten die Jagd und gewis der Hofstaat erheischen so viel, daß für die Gemeinbedürfnisse wenig mehr abfallen kan, als höchstens die Justizpflege erfodert. Dafür sind wir denn nun auch, wie wir gemeiniglich sind, lassen alles gehen wie es geht, warten unserer guten Praxis ab bei denen, die uns bezahlen, und bekümmern uns um das Publikum nicht, dessen Vorsteher sich um uns nicht bekümmern. Zwischen ein gibts noch so einen Gutmütigen von weitem Herzen, voll Licht und Kraft mit unter: aber das ist denn wie es fällt. Ich bin indessen doch der Meinung, der Staat müste uns sich näher verbinden. Nicht, daß ich wolte, der Fürst, der für seine Soldaten Aerzte besoldet, solte auch für den Landmann, aus dem er seine Soldaten hebt, auch etwas thun, damit der Leben und gesunde Gliedmassen behielte. Gütig wäre das und was noch mehr, auch eben nicht unpolitisch; gehört aber wol für's Jahrhundert der Ephemeristen. Wüsten indessen die Aerzte nur, wenn sie sich sehr hervorthun, durch gute Erfindungen oder ausgebreitete Gemeinnüzigkeit Wohlthäter ihres Volks werden, daß das Auge des Fürsten sie bemerkte, daß seine Huld sie unterschiede, daß man ihnen eine Ehrenstufe als Oberärzte gäbe und den ältesten unter denselben nach ihrem Alter eine mäßige Pension versicherte: ich bin gewis, diese Ausgabe, die einen Staat wenig beschweren kan und die Hofnung auf Ehre und Zuschub in alten Tagen würde die meisten meiner Brüder, in der Jugend und während der Mannheit wirksamer, eifriger

ger und gemeinnüziger machen. Der Mensch ist derselbe an allen Orten und in jedem Berufe.

Da ich doch eben an die Staatsverweser mich verwende: so will ich hier noch Einen Wunsch unserer Kunst zum Besten äussern. Er ist die Errichtung von mehrern Krankenhäusern. Als Anstalten für arme Kranke, haben sie für sich schon einen hohen Werth, und nur in der Absicht sind sie bis jezo gestiftet worden. Je länger desto deutlicher aber zeigt ihr Werth sich auch darin, daß angehende Aerzte in denselben eine frühere Bildung erhalten, früher und sicherer zu einem Grade von anschauender Erkentnis, Beurtheilung und Erfahrung gelangen, die sonst nur das Werk von Jahren und von oft mislichen Versuchen ist. Geübte Sinne alles zu beachten, auch den kleinsten Umstand aufzufassen, dies alles genau und richtig wahrzunehmen und alles ganz und treu, ohne Zusaz der Einbildung oder Zuvorkommen der Theorie (der Tod der Beobachtung) seinem innern Sinne ganz und treu, ich sage es noch einmal, vorzulegen, damit — und nun erfolgt das zweite Geschäft — damit die Vorstellungskraft, das Ergriffene alles in Eins gesamlet, umfasse; der Prüfungsgeist vergleiche, scheide, verbinde und die Beurtheilungskraft im gegebnen Falle die vorseyende Natur des Uebels ahnde oder festseze und dann — nun erst folgt das lezte Geschäft — der Arzt aus dem Schaze seines Gedächtnisses Altes und Neues, Fremdes und Eignes heraufhole; von ähnlichen Uebeln ihre Natur, von jedem derselben den ihm eignen Gang; von den Beobachtungen daran, was durch die Stetigkeit des Erfolgs zum Lehrsaz und von Erfahrungen und Versuchen daran, was zu Regel und Kautel gediehen ist, sich deutlich und lebhaft erinnere und daraus der Natur seines Uebels gewisser werde, den Gang und Ablauf mutmaslich bestimme und aus den Mitteln das aushebe, was auf sein Uebel past und mit Sicherheit angewandt werden kan. Das ists, was in der Seele des Arztes, freilich bei Geübten oft auf einmal, wenigstens schnell auf einander, aber doch immer und bei minder geübten langsamer und Schritt für

Schritt vorgehet, wenn man sich den Gang seiner Seele entwickelt. Der Grund alles Erkennens ist doch immer feine geübte Sinlichkeit. Die übrigen Geschäfte des Geistes gehen leicht und richtig vor sich, wenn nur erst diese Partie berichtigt ist. Qui bene cognoscit, bene curat. Aber die Partie eben wird, wie unsre Art zu studiren ist, am wenigsten betrieben. Ich seze den Werth unserer theoretischen Philosophie, die den Verstand aufklären soll, eben so wenig herab, als den Werth der allgemeinen physischen Grundsäze, auf die unsre theoretische Medizin gebaut ist. Immer bleiben Psychologie und Logik eine herrliche Samlung von Resultaten, was alles von Jahrhundert zu Jahrhundert man der Seele des Menschen von Fähigkeiten abgemerkt und welchen Gang man derselben nachgespürt hat, wenn sie den wahren Schwung nimt, ihre Fähigkeiten zu Kräften auszuwickeln. Der, dessen Kopf gut organisirt und bei dem die gute Organisazion unverrückt geblieben ist, sieht diese Seelengeschichte seiner Vorweser; findet sich vielfach wieder; lernt manches in sich, das er nicht so bald, nicht so sicher erkant hätte; wird mit den Abwegen bekanter, in die jede Kraft sich so leicht verliert; wird nicht so oft an sich irre und endlich über sich fest werden. Auch in dem, der nicht so glücklich organisirt ist, werden doch die Reste belebt und jede Fähigkeit zu einem gewissen Grade Spannung gebracht. Eben auch enthält die Physik und die theoretische Medizin die Resultate von dem, was man bis nun der Natur im Ganzen abgemerkt hat, Wahrnehmungen und Versuche, die unter denselben Umständen mit Stetigkeit einerlei Erfolg und nach Abänderung der Umstände mit Stetigkeit einen andern Erfolg ergeben haben. Wenn ich damit auch meine Natur, wie sie jedesmal vor mir ist, vergleiche; meinen Fall an jene Erfahrungen anlege; von dieser Seite ihn an Eine, von jener an die andre passend finde und durch die Analogie belehrt, richtiger, fester und thätiger werde: so fällt es auf, wie wichtig hier Lernen und Wissen sey, wenn man nur dabei sich erinnert,

wärt, daß alles, was mir die Theorie Lehrreiches und Nüzliches sagt, in der Anwendung selbst nicht mehr Lehrsäze, nicht mehr Regeln, nicht allgemeine Wahrheiten sind, von denen ich in ähnlichen Umständen ausgehen und die mein Wirken bestimmen sollen. Sie sind nichts, als Erfahrungen, aus denen man, mit Weglassung der in jedem verschiedenen Falle vorkommenden mitwirkenden Umstände, allgemeinere Säze abstrahirt hat, an denen man, um alles neben einander aufzureihen und zu mehrerer Behaltsamkeit, die Wissenschaft als an einem Faden an einander gehängt hat. Sie sind, wie die Ordnungen und Klassen in der Naturgeschichte, die nicht in der Natur existiren, aber die Erlernung der Natur erleichtern, sie sind ein Register zum Auffinden: aber das Buch der Natur selbst sind sie nicht. Wenn man aber ans Mitarbeiten in der Natur komt: so muß man sie auch nicht weiter als Faden, nicht für feste Stricke ansehen, an die ich mich halten kan, sie nicht als Lehrsäze und Regeln betrachten, die man für die Ausübung brauchen sol. Da sind sie ohne die ihnen abgekleideten Umstände von nicht grossem Nuzen; da müssen sie mit derselben wieder angethan, wieder beumständete sinliche Erfahrungen werden, an die ich meine Erfahrung, wie sie meine Sinnlichkeit mir dargibt, anlege und so lange zwischen alle ähnliche abpasse, bis ich zu meiner genauen Analogie gelange, da mir dann meine Vorgänger erst recht dienstreich werden. Der Naturforscher, und das ist ja der Arzt, solte so wenig einen allgemeinen Saz, der nur für die leichtere Vorstellungskraft, und nur für jedes Jahrhunderts Kentnismaas adaptirt ist, so wenig zur praktischen Regel misbrauchen, als ich in der Naturgeschichte aus allgemeinen Begriffen, die mir eine künstliche Klasse des achtzehnten Jahrhunderts darbietet, auf die Natur einer neuen Art von Pflanzen herab schliessen kan. Ich muß nur aus ihren ähnlichen Arten sie kennen lernen, und wenn ich sie kenne, wenn ich sie nach ihrer Verwandtschaft in die Natur eingefugt habe, so muß ich vielleicht das Geschlecht, wohl gar auch die ganze Ordnung nach

der neuerdings erkanten Pflanze abändern. Und eben so gewis muß ich auch den Lehrsaz erst mit den Umständen, unter denen ihn mein Vorgänger gesehn hat, von neuem bekleidet, meine Klasse in eine Spezies verwandelt, in derselben Sinlichkeit wieder erblicken, als ich meine Erfahrung, die ich mit seiner vergleichen will, mit feiner, richtiger und fester Sinlichkeit umfassen und dargestellt haben muß. Ich verliere mich fast in den Tiefen des Allgemeinen und wolte nur den Nuzen der Theorie nicht höher angeschlagen wissen, als er wirklich ist und wolte nur meinem Leser die volle Ueberzeugung geben, die ich selbst habe, daß feine, richtige und feste Sinlichkeit in unsrer Kunst vorwalten und mehr befördert und befestiget werden müsse, als gemeiniglich geschieht, da man weitläuftig lehrt, wie man in solchen Fällen verfahren soll, ohne zu wissen, ob hier der gleiche oder nur der ähnliche, oder ein weitläuftig verwandter Fall vor mir liege. Wie viel leichter würde dem Arzte sein Lernen werden, wenn er schon vorher mit einem Theile der sinlichen Gegenstände blos mechanisch bekant wäre, wenn er blos als Handlanger seine Krankheit, wie der Apothekerbursche seine Kräuter ohne System gesehn hätte. Und wenn er dann nachher, mit Wissen alter und neuer Zeiten gerüstet, das Wissen nun anwenden lernte, sehen lernte, nicht was er glaubt, sondern, was er sieht; beachten, worüber er wegläuft; scheiden, was kleinfügig und fest halten, was entscheidend ist; den Punkt bemerken, auf dem sich hier alles dreht, und dann Hülfe reichen, nicht, die er weis, sondern die er sol. Wissen ist noch nicht handeln und man solte handeln sehen, um handeln zu lernen. Ich weis auch keinen Weg, wie dies noch so gut, so vollkommen, als alle menschliche Dinge es werden können, erreicht werden kan, als durch Krankenhäuser, auf deren gemeinnüzige Einrichtung zum Helfen der Elenden und zum Unterricht der Unerfahrnen fast Alles herauskomt, was der Staat thun kan und der Staat thun solte. Und um mit der Wärme die Verweser des Staats zu beleben, die ich fühle, muste ich diese Notwendigkeit so darlegen, wie sie mir vor-

vorliegt. Vielleicht, daß es Einer liest und es fühlt. So schwer würde es auch nicht seyn. Mit aller der Ehrfurcht, die ich für Vermächtnis und lezten Willen eines gutmütigen Gebers hege, weis ich doch, daß ohne Gewalt und ohne Unrecht manche Stiftungen, die schon da sind, sich zu einem Zwecke einrichten liessen, der des Gebers so würdig ist, den sein Herz gehabt hätte, wenn sein Kopf ihn hätte haben können. Streiten muß es gegen desselben Sinn nicht, der heilig seyn muß: aber arme Kranke sind doppelt Arme, und auf deren Bestes wars doch eigentlich immer abgezielt. Und bis der Staat so was thut, so weit es öffentliche Treue erlaubt, oder seine Kräfte es gestatten, bis er hin und her im Lande so eine Anstalt errichtet und selbst seine Universitäten mit dergleichen versiehet, so lange wird alle andre Vorkehrung von keinem Nuzen seyn, wenn er auch auf jede zehn Meilen eine wohlbesezte Fakultät besoldete. Im Spitale ist der wahre Lehrsaal der Heilung, wo man die kranke Natur selbst sieht, und da ist der Prüfungsort, wo ich übers Buch der Natur fragen kan, nicht allein, was weist du? sondern auch, was siehst du? nicht allein, was kan man thun, sondern auch, was wilst du hier thun? Da muß man die traurige Befriedigung verlernen, daß man gethan habe, was die Vorschriften der Kunst sagen, wenn man der Natur selbst es absieht, daß man oft das Gegentheil von dem thun kan, was das Buch sagt; wenigstens oft was anders thun und mehr thun kan, als das Buch nicht sagt. Sehr wohl weis ich es, daß Manches Anfangs noch Stückwerk seyn und es in der Folge freilich weniger, aber doch immer etwas bleiben wird. Aber Krumen sind doch auch Brod.

Der Beschlus im nächsten Stücke.

---

9.

## Warnung für einige Finanziers.

Ob man nicht oft ein Mittel wähle, um einem Uebel abzuhelfen, das schädlicher ist als das Uebel selbst — dies mag

mag in Thesi wahr seyn, aber unter Tausenden wird man kaum zehn finden, welche hierüber ihre eigne Erfahrung eingestehen.

Einer meiner Freunde auf dem Lande gehört mit zu den übrigen neunhundert und neun und neunzigen. Ich fand ihn neulich in seinem Garten damit beschäftigt, daß er ein Stück von dem Zaun an der Heerstrasse niederriß. — „Wollen Sie den Zaun ganz wegschaffen und Ihrem Garten eine beßre Befriedigung geben.„ — Keineswegs, war seine Antwort. Ich wil nur ein Paar verwünschte Schlupfwinkel in der Planke an meines Nachbarn Garten verstopfen, durch welche seine Hühner in meinen Garten eindringen, und ich weis sonst nirgends Materialien dazu zu finden, als an diesem Zaun. — „Aber ich dächte jene Barberizen und dort die Rosenhecke mitten im Garten könten ohne grossen Verlust so viel hergeben, als zu dieser Absicht erforderlich ist.„ — — Ein schöner Rath! antwortete er mir mit einer verdrieslichen Miene. Ich sollte eine der grösten Zierden meines Gartens verstümmeln? — „So wollen Sie denn also lieber einer ganzen Heerde Gänse den Eingang in Ihren Garten eröfnen?„ — Und das tadeln Sie, Herr Finanzier? — Ich fühlte die ganze Stärke dieses Vorwurfs und der darin verhüllten Warnung. Freilich darf ich gewisse neue Finanzprozeduren, worauf die Lave unsrer Zeit so stolz sind, ohne grosse Gefahr nicht antasten.

Z. N. E.

---

## 10.

## Wienerisches Schulwesen.

Die vor einigen Jahren neuerrichtete Normalschule schaft ungemein vielen Nuzen.

Im lezten Winter (1776 = 77) hat man in derselben unterwiesen 222 Schüler, 8 Direktoren, 127 Priester, Weltgeistliche, Kandidaten, Barnabiten, Franziskaner, Hieronymiten,

ren, Karmeliter in der Kunst zu katechisiren, 60 Privatlehrer und Schulleute, zusammen 417 Personen.

Im Lande unter der Ens befinden sich 732 Schulen. Mit in der Normalschule gebildeten Lehrern sind schon versehen 134 Orte, zu versehen sind noch 515 Orte.

In Wien sind nach der neuesten Zählung 1400 Privat-Haus- und Stundenlehrer; davon sind in der Normalschule abgerichtet 188.

1594 Kinder besuchen in Wien die öffentlichen deutschen Stadtschulen; 3959 werden von den Privatlehrern unterrichtet.

Im Jahr 1767 wurden in den fünf deutschen Stadtschulen unterrichtet nur 519 Kinder; im Jahr 1777, 999.

Ehemals muste der Unterricht jährlich mit fünf Gulden bezahlt werden, jezt bezahlen ihn nur 248. alle übrigen bekommen den Unterricht unentgeldlich, die Armen auch die Bücher. Für diese wurden im Jahr 1777. ausgegeben 828 Fl. 31 Kr.

Ehemals musten die Schulmeister für ihr Geld kostbare Wohnungen mieten und ohne Gehalt blos vom Unterricht leben. Jezt haben alle eine beständige und bequeme Wohnung bekommen, und eine Besoldung von 200 Fl. wofür ein Schulmeister 50 Kinder unterrichtet. Ein Gehülfe, der in besondern Klassen die Anfänger unterweiset, hat 100 Fl. Gehalt.

---

## II.

## Eine Korrespondenz zwischen Asmus und seinem Vetter, das Studium der schönen Wissenschaften betreffend.

---

Hochgeehrter,
Hochzuehrender Herr Vetter!

Hätte wol Lust mich auf die schönen Wissenschaften zu legen, damit, wenn sich bei der und jener Gelegenheit ein Vers oder

oder eine Prosa in meinem Herzen rührt und heraus wil, ich doch dem Ding ein fein gedeihlich Ansehn und Grazias, wie sie sagen, geben könte. Ersuche den Herrn Vetter um seinen Rath, wie ich das anzufangen habe, und welche Bücher ich mir dazu anschaffen und lesen muß. Vom Batteux hat mir Herr Ahrens in prima schon gesagt, aber das ist so lange her, und ich denke, 's sind seitdem wol andre Moden aufgekommen. Das Neueste, weis der Herr Vetter wol, ist doch immer das Beste, und man komt doch nicht gern mit einer Zippelperücke angestochen, wenn in allen Nacken Haarbeutel hängen.

Den Meerrettig erhält der Herr Vetter künftige Woche mit dem Fuhrmann Grumpenhagen, womit ich die Ehre habe zu verbleiben,

Meines Hochgelahrten
Hochzuehrenden Herrn Vetters
gehorsamer Diener und Vetter
Asmus.

Antwort.

Seyd kein Narre, Vetter! und last die schönen Wissenschaften ungeschoren. Ich wil Euch aber meine Meinung nicht verhalten.

1) Wenn Dir's mit dem und jenen wirklich Ernst ist, und 's Dir so recht durch Mark und Bein geht, so laß Du's durchgehen und dank Gott dafür und schweig.

2) Und, wenn es frommet davon zu verlautbaren und zu schreiben, so schreib hin, was und wie Du's fühlst.

3) Fühlst Du aber nichts, und mögtest doch gern vor dem geehrten Publiko das Gesicht machen, so lis den Batteux und seine Kollegen, vom Longin bis an den, der an die Wand und in die Zeitungen und Bibliotheken pißt.

Magst sie auch ungelesen lassen, denn Du wirst doch nur närrisch Zeug machen in Versen und in Prosa. Lebt wohl, Vetter.

Sein Diener u. s. w.

N. S. Kanst auch statt des Batteux den Meerrettig reiben, komt alles auf eins hinaus. Vale.

12.

# Ueber den Herrn von Haller und seinen Tod, vom Herrn Leibarzt Zimmermann.

Albrecht von Haller, Herr von Goumoens le Jüz und Eclagnens, Ritter des Nordsterns, Präsident der königlichen Geselschaft der Wissenschaften in Göttingen, und der ökonomischen Geselschaft in Bern; der römisch und rußisch kaiserlichen, und königlich englischen, französischen, preußischen, schwedischen, holländischen, edinburgischen, bononischen, arkadischen, baierischen, krainischen, upsalischen Akademien und Geselschaften der Wissenschaften, und des souveränen Rathes der Republik Bern, Mitglied; starb zu Bern, in der Schweiz, den 12 Dez. 1777. Er war gebohren in Bern, den 16 Okt. 1708. In einem ganzen Jahrhundert sieht man selten einen Mann, der mit diesen Adlersaugen den unermeßlichen Raum des menschlichen Wissens durchforschet, der diesen immer heissen Durst nach Wahrheit, diese unermüdlige Thätigkeit des Geistes, bei einer gänzlichen Gleichgültigkeit für jede Freude des Lebens, hat. Den Tod des Herrn von Haller werden zunächst um sein Grab vielleicht wenige Herzen fühlen; der zu grosse Ruhm eines Mitbürgers ist Schweizern immer lästig. Aber die an eine edlere Sinnesart gewöhnten Deutschen gestehen, daß man seit Leibnziens Tod keinen empfindlichern Verlust erlitten. Bis an seine lezten Lebenstage behielt Herr von Haller, einige kurze Zwischenzeiten ausgenommen, seinen überall umherfehenden Blick, die Schärfe seines Geistes, und sein unübertrefliches Gedächtnis. Wegen seines oftmaligen schmerzhaften Harndrangs nahm er, bis vierzehn Tage vor seinem Absterben, täglich über acht Gran Opium, und er hat in einer Krankheit von drei und vierzig Monaten viele tausend Gran davon verbraucht. Im November und Anfang des De-

Dezembers schrieb er noch jeden Tag von sieben Uhr früh, bis vier und fünf Uhr Abends. Was er schrieb, hatte noch beständig den ihm ganz eigenen Karakter von Kraft und Würde; bei dem lebendigen Gefühle von jener vergas er diese nie, und am wenigsten gegen die Wanzen unsrer Litteratur. Diese lezte Zeit herdurch ward er zwar bei der Arbeit, und im Umgange zuweilen schläfrig oder hinfällig; aber sein Kopf hob sich immer wieder, so sehr auch sonst sein Herz durch sein Glaubenssystem immer bestürmet schien. Er arbeitete so lange er lebte; wenige Tage vor seinem Tode schrieb er noch nach Göttingen, über mancherlei Geschäfte der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, einen langen, aber unvollendeten Brief. Sodann ward er jeden Tag schwächer, sprach selten und wenig, bemerkte jedoch mit heiterer Aussicht in die Ewigkeit jeden Trit des kommenden Todes, und den zwölften Dezember, Abends um acht Uhr, verschied er sanft.

---

## Druckfehler und Verbesserungen.

S. 3. Z. 10. Zug. S. 8. Z. 18. ihe. S. 11. über dem Briefe fehlt III. oder dritter Brief. S. 14 Z. 18. war. S. 16 Z. 5 v. u. Farguhars. S. 18 Z. 8 v. u. nach. S. 20 Z. 28 Benefizstück. S. 24 Z 3 u. 4. that one may smile and be a villain. S. 27 Z. 11 bemerkte. S. 31 Z. 19 Physici. S. 48 Z. 5 v. u. dann? S. 50 Z. 15 Sparter. S. 51 Z. 15 Rache. Z. 29 dünkt mich. S. 52 Z. 13 die. Z. 14 Wie schnell. S. 60 Z. 8 nach: hier bin ich ein, S. 62 Z. 15 eben den. S. 64 Z. 13 Aufzuge? — Woltet ꝛc. Z. 20 nach: Alcib. (ihn umarmend) S. 69 lezte Z. all' diese deine. S. 71 Z. 12 den. S. 81 Z. 8 Zerstörung. S. 85 Z. 8 genuzt. S. 85 Z. 3 v. u. Dinge. S. 91 Z. 12 nach streckt ein! Z. 14 nach schlich ein, S. 93 Z. 10 und. S. 94 Z. 1 Morgengruſſe. S. 95 Z. 18 Hr. statt Dr. Zu diesen Druckfehlern gehört auch die unabsichtliche Verbannung des h, sowol in diesem ersten als in den beiden ersten Bogen des zweiten Stücks. Der Hauptgrundsaz der Herausgeber ist, die Art zu schreiben der Aussprache so nahe zu bringen, als möglich, und die Sprache nach und nach der vielen unnötigen Konsonanten zu entladen, die ihr äußres Ansehen so schwerfällig machen und zu ihrer Schönheit nichts beitragen.

Herr Meisner in Dresden ist Verfasser der Szenen aus Alcibiades Leben im vorigen Stücke.

Deutsches Museum.

Drittes Stück. März. 1778.

## I.

## Ueber einige Einwürfe gegen die Physiognomik, und vorzüglich gegen die von Herrn Lavater behauptete Harmonie zwischen Schönheit und Tugend.

Eines sinreichen und berühmten Mannes kleine Antiphysiognomik im Göttingischen Taschenkalender vom Jahr 1778 erweckte bei allen wizigen oder wizigseynwollenden Köpfen zuerst ein ernsthaftes Maulaufsperren, und bald nachher ein lautes Triumphgeschrei. Alle Herrchen und Weiblein dieser Zunft gingen nun mit dem freudigen Gedanken zu Bette: der Kalendermacher in Göttingen habe Lavatern, wie Herkules die lernäische Schlange, erwürgt.

Prüfende Zuschauer verwunderten sich nicht über diese Freude. Auch nicht unerwartet war ihnen in der Göttingischen Rezension der von einem berühmten Satiriker gegen unsern Seher, das ist, gegen Herrn Lavater und einige seiner Freunde, versuchte Stich. „Unsre Seher,„ sagt der Satiriker, „werden freilich mit dem Herrn Verfasser des Taschenkalenders nicht zufrieden seyn; und er ist noch dazu so unverschonend, daß er gegen sie nicht nur braucht, womit sie allenfals auch etwas umgehen können, lebhaften Wiz; sondern, was ihnen ganz fremd ist, deutliche bestimte Begriffe, richtige zusammenhängende Schlüsse a).„

Die

a) Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen. 1777. 128 Stück 1026 S.

Die Enthusiasterei läuft allerdings bei den Verfechtern der Physiognomik so oft mit dem Verstande davon, als bei ihren Gegnern der Wiz. Die kleine Antiphysiognomik hat auch wirklich gegen Lavatern nicht in allem Unrecht; und ich fühle — wie schalkhaft ihr Herr Verfasser über den schönen Lavater gelächelt haben mag, als er hörte, der schöne Dodd hänge am Galgen.

Indessen fand in Absicht auf Wiz, Laune, und Satire, der Verfasser der kleinen Antiphysiognomik doch bald einen gefährlichen Gegner; ob ihn gleich derselbe sonst sehr sanft und sittiglich, und kaum mit der äussersten Spize der Finger berühret. Nach seinem niemals beantworteten Timorus; nach den Lorbeern, die er durch seine grosse Siege über den Buchhändler Göbhard, und den Taschenspieler Philadelphia erworben; konte freilich ein so berühmter Mann eher Einsturz und Kalzinazion aller Sterne am Himmel erwarten, als von einem so ruhig auf ihn herabblickenden Gegner, diesen Knips b).

Unwirksam würde vollends das in Göttingen der kleinen Antiphysiognomik angehängte Privilegium der Untrüglichkeit, wenn denn noch ein Philosoph und zwar ein Philosoph von der ersten Klasse, einige dieser gerühmten Begriffe wöge, und etwan in der Stille einigen dieser Schlüsse mit seiner Laterne folgte. Vielleicht ergäbe sich alsdann, ob Herr Timorus selbst auch recht verstehe was er sagt, indem er, Gott weis warum, so keichend und bitterböse gegen die von Lavater behauptete Harmonie zwischen Schönheit und Tugend anläuft?

Und hier, meine gelehrten Herren, ist dieser Philosoph — der, in Absicht auf algemein eingestandenen Ruhm, Geisteskraft, und innere Würde, in Europa niemand über sich hat; und der euch mit erhabener Ruhe, und unparteiischer Wahrheitsliebe in nachstehenden Betrachtungen über die Harmonie zwischen Schönheit und Tugend zeigt, in welchen Begriffen und Schlüssen ihr berühmter Herr Kollege sich vielleicht

b) Im deutschen Merkur vom November 1777.

vielleicht eben so sehr geirret hat, als wenn er behaupten wolte, man errathe die Figur eines Nachtwächters aus seiner Stimme, oder an irgend einem schäzbaren Gelehrten irgend einen Abgang von Verhältnisschönheit, aus seinem Zorn gegen Physiognomik.

Ich trete ab; der Philosoph redet.

Die verschiednen Urtheile und Widersprüche scharfsinniger Köpfe über diese von dem Verfasser der Physiognomik rege gemachte Betrachtung auf etwas Bestimtes zurück zu führen, habe ich mir die Begriffe folgendergestalt aus einander zu sezen gesucht; und ich glaube gefunden zu haben, daß diese Streitigkeit, so wie viele und fast die mehresten Streitigkeiten der Philosophen, am Ende auf eine Vieldeutigkeit und Unbestimtheit im Ausdrucke, das ist, auf einen eigentlichen **Wortstreit** hinauslaufe.

Die sichtbaren Formen der Dinge machen einen angenehmen Eindruck durch Farbe, Ausdehnung, Umris und Bewegung. Dieses ist die Schönheit der leblosen Natur. Schönheit an und für sich, ohne Bedeutung — Verhältnis- Kolorit- und Linienschönheit.

In dem Pflanzenreiche haben die sichtbaren Formen auch ihre Bedeutungen, und machen als solche auch einen mehr oder weniger angenehmen Eindruck. Sie geben inneres Pflanzenleben und Güte der Organisazion zu erkennen, welches organische Schönheit genant werden kan.

Die organische Schönheit stehet sehr oft mit der leblosen Schönheit in Harmonie; das ist, die bildende Natur drückt Pflanzenleben und Güte der Organisazion gröstentheils durch Schönheit in Linien und Umrissen aus. Sie sind aber sehr oft in Kollisionsfällen genötiget von dieser Harmonie abzuweichen. Die eigentliche Schönheit einer Pflanze ist also zusammengesezt, aus 1) der leblosen und 2) organischen Schönheit, und 3) aus ihrer Uebereinstimmung, das ist, aus ihrer Schönheit als sichtbarer Form, ihrer Schönheit als Zeichen der innern Güte, und der Harmonie ihres wechselseitigen Einflusses.

Bei den Thieren kömt die Bedeutung des thierischen Lebens hinzu. Ausdruck der Sinneskraft, Neigungen, Triebe, Stärke, Behendigkeit u. s. w. Auch die thierische Schönheit stehet mit der leblosen in Harmonie; das heist, die Natur drückt mehrentheils immer thierische Vortreflichkeit durch Schönheit der Linien, Umrisse, und auch der Bewegung aus. Aber auch diese Harmonie leidet ihre Ausnahmen, und die Kollisionsfälle müssen hier häufiger vorkommen; weil die Natur alhier mehrere und grössere Endzwecke zu erreichen hat. Die Schönheit des Thieres stehet also im zusammengesezten Verhältnisse der leblosen, organischen und thierischen Schönheit, und deren wechselweisen Uebereinstimmung.

Weit bedeutungsvoller ist der Anblick des Menschen, in so weit derselbe, ausser den vorhergehenden, auch die Vortreflichkeit des Geistes und des Herzens, die Intellektual- und Moralvolkommenheit des Menschen durch sichtbare Merkmale zu erkennen gibt. Die Schönheit des Menschen ist also viel zusammengesezter, die Harmonie zwischen lebloser, organischer, thierischer, und ihm eigenthümlicher Schönheit reichhaltiger, aber auch die Ausnahmen und Abweichungen von derselben desto häufiger, je mehrere und wichtigere Endzwecke die Natur in diesem Meisterstücke zu verbinden hatte.

Da kein Geschöpf alle diese innerliche und äusserliche Vortreflichkeiten im höchsten Grade, und in der volkommensten Uebereinstimmung verbinden kan; so gibt es auch kein absolutes Ideal der Schönheit. In jeder Mischung muß Ein Hauptzug hervorstechen, der den Karakter ausmacht, und dem alle übrige Eigenschaften als Nebenzüge untergeordnet seyn müssen. So ist das höchste Ideal der Macht Jupiter; der Kraft, Herkules; der Liebe, Venus; der weiblichen Schönheit, Juno; der sinlichen Wollust, Antinous; der männlichen Jugend, Apoll; der weiblichen Jugend, Hebe; und so weiter.

Ausser diesen wesentlichen Schönheiten gibt es auch zufällige Schönheiten, Bilder, die an und für sich gleichgültig sind, aber vermittelst der Nebenbegriffe, die sie zufälliger

ger Weise erwecken, angenehme Eindrücke zu machen fähig sind. Die Gemeinschaft der Merkmale, auf welcher die Assoziazion der Begriffe, und vermittelst derselben diese zufällige Schönheit beruht, wird entweder von vielen anerkant — konvenzionelle Schönheit, und der Geschmack an derselben macht den Modegeschmack aus; oder nur von einem gewissen einzelen Subjekt, und die Fertigkeit und Neigung zu derselben, wird zum eigensinnigen Geschmack.

Nach diesen Voraussezungen halte ich es für ein leichtes, die vorgedachte Frage: wie weit sich die Harmonie zwischen Schönheit und Tugend erstrecke? in kleinern bestimtern Fragen aufzulösen, deren Beantwortung sich gleichsam von selbst ergibt. Man vergleiche sich nur über die Bedeutung der Wörter, Tugend, Schönheit und Harmonie, und bringe solche auf bestimte und deutliche Merkmale, so ist der Streit schon so gut als beigelegt, und der Friede hergestelt.

Es ist aus dem obigen klar, daß jeder innern Güte auch ein äusserliches sichtbares Merkmal entspreche, welches 1) als Zeichen betrachtet einen angenehmen Eindruck macht, der ein Ingredienz der Schönheit ist 2) an und für sich hingegen, und ohne in Rücksicht auf seine Bedeutung betrachtet, nur in den mehresten Fällen auch in lebloser Linienschönheit bestehet; zuweilen aber, wo der bildenden Natur höhere Endzwecke im Wege standen, davon abweichet. In diesem leztern Falle gibt das Antliz des Menschen zuweilen innere Tüchtigkeit und Güte durch Züge zu erkennen, die als blosse Linien betrachtet nichts angenehmes haben würden, als Zeichen aber gleichwol einen gefälligen Eindruck machen. Wenn man also jeder innern Güte eine äussere Schönheit entsprechen läst, so muß das Wort Schönheit nicht blos auf Hogarthische Verhältnis- und Linienschönheit eingeschränkt; sondern dadurch hauptsächlich die Ausdrucksschönheit verstanden werden, die von den hartnäckigsten Gegnern Lavaters keinem Zuge, der innere Güte zu erkennen gibt, abgesprochen werden kan.

Wenn durch Schönheit der Totaleindruck verstanden wird, der durch das Anschauen einer menschlichen Figur entstehet; so kan allerdings dieser Lasterhafte schöner seyn, als dieser Tugendhafte. In dem Zusammenflus so mannigfaltiger und verwickelter Empfindungen können bei jenem eines Theils die leblose und organische Schönheit manchen Abgang der intellektual und sittlichen Schönheit hinlänglich ersezen, und andern Theils die Kollisionsfälle den Ausdruck der innern Häslichkeit des Geistes und des Herzens weniger sichtbar machen, und dadurch die Totalempfindung zu seinem Vortheil stimmen; so wie das Gegentheil hiervon bei diesem der Ausdruck der innern geistigen und sittlichen Vortreflichkeit verdunkeln und unmerkbar machen kan. Dem ohngeachtet aber stehet die Wahrheit fest, daß die Tugend verschönert und das Laster verhäslichet, welches wol von niemand noch geläugnet worden; so wie auch dieser Saz zugegeben werden muß, daß das höchste Ideal der Schönheit (wenn ein solches anders möglich wäre) auch den höchsten Grad der innern Volkommenheit des Verstandes sowol als des Herzens zu erkennen geben, und ohne dieselbe schlechterdings unmöglich seyn müste. Nur bei eingeschränkten Schönheiten, die das Ideal nicht erreichen, kan eine Partialempfindung durch die übrigen Bestandtheile der Totalempfindung abgeändert, gemildert, oder verstärkt, verdunkelt, oder mehr ins Licht gesezt werden.

---

## 2.
## Beschreibung
## der Stadt Hieres und der umliegenden Gegend.
### Aus dem Tagebuch eines deutschen Gelehrten.

---

Ich hatte das Glück gleich den Tag nach meiner Ankunft ein sehr artiges, neugebautes und bequem eingerichtetes Gartenhaus

tenhaus zu miethen, für welches monatlich nur 40 Livres genommen wurden. Ich zog also gleich ein, und machte Anstalt mich auf ein Paar Monate hier einzurichten. Man hatte mir zu Lausanne ein Empfehlungsschreiben an Herrn Alhiet, einen der angesehensten Einwohner von Hieres gegeben. Da ich hörte, daß er sich gegenwärtig auf seinem Landgut, eine Stunde von der Stadt, aufhielt, schickte ich's ihm gleich mit einem Boten zu. Er hatte die Gefälligkeit gleich den andern Tag hereinzukommen, und mir zu den kleinen Einrichtungen, die ich zu machen hatte, mit ausnehmender Dienstfertigkeit behülflich zu seyn. Man erfährt bey dergleichen Gelegenheiten, was für einen hohen Werth man auf Gefälligkeit und Dienstfertigkeit zu sezen habe. Ich würde ohne den Beistand dieses rechtschaffenen Mannes mich hier in grosser Verlegenheit befunden haben, da ich völlig allen Menschen unbekant war, und nicht einmal ihre Sprache verstund; denn die hiesige provenzalische Sprache, die dem Volk allein bekant ist, scheint fast gar keine Aehnlichkeit mit der Französischen zu haben. Er richtete meine kleine Haushaltung ein, und verschafte mir eine Köchin, die beinah die einzige in ganz Hieres war, die Französisch sprechen konte. Bald solte ich auf die Gedanken kommen, daß Redlichkeit und Dienstfertigkeit die angebornen Tugenden der hiesigen Einwohner sind. Die wenigen Personen, mit denen ich hier zu thun hatte, besassen beide in einem vorzüglichen Grad, und haben ihr Andenken in meinem Gemüte mit Hochachtung und Dankbarkeit hinterlassen. Bei meiner Ankunft trat ich in einem schlechten Gasthof vor dem Thore der Stadt ab, und blieb nur eine Nacht in demselben. Also hatten diese Leute eben keinen Genus von mir. Dennoch fand ich die ganze Zeit meines hiesigen Aufenthalts über die Wirthin, ein altes gutes Mütterechn, ihre Tochter, ein angenehmes Mädchen, und ihren Sohn, der Koch im Haus ist, so ausnehmend dienstfertig, als wenn ich ihr nächster Anverwandter gewesen wäre. Ich konte über alles, was ich nur nötig hatte, ihnen nur Einen Wink geben, so gaben sie sich gleich alle Mühe es mir

zu schaffen. So war die Köchin, die man für mich gemiethet hatte, ein zartes, schwächliches Mädchen von 20 Jahren; so die Leute, welche ein kleines Nebengebäude des Hauses bewohnten, in dem ich mich aufhielt. Nirgends habe ich so viele herzliche Dienstfertigkeit angetroffen, als hier.

Ich kan mich nicht enthalten noch Ein Beispiel hievon anzuführen; denn so gering diese Dinge scheinen, so gehören sie wirklich unter die merkwürdigsten Beobachtungen eines Reisenden. Ich hatte mich eines Tages mit meinem Bedienten, auf einem Spaziergang ziemlich weit von der Stadt, in den Bergen so verirret, daß ich nirgends keinen Weg mehr vor mir sah. Von der Höhe herab wurde ich eine kleine Hütte gewahr, auf die ich herunter zu kommen suchte, um von dort aus wieder auf einen guten Weg nach der Stadt zu gelangen. Es war schwer den Berg hinab zu kommen, weil man an verschiedenen Orten plözlich an gähe Felsen kam, über die nicht herunterzukommen war. Ich kam endlich an bebautes Land, und befand mich also mitten in dem kleinen zu bemeldeter Hütte gehörigen Gütchen, muste quer über angebautes Land heruntergehen, und mich durch die da angepflanzten Weinreben arbeiten, mich oft an diesen oder an kleinen Bäumen fest halten, um auf dem steilen Boden nicht zu fallen. Auf einmal ward ich einen Mann gewahr, der der Eigenthümer dieses Gütchens war. Ich besorgte, er würde unwillig seyn, zwei ihm unbekante Menschen anzutreffen, die von einer so ungewönlichen Seite her in sein Eigenthum eingedrungen waren, und sich nun mitten durch dasselbe einen Weg bahnten. Aber höchst angenehm und rührend fand ich mich überrascht, als ich den Mann mit heiterm freundlichen Gesicht auf mich zukommen sah, um mir, wo das Absteigen beschwerlich war, die Hand zu bieten und mir herunter zu helfen. Ich konte ihn wenig verstehen, aber die Zeichen machten seine Sprache verständlicher. Er nötigte mich mit Gutherzigkeit in seine Hütte, um mir Erfrischung anzubieten. Weil es eben in der Mittagsstunde war, und ich nach Hause eilte, so muste ich's verbitten. Er wandte sich

darauf

darauf an einen Bedienten, und verlangte, daß dieser wenigstens seinen Wein kosten solte u. s. w. Ich gestehe, daß dieses menschenfreundliche Betragen mich ungemein rührte. Und so fand ich auch die Eigenthümer der Küchengärten, in welche ich gar oft, da ich der Wege unkundig war, herübersteigen muste, um wieder auf einen gebahnten Weg zu kommen. In manchem andern Lande würden die Leute den sehr unfreundlich empfangen, der, wie ich hier bisweilen aus Not that, in ihre Gärten eingedrungen wäre. Aber hier fand ich sie überal höflich und gefällig, und ich habe den vortheilhaftesten Begrif von dem leutseligen Karakter der hiesigen Einwohner mit mir genommen.

Die Gegend um Hieres besteht aus einem ganz ebenen niedrigen Lande, das ringsherum von Bergen eingeschlossen ist, ausser an der Mittagsseite, wo es an das Meer stößt. Diese Ebene ist ungefähr eine gute Stunde Weges lang und breit. Wenn man mitten darauf ist, so glaubt man so gänzlich von Bergen umringt zu seyn, daß nirgend kein Ausgang sey. Indes geht doch von hier aus gegen Abend hin ein schmales Thal bis nach Toulon. Das ebene Land wird durch einen kleinen Fluß, Gapaud genant, der von Norden her tief aus den Gebirgen kömt und ins Meer fliest, in zwei Hälften getheilt, davon besonders die an der Abendseite, oder rechten Hand des Flusses, sehr fruchtbar ist.

Die dies kleine Land umgebenden Berge theilen sich in eine grosse Menge von Hügeln verschiedener Grösse und Form. Viele derselben sind nackende Felsen; andre sind mit dem Pinaster und mancherlei Gesträuch bewachsen. Alle diese Berge sind durchgehends sehr steil. Der untere Theil ist meistens angebaut, muste aber überal zu diesem Behuf in Terrassen eingetheilt werden. Doch ist das an diesen Bergen bebaute Land rauh und sehr steinig. Nur die Olivenbäume, mit denen es überal reichlich besezt ist, kommen gut darauf.

Das ebene Land läuft gegen die See almählig aus und wird morastig, so daß man nur an wenig Orten wirklich bis an die See kommen kan. Vor diesem Lande, etwan eine

Stunde weit ins Meer hinein, liegen die ziemlich hohen Hierischen Inseln, zwischen denen und dem festen Land eine weite, aber seichte und volkommen sichre Bucht liegt. Nur an ein paar Orten sieht man zwischen den Inseln auf das hohe Meer hinaus.

Es scheint allerdings, daß diese ganze Ebene um Hieres ehedem eine Bucht der See gewesen sey. Herr Büsching sagt in seiner Geographie, daß vormals bei Hieres ein Hafen gewesen, und daß hernach die See sich auf zweitausend Schritte zurückgezogen habe. Man kan hier wol errathen, was es mit diesem Zurücktreten des Meeres, so wie vermutlich an vielen andern Orten, wo sich dieses zugetragen haben sol, für eine Bewandnis hat. Die Bucht war sehr seicht, und ist almählig durch die, von dem bei Regenwetter sehr anschwellenden Flus, hergeführte Steine und Erde ausgefült worden. Also muste freilich das Wasser zurückweichen, da es von Erde und Steinen verdrängt ward. Dergleichen Ausfüllungen seichter Buchten, in welche sich Flüsse ergiessen, musten notwendig mit der Länge der Zeit seltner werden, weil endlich, nach viel tausendmal wiederholten Anschwellungen der Flüsse und der von den Seiten in dieselben strömenden Bäche, alle an den Ufern befindliche Steine und Erde weggeführt worden, so daß gegenwärtig diese Bäche und Flüsse feste Ufer haben. Es geschieht noch jezt, daß, nach langem Regenwetter, oder bei plözlichem Aufthauen des den Winter über in den Bergen gesamleten Schnees, der gedachte Flus aus seinen Ufern trit und das Land herum auf 5 bis 6 Fus hoch überschwemt. Da er aber jezt nur noch wenig Steine und Erde auf seinem Laufe mit fortreist, so lassen solche Ueberschwemmungen auch keinen beträchtlichen Bodensaz mehr zurück.

Ausser diesem Flusse kommen noch hie und da, aus einigen zwischen diesen Bergen liegenden engen Thälern, kleine, sehr magere Bäche heraus, die sich nach und nach in etwas grössere sammeln, und, nachdem sie von den fleissigen

Einwoh-

Einwohnern zur Wässerung ihrer Gärten und Wiesen gebraucht worden, durch die Ebene ins Meer fliessen.

An der nordwestlichen Seite der dieses kleine Land umgebenden Berge, gerade da, wo sich das enge gegen Toulon heruntergehende Thal öfnet, liegt die Stadt Hieres, an einen der höchsten, sehr steilen und oben ganz spizigen Berg gebaut. Gerade über der Stadt läuft dieser Berg in eine völlige nackende Felsspize aus, die man in einiger Entfernung für Mauern und Thürme einer über die Stadt gebauten Zitadelle halten mögte. Von der Ebene her hat die Stadt wegen der steilen Anhöhe, an die sie gebaut ist, ein ziemlich prächtiges Ansehn, und verschiedene Kirchen und Gebäude fallen von der Höhe herunter sehr gut ins Aug. In der Nähe aber und innerhalb ist der Ort sehr unangenehm. Er hat zwar hohe und massiv gebaute Häuser, aber sehr enge, daher finstere und an einigen Orten sehr steile Strassen. Der obere Theil der Stadt liegt auf einem hohen und sehr schwer zu ersteigenden Felsengrund, Daselbst befindet sich ein adliches Fräuleinstift und ein Kollegialstift von zwölf Chorherren. Es wohnen auch verschiedene adliche und einige wohlhabende bürgerliche Familien darin, aber weit der gröste Theil der Einwohner besteht aus Ackerleuten, einigen Handwerkern und Krämern.

Nicht nur etwas seltene, zum feineren Leben gehörige, sondern auch altägliche gemeine Bedürfnisse sind hier nicht zu kaufen, sondern müssen aus Toulon, das drei Lieues von Hieres liegt, dahin geholt werden. Dazu aber ist die Einrichtung gut, weil fast alle Tage Gelegenheit ist. Ich hatte eine Frau bestelt, die meine Pourvoyeuse war, und dreimal die Woche den Zettel bei mir abholte, auf dem das Nötige, was ich brauchte, verzeichnet war, und hernach diese Sachen mir ins Haus brachte. Zur Belohnung gab ich ihr jedesmal nach Gutdünken einige wenige Sols, und sie war allemal wohl zufrieden. Auf diese Weise läst man Fleisch, Fische, Obst, Kaffee, Zucker u. d. gl. aus Toulon holen. Sogar Dinte konte ich in Hieres nirgends zu kaufen bekommen.

Aber

Aber an sehr guten Gartengewächsen ist hier ein Ueberflus, und das Brod ist das Beste, das ich jemals gegessen habe. Holz ist etwas selten und wird zentnerweise gekauft, der Zentner für 9 Sols.

Gegen die Ebene herunter und ganz auf der Ebene, besonders in dem gegen Toulon hinlaufenden engen Thale, ist die Stadt mit unzähligen Gärten umgeben, in deren jedem eine Bastide, das ist, ein nach den Umständen mehr oder weniger grosses, allezeit aber massives Wohnhaus ist. Die nächsten Gärten an der Stadt sind meistentheils blos mit Zitronen- und Oranschenbäumen besezt, auch mit hohen Mauern umgeben. Eine Menge ganz enger Gäschen geht ins Kreuz und in die Quere zwischen diesen Mauern durch, so daß das Ganze einem Labyrinth gleich wird, aus dem sich ein Fremder nicht wol herausfinden kan. Dieses macht das Spazierengehen etwas beschwerlich, weil man, um etwas ins Freie zu kommen, erst durch diesen Labyrinth hinaus muß.

Diese Zitronen- und Pomeranzengärten sind meistens durchgehends blos auf die Nuzung dieser Bäume eingerichtet, die man in dem ganzen Garten so nah an einander sezet als möglich. Der Garten, in dem ich wohnte, war gar nichts als ein mit solchen Bäumen bepflanzter Plaz. Sie waren überal acht Fus aus einander gesezt; man konte also nirgends darin herumgehen, weil keine Gänge gelassen waren. Ich bin auch nur ein einzigesmal auf zwei Minuten darin gewesen. Die etwas weiter entlegenen Gärten sind besser eingerichtet, und in Quartiere und dazwischen liegende Gänge eingetheilet. Da werden die Pomeranzenbäume so gesezt, wie bei uns die Obstbäume in Küchengärten, und man gönnet auch andern Bäumen, als Obstbäumen, Mandel- Feigen- und Kirschenbäumen Raum; das Land aber wird zu Pflanzung der Küchengewächse gebraucht. In ganz entlegenen Orten werden wenig Pomeranzenbäume gesezt, und die Gärten dienen da fürnemlich zum Anbau der Küchengewächse und der Blumen. Eigentliche Lustgärten, oder auch nur einzele kleine Lustreviere, findet man hier auch in grössern Gärten nicht; alles ist

auf

auf den Gewin eingerichtet. Zur Lust sieht man etwan ein Paar hohe traurige Zypressen am Eingang des Gartens, und wo rechte Pracht seyn sol, etwan ein Paar Dattelbäume.

Der Handel mit Zitronen und Oranschen macht hier ein beträchtliches Gewerb aus. Alles wird hier in Kisten gepackt und verschickt. Der Ertrag ist beträchtlich. Man hat mir einen Garten gezeigt, den ich 9, höchstens bis 10 Morgen, jeden von 180 rheinländischen Quadratruthen, schäzze; aus diesem sollen, in mittelmässigen Jahren, für 8 bis 9000 Livres Zitronen und Pomeranzen verkauft werden; in ganz fruchtbaren Jahren sol der Ertrag auf 14,000 Livres gestiegen seyn. Doch wird das Hundert solcher Früchte nur für 1 Livre, oder 6 Gr. sächsisches Geld verkauft. Aber auch aus den abfallenden Blüthen wird Nuzen gezogen. Sie werden gesammelt und den Parfümeurs verkauft; denn es gibt in Marseille und allen grossen Städten dieser Seeküste viel Fabriken, wo Parfüms und wohlriechende Pommaden gemacht werden. Man hat deswegen in den Gärten auch andre wohlriechende Sträuche und Blumen, wie Schasmin, die Acacia Mimosa, deren Blumen einen sehr lieblichen Geruch haben, u. a. m.

Auch mit Küchengewächsen und Blumen wird hier ein starker Handel getrieben. Alle Arten Kohl sind sehr delikat, und es werden ganze Felder mit Artischocken bepflanzt. Fast alles dieses wird nach Toulon und Marseille geschickt, so wie auch die Blumen, die hier zu einer Jahrszeit aufblühen, da man an diesen weniger warmen Orten keine mehr hat. Also ist die Gärtnerei hier ein beträchtlicher Nahrungszweig.

Meist alle Gärten können gewässert werden. Es ist angenehm zu sehen, wie artige und künstliche Einrichtungen hier gemacht sind, das wenige laufende Wasser zu nuzen. Man sieht überal längst den Gartenmauern kleine gemauerte Wasserleitungen, die so angelegt sind, daß man nach Erfordernis das Wasser kan in die Gärten leiten, oder vorbeifliessen machen.

Der

Der gröste Theil des ebenen Landes aber besteht aus Aeckern und Wiesen, deren Boden sehr fruchtbar scheint. Das Ackerland ist, wie in dieser Provinz durchgehends, in schmale Streifen eingetheilt, die wechselsweise mit Weinreben bepflanzt sind, und mit Weizen angesät werden. Ausserdem aber sind sie noch reichlich mit Oliven- Feigen- und auch etwas Mandelbäumen besezt. Die Weinreben werden hier nicht angeheftet. Sie bestehen aus alten dicken Stämmen von etwan einer halben Elle hoch. Diese treiben jährlich Schosse aus, welche denn bis auf zwei Augen beschnitten werden. Der Landmann weis dieses so gut zu regieren, daß immer junges tragbares Holz austreibt, ohne daß der dicke Stam durch Anwachs erhöht wird.

Man findet häufig in den Weinfeldern kleine viereckige Pläze, etwa 10 Fus ins Gevierte, die mit Steinen gepflastert und dann mit Kalk übergossen sind, so daß der Boden fest und eben ist. Um drei Seiten eines solchen Plazes sind kleine, etwa drittehalb Fus hohe Mauern gesezt; an der vierten sind sie offen. Der Boden ist von der offenen Seite gegen die hintere Mauer etwas abhängig, und mitten an der hintern Mauer dicht am Boden geht ein kleiner gemauerter Kanal durch die Mauer. Diese Pläze dienen dazu, daß bei der Weinlese die abgeschnittenen Trauben darauf zusammengetragen werden. Hier werden sie hernach abgeholt und auf Eseln in die Stadt unter die Presse gebracht. Das Loch an der hintern Mauer hat die Absicht, den Traubensaft, der etwan ausläuft, durchzulassen; da denn ausserhalb der Mauer ein Gefäs vorgesezt wird, ihn aufzufassen.

Wo die Ebene anfängt an die Berge zu stossen und am untern Theil der Berge selbst begint das Land rauh zu werden. Es ist da in breitere und schmälere Terrassen abgetheilet, und diese dienen meist zum Weinbau. Ausserdem aber ist alles höhere Land noch reichlich mit Olivenbäumen besezt. Hie und da sieht man auch wol noch auf etwas breiten, nicht sehr steilen Höhen Weizenäcker. Die obersten Höhen der Berge sind entweder kahle Felsen, oder sie sind mit schlechten

Bäu-

Bäumen, nämlich niedrigen und übelgewachsenen Pinastern und verschiedenen Arten Eichen, dann mit kleinerm Gesträuche, Wachholdern, Rosmarin, Cystus, bewachsen.

Der Theil, der jenseits des Gapaud liegt, ist rauher, der reichlich mit Olivenbäumen besezt, und einen beträchtlichen Theil dieser Ebenen nehmen die weitläufigen Salines, wovon ich hernach sprechen werde, und die da herum liegenden Moräste ein.

Die ganze Gegend ist überhaupt sehr angenehm und in den Wintermonaten sehr gesund. Daher kommen alljährlich verschiedene kränkliche Personen aus andern Ländern hieher. Es sind für die, so gut zu Fusse sind, angenehme Spaziergänge, denen es aber bei hellem Wetter an Schatten fehlt. Ein Ausländer, der sich hier aufhalten wil, und an Butter und Milch gewönt ist, thut wohl, wenn er einen Vorrath von Butter und eine Kuh dahin bringen läst; denn Butter ist da gar nicht zu haben, und keine andre Milch als von Ziegen. Kühe sind höchstselten, so wie die Pferde. Das einzige Vieh, das man hier hat, sind Esel und Ziegen. In einer ganz abgelegenen Gegend habe ich einmal einige Ochsen auf einer Weide gesehen.

Ausser den schönen Gegenden und mannigfaltigen Aussichten, die diese Spaziergänge angenehm machen, fand ich ein besondres Vergnügen daran, hier so vielerlei Bäume und Gewächse anzutreffen, die wir in Deutschland in Gewächshäusern überwintern müssen. An den Wegen und überal, wo Anhöhen sind, trift man vornehmlich folgende Gesträuche an: den Granatapfelbaum, den Mastixstrauch (Lentiscus), die Myrte mit dem grossen Blat, den gelben Jasmin, Geisblat, verschiedene Arten immer grüner Rosenstauden u. a. m. Höchst angenehm aber werden die Spaziergänge durch eine in allen Hecken häufig wachsende Staude mit lieblich riechender Blüthe (Smilax aspera fructu rubente, C. B.) wovon im Herbst die ganze Gegend durchdüftet wird. Nicht weniger ergözend für das Aug ist der unter anderm dichten Gesträuch, besonders an etwas feuchten Orten wachsende Ruscus,

ein

ein kleiner Strauch, dessen steife wie Pergament glatte Blätter ein vortrefliches Grün zeigen, das durch das hohe Roth der mitten aus dem Blat wachsenden Frucht einer grossen runden Beere noch erhöht wird.

Auf dem obern und rauhern Theil der Berge findet man den oft erwähnten Pinaster, die immer grüne Eiche mit stachlichem Blatte, und die Korkeiche, deren äusserste Rinde das Pantoffelholz gibt, die aber hier nicht sehr groß wird. Unter den kleinern Gesträuchen ist besonders der Erdbeerbaum (Arbutus renedo) sehr angenehm. Im späten Herbst findet man insgemein Blüthen, halb und ganz reife Früchte zugleich darauf und alle schön. Die reife Frucht sieht wie eine grosse Erdbeere aus, hat auch beinah den Geschmack, doch weniger fein und etwas säuerlich. Sie hängt an langen Stielen, wie die Kirschen. Die ausgewachsenen, noch nicht reifen Früchte sind von schöner gelber Farbe. Der Wachholderstrauch ist hier auch schön und trägt grosse braunrothe Beeren.

Ich habe vorhin der grossen Salzwerke gedacht, die eine Stunde weit von Hieres am südostlichen Ende dieser Ebene liegen, und wil hier eine Beschreibung davon geben. Sie bestehen überhaupt aus vielen nah an der See liegenden, in die Erde ausgegrabenen Becken, oder Wasserbehältnissen, die mit Meerwasser können angefült werden, welches darin ausdünstet und das Salz zurückeläst. Der ganze Plaz zu diesen Anstalten ist ein grosses Viereck, das etwan eine Stunde Wegs im Umfang hat, und mit einem tiefen Graben mit Seewasser angefült und einem Wall verwahrt ist, daß niemand heimlich herüberkommen könne. Der Eingang zu diesem Plaz geht durch ein Thor, neben dem noch verschiedene Gebäude für die Arbeiter stehen.

Dieser Wall umschliest alle Wasserbehältnisse, deren jedes mit einem besondern Dam umgeben ist, folglich sein Wasser ohne Ausflus behält. Neben diesen Dämmen sind überal wieder besondere Kanäle, vermittelst deren man mit kleinen Kähnen an jedes Wasserbehältnis anfahren kan, um das

Salz

Salz abzuholen. Ferner ist allemal zwischen zwei Behältnissen ein Plaz, auf welchem verschiedene halb in Gruben eingesenkte Schöpfräder angebracht sind, die von Pferden getrieben werden. Diese dienen dazu, daß das Wasser aus einem Behältnis in das andre herübergeschöpft werden könne.

Aus den Kanälen werden die Behältnisse mit Seewasser angefült, um darin auszudunsten. Um aber aus einem Behältnis auf einmal desto mehr Salz zu erhalten, wird die Sohle, wenn das Wasser bis auf einen gewissen Grad ausgedunstet ist, mit neuem Wasser vermehrt, bis man sie für stark genug hält, da sie denn der völligen Ausdünstung überlassen wird. Wenn diese geschehen, wird das zurückgebliebene Salz gesammelt und auf trocknen Pläzen in Haufen geschlagen, worauf das Behältnis wieder mit neuem Wasser angefült wird. Wenn das Wasser meist ausgedunstet ist, und das Salz schon da liegt, muß man sich in Acht nehmen, daß kein Regen darauf falle, der es wieder auflösen würde. Dieses wird dadurch verhindert, daß man bei einfallendem Regen das Salz mit neuer Sohle bedeckt. Diese löset nichts von dem schon vorhandenen auf, und wird auch von dem Regen nicht so verdünnet, daß etwas aufgelöst würde.

Das fertige Salz wird von den Haufen nach dem Magazin geschafft. Dieses ist ein sehr langes, mit starken Mauern, die ein länglich viereckiges Fort ausmachen, umgebenes Gebäude, das dicht am Meer steht. Von da wird es in die Schiffe geladen, die es weiter bringen.

Es werden jährlich 90 bis 100,000 Minat Salz hier gemacht. Der Minat hält gerade einen Zentner. Der König, oder vielmehr die Generalpächter bezahlen dem Eigenthümer dieser Werke für jeden Minat 5 Sols. Dafür muß er das Salz an die Schiffe liefern, und die kostbare Unterhaltung der Werke auf seine Rechnung nehmen. Die Unkosten, oder jährlichen Ausgaben belaufen sich auf 14,000 Livres, folglich bleiben dem Eigenthümer wenige 1000 Livres jährliche reine Einkünfte von diesem schönen Werk übrig.

Die Pächter verkaufen für einen Louisd'or, was ihnen 5 Sols kostet. Vermutlich frägt jeder, der dieses liest, ob die Vorfahren des jezigen Besizers, die dieses Werk angelegt, sich die Mühe würden gegeben haben es einzurichten, wenn sie vorher gesehen hätten, daß ihren Nachkommen nur etwa der hundertste Theil des Ertrags würde gelassen werden.

Bei dem Magazin wohnt ein Offizier, der wenig Mannschaft zur Bedeckung dieser Werke unter sich hat.

Von den Bergen, welche die Ebene bei Hieres umgeben, bleiben mir noch einige Anmerkungen zu machen übrig. Die, welche an der Nordseite liegen, bestehen aus einem grauen ein wenig ins Röthliche fallenden Glimmerschiefer, der sich etwas fettig anfühlt, und an der Luft ziemlich verwittert. Die Erde, womit diese Berge nur dün bedeckt sind, scheint blos von diesem verwitterten Schiefer herzurühren. Seine Schichten sind meistens sehr dünne, so daß sie nur die Dicke eines Papiers haben. Ich habe auch hier gefunden, was ich schon in mehrern Schieferbergen wahrgenommen habe, daß hie und da eine Schicht eines ganz andern Gesteins von Quarz- oder Kieselart darin vorkomt, und daß in diesen Quarzschichten sich verschiedene in Kristallen angeschossene Steine finden. Es läst sich schwerlich errathen, wie diese fremdartigen Schichten unter die andern gekommen sind.

Die gegen Mittag an der Seeküste liegenden Berge sind etwas weniger hoch, als die an der Nordseite, und sind von ganz andrer Art. Ihr Gestein ist kalkig, entweder bloßer Kalkstein, oder mehr und weniger feiner Marmor. Hie und da sind Steingruben, wo er gebrochen wird. Die gemeinste dieser Marmorarten ist dunkelgrau und nur halb fein; der beste ist weis und röthlich gefleckt. Dieser ist sehr hart und nimt eine gute Politur an. Die Schichten dieser Steine sind von 3 bis 4 Zoll, bis auf so viel Fus stark. Zwischen den Schichten liegt eine feine rothe Boluserde, in welcher sich artige Spathkristalle finden.

Auf einem dieser mittäglichen Berge fand ich, in einer volkommen rauhen und ganz steinigen Gegend, unter dem

Schut

Schut der von dem Felsen sich losmachenden und herunterfallenden Steine, ein Stück feinen weissen, sogenanten salinischen Marmors, das offenbar ein Bruchstück von einem antiken Werk war; denn man sah deutlich einige architektonische Glieder daran ausgehauen. Sonst sind da keine Spuren irgend eines zerfallenen Gebäudes zu sehen.

Ich habe gleich Anfangs dieser Anmerkungen über Hieres die Gemütsart der hiesigen Einwohner gerühmt. Ich wil hier noch hinzuthun, daß sie mir ein arbeitsames und sparsames Volk geschienen haben. Des Morgens früh sieht man ganze Familien aus der Stadt zur Arbeit aufs Feld gehen. Die Mütter tragen ihre noch säugende Kinder in der Wiege auf dem Kopf mit sich, und auf den Abend ziehen sie so wieder in die Stadt. Sie haben deswegen mitten auf ihren kleinen Ackergütern kleine steinerne Gebäude, in denen sie sich in der Mittagsstunde ausruhen, und wo sie vor Hize und Regen Schuz finden.

Die Felder sind durchgehends gut angebaut, und werden durch Umgraben bearbeitet, weil es hier an Vieh fehlet, Höchst aufmerksam ist man, alles, was zum Düngen dienlich ist, zu sammeln und zu Rath zu halten. An den Bergen traf ich gar oft neuausgerodete und zum Ackerbau zurecht gemachte Pläze an.

Es fiel mir oft ein, dieses Volk mit den Einwohnern kleiner Städte in der Schweiz und kleiner Reichsstädte zu vergleichen, und die Vergleichung war für die leztern gar nicht vortheilhaft. Diese, die meistens ansehnliche Gemeingüter haben, davon wenigstens ein Theil des Ertrages den Bürgern zuflieſt, sind bei weitem nicht so arbeitsam als die Bürger in Hieres. Man sieht oft ganze Truppe müssig auf den Gassen stehen, oder in den Weinhäusern sizen. Sie leben lieber sehr ärmlich zu Hause, als daß sie sich durch Arbeit besser sezen.

Man kan hieraus abnehmen, daß der rohe natürliche Mensch die Arbeit haßt und den Müssiggang liebt, und daß nur Not oder Ueberlegung ihn zur Arbeit zwingt. Die Not

ist das gemeinste Mittel dazu; in der Ueberlegung muß man es schon weit gebracht haben, um zu fühlen, daß eine ordentliche Arbeit, und die daher entspringenden Vortheile die besten Mittel sind, ein vergnügtes und zufriednes Leben zu führen.

Es gibt Politiker, die behaupten, daß starke, kaum zu erschwingende Auflagen ein Mittel seyn, das gemeine Volk zur Arbeit zu zwingen. Allerdings arbeiten durch Auflagen gedrückte Menschen aus Not mehr, als ein noch unvernünftiges Volk, das ohne viele Arbeit seine Notdurft zu befriedigen findet. In so fern ist jene Behauptung wahr. Aber das wahre Mittel, innern und dauerhaften Trieb zur Arbeitsamkeit zu erwecken, ist die Erweckung des Gefühls für Wohlstand und die Annehmlichkeiten des Ueberflusses. Wer erst recht fühlet, daß Ordnung und Arbeit ihm nicht blos das Notdürftige zuwege bringen, sondern auch etwas Ueberflus, woraus denn ein leichter und fröhlicher Genus, und eine beständige Vermehrung der Mittel zu demselben entsteht, der wird gewis Lust zur Arbeit bekommen. Die so entstandene Arbeitsamkeit aber ist jener, die durch Not erzwungen worden, weit vorzuziehen.

---

## 3.

## Fragment eines Gesprächs.

Ich. Wie gefält Ihnen die lyrische Blumenlese? Was halten Sie von der Art wie R. unsre Dichter behandelt?

M. Er verdient, dünkt mich, unsern warmen Dank. So übermalte Rubens die Werke seiner Schüler, und der Meisterstücke wurden mehr. Die Sprache aller Schriftsteller veraltet, ihre Farbe verbleicht; wenn sie im Fortgange der Zeit immer aufgefrischt würden, so wandelten sie, in ewiger Jugend, sicher nach der Unsterblichkeit.

Ich.

Ich. Und ich würde mich für beschimpft halten, wenn selbst Mengs in mein Bildnis eine griechische Nase hineinkorrigirte. So haben sie Holbein aus seinem herrlichsten Gemälde weggepinselt und wegretuschirt. Gebt mir den Künstler mit allen seinen Fehlern, und vertilgt mir seine Eigenheit nicht. Ich zittre, wenn ich denke, daß R. mit der Feile vielleicht seinen eignen Werken noch droht. Der Künstler überlebt seine Periode früh, und haucht im Alter Tod auf die Blume des Geistes. Tizian wolte auch die Werke seiner Jugend verbessern, aber ein Schüler, dem es die Nachwelt verdankt, rieb seine Farben mit schwertrocknendem Oel an, und wischte die Entheiligung heimlich wieder weg.

---

## 4.

## Plato's Alcibiades.

### Zweite Unterredung. Ueber das Gebet.

---

### Sokrates und Alcibiades.

Sokrates. Gehst du zu beten, Alcibiades?

Alcibiades. Ja, Sokrates; eben!

Sokr. Mich dünkt, du siehst so sauer aus und hängst den Kopf, wie einer, der auf etwas sehr scharf denkt.

Alc. Was solt einer da gros denken?

Sokr. Wo kan man mehr denken? Hast du nicht gesehen, daß die Götter, wenn wir sie für uns, oder für das gemeine Beste bitten, manchmal geben, was wir bitten, manchmal nicht, einige erhören, andere nicht?

Alc. Ja wohl hab ichs.

Sokr. Glaubst du also nicht, daß man deswegen mit vieler Klugheit beten müsse, damit wir nicht aus Unverstand etwas Uebles bitten, weil wirs für gut ansehen, und uns

also, wenn die Götter uns erhören, ein grosses Uebel zuziehen. Du hast gehört, wie's dem Oedip sol gegangen seyn: er bat, daß seine Söhne um den Thron mit dem Schwert streiten möchten, und lud also auf das Elend, in dem er lag, und um dessen Abwendung er hätte beten sollen, noch ein neues für die Seinen. Die Götter erhörten ihn, und du weist, wie schröcklich die Folgen waren. Ich brauche dir's nicht zu sagen.

Alc. Ha! Oedip raste damals. Welcher vernünftiger Mensch wird so was beten?

Sokr. Rasen scheint dir also der Gegensaz von Vernunft?

Alc. Ja.

Sokr. Du glaubst doch also, daß es närrische Menschen gibt und vernünftige.

Alc. Gewis!

Sokr. Laß uns nun einmal untersuchen, was denn das für Leute sind; denn das hast du mir zugestanden, daß es närrische gibt, und vernünftige und rasende.

Alc. Ich läugne es auch nicht.

Sokr. Es gibt auch gesunde.

Alc. Ja. Sokr. Auch Kranke? Alc. Auch.

Sokr. Aber nicht beides zugleich. Alc. Nein.

Sokr. Gibt's welche, die keins von beiden sind?

Alc. Nein.

Sokr. Gewis nicht; denn eins von beiden muß einer seyn, gesund oder krank.

Alc. Unstreitig.

Sokr. Ist's eben so mit dem Verstand und dem Unverstand?

Alc. Wie verstehst du das?

Sokr. Ich sage, gibt's welche, die zugleich vernünftig und unvernünftig sind, oder gibts welche, die keines von beiden sind?

Alc. Das nicht.

Sokr.

Sokr. Nein. Jeder muß Verstand haben, oder keinen.
Alc. So meyne ich.
Sokr. Erinnerst du dich, daß du mir zugegeben hast, daß Vernunft und Unvernunft gerad entgegengesezte Dinge sind?
Alc. Ja.
Sokr. Auch daß nichts zwischen Vernunft und Unvernunft in der Mitte steht, sondern, daß eins das andere aufhebt?
Alc. Auch das hab' ich dir zugestanden.
Sokr. Wie solten auch zwei einander gerad entgegengesezte Dinge beisammen stehen?
Alc. Unmöglich.
Sokr. Unvernunft und Raserei werden folglich wol einerlei seyn.
Alc. Ja, so scheint's.
Sokr. Ich werde also nicht Unrecht haben, wenn ich sage, daß alle Unvernünftige rasend sind.
Alc. Ich dächte.
Sokr. Wenn denn nun einige deiner Freunde närrisch sind — und sie sind's wol, wie die alten manchmal auch — nicht wahr? es sind denn in der Stadt wenig gescheidte und viele Narren, die du mit den rasenden für einerlei hältst.
Alc. Freilich.
Sokr. Glaubst du aber wol, daß wir mit solchen Leuten leben könten; und würden wir nicht schon lang von ihnen tod geschlagen und geworfen worden seyn, und alles von ihnen gelitten haben, was man sonst von den rasenden zu leiden hat? — Aber du siehst doch, daß das eben nicht geschieht.
Alc. Wie geht denn das zu? Ich sehe freilich, daß es doch so nicht seyn muß.
Sokr. Es dünkt mich auch, wir müssen's einmal von einer andern Seite überlegen.
Alc. Und wie?
Sokr. Ich wil dir's sagen. Wir wollen einmal annehmen, es wären einige krank; nicht wahr?

Alc. Gut!

Sokr. Sag mir, ists deswegen gerad nötig, daß alle das Fieber haben, oder das Podagra, oder das Augenweh? oder glaubst du nicht, daß einer doch krank seyn könne, ohne gerad an den Füssen, oder an den Augen, oder am Fieber krank zu seyn? Du weist, es gibt ausser diesen Krankheiten noch viele.

Alc. Es ist wahr.

Sokr. Alles Augenweh ist also eine Krankheit?

Alc. Ja. Sokr. Aber nicht alle Krankheit Augenweh.

Alc. Nein. Aber ich sehe nicht, was du damit wilst.

Sokr. Gib nur Acht; wenn wir's zusammen überlegen, werden wir's bald finden.

Alc. Ich gebe Acht, was ich kan.

Sokr. Gut. Wir sind also darüber einig, daß alles Augenweh eine Krankheit ist, und daß nicht alle Krankheit Augenweh seyn muß.

Alc. Ja, das ist richtig.

Sokr. Wir können auch nicht anders; denn klar ist, daß wer das Fieber hat, krank ist, aber nicht, daß jeder Kranke das Fieber hat. So gehts mit dem Podagra, so mit dem Augenweh; auch heilen sie die Aerzte nicht auf einerlei Art, sondern jedes nach seiner besondern Beschaffenheit; Krankheiten sinds aber immer. Eben so gibt es allerlei Künstler; nicht wahr?

Alc. Freilich!

Sokr. Zum Beispiel Riemer, Bildhauer, Zimmerleute und dergleichen. Jeder hat seine besondere Kunst; und doch sind alle Künstler; nicht alle Künstler aber sind Riemer, Zimmerleute, Bildhauer.

Alc. Nein.

Sokr. Eben so gehts mit der Narrheit! Auch von ihr hat jeder Narr sein besonderes Theil. Einige haben zviel, die nennen wir Rasende; einige haben weniger, die nennen wir Dumköpfe, Angeschossene; oder, wenn man höflicher seyn wil,

wil, jene starke Geister *), diese Gutherzige; andre nennen sie Unschuldige, Unerfahrne, Einfältige und dergleichen. Alle die gehören unter die Klasse der Unvernünftigen, aber unter sich sind sie doch verschieden, wie Kunst von Kunst, Krankheit von Krankheit. Ist's nicht so?

Alc. So ist's.

Sokr. Laß uns nun wieder zurückgehen. Wir wolten untersuchen, was für Menschen vernünftig und welche unvernünftig wären; denn, daß es Menschen von beiden Arten gibt, gestehst du zu.

Alc. Ja.

Sokr. Nenst du nicht Vernünftige die, die wissen, was sie zu thun und zu sagen haben?

Alc. Ja!

Sokr. Und also die Unvernünftigen, nicht wahr, die, die das nicht wissen?

Alc. Ja.

Sokr. Ist's nun nicht so: wer nicht weis, was er thun oder reden sol, spricht viel und thut viel, das er nicht solte, und weis nicht, daß er's nicht solte.

Alc. So scheint's.

Sokr. Und für so einen, mein Lieber, halte ich den Oedip. Nun gibt es aber auch noch viele, die nicht in der Wut, wie der, sondern ganz mit kaltem Blut um etwas Uebels bitten, und in der festen Meinung stehn, es wäre ihnen gut. Oedip dachte bei seinem Fluch so wenig an das Unglück seiner Kinder, als er's wünschte. Andere aber erbitten sich ihr Unglück, wie er, und denken und wünschen, was sie bitten. Gesezt einmal, Alcibiades, der Gott, den du anrufen woltest, wäre, ehe du noch gebetet hättest, sichtbar dir erschienen, und hätte dir die Oberherrschaft von Athen, und wenn dir das zu wenig gewesen, von ganz Griechenland, von ganz Europa



*) μεγαλοψύχους. — Diese seltene Eigenschaft war also schon zu Plato's Zeiten so verstelt als nun.

angeboten, und so angeboten, daß auf deinen Wink alle Einwohner von ganz Europa erfahren hätten, daß der Alcibiades, Klinias Sohn, ihr Herr wäre; nicht wahr, du würdest vol Freude aus dem Tempel gegangen seyn, und geglaubt haben, daß du nun die gröste Glückseligkeit empfangen hättest, die ein Mensch nur immer haben kan?

Alc. Ich? das ist keine Frage, und ein jeder anderer würde es auch.

Sokr. Aber wenn du dein Leben darüber verlieren müstest, würdest du noch die Herrschaft über Athen verlangen?

Alc. Das nicht. Denn was nuzte mirs dann?

Sokr. Oder wenn du dabei Schaden littest?

Alc. Auch dann nicht, wahrlich nicht!

Sokr. Also siehst du, daß man nicht jedes Geschenk so gleich annehmen, nicht, was einem gut dünkt, sogleich von den Göttern bitten muß. Oft kan's unsre Glückseligkeit, oft unser Leben kosten. Wie viele haben nach der Krone gestrebt, und sie erlangt, und Wunder geglaubt, was für ein herliches Glück sie erworben hätten, und haben sich nichts erworben, als einen schmählichen Tod! Du hast gehört, was erst vor kurzem geschehen ist. Wie gings dem Archelaus von Mazedonien? Er war so verliebt in seine Krone; ein anderer wars auch, wolte auch so glücklich seyn, und schlug ihn todt, aber kaum hatte er sie drei Tage lang, so wurde er auch wieder umgebracht. Auch unter uns findest du ähnliche Beispiele, die wir alle mit Augen gesehen haben. Wie viele unserer Mitbürger haben die Feldhernstelle gesucht und erhalten! wo sind sie nun? Einige laufen noch in der Irre herum, und dürfen sich in ihrem Vaterland nicht mehr sehen lassen; andere haben gar ihr Leben eingebüst; die glücklichsten hatten nach allen ihren Arbeiten und Gefahren in ihrem Vaterland selbst mit ihren Feinden und Verfolgern mehr zu kämpfen als in dem Krieg, und verwünschten den Tag, an dem sie gewählt worden. Und wenn noch alle die Gefahren und

und Arbeiten einigen Nuzen brächten, so wolte ich nichts sagen; aber nenn mir einen! Eben so ist's mit denen, die sich Kinder wünschen. Wie tief würden nicht viele durch sie gebeugt, wenn sie Gott erhörte? Dem einen machte die ungezogene lasterhafte Brut lebenslang Herzleid; der andere verliert die besten Kinder wieder, und leidet doppelt durch sie, glücklicher beide, wenn sie nie erhört worden wären! — So ist's mit unsern Gebeten, Alcibiades; und doch ist's zu wahr, daß fast keiner ist, der nicht gleich zugreift, wo ihm sein Wunsch erfült wird, oder der nicht alles bitten solte, was er wünscht, wenn er durch Gebete es erlangen könte! Ueberal hören wir um Gewalt, um Ehrenstellen, um tausend Dinge bitten, die offenbar mehr schaden, als nuzen; und sind sie da, dann bitten wir wieder eben so brünstig ihrer los zu werden. Wahrlich die Götter sind's nicht, die uns so viel Elend schicken; unsre Gebete rufen mehr auf uns, als unser Schicksal wolte! So oft ich darüber nachdenke, Alcibiades, so fält mir der Dichter ein, der sagt:

> Gib Gutes, Zevs, gebeten, ungebeten;
> Das Uebel gib uns nicht, auch wenn wir's bitten!

Das ist, dünkt mich, ein Gebet, das der Dichter seinen unweisen Freunden vorschrieb, da er sie um Böses bitten sah, das sie für gut hielten; und gewis es ist ein weises Wort. Was denkst du davon, Alcibiades? sag!

Alc. Freund, was du sagst, ist so gut, daß es schwer ist etwas einzuwenden. Aber das dünkt mich doch ist übel, daß die Menschen so wenig wissen, und sich aus Unwissenheit so viel schaden. Würden wir oft thun, was wir thun, und bitten, was wir bitten, wenn wir wüsten, was uns nun verborgen ist? Wir sehen das Uebel nicht, und glauben, wir sähen, was uns gut ist. Wer würde sonst etwas Uebels bitten? sein Gebet wäre Fluch.

Sokr. Es ist wahr, mein Lieber; aber laß uns nicht zu algemein über unsere Unwissenheit klagen, damit nicht ein klügerer Mann, als wir, uns strafe. Laß uns erst unter-

suchen,

suchen, in was und wem die Unwissenheit so schädlich ist; denn es kan seyn, daß es Dinge gibt, und Leute gibt, wo die Unwissenheit mehr nüzlich ist, als schädlich.

Alc. Was sagst du? Was kan in der Welt seyn, wo es einem, es mag seyn, wer es wil, nüzlicher seyn solte, nichts zu wissen, als alles?

Sokr. Mich dünkt, es gäbe doch solche Fälle.

Alc. Nimmermehr.

Sokr. Nicht wahr, Alcibiades; du hättest deiner Mutter nie gethan, was Orestes und Alkmäon und dergleichen ihnen gethan haben sollen?

Alc. Behüte Gott, was sagst du!

Sokr. Ich sage ja nicht, daß du's würdest gethan haben. Aber wenn dir denn die That so schrecklich scheint, daß du mich darüber berufst, daß ich's nur sage, so wirst du gewis mir auch zugeben, daß Orest sie nie gethan hätte, wenn er bei Verstand gewesen wäre und gewust häte, was er thun solte.

Alc. Ja das glaub ich.

Sokr. Weder er, glaub ich, noch sonst jemand.

Alc. Gewis nicht.

Sokr. Die Unwissenheit des Guten ist also ein Uebel?

Alc. Ja.

Sokr. Dem Orestes so gut als andern; nicht wahr?

Alc. Ohne Zweifel.

Sokr. Nun hör einmal: Gesezt es käme dir nun vor, es wäre besser, daß du deinen Pfleger und deinen Freund Perikles umbrächtest, und du liefst mit dem blossen Degen in sein Zimmer und fragtest nach ihm, und man sagte dir, er wär darin. — Ich sage nicht, daß du das thun wirst; aber wenn einer nicht weis, was gut ist, so kan's ja geschehn, daß er das Böse für gut ansieht; nicht wahr?

Alc. Freilich.

Sokr. Also gesezt, du liefst nun in das Zimmer blos um ihn allein umzubringen; du fändest ihn auch, erkentest ihn aber nicht; würdest du ihn noch umbringen?

Alc. Wenn ich ihn nicht erkente, so würde ich nicht.

Sokr. Denn du woltest ja nur ihn umbringen, und sonst keinen.

Alc. So ist's.

Sokr. Und also, wenn du ihn nun nicht erkentest, so oft du an ihn woltest, würdest du ihm nie etwas zu leid thun.

Alc. Nie.

Sokr. Eben so würde auch Orest nie seine Mutter umgebracht haben, wenn er sie nicht erkant hätte.

Alc. Das ist wahr.

Sokr. Denn auch er wolte nicht jedes Weib, jede Mutter umbringen, sondern allein die seine.

Alc. So ist's.

Sokr. Solchen Leuten, mein Lieber, und unter solchen Umständen ist also die Unwissenheit ein wahres Glück.

Alc. So scheints.

Sokr. Also siehst du, daß es Leute gibt, und Dinge und Umstände, wo es besser ist nichts zu wissen, als alles.

Alc. Du hast recht.

Sokr. Nun wil ich dir noch etwas sagen, das dir vielleicht unvernünftig scheinen wird.

Alc. Was?

Sokr. Das ist's: es komt mir fast vor, daß alles andre Wissen, wenn man nicht weis, was das Beste ist, mehr Schaden bringt, als Nuzen; denn, nicht wahr? so oft wir etwas reden oder thun wollen, müssen wir vorher wissen, oder uns wenigstens einbilden zu wissen, was das Beste ist, das wir zu thun oder zu sagen haben.

Alc. So dünkt mich auch.

Sokr. Gib einmal Acht auf unsere Redner; nicht wahr? so bald sie etwas zu rathen wissen, oder glauben, sie wüsten etwas, so stehn sie auf und rathen von Krieg und Frieden, über die Festungen, die Häfen, kurz über alles, was die innere und äussere Regierung betrift, und nichts geschieht, ohne sie.

Alc.

Alc. So ists.

Sokr. Nun höre weiter; nicht wahr, einige von ihnen haben Verstand, andre nicht?

Alc. Ja.

Sokr. Und zwar die meisten keinen, nur wenige haben.

Alc. Freilich.

Sokr. Es muß was seyn, wonach du das beurtheilen kanst.

Alc. Gewis.

Sokr. Nenst du den vernünftig, der so etwas räth, und nicht sagt, was das beste ist, und warum?

Alc. Nein.

Sokr. Oder den, der den Krieg versteht; aber nicht weis, wann und wo es am besten ist zu schlagen?

Alc. Eben so wenig.

Sokr. Oder, wenn einer wüste, daß man einen todtschlagen, oder berauben, oder aus der Stadt verbannen solte, aber nicht, wen am besten?

Alc. Auch den nicht.

Sokr. Also den, der das alles zugleich, aber auch das weis, was bei allem dem das beste, oder, denn es ist gleich viel, das nüzlichste ist?

Alc. Ja, der allein ist für vernünftig zu halten.

Sokr. Das wäre also der, der sich und seinem Vaterland rathen kan; wer das nicht kan, wäre unvernünftig.

Alc. Ja, so meine ich.

Sokr. Nun weiter, gesezt, es verstünde einer die Reitkunst, oder die Fechtkunst, oder das Ringen, oder sonst eine Kunst dieser Art; wie nenst du den, der weis, was in jeder dieser Kunst das beste ist, z. B. in der Reitkunst? Nicht wahr, einen Bereuter?

Alc. Gut.

Sokr. In der Fechtkunst, einen Fechtmeister; auf der Flöte, einen Flötenmeister, und so fort.

Alc. Recht.

Sokr.

Sokr. Meinst du nun, daß jeder Meister in diesen Künsten auch zugleich ein vernünftiger Mann im übrigen Leben seyn müste?

Alc. Nein; wahrlich nie!

Sokr. Was meinst du nun, wenn in einer Stadt alles vol wäre von geschickten Reutern, Fechtern, Ringern, Flötenspielern, es wären auch geschickte Soldaten da, die den Krieg und das Morden verstünden, ja sie hätte so gar einen Vorrath von Professoren der Politik, hätte aber keinen, der wüste, was das beste wäre, worauf sie arbeiten, und wie und wo und wann sie alles brauchen solten —

Alc. Das wäre ein elender Staat.

Sokr. Ja wohl ein elender Staat, würdest du sagen, wenn du sähest, wie jeder in seinem Eigensin täglich das Wohl des Staats mit Füssen träte und stolz auf seine Kunst alles nur nach ihr beurtheilen, alles nur auf das ziehen wolte, worin er Meister ist; gesezt, er wäre auch in so fern noch so vortreflich, würde nicht ein solcher Staat in einer ewigen Unordnung und einem unaufhörlichen Gewirr zu Grunde gehen müssen?

Alc. Ja wohl.

Sokr. Nun erinre dich, wie wir gesagt haben, daß ehe einer etwas sagt, oder thut, er vorher wissen, oder wenigstens sich einbilden müsse, er wisse, was er am geschicktesten zu thun und zu sagen hat. Alc. So scheint's.

Sokr. Wenn nur das, was der thut nach seiner Einsicht, oder nach seiner Meinung thut, gut ist; haben denn nicht wir und er Vortheil davon?

Alc. Unstreitig.

Sokr. Ists aber nicht gut?

Alc. So ist's beiden schädlich.

Sokr. Also sind wir so weit einig. Alc. Volkommen.

Sokr. Du hast mir eingestanden, daß der gröste Theil der Menschen unverständig ist, und nur wenige sind, die wirklich Verstand haben.

Alc. Ja.

Sokr. Auch das hast du zugegeben, daß die meisten das wahre Gute, in dem was sie wissen, oder zu wissen glauben, vermutlich deswegen übersehen, weil sie sich jedem Einfal, jeder Meinung ohne alle Prüfung überlassen.

Alc. Das geb' ich auch zu.

Sokr. Folgt nicht also notwendig, daß es diesen besser wäre, nichts zu wissen? denn so bald sie was auf die Art wissen, oder zu wissen glauben, so handeln sie darnach und schaden sich dadurch gewis zehnmal mehr, als sie nuzen.

Alc. Offenbar wahr!

Sokr. Also siehst du, daß ich Recht hatte zu sagen, daß das Wissen, wenn man nicht zugleich von jeder Sache auch das beste weis, immer mehr schadet als nuzet, und daß es in solchen Fällen immer besser ist, gar nichts zu wissen. Hab ich Recht?

Alc. Volkommen. Ich habs vorhin nicht so eingesehen.

Sokr. Also, mein Lieber, muß jeder Staat, und jeder einzele Mensch, wenn er sich glücklich erhalten wil, sich allein an diese Wissenschaft des Besten halten, wie der Kranke an den Arzt, wie der Seefahrer an den Steuermann. Sie allein kan den Menschen richtig führen, und ohne sie ist Reichthum, ist Stärke, ist jeder andere Vorzug nur desto schädlicher. Alle die Tausendkünstler, alle die Vielwisser arbeiten ohne sie umsonst, werden ohne sie, wie ein Schiff ohne Steuermann, in unaufhörlichen Stürmen herumgetrieben, nicht lang, und gewis nicht wohl fahren. Mich dünkt, hieher schickt sich wohl, was der Poet von einem sagt: er wüste viel, aber alles übel.

Alc. Wie past das hieher, Sokrates?

Sokr. Siehst du's nicht? Er spricht hier, wie die Poeten all, verdeckt, denn die Sprache der Dichtkunst ist ihrer Natur nach räzelhaft und nicht für jeden Kopf; trifts sich denn noch dazu, daß der Dichter ein wenig eifersüchtig auf seine Weisheit ist, und sie gern ein wenig versteckt, so spricht er so dunkel, daß es schwer ist zu erkennen, was er eigentlich sagen wolte. Du kanst dir leicht vorstellen, daß Homer,

der

der weise, göttliche Mann wohl wuste, daß nicht es möglich ist etwas übel zu wissen, denn er war's, der das vom Margites sagte, er wüste viel, aber er wüste alles übel. Ich glaube also, er wolte statt Uebel Unglück verstanden haben, und statt des zweiten, er wüste, wissen überhaupt. — In Prosa würde er also gesagt haben, er wuste viel, aber das Wissen war sein Unglück. Also scheint's, weil das Wissen sein Unglück war, es muß das ein schlimmer Mann gewesen seyn. Hab ich Recht?

Alc. Ich müste den Verstand verloren haben, wenn ich dem widersprechen wolte.

Sokr. Wohl, mein lieber Alcibiades, aber sieh einmal, wie unsicher du in deinen Gedanken bist. In nichts bist du fest; was du den Augenblick behauptet hast, verwirfst du wieder in dem andern. Wenn denn nun der Gott, zu dem du beten woltest, jezt da stünde, und dir, ehe du noch dein Gebet gesagt hättest, entweder eins von denen Dingen, wovon wir vorhin sprachen, die Herschaft über Athen, oder wol gar über Europa, geben wolte, oder dir wenigstens frei stelte, dir sonst etwas auszubitten; was würdest du von seinen Gaben annehmen, oder was würdest du bitten?

Alc. Ich weis wahrhaftig nicht, was ich sagen sol. Ich sehe nun zu wohl, daß es eine Thorheit ist, und daß man viele Vorsicht braucht zu bedenken, was man beten sol, damit man nicht aus Unwissenheit etwas Uebeles bittet, wenn man etwas Gutes zu bitten glaubt, und dann wieder durch neue Gebete die alten widerrufen muß.

Sokr. Scheint dir also nun der Dichter nicht klüger zu seyn, als wir, der, wie ich vorhin sagte, die Götter bat, auch das Uebel, wenn wir's bitten, abzuwenden?

Alc. Wahrhaftig, er hatte sehr Recht.

Sokr. Auch haben die Lazedämonier nach ihm, oder vielleicht, von selbst sowol in ihren öffentlichen, als in ihren Privatgebeten die Gewonheit, mehr nicht von den Göttern zu bitten, als: Gib Tugend, dann Glück! Und so kurz ihr Gebet ist, so sind sie doch deswegen bis nun so glücklich, als ein

ein Volk der Erde. Und sind sie auch dann und wann un-glücklich gewesen, so war ihr Gebet nicht Schuld daran, denn den Göttern komt es allerdings immer zu, zu erhören, was man bittet, oder zu versagen. Ich erinnere mich dabei noch einer besondern Begebenheit, die ich von unsern Vätern gehört habe, und die sich hieher wol schicken mag. Die Lazedämonier und wir hatten einmal einen Krieg, in dem wir immer zu Land und zu Wasser zu kurz kamen, und nie einen Vortheil erhalten konten. Die Athener, die sich nicht mehr anders zu helfen wusten, fasten in dieser Not den Entschlus, das Orakel des Jupiter Ammon zu fragen, was sie thun solten? Wie komt's, fragten sie den Gott, daß die Lazedämonier immer über uns den Sieg von den Göttern erhalten, da doch wir unter allen Griechen die meisten und herlichsten Opfer geben, die Tempel mit Geschenken und Gaben mehr füllen, als ein Volk der Erde? Unsere jährlichen Walfahrten und Umgänge sind immer die prächtigsten, und der Aufwand auf unsern Gottesdienst ist unter allen griechischen Städten gewis der gröste. Die Lazedämonier hingegen sorgen dafür gar nicht. Sie sind so geizig gegen die Götter, daß sie oft gar lahme und verstümmelte Opferthiere schlachten, und überhaupt gar nichts auf Euch wenden, ob sie's gleich so gut könten, als wir. Der Gott, sezten sie hinzu, mögte ihnen also doch sagen, wie sie es denn anfangen müsten, um das Unheil abzuwenden? Dawider wäre kein Mittel, sol hierauf die Prophetin geantwortet, und den Gesandten noch gesagt haben: Ammon spricht, Ein Seufzer der Spartaner ist mir lieber, als alle Opfer Griechenlands. Ich glaube nun in der That, Alcibiades, daß der Gott unter dem Seufzer der Spartaner ihr Gebet verstanden hat, denn das ist himmelweit von den Gebeten der andern Griechen verschieden. Wenn die den Göttern ihre Opfer mit den vergulldeten Hörnern und ihre Geschenke darbringen, so bitten sie, wie's ihnen einkomt, bald Gutes, bald Böses; wie solten die Götter, wenn sie diese Lästerungen hören, noch ihre Umgänge und ihre Opfer annehmen können? So nötig ist es, wohl zu überle-

gen,

gen, was man bitten sol, oder nicht. Ein ähnliches Beispiel wirst du im Homer finden. Er erzählt, wie die Trojaner bei ihrem Bau den Unsterblichen volle Hekatomben gebracht, und wie der Wind den Rauch bis in den Himmel getragen, doch nahmen sie's nicht auf, die seligen Götter, sie wolten's nicht von ihnen, sie hasten gewaltig das heilige Troja, hasten den Priamus und das Volk des Priamus. — — — Es nuzte ihnen also nichts, die Götter, denen sie verhaßt waren, mit Opfern und Geschenken vergebens zu verehren; denn wahrlich es ist nicht mit den Göttern, wie mit dem Geizhals, von dem man durch Geschenke erhalten kan, was man wil; wenigstens wäre es gewis lächerlich zu sagen, daß es den Lazedämoniern damit geglückt hätte; und schlim wäre es in der That, wenn die Götter uns um unserer Opfer und unsere Geschenke, und nicht mehr um der Reinheit und Heiligkeit unserer Seelen willen geneigt wären. Mich dünkt, es komt bei ihnen weit mehr auf diese an; denn die lasterhafteste Nazion, und der ungerechteste Mensch kan jene so gut alle Jahre bringen, wie der beste. Aber sie sind nicht zu bestechen, und verachten die Gaben, wie die Prophetin des Ammon sagte. Es ist also zu vermuten, daß bei den Göttern, wie bei den guten und verständigen Menschen, nur Gerechtigkeit geehrt wird und Weisheit. Weis und gerecht sind aber nur die, die wissen, was sie gegen die Götter und gegen die Menschen zu thun haben. Und nun, Alcibiades, sag, was du darüber denkst?

Alc. Wahrlich, Sokrates, ich denke darüber, wie du und der Gott. Wie solte ich denn widersprechen?

Sokr. Erinnerst du dich, wie schwer es dir schien, zu vermeiden, daß du nicht in den Gebeten dir Böses unter dem Schein des Guten wünschtest?

Alc. Ja wohl.

Sokr. Du siehst also, daß du eben nicht so zuversichtlich beten kanst, damit nicht die Götter etwa, wenn sie deine Lästerungen hören, dein Opfer verwerfen, oder vielleicht gar dir ganz etwas anders gewähren, als du denkst. Für dich wird's

also wohl am besten seyn, gar nicht zu beten; denn das Gebet der Lazedämonier wird sich für deinen starken Geist — das ist ja der edelste Name der Unvernunft? nicht wohl schicken. Ich rathe dir wenigstens, so lang noch mit deinem Gebet einzuhalten, bis dich jemand lehrt, wie du dich gegen Götter und Menschen zu verhalten hast.

Alc. Wie lang wird das währen, Sokrates? Wer kan mich's lehren? Zeig mir den Menschen; ich verlang ihn zu kennen.

Sokr. Dein Pfleger ist's. Aber mich dünkt, wie die Minerva im Homer dem Diomedes den Nebel von den Augen wegnahm, daß er die Götter vor den Menschen erkenne, so muß dein Freund auch erst von deiner Seele den Nebel nehmen, der nun darüber hängt, und dann dir zeigen, was wahrhaftig recht und gut ist; denn jezt siehst du das noch nicht.

Alc. Er nehme ihn! den Nebel, oder was es ist! Ich wil alles thun, was er verlangt, wenn ich besser dadurch werde.

Sokr. O Alcibiades! Er sorgt genug für dich.

Alc. Ich wil also mein Opfer so lang verschieben.

Sokr. Besser als dich nun in die Gefahr stürzen, die dir bevorsteht.

Alc. Aber, Sokrates! — Dir laß mich dann die Krone aufsezen für deinen Rath! Euch, ihr Götter, wil ich Kronen und Opfer bringen, wann die Zeit komt, da ich's verdiene euch zu nahen, und sie wird kommen, wenn ihr wolt.

Sokr. Ich nehme sie an, gern, wie alles, was du mir gibst. Aber ich mögte ausrufen, wie Kreon im Euripides, da er die Krone auf dem Tiresias sahe, die sie ihm aus der ersten Beute aufgesezt hatten. Glückliche Vorbedeutung! rief er, eine Siegskrone! ach! gros, du weist, ist die Gefahr in der wir schweben. So, Alcibiades, nehme ich die Krone auch als eine glückliche Vorbedeutung auf; denn auch wir schweben in Gefahr, Alcibiades, und ich mögte alle deine Freunde überwinden.

5. Ueber

5.

## Ueber die Verbesserung der Landschulen *).

Unsre Philanthropen sind nicht damit zufrieden, Menschen für ihren Wirkungskreis zu bilden; sie wollen, wie es scheint, die Gattung veredlen. Die Pflanze sol volkomner in ihren Töpfen gedeihen, und in die alte Erde versezt künftig allen Witterungen trozen. Was wil man nicht alles aus Bauernjungen erziehen? Aufgeklärte, polemische Christen, Patrioten, Weise, die, mit ihrem Zustand zufrieden, gegen alles Leiden gewapnet sind, Philosophen, welche Ursache und Wirkung, Grund und Verhältnis, Wahrheit und Irthum erklären. Der Knabe sol's begreifen, daß Gehorsam, Zwang und Druck Befestigung seiner Wohlfahrt sind; ein Saz, der dem Greise nicht anschaulich einleuchtet, wenn man ihm seinen Sohn exportirt, oder wenn er seinen Acker verlassen und das Land seines Herrn pflügen muß. Und was fodert man, um alle diese Wunder zu wirken? Nur die Kleinigkeit, eine Heerde ächter Menschenkenner, die, wie Sokrates, spielend Weisheit einflössen, und jedem Alter, jedem Geiste verständlich sind, die jeder eigenen Empfänglichkeit tiefsinnig nachspüren, in alle vielartige Triebfedern des Willens eingreifen, und jedem Kinde sein verdauliches Theil Unterricht mit der Wage des Sanktorius zuwägen. Ich wünsche unsern Zeiten Glück, wenn die Resewize, die Basedowe, die Salis, die Rousseaus, die Condillacs so zahlreich sind, und wenn man sie für hundert Thaler zu jeder Dorfschule miethen kan.



*) Dieser Aufsaz eines Geschäftsmannes ward durch den Vorsaz eines gütigen Fürsten, die Dorfschulen seines Landes zu verbessern, veranlast.

Und doch ist die Frage, was sich von der überfeinerten Erziehung erhält, wenn der abgerichtete Zögling in die verwilderte Welt geschleudert, unter allen Leidenschaften seines Alters herumtreibt. Wird gegen mächtiges Gefühl etwas übriggebliebener Wortkram verschlagen? Und die Ahndung entfernter Folgen den Reiz des Genusses überwinden? Auf dem Lande, wo Sklavenarbeit auch wieder Sklavenfreude fodert, wie des Hundes, der seiner Kette entrint? Wie behauptet sich Lehre gegen das Beispiel der Alten, das wenig Tugenden predigt? Wie ein Sittenspruch gegen manche Erfahrung, daß eine Lüge fruchtet, eine Wahrheit schadet, und der Betrug oft besser gelingt als die Redlichkeit? Ferne sey's, daß ich Arbeit und Wünsche würdiger Menschenfreunde tadeln solte. Ich bin von dem elenden Zustand unsrer Schulen überzeugt; und warum solten sie nicht verbessert werden können? Aber erwartet keine Sprünge, keine ungeheure Revoluzionen, weder im Reiche der Natur, noch der Vernunft.

Bildung der Seele bis ins vierzehnte Jahr ist nichts mehr, als was in diesem Alter Ringen und Laufen, Heben und Tragen für den Körper ist, noch nicht bestimte Anwendung, sondern Uebung, Prüfung, Entwickelung der Kräfte. Im jungen Geist ist nichts geschäftig, als Gedächtnis und Einbildungskraft; jenes sol genährt, nicht überladen, dieses erwärmt und nicht entzündet werden. Alle Erziehungsarbeit schränkt sich darauf ein, das Vermögen junger Köpfe durch beständige Ermunterung zu der besten Richtung sanft zu lenken, und an ihrer Einlichkeit vorsichtig zu bauen.

Predigt darum weniger Religion und Tugend, sondern, wie ein grosser Schriftsteller sagt, umringt die Seelen der Jugend damit. Last alles, was heilige Ehrfurcht verdient, immer in feierlichem Ernst und Würde erscheinen. Tief haftet sinlicher Schauer, und stimt auf immer Begriffe von Gott und Erwartung eines künftigen Lebens. Auch uns Klügere befriedigt über das Unsichtbare Empfindung mehr als Erklärung, und Wortkram und Beweise verwehn bei dem Knaben, wie Schall in der Luft. Lehrt Kinder Wohlthun, durch Wohlthaten lieben, ehrt

ehrt jede kindliche Tugend, Mitleiden, Güte, Dankbarkeit, pflegt jede junge Freundschaft, die alle Freuden des Lebens verherlichet, und erstickt in keinem Herzen die Blume Edens, Fröhlichkeit, die freiwillig keimt, aber in ihrer zarten Blüte oft durch einen Hauch getödtet wird. Ein froher Knabe wird ohne Kunst ein zufriedener und ein glücklicher Mann.

Wo finden wir Lehrer? Darauf komt freilich alles an. Schulgeseze, vorgeschriebene Methoden haben noch niemand erleuchtet, und es läst sich keine Klugheit verordnen. Seminarien sind nur in grossen Ländern möglich, und ich verlange keine Kandidaten des Predigtamts, wenn die Schule das Fegefeuer und die Kanzel der Himmel seyn sol. Meine Lehrer müssen ihren Beruf als eine gewählte Bestimmung ihres Lebens innig lieben, und fern bleibe von meinem Knaben die Blendlaterne, Kompendiumsweisheit. Aeltere Schüler aus den Gymnasien sind selbst nur ältere Knaben, ganz ohne Menschenkentnis, und ohne Sanftmut und Gedult. Nur die Klasse bleibt übrig, aus welcher man unsre Dorfschulen gewönlich besezt, Schulmeistersöhne, Söhne armer Priester und kleiner Beamten, die, fertig im Lesen, Schreiben und Rechnen, einen Schuldienst als das Ziel ihrer Wünsche betrachten, und sich bis dahin mit Dienen ernähren. Knechte für den erhabensten Beruf der Menschheit? — Wer hat die Söhne der edelsten Römer erzogen? Ich verlange für meine Bauerjungen keine Lehrer aus einer höheren Kaste.

Meine Bedingungen sind erfült, wenn ihr Karakter sanft und folgsam, ihr Verstand offen, unverderbt, ihr Wandel sitlich ist. Ihre Vorbereitung wird in einer Normalschule volendet, deren Einrichtung Muster und Gesez für alle Schulen des Landes seyn wird. Jeder künftige Schulmeister muß darin ein ganzes Jahr gearbeitet haben.

Zu Lehrern dieser Normalschule sind ein Paar aufgeklärte Männer nötig, die reichlich bezahlt werden müssen. Warum solten sie nicht eben so gut als ein wohlversorgter Priester bedacht seyn, der der Blüte wartet, da jene den

Baum an der Wurzel pflegen? Warum hat man immer den Erinnerer so sehr über den Lehrer erhöht?

Ich fodre wenig Wissenschaft, nur Eine Gabe Basedows, ohne welche keine Erziehung gelingt, das Talent die Freundschaft der Jugend zu gewinnen. Alles ist verloren, wenn der Knabe Unterweisung als eine Plage flieht, und sich irgendwo glücklicher als in der Geselschaft seines Lehrers fühlt.

Religion ist der ehrwürdigste Theil des Unterrichts. Ich rede nur furchtsam davon. Das Christenthum ist leider! eine Wissenschaft geworden, und wer begehrt den Rath eines Laien? Algemein gibt man zu, daß eine brauchbare Anweisung, welche die Glaubenslehren dringend und deutlich und für die Kinder begreiflich enthält, noch unter die frommen Wünsche gehört. Ein solches Lehrbuch ist allerdings schwer. Nicht, weil es nicht angeht die Wahrheiten unsers Glaubens in einen verständlichen Vortrag zu kleiden, sondern weil man dazu eine Sprache wählen müste, die den Wächtern in Zion zu unsymbolisch und darum zu gefährlich klingt. Wonne dem wohlthätigen Mann, der sich an die bedenkliche Arbeit wagt! Ihn müste Christus Lehrart erleuchten, der wenig Geheimnisse predigte, aber innig Liebe empfahl, der gern tröstete, selten dräute, und sich immer zum Begriffe seiner Zuhörer herablies, der nichts tiefsinnig erklärte, sondern durch Beispiele und Gleichnisse sprach, und der seine himlische Weisheit nie durch schulgerechte Schlüsse bewies.

Ins Lehrbuch der Religion gehört zugleich die Moral, eine Frucht des nämlichen Baums. Beide sind Geseze der Liebe. Alles Glück der Menschen ruht auf dem Rath: Begegne deinem Nächsten, wie du wünschest, daß er dir begegne. Wenn diese Liebe mehr im Herzen, als im Verstande, durch Beispiele mehr als durch Worte in der Jugend erweckt wird, so gedeiht sie gern in jeden Busen. Hiemit solte man, nach dem Rath der wohlthätigen Kaiserin *), einen

faßli-

*) Instruction pour la Commission des loix.

faslichen Auszug der Landesgeseze verbinden; denn der Bauer solte wissen, was das Gesez von ihm fodert, damit er es nicht durch unverschuldete Strafen, oder mit seinem Untergang durch Rabulisten erfahre.

Ein Saz würde nach dem andern vorgenommen, nicht durch peinliche Verhöre, nicht durch Auswendiglernen ohne Verstand, sondern der Lehrer muß sich nach Schlossers und Rochaus Rath, im Ton des Gesprächs mit seinen Schülern unterhalten, und jede Wahrheit so lang durch Fragen und Exempel erläutern, bis der Schüler, ohne die Worte des Lehrers zu wiederholen, den Sin begreiflich machen kan. Eher haftet nichts, und dieser Versuch ist Probe des Eindrucks. Aeltere Schüler schreiben ihren Begrif nach Volendung des Unterrichts nieder. Nichts berichtiget das Erkentnis mehr, als wenn man zu dem Gedanken den schriftlichen Ausdruck finden muß.

Fertiges Rechnen und Schreiben ist dem Landmann unentbehrlich. Lezteres würde nach gestochenen Vorschriften geübt; es ist eben so leicht eine gute Hand, als eine schlechte zu lernen. Zur Erholung würde zuweilen aus Gellerts faslichsten Schriften etwas laut vorgelesen. Strafen bestünden im Heruntersezen und im Ausschliessen von Ergözlichkeiten; Belohnung, ausser dem Heraufrücken, wäre eine Bank im Chor der Kirche, die Bank der guten Schüler genant. Der Abt von Sagan schlägt Konduitenlisten vor, ein Einfal, der mit den Regimenslisten verwandt ist. Man muß durch die Form die Sache nicht erschweren. Dafür ist's genug, wenn auf jeder Kirchenvisitazion jeder Lehrer einige der besten Schüler nent, und diese werden mit kleinen Geschenken an Büchern und Kleidungsstücken erfreut.

Aufsicht über die Schulen bliebe bei dem Konsistorium; aber ein Mitglied desselben wird zum Schulinspektor ernant, der den Superintendenten auf die Visitazionen begleitet, und die Geschäfte der Schulen in der Versamlung vorträgt. Auf seinen Vorschlag würden auch die fleissigsten Lehrer durch ausserordentliche Geschenke ermuntert.

Aber, ruft mir ein wärmerer Jugendfreund zu, die Seele der Bauern ist höherer Aufklärung fähig. Man muß mit einer verständlichen Logik anfangen, als Wissenschaft die Vernunft zu gebrauchen — Vermutlich, weil die Professoren der Logik die allervernünftigsten Menschen sind? — Und sol, frägt man ferner, der Bauer in seinem Beruf unwissend bleiben? Nicht den Ackerbau nach richtigen Vorschriften lernen, damit endlich die schädlichen Vorurtheile schwinden? — Freilich ist nichts herlicher als Theorei, und wir würden alle besser chaussirt seyn, wenn der künftige Schuster sein Handwerk nach Grundsäzen lernte.

Wird der Knabe seinen Vater bekehren? Oder glaubt ihr, wenn er heranwächst, wenn er endlich selbst ein Eigenthümer wird, daß er nun seinen geübten Landesgebrauch auf das Ansehen seines Schulmeisters ändert? Lehrt durch Beispiele, ihr klügeren Wirte! Wenn eure Künste Vortheil bringen, so wird der Bauer sinlich zur Nachfolge gereizt. Dennoch fährt mein wohlgesinter Erziehungslehrer fort, komt und seht, was in einer höheren Sfäre die Salis, die Basedowe mit ihrer Jugend ausrichten, wie die Rochaue ihre Bauerjungen erziehen! Auf dem Sandfelde hinter meinem Hofe gelang es mir durch Dünger, Kosten und Arbeit eine grasreiche, blühende Wiese zu erschaffen; aber die Kunst die Lüneburger Haide urbar zu machen, ist darum noch nicht erfunden. Wer in unserer Welt allein nach hoher Volkommenheit ringt, wird viel Vortrefliches sagen, und wenig Gutes thun.

---

6. Wie

## 6.

# Wiederhergestelter Vers im Sofokles,

von

Johann Heinrich Voß.

---

Oedipus auf dem Hügel, V. 1626 — 1649.

### Strofe.

1. Ει θεμις εςι μοι ταν αφανη θεον
2. Και σε λιταις σεβιζειν,
3. Εννυχιων αναξ
4. Αϊδωνευ Αϊδωνευ,
5. Λισσομαι, μηποτ' επιπονῳ
6. Μητ' επι βαρυαχει
7. Ξενον εκτανυσαι
8. Μορῳ ταν παγκευθη κατω
9. Νεκρων πλακα και ςυγιον
10. Δομον. πολλων γαρ αν
11. Και ματαν πηματων ἱκνȣμενων,
12. Παλιν σε δαιμων δικαιος αυξοι.

### Antistrofe.

1. Ω χθονιαι θεαι, σωμα τ' ανικητε
2. Θηρος, ὁν εν πυλαισι
3. Φασι πολυξεςοις
4. Ευνασθαι κνυζεισθαι τ' εξ αντρων,
5. Αδαματον φυλακα παρ' Αΐδα,
6. Ως λογος αιεν εχει.

7.

*

7.

8. Ὃν, ω Γας παι και Ταρταρȣ,

9. Κατευχομαι εν καθαρῳ

10. Βηναι ὁρμωμενῳ

11. Νερτερας τῳ ξενῳ νεκρων πλακας.

12. Σε τοι κικλησκω τον αιενυπνον.

---

Als ich diesen Chor zuerst las, erwartete ich bei dem Sterne, der den verlornen siebenten Vers der Antistrofe anzeigt, eine abgerissene Wortfügung oder einen Gedankensprung; aber ich fand den Sin so zusammenhangend, daß ich nicht einmal einen Ausruf von zwei Anapästen hineinschieben konte. Auch stand im Scholiasten, der hier doch ziemlich umständlich ist, kein Wort, das sich auf einen ausgelassenen Vers deuten ließ. Triklinius in seiner Abhandlung über Sofokles Silbenmasse sagte mir blos, daß die Antistrofe sowohl als die Strofe zwölf Verse hätte, ohne jeden in seine Füsse zu zergliedern. Ich schrieb also den Chor auf einen Zettel, Vers gegen Vers, bezeichnete die Längen und Kürzen, und verglich.

Der sechste Vers der Antistrofe stimte mit dem siebenten der Strofe völlig überein, wenn ich zu diesem die lezte Silbe aus βαρυαχει herüber nahm. Ich sezte ihn auf die Stelle des Sterns, und ging zurück, seine Lücke wieder auszufüllen.

Der vierte Vers der Antistrofe verrieth mirs, daß der fehlende in den vorhergehenden steckte; denn er war einen ganzen Moloß länger, als sein Bruder in der Strofe. Ich schrieb εξ αντρων als einen Anfang des fünften Verses besonders, und strich in der Strofe die Theilungspunkte über Αϊδωνευ weg.

Zum fünften Verse gab die Antistrofe den Ton. Denn sowohl εξ αντρων als αδαμαστον schien mir rein zu stimmen; und der fünfte Vers der Strofe war mir schon wegen seiner

Flück=

Flüchtigkeit verdächtig, die mir gegen die vorhergehenden Längen, und gegen den Ernst des Inhalts, mehr abstach, als ichs bei einem so grossen Meister der Harmonie gehört hatte. Auch war mir der Uebellaut unerwärtet, daß επι so schnell auf einander, einmal mit dem Adjektiv zusammengesezt, und einmal als Präposition gebraucht war. Und was hieß μηποτε? Daß Oedipus niemals eine schwere Reise zum Todtengefilde habe? Aber er reiste schon jezt. Der Scholiast erklärte die Stelle für verdorben, denn in seinem Exemplar stand noch διδω μοι, womit er nicht zu bleiben wuste. Aus allem erhelte, daß die Glosse in den Text geschlichen war.

Dieser Entdeckung zufolge, strich ich erst επι vor πονῳ weg. Es ist bei lyrischen Dichtern keine Neuigkeit, wenn der Regent zweier Wörter nicht vor dem ersten, sondern vor dem zweiten steht. Z. B. Aeschylus Prometheus V. 689. ουποτ' ηυχουν ξενους μολεισθαι λογους ες ακοαν εμαν, ουδ' ὡδε δυσθεατα. Und Pindars achter nemäischer Chor V. 70. σοφοις ανδρων κερδεισ' εν δικαιοις τε προς ὑγρον αιθερα. Daher sezte der Glossator in der Konstrukzion jenes επι vor πονῳ, womit es durch die Schuld der Abschreiber zusammenwuchs, und so in den Text kam.

Nun wars auch begreiflich, daß ein Abschreiber, dem die Silbe πο von πονω vorschimmerte, aus μητε, der Lesart des Scholiasten, wenn ich das erklärende επι wegnehme, μηποτε gemacht hatte.

Jezt durfte ich nur noch das bekantere λισσομαι in das unbekantere, und daher durch jenes erklärte, λισσω verwandeln, und beide Verse waren gleich:

– – – ⏑ ⏑ –
Λισσω, μητε πονῳ
– – – ⏑ ⏑ –
Εξ αντρων ὑδαμα —

Das Metrum des sechsten Verses tönte mir in der Strofe am reinsten:

– ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ –
Μητ' επι βαρυα —

In

In der Antistrofe hüpfte der Höllenhund mit sieben kurzen Silben. Ich schrieb dafür φυλακ' Αΐδα, den dorischen Genitiv stat Αΐδαο, den der Glossator für den Akkusativ von Αϊς gehalten, und darum sein παρα vorgeflickt hatte. Also war auch der sechste Vers der Antistrofe da:

– ◡ ◡ ◡ ◡ –
τον φυλακ' αιδα.

Man erlaube mir noch ein Paar Anmerkungen über diesen Chor, welche die Wiederherstellung des fehlenden Verses nichts angehn.

Was heist εντανυσαι im siebenten Verse der Strofe? Was es heissen sol, liegt vor Augen. Der Scholiast erklärts durch κατανυσαι, nämlich ὁδον oder πορευσασθαι, wie Stefanus Lexikon lehrt. Solte Sofokles nicht εξανυσαι geschrieben haben?

Im dritten Verse der Antistrofe steht φασι. Dorischer wäre φαντι.

Und im zwölften Verse der Antistrofe lesen die meisten Ausgaben, auch die Johnsonsche αιενυπνον. Der Scholiast fand es in seiner Handschrift als zwei Wörter αιεν υπνον; denn er befiehlt, Ein Wort daraus zu machen, und es auf den Tod, als einen unterirdischen Gott, zu deuten. Ein sonderbarer Gott, der immer schläft! Und gleichwol hat Stefanus in seinem Thesaurus einzig auf diese Stelle seine mit Parallelen geschmückte Erklärung des Wortes αιενυπνος gegründet. Der ungenante Volender der Johnsonschen Ausgabe sagt, daß Johnson und der Dolmetscher in der Londner Ausgabe von 1722, der sich mit A. B. bezeichnet, semper insomnem übersezen, daß aber diese Erklärung durchaus nicht statt finde, weil αιενυπνον das Gegentheil heisse. Um den Verstand bekümmerte sich der gelehrte Mann so wenig, als um das Silbenmas. Man lasse auf δικαιος αιξοι die Antistrofe τον αιενανυπνον antworten, so hat man eine schickliche Benennung des Höllenwächters. Und so steht auch in der Brubachschen Ausgabe, wie jemand in meinem Exemplare beige-

beigeschrieben hat. Dies α vor νανιν war vermutlich in der Handschrift des Scholiasten, oder in ihrer Vorgängerin, verblichen; daher die Lücke, und die Klügeleien über das neuzusammengesezte Wort.

Die fehlerhafte Interpunkzion der Ausgaben habe ich beim Abschreiben geändert.

---

## 7.

## Der Englische Homer.

Mit sicherm Zügel, stil und hehr,
Lenkt auf der Himmelsbahn der Göttersohn Homer
Die Sonnenroß' Apols, und überstralet milde
Mit Lebenskraft und Reiz elysische Gefilde.
Da hüpft, neumodisch angethan,
Herr Pope leicht daher, ersucht den Wundermann,
Ihm seine Staatskaroß' ein wenig abzutreten,
Und lächelnd weicht Homer dem schmächtigen Poeten.
Er hängt den Rossen Schellen an,
Sezt breit sich auf den Sonnenwagen,
Dem reichen Brittenvolk eins vorzujagen,
Und knalt galant: mit Ungestüm
Entkollern dem schmächtigen Manne die stolzen unsterblichen Rappen,
Hoch über den Sirius hin; und tief, tief unter ihm
Herscht Grönlands Winternacht, Geheul und Zähneklappen.

8. Weß

## 8.

## Weß ich mich freue.

Ich wil's euch erzählen, ihr Lieben, warum ich so froh bin. Am Abhange des Hügels steht eine Hütte, und in der Hütte hab' ich einen Freund.

Wir sagen's uns nicht, denn wir haben's uns einmal gesagt. Aber stil und Hand in Hand wandeln wir im Angesichte Gottes, und wissen's, wozu wir Freunde sind.

Darum jauchze ich ins Gejammer der Knaben: doch selig, selig, wer freies Sinnes ist! Denn am Abhange des Hügels steht eine Hütte, und in der Hütte hab' ich einen Freund.

## 9.

## Von den fremden europäischen Ministern bei der Osmanischen Pforte.

Zu Konstantinopel sind gewönlich nicht mehr als vier Botschafter, deren Rang folgender ist: 1) der französische, 2) der engländische, 3) der venezianische und 4) der holländische. Der französische, welcher der vornehmste ist, hat immer alle Hände voll zu thun, um die zwischen seinen Landesleuten entstandene Rechtssachen zu schlichten. Es ist sonderbar, daß auch die Hugenotten, oder reformirte Franzosen, die aus ihrem Vaterlande entwichen sind, unter dem Schuze des französischen Botschafters stehen. Der königl. franzö-

französische Hof hat allen seinen Unterthanen verboten, keine unbewegliche Güter im osmanischen Reiche zu kaufen. Wenn ein daselbst verehligter Unterthan allein nach Frankreich zurückgeht: so darf derselbe nicht länger, als 6 Monate in Frankreich bleiben, bis er seine ganze Familie mitbringt. Daß der jezige Staatsminister der auswärtigen Geschäfte, Graf von Vergennes zu Paris, sich in Konstantinopel mit einer Griechin vermählet habe, ist bekant.

Der großbritannische Botschafter wird von der levantischen Handelsgesellschaft in England dem Könige vorgeschlagen und nach erhaltener Bestätigung auch von derselben besoldet. Gemeiniglich fält die Wahl auf einen Mann, der im Handelswesen erfahren ist. Unter ihm stehen alle in der Türkei befindliche sieben engliche Konsule, welche gleichfals von gedachter Geselschaft ihre Besoldung empfangen; aber im Grunde nur Faktore sind und nicht in königl Diensten stehen. Der holländische Botschafter wird von den Generalstaaten nur als Resident besoldet; doch steht es in seiner Macht, auf eigene Kosten den Karakter eines Botschafters zu führen, welches aber wegen der niederländischen Sparsamkeit nicht allemal geschieht.

Alle übrige europäischen Mächte halten gewönlich bei der Pforte nur Gesandten, Residenten und Konsule; ausgenommen der kaiserl. königl. Hof, welcher daselbst einen Internunzius hält. Dieser hat zwar den Rang über alle Gesandten; aber nicht über die Botschafter. Wenn hingegen der kaiserl. königl. Hof bei feierlichen Gelegenheiten einen Botschafter an die Pforte abschicket: so hat derselbe den Rang über alle; den französischen Botschafter ausgenommen.

Wenn ein neuangekommener Minister das erstemal zur Audienz des Grossultans gelanget, so werden ihm und jedem seines Gefolges von zween starken Türken die Arme festgehalten. Der Grossultan sizet in einem Winkel des leeren Audienzsales und redet kein Wort. Mitten im Sale, an dessen Wände die Trabanten sich einer neben dem andern mit dem Rücken anlehnen, steht der angekommene Minister mit sei-

nem Dolmetscher. Der oberste Wessir, (Wessiri åssåm, aus Unwissenheit Grosvezier genant) welcher neben dem Sultan steht, gibt mit einigen Worten die Antwort. Alsdann schreien alle Trabanten laut: Gelobet sey der Ewige, daß die Unglåubigen kommen und unserem herlich glånzenden Szepter huldigen müssen!

Pera, eine lustige Vorstadt, ist der ordentliche Aufenthalt der fremden Minister, welche alda so frei leben, als in Paris oder London. Oft låst sich in Jahr und Tag kein Türk zu Pera blicken; denn die Einwohner sind alle Griechen. Die Minister kommen tåglich zusammen und leben sehr freundschaftlich mit einander, weil sie sonst gar keine andere Geselschaft haben. So bald in der Stadt die Pest ausbricht, verlassen sie Pera und begeben sich in ihre Landhåuser am schwarzen Meere.

Nirgends ist es leichter, als bei der Pforte, einen Minister abzugeben. Alle Geschåfte werden von den beeidigten Dolmetschen besorget, deren jeder Minister 2, 3 auch wohl 6 hat. Der Minister nimt dazu seine Landsleute und diese Dolmetschen werden von ihren Hôfen gut besoldet. Einer von ihnen muß tåglich vom Morgen bis auf den Abend im Palaste des obersten Wessirs seyn und dessen Befehle erwarten. Alsdann stattet er seinem Minister Bericht ab, dessen Antwort er dem Wessir überbringt.

Der kônigl. schwedische Gesandte von Karlson, hat im Jahr 1754 der Christenheit grossen Schaden gethan. Denn auf seinen Antrieb ist es geschehn, daß nicht nur die christlichen Minister alle von ihren Hôfen einlaufende Neuigkeiten, ohne etwas zu verschweigen, ordentlich dem Staatsrathe (Gålebe Diwani, fåschlich Divan genant) mittheilen müssen; sondern auch, daß sie, so oft nur der Sultan bei einem Kronbedienten, z. B. bei dem Wessir, speiset, schuldig sind, den Tag zuvor die Konfituren dahin zu schicken, welches wegen der Begierde, einander zu übertreffen und ihrem Hofe Ehre zu machen, ungemein grosse Kosten nach sich zieht: ob es gleich eben nicht oft zu geschehen pflegt und seit 10 bis

12

12 Jahren gar nicht mehr geschehen ist, daß der Sultan ausserhalb seines Palastes gespeiset hat. Der Staatsbediente, der einen so hohen Gast bei sich zu bewirten die Ehre hat, läßt sich gar nicht sehen: vielweniger darf er mitspeisen. Es pflegt auch der Sultan wol ein Gefolge von 5 bis 600 Menschen mitzubringen, die alle gesättiget seyn wollen. Das ganze Haus scheint der Plünderung Preis gegeben zu seyn: alles auf der Tafel gewesene Geschir wird von den Sklaven des Sultans in den Haram oder Harem, geschleppt, welchen man irrig Serail oder Seraglio nent. (Seraï heist ein jeder Palast.)

Die hohen Staatsbedienten der Pforte lassen sich gern bei den christlichen Ministern zum Essen einladen. Ja, sogar die vornehmsten osmanischen Geistlichen speisen gern bei den fremden Ministern, welche sich aber nicht entsezen müssen, wenn bisweilen einer oder der andere von ihren eingeladenen Gästen mit einem Krankenturban sich zur Tafel sezet, zum Zeichen, daß er mit der Pest behaftet sey.

Taube.

---

## 10.
# Hymnus
## dem vier und zwanzigsten Jänner 1778 gesungen
## von
## Joachim Christian Blum.

---

Der Held Europens trit, mit diesem Feierlichte,
Dem wir einträchtig uns entgegenfreun,
Mit ungeschwächtem Geist und heiterm Angesichte,
In neuer Arbeit Schranken ein.

Wer kan sie zählen? — In dem ewigen Gedränge
Verliert sich ihre ungeheure Zahl:
Und lehrte mich die Muse seiner Thaten Menge,
So unterläg' ich doch der Wahl.

So glorreich fährt, und jeder Blick von ihr ist Segen,
Des Tages goldgelockte Königin
Im Erntemond, den weitesten von ihren Wegen
Durch den Kristal des Aethers hin.

Noch ungeschwächten Glanzes, wenn sie dem Gestade
Des meerbegränzten Abendhimmels naht,
Noch albelebend, wie sie jüngst die Rosenpfade
Aurorens jugendlich betrat!

Wird sie sich spät einmal vor unserm Blick verstecken,
Wohlthätig andern Welten aufzugehn,
Dann wird auf uns sich noch ihr Schimmerlicht erstrecken,
Und Glut in ihrem Gleise wehn.

---

## 11.

## Strenge und Gelindigkeit der Akzise- und Zolbedienten, in einer wahren Geschichte, die sich begeben hat in diesem Jahr.

Als ich an das erste Thor einer grossen Stadt und Gränzfestung einer der grösten Monarchien von Europa kam, wurden Name, Bestimmung, Zahl des Gepäcks u. s. w. ganz genau, pünktlich und doch höflich erfragt und sorgfältig aufgezeichnet. Im zweiten Thor wurde eben dieses mit eben der Pünktlichkeit wiederholt, und zugleich die Schlüssel der Koffer gefodert. Ich freute mich sehr über diese trefliche, strenge Einrichtung. Kaum eine Viertelstunde war ich im Quar-

Quartier, so kamen zwei statliche, reinliche, ältliche Männer mit meinen Schlüsseln. Ich wuste, daß ich keine Kontrebande hatte, indes dacht ich doch etwas von den Akziseeinrichtungen des Landes, in das ich zum erstenmal trat, zu lernen, und bat die Herren meine Koffer zu öfnen. Statt es zu thun, frugen Sie, ob ich keine Kontrebande bei mir habe? Ich antwortete: Nein, soviel ich wisse, indes mögten sie öfnen und sehn. Meine Herren, fingen an verlegen zu werden, einmal über das andre stockten sie: Ainsi Vous n'en avez pas, Monsieur, — il est vrai, Vous n'etez pas Marchand — Ich bat, mir die Schlüssel zu geben, um selbst zu öfnen. Sie zogen zurück: Ah Vous n'avez de contrebande, Monsieur — on le voit bien — cela Vous generoit. Ich sah, daß ich endlich doch die Sprache verstehn muste, die ich schon lange verstand; ich grif in die Tasche, und fand nur noch ein einziges Stück von der Landesmünze, das nach deutschem Gelde etwa 7 Gr. werth war. Nach der Analogie andrer Länder schloß ich, daß so wenig nicht zureiche, die höflichen Herren, die sich soweit durch einen grossen Theil der Stadt bemüht hatten, los zu werden. Ich wolte also beim Wirth mehr Münze wechseln, er hatte die Herren zu mir kommen sehn, und merkte, wozu ich das Geld verlangte. Allein er verstand mich doch sehr unrecht. Ich hatte das 7 Gr. Stück noch in der Hand und er bat mich es ihm zum Wechseln zu geben, damit ich die Akzisebedienten bezahlen könte. Und so gab er mir eine Kupfermünze, die noch nicht einen deutschen Groschen werth ist, und „mehr müsten sie nicht haben," sezte er hinzu. Ich staunte. N'en doutez pas, Monsieur, antwortete mein Mann, *c'est le prix*. Ich war sehr neugierig zu erfahren, ob er Recht habe, und erfuhr, daß er es hatte. Ich gab meine Kupfermünze dem einen der statlichen Herren und so, daß er deutlich sehn konte, was ich ihm gab. Sogleich empfohlen sich beide mit ungemeiner Politesse, und ich freute mich, ihren Preis so wohlfeil gelernt zu haben. — Aber war's nun wol der ungeheuren Kosten, der weitschichtigen Anstalten, des vielen Fragens

und Antwortens werth, um einem Fremden einen Groschen abzunehmen, der übrigens seine Koffer von oben bis unten mit Kontrebande gefült haben konte. — Schon einigemal, wenn ich von Droits und Impots lese, sind mir immer die Worte eingefallen: *C'est le prix.*

D.

---

12.

## Der Anblick der Natur.

Julianenruh. Den 22sten Junius 1777.

Unerschöpflich und reich ist deine Fülle, Natur,
Unbelebter und lebender Kinder Mutter, Du!
Schlägt auch ein Herz wo, das steinern ist,
Dich verkent und nicht Thränen weint?

Hört wo ein Ohr den Gang des Unendlichen nicht
In der Donnerwolke? in dem Lispel des Westhauchs?
In der Stimme des Quells, in dem Liede
Der Gespielen meiner Leier?

Sieht wo ein Aug' ihn im Auge des Weibes nicht?
Im süssen Antliz seiner Geliebten nicht? —
Des Meisters Meisterstück! die Seele
Die sich im lächelnden Blicke bildet,

Und schweigend spricht! o, wie unsterblicher
Und lebender als alle Fluren
Mit ihrem inhaltsvollen Reichthum,
Stralet vom Auge des Weibes sie!

Das schaun wir gerne! Trübender Gram entflieht
Wenn das uns lächelt! Blüte der Jugend färbt,
Wie Purpur junge Morgenwolken,
Der Keuschen sanftere Wange roth.

Gold ist ihr Haar und ihr Aug' ist Licht!
Nicht sparsam goß der Rosen Anmut
Auf ihren Mund der Schöpfer! Selig ist,
Wer ihrer Lippen Honig trinket!

Ach, oder trank! — O du der Natur Wonnanblick,
Bleib ewig mir, du Einziges was mir blieb,
Bleib, bis auch mir die Stimme schallet:
Kom, Staub, und samle dich zu dem Staube!

Du wardst mir heute! Dämmernd, Träumenden gleich entzückt, hing,
Mein alzuvolles Herz an dir! Tobte nicht,
Brauste nicht, klopfte nicht — stil war's!
Doch schwoll's, wie ein Born der überfließt.

Und brach in Thränen aus, da ich seitwärts ging!
Wer nent's? Wer singt's? Wer schöpft dich, Meer, aus,
Dich, Ozean von Erinn'rung und Ahndung
Der Vergangenheit und der Zukunft?

Stil war, fast in Wolken gehült, der Himmel;
Mit den Geistern der Jugend umschwebte Ruhe die Flur;
Leise glit ein Nachen auf der See vor uns!
Es schwieg in dem Walde.

Da säuselten Segenstropfen benezend herab!
Und aus der Heitre brach ein Stral;
Wie ein Jüngling, den sein Mädchen nun liebt,
Weinte Freudenthränen der Himmel.

Und die Hell' und das Dunkel! — Erleuchtet war
Halb, und halb umschattet der Wald,
So kämpft Hofnung in der Seele des Edlen
Mit beklemmender Furcht!

Wie der Bogen des Friedens drauf ausgespant
Purpurn und golden mit dem Einen Fus
In des Meeres Kühlung sich taucht' und sein Andrer
Sich in dem Laube der Buchen verlor!

Ach, wer merkt's? Wer singt's? — In dem Thale nicht fern davon
Duftete bescheiden ein Veilchen noch;
Am nährenden Bache wuchs ein Vergismeinnicht,
Und Maienblümchen keimten unter Eichen auf.

Bilder von Ihr, die dich, Natur, mit genos,
Selber Natur, Sie! lebendere, schönere Natur,
Als der träufelnde Wald
Und der Bogen in den Wolken.

Da sie da stand bei dem Gatten, in dem Kreise der Guten,
Liebend und geliebet, und sie zärtlich die Gegend
Mit gerührtem Blicke durchlief, ward vergüldet
(Ich sah's!) und verklärt ihr Gesicht von dem Stral!

Und mir däucht' es wie Auferstehung
Rings um mich her. Als wär's
Edens Gefilde! Ich vergas die Stunde des Grab's,
Das verschlingt, was uns theuer ist!

Wohl, lieblich war's mir. — O du der Natur Wonnanblick,
Bleib ewig mir, du Einziges, was mir blieb,
Bleib, bis auch mir die Stimme schallet:
Kom, Staub, und samle dich zu dem Staube!

C. F. Cramer.

---

13.

## Selbst die gröste Königin ist nur eine Frau.

### Einige abgerissene Szenen aus Elisabeths Leben.

Elisab. Ich hab' euch rufen lassen, Mylord —

Lord W. Ja, Ew. Majestät, und dieser Ruf war mir desto erwünschter, da ich eben aus Spanien eine Nachricht erhalten, die meiner Königin nichts weniger, als gering scheinen wird. — Sichern Anzeigen zufolge sol die Flotte —

Elis. O schweigt noch ein wenig von Staatsgeschäften, und hört auf das, was ich Euch fragen wil. — Ihr wart vorhin bei der Audienz zugegen, die ich den holländischen Gesandten gab.

Lord W. Ja! Ew. Majestät.

Elis. Einer von ihrem Gefolge, van Twiet, glaub' ich, sol er sich nennen, nahte sich Euch und ihr spracht zusammen. Wovon? das wil ich jezt wissen. — Ich habe meine Gründe darnach zu forschen.

Lord W (mit einiger Verwirrung, die er zu verbergen suchen wil.) O gewis von etwas sehr unwichtigen, denn ich entsinne mich dessen selbst nicht mehr.

Elis. W. Ausflüchte, die ich nicht gelten lasse. Bin ich Euch unwichtig?

Lord W. (noch mehr betreten) Sie, Ew. Majestät? —

Elis. Ja ich: denn ich bin gewis, daß ihr von mir sprachet, das sagte mir der Blick des Fremden; das sagte mir Euer Lächeln, und Euer Auge, das gleichfals sich auf mich wandte, aber erschrocken zurückfuhr, als Euch das meinige traf. — Heraus also mit der Wahrheit!

Lord W. (noch betretner) Aber fürwahr, Ihro Majestät.

Elis. Wie? ihr weigert Euch noch? — Ohne Zweifel also war es schmähsüchtiger, boshafter Wiz, war's ein Einfal, den der Unterthan von mir nicht anhören, nnd noch weniger belächeln sol? — Ist es dahin mit mir gekommen, daß selbst in meiner Gegenwart ein Fremdling mich ungescheut tadelt, und meine Höflinge sich dessen freuen? — Unwürdiger! —

Lord W. Verzeihung, Ihro Majestät, so strafbar bin ich nicht, werd's auch nie werden. Was van Twiet zu mir sagte, war höchstens Unvorsichtigkeit, war nichts, was nur von fern einem Tadel gliche. — Ha! wo wär' auch der Elende, der es wagen dürfte, Elisabeth zu tadeln! Und wie nichtswürdig müste der Unterthan seyn, der dies anhören könte, ohne Rache von seinem Blute zu fordern!

Elis. Stil davon! Gehorsam ist besser denn Opfer. Alles dies sind blosse Schmeicheleien, wenn ihr euch länger noch weigert.

Lord W. Wohl! Sie befehlen's, grosse Königin, und ich gehorche. — Lange schon hatte van Twiet Ew. Majestät zu sehen gewünscht, und mit inniger Freude auf den Tag gewartet, der zur Audienz bestimt war. Heut, als er dieses Glück wirklich genos, gab ich um desto genauer auf den Eindruck Acht, den es bei ihm machen würde. — Lang' als er hereintrat, starr' er mit grossen Augen nach Ihnen hin, und als er endlich mich nicht weit von sich gewahr ward, wandt' er sich vol Hize zu mir, pries mit mehrerm Entzücken, als je ein Maler fühlt, wenn ihm ein schönes Gemälde geglückt ist, und er nur seinem Freunde alle die Reize desselben zergliedert, die Gestalt Ew. Majestät; und schlos endlich mit dem Schwure: Bei Gott! die halbe Welt hält Elisabeth für eine trefliche Königin; auch ich stimme gern mit ein; aber sie ist noch ein treflicheres Weib! — Dies ist alles, was er sagte, und das Unschickliche dieses Ausdrucks —

Elis. (zornig) Schweigt! Das ist es nicht ganz, oder wahrscheinlicher weise gar nicht. Was er zu Euch sagte, war weit mehr; das verrieth mir die Dauer euers Gesprächs;

das

das verräth mir noch jezt dieser ungewisse Blick eures Gesichts. — Auch müstet ihr wol ein grosser Thor seyn, wenn ihr Euch im Ernst nur eine Minute geweigert hättet, diese Kleinigkeit bei der ersten Frage zu gestehen. — Vergebens denkt ihr mich mit Schmeicheleien zu schweigen, wie ein halbjähriges Kind! — Hinweg aus meinen Augen, Unwürdiger, dem ich bisher zur Unzeit so viel vertraute! — Wagt nicht euch ungerufen wieder vor solche zu stellen?

Lord W. Nein! das ist zu viel. — Dieser Drohung weicht jeder meiner Zweifel; mit pünktlichster Genauigkeit wil ich alles entdecken. — Aber Verzeihung alsdann, wenn vielleicht ein unziemender Scherz —

Elis. (ungeduldig) Schon wieder ein Eingang? Unschicklich, unvorsichtig und unziemend immer über's dritt' und vierte Wort! — Hab' ichs nicht schon gesagt, daß ich verzeihe? Aber sprecht endlich und sprecht wahr!

Lord W. Auch meine vorige Erzählung ist es, obschon mit einiger Abkürzung. — Denn lächelnd fragt ich ihn, von dem ich wuste, daß er ein Bräutigam sey, auf seinen Austuf, obwol seine Braut in Amsterdam eben so schön als Ew. Majestät sey? Er schwieg zwei Sekunden. Bis jezt, erwiederte er, hielt' ich sie für schön; von nun an blos für artig. — O der Glückliche, der mit einem so reizevollen Geschöpfe eine Brautnacht feierte! Sieh, Lord W. Dein England ist ein schönes Land; aber man gebe mir die Wahl, ob ich ein Jahr lang darüber König, oder lieber eine Nacht der Wonnetrunkene in Elisabeths Armen seyn wolle; bei Gott! da mögte König König bleiben! Ich würde — Hier wurden wir gewahr, daß Ew. Majestät auf uns blickten, und er schwieg.

Elis. Ein feines Gespräch! Eure Frage schon unbescheiden genug, und seine Antwort es noch zehnmal mehr. Doch ich hab' Euch im Voraus verziehen und halte mein Versprechen. — Man sagte mir gestern, daß Ihr einige Absicht auf die Stathalterschaft von Irland hättet, ich wil an Euch denken.

Lord W. O Ew. Majestät! —

Elis.

Elis. Keinen Dank, Mylord! Laßt mich jezt —

Lord W. Was aber die Nachricht aus Spanien anbetrift, von der ich vorhin Ew. Majestät sagte —

Elis. Morgen, Lord, Morgen! Ich habe jezt wichtige Geschäfte, wil allein seyn.

Lord W. (küßt ihre Hand, und geht.)

## Elisabeth (allein.)

Das hätte van Twiet gesagt? (auf- und abgehend) Ha! Ha! Ha! Sonderbar! sehr sonderbar! (einige Sekunden schweigend, dann vor einen Spiegel tretend) Wirklich, guter Mann! Wirklich! Hat meine Wenigkeit deinen Beifal? — Du lieber eine Nacht hindurch in meinen Armen, als ein Jahr auf meinem Thron? Viel geboten, wenn's dein Ernst wäre? (weg vom Spiegel gehend.) Aber auch wirklich sehr frei, sehr wie Gleiches vom Gleichen gesprochen — Hm! Ob ich mich darüber ärgere? — Ha! das lohnte der Mühe! — — — Er also ein Bräutigam? Ich mögte die Braut schon kennen! — Uebel sieht er nicht aus. Wenn — (indem sie gleichsam erschrocken sich umsieht.) Stil, liebes Herz, daß niemand dich hört! — Doch meinetwegen! Kanst ja selten plaudern; jezt bin ich allein, bin nur Elisabeth, bedien dich dessen! — (mit wechselndem Tone) Nicht wahr? blos dieser Schmeichelei wegen liebst du ihn? wärst es schon zufrieden, wenn ich zwei Tage lang seine Braut, und seine Braut Elisabeth wäre — (wieder vorm Spiegel) Hm! Ob er wol bei diesem Tausch verlieren solte? — (schwärmerisch) o nein, guter van Twiet, nein! — Legt' ich nur Kron und Szepter erst von mir, und schlänge dann, von keinem Höfling belauscht, freudig meinen Arm um deinen Nacken; dann soltest du sehen, daß auch eine Fürstin zärtlich lieben kan; dann soltest du in mir ganz eine Frau, ganz eine Frau! für dich, du Schwärmer, finden. — (Sie hört jemanden im Vorgemach.) O schon wieder jemand! Verdamt sey das

Ge-

Gewühl, das uns umsaust! Ha! das war ein Traum, den ich schon ein paar Sekunden länger geträumt hätte? — —

## Des andern Tages.

Elisabeth gibt den holländischen Gesandten die Abschiedsaudienz. — Nichts für mich und den Leser! Aber das Ende davon interessirt mich, ob auch jemanden ausser mir, das kan ich nicht wissen. Indessen hier ist es!

Elis. Leben Sie wohl meine Herren! Sprechen Sie günstig von mir und meinem Volke, wenn Sie in ihr Vaterland zurückkommen, und damit Sie nicht ganz ohne Andenken von mir hinweggehen, so nehmen Sie diese Ketten von meiner Freundschaft an. (Es werden jedem von ihnen, Twieten ausgenommen, goldne Ketten gereicht; sie verbeugen sich stilschweigend.)

Elis. Van Twiet, treten Sie näher, wenn ich bitten darf. (Er thuts mit einiger Bestürzung; ein Wink der Königin entfernt die umstehenden Höflinge um ein paar Schritte und sie fährt fort.) Ist es wahr, was ich vernommen, so ist es billig, daß ein Mann, der so gütig von mir urtheilt, nicht ohn ein vorzügliches Andenken von mir entlassen werde. Hier nehmen Sie diese doppelte Kette, und das Bild an solcher erinnere Sie je zuweilen an eine Königin, von der Sie einst, wenn auch mit einiger übertriebenen Schwärmerei, doch wenigstens mit freundschaftlicher Hize, urtheilten.

Tw. (etwas betreten) Ich erstaune, Ew. Majestät. Sol meine Kühnheit —

Elis. (lächelnd) Keine Entschuldigung, so wie ich meiner Neugier halber keine machen wil. Drohung meiner Ungnade haben den Lord W. abgedrungen, was Sie ihm anvertrauten. Vergeben Sie ihm eben so willig, als ich Ihnen vergebe. Sagen Sie ihrer Braut, daß eine Königin sie grüsse, und es vielleicht für sie und mich gut sey, daß ein Meer England und Holland trenne. — (bei Seite) Schwazhafte Zunge, halt ein!

Tw. Gröste Monarchin, Ihre Nachsicht durchdringt mich. Hier zu ihren Füssen —

Elis.

Elis. Nicht doch, halten Sie ein! Schon unser Gespräch erregt ein Flüstern; was Sie jezt thun wolten, würde laute Verwunderung erwecken.

Tw. (mit Wärme) Und doch, gröste Königin.

Elis. Weg mit dem Titel! Sie sahen gestern nur die Frau in mir, warum — — — O gehn Sie, mein Herr, gehn Sie! Ich wiederhol', es ist für Sie, für ihre Braut und mich ein Glück, daß Sie erst gestern mich sahen, ich erst gestern ihr Urtheil erfuhr. (er küßt ihre hingehaltene Hand, und geht fort.)

Elisabeth sieht ihnen star nach, steht dann auf, und sagt zu einem ihrer Höflinge. Man ruf den Graf von Essex in mein Kabinet! — (für sich) Zwar wird er in den nächsten sechs Tagen mir wenig oder gar nicht gefallen. — Aber doch zum Zeitvertreib — — — O Natur, Natur! daß wir halbe Götter so gar zu treulich blosse Menschen sind!

(ab)

Mr.

---

14.

# Ueber das Ich,

## in Briefen an Hn. Prof. Tiedemann.

Schlus des ersten Briefes von S. 161. des vorigen Stücks.

---

Dies Verfahren der mehrsten Hrn. Metaphysiker, was sie an sich bemerken, auf alle Menschen auszustrecken, ist allem Vermuten nach, auch Schuld an der Meynung, daß die Seele des Menschen immer denkt. Freilich bei einem Gelehrten ist die Fähigkeit zu denken so geübt, daß die Seele selbst im Schlafe keine Ruhe hat. Allein bei den gewönlichen Menschen ist es vermutlich ganz anders. Der Schlaf des von Arbeit abgematteten

matteten Landmannes, Handarbeiters, des sorgenlosen und an Ideen armen Wilden ist gröstentheils ohne Gedanken, und ohne Bilder. Ja das Wachen dieser Menschen, gegen deren Veredlung und Erhebung zum wahren Menschen, wir zu unserer Schande zu gleichgültig sind, mag fast immer gedanken- und sehr oft so zu sagen, empfindungslos seyn. — Doch es verhalte sich damit wie es wolle, es sol dies gegenwärtig nicht der Gegenstand meiner Untersuchung seyn. Die Frage, über die ich einige Bemerkungen beizubringen gedenke, ist diese: Sind wir Menschen uns immer bewust, und welchen Gesezen scheint wol dieses Bewustseyn, fals es nicht von uns unzertrenlich ist, zu folgen? Daß ich hier Bewustseyn und Selbstgefühl für gleichbedeutend annehme, versteht sich von selbst. Denn daß wir das deutliche, durch Reflekzion und Denken erzeugte Bewustseyn, nicht immer haben, erhellt aus obigen, und wird auch wohl kein Mensch läugnen. Ob wir also immer das Selbstgefühl haben, ist eine Frage, die zu untersuchen die Mühe wohl lohnet.

Diejenigen, die ein wenig billig zu Werke gehen, werden gestehen, daß in einem tiefen Schlafe, in einer gänzlichen Ohnmacht, das Bewustseyn, aller Erfahrung zufolge aufhört, wenn wir wenigstens dem einzigen hierin geltenden Beweise, dem Zeugnisse derer, die einen solchen Schlaf, solche Ohnmachten erfahren haben, gelten lassen wollen. Allein so wichtig und bemerkenswerth es auch ist, so ist es doch zu trivial, um eine weitläuftige Ausführung zu bedürfen. Besondrer und minder bemerkt ist dies, daß uns das Bewustseyn auch im Wachen verlassen kan. Aller Menschen Sache ist es zwar nicht; allein es gibt doch einige und zwar keine geringe Menge, die im Wachen ohne Ohnmacht, ohne Krankheit, das Bewustseyn haben verlieren können. Der Zeugnisse sind hierüber zu viele, als daß man die Sache solte in Zweifel ziehen.

Alle Schriftsteller aus dem Altertum versichern uns, daß die indischen Weltweisen, oder wie sie sie nennen, die Brach-

Brachmanen und Gymnosophisten ganze Tage lang unbeweglich wie die Steine bleiben konten. Daß sie es dabei so weit brachten das Bewustseyn zu verlieren, könte ich nicht behaupten, wenn nicht Indien ein so unveränderliches Land in Ansehung der Sitten wäre, und die Reisebeschreiber miteinander versicherten, daß es unter den Fakir's, Talapoinen, oder wie sie alle heissen, die sich in jenen Gegenden des Orients einer besondern Weisheit und Heiligkeit befleißigen, viele gibt, die diese Gabe der Unbeweglichkeit besizen, und daß sie diesen Zustand nicht nur als den Zustand der grösten Weisheit und Glückseligkeit, sondern als einen solchen, wo der Mensch gar kein Gefühl von sich hätte, und die Seele unter einer unaussprechlichen Wonne in das grosse Nichts zurücksänke, beschreiben. Auf eben die Art sprachen die alexandrinischen Eklektiker, Plotinus, Porphyrius, Jamblichus, von dem höchsten Grade der Glückseligkeit, von der irdischen Entzückung zu Gott, vom Zurückfallen in das göttliche Wesen bei lebendigem Leibe, welches nach dem Tode das Schicksal volkomner Weisen seyn würde. Sie mogten aber doch in dieser Kunst, sich lebendig in das göttliche Wesen zu erheben, oder mit eigentlichern Worten, sich ihr Bewustseyn zu rauben, nicht so weit gekommen seyn, als die indischen Heiligen, da sie diesen Zustand als höchstschwer zu erlangen, als einen solchen beschreiben, dazu sich nur wenige, und diese noch sehr selten, rühmen, gelanget zu seyn. Gegen das Ende des abendländischen Kaiserthums entstand unter einigen Mönchen eine Sekte, die viel Lerm machte, und einen grimmigen Zwist über das Licht der Verklärung am Berge Tabor, ob es nämlich erschaffen oder unerschaffen sey, erregten. Sie behaupteten lezteres. Ohnerachtet, wie ich hernach zeigen wil, wie dies Licht auf dem Berge Tabor uns bei dieser Untersuchung nicht ganz gleichgültig ist, so habe ich für jezt blos mit dem Theile ihrer Lehrer zu thun, nach welchem sie die gänzliche Sinlosigkeit, das Hinsinken in ein totales Nichts, für die höchste Glückseligkeit,

keit, für den herrlichsten Zustand volkomner Heiligen hielten, ihn immer zu erreichen sich bestrebten und wirklich erreichten. Von diesen ihren Grundsäzen hatten sie auch ihren Namen Hesychiasten erhalten. Solten denn aber nur morgenländische Völker diese Seltsamkeit an sich gehabt haben, und sie nicht bis zu uns gedrungen seyn? Das thätigere Wesen der Europäer hat sie zwar vor einer solchen Algemeinheit dieser Thorheit geschüzt, allein ganz sind sie nicht davon verschont geblieben. Die Sekte, die in Frankreich, nach dem latinisirten Namen der Hesychiasten, Quietisten genant wurde, hat gleiche Lehrsäze gehabt: sie haben das Zerschmelzen in der Liebe Gottes als einen Zustand der gänzlichen Beraubung aller äussern und innern Empfindungen, und selbst des eignen Bewustseyns beschrieben und behauptet, ihn dann und wann erreicht zu haben.

Aus allem diesen zusammengenommen läst sich nicht zweifeln, daß der Mensch nicht eine Kraft haben solte, sich in einen ganz fühllosen Zustand, wo er alles Selbstgefühl verliert, und der doch kein Schlaf ist, zu versezen; und daß sie von einer Uebung abhängt, so wie alle Künste in dieser Welt.

Wie alle diese Menschen es angefangen haben zu dieser Kunst zu gelangen, das haben sie nicht gesagt, allein einige Umstände können uns doch zu nicht unwahrscheinlichen Konjekturen Anlas geben. Daß sie sich dazu an einen einsamen Ort begaben, wo keine äussern Eindrücke sie stören konten, und sich dabei in einer bequemen ruhigen Stellung sezten, ist theils natürlich, theils durch das, was wir von den indischen und konstantinopolitanischen Hesychiasten wissen, erwiesen. Es gehört schon eine Uebung dazu, lange Zeit unbeweglich in einer, selbst in der bequemsten Stellung zu bleiben; und wir könten es, glaube ich, beide nicht. Allein wie die Kunst steigt, so scheinen es einige so weit gebracht zu haben, daß sie es auch bei dem unbequemen Aufrechtstehen vermogten. — Solte man aber nicht glauben, daß das erste, was sie alsdenn gethan, darin bestanden habe, daß sie die Augen zu-

schlossen. Die Werkzeuge aller übrigen Sinnen müssen so starke Eindrücke erhalten, um bewegt zu werden, und zu vielen müssen wir uns die Mittel selbst herbeischaffen, daß man leicht einen Ort finden kan, wo sie aller Eindrücke, und folglich aller Bewegung beraubt bleiben. Allein die Augen werden durch die feinste Materie in der Welt, durch das Licht in Bewegung gesezt; dessen Wirksamkeit am Tage nichts hemmen kan. Wir können indes dieser Materie den Zugang zu den Werkzeugen besagten Sinnes sperren, indem wir die Augen schliessen; und was wäre denn wohl natürlicher zu denken, als daß diese Hesychiasten das thaten. Allein so viel wir von den indischen und konstantinopolitanischen Quietisten wissen, so machten sie's anders. Die Indier richten die Augen fest und unbeweglich nach der Nasenspize; die Hesychiasten thaten ein gleiches nach dem Nabel. Beide versichern, daß wenn sie das eine Zeitlang gethan haben, so erblicken sie an dem Ort, wo sie die Augen hinhalten, eine blaue Flamme, und wenn das geschehn ist, so haben sie dann ihren Zweck erreicht, und sie versinken in das so sehr gewünschte Nichts. Diese Flamme hielten die asiatischen Mönche in Konstantinopel für das Licht der Verklärung auf dem Berge Tabor, und wolten, vermutlich wegen der göttlichen Wonne, womit es sie überströmte, durchaus nicht zugeben, daß es erschaffen sey, welches, wie bekant, einen grimmigen Streit im Reiche erregte.

Dieses hat mich auf folgende Mutmassungen in einer so dunkeln Sache, die auf mir ganz unbekante Empfindungen andrer beruht, geleitet. Sie, M. Fr. mögen ihren Werth oder Unwerth bestimmen. Diese Anspannung der Gesichtsnerven auf einen Gegenstand, und zwar einen so nahen als die Nasenspize, oder der Nabel beim Sizen mit gebeugtem Haupte, tödtete vermutlich die Empfindbarkeit desselben, verursachte aber vorher den Schein eines Lichts, welche Empfindung in den Augennerven bei mehrern Gelegenheiten entsteht. Hätten sie die Augen zugemacht, so wären sie entweder in einen Schlummer versunken, welches sie nicht wolten;

ten; denn das wäre nicht der süsse Zustand des Nichtseyns gewesen, nach dem sie trachteten. Dieser Schlummer wäre, wie alle Einschlummerungen, von Träumen begleitet gewesen. Oder, wenn sie nicht eingeschlafen wären, so hätten sie diejenige innere Empfindung, die wir denken nennen, nicht verhindern können; so aber ward die ganze Seele in den gespanten Sehnerven konzentrirt, und so bald als dessen Empfindungskraft durch die Spannung erlosch, so war alle Empfindung und dadurch auch das Gefühl des Selbsts weg.

Dieses zusammengenommen mit der Erfahrung in einem festen und ruhigen Schlafe, in Ohnmachten, in gänzlichen Katalepsien verbunden, hat mich auf die Vermutung gebracht, daß wenn alle Bewegung der äussern und innern Organen aufhört, so empfindet auch die Seele ihr eigen Daseyn nicht mehr; daß also das Selbstgefühl lediglich und allein von dem Daseyn äußrer oder innrer Empfindungen abhängt, ohne dieselbe gar nicht existire; und die Seele mithin jene αυτοκινησιν worauf verschiedne alte Philosophen so viel bauen, nicht besitze.

Diese Sache ist nicht unwichtig, und verdiente durch Erfahrung genauer untersucht zu werden. Schade daß wir sie nicht selbst anstellen können; ich thäte es gerne, wenn's mir nur möglich wäre. Allein die Sache erfodert gewis eine sehr grosse Uebung, und wer kan die kostbare Zeit, die diese Uebungen erfoderten, aufopfern? Ja diese Uebungen würden bei uns noch länger, noch anhaltender seyn müssen, als bei müssigen Mönchen. Die Erinnerung, das Vorstellen abwesender Gegenstände, das Denken in Bildern ist höchst wahrscheinlich eine Bewegung der innern Organen, von denen das Gedächtnis abhängt. Auf diese Art denket die ganze stumme Schöpfung. Ich mutmasse aber aus mehrern hier nicht zu entwickelnden Gründen, daß das Denken durch Worte, auch von einer Bewegung der innern Gehörorganen herrührt. In diesem Denken sind wir Menschen, und zumal diejenigen, die sich damit hauptsächlich beschäftigen, die Denker, die Gelehrten, wie man sie nennen mag, so geübt, daß

es ihnen höchst beschwerlich, ja vielleicht gar unmöglich seyn mögte, diese innere Bewegung zu hemmen; wenigstens würde viel mehr Zeit dazu gehören, als ein Mönch brauchen mogte, der disputiren konte, ob das Licht der Verklärung auf Tabor erschaffen oder unerschaffen war? und der also im Denken, wenigstens im vernünftig Denken, wenig Uebung haben muste. Es ist auch wahrscheinlich, daß den eklektischen Philosophen in Alexandrien, die Erreichung dieses Gipfels der Fühllosigkeit, deshalb so schwer war, weil sie, so tolles Zeug sie manchmal dachten, doch sehr geübte Denker waren. Und wozu übernähmen wir alle diese Bemühung? Um uns in den Stand eines Steines zu versezen.

Aber bewundern Sie nicht die anscheinende Raserei von Menschen, die in dem Wegschwinden aller Empfindung die höchste Glückseligkeit suchen? Bewundern Sie nicht, daß Menschen in Afrika, in Ost- und Westasien, in Europa, Weltweise und Mönche, Christen, Heiden und Theisten, Menschen, die in allem übrigen so verschieden, so entgegengesezt denken, sich darin vereinigen, eine Sache für die süsseste Wonne zu halten, und sie als eine solche zu erlangen suchen, die die mehrsten und vernünftigsten Menschen für das gröste Unglück ansehn würden; die allein den Tod unangenehm und bitter machen kan. Das ist gewis sehr seltsam. Indes haben mir viele Personen versichert, daß sie bei dem Sinken in das Nichts in einer starken Ohnmacht, ein unaussprechliches und ganz unbeschreibliches Wonnegefühl empfunden haben. Vielleicht hat dergleichen etwas bei der künstlichen Ohnmacht obbemeldeter Gattungen von Hesychiasten zum Grunde gelegen; vielleicht, da mir andre Personen von dem Gefühl bei Ohnmachten gerade das Gegentheil versichert haben, hängt diese Art zu empfinden vom Temperamente ab; und ist gerade dasjenige Temperament, vermöge welchem man zur Ruhe und Unthätigkeit, oder auch zu tiefen Untersuchungen über das Licht auf dem Tabor, oder zu närrischen Grillen über die Volkommenheit, das Anschauen und die Liebe der Gottheit geneigt ist, dasselbe, wobei man bei der gänzlichen Verschwin-

dung

dung alles Gefühls, bei natürlichen oder erkünstelten Ohnmachten himlische Wonne empfindet.

Dies war lange genug über das Selbstgefühl räsonnirt — vielleicht deräsonnirt. Ihr Urtheil sol es bestimmen. Ich wolte Ihnen noch einiges über das Gefühl der Identität sagen. Ich schiebe es aber bis zu einer andern Zeit auf: ich habe ohnehin lange genug hievon geschwäzt. Ich bin u. s. f.

M.

---

## 15.

## Auszüge aus Briefen.

### I. [1]

E. den 4ten Jun. 1777.

— — — — Freundschaft und Wahrheit erfodern, Ihnen, zur Warnung gegen ähnliche Marquise (denn dergleichen streichet noch eine Menge in der Welt herum) zu zeigen, daß der Marquis St. A., aufs glimpflichste zu reden, ein sehr unglücklicher Beobachter war. Da ich so wenig, als Ihr verlarvter Franzos, welchen übrigens diese Maske am passendsten kleidet, aus der Pfalz bin, auch daselbst weder zu suchen, noch zu hoffen habe, so werden Sie mich zum voraus, und noch mehr im Verfolg dieses Briefes von allem Verdacht der Schmeichelei lossprechen. Sie sehen, daß ich Ihren Reisenden auch für einen Fremden halte; denn wofern ich nur vermuten könte, daß er ein Pfälzer wäre, so verdienteer von rechtswegen die Verachtung aller Gutdenkenden. — — — Der Zeitungsartikel über die Aufführung der Alceste



1) S. die Wanderungen des Marquis St. A. d. Museum März 1777. S. 261. u. folg.

ceste zu Schwezingen scheint die Galle des Herrn Marquis erregt zu haben. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser ein wenig marktschreierisch gefaßt war. Allein man mus mit der deutschen Litteratur so fremd seyn als ein Franzos, wenn man diesen Ton fremd finden kan. Was wird nicht alles heut zu Tage in diesem Ton angekündigt! Zudem war Schubart kurz vorher in dortiger Gegend gewesen. Der Verfasser dieses Artikels wolte seinen Posaunenton nachahmen, und nun — wie es denn mit dem Nachahmen zu gehn pflegt. So viel aber kan ich Sie versichern, daß dieser Artikel kein Hofartikel, das ist, nicht auf Befehl des Hofes in die Zeitung gesezt war. Er kan also niemand als seinem Verfasser zur Last gelegt werden. — Das Abgestuzte und Abgezirkelte des Schwezinger Gartens. — Beinah solte man glauben, daß der Marquis dieses wahre Paradies nur in der Zeichnung gesehen habe, welche davon in dem Badhaus aufgehängt ist. Man wird nicht leicht einen fürstlichen Garten finden, in welchem der Natur so wenig Zwang angethan, der Plan des Ganzen so fein durch die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Theile verdeckt und das Schöne der englischen und französischen Gartenbaukunst so geschmackvol vereinigt ist. Und warum hätte auch der Kurfürst von der Pfalz seinen Garten blos im englischen Geschmack anlegen lassen sollen, da sein ganzes gesegnetes Land ein englischer Garten von Natur ist? — Die wasserspeienden Hirsche? Nun ja! Diese sind nicht wol zu entschuldigen [2]). Aber wehe dem Kaltblütigen, welcher,

2) Uebrigens findet man in Rom eine Fontäne, wo vier Löwen, und eine andre, wo drei Bienen Wasser auswerfen. S. Volkmanns Nachr. v. Ital. II. Th. S. 238. u. 260. Gegen welche Einfälle die wasserspeienden Hirsche an einem Bassin, wo die Aussicht in einen grossen natürlichen Wald geht, immer sehr natürlich können genant werden. Ueberhaupt bietet Natur und Fabel viel zu wenig Bilder dar, um Verschiedenheit genug bei unsern Wasserkünsten anzubringen. Der Walfisch und die Delfinen mögen Wasser aus-

welcher, bei der hundertfältigen Wollust des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs, die ihm dieses Eden anbietet, und bei der alle diese Wollust würzenden Freiheit, womit jeder Mensch sie geniessen darf, da weder Wachen noch Pförtner bei dem Eintrit zu begrüssen sind, noch solcher jemals auch bei dem heftigsten Regenwetter verschlossen wird, Spleen genug behält, diese falsche Verzierung wahrzunehmen! — Die Juden — Ich weis nicht, in welchem Gasthof der Marquis zu Manheim gewesen seyn muß. Ich würde lügen, wenn ich mich über den Ueberlauf von denselben beklagen wolte, und ich habe mich doch zu halben Jahren daselbst aufgehalten.— Und wie vergnügt unser Kurfürst war — Ueber dieses ungeschmeichelte und untrügliche Zeichen, wie geliebt dieser Herr von seinen Unterthanen sey, sich zu ärgern, verräth einen ganz unempfindlichen Menschen. Mir lacht das Herz im Busen, wenn ich, beim Eintrit in die Pfalz, bei dem ersten besten Pfälzer nach dem Befinden seines Fürsten frage, und er mir mit volkommener Entzückung antwortet: unser gnädigster Herr? o, der ist, Gottlob, die Gesundheit selbst! Oder, wenn ich vor dem Anfang eines Schauspiels die Augen aller Zuschauer unverwandt auf den Kurfürsten geheftet, und aus allen die Freude des Herzens über seine Gegenwart blicken sehe. Wer so geliebt wird, denke ich, verdient gewis geliebt zu werden. — Nun auf die getadelte Auffuhrung der Alceste. In diesem Tadel ist viel Wahrheit, insonderheit der Kaltsin der Parthenia. Allein es fragt sich, ob der Marquis nicht zu viel verlange, wenn er in einer Oper den Ausdruck des Trauerspiels fodert. Mich dünkt, daß der Zwang der Musik, die beständige Achtsamsamkeit, welche der Schauspieler auf das Orchester richten mus,



ausspeien, die Tritonen mögen es aus ihren Trompeten blasen, der Flußgott und die Flußgöttin aus ihrer Urne giessen, und Neptun, wenn das Bassin gros genug ist, von seinem Bart träufen lassen. Alles andre ist Sünde gegen die strengste Kritik.

mus, das Taktmässige, worin die Bewegungen des Sängers und der Sängerin wider ihren Willen verfallen, niemals mit der Volkommenheit der Pantomime sich vereinbaren lassen. Welchen Gesang würde es geben, wenn die spielende Person wirklich bis zu Thränen gerührt wäre? Die Bemerkungen über die Kleidung, insonderheit des Herkules, dessen Löwenmüze ins Komische fiel, sind auch nicht übel, nur sind sie in gewissem Betracht übertrieben, oder man kan diesen Fehlern nicht ganz abhelfen. Unser verwöhntes Aug würde das alzugenau beobachtete Kostume so wenig als den Löwenkopf ertragen können. Ich selbst sah eine grosse Oper, wo der römische Senat in der Toga, an deren antiken Schnit nichts auszusezen war, auf die Bühne kam, und der Anblick war nicht auszuhalten, so lächerlich bettelhaft schien der Aufzug dieser ehrwürdigen Versamlung [3]). Ueberhaupt, wenn wir das Singspiel aus diesem kritischen Gesichtspunkt betrachten wollen, so dürfte wol Alcestens Schwanengesang vor ihrem Ende zum Galakleid, in welchem sie stirbt, und Admets lebhafte, für einen von einer tödtlichen Krankheit aufstehenden Mann viel zu starke Mie zu seinen rothen Wangen sich sehr wohl schicken. — Die nicht sehr feine Aussprache des Deutschen — Diesen Vorwurf hatte der Marquis seinen Nachbar den Schauspielern machen hören. Nun weis ich zwar nicht, was für ein Landsmann sein Nachbar war; es mag aber ein Ober- oder Niedersachs gewesen seyn, so hat er sich unrecht ausgedrückt. Die Mannspersonen hatten die beste Aussprache, die Frauenzimmer aber eigentlich gar keine. Denn obgleich auch diese geborne Deutsche sind, so hatte doch keine von beiden vielleicht jemals ein deutsches Liedchen gesungen. Sie bemühten sich daher die deutschen Rezitative und Arien aufs aller-

3) Und was wolten wir mit den ganz nackten Armen der Griechinnen anfangen? Wollen wir damit dem männlichen Theil der Zuschauer das Aergernis geben, welches, nach des Hrn. Marquis Beobachtung, die nackten Schenkel des Herkules bei dem weiblichen Theil gegeben haben sollen?

allerfeinste auszusprechen, und verfeinerten unsre Sprache so sehr, daß man Englisch singen zu hören glaubte. Sie erinnerten mich an italienische Kastraten, die ich einst in einer lutherischen Hofkapelle die deutsche Kirchenmusik ausführen hörte. — Von dem hochweisen Urberle. — Hier hat sich der Marquis ganz vergessen und einen unanständigen Sprung gemacht. Urberl, oder Orberle, ist nicht Hofnarr, auch nicht Hofpoet zu Manheim. Er ist ein Tyroler, welcher, wie noch viel seiner Landsleute, die nicht Maurer und Steinmezen seyn wollen, mit Gemsenfellen zu Beinkleidern und hundledernen Handschuhen, als Handelsmann vom Inn bis an die Mosel und Maas herumzieht. Die Nazionalkleidung und Sprache dieser Leute, nebst der Gewonheit, gleich den Quäkern, jedermann zu duzen, verleitet einen Liebhaber ihrer Waaren leicht mit ihnen zu scherzen. Da es ihnen nicht an natürlichem Wiz fehlt, so wird der Scherz bald mehr, bald minder fein beantwortet, und das Lustspiel oder Possenspiel endigt sich damit, daß man ihnen entweder etwas von ihrer Waare abnimt, oder ihnen auf eine andre Weise die Zeit dieser Unterhaltung, wie billig, vergütet. Orberl ist also kein Kandidat zum Tollhaus, und muß seine besondre Ursache gehabt haben die Bekantschaft des Herrn Marquis zu suchen, indem ich nie gehört habe, daß er jemals einen Fremden angebettelt hätte. Die Strofe des Liedes, welches Orberl dem Kurfürsten am Neujahrstage überreicht haben sol, hätte füglich wegbleiben können. Für einen Tyroler und Gratulanten ist sie gut genug. Hat aber der Marquis diese Stelle zur Verkleinerung der pfälzischen Musen einrücken lassen, so verdiente derjenige das Tollhaus, der sie dafür annehmen wolte, da kein Ort in Deutschland, selbst Berlin nicht ausgenommen, seyn wird, wo die Gratulanten von Handwerk nicht ähnliches Zeug zu Markte bringen. — Daß grosse Herren in ihren Schauspielen nur Sinnenkizel verlangten, ist auch zu algemein und höchst unbescheiden gesagt, und wenn das herzliche Lachen in einem komischen Stücke ein Beweis der innigen Theilnehmung ist, so kan ich

Fremder an dem Kurfürsten von der Pfalz den zweiten grossen Herrn nennen, den ich so herzlich, als ein Mensch lachen kan, lachen gehört habe. 4) — Von dem prächtigen Schlosse — Es ist nicht prächtig. Es ist ausserordentlich gros, aber zu simpel für einen Palast. — Von den in der ehmaligen Jesuiterkirche oben aufgehängten Goldstückchen — Ha! ha! ha! von welchem alten Weibe muß dem Herrn Marquis dieses Mährchen aufgebunden worden seyn! Aber zu buntscheckig ist die inre Verzierung für die Majestät dieses Tempels. — Die Kabinette scheinen ihm nicht die rechten Männer zu Aufsehern zu haben — Dieses ist wieder eine Kalumnie, Herr Marquis! Wenn Sie sich durch den Hrn. Abt Maillot, oder den Hofrath Lamey hätten auf die Bibliothek führen, durch den geh. Sekretär Collini das Naturalien- und durch den Abt Häffelin das Medaillenkabinet zeigen lassen, wenn Sie bei dem würdigen Abt Mayer auf der Sternwarte, oder bei dem Regierungsrath Medikus in dem botanischen Garten gewesen wären, so würden Sie Ihre Männer gefunden haben. Vermutlich haben Sie die Livreebedienten, welche zu Unterhaltung der Ordnung in den Kabinetten von dem Kurfürsten besoldet werden, für die Aufseher angesehen, aber auch diese sind höflich und wissen von den darin enthaltenen Sachen für die meisten Fremden übrig genug zu erzählen. Nur noch etwas von der Anmerkung. Die Klagen der Reisenden sind bekant und öfters gegründet. Aber es sey mir erlaubt, auch ein Wort von den Reisenden zu sagen. Wie gros ist nicht die Anzahl derjenigen, welche öffentliche Bibliotheken und andre Samlungen nur besuchen, um sagen zu können, daß sie solche gesehen hätten, und ohne die mindeste Kentnis mitzubringen, welche man haben mus, um diese wohlthätigen Anstalten der Fürsten zu benuzen. Sol hier ein Aufseher sich die Mühe geben tauben Ohren zu predigen, oder die Un-

höflich-

4) Eben diesen grossen Fürsten sah ich im Graf Waltron menschenfreundliche Thränen vergiessen.

höflichkeit begehen dem unwissenden Fremdling die Schamröthe ins Gesicht zu jagen? Wie viel andre scheinen nicht mit dem Vorsaz alles zu verachten vom Hause gereist zu seyn? Welcher Aufseher aber wird kaltblütig genug bleiben können, für die an sich selbst schon unangenehme Bemühung alle Tage das Nämliche wiederholen zu müssen, das Naserümpfen solcher Personen, oder ihre unbescheidenen Beurtheilungen mit Gelassenheit zu ertragen? Also, mein Herr, wenn Sie an dergleichen Orte kommen, so sagen Sie dem Aufseher, und zwar mit Höflichkeit (denn ob er schon für diese Stelle von seinem Herrn bezahlt wird, so ist er doch nicht Ihr Diener) „mein Herr! ich habe in diesem Fach einiges gesehen und gelesen. Auch diese Ihnen anvertraute Samlung verdient besucht zu werden. Wolten Sie die Gütigkeit haben, mir die Einrichtung Ihrer Bibliothek, oder Ihres Kabinets zu erzählen, und mir die seltensten oder einzigen Bücher, Handschriften, Stücke dieser oder jener Klasse zu zeigen?„ — Kann Ihnen der Aufseher alsdann nicht antworten, so schimpfen Sie meinetwegen in Ihrem Tagebuch auf ihn, und wenn er mürrisch ist, so beklagen Sie sich über ihn in Ihrer Reisebeschreibung, doch mit dem Zusaz: der Aufseher war heut nicht bei guter Laune. Wer weis, was für ein ungesitteter Fremder ihn vor mir dazu gebracht hatte. — Bei diesem Verfahren hoffe ich, daß die Klagen der Reisenden überhaupt seltner, und über Manheim gar nicht zu hören seyn werden. Ich habe im Gegentheil ganzen Vorlesungen beigewohnt, welche der eben so liebreiche und angenehme als gründlich gelehrte Abt Mayer Laien der Gestirnkunde über die kostbaren Werkzeuge der kurfürstlichen Sternwarte mit bewundernswürdiger Deutlichkeit gehalten. Ich habe Fremde gesehen, welche den Hofr. Lamey einige Wochen lang kaum ruhig speisen liessen, ohne seine Gedult so weit zu ermüden, daß es ihnen sichtbar geworden wäre. Und ich wolte niemand rathen, diesen, oder allen obengenanten Männern, ein Geschenk, gros oder klein, nur anzubieten. — Daß Manheim keine Fontänen oder springendes Wasser habe, und ohne altrömische Unkosten, seiner Lage nach, von

Quell-

Quellwasser nicht haben kan, wuste die Welt schon längst vor dem Hrn. Marquis. Diesen Fehler einer Hauptstadt und Residenz aber kan man damit entschuldigen, daß Manheim weder zu einem noch dem andern ursprünglich bestimt war. Der Grundstein zu dem unermeslichen kurfürstlichen Schlosse wurde erst im Jahr 1720 gelegt, und die Veranlassung dazu ist bekant. Daß aber der Kurfürst eine römische Wasserleitung von Heidelberg aus hieher führen solte, ist eine Zumutung, welche niemand thun wird, welcher weis, daß eben diesem jeztregierenden Kurfürsten alle die schönen und kostbaren Samlungen, welche ein billiger Fremder hier bewundert, die Pracht des Gartens zu Schwezingen, eine unzählbare Menge ansehnlicher Gebäude und dergleichen seit dreissig Jahren allein zu verdanken sind; daß eben dieser Kurfürst nebenher Millionen Schulden von den vorigen Regierungen bezahlt hat, und daß täglich aus seinem Schaze Ströme von Wohlthaten und Jahrgehalten für den alten Soldaten und für Witwen und Waisen seiner Diener bis auf die niedrigste Klasse ausfliessen. Sind dieses nicht Monumente genug, und sol ein solcher Herr seinen Nachfolgern nichts zu thun überlassen? — Daß die Begräbnisplätze in der Stadt, oder vielmehr in den Bastionen, liegen, ist wieder ein Fehler. Aber der Herr Marquis sah nicht, daß man jede Leiche wol eine Stunde weit aus der Stadt hinausführen müste, wenn man nicht beinah jährlich das grauenvolle Schauspiel haben wolte, daß die Todtenkörper von den Ueberschwemmungen des Rheins und Neckars wieder ausgewühlt, und vor die Thore hingespült würden. — Doch genug! Man würde nicht fertig werden, wenn man sich die Mühe geben wolte, das Seichte, das Schiefe und mitunter das Boshafte der Bermerkungen dieses Wanderers ins Licht zu sezen. Auch die Klage, daß Manheim kein gesunder Ort sey, ist, seitdem die Bevölkerung dieser Stadt gestiegen, und die Sümpfe vor den Thoren in Gärten verwandelt sind, ganz falsch. Eben die zwei Flüsse, welche in gewissen Jahrszeiten Nebel gebären, werden auch von Winden begleitet, diese Nebel zu zerstreuen.

Kurz,

Kurz, der Herr Marquis, welcher diesen Vorwurf aus einer alten Reisebeschreibung entlehnte, hat seinem Landsmann in Paris die Frage, ob es noch in Heidelberg regne? nicht vorzurücken.

Nun auch etwas von dem wahren Schaden, welchen diese und dergleichen Relazionen stiften. Ich mus aber, um denselben desto auffallender zu machen, ein wenig ausholen. Seitdem Künste und Wissenschaften Deutschland aufklärten, hat sich auch die Pfalz durch Männer ausgezeichnet, welche dem Vaterland Ehre machten. Man schlage nur die Gelehrtengeschichte des sechszehnten Jahrhunderts nach, und man wird davon völlige Ueberzeugung erlangen. Die erste Hälfte des 17ten Jahrhunderts war für Deutschland überhaupt, und für die Pfalz mehr als für jede andre Provinz, grundverderblich. In diesen Perioden fält der unersezliche Verlust der weltberühmten Heidelberger Bibliothek. In der andern Hälfte desselben that zwar der weise Kurfürst Karl Ludwig sein möglichstes, die Pfalz, und mit ihr die Wissenschaften und Künste, die er kante und liebte, in Flor zu bringen. Aber in den Jahren 1673 und 74 musten die Musen schon wieder vor dem Kriegsgetümmel fliehen. Und eh sich dieses Jahrhundert schloß, hatte dieses Land noch zwei totale Verheerungen in den Jahren 1688, 89 und 1693 auszustehen. Es fält auch in diesen Perioden der Verlust des übrigen pfälzischen Schazes für die Gelehrsamkeit, nämlich des kurfürstlichen Kunst = Antiken = und Medaillenkabinets, welches durch Testament an das Haus Brandenburg kam [5]). Zu verwundern ist, daß mitten unter diesen grausen Verwüstungen noch Namen berühmter Pfälzer in den Annalen der Gelehrten damaliger Zeiten glänzen. Da dieses Land also ein ganzes Jahrhundert durch beinah ununterbrochenen Jammer

5) So wie man also die berühmten Codices palatinos in den Verzeichnissen der vatikanischen Bibliothek suchen muß, so mus man die alten pfälzischen Seltenheiten dieses Faches in Lorenz Begers Thesauro brandenburgico aufspüren.

mer erdulden muste, so braucht man sich nicht zu verwundern, wenn es die vierzig ersten Jahre dieses Jahrhunderts zu seiner Erholung brauchte. Hiezu kam noch Ein Umstand. Die Regierung war auf die pfalzgräflichneuburgische Linie gekommen. So wie also das entvölkerte Land selbst meist von Ausländern wieder besezt wurde, so brachten auch die Kurfürsten aus diesem Hause theils Gelehrte, Räthe und Diener aus dem an Baiern und die Oberpfalz gränzenden Herzogthum Neuburg mit sich, theils wurden aus dortigen Gegenden oder andern Provinzen Deutschlands Gelehrte in die pfälzischen Dienste berufen, so daß, noch gegenwärtig, wenige in Aemtern stehende Personen ihr Indigenat aus der sogenanten Mittelpfalz bis auf den Grosvater werden ausführen können. Dieses veranlaste auch natürlich eine sonderbare Mischung und Verschiedenheit in den Studien, welche sich bis auf die Schreibart überhaupt, den Kanzleistil insbesondre, und sogar bis auf die Orthographie erstreckte. Da das Notwendige vor dem Nüzlichen, und dieses vor dem Schönen und Zierlichen den gerechten Vorzug hat, so mangelte es zwar auch seit dieser Revoluzion niemals an praktischgelehrten, den Geschäften sich widmenden Männern; blos spekulative Gelehrte aber waren desto seltener. Karl Theodor, selbst ein Kenner der Gelehrsamkeit, errichtete nunmehr eine Akademie der Wissenschaften, zu welcher Schöpflin den Plan entwarf. Auch die schönen Künste bekamen eine Akademie zu Manheim, wie sie, und zwar, wenn ich nicht irre, schon zuvor eine zu Düsseldorf hatten. Was aber die schönen Wissenschaften anbetraf, so war es natürlich, daß ein so nah an Frankreich liegender deutscher Hof seinen Geschmack in diesem Punkte auf die französische Seite lenkte. Nach und nach wurde der Geschmack wieder vaterländisch, jedoch ohne unsre Nachbarn, wie es die neue Mode wil, undankbar zu verachten. Der Kurfürst las deutsche Schriften, auch Ihr Museum; der Hof und die Stadt folgten. Wie sich die deutsche Lektür ausbreitete, bekamen die deutschen Musen mehr Anhänger. Man führte Wielands Alceste mit Schweizers Musik auf

dem

dem kurfürstlichen Hoftheater auf. Man ging weiter — — — Doch von den neuesten Erscheinungen wil ich nichts sagen, als daß sich, ungeachtet diese Neuerungen ihre Widersacher hatten, die schönsten Aussichten für die deutsche Litteratur öfneten. Und nun trit Ihr wandernder Marquis auf, spricht dieser neuen Schöpfung, weil sie, nach seiner Meinung, noch so weit unter der Volkommenheit ist, Hohn, und verderbt mit einem Hiebe mehr, als alle Französische und Welsche, oder französisch- und welschdeutsche Stuzer mit allen Kabalen nicht hätten verderben können. Es ist eine alte Klage unsrer deutschen schönen Geister, daß ihnen die Höfe und die Geselschaften des Adels verschlossen werden. Ich könte Ihnen Anekdoten erzählen, aus welchen Sie sehen würden, daß vielleicht auch hierin eine glückliche Epoke nicht weit mehr entfernt war. Aber urtheilen Sie selbst, ob man vor einem Menschen, welcher die Unbesonnenheit hat, wie der verlarvte Marquis St. A. zuschreiben, nicht Ursach habe die Thüren zu verschliessen, aus gerechter Besorgnis, der neue Geselschafter mögte uns, wie das schmeichelnde Thier in der Fabel, auf die Schultern springen. Aber nicht nur der Verbreitung der deutschen Lektür, des deutschen Geschmacks durch sie, und der persönlichen Achtung für deutsche schöne Geister, die ihren guten Anfang gemacht hatte, wird und mus ein solcher Ausfal Abbruch thun, sondern eben derselbe mus auf das Betragen der sonst gegen Fremde vor allen andern deutschen Provinzen gefälligen Pfälzer überhaupt einfliessen, und sie gegen jeden Ausländer zurückhaltend, kalt und scheu machen, weil sie nicht wissen können, ob sie nicht für ihre Höflichkeit in der nächsten Monatsschrift mit Namen ausgezischt werden. — Dieses wäre meine Profezeihung, auf Data gegründet, die ich angegeben, und nicht, wie der patriotische Verfasser des gleich auf die Wandrungen folgenden Briefes, verschwiegen habe. Ich profezeihe noch weiter, daß die versprochenen Bemerkungen des Marquis über Preussen, Böhmen, Schlesien u. s. w. ausbleiben, oder in einem ganz andern Ton geschrieben

schrieben seyn werden. Nicht alle Löwen sind gewont Kinder mit sich spielen zu lassen. Ich bin u. s. w.

---

II.

den 20sten Jun. 77.

In Gabel befindet sich ein Dominikanerkloster mit einer sehr hübschen Kirche, deren Fusboden auf Pfeilern ruht, so daß unter ihr gleichsam noch eine Kirche ist. Diese unterirdischen Gänge sind natürlicher Weise sehr dumpfig und nas. In einem verschlossenen Zimmer darin liegt der Körper der H. Zdislawa, die schon zu wundern anfängt, aber wegen Armut des Klosters noch nicht kanonisirt ist. Sie ruht in einem steinernen Sarge. Wenige Votiven, die in Gemälden und grossen Wachskerzen, manche von Arms Dicke, bestehen, hängen an den Wänden und sind ganz mit Nässe bedeckt. In einer Entfernung liegen einige schwedische Offiziere, die hier ihr Leben einbüsten. Das Kloster ist schön, und der gegenwärtige Prior, der uns alles Merkwürdige zeigte, ein liebreicher Mann. Auf dem einen Gange hängen grosse Gemälde, die in einiger Entfernung sich besser ausnehmen würden. Die Bibliothek besteht aus einigen hundert neuern Schriften, und hat keine Handschriften, nicht einmal Missalien. Die Hussiten zerstörten auch dies Kloster.

Jung Bunzlau ist ein elender Ort, todt und schlecht gebaut. Alt Bunzlau ist nichts mehr als ein Dorf. Ein Gnadenbild macht den Ort berühmt. Der Kirche gegenüber legten die Jesuiten eine Residenz an, um bei Gelegenheit Besizer der Kirche und des Bildes zu werden; allein durch Aufhebung des Ordens wurden ihre frommen Wünsche gestört, und ihre Residenz ist nun den Husaren eingeräumt, die ihre Pferdeställe darin haben. An diesem Orte ward der H. Wenzel von seinem Bruder Boleslaw erstochen. In der einen

Kirche

Kirche findet man die ganze Geschichte beinah kolossalisch in Stein gehauen. Die Gruppe ist noch artig genug, und die Leidenschaft nicht übel ausgedrückt. — — — Brandeis hängt mit Alt Bunzlau zusammen, und ist ein armseliger Ort. Zwischen beiden ist die sehr lange Elbbrücke; sie ist niedrig und schmal und geht an beiden Enden weit über die Gränzen der Elbe hinaus, so daß sie bei Ueberschwemmungen die Stelle eines Dammes vertrit. Die Gegend ist sehr fruchtbar. — — In allen Städten findet man bei dem Hauptwassertroge eine Art von Schwenggalgen mit einem Strick und grossen Korbe, worin die Becker gesezt werden, die falsches Maas und Gewicht haben. Allein das ganze Schreckbild ist überflüssig, da man mich allenthalben versicherte, die Ehrlichkeit der Becker sey so groß, daß man noch nie diese Bestrafung gesehen. — Hinter Brandeis bis Prag fährt man durch eine ordentliche Allee von Kapellen und Statuen, die auf beiden Seiten mit einander abwechseln.

Wenn der Verfasser der Voyages en differens païs de l'Europe (Haag 1777. Br. 5. S. 103.) über barbarische Behandlungen der Akzisbedienten im Oesterreichischen klagt, so übertreibt er gewis die Sache mit seiner gewönlichen Laune. In Petersdorf, dem Gränzdorfe nach der Lausiz zu, behandelte man uns sehr gut, überblickte unser Geräth, und in Prag that man gar nichts. Vielleicht aber verstand jener Verfasser nicht die Kunst, die der Baron Bielefeld besas, als er in Braunschweig eine gewisse damals noch konfiskable Waare einführen wolte.

Das Aeusserliche von Prag ist vielmals beschrieben worden. Ich fand die Stadt volkreich wegen des bevorstehenden Festes des H. Johannes von Nepomuck. Die Gassen sind schmal und kothig. Die Domkirche des H. Veit auf dem Hradschin ist ein altes ehrwürdiges gothisches Gebäude mit antiken Malereien, welche wie neugemalt aussehen. In einer Kapelle dieser Kirche liegt der H. Wenzel begraben, bis auf einen Arm, der sich in dem Dorfe Jauernick in der Oberlausiz befindet. In dieser Kapelle herscht eine ausseror-

dentliche Pracht; die Seitenwand ist mit Jaspis ausgelegt und die Stücke mit Golde verbunden, alles ohne den mindesten Geschmack. Hier wird der Gottesdienst böhmisch gehalten, wie in allen Parochialkirchen. Der böhmische Gesang klingt ganz vortreflich. Die Nazion selbst ist melodisch und die Sprache schickt sich sehr gut dazu. Die Kapelle sowol als die Kirche enthalten eine grosse Menge von Kostbarkeiten. In der lezten wird deutsch gepredigt. Herr Kanonikus Krüger bestieg die Kanzel und redete ganz vortreflich über die Sünde der Verführung. Wenn einer, sagte er, alle diese heiligen Kostbarkeiten entwendete, so würde man über diese Sünde erschrecken, aber die Sünde der Verführung ist weit gräßlicher. — Der kaiserliche Palast, der die Departementer der Regierung enthält, ist neu gebaut; der Kaiser aber wohnt nie da, sondern steigt jederzeit in einem Wirtshause ab. Auf dem Wischerad befindet sich das Pulvermagazin, um und um mit Gewitterableitern umgeben, wovon einige Stangen an der Seite des Berges bis in die Mulda gehen. Hier ist die kleine Peterskirche, in welcher über einem Altar ein merkwürdiges Gemälde steht. Ein Priester spricht darauf vor dem Altar den Segen; neben ihm liegen Stücke von einer grossen Säule; das Gewölb der Kirche ist eingestürzt; im Hintergrunde sieht man in der Luft den Teufel mit einem ähnlichen Stück von der Säule, wie er von dem H. Petrus mit Ruthen gepeitscht wird. Die Erklärung davon war folgende. Ein ruchloser Vater gelobt dem Teufel seinen Sohn, den die Mutter noch gebären solte. Dieser wächst heran, wird ein Geistlicher, und der Teufel wil ihn holen. Wohl! sagt er, du solst mich erhalten, wenn du mir eine gewisse Säule von Granit aus Rom herschafft, eh ich die Messe auslese. Der Teufel geht es ein, bringt zwei Stücke der Säule glücklich an Ort und Stelle und wirft sie durch das Gewölb; beim dritten Stück aber peitscht ihn Petrus so lang, bis er's ins Meer fallen läst; allein mit grosser Mühe bringt er es wieder heraus, und schleudert es in die Kirche, als eben der Segen gesprochen ist. Das sonderbarste ist,

ist, daß diese Stücke noch in der Kirche liegen. Auf einem steht die Kanzel. Ich erzählte dies dem vortreflichen P. Gelasius Dobner. Er beklagte den Aberglauben des Volks, und sagte mir: Diese Säule sey in Prag und auf derselben ein Marienbild gestanden, sie sey von den Hussiten zerbrochen und mit grossen Maschinen in die Kirche geschleudert worden.

Die Bigotterie ist in Prag nicht zu arg. Ich bin über die Brücke gegangen, ohne meinen Hut vor dem H. Nepomuck und dem heiligen Kreuze abzunehmen, und selbst Katholiken, die mit mir gingen, behielten ihn auf.

Das ehmalige Jesuiterkollegium in der Altstadt ist sehr gros und jezt der Aufenthalt einiger kaiserlichen Alumnen. Die vortreflichen Gemälde, die in den Gängen hingen, sind bis auf einige wenige zerstreut. Auf der Sternwarte befinden sich noch einige Sachen, aber der Aufseher lies sich mit Krankheit entschuldigen, als wir sie besehen wolten.

Die Litteratur hebt sich ungemein. Bei der Domkirche sieht man sehr auf gute Redner. Man liest Jerusalems, Zollikofers, Lavaters Schriften mit Beifal und Erbauung. Ich kenne einen hiesigen Weltpriester, der zweimal eine Predigt aus Jerusalem lernte und vortrug. Lavaters Physiognomik besizt ein Landpriester bei Prag. Der Professor Seib, ein Oberlausizer, trägt viel bei zur Aufklärung des Volks und die Nazion dankt ihm. Seine Vorlesungen werden nicht allein von Studenten, sondern auch von Frauenzimmern, Offizieren und andern Personen häufig besucht.

Ich ging zu dem Pater Dobner, Rektorn des Kollegiums der frommen Schulen. Ein vortreflicher, edler, offner, menschenfreundlicher Mann von aufgeklärten Grundsäzen. Sein weisses Haar und sein Alter geben ihm ein sehr ehrwürdiges Ansehen. Er zeigte mir seine Manuskripte, die ihm sehr hoch zu stehen kommen. Ein Buch in klein Folio war mir merkwürdig. Es enthielt nichts als Abbildungen aller Personen des Habsburgischen Hauses auf Papier, sehr artig gemalt. Er rechnete es ins vierzehnte Jahrhundert.

Er sagte mir, daß in einem Kloster einige Meilen von Prag eine Handschrift in deutschen Versen läge, welche dem Kaiser Albrecht II. dedizirt sey. Genauere Umstände gab er nicht an. Sein Antagonist ist der Exjesuit Pubitschka.

Die Patres der frommen Schulen haben nun eine deutsche Normalschule. — — Ich sah den grossen Mathematiker, den Exjesuiten Tessaneck. Seine Seele scheint nie gegenwärtig zu seyn, so nachdenkend und vertieft in seine Wissenschaft geht er herum.

Der gemeine deutsche Böhm ist ein ehrlicher menschenfreundlicher Mann, der slavische Böhm weniger. Beide hassen einander, und man nent die lezten Stockböhmen.

Diejenigen böhmischen Gegenden, wo ehmals Hussiten, oder noch vor hundert Jahren Protestanten wohnten, sind jezt die bigottesten. Es gibt noch Hussiten hie und da, aber man unterdrückt sie streng.

Das Theater in Prag ist nicht ganz übel, und doch waren die besten Schauspieler, nebst dem Herrn von Brunian, eben in Dresden. Seine Frau agirt schön. Man wechselt hier mit Kinderpantomimen ab, die nicht schlecht sind. Folgenden Anschlag las ich: Mit hoher Erlaubnis werden die Marionettenspieler zu Ehren des H. Johannes von Nepomuck, des Schuzpatrons von Böhmen — — spielen, und, weil es die Zeit erlaubt, ein Trauerspiel aufführen.

Die Mulda bildet bei Prag zwei Inseln, welche Gros- und Klein Venedig heissen, die lezte ist sehr anmutig und dient zu bürgerlichen Lustbarkeiten, Schiessen, Tanzen und Feuerwerken; die erste ist zu Thiergefechten bestimt.

Die Lieblingsfabel der Böhmen ist die Geschichte der gottlosen Libussa. Diese Fürstin komt überal vor. Der Ort, wo sie die Mannspersonen zu ihren Lüsten brauchte, und dann in die Mulda stürzen lies, ist eine neuere Mauer, die eine Art von Festungswerk oder Badstube gewesen zu seyn scheint.

---

III.

## III.

Den 10ten Jul. 77.

Ein Zufal machte, daß ich eben in den lezten Tagen der Ausstellung der Malerakademie durch Dresden ging. Ich sah hier, daß Sachsens Zöglinge noch immer einen ansehnlichen Plaz unter Deutschlands Künstlern behaupten, obgleich seit einiger Zeit die Nachbarn ihnen besser nacheifern, und vielleicht auch bald sie übertreffen dürften. Vorzüglich ist Leipzig in diesem Punkte sehr gesunken. Ich sah nur ein einziges Gemälde aus dortiger Schule, das mir gefiel. Es war von Oesern und stelte die Hochzeit zu Kana vor. Ob man Recht hatte, wenn man dem Künstler bei einigen Nebenfiguren auch Nebenabsichten beilegte, weis ich nicht, aber das weis ich, daß das Kolorit, das man sonst schon an diesem grossen Maler tadelt, hier noch mehr als gewönlich vernachlässigt war. — Unter den Dresdnern zeichneten sich Graf, Schenau und ein ganz junger Mann mit Namen Vogel aus. Von ersterm sah ich Hubern und einen in hiesigen Landen berühmten Bauern Palisch genant. Lezterer war vorzüglich schön. Von der Brandes dieses vortreflichen Künstlers, als Ariadne in Lebensgrösse, hatte ich viel erwartet, fand auch wirklich ein schönes, aber doch nicht ganz meiner Höfnung antwortendes Gemälde. Ich wil nicht rügen, daß die sprechende Aehnlichkeit, die man sonst an seinen Bildern gewont ist, hier nicht ganz die erwartete war, sondern nur von der Wahl der Situazion einige Worte sagen. Sie kennen, hoffe ich, das Duodrama Ariadne durch den Augenschein, oder wissen doch wenigstens, welche trefliche Situazionen in ihm befindlich sind. Ariadne, verlassen auf einsamen, fürchterlichen Felsen, ihr Gewand hinwallend im Sturm, Todesangst auf ihrem Antliz, gekränkte Liebe im emporbebenden Busen, ihr ganzer Körper im Zurückweichen vor dem schrecklichen Blize, der über ihr den

nächtlichen Himmel öfnet, unter ihr das stürmende Meer — welch ein herliches Bild! Eben sie im Heruntersinken ins Meer — welch ein schreckliches! Oder die knieende Unglückselige in jenem Augenblick der Verzweiflung, wo ihr das: einst war ich glücklich? mit allen seinen Schrecken durch die Seele braust — welch ein herzerschütternder Moment! — So etwas erwartete ich, und sah sie dahingegen in der Stellung des ruhigen, schon beinah ausgeweinten Schmerzens an den Felsen angelehnt, sie, die im Stücke selbst nie zu dieser Ruhe kömt.

Von Schenau waren zwei historische Stücke aufgestelt, beide vol Fehler gegen die Geschichte und doch schön. Das erste stelt den verwundeten Aeneas vor, wie Venus ihm durch's Diktamnum den Pfeil aus der Wunde fallen macht. Im Virgil, wie Sie wissen, empfängt er diese Wunde in einem Gefecht wider die Lateiner. An seiner Gegenwart hängt die Entscheidung der Schlacht; er brent vor Begier in sie zurückzukehren, und in eben diesem kritischen Augenblick erscheint alma mater und heilt ihren Sohn. Hier sah man den ganz nackenden Aeneas in seinem Gezelt auf der Erde sizend und an einen Fels gelehnt; schon ist die Pfeilspize aus seiner Wunde gefallen, und mit freudigem Dank schaut er nach der algütigen Göttin, die auf einer Wolke herabkömt und das heilende Kraut für ihn ausdrückt. — Wie, kan man fragen, solte Aeneas in diesem Augenblick nicht nur von Rüstung, sondern auch von Kleidung, entblöst gewesen seyn? Wie kömt der Fels mitten in sein Gezelt? Warum prest Venus noch immer den Saft aus, da ihr Sohn schon geheilt ist? Und endlich, wie kommen auf den Schild des Ae. alle die Begebenheiten seiner spätern Urenkel, die Geburt des Romulus, der Kampf der Horazier, die Ermordung Lukreziens, die heldenmütige Entweichung Clöliens? — Einwürfe und Fragen, die nicht unwichtig sind, die aber der Künstler durch seinen herlichen Pinsel, durch seine Venus, durch den sprechenden Affekt in Aeneens Antliz und durch tausend andre Vorzüge vergessen machte. — Das zweite

Stück

Stück stellte den Julius Cäsar an der Bildsäule Alexanders vor. Der edle Zorn des Römers über seine Unähnlichkeit mit diesem Helden, der Schwur zu werden, was dieser war, die grosse Seele, die eben aus ihrem Schlummer erwacht, war unverbesserlich dargestellt. Mit der Ehrfurcht vor der schwindelnden Höhe des Mazedoniers schien das inre Bewustseyn der ihm gleichen Thatkraft zu kämpfen, und man konte ihn nicht ansehen, ohne einen Eifer für Ruhm und Grösse in sich zu empfinden. Gleichwol erfuhr auch dies schöne Bild mancherlei Kritik, und Sie sollen selbst urtheilen, ob mit Recht oder Unrecht. Es weicht von der Geschichte ab, sagten einige: Cäsar weinte, als er das Bild Alexanders zu Kadix sah; hier zürnt er blos, und zeigt nicht Wehmut, sondern Nacheiferung — Sein Kopf gleicht dem Profil nicht, das wir auf Gemmen und Antiken von ihm haben, bemerkte ein zweiter; der linke Arm und linke Fus sind, den Regeln der Kunst zuwider, zugleich in Bewegung, tadelte ein dritter — doch ich lies sie alle reden und freute mich des Bildners und dachte: wird vielleicht auch bald ein junger Dichter so vor deiner Bildsäule stehen, o Klopstock, oder vor deiner, grosser Lessing!

Neben diesen zwei Künstlern verdient ein junger Maler, Namens Vogel, gerühmt zu werden. Mit dem geringen Alter von 19 Jahren und mit einem Eigensin, der oft die Grenzen überschreitet, verbindet er die Anlage zum grossen künftigen Meister. Die Kopie einer Maria Magdalena und eine Hagar in der Wüste waren unverbesserlich. — Ein andrer junger Maler Kloß hatte die nämliche Geschichte des Aeneas gewagt; getreuer der Geschichte und nicht schlecht war sein Pinsel, doch freilich weit unter Schenau. Einige Landschaften von ihm oder seinem Bruder hingegen waren recht schön.

Da man in allen theatralischen Schriften und selbst in der Bibliothek der schönen Wissenschaften mit so vollem Munde das Denkmal der Neuberin gepriesen hat, so fuhr ich in Geselschaft eines jungen Dichters, den vielleicht Deutsch-

land bald von mehr als einer rühmlichen Seite kennen lernen wird, hinaus. Aber, gerechter Himmel! wie ganz unter aller Erwartung! Vergeben Sie, daß ich mich nicht mit der Beschreibung aufhalte; die finden Sie wol schon viermal abgedruckt, aber die Plumpheit des Ganzen finden Sie noch nirgends gerügt. Mein Begleiter, nachdem er, wie ich, Inschrift und alles verachtend angestaunt hatte, schrieb lächelnd folgendes Impromptü mit der Bleifeder darunter:

Dir, die rauhe Gothen
Lebend oft verkant,
Sezten beßre Gothen
Dies mit schwacher Hand.

Die Einwohner Dresdens, die sonst, wie man mir erzählt hat, mit spöttisch gerümpfter Nase auf deutsches Schauspiel herabblickten, fangen, seitdem sich die Seilersche Geselschaft anderthalb Jahre daselbst aufgehalten, es beinah enthusiastisch zu lieben an. Vielleicht folgt der noch ziemlich unbestimten Neigung bald auch geläuterter Geschmack. . . . . . Ich sah sogar ein Privattheater hier, besser als ichs fast noch irgendwo gefunden. Die Geselschaft bestand gröstentheils aus Personen in Aemtern, und sie trugen kein Bedenken, sich vor einer Versamlung von 160 bis 200 Zuschauern zu zeigen, unter denen man mir Minister und Gesandten wies. — — —

---

## IV.

W. den 30. Sept. 77.

Lassen Sie mich heut einmal mit Ihnen von einer Reise reden, liebster Freund, die ich mit unserm G. und D. in einer der schönsten Gegenden Holsteins angestelt habe, einer Gegend, die mit den berühmtesten Deutschlands um den Vorzug streiten kan, die Pokock, der halb Orient durchreist

war,

war, für eine der allerschönsten erklärte, die er je gesehen; und die gewis in England oder Frankreich längst besungen, beschrieben, gemalt und in Kupfer gestochen wäre. Zuvor muß ich Ihnen aber etwas von dem Plöner See sagen, der unbeschreiblich schön ist und eine der vornehmsten Zierden des Gartens ausmacht. Er hat etwa vier Meilen im Umkreis, und bildet die herlichsten Ufer von der Welt. Die Stadt Plön, von welcher er den Namen hat, zeichnet sich zuerst auf das vortheilhafteste aus; das Schloß darin liegt sehr malerisch auf einem Hügel in der südöstlichen Ecke der Stadt; weiterhin ist Besau, wo der Chronikenschreiber Helmold im zwölften Jahrhundert Priester war; Dörfer, Ebenen, die lieblichsten Hügel und Thäler, buschige Anhöhen und Wälder sind rings umher verstreut und bilden ein Ganzes, das nur gesehen, aber nicht beschrieben werden kan. In dem See selbst liegen einige Inseln, die ganz romantisch sind. Auf einer derselben, wo vormals die Fasanerie des verstorbenen Herzogs von Plön war, wohnt noch jezt ein Gärtner mit seiner Familie. Ich zweifle, ob einer der berühmten italienischen Seen beim Keisler schöner ist; aber freilich des Plöner Sees hat noch kein Reisender erwähnt.

Längs diesem See, und zwar an der nordwestlichen Seite desselben, läuft der Aschberger Garten hin. Die Natur hat so viel für ihn gethan, und er ist auf einer so schönen Stelle angelegt, daß die Beschönerungen der Kunst, die sich hier überal in dem feinsten Geschmacke zeigt, mit verdoppelter Kraft wirken. Man findet grosse Anhöhen, buschige Hügel, die immer höher und höher hinansteigen, und einen Wald, der auf der einen Seite den ganzen Garten einschliest. Gleich vorn beim Eingang erhebt sich ein steiler Hügel, worauf ein Pavillon gebaut ist, von dem man, wie von einem Thron herab, die Hauptallee des Gartens übersieht, die gerade auf den See zuläuft und sehr lang ist. Ein Gewitter hatte uns genötigt, des Abends vorher (es war der 25ste May dieses Jahres) irgendwo einzukehren, ehe wir Aschberg erreichen konten. Dieser uns anfangs ver-

driesliche Zufal verschafte uns nachher das gröste Vergnügen, indem wir dadurch bei fortgesezter Reise noch vor Sonnenaufgang daselbst ankamen. Wir eilten alsobald in den Garten, wo ganze Chöre von Nachtigallen uns empfingen, gingen die grosse Allee hinab, und standen nun auf einmal am Rande des Sees, der uns den grösten und herlichsten Anblick gewährte. Eine dem Aug unermeßliche Wasserfläche war vor uns ausgebreitet, aber noch lag die ganze Gegend wie in einen Nebelflor eingehüllt, und nur so wie die Morgenröthe zunahm, erhellten sich das Ufer und die Inseln gegen uns über, die wir anfangs für das jenseitige Ufer des Sees gehalten hatten. Diese Inseln, zwischen welchen wir das Ufer nun deutlich sehen konten, das die schönsten Schattirungen annahm, und den goldnen Saum der Morgenröthe abspiegelte, thaten eine wunderschöne Wirkung. Jezt ergoß sich auf einmal ein Lichtglanz durch den Himmel, denn die Sonne ging, wie der grosse Schöpfer, im Osten hervor, und strömte ein Lichtmeer über den See aus. In dem Augenblick erhoben mit einem wilden Gesang, um sie zu begrüssen, sich tausende von Seevögeln, die, wie vom Sturme gejagt, bald quer über den See vor uns vorbeischossen, und in der westlichen Ecke über dem Schilf mit sinkendem Geschrei flatterten, kreiselten und dann hinabstürzten, bald wieder laut jauchzend sich erhoben, und in verschiednen Schaaren, theils nach den Inseln, theils nach den Buchten des Sees hinzogen. Ich kan Ihnen nicht sagen, welch eine Wirkung es auf uns alle that, wie sehr wir uns zu einer Erhebung der Seele, zu einer Anbetung des Unendlichen fortgerissen fühlten, die vielleicht die gröste und reinste unsers Lebens war.

Wir sahen uns genötiget von diesen gewaltigen Empfindungen etwas auszuruhen, und gingen wieder nach unserm Throne, dem Pavillon, hinauf, um einige Erfrischungen einzunehmen, deren wir sehr bedurften. Unterdeß hatte sich ein Nebel über den See und die ganze Gegend gezogen, und die Sonne eingehüllt, welches uns verhinderte,

die

die mannigfaltigen Aussichten, die nach dem See zu laufen, und alle die schönen Krümmungen desselben zu sehen. Ich habe vergessen Ihnen zu sagen, daß in der Hauptallee des Gartens noch ein Lusthaus stehet, worin man französische und lateinische Inschriften antrift, die den Fremdling bewilkomnen. In der Gegend des gräflichen Wohnhauses an dem See standen sonst mehrere kleine Lauben und Lusthäuser, die allenthalben, an den Wänden und über den Eingängen, mit Versen aus den besten Dichtern ausgeschmückt waren; diese sind aber seit einigen Jahren, ich weis nicht warum, weggenommen worden. Auch die Hecken in der Hauptallee sind besonders schön angelegt. Sie gehen erst ganz gerade in die Höhe, so weit die Scheere des Gärtnes heraufreichen kan; dann stehen hinter ihnen grosse Bäume, die frei und wild empor wachsen und mit ihren Aesten und Wipfeln über die Hecken herausragen und sich hinbiegen. Einen schönen Kanal, und noch zwei andere mit Kastaniengewölben bedeckt in zweien entgegengesezten Quergängen, sieht man in den hiernächst anstossenden Seitenalleen. Wir gingen nun längs dem See fort, wo wir uns oft in einem bedeckten Gange befanden, der sich auf einmal nach dem See zu öfnete, und auf die überraschendste Weise den herlichsten Anblick zeigte. Diese Gänge verloren sich in einen dichten Wald und an dem Fuß eines Berges, den wir jezt hinanstiegen. An ihm herauf liefen Gänge im Zickzack und brachten uns auf die Höhe. Hier wurden wir wieder auf die angenehmste Art überrascht; denn auf einmal befanden wir uns vor dem Eingang einer Hütte, die so romantisch als sonderbar war. Sie ist ganz versteckt angelegt, das Dach von Stroh und die Wände mit Eichenrinde ausgesezt, und rund umher stehen Bänke, alles äusserst einfach. Man glaubte sich auf einmal in eine Faunenhöle, oder, mit Robinson Krusoe, nach Juan Fernandez versezt, welchen Streich mir meine Fantasie spielte. Es war etwas so fremdes, wildes in der ganzen Anlage,

daß

daß wir alle in das angenehmste Erstaunen geriethen. Weil diese Bardenhütte, wie wir sie nanten, auf dem höchsten Theile des Berges lag, so hatten wir eine reizende Aussicht über die ganze Landschaft unter uns, die sich zu einer weiten Ebene ausdehnt und die reizendsten Abwechselungen bildet. Wir sezten uns nieder in der Hütte, und verfielen in ein nachdenkendes Schweigen, das an diesem Orte so natürlich war, und endlich in einen kurzen Schlaf, der uns sehr erquickte. Nun verliessen wir unsre liebe Hütte, die uns ein rechter Aufenthalt eines neuern Timons, oder Heraklits schien, um in seliger Abgeschiedenheit von der Welt über ihre Gräuel zu weinen, oder auch — denn wir selbst bringen ja allenthalben unser Glück oder Unglück mit uns — wie St. Preux, sich den Entzückungen einer reinen Zärtlichkeit zu überlassen, und gingen nun tiefer in den Wald hinein, wo wir noch einige Hütten andrer Art antrafen, so wie sie vielleicht zur Zeit der Patriarchen in der äussersten Kindheit des Menschengeschlechts waren, oder noch heut zu Tage in Otaheiti und Neuseeland seyn mögen. Jezt hatten wir die andere Seite des Berges nach dem See zu, und zugleich den höchsten Gipfel desselben erreicht, der rund herum von den schönsten und höchsten Bäumen umkränzt und an einem Orte durchschnitten war, wo man gerade das Plöner Schloß vor sich sieht. Hier solte nach dem Plan des verstorbenen Grafen von Ranzau Aschberg *), des eigentlichen Stifters von diesem Garten, ein Tempel erbaut werden, der über den Wald herausragte, und von dessen obersten Spize man den ganzen Garten, den See und die benachbarte Gegend über-

*) Auch einer von den vortreflichen Männern, die in Deutschland sterben, ohne daß nur einer einen Lorbeer auf ihr Grab pflanze. Er war der erste holsteinische Edelmann, der seinen leibeigenen Bauern die Freiheit gab. Braucht es mehr, sein Andenken den Freunden der Menschheit theuer zu machen?

Anmerkung des Herausg.

überschauen könte. Ob aber diese erhabene Idee jemals ausgeführt wird, steht dahin; solte es aber geschehen, so wäre es das gröste und sehenswürdigste, was Holstein aufweisen, und sicher jedem Ausländischen der Art entgegensezen könte. Von diesem Gipfel führte uns ein Gang, der den Berg nach verschiedenen Krümmungen herunterlief, und an einigen ofnen Stellen die vortreflichste und weiteste Aussicht über den See und die ganze Gegend hatte, wieder nach unserm Pavillon zurück, wo wir unser Mittagsmahl einnahmen, und darauf mit geheimer Sehnsucht und Bewundrung dieses irdischen Paradieses zurückfuhren. Ich wenigstens habe mir vorgenommen, alle Jahre einmal mich daselbst zu erquicken, und eine Brunnenkur für meine Seele zu halten. Ich seze hinzu, daß dieser Garten jezt dem noch unmündigen Grafen Ranzau von der Rastorfer Linie gehört. Man muß die Hospitalität der bisherigen Besizer sehr rühmen. Fremde haben, so lang sie da sind, den uneingeschränkten Genus des Gartens, und können in den Lusthäusern und Pavillonen essen, trinken, schlafen, wo und wie sie wollen. Mich verlangt zu sehen, was Herr Hirschfeld in seiner angekündigten Theorie der Gartenkunst von diesem Orte sagen wird, der alle andre in Holstein so weit übertrift.

Noodt.

---

V.

G. den 9ten Okt. 1777.

Sie kennen W. noch aus der Geschichte des guten H. Hören Sie also. Der Stadtrichter dort, Doktor — — — war ein Mann, der die Gerechtigkeit gut zu brauchen wuste, sein mässiges Gehalt zu verbessern. Er strafte bei jeder Gelegenheit sehr hart, und wo möglich an Gelde. Das mus bestraft werden! war sein Wort, und sogleich wurden Haus, Hof, Garten, Kessel und Betten verkauft oder versezt. Vor

eini=

einigen Jahren kam ein junger sehr geschickter Bildhauer in die Stadt, der nach seiner Art Geld und gute Kleider und Instrumente hatte. Der arme Schelm verliebte sich unglücklich, zog sich das zu Gemüte, und wankte des Nachts, wie ein Gespenst, in der Stadt umher. In diesem Wahnsin sieht er das Fenster eines Bürgers, der eben bauen lies, offen, steigt hinein und nimt einige alte Kleider und Geräthe weg, die man zusammen auf eine Pistole schäzt. Das mus bestraft werden! rief der Doktor, und der junge Mensch ward eingesezt, und alles Seinige, 200 Rthlr. am Werth, vom Gericht in Empfang genommen. Er beklagte sich und muste dafür in einen Thurm, in ein finstres enges Loch, worin er sich nur eben umwenden konte. Hier sas er, as und trank und schlief und das übrige, alles in diesem engen Loche. Drittehalb Jahre brachte er in unaussprechlichen Elende zu; die Kleider verfaulten ihm am Leibe; das Ungeziefer verzehrte ihn. Einmal hatte er die Ruhr; niemand erbarmte sich seiner. Sein Vater, der in — — — — wohnt, forschte lang nach ihm, und erfuhr endlich, wie es seinem Sohn in — — — — erging. Nach einigen vergeblichen Versuchen (denn der Doktor hatte mächtige Freunde) brachte er durch ein Schreiben der — — — — Regierung die Sache vor den Herzog. Alsbald kam ein Bevolmächtigter, der untersuchte. Man erbrach das Gefängnis; denn der Schlüssel war nicht mehr vorhanden. Und nun kam der Elende, nackend, mit einem fürchterlichen Barte, wassersüchtig und von Mäusen und Ratten angefressen, aus seinem stinkenden Loche hervor. Der Richter ward gleich überführt; und der Bildhauer erkante noch seine Weste, die jener anhatte. Er ward abgesezt, und muste noch einige Wochen auf dem Rathhause gefangen sizen, wo ihn nichts so sehr verdros, als daß die Jungen des Abends anklopften und mit seinem Tone riefen: das mus bestraft werden! Nachher hat er als Advokat geruhig in seinem Hause gelebt, und jezt schreibt man mir, sol er eine neue Bedienung bekommen. Doch glaube ich nicht, daß gewisse Leute, mit denen

denen er verbunden ist, unsern menschenfreundlichen Herzog bis zu dem Grad überlisten werden. — — — — —

---

## VI.

Glasgow. den 2ten Nov. 77.

- - - - - Allein die Bekantschaft mit dem vortreflichen Robertson würde mich wegen meiner Reise nach Edinburg schadlos gehalten haben. Er ist der gefälligste Mann von der Welt, und spricht so angenehm, als er schreibt. Ein Zug, der ihn karakterisirt, wird Ihnen auch des Mannes wegen angenehm seyn, den er betrift. Er erzälte mir, Hr. Ebeling in Hamburg habe ihm durch seinen Bruder, einen hofnungsvollen jungen Gelehrten, der sich jezt in E. aufhält, einen englischen Brief geschrieben, dessen sich ein sprachkundiger Engländer nicht geschämt haben würde. „Dieser Brief, sezte er hinzu, war seinem Inhalte nach, sehr schmeichelhaft für mich, zugleich aber auch kränkend. Hr. E. hat eine Geschichte von Amerika schreiben wollen, und sein Vorhaben aufgegeben, wie er von der meinigen gehört. Mich dünkt, wir hätten beide etwas Brauchbares schreiben können.„ — R. wird ihm indes zu seiner amerikanischen Geographie alle Hülfsmittel, die er hat, besonders spanische, mittheilen. .... Ferguson macht Hofnung zu einem ausführlichen System der Moralphilosophie. Er ist ein sehr wohlgebildeter Mann, Vater von fünf liebenswürdigen Kindern, und scheint in Absicht seiner häuslichen Umstände in einer sehr guten Lage zu seyn. Vom Könige hat er eine Pension von 200 Pf. bekömt dabei von dem jungen Grafen Chesterfield, mit dem er sich eine Zeitlang zu Genf aufgehalten, noch 200 Pf. jährlich auf Lebenszeit, und von jedem Zuhörer, deren er sehr viele hat, überdies 3 Guineen, welches in E. der gewönliche Preis für ein Kollegium zu seyn scheint. — — — Nicht leicht erinnere ich mich eines philosophischern und angeneh-

mern

mern Vortrags, als des von dem Professor der Physik, Dr. Robinson; auch Dr. Black, Professor der Chymie liest sehr gut. Beide sollen Dr. Monro übertreffen, den ich nicht habe lesen hören. — — — Der botanische Garten ist sehr beträchtlich und besonders reich an neuseeländischen, otaheitischen und nordamerikanischen Gewächsen. Dr. Hope, ein sehr würdiger Mann, hat die Aufsicht über denselben, und über ein Hospital, darin bis auf 200 Kranke aufgenommen werden, und das lediglich durch Privatsubskripzion errichtet worden, und erhalten wird. Lord Hopeton allein hat nach und nach auf 10,000 Pf. dazu beigetragen. — — Die Neustadt ist noch nicht ausgebaut, enthält aber schon die schönsten Gebäude, besonders das Hauptarchiv (Register Office), das nach dem Plane der Gebrüder Adams, die so viel zur Verschönerung Englands beigetragen, aufgeführt ist. Sie sind Neffen von Dr. Robertson. — — Die Vakanzen dauern hier sechs Monate nach einander, und die Vorlesungen nehmen im November ihren Anfang. — — Hume's Andenken ist seinen Verdiensten angemessen. Robertson und Ferguson sprachen mit gröster Achtung von ihm, doch versicherte mich lezterer, daß sein Skeptizismus in E. keine Proselyten gemacht habe. — — Adam Smith lebt 9 engl. Meilen von E. und wird wahrscheinlich jezt eine sehr einträgliche Stelle bei der schottischen Zolleinnahme erhalten. Er wird nächstens eine neue berichtigte und vermehrte Ausgabe seines Inquiry herausgeben. — Lord Kaims lebt nahe bei E. Er ist ein Mann von unglaublicher Arbeitsamkeit, schläft nur wenige Stunden und ist stets ausserordentlich lebhaft.

Hier in Glasgow wohnen die Professoren in einem Universitätsgebäude beisammen. Dr. Reid ist ein Mann nah an sechzig. Sein Vortrag war sehr ordentlich und deutlich. Die Bibliothek ist ziemlich beträchtlich.

Dr. Priestley ist seit einiger Zeit Bibliothekar des Lords Shelburne, mit einem Gehalt von 500 Pf. — —

---

# Nach der Krankheit.



Ich lag und schlief; da fiel ein böses Fieber
Im Schlaf auf mich daher,
Und stach mir in der Brust zum Rücken über,
Und wütete fast sehr.

Es sprachen Trost, die um mein Bette saßen;
Lieb Weibel grämte sich,
Gieng auf und ab, wollt sich nicht trösten lassen,
Und weinte bitterlich.

Da kam Freund Hain: „Lieb Weib, mußt nicht so grämen,
„Ich bring' ihn sanft zur Ruh:„
Und trat ans Bett, mich in den Arm zu nehmen,
Und lächelte dazu.

Sey mir willkommen, sey gesegnet, Lieber!
Weil du so lächelst; doch
Doch, guter Hain, hör' an, darfst du vorüber,
So geh' und laß mich noch!

„Bist bange, Asmus? — Darf vorüber gehen
„Auf dein Gebet und Wort.
„Leb' also wohl, und bis auf Wiedersehen!„
Und damit gieng er fort.

Und ich genas! Deß muß ich Gott hoch loben!
Die Erde ist doch schön,
Ist herrlich doch, wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn!

Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn du wiederkommst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!

Asmus.

Deutsches Museum.

Viertes Stück. April. 1778.

1.

# Johann Kaspar Lavaters Anmerkungen zu einer Abhandlung über Physiognomik im Göttingischen Taschenkalender aufs Jahr 1778.[1])

Diese Abhandlung ist mit vielem Wize, vieler Zierlichkeit und einer sanftfortreissenden Beredsamkeit geschrieben, und sie rührt von einem sehr gelehrten, sehr scharfsinnigen und in mancher Absicht verdienstvollen Manne her, der sehr viele Menschenkentnis zu besizen scheint und ein grosses Maas schnellen Beobachtungsgeistes, daß sie, des bescheidenen Plazes ungeachtet, den sie sich, gleichsam zum Truz anderer babylonischen Werke, in einem Taschenkalender zu wählen beliebte, alle Aufmerksamkeit und Prüfung verdient. Sie ist so interessant, so weiteingreifend, so Gelegenheit gebend zu den

1) Lavaters erhabene und sanfte Antwort auf den kleinen Gift seines göttingischen Gegners liefern wir hier, aus dem vierten Theile der physiognomischen Fragmente, im Auszuge. Leute, die denken eh sie sprechen, werden nunmehr dem Kalender (erster und zweiter vermehrter Auflage) unmöglich noch so ganz ohne Ausnahme nachbeten können; wie viele andere gethan haben, die sprechen, eh sie denken. Mit ganz schlichtem Verstande wird überhaupt jeder Leser sehr leicht einsehen, welcher von beyden Streitern sich durch Höflichkeit und Würde auszeichnet; und welcher durch Ventriloquenz, und Einfälle für die auf dem Dreigroschenplaz?

den wichtigsten physiognomischen Betrachtungen, die wir uns sonst noch vorbehalten hatten, daß ich den vierten Band meiner Fragmente nicht würdiger zu eröfnen weis, als mit den wichtigsten Stellen dieser Abhandlung und mit einer scharfen und unpartheischen Prüfung derselben.

Es sey ferne von mir, mit dem ungenanten, vortreflichen Verfasser mich messen zu wollen; ferne von mir, auf seine Laune, seinen blendenden Wiz, am fernsten, auf seine Gelehrsamkeit und Einsicht Anspruch zu machen. Ich wünscht' es, aber einfallen lassen darf ich's mir nicht, ihm mit derjenigen Zierlichkeit begegnen zu können, wie sein auspolirter Geist und sein eleganter Geschmack es zu erfordern scheinen. Ich fühle ganz das Lästige der Trockenheit, die mir eigen bleiben wird, auch da, wo ich weis, daß die Wahrheit auf meiner Seite ist. Aber darauf dürfen Sie rechnen, würdiger Mann, daß ich nie unbillig seyn, daß ich auch da, wo ich von Ihnen abgehen mus, wo ich mich in Ihre Aeusserungen nicht zu finden weis, die Achtung nie vergessen werde, die ich Ihren Talenten, Kentnissen und Verdiensten schuldig bin.

Mögten wir uns nun beide in Gedanken freundschaftlich neben einander sezen, Ihre Abhandlung vor uns nehmen, und uns freimütig, wie es Männern, und gelassen, wie es Weisen anständig ist, über Wahrheit und Natur, wie sie uns beiden erscheinen, gegen einander erklären!

## Ueber Physiognomik.

„Gewis, sagt unser Verfasser, hat die Zolfreiheit unserer Gedanken und der geheimsten Regungen unsers Herzens bei uns nie auf schwächern Füssen gestanden, als jezt.„

Mich dünkt, gerade beim Eintrit wird ein unrichtiger Gesichtspunkt angenommen, der vielleicht Verfasser und Leser durch die ganze Abhandlung irre führen dürfte. --- Ich wenigstens weis nichts von dem geringsten Eingriffe in die Zolfreiheit menschlicher Gedanken und der geheimsten Regungen des Herzens, und meine Bemühungen gehen bekantermassen offenbar weniger auf das, als auf die Kentnis des Haupt-

karakters, der Fähigkeiten, Talente, Fertigkeiten, Kräfte, Empfänglichkeit, Anlagen, Wirksamkeit, Genie, Religiosität, Empfindsamkeit, Reizbarkeit, Elastizität eines jeden Menschen überhaupt, nicht auf die geheimsten seiner aktuellen Gedanken. Meinethalben also mag und kan, wie unser wizige Verfasser weiter sagt, „die Seele über ihrem geheimsten Schaze noch jezt so unzukomlich sicher liegen, als vor Jahrtausenden. Ruhig kan sie über alle anwachsende babylonische Werke aller stolzen Stürmer lächeln, überzeugt, daß sich lange vor ihrer Volendung die Sprachen der Arbeiter verwirren, und Meister und Gesellen aus einander gehen werden.„

Niemand mehr, als ich, würde über den Stolz eines Physiognomisten lachen, der sich anmassen wolte, die jedesmaligen geheimsten Gedanken und Regungen der Seele in dem Gesichte zu lesen, ob es gleich Fälle geben kan, wo sie auch einem ungeübten Physiognomisten lesbar sind.

Uebrigens gehören, wie ich denke, die geheimsten Regungen des Herzens in die Pathonomik, für die ich viel weniger arbeite, als für die Physiognomik, und die, wie der V. mehr wizig als wahr, sagt, „so unnötig wäre zu schreiben, als eine Kunst zu lieben.„

Sehr nötig ist die Erinnerung des Verfassers (S. 2.) „den Unterricht in der Physiognomik an den bekanten Orten mit Behutsamkeit und selbst mit Mistrauen zu suchen.„

---

„Ob die Physiognomik überhaupt, auch in ihrer grösten Volkommenheit, Menschenliebe befördern werde (S. 2.) ist wenigstens ungewis„ — und ich sage schlechtweg — gewis — und ich hoffe, in ein paar Minuten wird es der redliche, menschenfreundliche Verfasser mit mir sagen.

Physiognomik in ihrer grösten Volkommenheit, das heist: Menschenkentnis in ihrer grösten Volkommenheit ---- und diese solte die Menschenliebe nicht befördern, oder, mit

andern Worten, nicht unzählige Volkommenheiten entdecken, die die halbe Physiognomik, oder die Nichtphysiognomik nicht entdeckt?

O mein edler, tiefblickender Menschenfreund, in dem Augenblicke, da Sie dies schrieben, haben Sie vergessen, daß Sie so wahr, so schön sagten: „Auch die auffallendste Häslichkeit vermag sich durch die Tugend Reize zu geben, die irgend jemand unwiderstehlich sind„ — und wem unwiderstehlicher, wem lesbarer, als dem volkommensten Physiognomisten? — und „unwiderstehliche Reize„ denk ich, so ferne sie erkant werden, befördern doch wol eher Liebe als Has?

Ich darf mich frei und kühn auf meine eigne Erfahrung berufen. Je mehr sich meine physiognomische Kentnis erweitert und vervolkomnet, desto weiter und kräftiger kan mein Herz lieben.

Und wenn ich gleich durch eben diese Kentnis bisweilen sehr gedrückt werde so bleibt's dennoch wahr. Einmal, gerade diese Bedrückungen, die gewisse verächtliche Gesichter mir verursachen, machen mir natürlicher Weise alles Edle, Liebenswürdige, das so oft aus den menschlichen Gesichtern nur wie Glut aus der Asche hervorglimt, um so viel theurer, heiliger, reizender; ich trage mehr Sorge zu dem wenigen Guten, das ich bemerke; suche meine Wirksamkeit auf diesen Punkt zu richten, hier Land zu bauen und zu gewinnen, und wo ich Uebergewicht von Güte und Kraft wahrnehme, wie mus da meine Achtung und Liebe von selbst sich hinwurzeln und ausbreiten! — Und dann — der genaue Anblick selbst derer, die mich drücken und einige Augenblicke über die Menschheit ergrimmen lassen, macht mich gleich hernach wieder toleranter gegen sie, weil ich das Gewicht und die Art von Sinlichkeit, welche sie zu bekämpfen haben, anschauend erkenne.

Alle Wahrheit, alle Kentnis dessen, was ist, was auf uns wirkt, worauf wir wirken, nüzt, und befördert Glückseligkeit, macht einzele Menschen glücklicher — Wer das läugnet,

läugnet, kan nie, sol nie untersuchen. Je volkommener die Kentnis, desto grösser der Nuzen.

Was nüzt und Glückseligkeit befördert, befördert Menschenliebe. Glückliche Menschen ohne Menschenliebe — wo sind sie? wo möglich?

Wenn Glückseligkeit und Menschenliebe durch irgend eine volkommene Wissenschaft zerstöret und gemindert werden könte, so würde Wahrheit der Wahrheit und Gott Gott widersprechen. Der Mensch, der im Ernste behauptet, „daß irgend eine volkommene Wissenschaft der Menschengesellschaft schädlich sey, oder die Menschenliebe nicht befördere,„ (ohne welche sich fürs Menschengeschlecht keine Glückseligkeit gedenken läst), ist gewis nicht der Mann, mit dem unser Verfasser gern philosophiren mögte. Und gewis wird er es mit mir als einen Grundsaz annehmen:

„Je näher der Wahrheit, desto näher der Glückseligkeit.„ Je mehr unsere Erkentnis der Erkentnis Gottes, und unser Urtheil dem seinigen ähnlich ist, desto ähnlicher unsere Menschenliebe der Menschenliebe Gottes.

Der, der weis, was für ein Gemächt wir sind, und es nie vergißt, daß wir Staub sind, ist der toleranteste Menschenfreund.

Engel, glaub' ich, sind bessere Physiognomisten und bessere Menschenfreunde, als Menschen; obgleich sie tausend Fehler und Unvolkommenheiten an uns bemerken mögen, die dem schärfsten Auge des Menschen entgehen.

Gott ist der toleranteste aller Geister, weil er der gröste Geisterkenner ist.

Und wer war duldender, liebender, schonender, verzeihender, als du, der du nicht bedurftest, daß dir jemand von dem Menschen Zeugnis gäbe, weil du wustest, was in dem Menschen war!

---

„Daß aber mächtige, beliebte und dabei thätige Stümper in der Physiognomik der Gesellschaft gefährlich werden können, ist gewis.„

Und gewis, würdiger Mann, daß es mein ernster Vorsaz und mein gewissenhaftes Bestreben ist, „solche gefährliche Stümper„ von ihr wegzuschrecken.

Und gewis, daß durch nichts, als durch haarscharfen Beobachtungsgeist, diese so gefährliche Stümperei vertrieben werden kan.

Und gewis, daß alle Wissenschaft in der Welt durch Stümperei, das ist, Nichtbeobachtung, Wizelei u. s. w. gefährlich, ehrwürdig hingegen und ungefährlich wird durch Beobachtung, Genauigkeit, Bestimtheit. Darin müssen wir, Ihren eignen Grundsäzen zufolge, einig seyn: daß niemand, als ein seichter Kopf, ein Stümper in der Philosophie, ein fanatischer Feind alles Wissens und Lernens — „alle Aufsuchung physiognomischer Grundregeln hemmen wil„ — Niemand, als ein solcher, „sich physiognomischen Bemühungen widersezen könne?„ — Niemand, als ein Tropf, es unwürdig und unthunlich finde: „in diesen traurigen Tagen der Empfindsamkeit Beobachtungsgeist aufzuwecken, zur Selbsterkentnis zu führen und den Künsten vorzuarbeiten.„ — Das alles, so wie Sie, zugeben, und Bitterkeit äussern gegen Physiognomik und Physiognomen — heiss' ich „Unkraut unter den guten Samen gesäet.„

---

Der Verfasser sondert, „um altem Misverstand auszuweichen und neuem vorzubeugen,„ die Physiognomik und Pathonomik. Die erstere „begreift die Fertigkeit aus der Form und Beschaffenheit der äussern Theile des menschlichen Körpers, hauptsächlich des Gesichtes, ausschlieslich aller vorübergehenden Zeichen der Gemütsbewegungen, die Beschaffenheit des Geistes und Herzens zu finden„ — und unter der Pathonomik begreift er „die ganze Semiotik der Affekten,

fekten, oder die Kentnis der natürlichen Zeichen der Gemütsbewegungen, nach allen ihren Gradazionen und Mischungen.„

Ich billige diese Unterscheidung, und kan auch die Definizion von beiden unterschreiben.

Und nun — fragt es sich: gibt es eine Physiognomik? Gibt es eine Pathonomik? — In Ansehung der leztern sagt der Verfasser sehr richtig: „dies hat noch niemand geläugnet. Was wäre alle Schauspielkunst ohne sie? die Sprachen aller Zeiten und aller Völker sind vol von pathonomischen Bemerkungen, und zum Theil unzertrenlich mit ihnen verwebt.„ (S. 13.) —

Aber Physiognomik? Ich kan, wenn ich zehnmal lese, nicht klug werden, ob der Verfasser eine zugibt, oder nicht. — Das einemal sagt der V. ganz vortreflich: „Niemand wird läugnen (S. 3.) daß in einer Welt, in welcher sich alles durch Ursach und Wirkung verwandt ist, und wo nichts durch Wunderwerke geschieht, jedes Theil ein Spiegel des Ganzen ist — Wir sind oft im Stande, aus dem Nahen auf das Ferne zu schliessen, aus dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, aus dem Gegenwärtigen auf das Vergangene und Künftige — So enthält die Form jedes Landstrichs, die Gestalt seiner Sandhügel und Felsen, mit natürlicher Schrift die Geschichte der Erde; ja jeder abgerundete Kiesel, den das Weltmeer auswirft, würde sie einer Seele erzählen, die so an ihn angekettet wäre, wie die unsrige an unser Gehirn. Also wird ja wol der innere Mensch auf dem äussern abgedruckt seyn? Auf dem Gesichte, von dem wir hier hauptsächlich reden wollen, werden Zeichen und Spuren, unserer Gedanken, Neigungen und Fähigkeiten anzutreffen seyn? Wie deutlich sind nicht die Zeichen, die Klima und Handthierung dem Körper eindrücken? Und was ist Klima und Handthierung gegen die immer wirkende Seele, die in jedem Fiber lebt und schaft? An dieser absoluten Lesbarkeit von allem in allem zweifelt niemand.„ — (S. 4.)

Von allen Menschen, aber nicht von dem Verfasser dieser so vortreflich wahren, vortreflich gesagten Stelle, hätte ich zugleich folgende Aeusserung erwartet:

„Allein, ruft der Physiognome, was? Newton's Seele solte in dem Kopf eines Negers sizen können? Eines Engels Seele in einem scheuslichen Körper?„ —

„Seichter Strom jugendlicher Deklamazion!„ —

Folgende Stelle: „Talente und überhaupt die Gaben des Geistes haben keine Zeichen in den festen Theilen des Kopfes.„ —

Sich selbst und der Natur widersprechenders hab' ich in meinem Leben noch nichts gesehen, wie dies. —

„Wenn eine Erbse in die mittelländische See geschossen wird, so könte ein schärferes Auge, als das unsrige, aber noch unendlich stumpfer, als das Auge dessen, der alles sieht, die Wirkung davon auf der chinesischen Küste verspüren.„ — sind unsers Verfassers Worte.

Und die ganze lebendige Totalkraft der Seele, die sich in jedem Fiber regt, und schaft,„ diese solte auf die festen Theile, diese Grenzen ihrer Wirksamkeit, diese festen Theile, die erst weich waren, und auf die jeder bewegte Muskel wirkte; die festen Theile, die sich in keinem Menschenkörper gerade ähnlich, und gerade so mannigfaltig sind, als die Karakter und Talente, so gewis verschieden, als die weichen Theile der Menschen; auf diese sol die ganze Totalkraft der Seele — keinen bestimmenden Einflus haben? oder durch diese nicht bestimt werden?

Doch, damit man uns nicht wieder, statt Thatsachen, statt Erfahrungsgründen, von einem seichten Strom jugendlicher Deklamazion vordeklamire;

Laßt uns Erfahrungen den Deklamazionen, und Thatsachen den Wizeleien entgegensezen. Vorher nur ein Wort vorläufiger Wegräumung einer Zweideutigkeit im Streitpunkte, die ich mir von dem mathematischen Kopfe nicht vermutet hatte: „und warum nicht? fragt der Verfasser? Warum solte Newton's Seele nicht in dem Kopfe eines

Negers

Negers sizen können? Eine Engelsseele in einem scheuslichen Körper? Bist du, Elender, denn Richter von Gottes Werken?„ —

Wohl verstanden, wir sprechen nicht davon, „was Gott thun könne?„ sondern wir fragen: „was ist, nach der Kentnis, die wir von ihm haben, von ihm zu erwarten?„ Wir fragen: „der Urheber aller Ordnung, was thut er?„ Nicht fragen wir: kan er Newton's Seele nicht in eines Negers Leib versezen? Eine Engelsseele in einen scheuslichen Körper?„ — Sondern die physiognomische Frage wäre: „kan in einem scheuslichen Körper eine Engelsseele so wirken, wie in einem englischen?„ — Die Frage ist: „hätte Newton in einem so und so bestimten Kopfe eines Negers seine Lichttheorie erfunden? —

Das ist die Frage —

Und nun, Freund der Wahrheit! wollen Sie hierauf mit Ja antworten — Sie, die so eben von der Welt gesprochen haben, „in welcher sich alles durch Ursach und Wirkung verwandt ist, und wo nichts durch Wunderwerke geschieht?„ —

Dann wär ich „ein elender Richter von Gottes Werken,„ wenn ich behauptete — „es ist durch kein Wunder möglich„ — aber von Wundern ist ja hier gar nicht die Rede, sondern von natürlicher Ursach und Wirkung.

Und nun, nach dieser Festsezung des Streitpunkts, erlauben Sie mir, daß ich Sie aus Ihrem eignen Munde richte: „Judas war wol schwerlich (Seite 22.) der schmierige häsliche Betteljude, den Holbein aus ihm macht; so sieht kein Kriecher aus, der sich zu frommen Versamlungen hält, mit einem Kus verräth, und sich hernach erhenkt. Nach meiner Erfahrung müste sich Judas durch ein immer fertiges Lächeln und frömmelnden Blick unterschieden haben.„ — So wahr, so fein — aber wenn ich nun antwortete: „Bist du, Elender, denn Richter von Gottes Werken?„ — Ihnen dies feine richtige Urtheil damit zurückgäbe: „sage mir erst (S. 11.) warum der Tugendhafte

so oft sein ganzes Leben in einem siechen Körper jammert? — Könt' es also auch nicht Gottes Wohlgefallen seyn, daß der Tugendhafte ein Gesicht hätte, wie Holbeins schmieriger Betteljude, oder ein Gesicht, wie Sie, stat dessen, ihm geben? — Hiesse das würdig, weise, männlich — räsonnirt? Welch ungeheurer Unterschied zwischen leidender und zwischen häslicher Tugend! Und weil es eine leidende gibt, eine häsliche zugeben? ist das Logik? Gehört Leiden nicht wesentlich zur Tugend? Fragen: warum der Tugendhafte leiden müsse? heist fragen: warum wil Gott Tugendhafte? — Ist's also eine ähnliche Inkongruenz, „daß der Tugendhafte leide — und daß der Tugendhafte wie ein Schurk aussehe.„ Tugend ohne Widerstand, ohne Aufopferung, Selbstverläugnung, mithin ohne Leiden, ist keine Tugend. Also ist's, genau erwogen, thörig zu fragen: „warum mus der Tugendhafte leiden?„ — Das liegt in der Natur der Dinge; aber nicht in der Natur der Dinge, nicht im Verhältnis von Ursach und Wirkung liegt's, daß ein Tugendhafter wie ein Schurk, und ein Weiser wie ein Thor aussehe. Und wie, mein Lieber, konten Sie dann vergessen, was Sie hinten nach so schön, so menschlich sagen: „es ist kein dauernder Reiz ohne Tugend möglich, und die auffallendste Häslichkeit vermag sich Reize durch sie zu geben, die irgend jemand unwiderstehlich sind — dem Verfasser von (S. 25.) sind Beispiele von Frauenzimmern bekant, die auch die Häslichsten mit Mut erfüllen würden.„ —

Nicht von Kränkelei eines Tugendhaften ist die Rede, so wenig wie davon, ob nicht ein Genie ein Narr werden könne? Sondern davon ist die Rede, ob der Tugendhafte, als solcher, wie der Lasterhafte, als solcher, der Thor, als solcher, wie der Weise, der weise ist, aussehen könne? Wer? Sie gewis nicht, feiner, tiefer Menschenforscher, niemand weniger als Sie wird jemals zugeben, jemals den Gedanken erträglich finden: in diesem schmierigen, häslichen Betteljuden Holbeins, in dieser seiner Stirn u. s. f. hätte (ohne Wunder) eine Johannesseele, oder wol gar der

Welt-

Welttheiland wohnen, und frei darin, wie in jedem andern Körper, wirken können.„ — Und würden Sie sich weiter mit dem in philosophische Untersuchungen einlassen, der, nach dieser gegebenen unsinnigen Behauptung, mit der frömmelnden Antwort Sie abfertigen wolte: „Bist du, Elender, denn Richter von Gottes Werken?„ — [2])

---

Es wird in den physiognomischen Linien, wenn Gott mir Kraft und Leben erhält, demonstrirt werden, daß uns wie aus den blossen Umrissen eines Schädels der Grad seiner Verstandeskräfte, wenigstens das Verhältnis seiner Kapazität und Talente zu andern Köpfen, mathematisch bestimt werden kann. Wenn ich Mathematiker wäre, wie es unser Freund in einem ausserordentlichen Grad ist, so würde mir nichts leichter seyn, als eine Proporzionstafel zu entwerfen für die Fähigkeiten aller Schädel, die sich in denselben Umständen befinden. Jezt kan ich's noch nicht, aber ich bin ganz volkommen gewis, daß es ein mathematischer Kopf können mus. Manchem vielleicht mag es Behauptung eines Unsinnigen scheinen, es ist Behauptung untersuchender Wahrheitsliebe: daß, wenn man das Zenith und die äusserste Horizontalspize einer Profilstirn in einen rechten Winkel fast, und die Horizontal- und Perpendikularlinie, und das Verhältnis dieser beiden zu ihrer Diagonale vergleicht, die Kapazität der Stirn aus dem Verhältnis dieser Linien wenigstens überhaupt zu finden ist, und noch viel genauere, bestimtere und überzeugendere Versuche können gemacht werden. Indem ich dies schreibe, bin ich mit Angebung einer Maschine beschäftigt, wodurch von jeder Stirne, auch ohne Schattenriß, die Form solte abgenommen, und zugleich das Maas ihrer Kapazität genau bestimt, und besonders das wichtige Verhältnis der Stirngrundlinie zu ihrem Profile gefunden werden

2) Hier müssen wir, der uns mangelnden Kupfer wegen, abbrechen.

werden können. [3]) Aus dieser mus sich nach und nach eine algemein verständliche, brauchbare Proporzionaltafel für alle Fähigkeiten der Seele ergeben — dann wird, hoff ich, kein Weiser und kein Thor die Wahrheit mehr bezweifeln:

Die Talente zeigen sich in den festen Theilen des Körpers.

Liebe Liebhaber der Wahrheit, was kan ich thun, als Versuche machen? Was sagen? als, mit harmlosen Interesse für die Wahrheit, für Gottes Stimme, Gottes Wort und Offenbarung in der Menschengestalt, bitten: nur Versuche gemacht! Folianten von Wizeleien können nicht Ein Blatt, nicht Eine Zeile richtig gemachter Versuche aufwägen. — „Nur Versuche gemacht!„ und mit unerbitlicher Verachtung alle schöngeistische Unphilosophie verachtet, die nicht Versuche machen, gemachte Versuche nicht sehen wil, und mit lachender und lachender Stimme ruft:

Das kan nicht seyn — was ist!

Versuche gemacht! und so gewis ich dies schreibe, so gewis Ihr dies leset, finden werdet Ihr, daß jede Stirn eines natürlichen Dumkopfs, von dem Ihr wißt, daß er's ist, in allen ihren Umrissen wesentlich abweicht von der Stirn

3) Ein Stirnmesser also; gegen den nun wahrhaftig die Herren, die zuweilen nach dem Wize laufen ohne ihn zu finden, durch nichts ein algemeineres Hohngelächter erregen könten, als durch den lüneburgischen Nasenmesser. Diese kleine Geschichte, die noch den Vortheil hat, daß sie für den göttingischen Antilavater sehr behaglich endet, ist in unsern Gegenden algemein bekant. So wie sich Lavater jezt mit Angebung eines Stirnmessers beschäftigt, so beschäftigte sich vor Zeiten ein zu Lüneburg im Thore wachthabender Bürger mit einem Instrument, wodurch er die Nasen der einpassirenden Fremden nach Kubikgehalt maß. Er foderte sodann von dem Eigenthümer solcher Nasen, welche für den angenommenen Maaßstab zu groß gewesen, ein gewisses Geld als einen Nasenzoll, trieb so lange er konte diese Nasometrie; und kam zulezt, wie recht und billig war, — in die Karre.

Stirn eines Genies, das Ihr sonst als solches kent. Nur Versuche gemacht, und man wird allemal finden, daß die Stirn Stirn eines Narren ist, deren Grundlinie um ⅓ kürzer ist, als ihre Höhe. Ist sie noch kürzer, verhältnisweise zu ihrer Perpendikularhöhe, desto dummer der Mensch; je länger hingegen die Horizontal= und je gleichförmiger ihrer Diagonallinie, desto verständiger kan sie seyn. Je plözlicher und merklicher sich die Radii eines Quadranten, dessen rechten Winkel man auf besagten rechten Winkel der Stirn applizirt, je plözlicher sich die Radii, die z. B. zu 10 Graden von einander abstehen, in ungleichem Verhältnisse verkürzen, desto dummer der Mensch; desto weiser, je verhältnismäßsiger sie unter sich sind. Wesentlich verschieden wird die Verstandeskraft seyn, wenn der Bogen der Stirn, und besonders der Horizontalradius, über den Bogen des Quadranten herausgeht, und wenn er mit demselben parallel oder nicht parallel läuft. — — — —

Und der allergewisseste, einfältigste Beweis, der uns täglich vor Augen liegt, ist die Form der Kinderschädel, die sich mit dem Wachsthum oder der Entwickelung ihrer Verstandeskräfte verändert, welche stehen bleibt, wenn die grösstentheils vorhängende Stirnform stehen bleibt.

Daß dies alles nun nicht Deklamazion (ein Modewort unserer untersuchenden Zeit, womit man alle Wahrheit, die nicht gefält, zu Boden gebieten wil) daß dies nun nicht Deklamazion, sondern Wahrheit ist, weis ich, denn ich habe Versuche gemacht, und auf diese Versuche gründen sich meine physiognomischen Urtheile.

Alles, was gegen diese Versuche gesagt wird, halte ich, wenn's nicht genauere Versuche sind, für schlechterdings unbeantwortungswürdige Deklamazion. Wortgeräusch ohne Wahrheit verdient diesen Namen; aber Wahrheit der Erfahrung mit Wärme und Freude vorgetragen, unter dem Titel von Deklamazion verächteln, wer von euch kan das, Kinder der Wahrheit —

Kinder

Kinder der Wahrheit, wir sprechen nicht von gleichgültigen Dingen! obwol keine Wahrheit in der Welt, so unbedeutend sie scheinen mag, gleichgültig ist — Wir sprechen von der menschenwürdigsten Wahrheit, vom Menschenhaupte, dem Wichtigsten, was die Erde hat! — Von Bestimmung der Menschenfähigkeiten, der wichtigsten Bestimmung, die auf Erden gemacht werden kan; von Gottes verborgener Weisheit und Wahrheit, die offenbar werden sol und kan — in uns und unsers Gleichen — Hier gleichgültig und kalt thun, wäre, wenigstens für mich, die schiefste, unwürdigste Affektazion. — Wenn das, was ich sage, mir Wahrheit ist, und daß es mir das sey, mus jeder sehen, der mir Nachversuche machen wil, so mus es mir sehr wichtige Wahrheit seyn. Also bleibt mir nichts übrig, als dir, mathematischer Wahrheitsfreund, die Bitte zu wiederholen: Miß! — Miß ein Duzend oder halb Duzend Köpfe, die du sonst als grosse natürliche Genies, oder grosse natürliche Thoren kennest, auf meine Weise, oder wie du sonst wilst; jezt kan ich mir selbst nicht weiter vorgreifen, um diese Sache hier ins völligste Licht zu sezen, da die nähern Bestimmungen davon einem besondern Werke vorbehalten sind; aber diesen Wink kont' ich nicht ungegeben lassen. — Wem's um Wahrheit zu thun ist, der wird sie finden, und sich freuen des

παντα γεωμετρȣντος Θεȣ.

---

„Ausgesuchten Silhouetten von denkenden Köpfen, sagt unser Verfasser, mus man auch ausgesuchte von Nichtdenkenden und Narren beifügen;„ — das haben wir häufig gethan — „und nicht Gelehrte von sorgfältiger Erziehung einem Dorfnarren gegenüber sezen„ — Und warum nicht? mögt' ich fragen. Wodurch, als durch alle Arten von Entgegensezungen, kan man zur eignen Ueberzeugung und bestimten Erkentnis kommen?

„Ge-

„Gelehrte von sorgfältiger Erziehung„ — welche Sorgfalt der Erziehung wölbt den Schädel des Mohren, wie des Sterne zählenden Astronoms? Wir sprechen ja von festen Theilen; was hat die Erziehung mit diesen? — Natürliche Narren und natürliche Genies, Narren, die's allezeit, Verstandeshelden, die's allezeit sind, (gewaltthätige Zufälle ausgenommen) die, dünkt mich, müssen zusammengestelt werden; diese haben wir zusammengestelt; und freilich, da musten wir die erstern aussuchen, denn jeder denkender Kopf ist gewissermassen ein ausgesuchter Kopf, dahingegen Dorfnarren und Nichtdenkende nicht eben ausgesucht werden dürfen. Also wäre dadurch schon das Verhältnis sehr ungleich. Doch dies bei Seite gesezt; man suche sie aus, man bringe sie uns, man seze Gesichter gegen Gesichter, Umrisse gegen Umrisse, und vergesse dabei nicht, was wir schon zehn- und zwanzigmal gesagt haben: Man unterscheide, man sehe auf ihre festen Theile, die ihnen die Natur gab, und auf ihre weichen Theile, die ihnen Zufal, oder Krankheit, oder Schicksal, oder misglückte Liebe misbildete! Man unterscheide, wie waren sie, bevor sie Narren wurden. Man unterscheide — natürliche und gewordene Narren!

„Bedlam, sagt unser V. (S. 23.), wird von Leuten bewohnet, die, wenn sie nicht wie versteinert vor sich hinstarrten, oder bei parallelen Augen mit den Sternen lächelten, oder auf den Gesang der Engel horchten, oder mit untersteckten Armen schaudernd zusammenführen, Respekt einflössen würden;„ — und die hiemit in ihrer festen Bildung etwas Respekteinflössendes haben? und die hiemit nicht als Narren aus der Hand der Natur gekommen? Und die hiemit erst durch nachfolgende Zufälle geworden, was sie vorher nicht waren? Und solche Beispiele haben wir besonders im zweiten Theile selbst angeführt. Wie erbärmlich ist der Schlus aus diesem Datum: „die Physiognomik ist äusserst trüglich„ — Wie?

„Aeusserst trüglich?„ — Wenn sich ihre vorige Anlage und Verstandeskraft noch zeigt? Denn so was mus

sich

sich doch noch zeigen, „wenn sie noch etwas Respekteinflössendes haben.„ Trüglich, wenn auch der aufgepfropfte Zustand, die zufällige Narrheit sichtbar ist? — Lieber Gegner! hat's nicht das Ansehn, daß Sie scherzen? Wahrlich! mir raunt's oft bei solchen Widersprüchen, die sich allenthalben finden. Zeigen Sie mir natürliche Narrengesichter, die aussehen, wie natürliche Verstandesgesichter; zeigen Sie mir einen Thoren, der's von Geburt ist,' ohne gewaltsamen Zufal, und der Newton's, oder Ihr Gesicht, Ihre Gesichtsform hat.

---

Sollen wir fortfahren? Nur noch einige Stellen: (Seite 4.) „Unsere Sinnen zeigen uns nur die Oberflächen, und alles andre sind Schlüsse daraus. Besonders Tröstliches folgt hieraus für die Physiognomik ohne nähere Bestimmung nichts, da eben dieses Lesen auf der Oberfläche die Quelle aller unserer Irthümer und in manchen Dingen unserer gänzlichen Unwissenheit ist.„

Es ist nun einmal unsere Natur, schlechterdings nur auf der Oberfläche lesen zu können. Dies Lesen auf der Oberfläche, die doch immer, in einer Welt ohne Wunder, ein bestimtes Verhältnis zu Ihrem Inwendigen, wovon sie die Grenze ist, haben mus, dies Lesen auf der Oberfläche verdächtig machen, was heist das anders, als alles Wissen, Lernen, Sehen, Erkennen durchaus verdächtig machen? So gar alle Zergliederungen geben uns weiter nichts, als neue Oberflächen. Alle unsere Wahrheit mus Wahrheit der Oberfläche seyn. Nicht das Lesen auf der Oberfläche ist die Quelle unserer Irthümer, sonst müste es gar keine Wahrheit für uns geben; sondern das Nichtlesen, oder, welches eben so viel ist, das Nichtrechtlesen. „Denn, wenn eine Erbse ins mittelländische Meer hingeworfen auch auf die Oberfläche desselben eine Aenderung bewirkt, die bis an die chinesische Küste fortgeht;„ so ist die Schuld aller Fehlschlüsse,

schlüsse, die wir in Ansehung der Wirkung dieser Erbse machen, nicht, daß wir nur auf der Oberfläche lesen, sondern, daß wir nicht darauf lesen können.

„Besonders Tröstliches, sagt der V. folgt daraus, daß wir nur auf der Oberfläche lesen können, nichts für die Physiognomik, ohne nähere Bestimmung.„ Solche nähere Bestimmung aber suchen wir auf allen Blättern zu geben, und Widerlegungen von diesen wünschten wir von scharfsinnigen Beobachtern — aber Thatsachen gegen Thatsachen. „Wenn das Innere auf dem Aeussern abgedruckt ist", fährt unser V. fort, und scheint also die Möglichkeit dessen zuzugeben, und wenn er's zugibt: ist dann die Oberfläche nicht Buchstabe des Innern? Gibt es dann keine Physiognomik der festen Theile?

„Aber, wenn das Innere auf dem Aeussern abgedruckt ist, sagt er, steht es deswegen für unsere Augen da?„

Darf ich meinen Augen trauen diese Worte von einem Philosophen zu lesen?

Was wir sehen, sehen wir, steh es nun zum Sehen da, oder nicht. Die Hauptfrage wird immer seyn: Sehen wir? Und daß wir sehen, daß der V. sehe, wo er sehen wil, zeugt diese Abhandlung, zeugen gedruckte und ungedruckte Schriften des Verfassers. Doch dem sey, wie ihm wolle, ich weis nicht, wie es allen unsern Philosophen, und aller unserer Philosophie gehen würde, wenn man bei jeder neuen Erkentnis irgend einer neuen Sache, oder eines neuen Verhältnisses derselben, fragen wolte: „ist's für unsere Erkentnis da?„

Oder, wie würde unsers V. wetterleuchtender Wiz, einen Menschen empfangen, der ihm die Astronomie mit der Frage verdächtig, oder lächerlich machen wolte: stehen die Sterne für unsere Augen da? Gesezt auch, daß die unsichtbare Gottesweisheit durch sie sichtbar würde.„

---

„Aber können nicht Spuren und Wirkungen, die wir nicht suchen, die bedecken und verwirren, die wir suchen?„ — Aber die Spuren, die wir suchen, sind doch sichtbar, erkenbar? Sind doch Endungen von Ursachen? Also Wirkungen? Mithin auch physiognomischer Ausdruck? — Der Philosoph ist Beobachter, Beobachter dessen, was da ist; gesucht, oder nicht gesucht, das gilt hier gleich viel. Er sieht, und sol sehen, was sich seinem Auge darstelt; und was sich ihm darstelt, ist Spiegel von Etwas, das sich ihm nicht darstelt; das, was er sieht, kan ihn nur dann verwirren, wenn er's nicht recht sieht. Und wenn der Schlus gelten sol: „Spuren und Wirkungen, die wir nicht suchen, können die bedecken und verwirren, die wir suchen — Also sollen wir keine Spuren und Wirkungen suchen;„ so ist's aus mit allen unsern Wissenschaften! Und ich hoffe doch nicht, daß ein Mann von so grossen Wissenschaften, als unser V. alle Wissenschaften auf dem Rücken der Physiognomik, oder auf meinem Rücken, oder mich? — auf dem Rücken aller — — — wund peitschen wolle? — Freilich Möglichkeit und Leichrigkeit der Verwirrung ist da, und dies sol uns Vorsichtigkeit lehren; lehren recht sehen, was da ist, ohne etwas sehen, oder nicht sehen zu wollen, als was da ist. Aber vom Sehen und Beobachten uns unter irgend einem Vorwand abwenden wollen, und darüber mit grober oder feiner Laune im Ernste sich mokiren, wäre unter allen Fanatismen der lächerlichste, und im Munde eines erzfanatischen Philosophen — unleidlich abgeschmackte Falschwizelei. Aber es kan unserm Gegner nicht Ernst seyn.

---

„Entwickelten sich, sagt unser V. (S. 5.) unsere Körper in der reinsten Himmelsluft, blos durch die Bewegungen ihrer Seelen modifizirt, und durch keine äussere Kräfte gestört, so würde die herschende Leidenschaft, und das vorzügliche Talent, ich läugne es nicht, bei verschiedenen Graden und Mischungen, verschiedene Gesichtsformen hervor-

bringen,

bringen, so wie verschiedene Salze in verschiedenen Formen anschiessen, wenn sie nicht gestört werden. Allein gehört denn unser Körper der Seele allein zu? Oder ist er nicht ein gemeinschaftliches Glied sich in ihm durchkreuzender Reihen, deren jeder Gesez er befolgen, und derer jeder er Genüge leisten mus? So hat jede einfache Steinart, im reinsten Zustande, ihre eigene Form; allein die Anomalien, die die Verbindung mit andern hervorbringt, und die Zufälle, denen sie ausgesezt sind, machen, daß sich auch oft der Geübteste irt, der sie nach dem Gesicht unterscheiden wil „ — Welche Vergleichung! Salze und Steinarten — mit einem von innen aus belebten organischen Körper! Ein in dem tausendsten Theil eines Wassertropfens augenblicklich zerfliessender Salzwürfel — und ein allen Anfällen der Witterung und Millionen Eindrücken von aussen Jahre und Jahrhunderte Truz bietender Schädel — Philosophie, erröthest du nicht bei dieser unbegreiflichen Vergleichung? — Nicht allein Menschenorganisazionen, nicht allein Menschenschädel, nicht allein Thiere, nur Pflanzen, die doch ohne solche innere Resistenz, ohne solche Ressorts, wie sich in den Menschen befinden, Millionen sich kreuzenden Drücken des Lichtes, der Luft u. s. f. ausgesezt sind — welche verwandelt sich dadurch in eine andre Gestalt? welche wird unkentlich dadurch für den Kenner? Die allergewaltsamsten Zufälle können sie kaum unkentlich machen, so lange sie ihren Organismus behalten.

(Seite 6.) „So steht unser Körper zwischen Seele und der übrigen Welt in der Mitte, Spiegel der Wirkungen von beiden „ — (vortreflich gesagt!) — „erzählt nicht allein unsere Neigungen und Fähigkeiten „ — (also erzählt er sie doch, und wer sagt, daß es diese allein erzähle?) — „sondern auch die Peitschenschläge des Schicksals, Klima, Krankheit, Nahrung und tausend Ungemach, dem uns nicht immer unser eigener böser Entschlus, sondern oft Zufal, und oft Pflicht aussezen. „ — Wer läugnet dies? Kann's leugnen? Aber hebt eins das andre auf? Das ist die Frage hier,

 sonst

sonst nichts! Sagt unser V. nicht selbst: „Körper ist Spiegel der Wirkungen von beiden?„ Also nicht nur von den „Peitschenschlägen des Schicksals?„ Warum nicht eben so wol von der innern Energie, oder Nichtenergie der Seele? Worüber streiten wir? Hat's nicht, (vorausgesezt, daß unser V. nicht im Scherz spreche!) den Schein wenigstens einer Zänkerei; wenn man jezt eins wider das andere sezt? und doch den Körper zum Spiegel von beiden macht? Und dann, weiser Mann! helsehender Menschenbeobachter! getrauten Sie sich es mir unter vier Augen mündlich zu behaupten: „Die Peitschenschläge des Schicksals verwandeln gemeiniglich eine kluge rundgewölbte Stirn in eine zylindrische, eine längliche in eine gevierte, blaue Augen in schwarze, ein Spizkin in ein zurückgehendes!„ — Wer, wer kan im Ernste glauben und behaupten: Karl XII. Heinrich IV. Karl V. Männer, die doch wol Peitschenschläge des Schicksals, wenn sie ein Sterblicher erfahren hat, erfahren haben, bekamen dadurch andere Gesichtsformen (wir reden von den festen Theilen, und reden nicht von Schwerdhieben) Gesichtsformen, die einen andern Karakter anzeigen, als die anzeigten, die sie vor diesen Schlägen hatten? Und wohin würde man den weisen, der behauptete: „das volkräftige Nasenbein Karls XII. hätte zu Bender, und Heinrichs IV. hätte vor Ravaillak seine Konvexität verlieren und sich in ein jungfräuliches Spiznäschen demütigen können?„ Die Natur, meine Leser, wirkt auf die Knochen von innen heraus; Zufal und Leiden auf Nerven, Fleisch und Haut, und wenn ein Zufal die Knochen angreift, wer ist blind genug, das physisch Gewaltthätige dann nicht zu bemerken? Entweder sind diese Peitschenschläge stark oder schwach. Sind sie schwach, so ist die Natur stärker, vordringender, vertilgt sie; sind sie stark, so sind sie als Peitschenschläge sichtbar, und warnen hiemit durch ihre Stärke und Sichtbarkeit den Physiognomen genug, sie nicht für Züge der Natur zu halten; den Physiognomen, das ist, den unbefangenen Beobachter. Denn der ist allein Physiognom, und der allein hat das Recht zu ent-

entscheiden, und nicht der Wizler, der alle Erfahrungen mit verschloßnem Blicke vorübergeht.

„Sind die Fehler (S. 6.) die ich in einem Wachsbilde bemerke, alle Fehler des Künstlers, oder nicht auch Wirkungen ungeschickter Betaster, der Sonnenhize, oder einer warmen Stube?„

Lieber Wahrheitsfreund, sogar an einem Wachsbilde ist nichts leichter zu bemerken, als die erste Arbeit der Meisterhand, wenn sie auch durch unreinliches Betasten, zufällige Abstümpfung und Verschmelzung einigermassen verdorben worden. Gerade dies Beispiel zeugt wider Sie. Wenn sogar am Wachsbilde das Zufällige leicht sich unterscheiden läst, wo doch die Grundarbeit des Meisters auch nicht fest ist, wie viel mehr das Zufällige an einem organischen Körper, dessen Grundzeichnung so fest ist? An jeder Natur (das Bild wäre, dünkt mich, noch treffender gewesen, als das von einem Wachsbilde) an jeder Natur bemerkt ein mittelmässiger Kenner das Abgeschlagene, Abgefeilte, Angeflickte, Abgeschliffene, späterer Hand; warum solt' es am Menschen unerkenbar seyn? Warum die Urform des Menschen nicht mehr durch alle Zufälle durscheinen können, als die Schönheit und Grösse einer herlichen Natur auch noch in der stumpfen Trümmer sichtbar ist?

---

„Fült die Seele den Körper, wie ein elastisches Flüssiges, das allezeit die Form des Gefässes annimt; so daß, wenn eine platte Nase Schadenfreude bedeutet, der schadenfroh wird, dem man die Nase plat drückt?„ (S. 6.)

Man mag die Frage mit Ja oder Nein beantworten; der Frager gewint wenig dabei.

Sagt man Ja, die Seele fült den Körper, wie ein elastisches Flüssiges, das allezeit die Form des Gefässes annimt. Was ist denn gewonnen? Würde denn daraus folgen, daß durch eine Stümpfung der Nase so viel von ih-

rer innern Elastizität verloren ginge, als erfordert wurde, diese Nase herauszutreiben?

Sagt man Nein — alle diese Gleichnisse sind nur für gewisse Fälle zur Erläuterung bequem; mit nichten sol daraus, als aus Faktis, gefolgert werden — was ist denn wieder gewonnen?

Was hätte man dennoch auf eine weniger wizelnde, auf die ganz simple Frage zu antworten? „Hat man keine Beispiele, daß Verstümmelung des Körpers die Seele verstümmelt? daß Verlezung, Verdrückung des Hirnschädels den Verstand raubt? daß Kastrazion aus einem Manne ein halbes Weib macht?„ — Aber Wiz mit Vernunft beantworten, sagt ein wiziger Schriftsteller, heist — „einen Aal beim Schwanze festhalten wollen.„ —

---

Wir unterschreiben den Gedanken von Herzen, daß es unsinnig sey zu behaupten: „die schönste Seele bewohne den schönsten Körper, und die häslichste den häslichsten.„ Wir haben uns hierüber in vorigen Fragmenten so hinlänglich erklärt, daß es unbegreiflich scheint, wie man uns diesen so hingeworfenen Gedanken noch aufbürden könne. Wir sagen nur: es gibt eine Proporzion und Schönheit der Körper, die der schönsten Tugenden, und grosser Empfindungen und Thaten empfänglicher ist, als gewisse schlechte. Wir sagen nur mit dem Verfasser: Tugend macht schöner, Laster häslicher. Wir behaupten von ganzem Herzen, daß die Ehrlichkeit in allen, auch den unschönsten Formen der Menschheit, und das Laster in den schönsten wohnen kan.

---

Dahingegen lassen wir's auch, wenn es (Seite 13.) heist: „unsere Sprachen sind höchst arm an eigentlich physiognomischen Beobachtungen; wäre etwas wahres darin, die Völker hätten es gewis ebenfals in diese Archive ihrer Weisheit

heft gelegt. — Die Nase kömt in hundert Sprichwörtern und Redensarten vor, aber immer pathonomisch „ — (Ich kenne ausser dem Nasenrümpfen weder 99, noch 9, noch 3 andere) — „als Zeichen vorübergehender Handlungen, und niemals physiognomisch, oder Zeichen stehenden Karakters, oder Anlage. „ — Homo obesae, obtusae naris, sagten doch die Alten. Und wenn sie's nicht sagten, was beweiset's, wenn a posteriori dargethan werden kan, daß physiognomischer Karakter darin liegt?

Ich bin nicht gelehrt genug, und wenn ich's wäre, hielt ich's der Mühe nicht werth, aus Homer, aus Sueton, Martial und hundert andern Gegenbeweise so viel man wil anzuführen. Was ist, ist; haben's die Alten gesehen, oder nicht. Für Schulknaben mag das Staub in die Augen seyn; aber nicht für Weise und Männer, die eigne Augen haben zu sehen und hinzugreifen, und wissen, daß jedem Zeitalter sein Maas von besondern Entdeckungen zugemessen ist, so wie auch jedem hinwiederum eine Anzahl von Schreiern wider jede neue Entdeckung, wovon die Alten nichts sagten.

———

„Was der Mensch könte geworden seyn, sagt unser V. wil ich nicht wissen; sondern ich wil wissen, was er ist. „ (S. 9) Und ich, wenn ich's wissen kan, wil beides wissen. Manche Bösewichter gleichen kostbaren Gemälden, die durch den Lack verdorben worden. Ihr wolt das Gemälde nicht mehr ansehen? das ist des Anhörens nicht werth? Nicht des Entsiegelns werth der Brief des Kenners, der euch sagt: „So ist das Gemälde; und es ist noch Möglichkeit da den Lack wegzubringen, denn so stark sind dieses Meisters Farben aufgetragen, und von solcher innerer Güte, daß kein Lack tief genug eindringen konte, daß zu befürchten wäre, sie, wann er sorgfältig ausgelöscht wird, mit wegzulöschen. „ — An dem liegt euch nichts?

Ihr beobachtet die kleine Veränderung der Stelle des Polarsterns, verwendet Tage darauf auszurechnen, in welchem Jahrhundert er dem Pol am nächsten seyn werde — und ich verachte die Bemühung nicht. —

Aber daran liegt euch nichts —

Daran liegt Vätern, Müttern, Kindererziehern, Lehrern, Freunden, Staatsleuten nichts, zu wissen, was aus einem Manne hätte werden können, oder noch werden kan? aus diesem oder jenem Jünglingskopf, so und so geleitet und gebildet, werden mus?

Manche Narren gleichen vortreflichen Uhren, denen nichts fehlt, als daß man die Zahltafel zurecht seze.

Euch ist nichts an der innern Güte der Uhr gelegen? Euch ist's gleichgültig, daß der Uhrkünstverständige euch sage: „das war und ist ein vortrefliches Werk, ein Meisterstück, und hundertmal besser, als jenes dort, mit Brillianten reichlich besezt, das freilich ein Vierteljahr vortreflich geht, und dann stockt. Reinigt's nur! zieht's nur auf! Helft nur diesem krumgedrückten Zähnchen zurecht!„ — An dem liegt euch nichts? Ihr wolt nicht wissen, was hätte werden können, vielleicht werden kan, diese Uhr? Nur was sie ist. Nichts wissen vom Kapitalschaz, der da begraben liegt, und also freilich noch nichts abgeworfen hat, aber unendlich viel abwerfen kan? — Ihr seyd zufrieden mit dem kleinen Interesse dieses oder jenes ungleich geringern Kapitals?

Ihr bekümmert euch nur um die diesjährige vielleicht nur erzwungene Frucht, nicht um die Grundgüte des Baumes, der vielleicht mit geringer Wartung tausendfältige Früchte bringen kan, ob er gleich unter diesen oder jenen Umständen noch keine gebracht? — Ach! der warme Südwind hat dieses Baumes Blätter schwarz gesengt, und der Sturm seine halbreifen Früchte zu tausenden abgeworfen, und ihr wolt nicht wissen, ob der Stam unverdorben geblieben sey?

---

Ich

Ich fühle, daß ich müde bin und müde mache; zumal, da ich immer der Ueberzeugung näher zu kommen scheine: „die gute Laune unsers Verfassers wolle uns wenigstens bisweilen nur zum Besten haben.„

Nur zween Widersprüche führe ich noch an, die ihm nicht hätten entgehen sollen, und die schwerlich irgend einem nachdenkenden Leser entgehen werden. Der V. sagt auf der einen Seite so vortreflich:

„Die pathonomischen Zeichen oft wiederholt, verschwinden nicht allemal völlig wieder, und lassen physiognomische Eindrücke zurück — (S. 15.) Daher entsteht das Thorheitsfältchen, durch alles Bewundern und nichts verstehen; das scheinheilige Betrügerfältchen; die Grübchen in den Wangen; das Eigensinfältchen, und der Himmel weis, was für Fältchen mehr. Pathonomische Verzerrung, die die Ausübung des Lasters begleitet, wird überdas noch oft durch Krankheiten, die jenen folgen, deutlicher und scheuslicher, und so kan pathonomischer Ausdruck von Freundlichkeit, Zärtlichkeit, Aufrichtigkeit, Andacht, und überhaupt moralische Schönheit in physische für den Kenner und Verehrer der moralischen übergehen; dieses ist der Grund der Gellertschen Physiognomik — der einzigen wahren? — — — die für die Tugend von unendlichem Nuzen ist, und sich in wenig Worten fassen läst: Tugend macht schöner, Laster häslicher.

Wirkung hat also der Zweig, und keine der Stam? Die Frucht hat Physiognomie, und der Baum keine? Das Lächeln der Selbstgenügsamkeit kan also aus dem demütigsten Boden, die Miene der Thorheit aus dem Fond von Weisheit unmittelbar hervorgehen? Das Betrügerfältchen ist also nicht Resultat irgend einer innern Kraft, oder Schwachheit? Alles ist nur aufgeflickt? An Faden angehängt? Der V. wil uns immer auf die Zahlen an der Uhr aufmerksam machen, und spricht nicht von der Kraft der Uhr selbst. Nehmet die Zahlenscheibe an der Uhr weg; der Zeiger geht doch; löscht diese pathonomischen Fältchen aus, kluge Verstellung kan's zuweilen, die innere Triebkraft bleibt dieselbe. Welcher Wider-

spruch also: es gibt ein Thorheitsfältchen, und keinen Thorheitskarakter — Der Tropfen ist sichtbar, aber das Meer nicht! Und dann, wie widersprechend ist auch das: „es gibt eine Pathonomik, diese aber ist so unnötig (geschrieben zu werden) als eine Kunst zu lieben. (S. 13.) In den Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Augen liegt das Meiste; jeder Mensch, der in der Welt lebt, lernt es finden. Es lehren, heist den Sand zählen wollen.„ (S. 23.)

Und gleich (S. 24.) fängt sich eine sehr scharfsinnige lehrende Erklärung über das Pathonomische in 12 Chodowieckischen Gesichtern an, und wie viel Physiognomisches läuft denn nicht wieder in diesen Erklärungen mit unter.

---

Und nun erlauben Sie mir noch, mein würdiger Gegner, nein, nicht mehr Gegner, durch Wahrheit und Wahrheitsliebe überzeugter Freund, daß ich einige kostbare Gedanken und Anmerkungen, aus Ihrer Abhandlung sowol, als den Erklärungen, die Sie über einige Chodowieckische Gesichter eingerückt, und wovon einige nur Fragmentsweise, einige noch gar nicht angeführt werden konten, ganz heraushebe, und sie in meine Versuche dankbar aufnehme. Ich stehe dafür, daß sie meinen Lesern angenehm seyn werden.

(S. 19.) „Was unserm Urtheil und Gesichtern noch so oft einige Richtigkeit gibt, sind die, weder physiognomischen noch pathonomischen, untrüglichen Spuren ehemaliger Handlungen, ohne die kein Mensch auf der Strasse, oder in Geselschaft erscheinen kan. Die Liederlichkeit, der Geiz, die Bettelei u. s. w. haben ihre eigene Livree, woran sie so kentlich sind, als der Soldat an seiner Uniform, oder der Kaminfeger an der seinigen. Eine einzige Partikel verräth eine schlechte Erziehung *), und die Form unsers Hutes und die

Art

*) Und der ganze Bau des Menschen, lassen Sie mich einfallen, sol nichts von seinen Talenten und Anlagen verrathen?

Art ihn zu- sezen unsern ganzen Umgang und Grad von Beckerei. Selbst die Rasenden würden oft unkentlich seyn, wenn sie nicht handelten. Es wird oft mehr aus Kleidung, Anstand, Kompliment beim ersten Besuch, und Aufführung in der ersten Viertelstunde hinein erklärt, als die ganze übrige Zeit (von unphysiognomischen Augen, lassen Sie mich hinzusezen!) aus demselben hinaus. Reine Wäsche und ein simpler Anzug bedecken auch Züge des Gesichts.„

(S. 21.) „Bei den Gesichtern der gefährlichsten Menschen kan man sich oft nichts denken. Alles steckt hinter einem Flor von Melankolie, durch den sich nichts deuten läst. Wer das noch nicht bemerkt hat, kent den Menschen nicht. Die Bösewichter werden immer unkentlicher, je mehr sie Erziehung gehabt haben, je mehr Ehrgeiz sie besizen, und je wichtiger die Geselschaft war, mit der sie umgingen.„

---

„Zaghaftigkeit und Leichtsin, bei herschender Neigung zur Wollust und Müssiggang, sind (bisweilen) gar dem Unheil nicht gemäs bezeichnet, das sie in der Welt anrichten. Hingegen sieht Entschlossenheit, seine Rechte gegen jeden, er sey wer er wolle, zu vertheidigen, und Gefühl des entschiedenen Werthes seiner selbst, zumal bei nicht lächelndem Munde, oft sehr gefährlich aus.„

„Was auch die sophistische Sinlichkeit eine Zeitlang dagegen einwenden mag, so ist der Saz gewis: es ist kein dauerhafter Reiz ohne Tugend möglich, und die auffallendste Häslichkeit vermag sich Reize durch sie zu geben, die irgend jemand unwiderstehlich sind. — Die Beispiele dieser Art unter Personen beiderlei Geschlechts sind freilich selten, aber nicht seltener, als es die himlische Aufrichtigkeit, beschei-

then? Kan sich die sanfteste Bescheidenheit erwehren; da ans Mückenseigen und Kameelverschlucken zu denken?

bescheidenes Nachgeben ohne Wegwerfung seiner selbst, algemeines Wohlwollen ohne dankverdienerische Geschäftigkeit, Ordnungsliebe ohne kleinliches Puzen, und Reinlichkeit ohne Geckerei im Anzug sind, die allemal jenen Reiz hervorbringen.„ — Wie wahr und wie vortreflich gesagt!

---

„Das Laster hingegen kan auf ähnliche Art, wo es biegsamen Stof findet, in einem hohen Grade verzerren, zumal wenn dazu, bei roher Erziehung und gänzlichem Mangel an Kentnis sitsamer Falten, oder gar an Willen sie anzunehmen, es nicht ein einzigmal des Tages, in irgend einer Stunde der bezahlten Pflicht, Zeit findet, die Risse auszuflicken.„

---

„Wer wird einen Mund, den kein Fältchen des Gesichts Lügen straft, nicht gerne reden hören, er predige nun Erfahrung und Weisheit, aus welcher Fakultät er wolle? Trost müste vor einem solchen Arzte hergehen, und Zutrauen ihm überal entgegen eilen!„ —

---

„Ein gewisser Schriftsteller sagt: daß ein lasterhaftes, häsliches altes Weib der scheuslichste Gegenstand der Natur sey. Umgekehrt läst sich aber auch sagen, daß die häusliche Matrone, auf deren Gesicht so viele nicht zu verkennende Spuren von Güte und Heiterkeit der Seele sich zeigen, einer ihrer verehrungswürdigsten ist. Alter macht nie ein Gesicht häslich, dem eine Seele zugehört, die sich ohne Maske zeigen darf. Es nimt nur die schönfarbige Larve weg, unter der sich Koketterie, Eigensin und Bosheit versteckten. Wo sehr häsliches Alter ist, da hätte ein ruhiger Beobachter die Häslichkeit auch schon im Mädchen gesehen. Es ist nicht schwer; und handelte der Mensch nur immer nach Ueberzeugung,

gung, anstatt sich auf Rechnung des Zufals mit Hofnung zu schmeicheln, so würden glückliche Ehen minder selten seyn, und, wie Shakespear sagt, nicht mit dem Bande, das Herzen knüpfen sol, so oft aller zeitliche Frieden strangulirt werden.„ —

Mir aus der Seele herausgesprochen. O, an der Seite †) eines solchen Beobachters hätte ich meine Fragmente schreiben sollen! Wer könte der Physiognomik grössere Dienste leisten, als ein Mann, der mit mathematischem Genie das Seltnere des Beobachters verbindet!

---

## 2.

## Ob es rathsam sey, die Ehrbegierde zu einer moralischen Triebfeder bei der Erziehung zu machen?

An

Hrn. Rath Campe

von

J. G. H. Feder.

---

Sie sind es zufrieden, hochgeschäzter Freund, daß ich über Ihre Behandlung dieser Frage in dem dritten St. der pädagogi-

†) Guter Lavater — hier, und in allen solchen Herzensausgüssen, verläßt dich deine Menschenkennerei. Durch Sitsamkeit und Sanftmut woltest du dir deinen heißathmenden Gegner zum Freunde machen; und weist du, daß er sich eher zum Teufel freundschaftlich hinsezen würde, als zu dir? Er ist dein ungewinbarer Feind; nicht etwa, weil er dich hast, sondern weil ein Einfal, worüber sechs Stunden lachen, für ihn eben so wichtig ist, als für dich alle Glückseligkeiten des künftigen Lebens; und weil er dich als ein alberühmtes Schnupftuch ansieht, in das anizt jeder — seinen Wiz speit.

gogischen Unterhandlung meine Gedanken öffentlich vortrage; da ich Ihnen zu erkennen gegeben habe, daß sie nicht völlig mit den Ihrigen übereinstimmen. Mit dem Verf. der Gespräche über die unmittelbare Bekantmachung der Religion sich öffentlich in Untersuchungen einzulassen, hat keine Gefahr, wenn man keine andere Absicht hat, als Wahres und Falsches, Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches durch möglichst genaue Bestimmungen von einander zu unterscheiden.

Sie gestehen ein, daß man nicht Gleichgültigkeit gegen Ehre und Schande entstehen lassen dürfe, daß man vor der leztern warnen, und Liebe zur erstern einflößen müsse, aber immer unter der Vorstellung, daß sie, die Ehre, bloß ein Mittel sey zu höhern Absichten, nämlich geschickter uns zu machen zur Erfüllung unserer Pflichten.

Aber sie wollen nicht

1) daß die Ehre als Zweck, oder um ihrer selbst willen geschäzt und begehrt werde.

2) Daß sie zur moralischen Triebfeder der Handlungen bei der Erziehung gemacht werde, weil sie in dieser Absicht entweder gefährlich oder unnüz seyn würde. Sie behaupten

3) daß der Mensch in eben dem Maasse sich selbst elend mache, in welchem er nach Ehre trachte;

4) daß es nicht unvernünftiger seyn würde, der Jugend eine Begierde nach Reichthum, als eine Begierde nach Ehre einzuflössen, und endlich

5) daß alles Lob, welches dem Kinde oder Jünglinge als wirkliche unmittelbare Belohnung, nicht bloß als ein Zeichen einer auf ihn wartenden höhern Belohnung ertheilt werde, zweckwidrig und im hohen Grade schädlich sey. Gegen diese leztern Säze nun, oder die Gründe, aus denen Sie sie abgeleitet haben, glaube ich einiges zum Vortheil der Wahrheit erinnern zu können.

Zuförderst aber muß ich meine Begriffe von den physischen Gründen des natürlichen Triebs zur Ehre anzeigen. Die Frage, ob der Mensch aus natürlichem Antriebe nach

Beifal

Beifal und Achtung anderer strebt, und worauf dieser Antrieb sich gründet, ist wesentlich bei der Untersuchung, was der Erzieher in Ansehung dieses Triebes zu thun habe. Sie haben ausdrücklich wenigstens nicht auf diese natürliche Erweckung zur Ehrbegierde, sondern nur auf diejenige, die sie durch Fehler der öffentlichen Denkart erhält, Rücksicht genommen. (S. 275. f.)

Daß aber doch der Mensch von Natur, d. h. durch seine wesentlichen Triebe und Kraft der algemeinsten Verhältnisse, in denen er in Geselschaft anderer Menschen sich befindet, Beifal und Achtung anderer suche; dies geben Sie mir gewis zu. Und nun, warum thut er dies? Freilich um des Grundes willen, den Sie allein billigen und gehörig gepflegt wissen wollen, um des Nuzens willen, den er bei seinen lezten vernünftigen Absichten davon hat. Aber auch um des Mistrauens willen, welches er in sein eigenes Urtheil von seinem Werthe und der Richtigkeit seiner Grundsäze und Handlungen sezt; endlich wegen der Sympathie, die es ihm nicht ganz gleichgültig seyn lässet, ob seine Handlungen andern Misfallen oder Wohlgefallen verursachen.

Was insbesondere noch den ersten, insgemein stärksten Grund der Ehrliebe anbelangt, so findet ein wichtiger Unterschied dabei gleich in den ersten Richtungen statt. Nämlich der, daß einige mittelst der Achtung Liebe, andere hingegen Furcht und Unterwürfigkeit zu erhalten suchen. Dieser Unterschied mus in der Naturgeschichte des Triebs zur Ehre ja nicht ausser Acht gelassen werden. Und er ist eben sowol aus andern natürlichen Verschiedenheiten der Karaktere begreiflich, als durch Beobachtungen gewis.

Ich folgere nunmehr gleich hieraus für die Absicht unserer Untersuchungen

1) daß der Erzieher in jedwedem Falle vor allen Dingen sorgfältig zu untersuchen habe, von was für einer Art die Ehrbegierde seines Jünglings sey; aus was für Gründen, und unter welcher Proporzion derselben sie herrühre, und was für eine Richtung sie zu nehmen trachte.

2) Daß

2) Daß zwar in jedwedem Fal die natürliche Anlage zur Ehrbegierde Pflege und Besserung nötig habe; aber gar oft nicht aus dem fürchterlichen Gesichtspunkte angesehen werden könne, den die Beispiele einiger Ruhm- und Herschsüchtigen veranlassen können.

Was hindert mich aufrichtig zu seyn? Lesen Sie also hier auch mein Bekentnis, daß, alle bisherige Perioden meines Lebens zusammengenommen, ich, so viel ich mich selbst kenne, Ursache habe zu glauben, daß Ehrliebe, aber die von der mildern Art, nicht die herschsüchtige, eine der wirksamsten Triebfedern meiner Handlungen gewesen sey; offenbar bis zum unterscheidenden Bewustseyn, oder doch nach aller Wahrscheinlichkeit vermöge der mir bekanten Geschichte meiner Neigungen, versteckt.

Wollen Sie etwa aus dieser meiner ersten Verschanzung mich mit dem einzigen Worte vertreiben, daß ich Ehrliebe nenne, was nicht so heissen müsse? So wil ich zufrieden seyn; aber ich zweifle, wer bei der Stimmensamlung gewinnen würde.

Nun zu ihren Säzen und Gründen:

1) Die Ehre sol nicht als Zweck begehrt werden. Ich verstehe Sie; und so wie sie es meynen, bin ich mit Ihnen einig. Aber solte ich doch nicht noch Grund zur Frage haben: Ob das Vergnügen an der Ehre oder der Achtung und damit verknüpften Liebe anderer, nicht bei einer gewissen proporzionirlichen Stärke des Triebes ein Theil des um sein selbst willen Begehrlichen (per se bonum, τελικ) seyn dürfe?

2) Als moralische Triebfeder sey die Ehrbegierde entweder unnüz oder gefährlich. Ihr Grund ist, weil wenn dieselbe ein wirksames Prinzipium unserer Handlungen werden sol, sie, mehr oder weniger, zur Leidenschaft werden müsse. (S. 272.) Aber, lieber Freund, habe ich nicht Grund Ihnen hier zu antworten, daß Ihr Beweis zu viel beweise, und also wie er da steht, nichts gelten könne! Religion, Rechtschaffenheit, Patriotismus — diese Triebfedern schlagen

Sie

Sie vor stat der Ehrbegierde. Ich werde über die Substituzion hernach noch etwas anmerken. Izt kömt es nur darauf an, ob nicht aus gleichem Grunde, mit der Ehrbegierde, auch diese Triebfedern entweder für unnüz oder gefährlich erklärt werden müssen? Nicht um Ihrer willen, sondern um anderer willen, die mich nicht soglcich völlig verstehen mögten, erkläre ich mich deutlicher. Es gibt eine laulichte, empfindsamliche oder blos spekulative Vaterlandsliebe, Rechtsliebe und Religiosität; zu schwache Regungen um Triebfedern des Lebens zu seyn. Der Irthum kan Rechtsliebe, Vaterlandsliebe und Religiosität zu den gefährlichsten Trieben der menschlichen Natur machen. Und ist es etwa leichter dem Irthume in Dingen der Religion, des Patriotismus und dessen, was recht und billig heissen sol, auszuweichen und vorzubauen; als in Ansehung dessen, was wahre und falsche Ehre ist?

Sodann, liebster Freund, darf denn der Moralist und Pädagoge seine Anstalten nach dem einrichten, was idealisch betrachtet allenfals besser scheinen müsse; mus er sich nicht nach dem richten, was in der Natur ist? Und nun fordere ich Sie auf so scharfsichtig, als Sie, wenn Sie wollen, es leicht können, zu erwägen, ob mit den von Ihnen vorgeschlagenen, und wie Sie nicht zweifeln werden, mir eben auch wichtigen und heiligen Triebfedern, in allen Perioden des Lebens, bei allen Karakteren, so viel ausgerichtet werden könne, daß der positive Gebrauch der Ehrbegierde, als einer moralischen Triebfeder dadurch entbehrlich werde? Der Grad der Bekräftigung oder Bezweiflung dieser Frage, dies gestehe ich, hängt von unzähligen, auch veränderlichen Umständen ab. Aber eben dies, dünkt mich, ist mehr für mich, am Ende, als wider mich.

3) Ihr dritter Saz, werthester Freund, scheint in einer besonde.n Lebhaftigkeit der Empfindungen geschrieben worden zu seyn. Wenn meine bisherigen Bemerkungen irgend einigen Eindruck auf Sie gemacht haben: so bin ich sicher, daß

Sie den Ton dieses Ausspruches bei Sich selbst so weit herabstimmen werden, als ich es verlangen kan.

4) Was die Vergleichung der Begierde nach Ehre mit der Begierde nach Reichthum anbelangt: so glaube ich, ich würde mich dabei behaupten können, wenn ich in einem gewissen, nach der Sprache noch zulässigen, Sinne sagen wolte, daß es nicht schlechterdings unvernünftig scheinen könne, der Jugend eine Begierde nach Reichthum einzuflössen. Die Begierde könte ja doch immer eine subordinirte Begierde seyn; ihre Grade und ihre Anweisung auf gewisse Mittel der Befriedigung haben. So wie es bei der Ehrbegierde auch seyn mus. Aber ich wil nur auf eine Verschiedenheit zwischen dem einem und dem andern der verglichenen Trieben mich stüzen. Es ist doch lange so leicht nicht, nicht eben so möglich, durch gemeinschädliche Mittel zu einem behaglichen Besize und Genusse der Ehre zu gelangen, als durch solche Mittel und Wege Geldreichthum zu erlangen, und den zu seinem Vergnügen anzuwenden. Also wäre vielleicht für die Glückseligkeit des Individuums die Begierde nach lezterem weniger gefährlich als die erstere; umgekehrt hingegen in Rücksicht auf die Geselschaft? Doch diese Frage ist zu verwickelt, und kan hier noch bei Seite gesezt werden. Das aber wolte ich Ihnen noch zu bedenken geben: ob nicht manches Böse auf die Rechnung *) der Ehrsucht gesezt worden ist; was bei genauerer Untersuchung auf die Rechnung der Begierde nach sinlichem Vergnügen und Bequemlichkeiten gesezt werden müste; wobei ein reichliches Einkommen als das nächste Hülfsmittel, und Ruhm und Ansehn nur als ein entfernteres geschäzt würde; wo also angenommen werden könte,

*) Eben so gewis glaube ich, daß man irriger Weise von der Ehrbegierde manche landverwüstende Kriege und Eroberungen herleitet; die ihren Grund vielmehr in der Begierde nach Beschäftigung und grossen Veränderungen, oder in andern von der Ehrbegierde verschiedenen Antrieben hatten.

te, daß es besser gewesen wäre, wenn die Liebe zur Ehre unmittelbarer, weniger untergeordnet gewesen wäre. Denn, lieber Freund — ich mus Sie noch einmal zu einer der esoterischen Erwägungen auffordern, die Sie in Ihrer Gewalt haben — Aus irgend einem Fond mus der Mensch sich eine Vorstellungen vom Guten schaffen; der erste Stof derselben, die einfachsten Bestandtheile sind, wie Sie wissen, nicht so manchfaltig als Sie, nach der Manchfaltigkeit alles dessen, was daraus zusammengesezt und verarbeitet wird, denen, die nicht untersucht haben, scheinen. Und wenn Sie nun die ersten Elemente und Nahrungsmittel der Ihnen gut scheinenden Antriebe, und des verwerflich scheinenden Triebes zur Ehre erwogen haben: so beantworten Sie mir die Frage, ob die Vernichtung des einen nicht Schwächung oder Verunstaltung der übrigen nach sich ziehen müsse; ob auf etwas anderes die Bemühung des Moralisten gehn könne, als die mehrern natürlichen Triebe durch einander zu mässigen und zu berichtigen?

5) In Ansehung des lezten Ihrer ausgezeichneten Säze, brauche ich nur auf das zu verweisen, was ich bei Gelegenheit des erstern zu verstehn gegeben habe.

Um mich allen unsern Lesern völlig verständlich zu machen: wil ich einige der vornehmsten Grundsäze anzeigen, nach denen ich bei der Erziehung mein Verhalten in Absicht auf die Ehrliebe einrichten zu müssen, mich gegründet halte.

1) Ich werde bei allen Gelegenheiten zu erkennen geben, daß es nicht nur sehr nüzlich, sondern auch überaus angenehm ist, der Achtung und des Beifals seiner Nebenmenschen versichert zu seyn; und ich werde frühe suchen durch Sympathie und eigene Empfindung das Gefühl davon zu erwecken.

2) Aber ich werde eben so sehr bemüht seyn zu überzeugen, daß nur der Beifal reines Vergnügen schaft und dauerhaften Vortheil, den man durch wahre Volkommenheiten und Verdienste sich erwirbt; daß insbesondere Güte des Her-

zens, Rechtschaffenheit zur Behauptung und zum Genusse dieser Achtung unentbehrlich seyn.

3) Vor allen Dingen aber werde ich gegen den Irthum arbeiten, der das, was man insgemein Ruhm oder berühmt seyn nent, mit der Ehre oder der wahren innern Achtung verwechselt. Bei einem grossen Ruhme ist, wenn man nur ein wenig genau zusieht, oft so wenig wahre Achtung, so wenig Liebe und Ergebenheit versprechender Beifal; als bei den Gerüchten und dem Auflaufe, die ein fremdes Thier, oder ein Gaukler veranlast. Wenn es anginge die Ehre mancher höchstberühmten Männer mit der Ehre manches schlechterdings nicht berühmten, ausser seiner Stadt vielleicht nicht hundert Personen bekanten Mannes, nach der genauen Schäzung der innern Achtung, die jeder Theil für sich hat, zu vergleichen: ich fürchte sehr, die Ehre des berühmten Mannes mögte nicht das Gleichgewicht halten. Also von der Ruhmsucht laß ich gelten, was in Ihrem Aufsaze steht. Ehre, wahre innere Achtung, mus man zu verdienen suchen, so viel man kan; Ruhm hingegen ist in den wenigsten Fällen etwas Begehrenswerthes; in den meisten eine Last, die man zu tragen sich nicht scheuen mus, wenn sie von selbsten kömt, aber der man nicht Ursache hat nachzugehn. Ohnedem ist sehr richtig, was mein bester Lehrer mir und seinen andern Schülern oft gesagt hat:

Quaerentem fugit, at fugientem gloria quaerit.

4) Wenn es mir gelungen ist mit diesen Grundsäzen Eingang zu finden bei meinem Zöglinge: so werde ich ihn dann leicht davon überzeugen, daß es in aller Betrachtung unvernünftig und zweckwidrig ist, wenn durch die Ehrliebe jemand sich zur Unzufriedenheit über die Achtung, die andere sich erwerben, wohl gar zum Neide, zum Afterreden, zur pralerischen Erholung seiner eigenen, und zur Herabwürdigung oder doch Verkennung fremder Verdienste verleiten lässet. Zweckwidrig in der That im hohen Grade; wofern es jemand um dauerhafte innere Achtung anderer, und einen ruhigen Genus derselben zu thun ist! Etwas anders wäre es, wenn es nur

darauf

darauf ankäme, in aller Geschwindigkeit Aufsehn zu erregen, und mittelst desselben gewisse Absichten zu befördern. Dies gehörte denn nicht in das Kapitel von der Ehrliebe.

5) Zu allen diesen Grundsäzen müste sich denn endlich auch noch dieser gesellen; daß man bei aller seiner Bemühung um Achtung, sich ja nie einbilden müsse, aller Menschen Beifal in allen Dingen erhalten zu können; und daher sich gewöhnen, Tadel ruhig zu vertragen, wenn man demselben auf eine vernünftige Weise nicht ausweichen kan. Und es ist so etwas Grosses, der Eigenliebe schmeichelhaftes darinne, durch die hinlängliche Versicherung seiner bessern Einsichten zur Gleichgültigkeit gegen den Tadel anderer sich berechtiget zu fühlen; daß es mir nie schwer vorgekommen ist, bei der sonst gehörig angelegten Ehrbegierde seine Gemüthsruhe von der Seite in Sicherheit zu sezen. Der Hang zur alzuvielen Gleichgültigkeit gegen den Tadel scheint mir bei den mehresten Menschen noch eher zu befürchten zu seyn.

Und nun habe ich genug, vielleicht schon zu viel gesagt, um eine anscheinende kleine Verschiedenheit unserer Gesinnungen in Ansehung eines wichtigen Stückes der Sittenlehre aufzuklären. Vielleicht ist kein einziger meiner bisherigen Hauptsäze Ihren Gesinnungen zuwider; und Sie wundern Sich, wie ich mir das Ansehn habe geben können, Ihnen widersprechen zu wollen, da ich nichts gethan hatte, als Ihre eigene Meynung ausgeführt. Ist dies der Fal: so habe ich meine Absicht schon erreicht. Sie geht hauptsächlich dahin, zu verhindern, daß nicht Ihre Abhandlung zur Verunglimpfung eines der edelsten und wohlthätigsten Triebe des menschlichen Geistes aus Misverstand gebraucht werde. Habe ich aber etwas Ihnen Falschscheinendes, was von einigem Betrage ist, gesagt: so fahren Sie fort mir und dem Publikum Ihre Gedanken weiter mitzutheilen. An aufmerksamer und unbefangener Untersuchung, hoffe ich, sol es mir nie fehlen. Ich habe die Ehre ꝛc.

---

## 3.
## An
## Herrn Professor Feder;
## Beantwortung des vorstehenden Schreibens
## von
## J. H. Campe.

Nehmen Sie, theurer Freund, zuförderst den herzlichsten Dank an, daß Sie meine Zweifel über den moralischen Werth der Ehrbegierde, als eine bei der Erziehung anzuwendende Triebfeder betrachtet, Ihrer Prüfung gewürdiget haben. Einen solchen Gefährten wünschte ich mir, um auf dem angetretenen Wege dieser für die Erziehungswissenschaft erheblichen Untersuchung noch etwas weiter zu gehen; und wohl mir! daß ich ihn gefunden habe. Ihre Hand, mein Lieber! — und nun zum Werk!

Sie haben meine Meynung, die ich unter tausend zerstreuenden Geschäften, womit ich damals belastet war, nur mit äusserst flüchtiger Feder zu Papier werfen konte, gut und richtig zu konzentriren gewust. Nur auf einen Punkt, über den ich mich zu unvolständig erklärt hatte, um ganz verstanden zu werden, mus ich noch ein wenig mehr Licht fallen lassen.

Ich verglich nämlich die Ehrbegierde mit der Begierde nach Reichthum, und glaubte zwischen beiden eine grosse Aehnlichkeit wahrzunehmen. So wie der Reichthum, sagte ich, nicht an sich selbst, sondern nur als Mittel zu höheren Zwecken betrachtet, ein Gut zu nennen ist, so ist es auch die Ehre. So wie also das Bestreben nach Reichthum nur in so fern vernünftig ist, als man gute und edle Zwecke im Sinne hat, welche man dadurch erreichen wil: so ist es auch das

das Bestreben nach Ehre. Eine Bemühung nach Reichthum, blos um des Reichthums willen ist Geldgeiz; und eine Bemühung nach Ehre, blos um der Ehre willen, ist Ehrgeiz. Es würde daher nicht unvernünftiger seyn, der Jugend eine Begierde nach Reichthum, als eine Begierde nach Ehre einzuflößen. — — Alle Veranstaltungen also, wodurch das Kind, oder der Jüngling dergestalt zur Ehre gereizt wird, daß sie ihm nicht mehr, als Mittel, sondern als Zweck erscheint; alles Lob, welches ihm als wirkliche unmittelbare Belohnung ertheilt und nicht vielmehr so eingekleidet wird, daß seine Aufmerksamkeit sich auf einen höhern, durch diesen Beifal erworbenen, Lohn haftet, ist zweckwidrig und im hohen Grade schädlich. — Hier hätte ich mich nun etwas deutlicher erklären sollen, was ich damit meyne, daß die Ehre in den Augen der Kinder blos Mittel bleiben, nie Zweck werden müsse; und weil ich dieses damals unterlassen habe, so geschehe es jezt.

Ich wolte nämlich so viel damit sagen, daß man die Kinder, so oft man ihnen seinen eigenen, oder anderer Beifal, als eine Belohnung, zu erkennen gibt, zugleich erinnern müsse, daß dieser erlangte Beifal nur deswegen schäzenswürdig sey, weil sie sich dadurch auch die Liebe derer, die ihn geben, und anderer die es hören, erwerben, und daß sie zugleich vielen Menschen, besonders ihren Eltern, ihren Freunden, ihren Lehrern Freude dadurch machen; so daß in ihrer Vorstellung, nicht das Lob oder der Beifal selbst, sondern die Erwerbung jener Liebe, und die Bewirkung dieser Freude, die eigentliche wünschenswerthe Belohnung ihrer guten Aufführung seyn möge. Ich wünschte daher, daß man nicht zum Kinde spräche: wenn du dieses oder jenes thust, so werden dich die Leute loben, so wirst du Ehre davon haben! sondern vielmehr: wenn du dieses thust, so wird das mir und andern Menschen gefallen; wir werden uns darüber freuen und dich dafür lieben; und wenn deine Eltern oder deine Freunde hören, daß wir dich

lieben, weil du ein gutes Kind bist, so wird das auch ihnen grosse Freude machen u. s. w. Ich bin versichert, daß diese Erklärung Ihre Einstimmung hat, gesezt auch, daß es mir nicht gelingen solte, unsere beiderseitige Meynungen über die Hauptfrage unserer Untersuchung zu vereinigen.

Ihre erste Erörterung desjenigen, was in dem Triebe der Ehrbegierde physisch oder natürlich ist, läst mich den Gegenstand unserer Streitfrage aus einem neuen Gesichtspunkte ansehen, aus dem er allerdings auch betrachtet werden mus. Aber glücklicher oder unglücklicher Weise erscheint er mir hier wieder gerade eben so, wie er mir an meinem vorigen Standorte zu seyn schien. Zürnen Sie nicht über den Fehler meiner Augen, wenn es einer ist; sondern hören Sie mich an, um mich eines Bessern zu belehren.

Sie fragen eigentlich nicht: ob die Begierde nach Ehre ein natürlicher, uns angebohrner Trieb unserer Seele sey? Denn so unbestimt konte der nicht fragen, der über den Ursprung unserer Neigungen und Abneigungen nicht erst seit gestern nachgedacht hat, und der gar wohl weis, daß alle unsere Triebe, sie mögen heissen wie sie wollen, nichts anders, als besondere Modifikazionen des einigen wesentlichen Haupttriebes — oder der nach Erweiterung und Aufklärung ihrer Ideen strebenden Vorstellungskraft — unserer Seele, und also in so fern auch alle natürliche Triebe sind. Sie fragen auch nicht, ob die Ehrbegierde, fals etwas Physisches dabei zum Grunde läge, um deswillen ein guter Trieb zu nennen sey und weiter von uns ausgebildet werden müsse? Denn so könte abermals der nicht fragen, der da wohl weis, daß bei allen unsern Trieben, sie mögen Namen haben, wie sie wollen — z. E. bei der Wollust, dem Neide, dem Geize, dem Zorne, der Rachbegierde u. s. w. — etwas Physisches zum Grunde liegt, ohne daß sie deswegen unter die guten, weiter auszubildenden Neigungen unserer Seele gezählt werden können. Sie fragen also nur: was denn das Physische, welches bei der Ehrbegierde zum Grunde liegt, eigentlich

sey;

sey; worin es bestehe? Und diese Frage ist bei unserer Untersuchung allerdings von grosser Wichtigkeit.

Denn was wirklich Natur ist, das ist eben um deshalb auch sicher gut und darf nicht unterdrückt werden. In so fern also auch die Ehrbegierde in der Natur unserer Seele gegründet ist, in so fern gehört sie zu den guten Trieben, und mus nicht erstickt, sondern gepflegt und gestärket werden. Bis dahin also sind wir völlig eins; und es kömt nun alles darauf an, zu erforschen, wie viel, oder wie wenig Physisches bei der Ehrbegierde zum Grunde liege.

Sie, mein Werther, behaupten, daß wir von Natur um dreyer Ursachen willen nach Beifal und Ehre streben; nämlich 1) deswegen, weil die Ehre mit mancherlei Vortheilen verbunden, oder ein Mittel zur Erreichung anderweitiger Zwecke ist, 2) weil wir oft ein Mistrauen in unser eigenes Urtheil über unsern eigenen Werth und über die Richtigkeit unserer Grundsäze und Handlungen sezen, und es daher gern sehen, daß dieses unser Urtheil durch den Beifal Anderer bestätiget werde, und endlich 3) weil es uns, der Sympathie wegen, nicht ganz gleichgültig seyn kan, ob unsere Handlungen Andern Misfallen oder Wohlgefallen verursachen.

Ich könte diese Auseinandersezung gelten lassen, ohne daß meine Behauptung im geringsten dadurch wankend gemacht würde. Alles läuft nämlich darauf hinaus, daß bei der Ehrbegierde 1) Selbstliebe 2) bescheidenes Mistrauen gegen uns selbst und 3) Sympathie zum Grunde liege. Die erste und dritte sind ohnstreitig gute natürliche Triebe, und das bescheidene Mistrauen gegen sich selbst eine schäzbare Eigenschaft edler Seelen; alle drei müssen daher durch die Erziehung sorgfältig ausgebildet werden. Aber kan dieses nicht geschehen, ohne daß in der Seele des Kindes auch zugleich der Ehrgeiz angefacht werde? Und wenn dieses geschehen kan, wird meine Behauptung von der Schädlichkeit dieses Anfachens dadurch, daß diese Stücke Theile des komponirten Triebes der Ehrbegierde sind, wol umgestossen?

stossen? Kan nicht etwas im Ganzen schädlich seyn, ohngeachtet einige seiner Theile nüzlich sind?

Aber auch wider diese Ihre Analyse selbst werden Sie mir vergönnen, eine kleine Anmerkung zu machen. Was nämlich den zweiten Urstoff der Ehrbegierde, nach der von Ihnen angestelten Auflösung — das bescheidene Mistrauen gegen sich selbst betrifft — so scheint er mehr aus Ihrer persönlichen, als aus der algemeinen menschlichen Natur hergenommen zu seyn. Andere haben oft, weil sie selbst böse waren, die menschliche Natur aus sich selbst zu schwarz geschildert: Ihnen, mein Freund, scheint hier aus dem entgegengesezten Grunde grade das Gegentheil widerfahren zu seyn.

Mit einem Worte: ich kan dieses bescheidene Mistrauen gegen sich selbst, weder durch Beobachtungen, noch durch Schlüsse aus der ursprünglichen menschlichen Natur herausbringen; und ich sehe mich daher genötiget, es für ein späteres, der menschlichen Seele erst durch Kultur eingeimpftes Pfropfreis zu erklären. Der rohe Naturmensch weis nichts davon; ihm fält es gar nicht ein, zu besorgen, daß er sich und seinen Urtheilen vielleicht einen zu grossen Werth beilege, oder zu wünschen, daß dieses sein Urtheil von andern bestätiget werden möge. Die Ursach ist, weil er sich gar nicht damit abgibt, über sich selbst zu urtheilen. Er fühlt sich nur; und da er noch nichts von derjenigen Eitelkeit weis, welche unserer Seele, so oft sie sich selbst betrachten wil, das Vergrösserungsglas vorhält, so kan ihn dieses Gefühl auch nicht betriegen. Er kan also auch keine Ursache haben zu besorgen, daß es ihn betriegen mögte, und bedarf daher auch nicht erst des übereinstimmenden Urtheils Anderer, um gewis zu seyn, daß es ihn wirklich nicht betrogen habe.

Das dritte, welches Sie in dem ersten Urstoffe der Ehrbegierde entdecken, nämlich die Sympathie, die es uns nicht ganz gleichgültig seyn läst, ob unsere Handlungen Andern Misfallen, oder Wohlgefallen, verursachen, mögte ich,

um

um mehrerer Deutlichkeit willen, lieber das Sehnen nach Mittheilung und nach Theilnehmung nennen, aus welchem das Bedürfnis, so wohl zu lieben, als auch geliebt zu werden, erwächst, und welches alle die geselligen Tugenden der Menschenliebe, des Mitleids, der Mitfreude, der Dienstfertigkeit u. s. w., als ihre Kinder, zum Gefolge hat. —

Wenn diese Anmerkungen gegründet sind: so würde das Wesen der Ehrbegierde am Ende blos in die beiden ursprünglichen Triebe unserer Seele zerfallen, welche aus dem einigen; Haupttriebe derselben unmittelbar abfliessen, nämlich in den Trieb der Selbstliebe, und in den jezt eben angezeigten zweiten Trieb zur Mittheilung und zur Theilnehmung, oder Bedürfnisse zu lieben und geliebt zu werden.

Diese suche daher der Erzieher in den jungen Kinderseelen sorgfältig auszubilden, zu stärken, und ihnen eine gute Richtung zu geben: aber das kan, wie ich schon gesagt habe, und — wenn ich in der Hauptsache nicht irre, mus geschehen, ohne daß diese beiden Triebe zugleich zur Ehrbegierde gemodelt werden.

Nun nehmen Sie, mein würdiger Freund, welchen andern offenbar schädlichen und lasterhaften Trieb Sie wollen, z. E. den Neid, und sehen Sie zu, ob in dem ersten Urstoffe desselben, in so weit er von der Natur kömt, nicht auch eben so viel Gutes zum Grunde liege? Entspringt nicht der Neid, wenn wir ihn bis an seine erste Quelle verfolgen, gleichfals aus natürlichen und folglich guten Anlagen, nämlich aus der Selbstliebe, aus dem Bestreben nach Vollkommenheit, aus der damit verbundenen Nacheiferung, und aus der Begierde sich von andern, seiner guten Eigenschaften und Thaten wegen, geliebt zu sehen u. s. w.? Müsten wir nicht also auch die Kinder neidisch zu machen suchen, wenn es zur Regel gemacht werden solte, daß durch die Erziehung alle und jede Triebe, bei welchen etwas Physisches, und in so fern etwas Gutes, zum Grunde liegt, weiter ausgebildet und gestärket werden müssen? Doch das wollen Sie ja auch nicht behaupten.

Lassen

Lassen Sie uns weiter gehen. Bei dem ersten Urgrunde der Ehrbegierde unterscheiden Sie, und zwar mit Recht, einen doppelten Bewegungsgrund der Ehrgeizigen, warum sie Beifal und Ehre zu erwerben suchen; bei einigen nämlich entsteht dieses Bestreben vornämlich aus dem Bedürfnisse geliebt zu werden, bei andern mehr aus dem Verlangen, sich gefürchtet, und als Oberhaupt geehrt zu sehen. Sie wollen, daß der Erzieher sorgfältig beobachten solle, aus welcher von diesen beiden Quellen die anwachsende Ehrliebe seines Zöglings herfliesse, und daß er sie stärke oder schwäche, je nachdem sie aus der ersten oder aus der andern zu kommen scheint.

Das ist nun aber, mit Ihrer Erlaubnis, leichter gesagt, als gethan. Einem Jeder brauche ich nicht erst vorzudoziren, daß die Bewegtriebe unserer Seele in der Seele selbst nicht so zerstückt und von einander getrennet daliegen, als wir sie auf dem Papiere aus einander zu sezen gewohnt sind; und daß es daher kein Leichtes sey, in jedem Falle genau zu bestimmen: hier ist unter den vielen andern möglichen Bewegungsgründen blos dieser, dort blos jener, oder wenigstens dieser oder jener mehr, als ein anderer, wirksam gewesen! Sie werden mir wenigstens zugeben, daß unser Urtheil hierüber in hundert Fällen irrig seyn könne, irrig seyn müsse, so bald es ausschliessend ist, weil die Seele nie nach einem einzigen, sondern immer nach mehreren in einander geflossenen Bewegungsgründen zugleich handelt; und daß man daher ein Kind, oder einen Menschen überhaupt erst sehr lange beobachten müsse, bevor man mit einiger Zuverlässigkeit entscheiden könne, welcher von mehreren möglichen Bewegungsgründen — nicht der einzige — sondern nur der vorzüglichste sey, der das Kind, oder den Menschen zu dieser oder jenen Handlungsart gewöhniglich antreibt.

Wie leicht wäre es also nicht möglich, daß wir die schlimste Art des Ehrgeizes, welche Furcht und Unterwürfigkeit Anderer zum Hauptgegenstande hat, in den Gemüthern

thern unserer Zöglinge auflodern machten, indes wir uns schmeichelten, daß wir blos die bessere Art desselben, welche mehr die Liebe Anderer zum Ziele hat, in ihnen wirksam machten? Und wird es daher, zur gänzlichen Vermeidung dieser Gefahr, nicht viel weiser gehandelt seyn, wenn wir das edle Bedürfnis geliebt zu werden in den Seelen unserer Kinder geradezu auszubilden und zu vergrössern suchen, als wenn wir diesen Zweck auf dem krümmern und zugleich gefährlichen Wege, der durch die Entzündung der Ehrbegierde geht, erreichen wolten?

Die Besorgnis, daß die Kinder gegen anderer Menschen Urtheil über sie und über ihre Handlungen vielleicht zu gleichgültig werden könten, darf uns nicht abhalten, diesen geradern und sicherern Weg einzuschlagen. Denn wenn es einmal zum dringenden Bedürfnis geworden ist, sich von allen die ihn kennen und mit denen er in einigem Verhältnisse steht, geliebt zu sehen, der wird, ohne eben ehrgeizig zu seyn, gewis nicht gleichgültig dabei seyn können, ob seine Handlungen gebilliget, oder gemisbilliget werden.

Zur Antwort auf meinen schon oben berührten und nun etwas deutlicher erklärten Rath, daß man nämlich den Kindern die Ehre, nicht als Zweck, sondern blos als Mittel zu bessern Zwecken vorhalten möge, legen Sie mir die Frage vor: ob das Vergnügen an der Ehre oder der Achtung und der damit verbundenen Liebe Anderer nicht bei einer gewissen proporzionirlichen Stärke des Triebes ein Theil des um seiner selbst willen Begehrlichen (per se bonum, τελος) seyn dürfe?

So bestimt und klausulirt, als Sie diese Frage abgefaßt haben, darf ich gar kein Bedenken tragen, sie zu bejahen, ohne daß meine Meynung dadurch in Gefahr geriethe. Sie verbinden nämlich die Achtung mit der Liebe; und geben dadurch deutlich genug zu erkennen, daß auch, Ihrem Urtheil nach, die Ehre keinen andern Werth habe, als den sie durch die damit verbundene Liebe erhält. Und das ist es ja eben, was ich meyne, wenn ich sage, daß man den Kindern

Kindern die Ehre, nicht um ihrer selbst, sondern um der bessern Zwecke willen, die dadurch zugleich erreicht werden, als etwas Gutes vorstellen müsse. Und das ist ja auch die Ursach, warum ich rathe, die Begierden der Kinder, nicht so wohl auf die Ehre (weil diese nur Mittel ist) als vielmehr auf die zu erwerbende Liebe ihrer Mitmenschen selbst zu richten!

Aber hier haben Sie mir abermals Gelegenheit gegeben, einige Begriffe aus einander zu sezen, wodurch über meine, noch immer paradox scheinende, Meynung sich ein neues Licht verbreiten wird. Ich meyne die Begriffe, die wir mit den Worten **Beifal, Hochachtung, Freundschaft** und **Liebe** verbinden.

Ich finde nämlich, daß diese vier Worte (vorausgesezt, daß sie nicht in der leeren Komplimentensprache, sondern in der Sprache der Wahrheit gebraucht werden) nichts anders, als verschiedene Grade einer und eben derselben Sache, von dem untersten bis zum höchsten, ausdrücken. Wenn ich in einer Sache, oder in einer Abhandlung etwas bemerke, welches meinen Begriffen oder meiner Empfindung nach gut ist: so gebe ich dieser Sache, oder dieser Handlung meinen Beifal, welcher mehr oder minder lebhaft ist, je nachdem das bemerkte Gute mir kleiner oder grösser zu seyn scheint. Im leztern Fal, wenn nämlich aus der besagten Sache oder Handlung so viel Gutes hervorleuchtet, daß ich daraus auf irgend eine ausnehmende Eigenschaft des Urhebers schliessen mus; so gewinne ich für diesen Hochachtung, das heist, ich liebe ihn in einem gewissen Grade um dieser erkanten Eigenschaft willen. Kömt nun noch hinzu, daß ich in dem Umgange mit einer solchen schon hochgeachteten Person noch mehr gute Eigenschaften entdecke, besonders solche, welche eine Beziehung auf mich haben, so fange ich an Freundschaft für ihn zu empfinden, und wenn diese durch fortschreitende Bemerkung immer grösserer Volkommenheiten bis zu einem gewissen durch Worte unbestimbaren Grad angewachsen ist, so wird sie Liebe genant.

Beifal,

Beifal, Hochachtung, Freundschaft und Liebe sind also blos dem Grade nach unterschieden, und haben alle irgend eine mit Wohlgefallen bemerkte Volkommenheit desjenigen zur Ursache, dem wir eine oder die andere davon schenken. Daraus erhellet zuförderst, was wir damit sagen wollen, wenn wir gestehen, daß wir für diese oder jene Person, zwar wol Hochachtung, aber keine Liebe empfinden: das heist nämlich, wir entdecken nur eine und die andere gute Eigenschaft an ihm, aber deren nicht so viele, daß das Wohlgefallen, welches mit der Bemerkung derselben verbunden ist, bis zu einem Verlangen nach engerer Vereinigung mit ihm, oder bis zur Liebe anwachsen könte. Daraus erhellet ferner, daß auch der Beifal und die Hochachtung Anderer, wenn beide aufrichtig sind, ein wirkliches, um ihrer selbst willen begehrliches Gut genant werden müssen, weil sie die ersten Grade der Freundschaft oder der Liebe sind. Aber eben daraus erhellet endlich auch, warum es dem ohngeachtet nicht weise gehandelt wäre, den Kindern eine Begierde nach dem Beifalle oder der Hochachtung der Menschen einzuflößen; und warum es besser sey, ihr Verlangen gleich unmittelbar auf die zu erwerbende Freundschaft und Liebe derselben zu heften.

Im lezten Falle nämlich, wenn ich das Herz meines Zöglings gegen Freundschaft und Liebe empfindlich gemacht habe, kan ich gewis versichert seyn, daß es auch gegen Beifal und Hochachtung, als die ersten Stufen der Liebe, nicht gleichgültig seyn werde. Denn wer ein Ganzes zu erreichen strebt, der begehrt auch die einzelnen Theile desselben; und wer sich nach dem Tageslichte sehnt, dem wird auch schon die anbrechende Morgendämmerung wilkommen seyn. Aber im ersten Falle verhält sichs nicht so. Indem ich nämlich meinem Zöglinge eine Begierde nach Beifal und Hochachtung (oder, welches einerlei ist, nach der Ehre) einzuflößen suche, laufe ich Gefahr, daß diese untersten Stufen des zu erreichenden ganzen Ziels in seinen Augen nach und nach so viel Reize gewinnen, daß er der höhern Stufen (der

Freund-

Freundschaft und Liebe) entweder ganz darüber vergist, oder doch wenigstens um vieles gleichgültiger dagegen bleibt. Dies ist auch, so weit meine Beobachtungen reichen, volkommen in der Erfahrung gegründet. Man findet nämlich, daß Kinder und Jünglinge gegen die Freundschaft ihrer Gespielen in eben dem Maasse unempfindlicher werden, in welchem der Trieb des Ehrgeizes in ihnen erwacht; und es ist eine alte Bemerkung, daß wir in unsern mänlichen Jahren der warmen innigen Freundschaft, von welcher wir im Jünglingsalter glüheten, hauptsächlich um deswillen nicht mehr fähig sind, weil ein grösserer Ehrgeiz sich unserer Herzen alsdann bemächtiget hat. Horaz sagt zwar von dem männlichen Alter:

Quaerit opes et amicitias —

Aber was für Freundschaften er damit meynt, und um welcher Ursachen willen der Mann darnach strebt, das gibt er durch den lezten Zug zu verstehen:

— inseruit honori.

Sie sehen nun wohl, mein lieber Freund, wie in dem kleinen System, welches ich mir in dieser Sache erbauet habe, alles genau zusammenhängt, so sehr auch einige Theile desselben, dem ersten Anblicke nach, sich zu widersprechen schienen. — Der Beifal und die Hochachtung Anderer, oder die Ehre, sind wirklich ein Gut, weil sie die ersten Grade der Liebe sind. Die Kinder sollen daher auch nicht gleichgültig dagegen gemacht werden. Aber man sol sie ihnen auch nicht als das Ziel ihrer Bestrebungen, als die eigentliche wünschenswerthe Belohnung guter Thaten, sondern blos als den Mittelweg zeigen, auf dem wir eine grössere und sichere Belohnung, nämlich die Freundschaft und Liebe unserer Mitmenschen, erlangen können. Also nicht die Ehrbegierde, sondern das Verlangen nach Freundschaft und Liebe mus, wenn meine obigen Grundsäze richtig sind,

als

als eine moralische Triebfeder durch die Erziehung erweckt, gestärkt und angewandt werden. —

Einen meiner Hauptgründe wider den Werth der Ehrbegierde, als moralische Triebfeder bei der Erziehung angewandt, daß sie nämlich entweder überflüssig oder gefährlich sey, je nachdem sie entweder zu schwach bleibe, um ein wirksames Prinzipium unserer Handlungen seyn zu können, oder zu stark werde, und in Leidenschaft ausarte, und alsdann in mehr als einer Betrachtung schädlich werden könne, — diesen Hauptgrund, sage ich, beschuldigen Sie, daß er zu viel beweise, und also, so wie er da steht, nichts gelten könne. Ich bekenne gern, daß ich mich hier abermals viel zu kurz und unvolständig ausgedrückt, und dadurch zu diesem Vorwurfe Anlas gegeben habe. Aber ich rechne mit ziemlicher Zuverlässigkeit auf Ihre Einstimmung, sobald ich meine eigentliche Meynung von allen Seiten her etwas genauer werde bestimt haben.

Der Grund Ihrer Beschuldigung ist dieser: weil mein Beweis, wenn er gültig wäre, auch alle andere, von mir selbst empfohlene moralische Triebfedern — Religion, Rechtschaffenheit, Patriotismus u. s. w. — zugleich mit verbannen würde, weil auch diese, entweder zu laulicht und blos spekulativ bleiben, oder, mit Irthum verbunden, in die gefährlichsten Triebe der menschlichen Natur ausarten können.

Ich merke hierbei zuförderst an, daß Sie dasjenige, was ich von der wahren Ehrbegierde behaupte, auf eine mit Irthum vermischte, und also in so fern falsche Religion anwenden; und daß also dieser Einwurf seine Kraft verliere, so bald wir die Anwendung auf eine nicht mit Irthum vermischte und also wahre Religion zu machen suchen. Wahre Religion ist nichts anders, als Liebe und Gehorsam gegen Gott, die aus einer richtigen Erkentnis seiner grossen und liebenswürdigen Eigenschaften entspringen. Und kan diese Liebe Gottes, kan dieser Gehorsam gegen ihn wohl jemals zu stark, wohl jemals gefährlich werden? Das wollen Sie gewis nicht behaupten.

Eben diese Bewandnis hat es mit andern moralischen Triebfedern, die ich der Ehrbegierde unterzuschieben wünschte, z. E. mit dem sitlichen Gefühl, oder der Liebe des Guten überhaupt, mit der Menschenliebe, mit der Liebe gegen Eltern, Geschwister, Freunde und Lehrer u. s. w. Lauter durchaus unschädliche, wohlthätige und gewis edle Triebe, bei deren Pflege und Stärkung in den jungen Seelen der Kinder, nicht die mindeste künftige Gefahr zu besorgen ist.

Mit der Vaterlandsliebe verhält es sich etwas anders. Diese kan, wie die Geschichte der Griechen und Römer lehrt, zum Nachtheil der menschlichen Natur allerdings zu hoch gespant werden; ohngeachtet ich aus guten Gründen überzeugt bin, daß Stolz, Ruhmsucht, Begierde seinen Namen verewiget, sich selbst vergöttert zu sehen, Familienliebe — und was weis ichs, wie viel andere vielleicht lokale Bewegungsgründe, an den bewundernswürdigen zum Theil widernatürlichen Thaten einiger Spartaner und Römer einen eben so grossen, vielleicht einen grössern Antheil hatten, als der eigentliche Patriotismus. Es ist aber von dieser Vaterlandsliebe, auch wenn sie auf den höchstmöglichen Grad verstärkt wird, sowohl für das individuelle Wohl des Bürgers, als auch für den Wohlstand der ganzen Geselschaft, bei weitem nicht so viel Nachtheiliges zu besorgen, als für beide die Ehrbegierde mit sich führen kan, wenn diese bis zur vollen Glut der Leidenschaft angeblasen worden ist. Denn erstlich ist das Objekt dieses Triebes viel zu unbestimt und idealisch, als daß er bis zur wirklichen Leidenschaft anwachsen könte. Am wenigsten wird nun aber auch zweitens dieser Fal jemals in unsern Zeiten stat haben können, in welchen das Wort Vaterland nicht mehr die grosse interessante Bedeutung hat, die es vor Alters hatte, sondern blos das Land bedeutet, worin wir geboren wurden. So sind endlich drittens auch die Fälle, worin jemand aus Vaterlandsliebe gegen Ausländer ungerecht zu seyn, veranlaſt werden könte, heutiges Tages so äusserst selten, daß unter 1000, vielleicht unter 100,000 Menschen vielleicht kaum Einer jemals in diese Versuchung gerathen kan.

kan. Und wenn dieser Eine nicht ausserdem noch andere triftigere Bewegungsgründe zur Begehung einer solchen Ungerechtigkeit hat: so hat es bei der heutigen nothwendigen Schwäche dieses Triebes keine Noth, daß er der Versuchung unterliegen werde.

Religion, sitliches Gefühl, Menschenliebe, Elternliebe u. s. w. sind also Triebe, welche an und für sich selbst, nie schaden, und daher auch nie zu sehr gestärkt werden können. Aber die Ehrbegierde? Nehmen Sie die von der besten Gattung, eine Ehrbegierde, welche blos durch gute und edle Thaten den Beifal der Menschen zu erringen sucht; lassen Sie dann diesen, in so fern lautern Trieb, bis zur leidenschaftlichen Flamme entzündet werden: und sehen Sie zu, ob er unter dieser Voraussezung eben so unschädlich bleiben werde, als jene andern Triebe? Ich darf dreist das Gegentheil behaupten; und hier sind meine Gründe!

Erstlich macht eine solche, mit strenger Gerechtigkeitsliebe verbundene Ehrbegierde, so bald sie anfängt leidenschaftlich zu werden, denjenigen, der dadurch getrieben wird, ganz zuverlässig unglücklich. Denn es steht ja nicht bei ihm, das Objekt seiner Begierde zu erreichen! Er sey noch so edelgesint, er zeige noch so viel lobenswürdige Eigenschaften, er verrichte noch so viel herrliche Thaten: wird er die Menschen wohl dadurch zwingen können, ihm so viel Ehre zu geben, als seine Begierde jedesmal verlangt? Und wird er sich also nicht in eben dem Maasse unglücklich fühlen, in welchem man ihm zu wenig Ehre erzeigt? Wird man aber, seiner Meynung nach, ihm nicht immer zu wenig davon erweisen, so bald er leidenschaftlich darnach strebt?

Was aber zweitens, das ärgste ist, so findet sich bei weiterem Nachdenken, daß in solchem Fal die Ehrbegierde einen übrigens tugendhaften Menschen unglücklicher, als den lasterhaften machen müsse. Der leztere nämlich erlaubt sich alle und jede Mittel zur Erreichung seines Zwecks, unbekümmert, ob sie mit den Grundsäzen der Rechtschaffenheit bestehen können oder nicht, und erreicht ihn daher auch weit öfterer,

terer, als jener. Hierzu kömt, daß die Scheintugenden, die mehr blendenden, als wirklich verdienstvollen Handlungen, wodurch der Lasterhafte Ansehen und Ehre zu erlangen sucht, den scheelsüchtigen Neid mit seinem ganzen schwarzen Gefolge von Haß, Verläumdung und Verfolgung, bei weitem nicht so leicht und in so hohem Grade zu erregen pflegen, als die wahren Verdienste des Rechtschaffenen. Besinnen Sie sich auf so viel todte und lebendige Beispiele, als Ihnen gleich einfallen wollen; und gestehen Sie, daß gerade die verdienstvolsten und rechtschaffensten Männer dem Zahne der Verläumdung an mehrsten ausgesezt gewesen, und von ihren Mitbürgern, so lange sie lebten, oft gerade am wenigsten geachtet und geehrt worden sind. Ich mag selbst keine Exempel davon anführen: denn wer, wenn er noch einiges Gefühl für algemeine Gerechtigkeit hat, kehrt nicht gern sein Gesicht von diesen Pudendis der ausgearteten Menschheit hinweg?

Nun sezen Sie den Fal, daß der Mann, der bei den seltensten Verdiensten in Armut und Verachtung schmachten muste — und Sie wissen, wie oft dies der Fal war, in welchem die grösten Männer sich befanden! — den nagenden Wurm des Ehrgeizes in sich fühlte: wer vermag es zu beschreiben, in welchem Grade die Erde ihm eine Hölle, die Menschen Satanasse, er selbst sich ein Verdamter scheinen muste! Was blieb ihm übrig, um seinen gekränkten Ehrgeiz, wo nicht geradezu, doch wenigstens mittelbarer Weise zu befriedigen, als — fürchterliche Alternative! — als entweder ein galsüchtiger Menschenfeind, oder — ein Schurke zu werden, der die Ehre, die er durch Tugenden nicht erwerben konte, durch listige Bubenstücke zu erschleichen suchte?

Wo ist der Mann, der es gewagt hat, sich auf einen öffentlichen Standort hinzustellen, und im Gefühl seiner Fähigkeiten und eines brennenden Verlangens nach Gemeinnüzigkeit, sich einen verhältnismässig weiten Wirkungskreis abzustechen, der nicht bald darauf die Nothwendigkeit erkant hätte, erst sein Herz gegen Beifal und Tadel, gegen Lob und Schmä-

Schmähungen so viel möglich abzuhärten, wenn er bei der gewissenhaftesten Anwendung aller seiner Kräfte, einiger Gemütsruhe geniessen wolte? That er es nicht, oder wolte es ihm nicht gelingen, sein von Ehrbegierde schon zu sehr entbrantes Herz zu dem erforderlichen Grade von Gleichgültigkeit gegen diese Dinge abzukühlen; dann wehe ihm! Seine Ruhe, seine Zufriedenheit, und nicht selten das ganze Glück seiner guten Unternehmungen sind dahin!

Also, mein Lieber, lassen Sie es mich immer noch einmal sagen: die Ehrbegierde ist entweder in uns zu schwach, um eine wirksame Triebfeder unserer Handlungen seyn zu können, oder sie wird gefährlich, sobald sie zur Leidenschaft anwächst; und zwar gefährlich für die Zufriedenheit des Ehrgeizigen selbst, wenn dieser ein übrigens rechtschaffener Mann ist, und wenn er das nicht ist, gefährlich für das Wohl der Gesellschaft, in welcher er lebt. Und ist dem so; hatte ich dann wohl Unrecht zu behaupten, daß der Mensch sich selbst in eben dem Maasse elend mache, in welchem er der Ehre nachjagt?

Wenn Sie übrigens fragen: ob mit den von mir empfohlenen, auch Ihnen heiligen Triebfedern zum Guten, in allen Perioden des Lebens, bei allen Karakteren, so viel ausgerichtet werden könne, daß der positive Gebrauch der Ehrbegierde, als einer moralischen Triebfeder, dadurch entbehrlich werde: so antworte ich mit Ihnen: nein! sobald nämlich von erwachsenen, auf gewöhnliche Weise erzogenen Menschen die Rede ist, bei welchen die Religion (aus bekanten Ursachen!), so wie alle die übrigen moralischen Grundsäze gemeiniglich nur schwach, der Trieb zur Ehre und zum Wohlleben hingegen um so viel mächtiger zu wirken pflegen. Aber bemerken Sie, mein theurer Freund, daß Sie bei diesem Einwurfe, den Erzieher unvermerkt an die Stelle des Gesezgebers gesezt, und für jenen zur Nothwendigkeit gemacht haben, was es eigentlich nur für diesen ist. Der Gesezgeber nämlich, der die Menschen nun einmal so nehmen mus, wie sie sind, sieht sich freilich genöthigt, die Ehre mit ins Spiel

zu bringen, wenn er bemerkt, daß die mehrsten Glieder seines Haufens, ihrer fehlerhaften Erziehung wegen, sich leichter durch diese Chimäre, als durch Religion und Sittenlehre leiten lassen. Aber folgt daraus, daß nun auch der Erzieher eben dieses — eigentlich nicht moralische — Triebrad schon bei der Jugend in Bewegung sezen müsse? Ich dächte vielmehr, daß dies grade umgekehrt ein Bewegungsgrund für ihn seyn müste, blos diejenigen Triebe und Grundsäze, über welche die Gesezgebung weniger, die Erziehung alles vermag, in den jungen Seelen der Kinder lebendig zu machen, und die Einflössung des Ehrgeizes (fals er ihn wirklich für so nötig hielte) der grossen Weltschule zu überlassen. Ehe mir also nicht, es sey durch Vernunftschlüsse oder aus algemeiner unläugbarer Erfahrung, unumstöslich dargethan wird, daß die von mir mit Verwerfung der Ehrbegierde allein gebilligten Triebfedern, auch zur Lenkung der Jugend eben so, wie zur Lenkung gewöhnlicher Alten, zu schwach und unzulänglich befunden worden sind: kan dieser Einwurf meine Behauptung nicht treffen.

Ob der Ehrgeiz, wie Sie meynen, mehr für das Individuum, der Geldgeiz hingegen mehr für die Geselschaft gefährlich sey: mögte ich nicht entscheiden. Der Geldgeiz macht eben sowol auch das Individuum unglücklich, als der Ehrgeiz die Ruhe und Glückseligkeit der Geselschaft stören kan. Wer kan uns ein Maas geben, nach welchem wir das Mehr oder Weniger in einer so verwickelten, vielseitigen Sache bestimmen könten? Auch wenn wir von Kaisern, Königen und Fürsten abstrahiren, und nur berechnen wolten, wie viel tausend Glieder des Staats heutiges Tages blos durch den weteifernden oder beleidigten Ehrgeiz der Schriftsteller, besonders der von der kritischen Zunft, gekränkt, oft auf lange Zeit unglücklich gemacht werden: so würde das allein schon uns zu dem Geständnisse nötigen können, daß der Ehrgeiz auch für die Ruhe der menschlichen Geselschaft nichts weniger, als gleichgültig, sey.

Ich

Ihr lezter Einwurf ist etwas zusammengesezt, und kan nicht wohl auf einen einzigen Punkt zurückgeführt werden; ich wil also stückweise darauf antworten.

„Aus irgend einem Fond, sagen Sie, mus der Mensch sich seine Vorstellungen vom Guten schaffen. Der Stof derselben, (nämlich unserer Vorstellungen vom Guten) ihre einfachsten Bestandtheile, sind nicht so manchhaltig, als sie nach der Manchhaltigkeit alles dessen, was daraus zusammengesezt und verarbeitet wird, denen, die nicht untersucht haben, scheinen.„ Wenn ich die Absicht dieser Anmerkung recht getroffen habe, so wollen Sie eigentlich dieses damit sagen: da unsere natürlichen Vorstellungen vom Guten viel zu einfach sind, als daß sie zu allen und jeden Handlungen im menschlichen Leben, die so mannigfaltig und so verwickelt sind, hinlängliche Bewegungsgründe abgeben könten: so ist nötig, daß diese Vorstellungen eben so vielfältig modifizirt, und die einfachen natürlichen Triebe unsere Seele, in eben so viel untergeordnete Triebe ausgebildet werden, damit zu jeder besondern Art von Handlungen auch ein ihr genau entsprechendes Triebrad in der Seele vorhanden sey. Nun glauben Sie aber, daß eine solche Mannigfaltigkeit von Modifikazionen jener ursprünglichen einfachen Vorstellungen nicht stat haben könne, wenigstens nicht in dem erforderlichen Grade, wenn nicht auch der Trieb nach Ehre in uns erweckt und gestärkt würde. — Dieser Einwurf ist eines Psychologen würdig. Allein je weiter es Ihnen gefält, in die Tiefen der esoterischen Seelenlehre mit mir hinabzusteigen, desto mehr Gründe bieten sich mir dar, von der Wahrheit meiner Meynung immer inniger überzeugt zu werden. Durch diesen Ihren Einwurf veranlaßt, bitte ich Sie nämlich, zu überlegen, auf was für unzählbare Weisen, die von mir empfohlenen moralischen Triebfedern — die Gottesliebe, das sitliche Gefühl oder die Rechtsliebe überhaupt, die Menschenliebe, die Elternliebe, die freundschaftliche Liebe u. s. w. — troz ihrer ursprünglichen Einfachheit, modifizirt werden können; und mir dann zu sagen, ob sich irgend ein Fal im menschlichen

lichen Leben denken lasse, wo diese, so unendlicher Modifikazionen fähige Triebe, wenn sie gehörig gepflegt und gestärkt worden sind, nicht zureichten, wirksame Triebfedern unserer Handlungen abzugeben, und wo also das Mitwirken des Ehrtriebes unentbehrlich wäre? Können Sie mir einen solchen Fal angeben: so bin ich, aller meiner anderweitigen Gründe ungeachtet, so gut, als widerlegt: können Sie dieses aber nicht, so — nun so bleibts beim Alten!

Belieben Sie aber hierbei auch wohl zu überlegen — was so wohl in der Natur der Seele, als in der Erfahrung gegründet ist — daß unsere Triebe in eben dem Maasse gestärkt und reichhaltiger gemacht werden, in welchem durch ausschliessende Uebung die Zahl derselben verringert wird; und daß also auch diejenigen, die ich allein angewandt sehen mögte, eben dadurch, daß die Ehrbegierde nicht zugleich mit erweckt und gereizt wird, um so viel stärker und wirksamer werden müssen. Dies ist, wie gesagt, zuerst in der Natur unserer Seele gegründet: denn je mehr unsere Vorstellungskraft auf gewisse Gegenstände eingeengt wird, um desto lebhafter sind ihre Vorstellungen davon, um desto heftiger wird ihre Begierde darnach. Je mehr aber die Gegenstände unserer Vorstellungen vervielfältiget, und je mehr also auch unsere Vorstellungen durch die Richtung auf diese vielfältigen Gegenstände zerstreut werden, um desto dunkler und verworrener bleiben unsere Vorstellungen, um desto schwächer unsere Begierden. Sie wissen, daß ich dies demonstriren könte, wenn es nötig wäre: aber wozu wäre es nötig, da die algemeine Erfahrung selbst Beweise genug davon an die Hand gibt? Ists nicht so, daß der Geiz des Geizigen, die Ehrbegierde des Ruhmsüchtigen, die Spielsucht des Spielers u. s. w. in eben dem Maasse heftiger werden, in welchem jeder von ihnen seiner Lieblingsleidenschaft, mit Ausschliessung aller andern Neigungen, allein nachhängt? Nun also — zur Anwendung! Werden dann nicht auch die von mir mit Ausschliessung der Ehrbegierde empfohlenen sitlichen Triebfedern, eben dadurch, daß die Ehrbegierde ausgeschlossen wird, in den

Gemür-

Gemüthern der Kinder um so viel stärker und wirksamer gemacht werden können?.

Wenn Sie mir also in dem Fortgange dieses lezten Einwurfes die Frage vorlegen: „ob die Vernichtung (dies ist wohl nicht das rechte Wort; denn ich sage nicht, daß der Ehrtrieb vernichtet, sondern nur nicht mit Vorsaz erregt und gestärkt werden müsse) ob also die Vernichtung des einen Triebes nicht auch eine Schwächung oder Verunstaltung der übrigen Triebe nach sich ziehen müsse?„ so antworte ich, in so fern diese Frage von unserm Fal abstrahirt ist: Nein! Ich sage mit Fleis, in so fern diese Frage von unserm gegenwärtigen Fal abstrahirt ist, und also auch mit den sich hier von selbst ergebenden Einschränkungen verstanden werden mus: denn so algemein und unbestimt, als sie da steht, müste sie freilich nicht verneint, sondern bejaht werden. Die Vernichtung eines natürlichen Triebes, in so fern er natürlich ist, mus ohnstreitig eine Schwächung aller übrigen natürlichen Triebe, zur Folge haben. Aber so etwas habe ich ja, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, keinesweges verlangt. Was in dem Triebe der Ehrbegierde natürlich ist, sol, auch meinem Wunsche nach, mit nichten unterdrückt, sondern vielmehr sorgfältig ausgebildet werden. Die Unterdrückung dessen aber, was in demselben eigentlich nicht natürlich ist, kan unmöglich die Schwächung irgend eines andern natürlichen Triebes, mus vielmehr, wie ich so eben gezeigt habe, die Stärkung derselben, zur nothwendigen Folge haben. Was Sie also von der Pflicht des Moralisten hinzufügen, welche darin bestehen sol, daß er die mehreren natürlichen Triebe durch einander zu mässigen und zu berichtigen suchen müsse, kan, wie Sie nunmehr wohl sehen, mit meiner Behauptung sehr gut bestehen.

Am Ende beschreiben Sie Ihre eigene Erziehungsmethode, in so fern dieselbe auf unsere Streitfrage eine Beziehung hat. Erlauben Sie mir, auch diese mit einer und der andern Anmerkung zu begleiten.

„Ich werde, sagen Sie, erstlich bei jeder Gelegenheit zu erkennen geben, daß es nicht nur sehr nüzlich, sondern auch überaus angenehm ist, der Achtung und des Beifals seiner Nebenmenschen versichert zu seyn, und ich werde frühe suchen durch Sympathie und eigene Empfindung das Gefühl davon zu erwecken.„

Ich hingegen werde das Verlangen meines Zöglings unmittelbar auf die durch gute Aufführung zu erwerbende Freundschaft und Liebe der Menschen, und auf die, seinen Eltern und Freunden dadurch zu verursachende Freude, zu richten suchen, und ich werde ihm den Beifal und das Lob der Menschen blos als die unterste Stufe des ihm aufgesteckten herlichen Ziels, oder als den Mittelweg schildern, auf welchem man zu den höhern Stufen dieses Zieles hinaufsteigen mus.

„Aber, fahren Sie fort, ich werde eben so sehr bemüht seyn, zu überzeugen, daß nur der Beifal reines Vergnügen schaft und dauerhaften Vortheil, den man durch wahre Volkommenheiten und Verdienste sich erwirbt, daß insbesondere Güte des Herzens, Rechtschaffenheit, zur Behauptung und zum Genusse dieser Achtung unentbehrlich ist.„

Diese Vorstellungen werden, meiner Meynung nach, den Schaden, den die angefachte Ehrbegierde verursachen kan, freilich um etwas verringern: aber ihn ganz aufheben? Nein, das werden sie nicht; wenn anders irgend etwas von dem, was ich bisher erörtert habe, für Wahrheit gehalten werden kan.

„Vor allen Dingen, sagen Sie drittens, werde ich gegen den Irthum arbeiten, der das, was man insgemein Ruhm oder berühmt seyn nent, mit der Ehre oder der wahren innern Achtung verwechselt. Ehre, wahre innere Achtung, mus man zu verdienen suchen, so viel man kan; Ruhm hingegen ist in den wenigsten Fällen etwas Begehrenswerthes, in den meisten eine Last, die man zu tragen sich nicht scheuen mus, wenn sie von selbsten kömt, aber der man nicht Ursache hat nachzugehen. Also von der Ruhmsucht lasse ich gelten, was in Ihrem Aufsaze steht?„

Wie?

Wie? mein Werther, wenn Sie durch dieses Geständnis in der That alles gebilliget hätten, was in meinem Aufsaze steht? — Sie stuzen? Lassen Sie uns die Sache nur noch einmal recht ins Auge fassen, ob's nicht so sey; und wenn's so ist, unserer freundschaftlichen Fehde durch den Handschlag ein Ende machen.

Was ist Ruhmsucht? — Ich mag sie ansehen, von welcher Seite ich wil: so finde ich nichts, welches sie von der blossen Ehrbegierde unterscheidet, als dieses, daß sie eine Ehrbegierde im höheren Grade ist. Ausser diesem Unterschiede des Grades, sehe ich keinen. Ist nun die Ehre, an und für sich selbst betrachtet, ein würdiges Ziel unserer Bestrebungen: warum solten wir nicht suchen, so viel davon zu erringen, als wir nur immer können? Warum also nicht nach Ruhme, nach grossem Namen streben? Ferner, wenn wir einmal die Herzen unserer Kinder gegen Lob und Beifal empfindlich gemacht, wenn wir einmal durch Unterricht, durch Sympathie, und durch eigene Empfindungen es dahin gebracht haben, daß in ihnen eine wirkliche Begierde nach Beifal und Lob entstanden ist: wie wollen wir diese Begierde, wenn sie uns zu weit zu gehen scheint, wieder schwächen? Und gesezt auch, daß das in unserer Gewalt stünde, wie es doch wirklich nicht darin steht, unter welchem Vorwande wolten wir es thun? Müsten wir in diesem Falle nicht entweder uns selbst auf den Mund schlagen, und gestehen, daß das, was wir ihnen bisher als ein wünschenswerthes Gut gezeigt hätten, in der That doch nicht so wünschenswürdig sey, oder uns durch eine Sophisterei aus der Sache ziehen, indem wir sagten, daß blos der Beifal gegenwärtiger Personen, oder eines kleinen Zirkels von Bekanten, nicht aber der Beifal eines ganzen Publikums, unter die wünschenswürdigen Dinge gehöre? Aber das erste würde das Herz, das andere den Verstand unserer Zöglinge gegen uns empören, und wir würden durch beides aller Wahrscheinlichkeit nach wohl weiter nichts ausrichten, als uns selbst in ein nachtheiliges Licht zu stellen. Die Ausrede, daß ein grosser Ruhm

selten

selten mit wahrer Achtung verbunden sey, würde uns auch nichts helfen. Denn so wahr diese Bemerkung ist, so mus man sie doch erst selbst aus seiner eigenen vieljährigen Welt- und Menschenkentnis abgezogen haben, ehe man sie anschauend erkennen, und seine Begriffe von dem Werthe eines grossen Ruhms darnach herabstimmen kan. Eben so verhält es sich mit der andern, gleichfals wahren Bemerkung, daß der Ruhm vor dem, der ihm nachläuft, zu fliehen, dem Fliehenden hingegen selbst nachzueilen pflegt. Das kan mir ein Schüler wohl nachsagen; aber sol er etwas dabei empfinden, sol er seine eigene Ruhmbegierde deswegen einschränken, so mus er die Wahrheit dieser Maxime gleichfals erst selbst durch eigene Erfahrungen anschauend erkant haben.

Noch einmal also, wie werde ich den Jüngling ehrbegierig machen können, ohne ihn zugleich ruhmsüchtig zu machen? Und kan man das erstere nicht, ohne zugleich das andere thun zu müssen, und ist gleichwol dieses andere, Ihrem eigenen Geständnisse nach, nicht rathsam: was folgt? — Daß man auch das erstere unterlassen müsse! Sind wir also nicht wirklich beide an einem und eben demselben Ziele?

Wolten Sie aber demohngeachtet (wie ich zu meiner eigenen Belehrung und zum Besten der Wahrheit recht sehr wünsche) noch ferner den Schein eines Widersachers von mir zu behaupten suchen: so erwarte ich, daß Sie mir eine Methode anzeigen, nach welcher man Ehrbegierde erwecken könne, ohne dabei Gefahr zu laufen, zugleich die Ruhmsucht mit zu entzünden. Ich mache aber hierbei zum Voraus zur notwendigen Bedingung, daß entweder diese Methode nicht in wörtlichen Belehrungen bestehen müsse, oder daß Sie vorher darthun mögen, wie wirkliche Neigungen oder Abneigungen, ohne anderweitige Uebungen, durch solche blosse Belehrungen erweckt werden können?

So wünschte ich auch ferner von Ihnen zu hören, wie man die Ehrbegierde, als einen positiven Trieb, bei einem Kinde erwecken und üben könne, ohne zugleich die gefährlichen Leidenschaften des Neides, der Schadenfröhlichkeit, des

Zorns, und der Verachtung Anderer in seinem Herzen anzufachen? Das Mittel, diesen schädlichen Gemüthsbewegungen vorzubauen, müste aber ebenfals nicht in blossen Ermahnungen oder wörtlichen Belehrungen bestehen, weil ich diese zur Erweckung oder Unterdrückung leidenschaftlicher Neigungen oder Abneigungen ohnmöglich für wirksam genug erkennen kan. Sie sehen aber wohl, daß diese Frage in unserer Streitsache von grosser Erheblichkeit ist.

Alle übrigen Punkte Ihrer Methode laufen auf solche blosse Belehrungen hinaus; über deren Unzulänglichkeit ich mich jezt eben erklärt habe.

Ich darf übrigens von Ihrer Wahrheitsliebe erwarten, daß Sie meinen graden Widerspruch für das aufnehmen werden, was er ist, nämlich für einen Beweis meiner zutrauungsvollen Hochachtung gegen Sie; und von Ihrer freundschaftlichen Güte, daß Sie mich bald wieder mit einer Antwort erfreuen werden. Denn es mag mir nun entweder gelungen seyn, Sie von der Wahrheit meiner Meynung durch die gegenwärtige umständlichere Auseinandersezung derselben zu überzeugen, oder nicht; so ist in beiden Fällen mir, und vermutlich auch manchem unserer Leser, viel daran gelegen, davon benachrichtiget zu werden. Ohngeachtet ich mich übrigens durch meine beste Ueberzeugung gedrungen sahe, der Ihrigen in dieser Antwort zu widersprechen: so habe ich doch, wie Sie sehen, aus Ihren gelehrten Einwendungen, zur genauern Bestimmung und Auseinandersezung meiner Behauptung, keinen geringen Vortheil gezogen. Schliessen Sie aus der Freudigkeit, mit der ich dieses Geständnis ablege, auf die Grösse meiner Erkentlichkeit, und lieben Sie ferner u. s. w. Hamburg, den 1sten Febr. 1778.

---

4. Von

## 4.
# Pontius und die Gänse.
## Ein Dialog.

A. Bist du schon wieder über deinen Plutarch?

B. Schon wieder.

A. Und dasmal sogar mit der Feder in der Hand? — Was machst du denn da?

B. Auszüge und Anwendungen.

A. Treflich kurz und treflich dunkel!

B. Wohl, so wil ich weitläuftiger seyn. — Ich las so eben ein Geschichtchen im Leben Kamills, das mir gefiel, und einer Nuzanwendung für unsre Zeitgenossen nicht unwerth schien. Ich übersezte es daher auszugsweise, und fügte am Ende noch etwas von dem Meinigen dazu.

A. So? Und beides zusammen lautet?

B. O wenn du zuhören wilst, von Herzen gern; wo wäre wol der Schriftsteller, der sich selbst nicht gern herläse! (liest)

„Als, im Kriege mit den Galliern, Rom schon erobert worden, das Kapitol nur noch mit Mühe sich hielt, und die flüchtigen zu Ardea sich wieder samlenden Römer, dem kurz zuvor vertriebenen Kamillus die Stelle ihres Feldherrn antrugen; antwortete dieser: daß er nicht eher es annehmen könte, als bis seine Landsleute auf dem Kapitol, die er für Erhalter des Vaterlandes erkenne, seine Wahl bestätigt hätten. Man bewunderte diese Bescheidenheit und pünktliche Beobachtung der Geseze, aber man wuste nicht, wie man diese Nachricht in ein Schlos bringen solte, das von Feinden umzingelt war. Endlich nahm ein ehrgeiziger, kühner Jüngling, Pontius Cominius war sein Name, die

Gefahr

Gefahr über sich; unter einem schlechten weiten Gewande verbarg er einige Stücken Gorkbaumholz, ging sicher seinen Weg bei Tage fort, und kam in der Abenddämmerung bei der Stadt an. Hier schwam er auf seinem Stück Gorkholz kühn über die Tiber, vermied mit glücklicher Vorsicht die feindlichen Wachten, und langte endlich an dem Carmentalischen Thor an, wo, weil alda der Fels zum Kapitol am steilsten war, eine tiefe Stille herschte. Gefahr und Müh erschreckten den Jüngling nicht; mutig schwang er sich auf einem unbestiegenen Pfad empor, erreichte die römischen Vorposten, gab sich zu erkennen, und trug dem sich sogleich versamlenden Senat seinen Auftrag vor. Ohne Bedenken bestätigte dieser die Wahl des Camills, ernente solchen zum Diktator, und Pontius entfernte sich auf eben dem Wege, durch welchen er angekommen, mit gleichem Mut, gleicher Gefahr und gleichem Glück.

Des andern Tages kamen durch ein Ungefähr einige Gallier an den Ort, wo Pontius hinangeklimt war, fanden die Spuren von seinen Händen und Füssen, sahen an dem niedergetretenen Grase und der herabgerollten Erde, wo er aufgetreten, und wo er sich angehalten hatte, und zeigten es dem Brennus, ihrem König, an. Nach einigen Minuten stilschweigender Betrachtung, kehrte dieser in sein Gezelt zurück, lies aber noch am nämlichen Abend die behendesten unter seinen Kriegern versamlen, und ermahnte sie: „einen Weg, den ihr Feind selbst ihnen gewiesen, zu dessen Verderben zu nüzen; denn da wo einer allein aufgestiegen, vermögten auch solches mehrere, und zwar um desto leichter, da sie sich unter einander Hülfe leisten könten„ — Seine Ermahnung fruchtete; alle versprachen ihm mutig Gehorsam, und eine grosse Menge stieg um Mitternacht die steilsten Felsen hinan. Schon waren die ersten, von keinem Römer bemerkt, auf dem

Gipfel

Gipfel, und stelten sich in Ordnung, um die Wachten zu überfallen, und die Mauern zu ersteigen, als — wer wüste das nicht! — die heiligen Gänse der Juno, die sonst reichlich, jezt aber sparsam gefüttert, und eben deshalb desto wachsamer wurden, ein Geschrei erhoben, und die schlafenden Römer weckten; sogleich eilten diese zu den Waffen, gingen, von der Verzweiflung gestärkt, auf die Gallier los, und stürzten sie glücklich die Felsen wieder herab.„

(er hält inne)

A. Schon geendigt?

B. Die Geschichte selbst; ja. — Und Verzeihung, wenn der lezte Theil zu bekant seyn solte; Der erstere ist es vielleicht etwas minderer; doch auch nicht um seiner selbst, sondern nur eines andern Gedanken willen, der mir dabei einfiel, hab ich alles das aufgesezt und ausgezogen.

A. Nun, und dieser Gedanke —

B. Ist aus der Schriftstellerwelt hergenommen. Sieh, Lieber, der Weg des Pontius zusamt seinen Folgen dünkt mich der Weg eines jeden Originalgenies. Wenn ein Haufen Barbaren diese oder jene Wissenschaft in unthätiger Ruh' umzingelt, mit träger Blödigkeit sie anstart, und sich die Klippen zu ersteigen scheut, die sie umgeben; dann bricht oft mit einmal ein kühner Geist hervor, klimt eben da, wo es am schwersten zu ersteigen schien, die Felsen hinan, und sezt mit glücklichem Erfolg seine Unternehmung durch. Kaum hat er es volendet, so kommen die knechtischen Nachahmer — ein klägliches Volk! — bestarren seine Fustritte, und folgen mit vereinten Kräften auf dem Wege nach, den er ihnen durch sein Beispiel vorgezeichnet. Tausend stürzen in Abgrund, wenige gelangen auf den Gipfel, und weh auch diesen, wenn sie dort oben Widerstand finden! Das geringste Geschrei von Gegnern, selbst wenn es Geschnatter von Gänsen seyn solte, — was sind auch gewisse Kritiker anders! — stürzt sie zurück in die Tiefe, aus der sie mühsam sich empor gewunden.

A. (steht ohne ein Wort zu reden auf, und geht einigemal die Stube auf und ab.)

B. Nun? was meynst du? Was tadelst du an dieser Kleinigkeit?

A. Eben nicht viel. Höchstens, daß du eine zu entfernte Anwendung ergriffen, da mir eine nähere vor dir zu liegen scheint.

B. Und die wäre?

A. Ei ja! aufgeschrieben und zusammenhängend steht es freilich noch nicht in meinem Kopfe; doch entwickelt Frage und Antwort vielleicht einiges davon. — Pontius also dünkt dich zweifelsohne ein Mann von Kopf, von Tapferkeit, Entschlossenheit und Vaterlandsliebe?

B. Allerdings! Wie könte es anders!

A. Gleichwol entscheid einmal unparteiisch, ob sein Heranklimmen, wobei er so dreist Freiheit und Leben in die Schanze schlug, seinen Landsleuten mehr Schaden oder Nutzen brachte? — — Das, was er hierdurch erlangte, war Befriedigung einer Grille des Kamillus, die, so herlich sie auch flimmert, doch nichts mehr und nichts weniger, als Grille war, Roms Rettung galt es jezt allein. Sie war der Wunsch und das Augenmerk jedes Römers, er mogte zu Ardea, oder auf dem Kapitol leben. — Und nun, erwäge, in welche Gefahr dagegen dies Wagnis, eben dasjenige Kapitol, das man erhalten wolte, versezte! Fand nicht durch solches der Feind den sichersten Pfad zum Verderben Roms? — Gib den Galliern noch den Verzug weniger Minuten, und sie sind mit überlegner Mannschaft oben, ersteigen, erobern und verwüsten mehr, als je der gewissenhafte Kamillus wieder gut zu machen vermag.

B. (etwas unwillig) Wunderlicher Mensch! dem Pontius etwas zur Last zu legen, was blos ein Zufal ist!

A. Zufal oder nicht! — Ich rede blos davon, wie schädlich er mit all seinem löblichen Eifer für Rom werden konte. — Schaden bleibt doch allemal Schaden, und der Stein, der mir den Kopf zerschmettert, gesezt daß auch mein leiblicher

Bruder mit ihm nach dem Kopf meines Todfeindes zielte, ist doch für mich ein böser Stein. — Sag frei heraus, wie du's denkst! Wer hat um Roms Erhaltung sich wichtiger verdient gemacht, Pontius oder die Gänse? Waren nicht sie's allein, die jenen unwissentlichen Fehler wieder gut machten? War's nicht ihr Geschnatter, das die nachmalige Beherscherin der halben Welt vom sichern Untergang rettete?

B. Ohne ihr Verdienst, das räume ich ein, aber was willst du damit?

A. (im komisch ernsten Ton) Beim Styx! mein Lieber; dies Geschichtchen ist vielleicht mehr gelesen, durchdacht, und befolgt, als du selbst wohl glaubst. Aus ihm und aus übel verstandnen, falsch hergeleiteten Klugheitsregeln schreibt sich vielleicht die Politik mancher Regierung, zumal in Freistaaten, her.

B. Wie das?

A. Je nun! Ist denn nicht oft in ihnen Verwandschaft mit dem Gänsegeschlecht der sicherste Beruf zu Glück und Ehrenamt, da indes die edlen, kühnen, vaterlandliebenden Pontiuse in Elend und Vergessenheit schmachten? — Was klagen auch die Thoren? Laß dies Geschichtchen sie lesen, und sie werden ihr Unrecht einsehn! — Wer heist es ihnen, mehr zu verstehen, als es ihr Alter und die gewönliche Sitte mit sich bringt?

Mßr.

---

5.

# Ueber die münsterschen Medizinalgeseze.

## Dritter Abschnit.

Schlus. s. S. 167. Februar.

Bisher ist von Aerzten, blos als Aerzten, die Rede gewesen, die auf die Genesung von Krankheiten bedacht seyn sollen. Einen Theil dieser Aerzte aber braucht der Staat zu Stadt- Land- oder Kreisphysicis, die Aufsicht über das Medizinalwesen zu führen und den Gerichten in Sachen, so Naturkentnis und medizinische Einsichten erfordern, mit Gutachten an die Hand zu gehen. So wenig ich es eigentlich für notwendig halte, daß jeder Arzt ein Gelehrter sey: so sehr, dünkt mich, müsse jeder Physikus es seyn. Nicht nur in den eigentlichen Berufsgeschäften des Arztes mus er algemein seyn, so weit es Ein Mann werden kan, und wo nicht in der Uebung, doch in der Kentnis. Denn wenn ihm gleich nicht zuzumuten ist, daß er in allen Handanlegungen der Chirurgie und Geburtshülfe geübt sey: so mus er doch die Theorie derselben haben, mit Rath beistehen und ein Urtheil über die rechtzeitige und angemessene Handanlegung fällen können. Und nicht das allein. Er mus in den Hülfswissenschaften der Medizin nicht gemeine Fortschritte gemacht haben; seine Anatomie genau verstehen, auch in der Handanlegung dabei einige Uebung haben, da ihm so oft ungeschickte Mithelfer zugegeben werden; er mus die Arzneimittel genauer, als dem Arzte notwendig ist, kennen, weil die Güte und Aechtheit derselben zu beurtheilen, sein Geschäft bei Visitazion der Apotheken ist; er mus in nicht geringem Grade die Chimie besizen, der er eben auch bei Visitazionen, Giftuntersuchungen u. dgl. nicht entbehren kan; er mus in

keinem Zweige der Naturkunde, der Physik, selbst nicht der theoretischen Philosophie ganz fremd seyn, da bei so vielen Rechtsfragen ein und ander Theil derselben in Betracht komt. Und denn noch oben ein die medizinische Jurisprudenz, die ihre Regeln und Herkommen hat, von denen, wie sie noch leider ist, so vol von Vorurtheilen und unbestimten Säzen, der Arzt, der Einsicht hat und Wahrheit liebt, so oft abgehen und seine Abweichung aus begreiflich gemachten Gründen und Erfahrungen erweisen mus. Und über alle dergleichen Sachen mus er richtig, deutlich und nicht blos in der Kunstsprache, sondern auch in der Sprache der Menschen verständlich sich zu erklären, im Stande seyn. Das sezt alles einen Gelehrten voraus, der ziemlich algemein sey, und den ich daher vom Arzt unterscheide, noch mehr unterscheide als Heil- und Genesärzte unterschieden werden können. Nicht, daß nicht beide einerlei Arten Kentnisse haben: aber diesem sind nicht alle so notwendig, und die es ihm auch sind, darf dieser doch nicht in dem Maasse, in der Genauigkeit und Feinheit besizen, als der Physikus. Es kan Einer daher ein sehr geschickter Arzt seyn, ohne daß er zum Physikus brauchbar wäre, und ich kenne auch gegentheils Physikos, die es mit Ehren sind, weil sie die ganze Fülle der Kentnisse besizen, aber die bei allem dem und mit aller Gelehrsamkeit, mässige Aerzte sind und bleiben. Kan doch auch ein Theolog ein guter Professor seyn und in der Amtsführung eines Predigers würde er bei jedem Schritte straucheln. Ich sage dies deshalb, damit man nicht diese beiden Gesichtspunkte so oft verwechsele, als leicht zu geschehen pflegt. Das wil ich gar nicht berühren, daß man gar anfängt Wundärzten in gutem Verstande, aber doch noch nach jezigem Stil, Physikate zu geben, die sie nie haben solten, nicht weil sie sind, was sie sind, (denn ein guter Heilarzt seyn, ist ehrenvol) aber weil sie nach jezigem Stil noch nicht das sind, was sie als Physici seyn solten. Aber mehr. In vielen Ländern hat man durch kleine Gehalte, die mit den Kreisphysikaten verknüpft

sind,

sind, Aerzte in kleine Städte und aufs Land zu ziehen gesucht. Und oft ist dem Landmann dadurch auch mit einem guten Arzte gerathen worden, der sich zum ersten Anfange durch das kleine Gehalt aufs Land locken lies, und weil er einmal angesessen und ihm wohl war, in seinem Städtchen blieb. Und von der Seite freilich hat die Vervielfältigung der Kreisphysikate ihr Gutes. Und sol der Landmann den Physikus besolden: so solte er ihn auch abreichen und desselben habhaft werden können. Da komt es sehr auf das Lokal und den Landsgebrauch an. Das weis ich aber, daß es in Ansehung der Physikatsgeschäfte nicht gut ist, und die Erfahrung hat es bewiesen, daß die Wahrnehmungen und Bedenken oft so wenig richtig und beumständet, so schlecht begründet und so schlecht verfaßt an die Dikasterien kommen, das diese darüber an das Koll. Med. sich haben wenden müssen, daß aber nicht viel mehr, weil die Thatsachen nicht richtig beschrieben sind, sagen kan, als daß es dem Physikus, der sonst ein braver verdienter Arzt seyn mag, einen Wischer gibt und das Gericht mit Mutmassungen unterhält, die ihm im Rechtsspruche wenig Licht und Gewisheit geben. Schon daraus erhelt, was ich oben gesagt habe, daß ein Physikus ein ziemlich algemeiner Gelehrter seyn müsse, und daß, da diese nicht so häufig zu finden sind, auch die Physikate nicht ohne Not vervielfältigt werden müsten. Der Nuzen Einer Seite ist offenbar Schade der andern. Ich wil nicht einmal berühren, daß es gut sey, daß der Physikus mit den übrigen Medizinalverwandten seines Distrikts nicht zu genaue und häufige Verbindungen habe, weil Menschen allerwegen Menschen sind. Aber das mus ich doch anführen, daß eine liberale Erziehung und eine etwas gehobne Denkungsart, wie zu jeder Aufsicht, also auch zu dieser notwendig sey, und daß sie mit dem nicht gemeinen Umfange von Kentnissen verbunden, die Vervielfältigung der Physikate nicht verstatte. Wenn es in der Welt nach der Natur der Sache mehr ginge, als es oft geht: so solten billig die Physici, wo nicht von den Stadtärzten (denn da könte der Physikus gern auch Stadtarzt seyn, der fürs Armut

Sorge trägt) aber doch von den Provinzialärzten unterschieden seyn. Diese besoldet der Distrikt, und der Distrikt solte den Mann nuzen können. Er solte billig nicht blos den Reichen, sondern auch dem Armut beiräthig seyn können. Der Physikus solte der Natur seines Geschäfts nach vom Staate besoldet werden. Denn der Natur seines Berufs nach ist er neben der Medizinalaufsicht, medizinischer Konsulent der Polizei und der Gerichte, und da der Staat diese zu hegen verbunden ist: so solte er auch für dies Bedürfnis etwas auswerfen können, damit beide in sich verschiedne Berufsarten auch verschieden und von einander unabhängig gemacht werden könten. Und wenn ein Fürst sich erst entschliest, durch Belohnungen älterer Aerzte uns samt und sonders zum Fleisse zu ermuntern, und wenn es zu wünschen wäre, wie es wirklich ist, daß die Physici nicht nur gelehrte, sondern auch gewiegte feste Männer seyn mögten: so liesse sich in dieser Hinsicht auch das, zum Theile wenigstens, was der Fürst zur Ermunterung aussezt, zum Nuzen und eigentlichen Bedürfnissen des Staats anwenden. Immer, dünkt mich, könte man die bisherigen Physikate in kleinere Distrikte zergliedern und diese Land- oder Kreisärzten geben, die das vom Lande ausgeworfene Jahrgehalt genössen, dafür dem Armut dienten und die leichtern Physikatsverrichtungen besorgten. Aber die wichtigern Geschäfte, die Leben und Gesundheit angehen, gerichtliche Sekzionen, Giftuntersuchungen, Visitazion der Apotheken (wenigstens alle zwei Jahre) Untersuchung von besondern Epidemien müsten ältern an Einsicht und Erfahrung festen Männern vorbehalten bleiben, die aber auch dem Staate angehörten, denselben aber doch nicht sehr belasteten, weil deren nur wenig seyn dürfen, wie ihrer, der Natur der Sache nach, auch nur wenig seyn können. Es sey aber wie ihm wolle — denn jede Landeseinrichtung wird die Vorsteher des Staats, wenn sie ernstlich wollen, auch schon Auskunft finden lassen — so müste doch jeder, der Physikus werden wil, einem besondern Examen über die besondern Berufspflichten sich zu unterwerfen gehalten seyn.

Hievon

Hievon genug. Es ist Zeit, zu unsern Auszügen aus der münsterschen Medizinalverordnung zurück zu kehren. Es folgt das Apothekerwesen.

Der Apotheker kan ein guter Naturkundiger und ein vortreflicher Chimist seyn; sein Beruf gibt ihm auch Anlas, dergleichen zu werden, und es ist sehr gut und nüzlich, daß er es sey. Aber von der Seite sieht ihn der Staat nicht an, sondern von der Seite der Ehrlichkeit und Pünktlichkeit, mit der er gute Arzneimittel anschaft oder selbst fertigt und sie eben so gut erhält und genau nach der Vorschrift dispensirt. H. Hofmann schäzt Wissen und Kunst, das versteht sich, wodurch der Apotheker ein gelehrter Naturforscher wird: aber seine nötigen Waaren, wie weit sie ächt und kräftig sind, erkennen, sie richtig bereiten und ehrlich verfeilschen, ist doch hier der Punkt, von dem das Heil der Kranken abhängt, und worauf also der Staat nur achtet.

Daraus aber fließt ein andrer algemeiner Saz, so wenig Apotheken, als möglich, zu errichten, damit sie hinreichenden Absaz haben. Denn ohne Absaz kan der ehrlichste Mann kein ehrlicher Apotheker bleiben. (Es ist hier noch Eins in Anschlag zu bringen, das in der Folge die sparsame Vergünstigung einer Apotheke nötig macht. Wie die medizinische Wissenschaft zunimt: so wird sie auch einfacher; so werden die natürlichen Produkte mehr gebraucht, als die künstlichen; die Diät mehr zum Genesmittel gehoben; Wasser und Essig, Oel und Wein, Luft und Feuer mehr in ihre grosse Wirksamkeit gesezt und bei der Einfalt der Natur verliert die Kunst des Apothekers.) Der zugestandene Nebenhandel hilft der Sache nicht ab. Denn der wird dann, als das fruchtbarere Feld bearbeitet, derweile die eigentliche Apothek öde liegt. Das Visitiren kan auch nicht helfen. Dadurch wird ja kein Absaz angelockt, und wo der nicht ist, kan der Physikus ohne Härte bessere Waaren nicht fordern. Aber Apothek ist sie doch, wird dafür gehalten, daraus gehohlt und über der veralteten oder schlechten Arznei geht der Pazient

den Weg alles Fleisches. Oder der Apotheker, um sich zu retten, fängt selbst an zu pfuschern und das gelingt ihm um so leichter, weil das Publikum sich einbildet, der wisse den Gebrauch des Mittels am besten, der das Mittel bereitet. Man zieht ihn darüber dem Landwundarzt vor, der, wenn alles sonst gleich ist, doch sicher die Krankheiten eher zu beurtheilen weis. Oder, wenn der Apotheker selbst nicht quacksalbert: so empfiehlt er den Quacksalber, der ihm wieder Absaz gönt. (Diese Beschreibung ist so ganz wahr und die Errichtung vieler Landapotheken mit übrigens guter Absicht wirklich verderblich und wenigstens unnüz. Wenns wahr ist, wie es wahr ist, daß keine Arzneien besser sind, als schlechte: so sind auch keine Landapotheken Wohlthat, weil sie in der Regel nicht gut seyn können. Es ist aufs mindeste vergeblicher Aufwand, und den zu erleichtern wäre, eben so gerathen, als wenn man der Handmüschen oder Sontagshauben wegen eine Samtfabrike auf dem Lande errichten wolte.)

Es ist also am besten, man lasse die Apotheken in kleinen Städten und Flecken nach und nach eingehen, und erlaube den Aerzten und Wundärzten derselben selbst kleine Handapotheken zu halten, die sie aus grossen wohlbestellten Stadtapotheken versehen müssen. Dadurch wird das Land mit besseren Aerzten und Wundärzten versehen werden, weil sie leben können, welches sie ohnedem nicht können. Die Kranken werden eher zu denselben gewöhnt, wenn sie nicht blos ein Rezept, sondern das Mittel selbst sogleich erhalten. Davon hat der gemeine Mann nicht nur bessere Meynung, sondern zahlt auch nicht gern für ein Stück Papier so viel, kans auch nicht allemal. Er denkt, für was gehört was, und darüber bleibt oft der geschickte mitleidige Arzt arm, derweile der feine Apotheker im Ueberflusse schwimt. Es wird dem gemeinen Mann wohlfeiler gemacht, der nur Einen stat zween bezahlen darf. Der Pfuscherei wird dadurch unvermerkt, aber kräftig gesteuert, und da dem Arzte alles daran gelegen ist, daß es gut sey, was er reicht: so wird die

Arznei

Arznei besser seyn, als wenn selbst eine Offizin sie lieferte. Das Rezeptiren oder der Handkauf ist auch so leicht zu lernen, daß dies keine Schwierigkeit hat. So weit ist Rezensent auch völlig H. Hofmanns Meynung. Aber in der Folge steht H. Hofmann einigen Landärzten oder Wundärzten eigentliche Apotheken zu, und erlaubt ihnen, wenn sie das Bereiten verstehn, es selbst zu thun, wenn das aber nicht: so verstattet er ihnen Gesellen, wiewol examinirte, zu Bereitung der Mittel zu halten. Dies wünscht der Rezensent nicht. Jede Bereitung erfordert so viel Genauigkeit und jede chemische so viel Handgriffe und Behutsamkeit, daß sie den ganzen Mann erheischt, und den ganzen Mann zu allen Stunden des Tages fordert auch die Praxis. Das kan durchaus nicht mit einander bestehen, oder Ein Geschäfte leidet. Und sol doch ein Gesell gehalten werden: sollen doch zween seyn: so seys lieber ein Apotheker, der die eigene Offizin noch immer besser besorgen wird, als der Miethling. Mich dünkt, alle Landärzte mögten ihre Medizin selbst halten und ausgeben, und könten, da sie doch examinirt werden, leicht über das mit gefragt werden, was zum Dispensiren nötig ist. Sie müsten aber alle durchaus die bereiteten Mittel von den Stadtapothekern nehmen, und in ihrem Medizinaleide dazu verbunden werden: diese ihnen dagegen die Waaren mit Abzug gewisser Prozente liefern. Meine dritte und vierte Klasse von Aerzten erhielten bei einem solchen Plane mehr Geschäfte, aber auch mehr Auskommen: aber jene können sie bestreiten und dies ist ihnen nötig.

Sehr vieles ist in der Folge fürs Münsterland lokal. Wir bemerken nur daraus, daß H. Hofmann mit Recht ein Feind des Selbstdispensirens der Aerzte in den Städten ist, weil er glaubt, sie bedürften ihrer Zeit zu eignem Nachdenken und fremden Erfahrungen zu sehr, als daß sie in Geschäfte einträten, die zu viel Pünktlichkeit und kleine Beachtung im Einzelnen erfordern. Wo nur eine Apothek bestehen kan, da wünscht er, der Arzt und der Arzneibereiter

sey nicht Einer und derselbe Mann. Wo auch einmal schon Apotheken sind, da bleiben sie, und für solche sol das Koll. Med. ein abgekürztes Verzeichnis der nötigsten Mittel herausgeben. (Ein grosses noch nicht erfültes Bedürfnis, dem der Verfasser dieses Aufsazes eignen Geheisses so viel er gekont, abgeholfen hat, das aber algemein seyn müste. Gefühlt hat man dies genug. Ausgezeichnet hat man die nötigsten im würtenbergischen und dänischen Apothekerbuche, auch ein eigenes Landdispensatorium für die österreichischen Lande ausgegeben. Aber bei allem dem, ist dem Bedürfnis noch nicht abgeholfen. Man darf nur hinein blicken: so wird man den unnötigen Ueberflus wahrnehmen. Ich glaube auch, die kleinern Apotheken müsten die chemischen Bereitungen und was besser im Grossen verfertigt wird, für einen sehr billigen Preis alles aus grössern Stadtapotheken nehmen. Von Landärzten, die selbst dispensiren und denen man eine Handapothek erlaubt, verlangt H. H. dasselbe.) Werden bei Visitazionen der Apotheken der Aerzte die Waaren schlecht befunden: so sollen diese noch einmal so hart, als die Apotheker bestraft werden, weil sie sich nicht nur als Apotheker, sondern auch als Aerzte vergehen. (Sehr gerecht. Und da ich, meiner Meynung nach, nur da den Landärzten das Selbstdispensiren und eine Handapothek erlaube, wo vom Medizinalgeschäft und zwar sehr füglich nicht zwei, sondern nur Ein Mann leben kan: so glaub ich doch auch, daß diese Handapotheken, da sie ebenmässig nur mit Konzession errichtet werden dürfen, doch auch einer Visitazion unterworfen seyn müssen. Solche Aufsicht macht den untern Theil der Medizinalverwandten aufmerksamer, hängt ihn genauer an den obern an, von dem er Beirath und Zuspruch gewärtigen sol, und dient dem Unterthan auf mehr als eine Art. Ich mus mir hier noch eine kleine Ausschweifung erlauben, da mir der aufmerksame Leser einwenden wird, alles das werde die Geschäfte des Landphysici ausnehmend vervielfältigen. Das wird es freilich: aber wie ich mir diese Art von Aerzten aussondere, als den einsichtvolsten

volsten und erfahrensten Theil derselben: so wolte ich auch eben gerne demselben eine mehr ausgedehnte Gemeinnüzigkeit geben, als sie gemeiniglich haben. Es ist nicht zu glauben, was ein Mann von Geschicklichkeit und Ansehen oft Gutes auf dem Lande auszurichten im Stande ist, wie vielen er oft Rath ertheilen, wie oft er die untern Aerzte zurecht weisen, wie er sie wackrer oder fester machen und den guten Landmann aus den Händen der Quacksalber in bessere überführen und das Zutrauen auf ihren Landarzt bestärken kan. Ich weis, daß bei zufälligen Gelegenheiten, als Sekzionen oder Visitazionen, dergleichen Nebenzwecke von treuen rechtschaffenen Physicis genug erreicht worden sind. Und wenn diese Männer etwas besser und gemächlicher gesezt werden: so wollen und können sie auch gewis mehr leisten; so können sie in der weniger geschäftreichen Jahrszeit Einen oder mehr Tage abmüssigen, um auch ausser ihrem Wohnorte Nuzen zu stiften.)

Es folgen mehrere Geseze, die wir als grossen Theils gewönlich übergehen. H. H. dringt auf ein genaues Protokol, worin alle Abend mit den Preisen eingezeichnet werden sol, was von Aerzten und Unärzten verschrieben ist. Den Handkauf hat er anfangs einschränken wollen, so daß kein stark wirkendes Mittel anders als auf Rezepte verabfolgt werden solte. Er hofte dadurch dem Unfuge der Quacksalber zu steuern: aber es hilft nicht. Sie wissen sich anders woher zu versehen. Indessen sol der Apotheker dergleichen doch in sein Protokol mit dem Namen des Mannes, der sie verlangt hat, eintragen, damit man wissen könne, wer sich solcher unsichern Mittel bediene und ein Auge auf ihn habe. Eben so sol er, wenn bekante Personen Gift fodern, das sie gegen Mäuse, fürs Vieh, oder zum Färben brauchen wollen, es zwar geben, aber in sein Buch anzeichnen. (Etwas dünkt Rezensenten, könne mehr geschehen, und geschieht wirklich. Man hat in vielen Ländern ein eigenes Giftbuch, worin der Käufer seinen Namen neben der Quantität des

Gifts,

Gifts, das er verlangt, einschreiben mus. Und das ist besser, als wenn es der Apotheker einzeichnet. Ich würde diese Anordnung auf alle starkwirkende Mittel, die, wie H. H. sehr gut räth, im Dispensatorio besonders bemerkt seyn müssen, ausdehnen. Denn sie sind ja durch ihre Quantität eben so gut Gifte, als die eigentlich so genante es immer seyn mögen. Alle diese Sachen erhielte niemand als bekante angesessene Personen, die sich selbst einzeichneten oder durch Bediente es mit ihres Namens Unterschrift verlangten, so daß der Apotheker diese Zettel numerirt beilegen und in sein Buch mit der Numer einzeichnen könte. Dadurch würden weder Bediente noch Unbekante so leicht zu schädlichen Mitteln gelangen können. Denn auch Unbekante erhielten nichts, als mit Unterschrift bekanter seshafter Männer.) Freilich sagt H. H. wird dadurch nicht allem Unwesen gesteuert, und daher sucht er nochmals einen Abscheu gegen die Quacksalber und gegen die heftigen Purganzen, Ailhauds Pulver und dergleichen recht tief in eines jeden Menschen Brust zu pflanzen, und macht es begreiflich, wie solche Armseligkeiten ein solches Glück haben machen können. Bei der Gelegenheit entscheidet er die Frage: ob der Absaz von geheim gehaltenen Arzneien zu gestatten sey, dahin: wenn man es nicht für eine Universalarznei ausgäbe, wenn man den Gebrauch durch Kautelen richtig einschränkte, oder wenn es gegen ein gewisses Uebel spezifisch wäre: so könne das Koll. Med. den Verkauf erlauben, auch den Umständen nach anpreisen, auch wohl selbst die Kautelen beim Gebrauche suppliren; allemal aber dürften sie nur auf den Hauptapotheken des Landes zu haben seyn, damit die Prozente der Kommissionarien nicht eine Reizung zum Herausstreichen würde, wie bei Ailhauds Pulver geschieht.

Ueber die Sachen, deren Feilhabung zwischen den Apothekern und Krämern streitig ist, urtheilt H. H. wie es jezt in polizirten Ländern ziemlich fest gesezt ist. Was blos Arznei ist, hat blos die Apothek. Was zum Gebrauche der

Hand-

Handwerker, zum Färben und dergleichen dient, wenns gleich sonst Medizinalkräfte hat, das kan der Krämer auch halten. Gewürze, wenn sie auch Medizinalkräfte haben, darf der Apotheker, wo ein Krameramt oder er nicht besonders dazu privilegirt ist, nicht verkaufen, auch nicht Brantewein, aber wohl gebrante Wasser schenken. (Ueber die Krämer denke ich völlig wie H. Möser und glaube, daß diese Art Betrieb am wenigsten von allen zu begünstigen sey. Dagegen solte der Apotheker sehr begünstiget werden. Er ist ein nötiges Mitglied der Geselschaft, welches der Krämer nicht ist; er besizt sein Privilegium in der Regel titulo oneroso; wird nicht gefragt, ob er diesen oder jenen Artikel zu halten Lust habe, sondern mus ihn haben, er mag seine Rechnung dabei finden oder nicht. Er mus seine Offizin visitiren lassen, und man bedenkt selten, wie unangenehm und wie eingreifend in das Hausrecht eines jeden unbescholtenen Bürgers diese Anmutung sey, obgleich sie nüzlich und nötig ist. Der Staat läst den Vorrath, die Güte, die Taxe der Waaren eines Handelsmannes öffentlich untersuchen. Dafür daß er das des Publici wegen gestatten mus, dafür daß der Apotheker mit seinem Gewerbe eine Art persona publica ist, mus er alle Begünstigung haben, die seyn kan. Und wenn man an der andern Seite annimt, daß alle dergleichen Anmutungen den Krämer nicht treffen, daß der halten kan, was er wil, und verfeilschen, wie er wil, wie gut er wil, und wofür er wil, wenn man bedenkt, daß der Staat diesem frei läst, offenbar gefährliche Waaren zu führen, Gummigutt, Mennig, Operment, Silberglätte, wenn ers nur in Quantitäten verkauft, als obs in Quantität von unbekanten Leuten nicht eben so gut als für Groschen aus der Apothek misbraucht werden könet, und wenn man endlich dazu sezt, daß diese Krämer, ohne daß der Staat sich darum bekümmert, wo nicht ganz öffentlich, doch ungeahndet Sublimat, Arsenik s. w. führen, die auch zum Färben und dergleichen notwendig sind: so wundert man sich, daß auf Einer Seite über den Apo-

theker

theker sorgfältig gewacht und dem Krämer alles übersehen wird. Es fällt Einem noch immer die Frage ein, solten nicht vielmehr alle Waaren, die leicht schädlich werden können, mit Ausschlus aller andern blos dem Apotheker anvertraut und derselbe für billige Preise sie dem Färber und Handwerker zu überlassen angehalten, dagegen der Krämer auf die Sachen allein eingeschränkt werden, die zu Speise, Trank und Leckereien dienen? Oder wolte man das nicht, nicht dem Apotheker diese Nebenhandlung ausschlieslich gönnen: so solte man doch wenigstens auch den Krämer nicht so frei schalten lassen.)

Der Medizinalhandel aller Art, und noch mehr das Hausiren damit, ist verboten. Bei den Materialisten sol das Koll. Med. dahin sehen, daß sie Waaren von allerhand Güte, vornehmlich auch die beste Sorte haben. Sie sollen aber im Grossen verkaufen, (hier wünschten wir eine nähere Bestimmung) und nicht Arzneien machen. Laboranten dürfen sich auch sezen und z. E. Vitriolöl und Mineralsäuren verfertigen: aber im Kleinen vereinzeln sollen sie nicht, und das Koll. Med. sol, so weit ihre Produkte Arzneien sind, ein Auge darauf haben. (Diese Geseze sind nun freilich immer lokal: die Sache verdient aber doch eine algemeine Erörterung. In der Regel werden die Materialisten und Laboranten begünstiget. Man denkt nämlich, es sey gut, wenn im Lande selbst theils Groshändler sind, von denen der Apotheker seine Waaren nehmen kan und nicht von Fremden; theils auch Laboranten, die die Naturprodukte, welche einer ersten Bereitung bedürfen, und die nur auf eine gewisse Art bereits präparirt, der Apotheker brauchen kan, z. E. Mineralgeister, dem Apotheker in die Hände arbeiten können. Was ist aber die unmittelbare Folge davon? So bald ein Apothekergesell nicht im Stande ist, eine Offizin zu erstehen: so fängt er dergleichen Betrieb an; er wird Materialist oder Laborant, und man glaube ja nicht, daß er in den Schranken bleibe. Er wird nicht blos seine chemischen Produkte,

sondern

sondern auch Färberwaaren und Arzneien aller Art bereiten, kan es leicht und ungemerkt und kan es offenbar wohlfeiler geben, weil er nur beliebig die Artikel wählt, die abgehen und um die andern sich nicht bekümmert, die doch der Apotheker zum Besten der Praxis halten und bei derselben oft geringen Absaz durch den bessern Absaz der ganzen Waaren bei gleichem erhalten werden mus. Daher geschichts denn auch, daß, wenn der Staat, besonders in mässigen Landstädten, solche Leute privilegirt hat, die Apothek des Orts fast immer im schlechten Stande und des Klagens kein Ende ist. Und wirklich solte vielmehr der Apotheker möglichst begünstigt werden. Es ist wahr, es sind Fälle, wo entweder das Wasserbrennen ein wichtiger Nahrungszweig ist, und der ausländische Absaz dergleichen Begünstigung anräth, oder wo Bergwerke so nahe sind, daß Mineralien mit Vortheil für die Fabriken und Apotheken bereitet werden können, wie in Sachsen und am Harze, oder wo die Zuführung der rohen Mineralien so leicht ist, als in Holland und zum Theil in Niedersachsen, daß also die Mineralsäuren s. w. mit Nuzen verfertigt und die Apotheken aus ihrer Nähe versorgt werden können. In grossen Handelsstädten, aber auch nur in recht grossen, mus eigentlicher Materialhandel frei seyn; hat auch da seinen Nuzen. Und da ist freilich die Sache anders. Aber im Ganzen und wo dieser spezielle Fal ist, sind die Materialisten und Laboranten, wenig gesagt, nicht notwendig. Die Apotheker in grössern Städten solten billig Materialisten seyn und sind es auch gemeiniglich, die eben so leicht die Waaren aus der ersten Hand haben und an die kleinen Apotheken eben so wohlfeil überlassen können, als der Materialist. Die eigentlichen Wasserbrenner oder Distilirer sind gerade der Beruf, den jeder Staat unterdrücken solte, da sie eigentlich das Brantweintrinken, das sonst vielleicht nicht ganz zu entbehren ist, aber auch für die Leckermäuler noch mehr anmutig machen. Und die Laboranten mit allen ihren Vorspiegelungen, als ob sie die rohen Materialien im

Lande

Lande selbst durch chemische Behandlung veredeln, leisten wahrlich nichts weiter, als daß sie Mineralsäuren und Scheidewasser um nichts wohlfeiler liefern, als mans aus Holland und England hat, und unter diesem Scheine doch eigentlich vom Pfuschern in der Apothekerei leben. Mit Gewisheit kan ich dies sagen. Was von Präparaten der Apotheker auswärts her haben mus, Bleiweis, Mennig, Silberglätte, Sublimat, Arsenik, Galmei, Smalte s. w. das liefert der Laborant doch nicht. Kans auch nicht. Und was er macht, Spiesglasbutter, Glas vom Spiesglase, rothen und weissen Präzipitat, Kalomel, Zinnober, versüste Mineralgeister, Hirschhorn und Weinsteingeist s. w. kan und mus der Apotheker auch machen und bleibt ihm darüber stehen. Ich kan mich irren; aber wenn ich von grossen Handels- und besonders Seestädten abgehe: so habe ich vom Nuzen der besondern Laboratorien und Materialhandlungen mich nie recht überzeugen können.)

Die Visitazion der Apotheken sol, wie auch billig, sehr scharf seyn; nicht allemal von demselben Arzte geschehen, sondern vom K. M. bald dem Physikus, bald einem andern Arzte aufgetragen werden. (Ist der Physikus der, der er seyn mus: so ist diese Vorsicht wol nicht nötig.) Wird etwas untauglich befunden: so sollen zwo Proben davon, Eine mit des Arztes, die andre mit des Apothekers Petschier versiegelt, jene diesem und diese jenem gegeben, und so ans K. M. geschickt werden, damit es entscheide, wenn nämlich der Apotheker sich beschwert, daß ihm Unrecht geschehe. Und geschieht ihm Unrecht: so bekomt der Arzt einen Verweis und mus das Weggeworfene bezahlen. (Wegwerfen ist nicht nötig, wenn die Sache streitig wird. Die Waare kan ja derweile sequestrirt und versiegelt werden.)

Der Apotheker sagt H. H. weiter, sol nicht praktisiren. Die Zubereitung eines Mittels zu wissen, macht ihn bei weitem nicht fähig, die gehörige Anwendung zu machen. Und wie seltner wird darin ein Apotheker etwas leisten, als ein Wundarzt, wenn sonst alles gleich ist. Sehr wahr.

Die

Die Kentnisse und noch mehr die Handgriffe bei Bereitungen sind so mannigfaltig, daß sie einen Mann ganz erfordern. Der Geist der Pünktlichkeit, der dazu gehört, der Geist, der an jeden kleinen Umstand sich heftet, ist sehr von dem Geiste, von dem Probabilitätengeiste verschieden, der den guten Arzt macht, von dem Geiste, der über eine Menge Umstände hinschwebt, von allem etwas auflieſt, und das Abgebrochne wieder in Eins verbindet. Dazu komt das unendliche Detail bei Aufbewahrung und Erhaltung der Mittel, der Geist der Genauigkeit im Kleinen; der Verkauf, der Abwägen und Berechnen erfordert und der nicht den Kaufmanns- sondern den Krämergeist ertheilt. Der Arzt mit dergleichen Geiste begabt, ist fast immer symtomatisch und kleinfügig, selten grosser Begriffe fähig, die übers Ganze gehen, wird auch mit seinen Verordnungen nicht leicht über die Apothek sich hinaus wagen. Wo indessen an guten Aerzten Mangel ist und der Apotheker seine medizinische Einsicht in der Prüfung bewährt, da kan er praktisiren, wie es jederman kan und besonders auch dann, wann er es unter Aufsicht und nach dem Plane eines Arztes thut. Dann selbst kan er gar Besuche abstatten.

Hat er aber keine Erlaubnis dazu: so kan er zwar, (bis auf starke Mittel, die nur auf Zettel an Angesessene und Unverdächtige verabfolgt werden) sonst alle Mittel, welche namentlich gefodert werden, handkäuflich verlassen: aber, wenn jemand etwas zu schwizen, purgiren, brechen, den Schlaf zu befördern s. w., haben wil: so sol ers nicht reichen. Denn in diesem Falle verordnet der Apotheker und er sol nicht verordnen. Noch weniger sollen es Provisoren und Gesellen. Und hier ist wirklich ein Punkt, worin etwas mehr Strenge nötig ist, als gemeiniglich die Geseze verhängen. Es dürfen nicht blos starke Mittel seyn, die schaden. Ein Jüngling hat ein Faulfieber, zu dem sich ein Durchlauf gesellt. Der Durchlauf wird wie gewönlich das vornehmste Symptom, bei der Apothek eingeklagt. Man gibt Rhabarbar. Der Durchlauf dauert fort, und man gibt gelind

anhaltende Mittel, die auch das Ihre leisten. Aber das Fieber nimt überhand, und nach Wochen komt der ausgemergelte Jüngling mit seinem schleichenden Fieber endlich erst in die Hände eines guten Arztes, der ihn noch mit Not rettet. Starke Mittel waren nicht gebraucht, nichts leicht Schädliches, blos die gute Methode verfehlt und der sich helfenden Natur Einhalt gethan, die man nur mässigen und lenken solte. Aber die Folge war doch dieselbe, als ob man dem Jüngling ein langsam wirkendes Gift gereicht hätte. So wahr ists. Der Apotheker mus nicht verordnen und der Arzt nicht dispensiren. Es liegt das Wohl der Menschen und der Kunst daran. Der Apotheker mag sagen, was er wil, daß er des Verordnens sich nicht erwehren könne, daß er es thue, um mehrern Schaden abzuwenden. Er mus es nicht. Er ist dem Staate verpflichtet, der ihm ausschlieslich Freiheit gibt und ihn dabei aufrecht erhält: aber Begünstigung der Art gibt ihm nicht Lizenz zum beliebigen Absaz, wenn dadurch Schaden möglich ist. Wo ein Apotheker ist, ist ein Arzt, an den er weisen mus und der auch Armen seine Hülfe unentgeltlich nicht versagen darf und wird, wenn auch Physici und Provinzialärzte nicht da wären. Kein Mensch sol mit Arzneien sich befassen, wenn ers nicht versteht. Und der Apotheker als blosser Apotheker versteht es nicht. Blos auf dem Lande und in sehr kleinen Städten findet Ausnahme stat, weil sich da die Natur der Sache ändert und das Gegentheil das Beste des Ganzen wird.

Ums Hebammenwesen mus es im Münsterschen ein Zustand zum Erbarmen gewesen seyn, wie ihn H. H. schildert. Entbinden ist das Werk abgelebter zu andern Handarbeiten untauglicher Weiber. Für jede Entbindung gibts drei Groschen und der Junge eines Taglöhners hat einem andern Jungen es vorgeworfen, seine Mutter sey ja nur eine Hebamme. Man hat einberichtet, man werde taugliche Hebammen bekommen können, wenn jede Gebährende acht Groschen bezahle. Und da man einen solchen Befehl nicht in Ausübung bringen kan, so schlägt H. H. vor, es solte eine Kasse errich-

tet

tet werden, aus der die Hebammen für jede Geburt bezahlt würden und zwar solte dies der Kassirer gegen 10 vom Hundert Abzug vorschiessen; am Ende des Jahrs aber auf alle Ehefrauen unter 50 Jahren eine Repartizion gemacht werden, die man bei Strafe der Pfändung beitreiben könte. Die Frauen aber werden nach Vermögen in fünf Klassen vertheilt. Ich gestehe, daß mir dies alles zu komponirt scheine; daß die landesherrliche Gewalt hiebei noch mehr auf sich nehmen müsse, als beim Verfügen höhern Lohns; daß das Klassifiziren und Taxiren der Frauen eine Sache von bei weiten mehrern Schwierigkeiten seyn werde, als der Männer, und schon die ist es in einem sehr hohen Grade; daß er auch für noch mehr vom Hundert der Kassirer nicht seyn mögte. Indessen es ist Manches durch Lokalumstände möglich, so daß man überhaupt nicht genau davon urtheilen kan: aber im Allgemeinen ist es gewis nicht thunlich.

Um das blinde Vertrauen auf die Harnärzte zu schwächen, weil Gründe und Vorstellungen es nicht vermögen: so erbietet sich H. Hofmann feierlich, jedem Harnpropheten zehn Reichsthaler zu zahlen, der aus dem Urin sehen kan, ob er von einer Manns- oder Weibsperson, von einer Schwangern, von einer Frau oder einem Mädchen sey, oder der in Krankheiten mehr daraus sehen könne, als Er und seine Kollegen.

H. H. schliest diesen Theil der münsterschen Medizinalordnung mit einer Abhandlung vom Unvermögen des Publikum, die Geschicklichkeit der Aerzte aus ihren Kuren zu beurtheilen. Eins der lehrreichsten Stücke dieses Buchs, das aber keines Auszugs fähig ist. Aber wen solche Sachen interessiren, und ich denke, sie solten es sehr, der wird es mit Nuzen lesen und auch in diesem Stücke das so leichte Richten verlernen, das so sehr zur Mode geworden ist, daß man über das indiskrete und inkonsequente Verfahren (wo sonst in der Welt so verrufne Eigenschaften) sich wundern mus, welches man in medizinischen Geschäften an Toiletten

und Tafeln sich so ganz ohne Bedenken gestattet. Es entstehen auch daraus Geseze, nach denen ein Arzt, dessen Namen sein Publikum verunglimpft, sich an das K. M. wenden, und von demselben belehrt und in Ehren erhalten werden sol. Eine traurige Ehre! aber zu Zeiten vielleicht nötig.

Aber das Koll. Med. selbst? Vier bis fünf Männer, gelehrte Aerzte, denen der ganze Umfang der medizinischen Kentnisse, der Genes- und Heilkunde, und aller Hülfswissenschaften beiwohnt, nicht gerade jedem, aber zusammen, doch so, daß jedem kein Fach ganz fremd sey; Männer von liberaler Erziehung, von Erfahrung, von geprüfter Redlichkeit und Wohlwollen, mit einem Eifer und mit der Festigkeit für den gemeinen Nuz, die selbst Mitleid, das Erbtheil guter Seelen, nicht wankend machen kan. Schwer mag das freilich seyn, die zu finden und vielleicht noch eher die wissenschaftliche Seite der Erfordernisse in ihrer Fülle, als die moralische: aber auffinden lassen sie sich doch wohl, so gut wenigstens, als doch höchste Dikasterien mit Personen besezt werden, die zusammen Eigenschaften haben, die nicht jeder allein besizt, und würden unter dem Vorsiz einer Standesperson, von reinem Kopfe und geradem Herzen, nicht eben eines Pandektenmannes, sicherlich manches Gute ausrichten können. In der grösten Stadt des Landes, sind doch wohl zween oder drei zu finden, oder es ist eine Universität im Lande und in beiden Fällen dürfte es gut seyn, daß ein Paar der besten Landphysicorum mit ihnen zusammen das Koll. Med. ausmachten, das die Hauptexamina u. s. w. zu gesezten Zeiten vornimt, die nicht Verzug leidenden Geschäfte aber durch die am Orte bleibenden Mitglieder besorgt. Die Prüfungen der Handlanger, der Vergünstigten, der Unterärzte, der Hebammen, der Apothekergesellen blieben den Landphysicis: aber die Apotheker selbst und die drei ersten Klassen der Aerzte fürs Koll. Med. Doch warum wollen wir darüber uns hängen oder Einrichtungen an einander passen, die vielleicht noch fürs Jahrhundert nicht sind. Wil der Staat einmal

Wandel

Wandel schaffen und das ernstlich: so wird auch schon Rath. Ich wolte ja nur des münsterschen Koll. Med. Vorschläge den deutschen Landesvätern und Landespflegern zur Beherzigung empfehlen, die physisches und moralisches Wohl über ihre Kinder oder ihre Betraute verbreiten können und verbreiten wollen.

S * * r.

---

## 6.

## Etwas über die Begnadigungen.

Als ohnlängst in dem englischen Ministerium darüber gestritten wurde, ob der unglückliche Doktor Dodd zu begnadigen, oder mit der in den englischen Gesezen auf dergleichen Verfälschungen als er begangen hatte, gesezten Todesstrafe zu belegen sey, sagte Lord Mansfield, den öffentlichen Blättern, welche uns mit dieser Geschichte beinahe bis zum Ueberdrus unterhalten haben, zufolge: „Wird Dodd begnadigt, so sind andere, welche noch kürzlich wegen eben dieses Verbrechens die Todesstrafe erlitten haben, ermordet worden.„ Zieht man die gegenwärtigen Umstände in England, und den Vorwurf, welcher der Krone von der patriotischen Partei täglich gemacht wird, daß mehr nach Wilkühr als nach Gesezen verfahren würde, in Erwägung, so scheint dieser Ausspruch und der damit verbundene Rath, politisch betrachtet, gut, und seines Urhebers volkommen würdig zu seyn. Indessen mag nun jene Ursach oder Privatleidenschaft des Hofes, oder endlich wahre Fermetät und Anhänglichkeit an die Geseze den unglücklichen Mann nach Tyburn gebracht haben, so hat doch dieser Vorfal der Frage, ob Begnadigungen überhaupt mit der Gerechtigkeit und dem wahren Besten der Staaten bestehen können, gewissermassen ein neues Interesse gegeben. Wahr

ist es, alle Begnadigungen schwächen, mehr oder weniger, die Kraft der Geseze, wider deren Strenge sie einzelne Mitglieder der Geselschaft schüzen, und sind die Geseze gut, so solte man billig nie begnadigen; wenigstens wär es sehr zu wünschen, wenn die Lehrer künftiger Regenten, die Neigung dazu, welche sich in den besten Menschen mehrentheils am stärksten äussert, von Jugend auf zu unterdrücken suchten. Wenn keine Besorgnis da ist, daß der Verbrecher das begangene Verbrechen zum zweitenmale begehen, oder andere zu gleichen Handlungen werden angereizt werden, sagen die Freunde der Begnadigungen, so ist es Pflicht zu begnadigen. Wahrlich ein sehr unbestimtes und unrichtiges Räsonnement! so bald nämlich die Geseze, von welchen die Rede ist, an und für sich gut, und der Sache angemessen sind. Denn es wird hier eine Bedingung vorausgesezt, welche der Natur der Sache nach beinahe unmöglich ist. Aber wie, wann nun die Geseze unbillig, hart und grausam wären? Auch alsdann sol nicht begnadigt werden, sagen wiederum andere, denen einmal das Wort Begnadigung, wegen des häufigen Misbrauchs, der in schwachen und unsystematischen Regierungen damit getrieben wird, ein Anstos ist. Man sol nämlich die Geseze zwar mässiger und billiger machen, aber so lange solches noch nicht geschehen ist, sich pünktlich und strenge darnach richten. Dies scheint wieder auf der andern Seite zu weit getrieben zu seyn, vorausgesezt, daß man unter begnadigen, nicht völlig straflos machen, sondern nur die Strafe gehörig mässigen, verstehe. Wenn z. B. in vielen Ländern auf solche Betrügereien, wodurch Verbrecher blos ihren Nebenmenschen an ihrem Vermögen zu schaden suchen, die Todesstrafe gesezt ist, so kan man dies bei der gegenwärtig fast algemein herschenden Denkungsart und bei den wenigstens in unserm Welttheile gemilderten Sitten, für eine anstössige Härte immer annehmen. Denn die Behauptung, daß in einem vornehmlich auf die Handlung gegründetem Staate, dergleichen Verbrechen so hoch verpönt werden müsten, wird schon durch die Erfahrung genugsam widerlegt,

nach der in andern Staaten, in welchen die Handlung nicht minder blühet, blos vorsäzliche Mörder am Leben gestraft werden. Ist also jenes Gesez zu hart und mithin unbillig und nachtheilig, denn eins läst sich ohne das andere nicht gedenken, warum solte alsdann nicht dagegen begnadigt werden? Wil man die vorhergestraften Ermordete nennen, so ist es doch immer besser den Ermordungen Einhalt zu thun, als solche immer mit neuen zu häufen, denn jene etwas zu harte Benennung läst sich eben so gut auf den Fal ziehen, da die Unbilligkeit der Todesstrafe erkant, und selbige dennoch volzogen wird. Es versteht sich übrigens von selbst, daß dies vornehmlich in dem leider am gewönlichsten Falle Anwendung leide, da die gesezgebende Gewalt, wenigstens dem grösten Theile nach, mit der volziehenden in einer Person vereinigt ist.

„Geseze werden aber eher verbessert und ihre Unbilligkeit fält mehr in die Augen, wenn sie pünktlich volzogen werden.„ Dieser Einwurf verliert dadurch völlig seine Kraft, wenn man einmal als einen unveränderlichen Grundsaz annimt, daß so oft Begnadigungen geschehen, solche ein stilschweigendes Geständnis einschliessen, daß ein Strafgesez gemildert und ein neues und besseres Gesez gegeben oder befördert werden müsse.

H. L. W. B.

## 7. Auszüge aus Briefen.

### I.

Hamburg im Dezember 1777.

In diesen Tagen verrenkte ein hiesiger Bürger sich die Schulter, da er im Fallen die Hand an ein Gelender legte sich zu halten. Die Wundärzte unserer Stadt liessen nichts unversucht, das Gelenk wieder einzurichten; aber weder die gewönlichen Instrumente, noch vieler Menschen Kräfte waren vermögend, ja bei weitem nicht hinreichend, die zurückgezognen Muskeln auszurecken, denn es war ein starker Mann.

Endlich kam Herr Vogelbusch, ein hiesiger Amtschirurgus, und rieth die Maschine des Herrn Braasch, welche

er bei mir gesehen hatte, zu versuchen. Dieser rechtschaffene und gute Künstler gab auch willig das Werkzeug dazu her, und Herr Vogelbusch richtete damit den Arm wieder ein, mit geringer Mühe, in wenigen Minuten, und die Schmerzen, die der Mann dabei empfand, waren so geringe, daß er sie im Vergleich alles dessen, was er bei den vorhergegangenen Versuchen ausgestanden hatte, für gar nichts achtete. In kurzer Zeit verschwanden auch alle Zufälle, die eine Verrenkung der Schulter zu begleiten pflegen.

Hätte man in der Stadt die Maschine des Herrn Braasch nicht gehabt, so wäre alle Hülfe unserer geschicktesten Wundärzte vergebens gewesen, und der Mann wäre Lebenslang ein Krüppel geblieben.

Die Einrichtung der Schulter geschah noch an dem Tage der Verrenkung: wie viel weniger würden nun die andern Versuche hinreichend gewesen seyn, wäre ein Tag oder mehr darüber verstrichen, wäre das Unglück eine Tagereise von hier, unterweges, etwa durch Umwerfen mit dem Postwagen geschehen!

Was Hrn. B. veranlaste, diese Maschine auszuarbeiten, war vor einigen Jahren der klägliche Zustand eines Mannes, dem auch die Schulter verrenket war, und welcher nach allen ausgestandenen Martern des Glossokoms und anderer Geräthschaften zulezt von der Kunst verlassen, aus einem Gesunden ein Invalide ward. Das bewog ihn dies Instrument zu machen, um durch Hülfe der Mechanik grosse Kräfte zu bewegen, mit leichter Mühe für den Wundarzt, und mit möglichster Schonung des Leidenden. Er verfertigte diese Maschine mit allem Fleis, in der Hofnung, daß der Staat, oder eine Sozietät sie kaufen würde. Weil aber, wie ich schon erinnert, die Fälle selten sind, so ist diese Probe die erste ihrer Sicherheit und Kraft. Und wenn ehmals der, welcher einem Bürger das Leben rettete, einen Eichenkranz verdiente, warum solte dieser, der dem Staat einen Bürger gesund erhält, nicht des Dankes und der bürgerlichen Belohnung würdig seyn?

Ich

Ich fand für gut, vor einem Jahr im D. Museum die Maschine, so gut ichs mit Worten konte, zu beschreiben; weil ich sie untersucht und treflich gefunden habe, und weil ich sie für die einzige ihrer Art hielt, wie ich sie auch jezt noch dafür halte.

Nun aber las ich in des Hrn. Dr. und Hofmedikus Johann Klemens Tode ꝛc. Medizinischchirurgischer Bibliothek, welche er 50 Meilen weit von hier jenseit der Belten verfertiget, daß das Instrument nicht das ist, was ich gesagt habe, sondern gar nicht neu, und eine sehr unwichtige Verbesserung und Verkünstelung der bereits bekanten Geräthschaft ist.

Wenn ich nicht der heutigen Kritik alles Mögliche zutraute, so hätte ich mich gewundert. Nun verdriests mich um des Künstlers willen, den ich nicht loben, dem ich nur wolte Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Hab ich denn in meiner Anzeige auch nur ein Wort von einer neuen Erfindung erwähnet? Ists denn das Neue, dem wir nachjagen sollen?

Ich wuste ja wol, daß Herr Braasch nicht der Erfinder des Hebels und der Schraube war: aber eine Maschine wie diese, zwar nur nach ganz alten, längst bekanten Grundsäzen mit Verstand, und mit Fleis und Gedult auszuarbeiten, das erfordert freilich mehr als aus der Studirstube bei müssiger Laune ein Urtheil hinzufaseln, und naseweise Aussprüche über die Bücherschreiber auszuschütten, und nicht um eines solchen Urtheils willen, sondern daß vielleicht jemand, der sich die Schulter verrenken mögte, geholfen werde, hab ich für nötig gefunden, obiges bekant zu machen.

J. Mumsen, Dr.

## II.

London. 7ten Febr. 1778.

Dr. Russell, Bruder des Verfassers der natural history of Aleppo, der sich selbst viele Jahre als Arzt bei der englischen Faktorei in Aleppo aufgehalten, wird seines Bruders Schriften mit Zusäzen herausgeben. John Richardson, Esq. Mitglied der Geselschaft der Alterthümer, des Middle

Temple, und des Wadham Kollegiums zu Oxford, hat daselbst sein persisches, arabisches und englisches Wörterbuch drucken lassen. Es besteht aus einem Foliobánd von 1200 Seiten, und kostet 5 Guineen. In einer Zueignungsschrift an den König nent er es einen Versuch das Studium dieser Sprachen zu erleichtern. Die Vorrede, die on the Language, Litterature and manners of the eastern nations überschrieben, und auch einzeln in Oktav zu haben ist, enthält viel Merkwürdiges und zeugt von der ausgebreiteten Gelehrsamkeit ihres Verfassers. Sie wird, ich zweifle nicht, auch in Deutschland bekant werden. Das Wörterbuch ist von der ostindischen Kompagnie mit vielem Beifal aufgenommen worden. Bald wird er auch das englisch-persisch-arabische Wörterbuch unter die Presse geben. — W. Bowyer, ein gelehrter Buchdrucker, Verfasser der Conjectures on the N. T. und einer Abhandlung über den Ursprung der Buchdruckerei, hat ansehnliche Vermächtnisse hinterlassen, um Gelehrsamkeit und Sprachwissenschaft unter den Buchdruckern aufzumuntern. — G. Costard, ein Mann von hohen Jahren, der sich durch eine Geschichte der Astronomie bekant gemacht, in Mathematik und orientalischen Sprachen viele Einsichten, aber nicht die Belohnung seiner Verdienste gefunden hat, schreibt eine Widerlegung der Vorrede des Herausgebers der Gentoo Laws, die jezt auch in Oktav gedruckt sind und verkauft werden. — Toup wil Addenda zum Euripides hergeben, wodurch die Musgravische Ausgabe dieses Dichters aufs neue verzögert wird. — Ein Gelehrter in Oxford denkt eine neue Ausgabe von Aristoteles Poetik zu besorgen. Er hat sich dazu Kollazionen von vier Florentinischen Manuskripten und ungedruckte Noten des ehmaligen Professors zu Florenz Gio. Bapt. Adriani durch Herrn Bandini verschaft. — Von Jos. Wartons englischem Virgil mit dem lateinischen Text ist neulich die dritte Ausgabe herausgekommen, in der Heynens Noten gebraucht sind. Sein Bruder, Thomas Warton, hat den zweiten Theil seiner Geschichte der englischen Poesie angekündigt, und verspricht

spricht einen Dritten, der das Werk beschliessen sol. — Von dem Schotländischen Prof. Gilbert Stuart wird bald ein Werk über die Lehngüter der mitlern Zeiten erscheinen, das, nach Urtheilen von Gelehrten, die die Handschrift gesehen, sehr wichtig werden wird. —

III.

London. 10. Febr. 1778.

Ich habe vier und zwanzig Tage länger in Paris zugebracht, als ich muste.

Die Akademie der Wissenschaften ist noch unschlüssig, wem sie das blaue Band eines Gelehrten, die durch Hallers Tod erledigte Stelle unter ihren acht fremden Mitgliedern, ertheilen wolle. Einige verlangten den Ritter Pringle, Präsidenten unserer königlichen Geselschaft; einige Grosse des französischen Hofes haben den Doktor Tronchin empfohlen, und einige andere wollen den Professor Camper. Mir thut es leid, daß man an keinen Deutschen denkt.

Man hat mich sonst in Paris sehr gut aufgenommen. Ich hatte Empfehlungen an Herrn Necker, den Staatsminister, und an seinen Bruder, den Kaufmann. Schweizerseele, ach! hättest du doch mit mir gesehen, wie ein Genfer in Paris vielen Grossen von Frankreich, allen Courmachern, einem Heer von niedrigen, kriechenden, eigennüzigen und falschen Seelen, seine Audienzen ertheilt; du hättest deinen Landsmann umarmt, und seinen Courmachern ins Gesicht gespieen! Necker im Privatleben, mit seiner Frau, mit seiner Tochter, mit mir, war ein Engel. Die Rolle, die er öffentlich zu spielen hat, spielt er mit aller Würde der Philosophie und Menschenkentnis. Sein Fehler ist es nicht, daß es so viele Hundsseelen gibt, die ihn heut wie Strassenbetler um seine Hülfe anrufen, und ihn morgen verachten würden, wenn ihm der König sagte: Necker, Eurer Dienste bedarf ich nicht mehr.

Könten Sie sich wol vorstellen, daß ich verliebt in die französischen Offiziere von Paris und Versailles nach London zurückgekommen bin? Ich habe zu Versailles auf der Hauptwache der französischen Garden gegessen, und war ganz entzückt von dem Betra-

Betragen der Offiziere, die ich da fand. Sehr viele unter ihnen waren jung ohne Geckerei, ohne eitele Anmassung, ohne lautes Geschwäz und ohne Unanständigkeit. Unsere jungen Engländer sind gerade das Gegentheil. Mein Gott, welche Veränderung!

Die Franzosen und Engländer scheinen jezt fertig auf einander zu feuern. Wolle der Himmel, daß dieses nicht geschehe! Wir haben hier in London noch Gedult. Die Franzosen wissen, was sie von uns verdienen, und warten, daß wir zuerst rufen: Feuer! Nein, dies Vergnügen sollen die Franzosen nicht haben, zum grösten Aerger der Truzköpfe unter ihnen, und unter uns.

Gute Seele, du liebst die Menschen; du hast Mitleiden mit ihren Thorheiten; du weist, daß Weisheit sich sehr theuer erwirbt. Gottes Gedult mit unsrer Impertinenz sezt mich zuweilen in Erstaunen.

Sol man lachen oder weinen über die Geckerei metaphysischer Hurensöhne, über die Philosophen in Paris, die alles aus unserer Organisazion herleiten, und Materialisten und Atheisten blos darum sind, weil's die Mode wil? Dies lehren uns unsere Organe nicht. Ihre Bizarrerie, ihre Eitelkeit, ihre Begierde zu glänzen sind die Ursachen, warum sie nicht denken wollen, wie der schlichte gesunde Mensch. Es behagt denn auch den Gewissensbissen und läst unsern Lüsten freien Lauf. Mit alle dem sind die Franzosen gute Leute, nach dem Testament Johannis.

Die Gedult würden Sie indessen doch mit mir verlieren, wenn Sie bestimmen wolten, was denn eigentlich die Franzosen sind? Verstand, durch Eitelkeit verführt, und durch den Ton der Welt; aber im Grunde alles sehr menschlich. Ich liebe gewissermassen die Franzosen, ohne sie im gleichen Grade zu schäzen. Aber deswegen nicht, daß ich ihnen meine Nazion, die Engländer, vorziehe; daran denke ich nicht, und hasse solche Vergleichungen.

## IV.

Paris. den 12ten Febr. 1778.

--- le Kain ist tod. Er starb den 8ten dieses an einer hizigen Krankheit. Während meines hiesigen viermonatlichen Aufenthalts hat er sich nur zweimal auf der Bühne gezeigt, und nur in seiner lezten Erscheinung als Vendome in Adelaide du Gues-

din habe ich ihn spielen sehen. Ich war vorigen Sontag in der französ. Komödie. Im Parterr sagte man sich's einander, le Kain sey sehr krank; einige behaupteten, er sey tod. Um eine gewisse Nachricht zu haben, ward man einig öffentlich darnach zu fragen. Es werden allemal die nächstfolgenden Vorstellungen zwischen den beiden Stücken angesagt. Dauverval erschien dazu; das Parterr schrie einmütig: des nouvelles de le Kain! Dauverval kündigte das nächste Stück an, und wie er kaum geendigt hatte, wiederholte das Parterr: des nouvelles de le Kain! Jener trat hervor und antwortete: malheureusement il est mort. — Tant pis! tant pis! war das algemeine Geschrei, und diesem folgte eine traurige Stille im ganzen Hause, womit das Publikum den schuldigen Tribut des Schmerzens über den Verlust seines Lieblings bezahlte.

le Kain ist 49 Jahre alt geworden, hat 1751 in der Rolle des Titus im Brutus zuerst das Theater betreten, und also mit Voltairen angefangen und geendigt.

Voltaire! Er ist nun wirklich hier. Er traf den 10. dieses ein, und trat bei dem Marquis de Villette ab. Dieser zeigte ihm gleich den Tod des le Kain an. Comme cela va dans le monde! mon meilleur ami vient m'annoncer à mon arrivée, que mon meilleur ecolier vient de mourir, antwortete der vier u. achtzigjährige Greis. Dieser sol zwei neue Tragödien mitgebracht haben, deren Aufführung er selbst sehen wil; doch sol die Hauptabsicht seiner Reise seyn: vor seinem Ende Paris vergrössert, verschönert und in seinem Glanz zu sehen. Er hat bekant gemacht, daß er alle öffentliche Spektakel besuchen werde, um vor dem Zudrängen so vieler Menschen sicher zu seyn, die sonst sein Haus belagern würden.

So eben erzählt man mir, daß Hr. Belcour nebst einigen seiner Mitbrüder Voltairen aufgewartet, mit ihm über seine Gesundheit gesprochen, und dieser den anwesenden Schauspielern gesagt habe: je ne puis plus vivre désormais, que pour Vous et par Vous.

Auf Voltairens Ankunft trägt man sich mit folgenden Versen herum:

Quelle

Quelle fête au sacré Vallon!
Platon et Demosthenes,
Plutarque, Eschyle, Homere, Euclide, Anacreon
Tous sept au même tems sont rentrés dans Athenes.

3.

V.

Göttingen. den 9ten März 1778.

Sie pflegen dem Museum zuweilen Auszüge aus Briefen und gelehrte Neuigkeiten anzuhängen, mein lieber B.; ich theile Ihnen also mit meinen Worten etwas aus einem Briefe mit, den Herr Forster unterm 17ten Febr. dieses Jahres an mich geschrieben.

Dr. Forsters eigene Beschreibung der lezten Reise um die Welt, die weder mit seines Sohnes, noch mit Cook's Beschreibungen kollidiren wird, war an dem Tage, da der Brief geschrieben ist, schon bis S. 368. abgedruckt. Sie wird den Titel führen: Observations during a Voyage round the world, on 1) the earth and its Strata; 2) water and the ocean; 3) the atmosphere; 4) Changes of the Globe; 5) Organic bodies and 6) the human species. Sie wird mit ganz neuen Lettern auf gutes Papier gedruckt, einen ansehnlichen Quartband ausmachen und im April gewis erscheinen. An der deutschen Uebersezung arbeitet der Herr Dr. bereits selbst. Auch hat dieser Gelehrte in einem ungedruckten Schreiben an Dr. Hope in Edinburg sehr interessante Anmerkungen über Robertsons Geschichte von Amerika gemacht, zumal was Martin Behaim und die Entdeckung der neuen Welt betrift. Dr. Hope zeigte sie auf des Verfassers Verlangen dem Dr. Robertson, der sie sehr wohl aufgenommen hat, und bei der zweiten Auflage seines Werks, an welcher man jezt druckt, Gebrauch davon machen wird. Unter Aufsicht des Herrn Hornsby werden zu Oxford Bradley's astronomical observations abgedruckt. Kennicott's Bibel ist bis auf die Psalmen fertig, und wird in der Mitte des künftigen Jahres erscheinen. Von dem Longin mit Toups und Rhunken's Noten komt in einigen Wochen

Wochen auch eine Oktavausgabe heraus. Man druckt ebenfals wieder an Musgrave's Euripides und Burtons De-lectu Tragoediarum græcarum. Olivet's Cicero mit einem oxfordischen Manuskript verglichen ist gleichfals unter der Presse. Auch werden die vier Evangelisten im Syrischen nach der Philoxenianischen Uebersezung erscheinen. Herr Prof. White, der die Herausgabe besorgt, wird auch des Abdollatiph, eines gelehrten arabischen Arztes, Beschreibung von Aegypten herausgeben, wozu Herr Forster einige Anmerkungen, die Geographie und Naturhistorie betreffend, liefert. Hiernächst läst eben der Herr White Observationes sacras drucken, wo er in einigen Anmerkungen aus einem samaritanischen Manuskriptenkommentarius über die Bücher Mosis etwas mittheilet, das ganz neu und interessant ist. Herr Raspe übersezt die, Richardson's arabisch persischem Wörterbuche vorgesezte Abhandlung, so wie die Gentoo Laws ins Deutsche. Einige londoner Buchhändler wollen eine gut gedruckte Auflage von Hrn. Heynens Virgil in dreien Bänden veranstalten. „Obgleich noch nichts festes ist beschlossen worden,„ sezt Hr. F. hinzu, „so zeigt doch dieses schon das grosse Verdienst der vortreflichen Ausgabe des Virgils und ihres gelehrten und verdienstvollen Verfassers.„ Komt die Sache, woran ich nicht zweifeln solte, zu Stande, so wissen doch nun Deutsche, Italiener, Holländer und Franzosen, wo sie einen Heynischen Virgil zu suchen haben, wenn sie einen in einem Druck verlangen, der dem innern Werthe des Werks einigermassen angemessen ist.

Obgleich Lord Pigot todt ist, so ist seine Sache doch noch nicht zu Ende, sondern die Untersuchung wird im Parlement vor sich gehen. Hr. F. empfiehlt denen, die sich in der Sache sowol, als über den Zustand Indiens unterrichten wollen, hauptsächlich ein Werk unter dem Titel: Defence of Lord Pigot, 4. als ein mit vieler Einsicht, Wahrheitsliebe, Gründlichkeit und Mässigung geschriebenes Buch.

Josuah Toulmin hat Memoirs of the Life, Character, Sentiments and Writings of Faustus Socinus, 8.

heraus,

herausgegeben, die mit vieler Menschenliebe geschrieben sind, aber vielen Leuten nicht gefallen werden.

Ein gewisser Williams hat über Rise, progress and present State of the Northern Governments in zweien Quartbänden geschrieben, ein Werk, das von englischen Vorurtheilen wimmelt.

Von Hrn. Dr. Forster haben wir ehstens etwas über die Entdecker und Beschiffer der Südsee zu hoffen. Hier können wir alles mögliche erwarten, da ein scharfsichtiger Augenzeuge sprechen wird, der, wie ich sicher weis, in seiner eigenen Bibliothek über 500 Bände ausgesuchter Reisebeschreibungen aufbewahrt.

„Der neue Schauspieler Henderson, sagt Hr. F. findet vielen Beifal, allein er ist noch lange nicht Ersezung für Garrick. Er ist schwer, kalt, zu formel und hat wenig von Garrick's Biegsamkeit. Ich habe beide im Hamlet gesehen, allein welche Kluft zwischen beiden!„

Ihr u. s. w.

G. C. L.

---

## Verbesserungen.

Im März. S. 193. Z. 19. unsere für unsern. S. 207. Z. 4 v. u. Smilax. S. 280 Z. 3. v. u. Holsteins. S. 283. Z. 25. steht herauf doppelt.

Im April. S. 298. Z. 13. von unten lese man: dem Verfasser (S. 25.) S. 300. Z. 16. mit lachender und lächelnder.

# Deutsches Museum.

## Fünftes Stück. May. 1778.

I.

### Beschreibung der Stadt Nizza und der umliegenden Gegend, wie auch des Fürstenthums Monaco. Aus dem Tagebuch eines deutschen Gelehrten.

Das Ufer des Meerbusens von Antibes ziehet sich von dieser Stadt an gegen Nordost in einem Zirkelbogen herum, dessen Sehne von Südwest nach Nordost läuft. An dem nordwestlichen Ende derselben liegt Nizza, in gerader Linie etwa drei deutsche Meilen von Antibes. Beide Städte liegen unmittelbar am Meer, und so, daß man von der einen die andere gerad im Gesichte hat. Von dieser Lage hat Antibes vermütlich seinen griechischen Namen Antipolis, die gegenüberliegende Stadt, von den ehmaligen griechischen Einwohnern von Nicaea, dem heutigen Nizza, erhalten.

Die Ufer des gedachten Meerbusens sind ganz flach; aber in einer geringen Entfernung von der See erheben sich kleine Hügel, die sich gegen das Land herein an die höheren Berge der Provence anschliessen. Von Nizza aus gegen Genua hin sind die Küsten meistentheils sehr hoch, steil und felsig. Diese hohe Küste fängt gleich neben Nizza an.

Nizza hat die Form eines Dreiecks, dessen kleinere gegen Süden gekehrte Seite an das Meer, die beiden andern aber am nördlichen Ende der Stadt zusammenstossen. Dicht an der Abendseite fließt der bei trockenem Wetter sehr seichte, zu andern Zeiten sehr stark anlaufende und alsdann sehr breite Flus Paglion [1]), der sich hier ins Meer ergießt. An der Morgen-

1) Plinius sagt in seiner Geschichte der Natur (Buch III. K. 5.) Igitur ab amne Varro Nicaea oppidum a Massiliensibus condi-

Morgenseite der Stadt aber liegt ein hoher, vom Meer an einige hundert Schritte ins Land hineinlaufender und ganz einzeln stehender Felsenberg. Auf der beträchtlichen, etliche hundert Fus betragenden Höhe dieses Felsens lag das ehedem für unüberwindlich gehaltene, 1704 aber vom Marschall de Catinat eingenommene und jezt gänzlich zerstörte Schlos Nizza.

Die ganze Stadt mit diesem Berg, dessen Grund ungefähr eben so viel Raum einnimt, als die Stadt selbst, kan man gemächlich in weniger als einer Stunde umgehen.

Zwischen gedachtem Felsenberg und dem wenige hundert Schritte ostwärts gegenüber liegenden, sich von der See nordwärts ins Land hineinziehenden Berg Montalban liegt der Hafen von Nizza. Seit kurzem ist von der Stadt aus an der Seeküste ein sehr schöner und breiter Weg, 30 bis 60 Fus hoch über die See, an dem Felsen ausgehauen worden, durch den man von dem untern oder südlichen Quartiere der Stadt nach dem Hafen gehen und mit Wagen fahren kan.

Die Mittagsseite der Stadt ist durch einen hohen und festen gemauerten Wall gegen das Anprellen der Wellen geschüzt. In diesem Wall sind Gewölber ausgemauert, welche zu Magazinen der Kaufmansgüter dienen: oben auf demselben aber ist eine Platteforme zum Spazierengehen. Die Abendseite ist gegen den Paglion mit einem hohen, ausserhalb mit einer starken Mauer bekleideten Erdwall versehen, der meistens mit Steinen ausgepflastert ist, weil er so wol zum

conditum; fluvius Padus u. s. w. Hier mus offenbar, wie auch in einigen Manuskripten steht, fluvius Palo gelesen werden; denn er meynet den Paglion. Auch die folgenden Worte: alpes, populi alpini multis nominibus, sed maxime capillati; oppidum Vediantiorum civitatis Cemelion, portus Herculis monoeci, gehen alle, wie aus der Beschreibung des Plinius zu sehen ist, auf die nahe um Nizza liegenden Oerter.

zum Reiten und Fahren, als zum Gehen gebraucht wird. Aus der Stadt führen Treppen auf diesen Wall, und von da gehen auch solche an die steinerne Brücke, die über dem Paglion nach einer Vorstadt führt, herunter. Man kan also von der West- und Nordseite auf diesen Wall und von da in die Stadt kommen, so daß sie ein völlig offener Ort ist, obgleich sowol in dem Wall als an der Süd- und Nordseite der Stadt Thore sind. Wer nicht Lust hat durch die Thore zu gehen, geht über den Wall frei aus und ein.

Nichts ist schöner, als der Spaziergang um die Stadt herum. Man kan, von einer breiten, längs dem vorher erwähnten hohen am Meer gemauerten Wal laufenden Strasse, vermittelst einer schönen steinernen ganz neu angelegten Treppe, auf die Platteforme dieses Walles kommen. Von da geht man längs dem Meer auf dem Walle gegen Abend, und hat den ganzen Meerbusen, die völlige Küste mit ihren Hügeln und die Stadt Antibes gerade vor sich. Von diesem gemauerten Wall komt man auf den an ihn anschliessenden ebenfals hohen Erdwall, auf dem man nordwärts hingeht. Von diesem hat man eine bezaubernde Aussicht, erst auf die kleine flache, mit viel hundert Gärten und Gartenhäusern besezte Gegend um die Stadt, und dann auf die umliegenden kleinern, gleichfals mit unzähligen Bastides, oder Landhäusern, geschmückten, und mit Olivenwäldern bedeckten Berge, hinter denen mehrere Reihen immer höherer Berge die Häupter emporheben.

Wenn man auf diesem Wall an das nördliche Ende der Stadt gekommen ist, so geht man herunter und komt auf einen schönen breiten Weg an dem Fus des gedachten Bergfelsens östlich an demselben herum bis ans Meer. Auf diesem Wege hat man wieder erst einen schmalen Strich ebenes in Gärten eingetheiltes Land, jenseit desselben den Berg Montalban mit der oben auf demselben liegenden kleinen Festung im Gesichte; hernach komt man an den Hafen, um welchen eine Menge kleiner Häuser zur Bewirtung des Schifsvolks

zerstreut liegen. Gegen das Meer geht dann der sehr schöne am Felsen ausgehauene Weg an, der wieder an den gemauerten hohen Wall führt, von dem man zuerst ausgegangen ist. Von diesem Weg hat man einen Theil der hohen Seeküste gegen Genua im Gesicht und das offene Meer, über welches man bei hellem Wetter die hohen Gebirge auf Korsika zu sehen bekömt. Dieses ist der schönste Spaziergang, der sich erdenken läst.

Ein über die Beschreibung prächtiges Schauspiel aber geben, auf dem neuen Weg nach dem Hafen, bei etwas hoher See, die sich an den hervorstehenden Klippen des Felsenberges brechenden Wellen. Das schäumende Wasser springt nach dem Anprellen in hundert Gestalten, wie prächtige Springbrunnen, in die Höhe. Ein Theil desselben fält auf die höhern und niedrigern Felsen von mannigfaltiger Form und Gestalt, und läuft davon in hundert veränderten Kaskaden wieder ab. Auf diese Springbrunnen und Kaskaden sieht man von dem hohen darüber liegenden Weg herunter, und siehet sich nicht satt.

Die Stadt selbst hat innerhalb wenig Annehmlichkeit. Die Strassen sind enge und bei den meistens hohen Häusern etwas düster, bei nassem Wetter sehr unreinlich und von üblem Geruch, obgleich gut gepflastert. Nur das mittägliche Quartier, das neuer ist, hat breitere und ganz gerade Strassen, ist überhaupt wohl bebaut und hat einen ziemlich grossen ganz regulären viereckigen Plaz, wo die Wachtparade gestelt wird.

An öffentlichen Gebäuden hat die Stadt nichts, das bemerkt zu werden verdiente, ausser dem schon erwähnten hohen gemauerten Wall und der von der Strasse her darauf führenden mit Marmor bekleideten Treppe, die eben, als ich mich da aufhielt, fertig ward. Die Kirchen haben insgemein gute, doch mit zu viel Gesimsen und Verkröpfungen überladene Vorderseiten. Die Häuser des neuen Quartiers, besonders an dem Paradeplaz, sind sehr gros und wohlgebaut.

Einige

Einige gar wenige in der Stadt sind von guter Bauart, sonst sind die Häuser durchgehends schlecht, kündigen schon von aussen die inre Unreinlichkeit und eine gänzliche Sorglosigkeit in Ansehung der Unterhaltung und Ausbesserung des Schadhaften an.

Die Treppen in den Häusern sind insgemein gemauert und die Tritte mit dünnen Platten von schwarzem Schiefer belegt. Verschiedentlich werden solche Platten auch zur Bekleidung der Thürgewände und der Fenster gebraucht. Sie werden aus dem Genuesischen hergebracht und thun im Bauen grosse Dienste.

Inwendig sind die Häuser durchgehends sehr unreinlich, und auf den Treppen meistens von ziemlich üblem Geruch. Es wird nichts weder gewaschen, noch ausgebessert. Da bei den engen Strassen die Zimmer an sich schon wenig Licht haben, wird nicht einmal dafür gesorgt, daß die Fenster rein gehalten werden. Ich habe, und nicht in den geringsten Häusern, solche gesehen, die wegen des auswendig darauf sizenden Staubes und inwendig von Fliegen herkommenden Schmuzes fast ganz undurchsichtig geworden waren. Man kan sich schwer in die Empfindungsart solcher Menschen sezen, die eine so ekelhafte Unreinlichkeit ertragen können. Ohne Zweifel trägt diese viel zu der ungeheuern Menge Fliegen bei, die hier gezeugt werden. Alle Spiegel müssen mit Vorhängen von Flor bedeckt werden, wenn sie nicht in wenigen Tagen von den Fliegen unbrauchbar gemacht werden sollen. Wenn ich höchstens ein Duzend der besten Häuser in dieser Stadt ausnehme, so wäre es mir nicht möglich in irgend einem der übrigen zu wohnen.

Ich halte die Stadt auch im Winter für ungesund. Die Häuser können nicht gelüftet werden, und sind, weil die Sonne fast nirgend hinkommen kan, kalt und feucht. Wenn man nun im Winter bei schönem Wetter, wie fast täglich geschieht, spazieren geht, so komt man doch in einige Wärme und wird beim Eintreten in die Häuser wieder kalt, kan sich

auch in den meisten Häusern nicht einmal wärmen, da selten Kamine in den Zimmern sind.

Uebrigens sieht es in der Stadt lebhaft genug aus, denn sie scheint für ihre geringe Grösse stark bewohnt, und den ganzen Tag findet man, ausser den Einwohnern, eine grosse Menge Landvolk auf den Gassen.

Von der Lage des Hafens habe ich bereits gesprochen. Er ist ganz durch Kunst gemacht. Die Natur hat dazu weiter nichts gethan, als daß sie zwischen dem Felsenberg, daran die Stadt liegt, und dem Berg Montalban einen schmalen Strich niedriges Land, das an die See stößt, gelassen hat. Dieses ist ausgegraben und zum Hafen vertieft worden. Die Einfahrt in denselben ist durch zwei starke in die See gesezte gemauerte Wälle, oder Molos, ins Enge gebracht. Gegenwärtig ist der Hafen noch klein und würde schwerlich 40 Handlungsschiffe beherbergen können. Man kan ihn aber, so weit man wil, ins Land hinein verlängern, und es wird gegenwärtig wirklich an dieser Verlängerung gearbeitet. Es wäre aber nötig, daß die Rhede vor der Einfahrt auch tiefer gemacht würde, denn es sind noch Felsen im Grunde, welche ganz beladenen Schiffen von 400 Tonnen und darüber die Einfahrt nicht verstatten. Daher dergleichen Schiffe erst in dem unweit davon liegenden Hafen von Villa Franca lichten.

Sonst wird an dem Hafen nichts gespart. Die Mole sind schön gebaut, und besonders der, den man bei der Ausfahrt linker Hand hat. Er hat inwendig gegen den Hafen viele Gewölbe, offene Nischen, in denen das Schifsvolk im Trocknen seyn und kochen kan. Jede Nische hat eine aus der Mauer herauskommende, aus Erz gegossene Röhre mit einem Hahn, wodurch man sehr gutes und gesundes Wasser, nicht nur zum täglichen Gebrauch, sondern auch zum Schifsvorrath kan herauslaufen lassen. Am Ende dieser Mole neben der Ausfahrt stürzt dieses Wasser in einer sehr artigen Nische aus einem Löwenmaul und fält in Kaskaden herunter. Dieses schöne Quelwasser wird durch gemauerte Wasserleitun-

gen

gen von einer Stunde weit her nach dem Hafen geleitet.

Gleich neben dem Hafen liegt ein fürtreflicher Steinbruch von einem weislichen marmorartigen Kalkstein, woraus die beiden Mole und die Ufer des Hafens gemauert sind.

Bei Gelegenheit dieses Steinbruchs mus ich zweier Merkwürdigkeiten gedenken. Vor einigen Jahren hat man in dem Steinbruch, da man zwei durch eine sehr dünne Schicht getrente Steine von einander spaltete, einen fast ganz verrosteten Kupfernagel zwischen diesen Steinen gefunden, der sich in den einen eingedrückt hatte. Der Baumeister, welcher die Aufsicht über die Arbeit am Hafen hat, sagte mir, der Nagel sey ihm weggekommen; er zeigte mir aber eine ganz wohl gezeichnete Abbildung mit Farben, die er selbst davon gemacht hatte. Kurze Zeit nachher fand man unweit vom Hafen noch mehr solche sehr wohl erhaltene kupferne Nägel, davon gedachter Baumeister mir einen schenkte. Ich habe ihn in das Naturalienkabinet der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gegeben.

Die andre Merkwürdigkeit dieser Seeküste sind die so genanten Dattelmuscheln, die ihren Namen von der einer Dattel ähnlichen Figur haben. Diese Muscheln fressen sich, wenn sie noch ganz klein sind, in den harten im Grund des Meeres liegenden Kalkstein ein, dringen darin immer tiefer, und so wie sie anwachsen und älter werden, erweitert sich auch der Gang, den sie sich im Stein ausgraben. Er ist aber nur um die Dicke von zwei oder drei Kartenblättern weiter, als die Muscheln dick sind, so daß sie sich darin nicht umwenden können. Ein Kalkstein von etwa drei Fus lang und einem Fus dick, der vor fünf Jahren versenkt worden, wurde, aus Gefälligkeit für mich, aus dem Grund heraufgeholt. Dieser war so sehr, so vol von diesen Datteln, als auch von einer andern Art haariger Muscheln (Musculus) durchfressen, wie irgend ein altes Stück Holz von Würmern, und ich fand keinen Kubikzol festen Stein daran. Ich lies den Stein zerschlagen, und behielt einige Stücke mit den le

bend'n Muscheln eine Zeitlang in Seewasser auf. Die andern Datteln speiste ich wie Austern, und fand sie sehr delikat, von besserm Geschmack als die feinsten Austern aus der Nordsee. Als ich einige Zeit nachher den Chevalier de Forcenex in Villa Franca besuchte, lies er in meiner Gegenwart solche Steine aus dem dortigen Hafen ausfischen, die eben dasselbe zeigten, und wir verzehrten auch diese Datteln als wahre Leckerbissen.

Bei Gelegenheit des Hafens wil ich auch hier anführen, was ich von der hiesigen Handlung gesehen habe. Sie ist, ungeachtet der Hafen für einen Freihafen erklärt worden, sehr gering. Drei, oder vier Handlungshäuser können alle Geschäfte bestreiten. In den sechs Monaten, die ich mich hier aufhielt, sind kaum zwölf Schiffe angekommen, und auch nicht mehrere abgegangen.

Ausgefahren wird 1) eine beträchtliche Menge, sowol ganz feines, als auch geringeres Oel, daran die Grafschaft Nizza grossen Ueberflus hat. 2) Seide, sowol aus der Grafschaft, als die aus Piemont hieher gebracht wird. 3) Eine beträchtliche Menge Hanf, ebenfals aus Piemont. 4) Reis, auch daher und in Menge. 5) Limonen [z]), Zitronen und Pomeranzen in starker Menge. 6) Anchois, Sardellen, Tonfische, und dann in kleinen Fahrzeugen auch Gartengewächse. Ebenfals etwas Leder. Von Fabrikwaaren wenig oder nichts, wenigstens sind in der Grafschaft Nizza, so viel ich weis, keine Fabriken.

Eingefahren wird 1) Getreide, an dem die Grafschaft einen gänzlichen Mangel hat. Der Getreidehandel wird aber auch hier auf Spekulazion getrieben, um das hier aufgeschüttete Getreid in vorkommenden Fällen wieder nach andern Seehäfen zu verfahren. Es kommen sogar Schiffe mit Getreid

z) Limonen sind die Früchte, die man in Deutschland Zitronen nent, und Zitronen, was die Deutschen bitre Pomeranzen nennen.

Getreid aus den englischen amerikanischen Kolonien hieher. 2) Alles Salz, was in der Grafschaft und in Piemont gebraucht wird. Dieses komt aus Sardinien. 3) Alle Arten von Fabrikwaaren, und viele darunter, mit denen, wie man sagt, ein vortheilhafter Schleichhandel nach Frankreich getrieben wird. 4) Bauholz, und dann die zur Notwendigkeit gewordenen feineren Lebensmittel, Zucker, Kakao, Kaffee u. s. w.

Beträchtlich kan die Handlung hier nie werden, nicht blos wegen der Nachbarschaft weit grösserer Handlungsstädte, wie Genua und Marseille, sondern auch wegen Mangel fahrbarer Strassen aus den innern Provinzen von Italien, oder von hier hinein.

So viel sey von der Lage und Beschaffenheit der Stadt gesagt. Ehe ich von den hiesigen politischen Einrichtungen und von den Sitten der Einwohner rede, wil ich die umliegende zum Gebiet der Stadt gehörige Gegend beschreiben. Ein kleiner Strich Land an der nördlichen, nordwestlichen und westlichen Seite der Stadt ist ebenes Land. Nach Westen geht ein schmaler Strich solches Land bis an den Varo, längs dem Meerbusen. Das wenige der Stadt gegen Nordwesten liegende ebene Land, das in allem keine Quadratstunde ausmacht, ist mit nicht sehr hohen, in unzählige Hügel eingetheilten Bergen umgeben, hinter denen viel Meilen weit immer höhere und höhere Berge das Land beinah zu einer Wildnis machen. Von der Aussicht auf diese Berge von dem Wall der Stadt habe ich schon gesprochen.

Von den nächsten Bergen strecken sich einige Hügel vom Gebirg ab in die Ebene hinaus, davon einer, den die Einwohner Cimié nennen, längs dem rechten Ufer des Paglion bis nah an die Stadt heraustrit. Zwischen diesen hervortretenden Hügeln liegen einige schmale, höchstangenehme Thäler, die in die Ebene auslaufen. An ein Paar Orten aber gehen aus diesen Thälern noch andere engere in den Schoos der Berge hinein, und bilden da einsame reizende

Wohnpläze. Jenseit dieser nächsten Berge liegen, zwischen diesen und den grössern dahinter liegenden, auch viele theils wilde, theils fruchtbare romantische Thäler, an denen man sich von den Höhen herunter nie satt sehen kan.

Das ebene flache Land zunächst an der Stadt ist in Gärten eingetheilt, die mit ziemlich hohen Mauern umgeben sind, zwischen denen eine Menge enger Gäschen durchgehen. Diese Gärten haben nichts angenehmes, als die grosse Anzahl der Zitronen- und Pomeranzenbäume, womit sie besezt sind, und den schönen Küchengewächsen, die hier auch den ganzen Winter durch im grossen Ueberflus angetroffen werden. Das Land in diesen Gärten ruhet nie; so wie ein Stück seine Nuzung gegeben hat, wird es auch gleich wieder umgegraben, und auf's neue bepflanzt, oder besäet. Ausserdem haben die Gärten keine Annehmlichkeit, keinen Schatten, keine Spaziergänge, kurz, nichts zum blossen Vergnügen.

In jedem Garten steht ein mehr oder weniger gutes und grosses Wohnhaus, sowol für die Familie des Gärtners, als für den in der Stadt wohnenden Eigenthümer; denn nur wenige Gärtner sind selbst Besizer der Gärten, die sie bearbeiten. Einige sizen auf Pacht darin; andre, und diese sind die meisten, bearbeiten und benuzen sie für die Hälfte des jährlichen Ertrages. Einige wenige dieser Gartenhäuser sind räumlich, wohl gebaut und gut unterhalten. Diese werden im Winter meistens von Engländern bewohnt, die ihrer Gesundheit halber, oder aus Laune, hieher kommen. Bisweilen kommen auch andre Fremde. Auch ich hatte mir ein solches Gartenhaus gemiethet. Hie und da sind auch gute Wiesen zwischen den Gärten.

Das übrige etwas von der Stadt entfernte ebene Land in den Thälern und an den Bergen ist in unzählige kleine Güter eingetheilt, die ich weder Ackergüter noch Gärten nennen kan; sie sind von beiden etwas. Ihre Grösse ist gering, von vier und sechs, bis zehn, funfzehn und zwanzig Morgen Landes,

des, das zum Garten- Wein- und Kornbau eingerichtet ist. Jedes dieser Gütchen hat sein massives Haus; einige sehr wenige ganz schöne Landhäuser. Auf diese Weise ist die ganze Gegend und die Anhöhen der sie umgebenden Berge, sogar die oberste Höhe derselben mit unzähligen zerstreuten Gebäuden bedeckt, die von der Stadt aus, wo man alles übersehen kan, eine erstaunliche Ansicht geben. An den Bergen sieht man ganze Wälder von Olivenbäumen, und auch in der Ebene sind eine grosse Menge gepflanzt. Andre Bäume, als Maulbeer- Feigen- und Obstbäume sind etwas sparsam angebracht; von Waldung aber ist gar nichts zu sehen, als hie und da an den wildesten und höchsten Stellen der Berge dünstehende Pinaster und Gesträuch, so daß das Holz in dieser Gegend rar ist.

Die gröste Mannigfaltigkeit geben dem Auge die vielen tausend Terrassen, in welche die ziemlich steilen Anhöhen der Berge eingetheilt sind, damit dies steile Land konte bebaut werden. Alle werden durch trockene, das ist ohne Kalk aufgeführte Mauern unterstüzt. Wohin man auch das Auge gegen diese Berge wendet, sieht man eine erstaunliche Menge über einander stehender Terrassen, und bewundert dabei die geduldige Arbeitsamkeit der ehemaligen Einwohner, die diese dürren Anhöhen dadurch zum Anbau tüchtig gemacht haben. Ohne Zweifel hat Ueberflus an arbeitenden Händen und Mangel an Nahrungsmitteln sie zu dieser erstaunlichen Arbeit gezwungen.

Wenn man in Gedanken alle diese Terrassen wegreist, und diese Berge sich in ihrer ursprünglichen Gestalt, mit meist rauhem und ziemlich unfruchtbarem Boden vorstelt, so denkt man, es hätte niemand vorhersehen können, daß so viel Menschen an diesen Bergen wohnen und ihre Nahrung finden konten. Eine vor der Bevölkerung des Landes dahin geschickte Kolonie würde vermutlich berechnet haben, daß dieses kleine Stückchen Landes, wo jezt über tausend Familien wohnen, nicht hinreichend sey viel über hundert zu nähren. Nichts ist hier ungenuzt gelassen, als etliche ganz steile Felsen.

Einige

Einige hundert, vielleicht tausend grössere und kleinere Wege durchkreuzen Ebene und Berge, wodurch die Gegend zu einer Art Labyrinth wird. Auf diesen kan man überal hinkommen, und man würde das ganze Jahr durch täglich auf neuen Wegen und in andere Gegenden spazieren können. Wer das Gehen liebt und gut steigen kan, findet die Gegend unerschöpflich an immer neuen und sehr veränderten Spaziergängen. Aber in Wagen kan man sie aus Mangel der Strassen nicht geniessen, auch nicht zu Pferde, weil ebenfals dafür wenige Wege breit und gebahnt genug sind.

Das Land ist durchgehends, einige halb morastige Tiefen ausgenommen, dürre. Nichts ist seltener, als eine Wasserquelle, mitten in so vielen Bergen. Man trift etliche wenige sehr seichte Bächelchen an, deren geringes Wasser aber sehr gut genuzt wird, wie ich hernach melden werde, wenn ich den hiesigen Landbau beschreibe. So viel von dem äussern Ansehen des Landes.

Nun wil ich versuchen von den Einwohnern der Stadt und des Landes, ihren Beschäftigungen, ihrer Lebensart und ihren Sitten, das, was ich gesehen, oder doch zuverlässig erfahren habe, deutlich vorzustellen.

Man rechnet die Anzahl der Einwohner in der Stadt auf 25,000, aber die Zahl scheint mir zu gros, wiewol ich nicht leugnen kan, daß auf den Strassen es ziemlich von Menschen wimmelt. Der Adel ist hier ziemlich zahlreich, aber gröstentheils unvermögend. Wenn man drei oder vier der ersten Häuser ausnimt, die man hier reich nennen kan, weil sie von 20 bis 50,000 Lire [3]) Einkünfte haben, und dann eine kleine Anzahl derer, die von Bedienungen leben, so ist der übrige Theil des Adels ärmlich, und ein Theil ganz arm und elend.

Man sieht deswegen hier nichts von der in grossen Städten durch ganz Europa herschenden Ueppigkeit, keine rei-
che

3) Ein Lire de Piemont ist ungefähr 7 Groschen in sächsischem Gelde.

che Equipage, die man ohnehin in einem Lande, wo keine Fahrwege, und in einer Stadt, wo wenig Strassen sind, durch die man in Kutschen fahren könte, entbehren kan, keine öffentliche kostbare Lustbarkeiten, keine Schauspiele, keine Tafeln von Aufwand, als etwa zur Seltenheit bei ganz besondern Veranlassungen. Es sind drei oder vier adliche Häuser, bei denen im Karneval der übrige Adel des Abends in die sogenanten Conversatione zusammenkomt, wo man sich mit Gespräch, mit Spielen, auch zuweilen mit Tanzen die Zeit vertreibt. Auch werden zu derselben Zeit wöchentlich in dazu gemietheten Sälen, in die man den Eingang bezahlt, maskirte Bälle gegeben.

Ansehnlichere königliche Bediente und auch die Advokaten rechnen sich selbst mit zum Adel, wenn sie gleich nicht von adlicher Geburt sind, und unterscheiden sich von den andern nicht Adlichen durch das Tragen des Degens, den man hier für ein Zeichen des Adels hält, deswegen auch kein Edelmann, so elend und arm er sonst ist, und so ein abgetragenes und zerrissenes Kleid er trägt, ohne Degen ausgeht. Ich habe solche gesehen, die so alte und abgenuzte Degen trugen, daß die Scheide nicht mehr daran halten wolte. Da sie das Vermögen nicht hatten eine neue machen zu lassen, banden sie alte mit Bindfaden, um sie nur nicht in Stücken fallen zu lassen. Das gemeine Volk bezeuget jedem, der einen Degen trägt, grosse Ehrerbietigkeit.

Unter diesem zahlreichen Adel sind denn auch viel neugeadelte. Man kan den Adel vom Landesherrn gleichsam kaufen, und dann wird jeder, der von dem König, oder auch von einem Besizer ein verfallenes Lehn kauft, unter den Adel gerechnet. Man kan durch diesen Weg für wenige tausend Thaler Conte oder gar Marchese werden. Dessen ungeachtet ist der Adel auch hier auf die Vorzüge seines Standes stolz.

Die Geistlichkeit, als der zweite Stand, ist zahlreich, aber eben nicht ansehnlich; denn die Pfründen der Weltgeistlichen sind gering, die meisten Klöster aber sehr arm. Selbst

der Bischof hat nur geringe Einkünfte, und führt deswegen gar keinen Staat. Er geht gar oft in seinem ehmaligen Ordenshabit, wie ein gemeiner Mönch, spazieren. Bisweilen sieht man ihn in einer sehr schlechten Kutsche mit zwei übel gekleideten Lakeien fahren. Bei schönem Wetter sind des Nachmittags alle Strassen vol Geistliche, und sie gehen wirklich schaarenweis spazieren. Wären die hiesigen Landeseinwohner nicht so gar sehr besorgt nach ihrem Tode bald aus dem Fegefeuer zu kommen, so müste gewis die Hälfte dieser Geistlichen verhungern, oder wegziehen. Aber alle Altäre sind so reichlich mit Seelmessen besezt, daß jeder Priester doch täglich 10 Sols 4) für eine Messe verdient. Zur höchsten Not kan einer hievon leben. Ein sehr edler freimütiger Ordensgeistlicher, ein wirklicher Philosoph, der mich hier mit seiner Freundschaft beehrte, hat mich versichert, daß unter der grossen Anzahl Geistlichen in Nizza nur etwa drei seyn, die Litteratur, oder Wissenschaft besizen.

Die Kaufleute machen die dritte Klasse der Einwohner aus. Ich habe bereits oben angemerkt, daß gar wenig Häuser hier alle grosse Handlung in Händen haben. Die übrigen sind Kommissionäre und Krämer, doch scheinen verschiedene dieser leztern, aus ihren Waarengewölbern zu urtheilen, gut zu stehen. Fabrikanten gibt es in Nizza gar nicht.

Der grosse Haufe, oder das geringere Volk, scheint hier durchgehends sehr arm zu seyn. Ansehnliche Handwerksleute findet man gar nicht. Man kan auch darum hier in keinem Stücke recht gute Arbeit bekommen. Die reicheren lassen sich, wenn sie etwas Vorzüglicheres haben wollen, es aus Frankreich, oder aus Genua, oder gar aus England kommen. Dieses geschieht mit Hüten, Strümpfen, Schuhen und dergleichen gemeinen Sachen. Weil sie alle insgemein im untern Theile des Hauses ihre offenen Werkstellen haben, so kan man ohne grosses Nachforschen sehen, in was für schlechter Verfassung sie sind.

Tag-

4) Ungefähr 4 Groschen.

Taglöhner, ausser denen, die sich mit Hin- und Herschleppen der Waaren nach dem Hafen und von da nach der Stadt abgeben, gibt es hier dem Ansehen nach sehr wenige. Ich schlos dieses daher, daß zu dem Bau am Hafen, sogar im Steinbruch und bei andern öffentlichen Arbeiten, Weiber, junge Mädchen und selbst Kinder, in grosser Zahl, und immer zehn gegen eine Mannsperson, zum Stein, Kalk und Sand herbeischaffen gebraucht werden. Destomehr Betler aber sieht man, die durchgehends mit so gar elenden Lappen behangen sind, daß ein Fremder sie ohne Entsezen nicht ansehen kan.

Eine Klasse des niedrigen Volks verdient eine besondre Erwähnung, nämlich die Fischer. Sie machen einen besondern Stam aus, aus dem ihre Kinder nie herausheirathen. Ich hörte, als eine gemeine Sage, daß diese Leute sich von allen anderen durch einen guten Lebenswandel und bessere Sitten unterscheiden. Ich erkundigte mich bei Männern, denen ich trauen konte, nach der Wahrheit dieser Sage, und sie ward bestätiget, mit dem Zusaz, daß bei Menschengedenken kein Fischer, oder sonst jemand aus einer Fischerfamilie, einer Kriminalsache halber sey belanget worden.

Von dem Kriegsstand sage ich nichts, weil er eigentlich nicht unter die Landeseingebornen gehört.

Ueberhaupt sind, wie man schon aus dem Angeführten abnehmen kan, die Einwohner der Stadt weder reich noch wohlhabend zu nennen. Ich habe mir auch sagen lassen, daß man durchgehends zu Hause sehr ärmlich lebt, und besonders auf Essen und Trinken wenig wendet. Und da es überhaupt hier ziemlich wohlfeil ist, so kommen sie also mit wenigem Gelde aus. Der gröste Theil der in dem Gebiete der Stadt liegenden Güter gehört den Einwohnern der Stadt, und sie ziehen die Hälfte des jährlichen Ertrages derselben, die ihnen denn, nebst dem, was sie etwan in der Stadt verdienen, oder an Besoldung haben, durchhilft.

Weil ich überhaupt wenig Umgang mit den Einwohnern gehabt habe, und nur selten nach der Stadt gekommen bin,

bin, so getraue ich mir nicht viel Entscheidendes von den Sitten und dem Karakter dieses Volks zu sagen. Verschiedenes aber habe ich doch wol bemerken können.

So kan ich ziemlich sicher sagen, daß in Absicht auf die Religion fast durchgehends grosse Unwissenheit und blinder Aberglauben, aber sehr wenig herzliche Andacht unter diesen Menschen hersche. Ich könte von Leuten nicht geringen Standes, und die übrigens nach ihrer Art eine gute Erziehung gehabt haben, starke Beweise hievon anführen. Die äusserlichen Religionsgebräuche ordentlich mitzumachen dient ihnen stat Kentnis und Frömmigkeit. Man sieht ihnen durchgehends bei ihren gottesdienstlichen Uebungen an, daß sie nichts dabei denken. Ihre Prozessionen und die Umzüge der verschiedenen Brüderschafeen, die man Büssende (Penitenti) nent, geschehen mit solcher Achtlosigkeit und solchem Leichtsin, daß sie mir äusserst anstössig waren. Hätte ich nicht gewust, was es seyn solte, so hätte ich es beinah für Fastnachtslustbarkeiten gehalten. Und doch sind dieses Dinge, die sie selbst für höchstwichtig ausgeben.

Gelehrte und philosophische Kentnisse, selbst blos historische über den algemeinen Zustand der Welt, Bemühungen, den Geist aufzuklären, oder den Geschmack zu erhöhen, sind gar seltene Dinge, und Bücher sind hier sehr schwer zu bekommen. Ich bin in dem vornehmsten der hiesigen zwei Buchläden gewesen, habe aber, ausser den Gebet- und Litaneibüchern, kein anderes darin gesehen, als Wörterbücher der Sprachen. Es ist nur ein einziger Edelmann in Nizza, der eine Bibliothek besizt, in welcher man die Werke der berühmtesten Schriftsteller, sowol in Wissenschaften, als in Werken des Geschmacks, antrift. Eine andere mit guter Wahl gemachte kleine Samlung von Büchern habe ich bei einem sehr geschickten Advokaten angetroffen. Ich wil auch nicht verschweigen, daß ich ein Paar Frauen, die eine vom ersten Stand, die andre von zweitem Range, gesehen habe, die begierig nach Kentnissen, und wirklich von aufgeklärtem Geiste waren. Dieses sind aber so seltene Dinge, daß sie der alge-

algemeinen Anmerkung über den Mangel an Kentnissen, der hier herscht, kaum eine Einschränkung geben.

Alle Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Menschen scheint hier blos auf den sehr engen Kreis der ihnen zunächst vor den Augen liegenden Gegenstände gerichtet. Daher macht jedes kleine Familien= oder Geselschaftsgeschichtchen, und was eben täglich in der Stadt vorgeht, viel Aufsehens. Ein kleines Histörchen von Galanterie, oder ein ganz unbedeutender Vorfal, der sich etwan in der Konversazion, oder beim Bal zugetragen hat, ist viele Tage lang fast der einzige Inhalt der Gespräche. Auch macht der Mangel an wichtigern Beschäftigungen, daß bei der geringsten Kleinigkeit alles in Bewegung kömt. Bei den in der That nichts bedeutenden so genanten Festins des gemeinen Volks, wovon ich hernach sprechen werde, sieht man gemeinlich alle Vornehme als Zuschauer versammelt. Während meines Aufenthalts in Nizza wurde das hier in Besazung liegende Bataillon abgewechselt, und ich sah beim Einmarsch des ankommenden Bataillons alle Straßen vor der Stadt auf eine halbe Stunde Weges weit mit den Einwohnern der Stadt, vornehmern und geringern Standes besezt, um an einer so merkwürdigen Begebenheit Theil zu nehmen. Eben so sieht man in den lezten Tagen des Karnevals, da der Pöbel einige Mummereien und Fastnachtslustbarkeiten vornimt, alles auf den Straßen der Stadt, um das abgeschmackte Schauspiel zu sehen. Alles zeiget eine ungemeine Gierigkeit nach Zeitvertreib, und beweiset, wie wenig hier die Menschen sich zu Hause zu beschäftigen, oder zu ergözen wissen. Im Winter macht das Spazierengehen einen Theil des Zeitvertreibes aus; dabei sieht man gemeiniglich die Damen in dem besten Puz.

Von Industrie, oder Bestrebung Neues zu erfinden, oder das Gebräuchliche zu verbessern, habe ich hier keine Spur angetroffen. Die gemeinsten, altäglichsten Künste haben nur einen geringen Grad der Volkommenheit erreicht. Die Mühlen das Getreid zu mahlen sind vermutlich hier noch in dem Grad

der Unvolkommenheit, in dem sie zuerst nach den Abendländern gekommen sind. Das durch den langsam herumlaufenden Stein zermalmte Getreid, das alsdann aus Mehl, Gries und Kleien besteht, wird in einem Kasten ausgeleert, und so dem Eigenthümer zugestelt, der nun nach Belieben es so brauchen, oder durch Siebe das Mehl herausnehmen kan.

Auch sieht man hier schon einige Spuren von dem in Genua und viel andern Städten von Italien eingeführten Cicisbeat. Es gibt verheirathete Frauen, die man allezeit an den Armen der von ihnen gewählten Aufwärter, und nie mit ihren Männern gehen sieht, mit denen sie übrigens in guter Einigkeit leben.

Daß die hiesigen Einwohner durchgehends wenig auf Reinheit und Gemächlichkeit in ihren Wohnungen sehen, habe ich bereits erinnert. Es mögen auch hier einige wenige Ausnahmen statt haben; aber in Ansehung des weit grössern Theiles ist es gewis wahr. Dieser scheinet für die Annehmlichkeit gemächlich zu wohnen, und um sich her alles in guter Ordnung, und, ich wil nicht sagen zierlichem, sondern nur reinlichem Stande zu sehen, keine Empfindung zu haben. Besonders befremdete es mich in guten Häusern, zum täglichen Gebrauch der Schokolade und des Kaffees, so wenig Porzellän anzutreffen. Man trinkt aus Tassen von Fayance. Der gemeine Bürger wohnt durchgehends höchst elend, und erstickt beinah in Staub und Schmuz.

In Ansehung der Kleidung der vornehmen und gemeinern Einwohner der Stadt findet man hier nichts, als was man überal in Frankreich und Deutschland siehet. Eine einzige Sache habe ich an den Mannspersonen gesehen, die mir nicht übel gefallen hat. Bei etwas kaltem Wetter sieht man sie mit Müffen von Tuch, worin sie die Hände wärmen. Ist es etwas warm, wie in der Mittagsstunde, so tragen sie diese Müffe unter dem Arm; wird es kälter, so wickeln sie dieselben aus einander, und dann sind es Mäntel, die sie sich umhangen.

Ueber-

Ueberhaupt sieht man an den Manieren der hiesigen Einwohner noch wenig von dem, was die Italiener sonst besonders an sich haben. Darin gleichen sie mehr den Franzosen, als den Italienern. Auch ist die französische Sprache hier ziemlich gemein. Sonst komt die hiesige Landessprache ziemlich mit der Provenzalischen überein, obgleich in öffentlichen Geschäften, vor den Gerichten und im Predigen die Italienische eingeführt ist. Am Ende dieser Beschreibung werde ich eine Probe der Nizzaischen Sprache geben.

Unter dem hiesigen Landvolk, von dem ich jezt sprechen werde, verstehe ich nicht das ganze Landvolk der Grafschaft Nizza, sondern die in dem Gebiete der Stadt, welches ich vorher beschrieben habe, zerstreut herum wohnenden Gärtner und Bauern. Wenige derselben sind die Eigenthümer der Güter, die sie bearbeiten; die meisten sind Pächter, die entweder um eine jährliche Rente, oder um die Hälfte des Ertrages das Land bauen und nuzen.

Da es schon in der Stadt etwas ärmlich aussieht, so wird man sich leicht vorstellen, daß bei diesen Leuten kein grosser Wohlstand hersche. Ihre Wohnungen sind durchgehends elend; zwar massive Häuser, die groß und räumlich genug sind, aber von den ehmaligen Bequemlichkeiten wenig übrig behalten haben. Gar sehr selten ist an einem solchen Haus noch ein Fenster, oder eine ganze Thüre. Wer sie sieht, ohne Menschen darin zu sehen, würde glauben, sie wären von langer Zeit her verlassen. Inwendig sehen sie mehr Viehställen, als menschlichen Wohnungen gleich. Sie sind meistentheils so räumlich, daß ausser dem Pächter auch der in der Stadt sich aufhaltende Eigenthümer darin wohnen, wenigstens ein Paar Zimmer darin haben könte. Aber dieses geschieht höchst selten. Der Eigenthümer komt entweder gar nicht hin; oder hält sich wenigstens nicht darin auf. Darum wird auch nichts ausgebessert.

Eben diese Leute, die man in ihren Häusern für halbes Vieh hält, findet man in ihrer Arbeit ganz ordentlich. Die Gärten werden mit grossem Fleis bestelt, und in sehr gutem

Stand gehalten, so daß das ganze Jahr durch immer und täglich etwas kan daraus gezogen werden. Es wird täglich eine unglaubliche Menge Küchengewächs nach der Stadt gebracht. Das Gepflanzte wird mit Düngen und Wässern wohl besorgt.

Viel Gärten können gewässert werden, wozu das wenige aus den Bergen kommende Wasser mit grossem Fleis genuzt wird. Man läst die kleinen Bächelchen nicht in ihren selbst gegrabenen Beeten laufen und sich halb in die Erde verlieren; man hat kleine Wasserleitungen gemauert, in denen kein Tropfen verloren geht. Wo sich eine kleine Wasserader zeiget, die nicht reich genug ist ein Bächelchen zu bilden, da wird es gleich in räumliche gemauerte Wasserbehältnisse, oder Zisternen, gesammelt, und aus diesen, wenn es nötig ist, auf das Land geleitet. Man findet ausserdem noch viel dergleichen gemauerte Behältnisse, in die man das Regenwasser zu demselben Behuf aufsammelt. Darin zeigt das Landvolk Fleis und Aufmerksamkeit.

Man hat hier einen unschäzbaren Vortheil für die Wasserleitungen und Zisternen dadurch, daß in der Gegend um Nizza eine Art Kalksteine gegraben werden, davon ein Kalk gebrant wird, der von dem Wasser undurchdringlich ist und doch sehr hart wird. Er vertrit also die Stelle des Zements, die damit gemauerten Wasserleitungen werden von Aussen nicht einmal feuchte, und die Zisternen halten das Wasser so gut, als metallene Gefässe thun würden.

Ich habe vorher des Düngens erwähnt. Auch dieser Artikel verdient hier eine besondre Anzeige, weil ich in keinem Lande gefunden habe, weder, daß man alles hiezu dienliche so gut zu Rathe hält, noch so gut anwendet. Der Landmann hat hier kein Vieh, als etwan ein oder zwei Esel, selten noch ein Paar Ziegen; eine Kuh ist etwas sehr seltenes. Daher mus notwendig der Dünger selten seyn. Aber der Fleis ersezt den Mangel. Alles was irgend von Unreinigkeit, die in Fäulnis übergeht, in einem Hause fält, wird sorgfältig in grosse in die Erde eingegrabene Krüge gesammelt, dort mit

Wasser

Wasser vermengt, und wenn es bis auf einen gewissen Grad der Gährung gekommen ist, zum Begiessen der Wurzeln der Gewächse gebraucht.

Gemeinlich hat jeder an einen gangbaren Weg stossende Garten ein kleines, gegen den Weg offenes, nach dem Garten aber ganz zugemauertes Häuschen, dessen sich die Vorbeigehenden bei anstossender Notdurft bedienen können. Dergleichen Häuschen sind, nach Kämpfers Bericht, in Japan an allen Landstrassen. Den meisten Dünger aber holt der Landmann aus der Stadt. Daselbst werden alle faulenden Materien mit der Sorgfalt aufbehalten, mit der man sonst die Lebensmittel zu Rathe hält. Dieser gesammelte Unrath wird verkauft und theuer bezahlt. Es gibt Häuser, die jährlich 100 Lire und darüber hieraus ziehen. Der Eigenthümer des Gartens, worin ich wohnte, hatte die Hälfte des Unraths von dem Gefängnis der auf die Galeeren verurtheilten Missethäter für 300 Lire in jährlicher Pacht. Dieser Dünger wird von dem Landvolk, vornämlich von den Gärtnern in kleinen Tonnen gefast und auf Eseln nach den Gärten gebracht. Damit wird, nicht das noch unbestelte Land gedüngt, sondern das schon gepflanzte Küchengewächs um die Wurzeln herum angegossen. Auch die jungen, oder neugesezten Orangenbäume werden damit begossen. Der Unrath, welcher in Berlin täglich in die Spree geworfen wird, würde in Nizza jährlich gewis mit 30,000 Rthlr. bezahlt werden.

Die Gärten sind hier von einem sehr starken Ertrag. Der Eigenthümer des Gartens, darin ich wohnte, der ihn um die Hälfte des Ertrages vermiethet hatte, sagte mir, daß sein jährlicher Antheil daran, ein Jahr ins andre gerechnet, sich auf 1000 Lire belaufe. Dieser Garten ist 150 gemeine Schritte lang, und 150 breit, und besteht fast ganz aus Küchenland; denn es sind wenig Zitronen- und Pomeranzenbäume darin. Ein Gärtner, mit dem ich da Bekantschaft gemacht hatte, gab von seinem gepachteten Garten, der 150 Schritte lang und 150 breit ist, jährlich 700 Lire Pacht.

Die andern etwas weiter von der Stadt abliegenden Güter werden weder so sorgfältig bearbeitet, noch so gut genuzt, als die Gärten. Die meisten sind als Pachtgüter zu klein, und vielleicht kaum gros genug, die darauf wohnende und arbeitende Familie reichlich zu ernähren. Ich konte es in der That nicht begreifen, wie so kleine Güter den Pächter und seine Familie ernähren, und auch noch dem Eigenthümer ungefähr eben so viel einbringen könten. Freilich lebt dieses Pächtervolk sehr elend. Der Anbau des Landes selbst leidet darunter. Denn, da die Pächter unmöglich vom Landbau allein leben können, so suchen sie durch mühsame Nebenwege etwas Geld aus der Stadt zu ziehen und versäumen dadurch die Arbeit am Land. Einige raffen kleines Gesträuch, Baumreiser, abgeschnittene Weinranken, oder Kienäpfel zusammen, laden es auf einen Esel und fahren damit zu Markte, um etliche wenige Sols nach Hause zu bringen, die ihnen die Versäumnis am Feldbau schwerlich bezahlen. Andre bringen Eier, weichen Ziegenkäs und saure Milch nach der Stadt. Man trift deswegen, zu welcher Jahrszeit es sey, allezeit weit mehr Menschen mit ihren Eseln auf den Wegen nach der Stadt, als auf dem Feld an.

Um einigen Begrif von dem hiesigen Landbau zu geben, wil ich folgendes über die fast algemeine Einrichtung dieser Güter anmerken.

Neben dem zum Gute gehörigen Hause, von dem man sich aus dem, was ich bereits über diese Häuser gesagt habe, einen Begrif machen kan, ist ein kleiner ebener Plaz, auf dem das Getreid ausgedroschen, oder vielmehr ausgetreten wird. Dicht daneben wird das gewonnene Stroh in einem Schober, oder um eine hohe Stange in einen spizigen Haufen aufgesezt, bewahrt. Zunächst an dem Hause ist auch ein kleiner Plaz, der einen Garten vorstelt, weil man etwan eine Laube von Weinreben, ein Paar Pomeranzen, oder einige Feigenbäume, nebst etwas Küchengewächs darauf sieht. Alles andre zum Gute gehörige Land ist in schmale Beete von 10 bis 14 Fus breit eingetheilt. Wo das Land eben, oder doch

nicht

nicht zu steil ist, sind längs den Abtheilungen der Beete Weinreben wie Spaliere gepflanzt, so daß jedes Beet von zwei Weinspalieren eingeschlossen ist. Wo aber das Land steil ist, daß man es hat in Terrassen abtheilen müssen, da ist jede Terrasse ein solches Beet, und an der Mauer, welche die folgende Terrasse unterstützt, sind die Weinreben gepflanzt. Die Beete, in welche der Boden eingetheilt ist, werden wechselsweise mit Getreid und mit Saubohnen bestelt. Selten stehen, stat der Saubohnen, Erbsen, Kohl, Artischocken, oder andere Küchengewächse. Der gröste Theil des Landvolks scheint keine Feldfrüchte zu kennen, als Getreid und Saubohnen.

Auf einigen Gütern, doch selten, stehen in den Weinspalieren, auch Obstbäume, Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche, Mandel, Feigen, Aepfel u. s. w. Aber diese Bäume läst man durchgehends wild aufwachsen, ohne sich die geringste Mühe mit Pfropfen, oder Beschneiden derselben zu geben, weswegen auch das Obst hier sehr schlecht ist. Stat dieser Obstbäume stehen auf einigen Gütern Maulbeerbäume zum Seidenbau.

Gemeinlich stehen um diese Grenzen des Guts herum, auch überal auf rauhen Stellen, wo dergleichen sind, die Olivenbäume. Auf hohen Gütern, die viel rauhes Land haben, sind beträchtliche Pläze, wie Baumgärten, durchaus mit Olivenbäumen besezt. Doch wird auch hier das Land unter den Bäumen noch mit Korn besäet.

Dieses ist nun die ganze Herlichkeit eines um Nizza liegenden Landguts. Von Wiesen, Weidung, Holzung weis man hier nichts. Wo etwan ein steiler, hoher Boort ist, der nicht angebaut werden konte, da wachsen einige wilde Bäume, als Eichen, Rüstern und verschiedenes kleinere Gesträuch. Dieses wird als Holzung genuzt, und das Wenige an solchen Boorten wachsende Gras ist die Weide für Ziegen und Esel. Zum Brennen hat der Landmann kein andres Holz, als die jährlich abgeschnittenen Weinranken und vertrocknete Aeste von Bäumen. Die Stämme abgestorbener

Bäume werden zu Brenholz gehauen und in die Stadt verkauft. Die wenigen Reiser, die der Landmann für sich behält, sind zu seiner Notdurft hinreichend; denn es wird nicht nur im Winter kein Zimmer geheizt, sondern auch zum täglichen Gebrauch sieht man selten einen Schornstein rauchen. Das Brod läst der Bauer in der Stadt backen, und so braucht er fast gar kein Holz.

Demnach tragen die hiesigen Güter etwas Korn und Bohnen; etwas Wein, Obst, oder auch Seide und einige Gartengewächse; der Hauptertrag aber ist das Oel. Sehr selten sieht man ein Stückchen Land mit Hanf oder Flachs bestelt. An weiter in die Berge hinein liegenden Orten findet man ganze Weinberge und beträchtliche Olivenwälder, und dorthin sind die Güter auch meistentheils grösser.

Alles Land, worauf gesäet und gepflanzt wird, bearbeitet der Bauer mit einer sehr breiten Hacke, womit er es wenigstens anderthalb Fus tief umgräbt. Von den Beeten, in die das Land eingetheilt ist, wird jährlich eines von zweien gedüngt; das gedüngte wird mit Getreide besäet, das andre mit Bohnen bepflanzt, und damit jährlich umgewechselt.

An den meisten Orten habe ich das Getreid sehr schön gefunden. Auf den Ebenen fand ich es hie und da ausserordentlich schön und so fett, daß man den Weizen beinah für Schilfrohr hätte halten können. Auf dem besten Lande sol die Ernte die Saat funfzehnfältig wiedergeben.

Ich finde folgendes an dieser Landwirtschaft auszusezen. Erstlich scheint es mir sehr übel gethan, daß die Hälfte des Landes mit Saubohnen bestelt wird, einer Frucht, die, so lang die Bohne grün ist, zwar gut schmeckt, aber getrocknet eine der rauhesten Speisen ist, die ich kenne. Ich habe mir diese Hauptspeise des hiesigen Landmanns einmal kochen lassen, konte sie aber durchaus nicht essen. Allein dies Volk ist so in diese elende Kost verliebt, daß gar viele solche Bohnen gekocht in den Taschen tragen, um, so oft ihnen die Lust ankomt, davon zu essen. Ich habe auch gesehen, daß sie den Betlern auf den Strassen etwas davon stat eines Almosens geben.

geben. Erbsen, oder Pataten, wären meiner Meinung nach weit vorzüglicher anzubauen. Zweitens ist die Verabsäumung des Obstes ein grosser Fehler. Wenn die Bäume gepfropft und ordentlich geschnitten würden, könte man einen weit vortheilhaftern Ertrag davon erwarten. Drittens zeigt der hiesige Landmann sogar in Ansehung des Hauptartikels, nämlich des Oels, grosse Nachlässigkeit. Er läst die Olivenbäume ebenfals wild aufwachsen, und hilft ihnen sehr selten durch beschneiden, oder ausputzen 5). Daher hier die Oliven durchgehends viel kleiner sind als in der Provence. An rauhen Orten habe ich sie so klein, als die kleinste wilde Vogelkirsche, auch so gar nicht grösser als Erbsen, gesehen.

Ungemein ärgerlich aber war mirs, daß der Landmann sogar viel Oliven umkommen läst. Sie fallen, eh er sie samlet, in grosser Menge ab, und bleiben liegen, bis die Haupteinsamlungszeit komt, da denn die Hälfte der abgefallenen schon zertreten, oder verfault ist. Ich habe an gar viel Orten mit alten vertrockneten Oliven von vorhergehenden Jahren den Boden ganz bedeckt gesehen. Der hiesige Landmann ist also in seiner Arbeit zwar mühsam, aber nicht nachdenkend. Mir schien es, daß mit mehr Nachdenken und Sorgfalt der Ertrag eines solchen Gutes könte verdoppelt werden. Aber diese Leute scheinen zufrieden zu seyn, wenn sie auf die kümmerlichste Weise die elende Nahrung, die sie haben, erwerben, darum ist das Landvolk durchaus sehr arm.

Aber in Ansehung seines Karakters scheint es ein sehr gutes, sanftmütiges, arbeitsames, aber höchst unwissendes und fast gedankenloses Volk zu seyn. Bei der unzähligen Menge dieser Leute, die täglich unter meinen Fenstern hin und her zogen, habe ich nie Streit und Zank gehört, obgleich



5) Es scheint, daß diese Leute so wie die Einwohner auf Minorka denken, die sich noch nicht haben einfallen lassen ihre Fruchtbäume zu beschneiden. Wenn man ihnen davon spricht, so sagen sie: Gott wisse am besten, wie ein Baum wachsen sol. S. Armstrong's Beschr. v. Minorka.

oft Betrunkene darunter waren. Die Weiber und die jungen Dirnen, die man häufig auf ihren Eseln nach der Stadt, oder von da zu Hause reitend antrift, zeigen ihre Arbeitsamkeit dadurch, daß sie während dem Reiten sich mit Spinnen beschäftigen. Dieses thun sie auch, wenn sie zu Fusse gehen; denn, was sie zu tragen haben, tragen sie in Körben auf dem Kopf, ohne es zu halten.

Munterkeit und Fröhlichkeit zeigt das junge Landvolk dadurch, daß es sich an den Feiertagen des Abends zum Tanzen unter freiem Himmel versamlet. Sie machen sich dabei lustig, ohne in Ausgelassenheit auszuschweifen. Aber ihr Tanzen hat nichts merkwürdiges. Eine besondre Art Lustbarkeit, deren sie währender Fastenzeit geniessen, sind die sogenanten Festins, dabei es folgendermassen zugeht.

An gewissen Sontagen, auch wol an andern Kirchenfeiertagen, versammelt sich das ganze Landvolk, auch das gemeine Volk aus der Stadt, gleich nach Mittag, bei gewissen Kirchen, oder Kapellen, die in der Gegend um Nizza liegen. Auf einem räumlichen Plaz neben der Kirche, oder Kapelle, sind eine Menge Tische aufgestelt, wie zu einem Jahrmarkt; diese sind mit allerhand Eswaaren, Kuchen, Rosinen, Mandeln, gekochten Kästanien, und andre mit Wein reichlich beladen. Hier versammelt sich also jung und alt in dem besten Staat, mit Blumensträussern, Bändern, Flittergold und andern Zierräthen behängen, sind vergnügt, kaufen sich, was zu essen und zu trinken da ist, drängen sich hin und her, um zu sehen und gesehen zu werden. Wo Plaz dazu ist, da lagern sie sich in zerstreuten Haufen unter Bäume, oder an grüne Boorte, und lassen da das Weinglas fleissig herumgehen. Inzwischen wird auch in der Kirche, oder Kapelle, Vesper gehalten. Da sieht man beständig an der Kirchthüre ein Gedräng von Aus- und Eingehenden, währender Zeit, da die, welche draussen sind, sich lustig machen.

Die Bürger aus der Stadt und auch der Adel sind als Zuschauer dabei. Das Gedräng ist insgemein sehr gros, und alles ist munter und fröhlich, ohne zu wissen warum, und

blos

blos deswegen, weil viel müssige Menschen da zusammen kommen, die sich vorgesezt haben, diesen Nachmittag sorgenlos und fröhlich zu seyn, auch ausserordentlich etwas zur Erquickung zu geniessen. Auf den Abend kehrt Alles vergnügt nach Hause zurück Den gegen die Stadt Zurückkommenden ziehen dann die Einwohner der Stadt, die nicht so weit haben gehen wollen, um das Festin in der Nähe zu sehen, haufenweis entgegen, um die zurückkommenden, oft wohlbezechten Truppen zu sehen.

Ich habe gesagt, daß man bei dieser Gelegenheit das Landvolk in seinem besten Puz sehe. Von diesem will ich noch etwas hinzuthun, weil er mir sehr wohl gefallen hat.

Den Mannspersonen steht ihre Feiertagskleidung überaus gut. Sie tragen sehr kleine, eng am Leib sizende, und nur bis an den Gürtel reichende Kamisöler von Tuch, und über diese artige Westchen, oder sehr kurze Röcke, von demselben Tuch; diese haben sehr enge Ermel mit ganz kleinen Aufschlägen, und sehr kurze, etwan eine Spanne lange Schösse mit Taschen. Um die Kamisöler winden sie am Unterleib eine rothe, oder blaue Schärpe. Die Unterkleider sind von demselben Tuch und sehr eng; dann folgen braune, oder blaue wollene Strümpfe. Am ganzen Leib ist bei dieser Kleidung keine Falte zu sehen, und sie steht wohlgewachsenen Mannspersonen sehr gut. Die Haare binden sie hinten zusammen, ohne die Zöpfe einzuflechten. Die recten Staat machen, stecken noch etwan ein seidenes Band durch ein Paar Knopflöcher der Ueberweste, oder einen Straus von Blumen, oder eine Zierrath von Flittergold. Die Hüte sind wie die unsrigen.

Auch die Weibspersonen sind ganz artig gekleidet. Die jungen verheiratheten Frauen kan man von den unverheiratheten Mädchen daran unterscheiden, daß jene seidene Kleider tragen. Diesen Staat muß jeder junge Bauer seiner Braut schaffen, und der wird für ein so unumgänglich notwendiges Stück zum Heirathen gehalten, als das Bett in Deutschland.

Die

Die weibliche Kleidung besteht aus einem engen Brustleibchen, auf der Brust mit Bändern ausgeziert und mit Blumensträussern besteckt, insgemein von gestreiftem Taffend, einem ziemlich langen seidenen Rock, oder Jupe, mit einer Schürz, beide ohne andre Verzierung, oder Garnitur. Die Unverheiratheten haben dergleichen Kleider aus gemaltem baumwollenem, oder gestreiftem Leinenzeug. Der Kopfpuz ist sehr artig. Die durchgehends pechschwarzen Haare werden in einen Zopf zusammengebunden, dieser wird mit einem weissen, rothen, oder grünen Band dergestalt umwunden, daß die Haare zwischen zwei Umgängen des Bandes blos bleiben. Daraus entstehen also bunte, schwarz und weisse, oder schwarz und rothe u. s. f. Zöpfe, die so um die Schläfe und Stirne geführt werden, daß sie eine Krone um den Kopf herum bilden. Uebrigens bleibt der Kopf blos. Das gemeine Volk beiderlei Geschlechts trägt, wenn es sich nicht puzen wil, die Haare in einem grünen Nez, welches stat der Müze dienet, und ganz lose den Kopf bedeckt [6].

Uebrigens ist das weibliche Geschlecht hier wohlgebildet. Der Kopf ist klein, nach einem sehr schönen Oval gerundet, von einem wirklich edlen Profil. Die Nasen sind besonders ungemein wohl gebildet, mit einer sehr sanften Erhöhung von der Stirn gegen die Spize, welche genau das Mittel hält zwischen dem, was man eine spizige und stumpfe Nase nent. Die Augen sind meistentheils schwarz, und von lebhaftem, wizigen, sogar etwas mutwilligem Blick. Offenbar hat dieses Landvolk eine Nazionalbildung, die ungefähr dies-

6) Dieses Haarnez ist eine sehr alte, und, und wo ich mich recht besinne, schon bei den alten Griechen gebräuchliche Tracht, die gegenwärtig überal längs der disseitigen Küste des mittelländischen Meeres im Gebrauch ist. Twiß gedenkt derselben in seiner Reise durch Portugal und Spanien. Die Portugiesen nennen dies Haarnez Redecilla. Siehe auch den Brief von der span. Kleidungsart. D. Mus. Sept. 1776. S. 776. 77.

dieselbe ist, die man in der Provence sieht. In der Stadt aber wird man sie nicht gewahr.

Das Landvolk scheint durchgehends höflich, dienstfertig und gegen Vornehmere überaus ehrerbietig, und wäre ohne Zweifel in der Bildung sehr viel schöner und im Karakter munterer, wenn es den Druck der Dürftigkeit weniger fühlte, und bessere Nahrung hätte. Man mus sich in der That wundern, daß es bei seinen elenden Umständen noch so schön und so munter ist, dieses kan nur von dem Klima herrühren.

Die Fortsezung folgt.

---

2.

# Nachricht von den Veränderungen der Zunfteinrichtungen in Frankreich im Jahr 1776.

von

Christ. Wilh. Dohm.

---

Unter allen Veränderungen, die zu unsrer Zeit in der innern Regierung der europäischen Staaten vorgegangen sind, scheint mir die Abänderung der französischen Zunfteinrichtungen vorzüglich wichtig, und der Aufmerksamkeit eines denkenden Menschen würdig.

Die Zünfte in den meisten Gewerben und Handwerkern sind eine Einrichtung, bei deren Entstehung man fast bis auf die der europäischen Staaten zurückgehen mus, *) und

*) Dies Alterthum ist kein Grund für und auch nicht wider die Zünfte. Man hat auch bei ihnen den in der Politik sehr gewöhnlichen Fehlschlus gemacht, daß eine Einrichtung, die zu gewissen Zeiten, an gewissen Orten, unter gewissen

und die nun einmal in das ganze System unsrer bürgerlichen Verfassung so innig und genau verwebt sind, daß man bisher auch nur Aenderungen in denselben nie ohne wichtige Bedenklichkeiten, und selten, ohne auf mannigfache Schwierigkeiten zu stossen, vornehmen konte. Man hat schon lange und nach meiner Einsicht überzeugend bewiesen, daß die Zünfte nach den Grundsäzen einer weisen Politik nicht zu rechtfertigen sind; daß sie keinen Vortheil, aber sehr viele Nachtheile zu notwendigen Folgen haben; daß sie die natürlichen und heiligen Rechte der Menschen beleidigen; daß sie die Indüstrie und den Empfindungsgeist niederschlagen; daß sie oft dem Stümper, wie dem fähigen und geschickten Arbeiter nüzen; daß sie keine Sicherheit für die Güte der Waaren geben, sondern vielmehr dem Publikum schlechtere und theurere Waaren aufdringen.

Bei allen diesen auch in Deutschland ziemlich ausgebreiteten Einsichten von den wichtigen politischen Nachtheilen der Zünfte hat man doch in Deutschland noch nie auf eine gänzliche Abschaffung derselben zu denken gewagt. Der bekante Reichsschlus von 1731 hat nur die gröbsten Handwerksmisbräuche abzustellen sich begnügt, und doch hat die Volziehung desselben, wie fast in allen deutschen Ländern bekant genug ist, und wie selbst das Reichsgutachten vom J. 1771 (über eben diesen Gegenstand bekent,) an sehr vielen Orten nicht zur Volziehung gebracht werden können, und an manchen sogar unüberwindlich geglaubte Hindernisse gefunden.

wissen Bedingungen gut war, nun auch zu allen Zeiten, an allen Orten, unter allen Bedingungen gut seyn müsse. So waren vielleicht die Zünfte ursprünglich notwendige Ermunterung der anfangenden Indüstrie; vielleicht notwendige öffentliche Billigung und Schuz des Fleisses der niedern Stände gegen die Raubsucht der höhern! Ich bin fast überzeugt, daß die meisten politischen Anstalten unsrer Vorfahren weise waren für ihre Zeit; nur wir sind unweise, sie auch in unsrer Zeit beizubehalten!

funden. *) Alle diese Schwierigkeiten schienen dem Generalkontrolleur Türgot — unstreitig einem der edelsten und vortreflichsten Männer, die je die Angelegenheiten der Nazionen verwaltet haben, — nicht unübersteiglich. Er bewog Ludwig XVI. die Zünfte in allen Gewerben und Handwerken ganz aufzuheben. Die meisten Leser werden diese merkwürdige Veränderung vermutlich nur unvolständig aus Zeitungsnachrichten kennen; es wird ihnen also angenehmer seyn, etwas genauer davon unterrichtet zu werden. Meine Quellen sind die beiden königl. französischen Edikte vom Februar und August 1776 und die Gegenvorstellungen des Parlaments von Paris, welche diese Veränderung zum Zweck haben.

Das erste dieser Edikte: Edit du Roi portant suppression des Jurandes, et Communautes de Commerce, Arts et Metiers; donné à Versailles au mois de Fevrier **) Registré le 12 Mars 1776; fängt damit an, die mannigfachen Ungerechtigkeiten und Misbräuche, welche die Zünfte einschliessen, in gedrängter Kürze herzuzählen. Hier ist ein Auszug:

„Das heiligste Recht der Menschen ist das zu arbeiten; alle Bürger können von der höchsten Gewalt dabei geschüzt zu werden verlangen, besonders diejenigen, welche kein ander Eigenthum haben, als ihre Arbeit und ihren Fleis. Die Einrichtungen, welche dieses Recht beleidigen, sind sehr alt, aber weder Zeit, noch vorgefaste Meinung, noch Befehle der höchsten Gewalt können solche Einrichtungen rechtfertigen.„

„In

*) S. besonders Hrn. Siebers Abhandlung von den Schwierigkeiten in den Reichsstädten, das Reichsgesez von 1731 wegen der Misbräuche bei den Zünften zu volziehn. Goslar 1771.

**) Die königl. französ. Edikte werden allemal nur nach dem Monat datirt, weil zu ihrer gesezlichen Gültigkeit die Registrirung im Parlament erfodert wird, welches dann den Tag, da dieses geschehn hinzusezt.

„In allen Städten des Reichs befindet sich die Ausübung gewisser Gewerbe und Handwerker ausschlieslich in den Händen einer kleinern Zahl von Meistern, die in eine Zunft vereinigt sind; und dann ein ausschliessendes Recht haben, gewisser Gegenstände des Handels allein zu verfertigen und zu verkaufen. Kein Bürger, der Neigung hat ein Gewerbe zu treiben, darf es thun, wenn er nicht die Meisterschaft erworben hat, und dieser geht eine langwierige, entweder schädliche oder doch überflüssige Prüfung vorher, und nach derselben mus der Eintrit in die Zunft doch noch mit einem Theile des Vermögens erkauft werden, das der Anfänger zu Anlegung seines Gewerbes hätte anlegen können und das also nun für ihn blosser Verlust ist. Alle, die nicht so viel Vermögen haben, diesen Verlust zu leiden, sind gezwungen, unter dem Joche der Meister einen sehr precairen Unterhalt zu suchen, und ewig in der Dürftigkeit zu schmachten, oder mit ihrer Indüstrie, die sie dem Vaterlande so nüzlich gemacht haben könte, in fremde Staaten zu entwischen.„

„Alle Bürger sind durch diese Einrichtungen des Rechts beraubt, diejenigen Arbeiter zu wählen, die sie gebrauchen wollen, und daher auch aller Vortheile, die ihnen die Konkurrenz in Absicht des wohlfeilen Preises und der Güte der Waaren geben würde. Sie sind bei jedem Bedürfnis den wilkührlichen Kaprizen und Chikanen derer ausgesezt, die das aleinige Recht haben, diese Bedürfnisse zu befriedigen.„

„Diese Misbräuche sind nach und nach entstanden; sie sind ursprünglich das Werk des Interesse der Privatpersonen, die sie gegen das Publikum errichtet haben; erst nach länger Zeit hat ihnen die bald hintergangne, bald durch einen Schein von Nuzen verleitete höchste Gewalt, eine Art von gesezlicher Sankzion gegeben.„

„Die Quelle des Uebels liegt in der den Handwerkern gegebenen Erlaubnis sich zu versamlen, zu einem Korps zu vereinigen. Vielleicht führte blos die Leichtigkeit die Bürger nach ihren Gewerben zu klassifiziren zuerst diese

Ge-

Gewohnheit ein; und so entstanden aus den verschiednen Gewerben eben so viel verschiedne kleine Geselschaften, aus denen die grosse algemeine Geselschaft zusammengesezt war. Diese besondern Geselschaften machten sich jede ihre Statuten, und erschlichen ihnen unter mancherlei Vorwand des algemeinen Besten, die Bestätigung der Polizei.„

„Die Basis dieser Statuten ist allemal, von dem Recht ein gewisses Gewerbe zu treiben, alle und jede auszuschliessen; die nicht Glieder der besondern Geselschaft sind; und die Hauptidee in allen diesen Statuten ist, so viel möglich die Zahl der Meister einzuschränken, und der Erwerbung der Meisterschaft für alle andre, als die Kinder der jezigen Meister, fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenzusezen. Dahin zweckt die Vervielfältigung der Kosten und der Formalitäten bei der Aufnahme; die Schwierigkeiten bei dem Meisterstück, das allezeit ganz wilkürlich beurtheilt wird; die Kostbarkeit und unnüze Dauer der Lehrjahre; die immer verlängerte Dienstbarkeit des Gesellenstandes; Einrichtungen, die nebenher noch den Zweck haben, die Aspiranten mehrere Jahre für den Vortheil der Meister umsonst arbeiten zu lassen.„

„Vorzüglich bemühten sich die Zünfte, alle Waaren der Fremden aus ihrem Gebiete zu verbannen, unter dem Vorwande, daß sie schlecht gearbeitet wären. Dieser Grund bewegte sie sogar für sich selbst Reglements zu verlangen, welche die Güte der zu verarbeitenden Materien, und die Art der Verarbeitung vorschrieben. Diese Reglements hielten nicht nur die fremden Waaren zurück, sondern sie unterwarfen auch alle Meister der Gewalt der Häupter der Zünfte, denen die Ausübung dieser neuen Geseze übertragen war.„

„Unter den vielen unvernünftigen durch den Eigennuz der Meister jeder Zunft eingegebnen Statuten, ist auch eins, welches alle ausschliest, welche nicht Söhne von Meistern sind, oder Witwen von Meistern heirathen; ein anders schliest alle Fremden aus, und versteht unter diesem Worte alle,

die in einer andern Stadt geboren sind. Der Geist des Monopols ist gar so weit gegangen, die Weiber von solcher Arbeit auszuschliessen, die doch für ihr Geschlecht die schicklichste ist, wie die Stickerei, die sie für ihre eigne Rechnung nicht unternehmen dürfen.„

„Zu dem Eigennuz der Privatpersonen trat bald auch das Interesse der Regierung hinzu, die den Zünften Privilegia und Rechte verkaufte. Ausser den Auflagen auf die Zünfte und Meisterschaften selbst, errichtete man unter vielfachen Benennungen verschiedne Aemter in den Zünften, und zwang sie, diese Aemter weiter abzukaufen mit Kapitalien, die man sie zu borgen autorisirte; und zur Bezahlung der Interessen versezte man ihnen die Einkünfte, die für jene Aemter bestimt waren *). Diese Finanzvortheile machten, daß man in

*) Dies war eine ungemein küzliche Finanzoperazion. Die eigentlichen Worte des Edikts sind folgende: on a crée dans les Communautes des Offices sous differentes denominations; et on les a obligées de racheter ces Offices au moyen d'emprunts, qu'elles ont eté autorisées á contracter et dont elles ont payé les interets avec le produit des gages ou des droits qui leur ont eté alienés. Ich denke mir die Sache so: Der König errichtete für jede Zunft gewisse Aemter zur Oberaufsicht über dieselben, und bestimte ihnen einen Gehalt, den die Zunft bezahlen muste. Diese Aemter muste die Zunft mit gewissen Summen abkaufen, und um dies zu können, borgen. Hiezu wurde sie autorisirt und ihr zugleich der für jene von ihr abgekaufte Aemter bestimte Gehalt, den sie nun nicht bezahlen durfte, angewiesen, um davon die Zinsen abzutragen; d. h. mit zwei Worten: Die Zunft muste ein Kapital borgen, um es dem König zu geben, und zu Bezahlung der Zinsen wurde sie an ihre eigne Kasse gewiesen. Man sieht, die Sache ging durch einen ziemlichen Umweg, aber solche Umwege sind in dem französischen Finanzwesen sehr was gewöhnliches. Es gehört einige Uebung dazu, um seine Sprache und Operazionen zu verstehn. Nichts ist leichter, wenn man von jemand Geld haben wil, als es geradezu zu fodern; so was Leichtes

in so langer Zeit nicht sehn wolte, welch einen unermeslichen Schaden die Zünfte der Indüstrie thun, und wie sie in die natürlichen Rechte der Menschen eingreifen. Einige haben die Verblendung gar so weit getrieben, zu behaupten, das Recht zu arbeiten sey ein Regale, das der Regent verkaufen könne, und die Unterthanen kaufen müsten.„

„Wir eilen, sagt Ludwig XVI, eine solche Maxime zu verwerfen. Da Gott den Menschen Bedürfnisse gab, und ihm die Arbeit notwendig machte, verlieh er auch jedem Menschen, als sein Eigenthum, das Recht zu arbeiten; und dieses Eigenthum ist das erste, das heiligste, das unverjährbarste von allen. Wir wollen also diese wilkührlichen Einrichtungen abschaffen, die dem Dürftigen nicht erlauben, von seiner Arbeit zu leben; die ein Geschlecht zurückstossen, dem seine Schwäche mehr Bedürfnisse und wenig Ressourcen gibt, die es also zu einem unvermeidlichen Elend verdammen, und der Verführung und Ausschweifung noch mehr aussezen; die Nacheiferung und Indüstrie verbannen, Talente unnüz machen; die den Staat und die Gewerbe aller Einsichten berauben, welche Fremde ihnen zuführen könten; die den Erfindern vielfache Schwierigkeiten entgegensezen und ihnen nicht erlauben zu verfertigen, was doch sie, nicht die Zünfte erfunden haben; die durch die grossen Summen, womit das Recht zu arbeiten mus erkauft werden, die vielen andern Auflagen, Prozesse, Strafen u. s. w. die Indüstrie mit einem ausnehmend hohen Impost belegen, der die Unterthanen drückt, für den Staat unnüz ist.„

„Wir fürchten auch gar nicht, daß viele Handwerker diese allen verliehene Freiheit misbrauchen, und das Publi-



Leichtes darf man bei einer Verfassung, an deren Verfeinerung so viel subtile Köpfe gearbeitet haben, nicht mehr erwarten. Aemter zu errichten, blos damit sie abgekauft werden können, darauf fält nicht jeder. So eine Operazion verdiente von einem Generalkontrolleur unter Ludwig XV erdacht und unter Ludwig XVI verworfen zu werden!

kum mit schlechten Waaren überschwemmen werden. Die Freiheit hat noch nirgends diese Wirkung hervorgebracht. Wir haben hier selbst in unsern Vorstädten *) und andern privilegirten Orten ein Beispiel davon, weil hier alle Art von Arbeit nicht schlechter gemacht wird, als mitten in Paris. Jederman weis, wie wenig die Zunftpolizei zur Güte der Waaren beitrage.„

„Alle, die den Gang des Handels kennen, sind auch überzeugt, daß jede wichtige Unternehmung des Handels oder der Indüstrie, die Vereinigung zwei Arten von Menschen fodre, des Unternehmers, der die rohen zu verarbeitenden Materien und die nötigen Werkzeuge anschafft, und der Arbeiter, die für jenes Rechnung arbeiten und einen Lohn bekommen. Dieser Unterschied zwischen Unternehmer, und Meister, Arbeiter oder Gesellen ist auf die Natur der Sache gegründet, und hängt gar nicht von der wilkührlichen Einführung der Zünfte ab. Wer in einem Gewerbe seine Kapitalien anlegt, hat das gröste Interesse, seine angeschafften rohen Materien nicht schlechten Arbeitern anzuvertrauen, die ihm solche Waaren liefern, welche die Käufer abschrecken würden. Man darf eben so wenig fürchten, daß viele Menschen so unverständig seyn werden, sich in ein Gewerbe einzulassen, das sie gar nicht verstehn und wo sie ihre Arbeiter nicht prüfen und leiten können, und also gewis ihr Vermögen verlieren würden.„

„Wegen der Schulden der Zünfte sollen die nötigen Einrichtungen gemacht werden, und die Regierung verspricht für ihre richtigste Abtragung zu sorgen.„

Aus den angeführten Gründen werden nun alle Zünfte der Kaufleute und Handwerker gänzlich abgeschaft, und alle denselben von den vorigen Königen gegebne Privilegia und Freiheiten zurückgenommen. Alle Lehrjahre (nämlich notwendig bestimte) der Gesellenstand und die Meisterstücke werden

*) In den Vorstädten von Paris gibt es keine Zünfte; jederman hat daselbst die Freiheit zu arbeiten.

den aufgehoben. Jedem, von was Stand und Beschaffenheit er seyn möge, auch den Fremden, auch wenn sie nicht naturalisirt sind, sol es erlaubt seyn, in dem ganzen Reiche und besonders in der Stadt Paris jede Art von Gewerbe, Kunst und Handwerk zu treiben; welche und wie es ihnen gefält; auch können sie mehrere mit einander verbinden, und von einer zur andern übergehn. In dieser Freiheit sol niemand unter irgend einem Vorwand gehindert und gestört werden können.„

„Von dieser algemeinen Aufhebung werden nur noch fürs erste die Barbiers, Perückenmacher und Baders (aus Finanzgründen, weil die Regierung sich noch nicht im Stande sieht, die ihnen für Geld verliehne Freiheiten durch Wiederbezahlung zurückzunehmen) wie auch die Apotheker, Goldschmiede und Buchdrucker, (weil dieser ihr Gewerbe unmittelbar die öffentliche Sicherheit und das menschliche Leben angeht) auszunehmen, leztere nur so lange, bis man zu einer genauern Aufsicht über dieselben die nötigen Maasregeln wird genommen haben. Um die öffentliche Ruhe zu sichern, und die verschiednen Kaufleute, Künstler und Handwerker unter der Aufsicht, so wie unter dem Schuz der Polizei zu erhalten, sollen alle, welche irgend ein Gewerbe oder Handwerk, oder mehrere zugleich treiben wollen, ihre Namen und Wohnungen bei der Polizei (aber ohne alle Kosten) einregistriren lassen, und alsdann, nicht nach ihrem Gewerbe, sondern nach ihren Wohnungen klassifizirt werden. In jedem Quartier sollen jedes Jahr ein Syndikus und zwei Gehülfen (Adjoints) gewählt werden, welche die algemeine Polizeiaufsicht über alle Kaufleute und Handwerker ihres Quartiers haben, und wichtige Sachen an den Generalpolizeilieutenant von Paris berichten sollen, der die oberste Aufsicht über alle Gewerbe, Künstler und Handwerker dieser Stadt hat. Diese Bedienungen werden ohne allen Gehalt verwaltet, und niemand darf sich weigern, sie anzunehmen. Alle Streitigkeiten, die unter 100 Livres betragen, werden von dem Generalpolizeilieutenant, ohne Kosten der Parteien entschieden. Alle bis

jezt anhängige Prozesse unter den Zünften selbst über ihre gegenseitige Rechte fallen durch dieses Edikt weg, und werden gänzlich unterdrückt.

Dies ist der wesentliche Inhalt dieses Edikts, an welchem Weisheit und Gerechtigkeit der Grundsäze, mit edler Simplizität ausgedrückt, niemand verkennen wird. Der jeztregierende König von Frankreich hat schon in mehrern Fällen bewiesen, daß er den Mut habe, die vor ihm in der Regierung begangne Fehler frei zu bekennen, und das Schädliche der bisherigen Einrichtungen ganz offen und deutlich darzustellen, — weil Er auch den Mut dabei hat, diese Fehler zu verbessern.

Der Ausführung dieses Edikts sezte sich ein zwar bald besiegter, aber doch immer wegen der Seite, von der es herkam, merkwürdiges Hindernis entgegen.

Als König Heinrich III 1581 allen Zünften in Frankreich ihre jezige Form gab, und sie algemein in allen Städten des Reichs einführte, widersezte sich das Parlament von Paris diesen Einrichtungen; und als jezt Ludwig XVI sie abschaffen wolte, widersezte sich eben dies Parlament. Es weigerte sich das Edikt zu registriren, und übergab dem Monarchen: Remontrances contra la suppression des Jurandes etc. Ihre Hauptgründe sind folgende: „Die Zünfte geben eine genauere, strengere und doch weniger drückende Polizeiaufsicht über die zahlreiche Klasse von Menschen, die blos durch ununterbrochne Arbeit leben, und deren Vortheil die Unterbrechung der algemeinen Ruhe ist, — eine Aufsicht, die auf keine andere Art möglich seyn wird. Diese kleinen engeren Verbindungen erleichtern die Regierung des Ganzen, die durch die Zerstreuung in alle Details ihre Kraft verlieren wird. Die neuangeordnete Aufsicht wird diesen Zweck nicht erhalten, und es ist wenigstens allemal gefährlich, die algemeinen und lang gewohnten Bande der Gesellschaft auf einmal zu zerreissen. Die öffentliche Sicherheit komt in Gefahr! — Die französischen Manufakturen haben bisher bei den Zünften in gröstem Flor gestanden, und der grosse Colbert hat sie

nicht

nicht misbilligt. Die rohen und unwissenden Handwerker werden nun täglich von einer Art Arbeit zur andern überlaufen, und in allen Waare liefern, die der Nazion zur Schande gereichen wird. Die Gewerbe und Manufakturen müssen von dieser Veränderung traurige Verwirrung, Verschlimmerung der Waaren und Verminderung des Absazes fürchten. Sie wird dem Ackerbau schädlich seyn und eine Menge Arbeiter vom Pfluge in die nun so verführerische und auch dem Unwissenden geöfneten Werkstätte locken. Auch wird die königliche Kasse jezt keine Einkünfte mehr von den Zünften erhalten, und sich vielmehr mit Bezahlung ihrer Schulden beladen müssen.„ Diese Gründe fanden bei der Regierung nicht Beifal, und das Edikt wurde in einem Lit de Justice den 12ten März 1776. registrirt.

Daß die fürchterlichen Prophezeiungen des Parlaments nicht erfült wurden, ist gewis. Aber die wahren Folgen, welche diese wichtige Revoluzion in der Indüstrie der französischen Nazion hervorbrachte, habe ich noch nicht genau und detaillirt erfahren können. Man sagt, daß eine Menge Leute nach Paris gekommen sind, um Gewerbe und Künste zu treiben, welche sie nie gelernt hatten. Es könte seyn, daß dies eine der ersten Folgen des Edikts gewesen wäre, und es bewiese doch nichts gegen die Nüzlichkeit des Edikts; man könte auch vielleicht zugeben, daß es zu rasch, zu wenig vorbereitet gegeben sey, und es doch überhaupt für vortreflich halten. So wenigstens scheint es mir. In der That aber hatte die französische Regierung nicht Zeit, die wirklichen Folgen dieses Edikts zu sehn. Es sey, daß sehr auffallende Misbräuche oder (welches mir ungleich wahrscheinlicher ist) blos der Abgang des Ministers es veranlaste, man hob schon im August 1776 unter dem Generalkontrolleur Clugny die ganz algemeine Verbannung der Zünfte wieder auf, die man im Februar festgesezt hatte. Diese Veränderung geschahe im Edit du Roi, portant nouvelle creation de Six Corps de Marchands et de 44 Communautes d'Arts et Metiers. Donné au mois d'Aout 1776. Regiftré en Parlement le

23 Aout 1776. „Man habe, sagt dieses Edikt, bei der vorhergehenden Einrichtung verschiedne Inkonveniènzen bemerkt, die man heben, oder doch zugleich so viel möglich die Freiheit beibehalten wolle. Gewisse Gewerbe sollen noch immer allen Unterthanen frei bleiben, alle übrige aber und bei weitem die meisten solten wieder in gewisse Geselschaften vertheilt werden; nämlich in Six Corps des Marchands und 44 Communautes d'Arts et Metiers. In jeder dieser Klassen wurden nun alle diejenigen vereinigt, welche ähnliche Gewerbe treiben, und jeder die Gewerbe angewiesen, die sie treiben durfte. Ueberhaupt können alle Fabrikanten und Künstler, nicht nur alle Waaren, die sie selbst verfertigt haben, sondern auch alle, die sie das Recht haben zu verfertigen, verkaufen. Für die Aufnahme in diese Klassen wird eine gewisse bei jeder nach der Grösse ihres Erwerbs bestimte Summe bezahlt. Eine Person kan auch zwei ganz verschiedne (d. h. in zwei verschiedne Klassen gehörende) Gewerbe oder Handwerke treiben, aber nicht ohne besondere Untersuchung und Billigung des Generalpolizeilieutenants und mit der Bedingung, für jede Klasse besonders das Eingangsgeld zu bezahlen.„

„Wer schon vor diesen Edikten in eine Kaufmanns- oder Handwerkszunft aufgenommen war, hat das Recht, ohne weiter etwas zu bezahlen, sein voriges Gewerbe zu treiben; aber er kan nicht, ohne das Eingangsgeld zu erlegen, an den Vortheilen der neuen Klassen Theil nehmen, noch ein anderes Gewerbe als sein bisheriges treiben. Die Fremden können unter eben den Bedingungen wie die Eingebornen, in diese Klassen aufgenommen werden. Auf den Strassen darf nichts verkauft, nichts ausgerufen, noch ohne Verlangen in die Häuser gebracht werden, alle Arten von Früchten ausgenommen.„

„Die Oberaufsicht über alle Kaufleute und Handwerker der Stadt Paris bleibt bei dem Generalpolizeilieutenant, und unter ihm bei der von jeder Klasse aus ihrem Mittel gewählten Syndicis, Gehülfen (Adjoints) und Deputirten.„

„Ueber

„Ueber die Lehrjahre und andre innere Polizeiverfügungen in jeder Klasse sol noch künftig das Nötige verordnet werden.„

Man sieht schon aus dem leztern Saze, daß dieses neue Edikt noch sehr unvolständig war. Die Notwendigkeit und bestimte Dauer der Lehrjahre, die Ausschliessung aller, die diese nicht ausgehalten, oder die ausser der Ehe oder von sogenanten unehelichen Eltern geboren sind; diese machen zum Theil das Wesentliche der bisherigen Zünfte aus. Türgot hatte es aufgehoben; Clugny verschiebt die Entscheidung und ich weis noch nicht recht, ob sie unter seinen Nachfolgern erfolgt ist?

Wäre hierin die Türgottische Verordnung bestehn geblieben, so würde auch der überzeugteste Gegner der Zünfte gegen dieses neue Edikt nicht viel einzuwenden haben, und so hätte es auch wirklich wesentlich wenig geändert. Es ist notwendig, daß die Polizei alle diejenigen kenne und finden könne, welche ein gewisses Gewerbe treiben, und hiezu war die Eintheilung in Klassen das beste Mittel, und es scheint allerdings natürlicher, diese Eintheilung nach der innern Natur der Arbeit als nach den Quartieren der Stadt (wie in dem ersten Edikt geschehn war) zu machen. Die Hauptverschiedenheit zwischen dem ältern und neuern Edikt liegt darin, daß jenes jedem Bürger alle Arten von Gewerbe zugleich oder nach einander erlaubt, dieses aber nur diejenigen, welche eine natürliche Verwandschaft unter einander haben, und den Eintrit in zwei verschiedne Klassen nicht ohne vorgängige Untersuchung zugestehn. Auch ist das leztre Edikt von der Kameralseite für den König vortheilhafter als das erste. Die zwar ganz mässigen Eintritsgelder werden doch im ganzen Reich, bei allen Gewerben eine gewis beträchtliche Summe liefern. In Türgotts System war es freilich nicht, für den Gebrauch des Rechts zu arbeiten, etwas bezahlen zu lassen! Wenn dieses Edikt durch den bemerkten Misbrauch der vorigen Freiheit veranlast war; so läst dieser Misbrauch sich in der That in einer so grossen Stadt, wie Paris, leichter denken, als

als in kleinern Städten. Hier, dünkt mich, dürfte man so leicht nicht fürchten, daß der Bäcker auf einmal sein bisheriges Geschäft aufgeben, und als Schuster sich aufwerfen, oder der Schneider die Nadel mit dem Hammer des Schmidts verwechseln werde. Aber in einer so ungeheuern Stadt, wie Paris, wo so viele tausend rohe Handwerker versamlet sind, läst sich so ein Ueberlauf von einem Gewerb zum andern wohl begreifen. Der Betrug und die Begierde ein müssiges Leben in der Hauptstadt zu führen, bringen hier viele Gebrechen hervor, an die man in kleinen Orten gar nicht denkt. Paris vereinigt auf eine sehr unnatürliche Art 800,000 Menschen auf einem kleinen Fleck. Die öffentliche Sicherheit macht bei ihnen ganz andre Geseze, Verfügungen und Einschränkungen notwendig, als bei eben der Menge Menschen auf 400 Quadratmeilen zerstreuet. Je mehr die Sicherheit Aller in Gefahr kömt, je mehr mus die Freiheit des einzelnen Bürgers eingeschränkt werden; je mehr die menschliche Gesellschaft sich von der Natur entfernt, desto mehr müssen auch die Geseze ihnen nachfolgen und den geradesten, natürlichen Weg verlassen. Es könte also vielleicht seyn, daß Türgotts gänzliche Freiheit aller Gewerbe für eine so grosse Stadt wie Paris (als Ausnahme von der Regel) nicht anwendbar, und doch für alle Länder, die nur mässige und kleine Städte haben, sehr passend wäre.

Für unsre deutsche Staaten ist immer diese Veränderung in Frankreich merkwürdig. Dieses grosse durch Boden und Klima so glückliche Land, das in seiner Indüstrie schon so viele Vortheile vor uns hat, das so viele seiner Arbeiter durch unsre Komsumzion beschäftigt, und von unsern Fabrikwaaren fast nichts nimt, erhält nun noch einen neuen Vortheil über uns. Da es dem Fleisse und der Konkurrenz freies Feld öfnet, und die bisherigen Einschränkungen (auch nach dem lezten Edikt wenigstens einen Theil derselben) wegnimt, in die unsre Indüstrie noch eingeschlossen ist. Gewis verdiente dieser Gegenstand die reiflichste Erwägung in allen deutschen Staaten. Wie manche gute Erfindung wird nicht

noch

noch immer hier durch die Zünfte zurückgehalten! wie manche Stadt gezwungen, elende Waare theuer zu bezahlen! wie mancher Fleissige zum Müssiggange und wohl gar zum Verbrechen gezwungen! — wie mancher brauchbare Unterthan aus seinem Vaterlande gebant und gedrungen, sein Talent und seinen Fleis zum Vortheil eines benachbarten Landes zu verwenden! Aus Hrn. Prof. Schlözers historisch-politischem Briefwechsel habe ich noch neulich ein sehr merkwürdiges Beispiel der Art kennen lernen. Ein hessischer Dragoner, Valentin Degenhard, lernte 1670 in Flandern verschiedne Wollmanufakturen kennen, und wolte nach seiner Rückkunft in Eschwege die erworbnen Kentnisse ausüben und ein Raschmacher werden. Aber Degenhard war aus dem Dorf Friede gebürtig, und die Tuchmacherzunft zu Eschwege sagte: „die von Friede sind bei uns nicht zünftig,, und erlaubte dem guten Dragoner nicht*), sein Vorhaben auszuführen. Dies bewog ihn, sich auf das benachbarte Eichsfeld zu begeben, und daselbst die Indüstrie auf eine ganz ausnehmende Art zu beleben, wie man am angeführten Orte mit Vergnügen weiter nachlesen wird. Ich begnüge mich nur anzuführen, daß vor 100 Jahren noch kein einziger Weberstuhl auf dem Eichsfelde sich befand, und daß jezt auf 3,000 da sind, worauf Rasche, Etamine, Kamlotte, Flanelle und grobe Tücher gearbeitet werden, und die (wie man rechnet) 30,000 Menschen beschäftigen und auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler ins Land bringen, wovon wenigstens Alles, was der Arbeitslohn beträgt, auch darin bleibt. — Diese 3,000 Weberstühle würden nun in Hessen seyn, diese 30,000 Menschen mehr würden jezt hier (zum Theil gewis aus dem Eichsfelde hereingelockt) beschäftigt, und diese $1\frac{1}{2}$ Millionen jährlich würden nun Hessen zufliessen, — wenn 1670 in Eschwege keine Zunft gewesen wäre! Welch einen glücklichen Einflus würden diese 3,000 Weberstühle auf die Erweiterung der

*) S. Heft XIII, p. 23. u. f.

der hessischen Schaafzucht gehabt haben; sehr wahrscheinlich hätte Hessen die meiste der zu verarbeitenden Wolle selbst hervorgebracht, und also die 1½ Millionen Thaler fast ganz im Lande behalten. Wil man diese Summe auch nur für den Betrag der Eichsfelder Fabriken in den lezten Jahren annehmen, und für jedes Jahr nur ½ Million rechnen; so beträgt dies doch in den 108 Jahren, seit Degenhards Verbannung, 54 Millionen Thaler, die Hessen entgangen, und statt desselben vom Eichsfeld gewonnen sind! — Hat die Eschweger Tuchmacherzunft wohl mit allen Produkten, die sie von 1670 bis 1778 geliefert hat, die tiefe Wunde vergüten können, die sie der hessischen Indüstrie und der Vermehrung des Wohlstandes dieses Landes versezt hat, da sie den braven Degenhard verbante, — und blos aus dem Grunde, „weil der gute Mann aus dem Dorf Friede gebürtig war.„

Wenige deutsche Länder werden seyn, in denen man nicht ähnliche Beispiele finden würde, wenn man es erst mehr der Mühe werth hielte, die Geschichte deutscher Manufakturen und Handlung zu studiren; wenige, die nicht Degenhards verbant haben!

Dieser Vorwurf trift nicht die hessische Regierung von 1670, überhaupt nicht die Regierungen einzelner deutscher Länder; er ist notwendige Folge der noch bis jezt im ganzen H. R. Reiche bestehenden Zünfte.

Die beste und weiseste Modifikazionen, welche den Zunfteinrichtungen in deutschen Ländern zu geben seyn mögten, und durch welche den wesentlichsten Misbräuchen abgeholfen werden könte, verdiente vorzüglich die Aufmerksamkeit der Gesezgebung in unsern Staaten. Allerdings könte hierin noch vieles gethan werden. Die Zünfte in einem einzelnen Lande ganz abzuschaffen, geht besonders aus dem Grunde nicht an, weil nichtzünftige Meister keine Gesellen bekommen können, und weil die, welche bei ihnen das Handwerk gelernt haben, in keinem andern zugelassen werden, also immer nur auf ein Land beschränkt und im ängstlichen Zweifel sind, ob

sie

sie durch ihre erworbene Geschicklichkeit sich jemals werden ernähren können? — Aber was hindert die Regierung, neben den bestehenden Zünften noch so vielen, als sich nur melden, das Recht zu arbeiten, und zwar unentgeldlich zu ertheilen? Nichts kan sie hindern, als wenn sie etwa von den Gilden und Zünften sich für ihre ausschliessende Freiheit etwas bezahlen liesse. Denn diese alsdann zu verlezen, wäre doppelte Ungerechtigkeit. Sind oder werden aber die Zünfte von allen Abgaben befreiet, so können sie nicht klagen, wenn die Regierung jeden, der es verlangt, von den Zunftgesezen dispensirt, die Zünfte behalten darum doch ihre ihnen eignen Vortheile, so lange diese Einrichtung noch im ganzen Reich besteht!

Durch diese und ähnliche Modifikazionen den Nachtheil der Zünfte zu mindern, — dies scheint mir Alles zu seyn, was die Gesezgebung einzelner Länder hier thun kan. Aber selbst hierin wird sie sehr oft durch die Nachbarn beschränkt seyn, wie man bei verschiednen Handwerksmisbräuchen auch in Ländern von beträchtlicher Grösse das Beispiel gehabt hat. Der gemeine Vortheil aller Stände des Reichs und das, was Frankreich eben jezt vor unsern Augen gethan hat, solte recht lebhaft daran erinnern, daß die Befreiung unsrer Indüstrie von den Ketten, mit denen sie noch gefesselt ist, eine höchst angelegentliche und dringende algemeine Reichsangelegenheit sey.

---

# 3.

# Ueber den Herrn von Haller.

## Aus Linguets Annalen [a].

Uebersezt und mit Anmerkungen begleitet von Herrn Hofrath Zimmermann.

Die Stadt Bern in der Schweiz verlor im Monat Dezember einen Bürger, der ihr Ehre machte, den berühmten Haller. Er war von den ziemlich gewönlichen Menschen, die dichterisches Feuer mit der reifen Beurtheilungskraft verbinden, welche bei wissenschaftlichen Werken nötig scheint. Er erregte Aufmerksamkeit durch schäzbare Schriften über die Arzneiwissenschaft, die Physiologie u. s. f. und erwarb sich, wie die Deutschen sagen, durch Verse eine der ersten Stellen auf ihrem Parnas.

Pensionen hatte er von verschiedenen Fürsten [b]; denn diese Art von Gnadenbezeugungen erhält nicht immer nur der mittelmässige Kopf.

Er

a) Diese Standrede auf den Herrn von Haller ward aus den Annales Politiques, civiles et litteraires du 18. Siecle (III. Vol. No. XX. S. 215.) nicht deswegen übersezt, weil man sie beinah ohne Lachen nicht lesen kan; sondern blos, weil es nötig war ein Bild zu berichtigen, das Herr Linguet nicht aus der Natur nahm, wie etwan ein Deutscher, sondern das er erschuf, und zwar mit dem wahren historischen Genie der Franzosen, aus Nichts.

b) Pensionen überhaupt kan kein reformirter Schweizer, nach klugen Grundgesezen, von Fürsten annehmen. Die einzige Pen-

Er hatte sich in Bern niedergelassen, wo er im siebenzigsten Jahre als Mitglied des Rathes der Zweihundert starb. Man erinnert sich, daß er eine von den Merkwürdigkeiten war, die die Neugier c) des Grafen von Falkenstein bei seiner Reise durch Bern an sich zogen.

Herr Haller scheint ein sanfter Mann gewesen zu seyn; der die Stille und die Einsamkeit liebte, die Vergnügungen des Privatlebens suchte, und der durch die Einfalt seiner Sitten bei dem Neide für seinen Ruhm Vergebung fand. Ein solches Glück erwirbt man sich zwar nicht immer durch diese Gemütsart. Aber Haller hat es genossen. Er bezahlte seinen Ruhm nicht so theuer, als dieser Rauch sonst zu stehen komt; man machte ihm die elenden Streitigkeiten nicht, womit man insgemein das Leben grosser Männer vergiftet d).

Er

Pension dieser Art, die Haller hatte, würde er ohne besondere Erlaubnis des Raths der Zweihundert in Bern nicht haben beibehalten dürfen; sie bestand in zweihundert Thalern, die er als Präsident der königlichen Geselschaft der Wissenschaften in Göttingen, von Hannover bezog. Aber hingegen gab ihm dieser Rath der Zweihundert, seit 1769, und auf die edelste Art, vierhundert Thaler jährlich.

c) Der Annalist von Europa gibt dies auf Neugier. Indes fuhr der Kaiser zwei Schritte von Fernay, wo er wuste, daß der Herr von Voltaire ihn mit dem grösten Pomp erwartete, vorbei; und besuchte zu Bern, wo dieser Monarch sonst beinahe niemand sprach, den kranken Haller, in seiner bescheidenen Wohnung, mit der erhabensten Menschenfreundlichkeit, und der herzlichsten Güte.

d) Herr Linguet, Sie sind ein Schriftsteller von hinreissender Beredsamkeit, und so glücklich im Ausdrucke, daß das Wort immer auf die Sache, die Sie sagen wollen, past; nur ist die Sache oft nicht wahr. Haller war äusserst reizbar, cholerisch, nicht leicht versöhnlich, und in Religionssachen ein Vertheidiger der Intoleranz. Streitigkeiten von jeder Art hat er sich, wie andere auch allenthalben ihm, in Menge gemacht; und dem Neide entgeht wahrlich ein Mann von Hallers Grösse, weder mit einem schlechten Rocke,

noch

Er hat die Arzneikunst niemals ausgeübet, obgleich sein Name von grossem Gewichte bei den Aerzten war. Er mogte so gar nicht, daß man das Zutrauen in seine Einsichten so weit treibe, um Konsultazionen von ihm zu verlangen. Entweder aus Gewissenhaftigkeit, oder aus einer Art von Indolenz, entzog er sich sogar der Sorge für die Gesundheit seiner eigenen Familie [e]). Er war ein Arzneigelehrter, aber kein Arzt.

Mich ärgerts beinahe, daß jeder, der von Hallern sprach, seinem Namen immer den unwichtigen Titel eines Barons anklexte. Solche Titel solte man denen überlassen, die auf keine andere Anspruch haben. Der ererbte Adel ist in den Augen der Politik ein wahrer Vortheil; vielleicht ist ers auch für solche, die doch gerne so grosse Männer wären, als ihre Voreltern. Hallers Nachkommen mögen also seinen Adelsbrief aufbewahren, so wie seine übrige Verlassenschaft; dies ist billig und recht. Aber daß man einem Haller, durch einen so müssigen Auswuchs, Ehre erzeigen wil, dies ist ein gothischer Aberglaube, womit man ihn hätte verschonen sollen [f]). Ich gestehe, daß es mir herzlich mis-

noch mit der in der Schweiz beinahe algemeinen Bescheidenheit in der häuslichen Einrichtung.

e) Haller hat die Arzneikunst allerdings ausgeübet, und zwar in Bern, von Haus zu Haus, von 1729 bis 1736. In Göttingen lies er sich von 1737 bis 1753 oft aus Freundschaft, oder in wichtigen Fällen, zu Kranken rufen. Er that eben das nachher, zu jeder Zeit, in Bern. Schriftlich hat er seine Räthe immer ertheilt, und für den gemeinen Mann in der Schweiz, wie an viele grosse Herren von Europa. Ueber die dunkelsten Krankheiten fragten ihn sehr oft Aerzte um seinen Rath. Die Kranken seiner Familie hat er immer besorget. Seine wichtigsten Kuren, und fast bis an seine lezte Lebenszeit fortgesezte Beiträge zu der Geschichte der Krankheit an der er starb, sind mit edler Einfalt, und seiner gewönlichen Würde von ihm beschrieben.

f) Was vom gothischen Aberglauben hieran hängen mag, müssen die Engländer gegen Herrn Linguet entschuldigen; denn

misfällt, wenn Gelehrte nach solchen eitelen und kleinen Ehrenzeichen streben. Lustig genug wärs auf einem Titelblatte zu lesen: die Iliade von dem Herrn Baron von Homer; die Aeneis von dem Herrn Drost von Virgil.

Hungert euch nach einem Adelsbrief, den man durch Geld eben so leicht erwirbt, als durch hervorstechende Verdienste, so wählet euch die Laufbahn, auf der es erlaubt ist vom Adel zu seyn. Geht in den Krieg, verwaltet die Justiz, werdet Sekretäre eurer Könige sogar; und eure Adelsbriefe last stille in dem Kuffer sizen, wo weiland das Geld sas, das sie euch gekostet haben. Aber seyd versichert, daß in den Künsten, in der Litteratur, der algemeine Ruf das schönste Diplom ist. So viel Ansehen gibt der Besiz einer Grafschaft nicht, als der blosse Name eines berühmten Mannes; zumal wenn dieser Ruhm nicht durch Ränke errungen ist, und nicht herabgewürdigt durch heimliche Schliche.

4.

denn diese nanten Hallern immer Baron. Die Deutschen nanten ihn nicht so, denn er war nicht Baron, sondern ein gemeiner Edelmann, und wards auf folgende Weise. Hallern wiederfuhr so viel Gutes in Hannover, daß er beinahe gar nicht mehr wuste, wofür er bitten solte; daher beschenkte ihn König Georg der zweite im Jahr 1749, als er eben in Diensten der Republik Bern, mit einem Gehalt von fünftausend Thaler, von Göttingen weg nach London gehen wolte, mit einem durch den hannöverischen Gesandten in Wien ausgewirkten Adelsbriefe; wodurch er aber ein Herr von Haller ward, und nicht ein Baron von Haller.

## 4.

## Schlus des dritten Briefes aus England an Boie.

S. d. Museum 1778. Jan. S. 25.

Damals war Mrs. Barry noch in Drurylane; jezt spielt sie in Coventgarden. Herr Barry, ihr Mann, ehemals ein angebeteter und noch jezt immer beliebter Schauspieler, ist alt und steif. Herr Garrick lies also diese vortrefliche Frau, vielleicht ihres Mannes wegen, gehen, den er theuer bezahlen muste, und nicht sonderlich mehr brauchen konte, und zog dafür Hrn. Yates und seine Frau aus Coventgarden an sich, wovon jener kein übler drolliger Schauspieler, und das vermutlich für wenig Geld ist, diese aber im hohen Tragischen nächst Mrs. Barry sicherlich die gröste Schauspielerin, die England hat. Mrs. Barry bekomt, wie mir ein Mann gesagt hat, der es wissen kan, jährlich 1800 Pfund, nehme ich nun an, daß ihr Mann nur die Hälfte hat, und seze ausserdem die Revenüe an ihren Benefizabenden auf 500 Pfund, (Miß Catley, eine mutwillige, beliebte Sängerin, bekam an ihrem Benefizabend, wie ich genau weis, 309 Pfund;) so geniest dieses Ehepaar für die wenigen Winterabende, an welchen es spielt, ein jährliches Einkommen von fast 20,000 Thalern. Da läst sich freilich gut für spielen, wenn, wie bei diesen Personen, Trieb der Natur einen schon ohne Besoldung zum Schauspieler macht. Den Sommer bringen sie auf einem herlichen Landgute in Surrey zu, das ich einmal in der Ferne habe liegen sehen. Ich stund auf eine halbe Stunde stille, und doch konte ich mich an dem mannigfaltigen Zauberlichte nicht satt sehen, welches meine Fantasie auf das Haus und die Gegend warf, in welcher es stehet.

Nun komme ich auf eine Schauspielerin, die ich schon einigemal genant habe, Mrs. Abington, eine in mehr als

einer Rücksicht so merkwürdige Frau, daß ich Ihnen leicht ein kleines Werk über sie schreiben könte. Und hätte ich Ihnen durch eine solche Schrift die Talente dieser ungewönlichen Seele genau entwickelt, so würde ich, glauben Sie mir, stolzer darauf seyn, als auf irgend ein approbirtes Werk in diesem Fach. In einem Brief so etwas auch nur zu versuchen, habe ich jezt weder Zeit noch Geduld, und es gehörig durchzusezen, wenn ich aus den Urtheilen der Leute schliessen darf, von welchen ich sie habe bewundern hören, auch sicherlich weder hinlängliche Kentnisse noch Erfahrung. Das Wenige, das ich von ihr sagen werde, seze ich nur deswegen her, weil es nach einer solchen Entschuldigung, nach dem Plan meiner Briefe, die Ihnen eine kleine Nachricht von allen guten Schauspielern in London geben sollen, eben so unverzeihlich seyn würde ganz von ihr zu schweigen, als das erwähnte Werk, dem ich nicht gewachsen bin, wirklich zu unternehmen.

Mrs. Abington ist von Mrs. Yates und Mrs. Barry so unterschieden, wie die komische Muse von der tragischen. An Majestät und Ausdruck sanfter Empfindung steht sie ihnen, zumal der leztern, nach, und übertrift sie an Talent, die bittere Wahrheit, mit allen den kleinen begleitenden Zügen, den Zeichen der eigenen Bemerkung, tief ins Herz zu reden, daß jeder glauben mus, sie meinte ihn; und dann auch an leider alzufrüh geübter Kunst; bei allem diesen, den herlichsten Wuchs mit einem gefälligen Strich von Absicht zu zeigen, der dieser grossen Schauspielerin noch aus der gefährlichen Schule anklebt, in welcher ihre Reize ausgebildet worden und — — — — noch ehe sie die Bühne betrat, ihren Lohn empfangen haben. An Geist ist sie sicherlich allen englischen Schauspielerinnen sehr weit überlegen. Man merkt es ihr an, die papierne Welt in Drurylane ist ihr zu enge, auch ist es jezt, da ich dieses schreibe, bereits mehr als Mutmassung, daß sie dereinst ihre Rolle in dem grossen Original selbst spielen wird. Ihr Gesicht ist nichts weniger als schön; sie ist blas und dabei zu stolz sich zu schminken, ihre Nase etwas aufgestülpt und der Mund keiner von den feinsten. Allein

 ihre

ihre Blicke schneiden unter den schönen Augenbraunen oft mit einem gewissen unbeschreiblichen Lächeln über entdeckte Thorheit begleitet, so mächtig hervor, daß dem bange werden mus, den sie treffen. Der Schnitt ihrer Kleidung und ihr Kopfpuz ist, wie mich Damen versichert haben, deren Urtheil ich zur Ergänzung sowol als Beglaubigung der meinigen anführe, jederzeit im allergrösten Geschmack; sie trit daher selten auf das Theater, daß nicht die Mode der feinen Welt hinter ihr herträte. In den stummen Rollen, oder wenn sie etwas gesagt hatte, dem sie mit stummen Auf- und Abgehen Kraft geben wolte, ging sie, wider die Gewonheit der Schauspieler, oft grade vom Zuschauer ab nach der Tiefe des Theaters. Da hätten Sie sie sehen sollen, mit welchem Anstand sie sich in den Hüften wog, und mit jedem Tritt die Blicke des kopirenden Neides und der kopirenden Bewunderung, die ihr aus tausend Augen folgten, noch mutwillig schärfen zu wollen schien. So wenig sie für das Trauerspiel geschaffen ist, so wenig ist sie es für das Niedrigkomische. Ihre Rede ist langsam, und wenn sie Thorheiten kopiren sol, so müssen es nur solche seyn, die sich mit affektirter oder unaffektirter Grazie im Anstand vertragen. Während als sich daher die Gemahlin des Harlekins mit den Albernheiten des armen und reichen Pöbels herumzauset, so schlägt sie sich nach den bestimten Gesezen eines anständigen Duels mit den Thorheiten der Grossen. Hierin ist, wenn meine Empfindung nicht trügt, ihre hauptsächlichste Stärke, und zeigt von einer gewissen Würde der Seele, die alle niedrige Mittel den Beifal der Menge zu haschen verachtet. Auch die niedrigen Rollen weis sie von dem Staub der Werkstätte und Spinstube zu reinigen: wenn dieses nicht allemal zu billigen seyn solte, so hat doch, einer solchen Künstlerin gegen über, die Kritik selten Unbarmherzigkeit oder kaltes Blut genug, das am Ganzen hängend fehlerhaft zu finden, was isolirt gewis vortreflich wäre. Ich habe sie sehr oft spielen sehen, auch einigemal mit Garrick zugleich. Am meisten gefiel sie mir in the provoked Wife;

se; the Beau's Stratagem; in rule a wife and have a wife; in the Bon Ton; in much ado about nothing und the maid of the Oaks, einem Stück, welches sich auf eine wahre Geschichte gründet und vom General Burgoyne seiner Nichte Lady Derby zu Ehren ist geschrieben worden. Wenig Stücke in der Welt werden wol mit so viel geschmackvoller Pracht und so volkommen gut aufgeführt, als dieses, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Verfasser sich die Schauspieler gewählt, und bei Zeichnung der Karaktere ihren besondern Karakter in Betracht gezogen hat. Die Dekorazionen hat Lutherberg gemalt und kosten gegen 10,000 Thaler.

Sie hat, wie man sagt, hauptsächlich durch ihren Geist, einen Mann gefesselt, der an Glücksgütern, Stand und Ruhm nur wenige seines Gleichen in England hat, keinen Neuling. Er ist ein Witwer, und hat ihr Verbindungen antragen lassen, denen zur Volkommenheit nichts fehlte, als die priesterliche Einweihung. Da sie mit dieser Art von Verbindung sehr bekant ist, (denn auch Hr. Abington, dessen Namen und Vermögen sie besizt, war ihr gesezmässiger Mann nicht) so ging sie dieselben, wie man sagt, unter folgenden Bedingungen ein: Sie müsse Besuche annehmen dürfen, vor wie nach, und welche sie wolle; der Lord müsse sie nie in ihrem Hause besuchen; er müsse ihr ausser Pferden und Karosse wöchentlich 50 Pfund aussezen, und endlich niemals von ihr verlangen das Theater zu verlassen. Es wurde alles eingestanden. Ein Sieg, weswegen sie nicht allein von allen ihres Gewerbes, sondern auch von einem grossen Theil der züchtigern Schönheiten Englands beneidet wird, und der desto merkwürdiger ist, als er sich weder auf Jugend noch glühende Wangen, noch überhaupt Schönheit des Gesichts gründet. Diese Anekdote, für deren Wahrheit in allen Stücken ich eben nicht haften wil, steht, dünkt mich, hier nicht am unrechten Ort, da sie einiges zu belegen dient, was ich von dieser Schauspielerin gesagt habe. Wenn Sie sie einmal im Spiegel sehen wollen, so kaufen Sie sich ein gewisses Porträt von ihr,

das nach Reinolds von Elisabet Judkins in schwarzer Kunst vortreflich gearbeitet worden ist. Ein wahrhaftes Muster einer leichten Stellung, und natürlichen Ordnung der Hände, vermutlich von dieser leichten Hexe selbst angegeben. Es solte billig von manchen deutschen Porträtmalern studirt werden, deren Favoritstellung der Hände noch immer von der Lage der Flügel an einem gebratenen Huhn geborgt zu seyn scheint. Ich besize es, und es wird vermutlich auch in meiner kleinen Porträtsamlung haften, die sonst, wie Sie wissen, eben so, nur in flüchtigern Generazionen, komt und geht, wie die schnöden Sterblichen, deren Abbildungen sie enthält. Doch ich breche meinem Versprechen gemäs hier ab, werde aber dieser merkwürdigen Dame doch noch einmal an einer Stelle meines Briefes Erwähnung thun, wo Sie es schwerlich vermuten.

In Coventgarden ist noch Mrs. Hartley merkwürdig. Ihr grosser Ruhm gründet sich minder auf ihre Kunst, als ihre an hohes Ideal grenzende Form. Die Londonsche Macaroni haben ihr den Namen Medizeische Venus gegeben. Sehr armselig, wie mich dünkt; sie ist nichts weniger, als ein niedliches, winziges Venusfigürchen, sondern, wenn sie eine Tochter Jupiters ist, so ist gewis Juno ihre Mutter. In Mason's Elfrida hat sie eine Rolle, worin sie kniet, und da läuft London zusammen, Mrs. Hartley knien zu sehen. Ich habe sie ein einzigesmal gesehen, aber nicht auf den Knien, sondern als Lady Macbeth. Die Szene, wo sie im weissen, dünnen Gewand, nachtwandelnd einher trit, und das Königsblut, von dem sie träumt, von ihren Händen wischt, schwebt mir noch immer vor, ob sie gleich gar nicht in Shakespears Geist spielte, und bei so viel Güte in den Mienen und der Stimme kaum konte. Ich glaubte eine Heilige zu sehen, die sich die schwere Busse auflegt, ein Paar Minuten die Geberden eines Teufels nachzumachen.

Nun, mein Freund, wil ich einmal mit Ihnen auf ein Paar Augenblicke zur Abwechselung die Welt in einer Nus, Drurylane und Coventgarden verlassen, und zu der Nus

im Flittergold einer Welt, der italienischen Oper im Hay Market, herab — nicht wahr? herabsteigen. Ich habe die vergötterte Gabrielli gesehen und gehört, und hätte sie sprechen können, wenn ich gewolt hätte; es ist mir einigemal angetragen, und so gar verdacht worden, daß ich es nicht gethan habe. Sie kennen sie gewis aus Brydone's Reisen, aus denen ich sie schon in Göttingen kennen gelernt hatte. Ich hatte, nach jener Beschreibung, ein fast grösseres Verlangen sie zu hören, als Garricken. Sie war lange mit mir in demselben London, ehe sie erschien. Das machte die Sache sehr viel schlimmer, wie Sie wissen. Auf einmal wurde angekündigt:

## Opera Dido.

*Dido, Signora Gabrielli.*

Ich ging eine Stunde vorher nach der Oper, und wurde abgewiesen: Signora wäre krank. Einige Tage darauf wurde wieder avertirt:

*Dido, Signora Gabrielli.*

Ich lies mich in der Senfte hintragen, und wurde wieder abgewiesen: Signora hätte die influenza, so nante man in jenen italienischen Tagen in London den Schnupfen. Zum drittenmal fuhr ich hin. Ich war eben vorher bei Dr. Forster zu Tisch und verlies, Gabrielli's wegen, eine höchst angenehme Geselschaft von Gelehrten, die fürwahr von Otaheite und Neu-Seeland sprachen, wie unser einer von Eimbeck. Ich muste wieder abziehen: *Dido* wäre noch nicht wohl. Endlich acht Tage nachher, es war der 11te November dieses Jahrs, schien die Sache Ernst zu werden. Signora hatte die Influenza verloren, und eine bis zur Raserei gestiegene Influenza Signora zu sehen hatte London befallen. Nun ging ich wieder zu Fus, aber dafür auch zwei

geschlagene Stunden vorher. Mein Geld wurde genommen, und ich lief die Treppe hinauf vol von Vergnügen Ihnen dereinst von Gabrielli schreiben zu können, die ich selbst noch nicht gesehen hatte. Als ich an die Thür der Gallerie kam, für welches Glück man drittehalb Gulden bezahlt, sahe ich, bei dem Licht einer düstern Laterne, eine Dame stehen, die sich sorgfältig in die eine Ecke der Thür geprest hatte. Sie hatte sich fest in eine Saloppe gewickelt, die Kappe übergeschlagen, und hauchte tief in einen Federmuf, so daß ich von ihrem ganzen Gesicht nichts sehen konte, als etwas von der Stirne und die Augen, allein das war auch für mich mehr als hinreichend, den Augenblick Mrs. Abington zu erkennen. Also Mrs. Abington und ich hatten unter 800,000 Seelen, die London enthält, wo nicht die gröste Neugierde Signora Gabrielli zu sehen, doch gewis unter allen, die gröste Vorsicht gebraucht, sie für drittehalb Gulden zu befriedigen. Ich suchte so geschwind ich konte mein bestes Englisch zusammen: Es würde vermutlich diesen Abend sehr voll werden, sagte ich: Das glaube sie auch, sagte Sie, und weil in demselben Augenblick unsere Prophezeihung mit Macht anfing in Erfüllung zu gehen, und ich für rathsam hielt, mich in die andre Ecke der ziemlich breiten Thür zu stellen, um wenigstens, wenn die Schleusse geöfnet würde, bei der zu vermutenden Geschwindigkeit des einbrechenden Stroms den traurigen Schuz der Frikzion zu geniessen, so wurde unsere Unterredung, die, nicht wahr? so herlich angefangen hatte, unterbrochen, und ich habe nie wieder die Ehre gehabt. Denn in der erschrecklichen Katarakte nach Eröfnung der Thür, wovon Mrs. Abington und ich die ersten Tropfen waren, verlor ich sie aus dem Gesicht. Als ich aber sas und mich erholt hatte, fand ich, daß zwischen Ihr und mir nur zwei Personen, Mann und Frau vermutlich sassen, und ich unter fünfen nach dieser Seite der einzige war, der ein Opernbüchelchen hatte. Da nun Mrs. Abington doch immer gern wissen wolte, wann Gabrielli wieder erscheinen würde, so ging mein Buch bis an sie hin. Als daher Dido zum leztenmal abtrat, so erhielt

hielt ich, aus alter Bekantschaft, an der Thüre mein Buch mit einer Verbeugung wieder zurück, für die Lord . . . . . der sie besser hätte deuten können als ich, den Wochengehalt vielleicht verdoppelt hätte. Was man nicht für Bekantschaften macht, wenn man reist!

Nun geschwind, Gabrielli. Der Vorhang fuhr unter einem Donner von zwanzig Pauken und Trompeten auf, der meinen Odem aufhielt, und Dido Gabrielli, in Gold und weisser Seide, flog vor einer silbernen karthaginesischen Garde, unter dem Beifal Londons daher. Es ist keine Kleinigkeit, so was zu sehen und zu hören. Stellen sie sich vor, unter den Karthaginensern, ganz hinten, entdeckte ich unsern alten sonderbaren George H** mit Uniform, Scherpe und Ringkragen der englischen Garde. Er hatte die Woche beim Opernhause diesen Abend und kante Dido vermutlich. Er kauete diesesmal nicht an seinem Zopf, wie ehemals auf der Weender Strasse, und nahm sich bei dieser Musik nicht übel aus. Allein dieser Auftrit war auch fast das beste, was ich diesen Abend hatte. Stellen Sie sich unter Gabrielli eine Frau vor, mit rundlichem Gesicht, viel eher klein als gros, und der bereits die Tag- und Nachtgleichen des Lebens aus den Augen sehen; die schlechterdings keine Akzion hat, und im Vertrauen auf ihre Stimme ihre Arien, ¾ des Gesichts gegen die Zuschauer gewandt, abgurgelt, oft bei schiefgedrehtem Hals, mit den Augen auf eine individuelle Lage gerichtet, so haben Sie sie ganz. Einige Arien, als unter andern — gleich im ersten Akt:

Son Regina; e Sono amante
E l'imperio io sola voglio,
Del mio Soglio, e del mio cor.
Darmi legge in van pretende
Chi l'arbitrio a me contende
Della gloria, e dell' amor.

sang sie vortreflich, allein mich dünkt, ich habe es in meinen Träumen besser gehört. Mit einem Wort, ich wolte, eine Viertelstunde in Drurylane, an einem schönen Abend, so wenig für diese Dido geben, als ein bequemes warmes Landhaus in Buckinghamshire, oder der Bergstrosse für ihr papiernes Karthago. Damit sie aber doch diesem Urtheil, das übrigens mit dem besten Theil von London einstimt, nicht zu viel trauen, so mus ich Ihnen sagen, daß ich nicht so ganz unpartheyisch bin. In einem Kopf, an welchem ein solches Paar ungeübter, oder vielleicht unverwönter Ohren sizt, wie der meinige, kan der feine Kizel einer komplizirten Musik unmöglich die schmerzhaften Stiche auch nur lindern, die ihm die unüberschwänglichen Absurditäten der italienischen Oper alle Augenblicke geben mus. Statt des virgilischen Aeneas und des wackern Montezuma, der 200 schwangere Gemahlinnen auf einmal hatte, sehe ich hier einen gemästeten Hemling mit Waden bis an die Fersen, die Hand an ein schlappes Herz gelegt, hoch von Liebe trillern, daß sich die Steine erbarmen mögten. Ich kan und mag nicht mehr sagen. Sind Sie zufrieden damit? Doch ehe ich die Oper verlasse, mus ich Ihnen noch etwas von einem Mädchen sagen, das alle Aufmerksamkeit verdient, und auch vermutlich schon hat, einer Tänzerin, der kühnen Nebenbuhlerin unserer vergötterten Heinel, die ich in der Oper habe tanzen sehen.

Bacelli eine junge (so schien sie mir wenigstens) aber grosse Meisterin im höhern Tanz, ein allerliebstes Geschöpf. Wenn Bacelli ein italienisches Ohr an Kus erinnern könte, so solte ich denken, hätte sie sich Bacelli genant, wie sich der malthesische Nachahmer der Nachtigal, Rossignol. Sie ist keins von den winddürren, mit Fleischfarbe überstrichenen Gerippen, deren Tanz im Mondschein bei gemeinem Anzuge einem Gespensterpickenick auf einem Kirchhof ähnlich sehen müste. Sie ist eher stark als mager, und ihr Körper hat jene glückliche Länge, die bei aller Niedlichkeit sich im Notfal auch mit Majestät verträgt. Auch in ihren Sprüngen behält sie eine unbeschreibliche Grazie immer bei, und im mehr

sanften Tanz weis das Auge kaum, was es hauptsächlich fassen sol, die Arme, oder die Füsse, oder irgend einen andern Zug des wallenden Umrisses. Was das für ein Vergnügen ist, zu sehen, wie auf das Signal einer bezaubernden Musik, sich das Gewühl figurirender Luftspringer wie eine See bricht, um diese junge Venus zu einem Solo hervorschweben zu lassen, wenn man das Solo nennen kan, wo tausend Herzen mithüpfen — —

Nun, dem Himmel sey Dank, mit einem Vergnügen, wie Milton aus der Hölle, kehre ich nach Coventgarden und Drurylane zurück, und hole noch einiges nach. Sie verzeihen mir diese Sprünge, mein Freund, und ich wage sie desto getroster, als ich Ihnen unter meinen vielen Versprechungen, das weis ich, sicherlich keine Ordnung in meinen Briefen versprochen habe. Den wegen seiner grossen Verdienste, seines Prozesses, und seiner Physiognomie berühmten Macklin habe ich den Shylock in Shakespears Kaufmann von Venedig spielen sehen. Sie wissen, Macklin als Shylock klingt auf dem Zettel so schön wie Garrick als Hamlet. Es war gerade der Abend, an dem er zum erstenmal, nach geendigtem Prozes, wieder erschien. Als er heraustrat, wurde er mit einem dreimaligen algemeinen Klatschen, wovon jedes wohl eine Viertelminute dauerte, empfangen. Es ist nicht zu läugnen, diesen Juden zu sehen ist mehr als hinreichend, in dem gesezteſten Mann auf einmal alle Vorurtheile der Kindheit gegen dieses Volk wieder aufzuwecken. Shylock ist keiner von den kleinlichen, beredten Betrügern, die über die Tugenden einer goldenen Uhrkette aus Tomback eine Stunde plaudern könne; er ist langsam, in unergründlicher Schlauigkeit stille, und wo er das Gesez für sich hat, bis zur Bosheit gerecht. Stellen Sie sich einen etwas starken Mann vor, mit einem gelben, rohen Gesicht, und einer Nase, die an keiner der 3 Dimensionen sonderliche Mangel leidet, einem langen Unterkin und einem Mund, bei dessen Schlizung der Natur das Messer ausgefahren zu seyn schien, bis an die Ohren, auf einer Seite wenigstens, wie mich dünkte. Sein

Kleid

Kleid ist schwarz und lang, seine Beinkleider ebenfals lang und weit, und sein Hut dreikantig und roth, nach Art der italienischen Juden vermutlich. Die ersten Worte, die er sagt, wenn er auftrit, sind langsam und bedeutend! Three thousand Ducats. Das doppelte th und das zweimalige s, zumal das lezte nach dem t, das Macklin so leckerhaft lispelt, als schmeckte er die Dukaten, und alles, was man dafür kaufen kan, auf einmal, geben dem Mann, gleich beim Eintrit, einen Kredit, der nicht mehr zu verderben ist. Drei solcher Worte so, und an der Stelle gesprochen, zeichnen einen ganzen Karakter. In der Szene, wo er seine Tochter zum erstenmal vermist, erscheint er ohne Hut, mit aufgesträubtem Haar, wovon einiges Fingerlang vom Wirbel senkrecht in die Höhe steht, bei dieser Miene wie von einem Galgenlüftgen gehoben. Die beiden Hände sind geballt, und seine Bewegungen kurz und konvulsivisch. Einen sonst ruhigen, entschlossenen Betrüger in solchen Bewegungen zu sehn, ist fürchterlich. Hinter drein wurde ein Nachspiel Love a la mode aufgeführt, wovon Macklin der Verfasser ist, und worin er selbst die Rolle des Sir Harry Mac Sarcason unnachahmlich spielt, und fast (vermutlich als Autor) nicht vom Theater wegkömt. Es ist sehr unterhaltend und strozt von Wiz. Ich habe denselben Schauspieler auch als Macbeth gesehen, in derselben Rolle, die ihn ehemals den Aufruhr verursachte, der die Ursache des Prozesses war. Ich kan nicht sagen, daß er mir hier sehr gefallen hat, ob er gleich mit grossem Verstand spielte, allein der Mann hat nicht allein die Jahre, sondern auch die Steifigkeit des Alters. Es thut mir immer weh, wenn ich einen alten Schauspieler auf dem Theater niederstürzen sehe, weil ich weis, es mus ihm auch weh thun.

Ich glaube, (ich fürchte, solte ich jezt sagen) ich werde Ihnen noch einmal schreiben. Mein Reisegefährte hat sich in den drei Tagen verschlimmert. Leben Sie wohl.

London den 2 Dezember 1775.

G. C. L.

---

5. Ue-

## 5.
## Ueber die frühen Beerdigungen.

Ein französischer Traktat über die frühen Beerdigungen (Pineau memoires sur le danger des inhumations precipitées) hat mir eine unruhige Nacht gemacht, und wolte Gott! daß er sie auch den französischen Ministern gemacht hätte, zu denen der Menschenfreund eine Reise that, um ein Gesez gegen dies schreckliche Uebel zu bewirken. Schauervol sind darin die Geschichten von wieder ausgegrabenen Personen, die sich das Fleisch von den Armen abgefressen hatten; noch mehr die Vorstellung von dem entsezlichen Erwachen dieser Unglücklichen, von ihrer Verzweifelung und von ihrem zweiten Tode; aber ängstlicher, als alles dies war mir der Gedanke, daß ein guter Theil von Spukereien in Kirchen und auf Kirchhöfen, von gehörtem Geheule und Gepolter in Gräbern vielleicht hierin seinen Grund haben mögen — doch nicht vielleicht, sondern gewis, denn verschiedene Beispiele führen darüber den Beweis. Der Aberglaubige flieht davor, und der vermeintliche Philosoph verachtet eine nähere Untersuchung, und so überlassen beide vielleicht ihre Brüder, Kinder, Eltern den eisernen Armen eines hülflosen Elendes. Freilich ist bei uns, wenigstens in Niedersachsen, das Frühbegraben nicht so arg, wie es in Frankreich seyn mag. In Städten verschaft die Entrichtung der mannigfaltigen Gebühren und die damit verbundenen Weitläuftigkeiten dem angeblich Todten noch einige Frist, um allenfals wieder aufleben zu können, und ohnehin sterben hier die Menschen mehrentheils unter den Händen der Aerzte. Auf dem Lande mag jedoch manches Unglück geschehn — — Hier trift mir eine Geschichte aufs Herz, die ich erzählen mus.

Im Kirchspiele des Pfarrers zu T. im H. ward eine junge Bauerdirne begraben, welche noch nicht 48 Stunden vorher

vorher der Anzeige nach an einem hizigen Fieber oder an einem Hauptweh (wie die Landleute der dortigen Gegend diese Krankheit zu nennen pflegen) verstorben war, die Mutter grämte sich heftig über den Tod ihrer Tochter, lag Nächte lang auf ihrem Grabe und der Schmerz ris sie in kurzer Zeit dahin, ohne daß man ausser der mütterlichen Liebe eine nähere Veranlassung dazu wuste. Erst einige Zeit nach ihrem Tode erfuhr der Pfarrer Umstände, die ein schreckliches Geheimnis vermuten liessen. Es entstand ein Gemurmel im Dorfe, daß das verstorbene Mädchen im Tode so frisch ausgesehn habe, daß ihre Glieder so schlank und biegsam gewesen wären, daß sie nur blos Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit vorhin gehabt habe, auf einmal aber in einen tiefen Schlummer gefallen und darin geblieben sey. Dazu kam das fürchterliche Geständnis der Frau eines Scharfrichterknechts, welche ihr Arzt gewesen war: Diese hatte sich aus Gewissensangst gegen verschiedene Personen verlauten lassen, daß sie der Verstorbenen, um ihr den Schlaf wieder herzustellen, einen starken Schlaftrunk gereichet habe, ohne sich um die Wirkung desselben, da sie indessen auf andere Dörfer gegangen war, weiter zu bekümmern. — Vielleicht hatte sie eben dies der verstorbenen Mutter bereits entdeckt.

Der Pfarrer, ein so rechtschaffener und gutherziger Mann, wie es nur jemals ein Sebaldus oder Primrose seyn konten, fand für gut, dies schreckliche Geheimnis in der Dunkelheit des Grabes zu lassen. Er war mehrere Monate unruhig, suchte aber die Vermutungen seines Kirchspiels zu unterdrücken und sprach nie von der Sache als mit seinen Vertrautesten. Doch lange nachher getraute er sich nicht den Erdhügel anzublicken, welcher vielleicht alle Schauer der Verzweiflung bedeckt hatte, und, als zufälliger Weise nach Verlauf einiger Jahre er selbst in eine Auszehrung gerieth und sein herannahendes Ende fühlte, drückte er mir einst vol Todesgedanken die Hand und bat mich, dem er nie etwas von der Geschichte gesagt hatte, dafür zu sorgen, daß man

ihn

ihn nicht eher beerdige, als bis die Verwesung sichtliche Wirkungen an seinem Körper würde geäussert haben.

K.

## 6.

## Etwas Physiognomisches über Ausdünstungen.

Ich kaufte mir in London, sagt Vigneül de Martille *), ein Mikroskop, dessen Wirkung bewundernswürdig war.

Mit diesem Mikroskop ging ich nach einem Ballhause, wo ich vier Leute beim Ballspiel antraf. Einer von ihnen interessirte mich beim ersten Anblick ungemein, und ein andrer misfiel mir eben so sehr, daß ich gleich meinem Liebling den Gewinst, und dem andern den Verlust des Spiels lebhaft wünschte.

Diese unwilkührlichen Gefühle konte ich mir nicht erklären; aber wie bald ward mir alles deutlich, als ich mein Vergrösserungsglas dabei zu Hülfe nahm!

Beide Ballspieler bewegten sich sehr stark. Als ich ihre Ausdünstungen mit meinem Glase genau untersuchte, fand sichs, daß die ausgedünsteten Theile desjenigen, mit dem ich sympathisirte, sich leicht und schnel in diejenigen Theile einhakten, welche ich selbst ausdünstete; und daß hingegen die Ausdünstungen desjenigen, gegen den ich Antipathie empfand, lauter kleine Spiesse bildeten, die sich an meine Ausdünstungen nicht anschmiegen konten, und mich noch dazu empfindlich verwundeten.

Daher erkante ich, daß die wahre Ursach der Sympathie und Antipathie in der Form der Theile bestehe, die man ausdünstet, und daß erstere nichts anderes als Homogennität

*) In seinen Melanges de Litterature et d'Histoire.

tät und Einigung mit diesen ausgedünsteten Theilen anderer Menschen sind.

So weit Vigneül de Martille. —

Wer kan es also einem ehrlichen Manne verargen, wenn er den Spiessen seiner Ehefrau nach Möglichkeit entschlüpft, und sich, vielleicht gegen seinen Willen, an den hakenförmigen Ausdünstungen einer andern Schönen anklammert?

Wer kan Feindschaft zwischen zwei hochwürdigen Amtsbrüdern tadeln, wenn eine Heeresrüstung ausgedünsteter Spiesse, gegenseitig und in einander, von Kragen zu Kragen dringt? Wer kan es dem Herrn Pastor Göze in Hamburg verargen, daß er gegen einen Dominikaner nichts als Haken ausdünstet; und gegen Juden, Heiden und Reformirte nichts als Spiesse?

Wer kan über ein verliebtes Paar lachen, da die Ausdünstungen von zwei schönen Seelen sich, wie die Seelen Lichtenbergs und Dieterichs, oder wie die beiden Zipfel an dem Schoosse eines Reuterrocks, in einander haken?

Zwar wird sich durch dieses Mikroskop, wenn es (wie wir nicht wissen) in London noch zu haben ist, auch der wechselseitige Einflus unserer Ausdünstungen auf unsere Neigungen und Leidenschaften, und unserer Neigungen und Leidenschaften auf unsere Ausdünstungen, eben so einfach und auffallend erklären lassen, als irgend ein Kapitel der Psychologie durch die tiefsinnigen Lukubrazionen eines Meiners. Du hast deinem ehmaligen Herzensfreunde ein Amt, oder eine reiche Frau weggeschnapt; darum dünstest du anizt für ihn Spiesse aus, und nicht mehr Haken.

Vielleicht kommen die ganz verschiedenen Sitten ganz entgegengesezter Klassen von Menschen durch dieses herliche Mikroskop in ein neues Licht. Man sieht vielleicht hieraus, was die Herrnhuter zu so friedsamen, verträglichen, und duldenden Menschen macht; und was viele Herren Professoren auf Universitäten (wenigstens unter sich) zuweilen von den Herrnhutern unterscheidet?

Viel-

Vielleicht erinnert man sich hier an die Theorie von dem Genusse des Leibes und Blutes Jesu Christi; oder, wie es richtiger heissen würde, von der physischen Verbesserung der Natur durch das Othemholen und die Ausdünstungen Jesu Christi? Sie steht, unter der Rubrik von Lavaters ungedruckten Aufsäzen, im dritten Stücke der Neuen Miszellaneen historischen, politischen, moralischen, auch sonst verschiedenen Inhalts [b]).

Unser Freund Nikolai behauptete vor einigen Jahren, daß unser Freund Lavater seine ganze Physiognomik, nicht auf Beobachtung und Erfahrung, sondern auf diese religiöse Theorie von Ausdünstungen — gründen werde; und er lies es öfters merken, daß die physiognomischen Fragmente, samt und sonders, mit dieser Theorie in einem geheimnisreichen Zusammenhang stehen. Nun aber war Hr. Schlettwein der Erfinder dieser Theorie; und einziger Verfasser von *allen* neun Aufsäzen, die in den neuen Miszellaneen so ganz wilkürlich Lavatern zugeschrieben werden. Auch sagt Lavater irgendwo in einem gedruckten Blatte: alle diese Aufsäze (des Herrn Schlettwein) seyen voll Abgeschmacktheit, und unausstehlichen Zeuges.

Uns deucht dies nicht; denn zuverlässig besizet Herr Schlettwein das Mikroskop des Vigneül de Marville.

b) Leipzig, bei Jakobäern. 1776.

---

## 7.

## Orpheus und Eurydice.

(Nach Virgil, Georg. IV. 464 — 527.)

Orpheus tröstete mit der gewölbten Leier sein Sehnen;
Dich, du süsses Weib, dich sang er am einsamen Ufer,
Dich mit dem kommenden, dich mit dem niedersinkenden Tage!
Durch die Tänarischen Schlünde, durch die Pforten des Pluto
Ging er, hin zu den Manen, hin zum schrecklichen König,
Herzen, nimmer vordem durch menschliches Flehen erweichet!

Sieh, es erregte sein Lied des Erebus nichtige Schatten,
Daß sich von ihren Sizen die dunklen Gestalten erhuben,
Zahllos, wie der Vögel Tausende, welche der Abend,
Oder ein Ungewitter, von Bergen in Büsche verscheuchet.
Weiber und Männer erschienen, und abgeschiedene Seelen
Edler Helden, noch unverlobter Jungfraun und Knaben,
Und der Jünglinge, die dereinst, vor den Augen der Eltern,
Auf dem Scheiterhaufen die Flamme hatte verzehret,
Welche nun alle schwarzer Schlam und scheusliches Schilfrohr,
Und der menschenfeindliche träge Sumpf des Kocytus
Einschleust, und der Styx neunmal umhergegossen.
Ja, es staunte selber die Burg, es staunte des Todes
Tiefste Schatten, die schlangenumwundenen Eumeniden;
Cerberus drei zum Bellen eröfnete Rachen verstumten,
Und Ixions Rad blieb stehn bei seinem Gesange.

Siehe, schon ging er zurück, den Gefahren entronnen, schon nahte
Eurydice, wiedergeschenkt den oberen Lüften,
Orpheus folgend, so hatte Proserpina selber geboten,
Als unachtsame Thorheit ergrif den liebenden Jüngling,

Zwar so leicht zu verzeihn, wofern die Manen verziehen.
Stehen blieb er, nun schon dem Lichte näher, und wandte,
Ach! uneingedenk des Befehls, und liebebezwungen,
Sich nach seiner Geliebten um — des harten Tirannen
Bündnis war gebrochen, und Orpheus Mühe verschüttet!
Dreimal ward ein Getöse gehört im Avernischen Sumpfe.
Ach! rief sie, durch wen, mein Orpheus, sind wir verloren?
Wessen Wut ergreift mich? Es ruft das harte Verhängnis
Mich zurück, und Schlummer umhüllt die schwindenden Augen.
Lebe wohl! schon werd' ich, in Nacht verhüllet, ergriffen,
Meine schwachen Hände, nicht mehr die Deine! dir reichend.

Sprach's, und entschwand, wie ein nichtiger Rauch in die Lüfte sich mischet,
Seinen Augen, und sah ihn nicht mehr. Vergebens umarmt' er
Leere Schatten; er wolte noch viel und konte nicht reden.
Wieder den Pful zu durchschiffen verbot der Fährmann des Orkus.

Ach! was solt' er thun? zum zweitenmal war sie entrissen!
Welche Thränen hätten die Manen und Götter erweichet!
Sieh, erkaltet schifte sie schon im stygischen Nachen.

Sieben nach einander gereihte Monde durchweint' er
Unter einem Felsen, an Strymons ödem Gewässer.
Sein Gesang erscholl in schauerbringenden Hallen,
Daß der gezähmte Tiger, und daß die Eichen ihm folgten.

Wie im Pappelschatten die klagende Philomele
Ihre verlornen Kinder beweint, die ein grausamer Landmann
Sah, und federlos entris dem Neste. Die Mutter
Jammert, die ganze Nacht ihr weinendes Lied erneuernd,
Und erfüllt die Gegend umher mit trauriger Klage.

Venus beugte nicht mehr sein Herz, und nicht Hymenäus.
Einsam irr' er umher an Tanais schneeigem Ufer,
Auf Rhipäischen Feldern, die immer starren von Reife,

Eurydice beweinend, beweinend des grausamen Pluto
Eitle Gunst. Deß zürnten, verschmäht, Cikoniens Weiber.
Bei den Festen der Götter, in nächtlicher Feier des Bacchus
Streuten sie über's Gefilde, zerrissen, die Glieder des Jünglings.
Da noch hat sein Haupt, vom Marmornacken gerissen,
Als im mittelsten Strudel der flutende Hebrus es wälzte,
Ausgerufen mit kalter Zunge: Eurydice!
Ach! mit fliehender Seele: Eurydice! gerufen;
Eurydice! schollen des ganzen Stromes Gestade.

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg.

---

8.

## Warnung an Eltern, Erzieher und Kinderfreunde wegen der Selbstbefleckung, zumal bei ganz jungen Mädchen.

Von dem

Herrn Leibarzt Zimmermann.

---

Man glaubt nicht genug, wie algemein das Laster der Selbstbefleckung, und wie schrecklich seine Wirkung auf die Talente, und Schicksale junger Leute ist; und gewis vermutet man nicht, wie frühe man ganz junge Mädgen vor diesem Laster verwahren mus.

Indes da unsere Philosophen fruchtlos über die Ausartung des menschlichen Geschlechts klagen; indes da unsere jungen Genies sich für nichts so sehr foltern, für nichts mehr Grimassen machen, nach keinem Vorzuge so sehr streben, als nach Kraft, und den algemeinsten Heroismus predigen aus Herzen von Butter; scheint es mir nicht ganz überflüssig, einige brauchbare Warnungen über eine der mannigfaltigen Quellen von Kraftlosigkeit zu geben, die gewis die menschliche Wohlfart mehr als irgend eine andere, und in furchtbarer Dunkelheit, zerstöret.

Seit

Seit fünf und zwanzig Jahren übe ich die Arzneikunst in vielen Ländern aus. Die traurigen Folgen der Selbstbefleckung gehören in die Zahl der Krankheiten, über die man mich von jeher häufig, und am meisten durch Briefe, um Rath fragte; vermutlich weil man Fehler dieser Art lieber einem abwesenden Arzte gestehet, als demjenigen, der dem Kranken grade in die Augen sieht. Die Farben habe ich nicht in meiner Gewalt, die vermögend wären das Elend auszudrücken, das alle diese Kranke an Leib und Seele litten; starke Worte sagen nichts, wenn die Sprache des Schreckhaften gar zu oft schon zum Ausdrucke von Gefühlen misbraucht ist, die unendlich weniger schreckhaft sind. Genug, ich erfuhr, wie aus dieser trübseligen und so wenig geachteten Ursache, die Blüten aller Arten von Talenten abschwinden; ich sah Jünglinge von der schönsten Bildung, mit verzerrten Gesichtszügen und blassem Angesichte, wie auferweckte Leichname vor mich treten; ich hörte sie mit Entsezen ihre dumpfe Beichte ablegen. Alle ihre schwermütige Klagen hatten keine andere Ursache, als die Selbstbefleckung.

Das beste Werk über dieses Laster und desselben Folgen, schrieb unstreitig Herr Tissot. Kein medizinisches Werk hat vielleicht jemals dem menschlichen Geschlechte mehr genüzet. Unter unzähligen Jünglingen, die mir in Deutschland und in der Schweiz diesen Fehler als die Quelle aller ihrer in frühen Jahren verschwundenen Jugendkräfte, aller Marter ihres siechen Lebens angegeben, sagten oder schrieben mir die meisten, sie haben durch Tissots Werk zuerst entdecket, die Selbstbefleckung sey ein Uebel; Tissots Werk habe sie bekehrt.

Die wenigsten Jünglinge sind, nach meiner Erfahrung, auf dieses Laster selbst verfallen. Auf Schulen lernen es die meisten. Man sagt mir, daß es grosse Schulen in grossen Städten von Deutschland gebe, wo dieses Laster zuweilen algemein getrieben worden, und doch sind dies solche Schulen, die man in jeder andern Absicht für sehr vorzüglich hält. Sehr viele Jünglinge von meiner Bekantschaft, wurden aber auch dazu von ihren Domestiken, und zu-

mal von ihren Dienstmädgen verleitet. In zwei mir bekanten Fällen erhielten zwei erbärmlich durch die Selbstbefleckung geschwächte Jünglinge von Stande die Handleitung dazu, jeder von der Erzieherin seiner Schwestern. Einen deutschen Fürsten von überaus vielen Talenten, der nicht sechszehn Jahre alt ist, habe ich vor einigen Jahren von der Epilepsie geheilt, die eine Folge der Selbstbefleckung war, welche er sehr oft trieb, und die in seinem neunten Jahre sein Kammerdiener ihm zuerst gezeiget, und lange nachher selbst an ihm allerunterthänigst ausgeübet hatte.

Gefährlicher als bei dem männlichen Geschlechte ist die Selbstbefleckung bei dem Frauenzimmer, obgleich weniger bekant, und getrieben in einsamen Kammern und in den Finsternissen der Nacht. Durch keine Krankheit verblühet die Schönheit geschwinder; nichts nimt der Jugend das frische Ansehn, und jeder Freude des Lebens ihre Süssigkeit so schnell hinweg; daher komt so oft bei jungem Frauenzimmer das Kränkeln ohne Krankheit; hier liegt so oft der Grund jener Schwäche, die vor und nach der Heirath eine von den vielen Ursachen der Nervenkrankheiten wird. Es wäre zwar in den allermeisten Fällen sehr unbesonnen, auch ohne die gröste Ueberlegung und das leiseste moralische Gefühl ganz unsitlich, das Laster der Selbstbefleckung, als Ursache von Krankheiten betrachtet, bei dem Frauenzimmer zu nennen. Ich habe auch dieses nur ein einzigesmal in meinem Leben, bei der Untersuchung einer mir sonst auf keine andere Weise erklärbaren Epilepsie, gewagt; die junge Dame gestand mir alles.

Aber die eigentliche Ursache, die mich veranlasset hat, diese Werke der Finsternis hier ans Licht zu ziehen, ist die von mir, öfters und zulezt noch in der Woche, da ich dieses schrieb, mit Schrecken gemachte Erfahrung, daß auch sogar Mädgen in den Jahren der Kindheit und der gänzlichen Unschuld, und also lange vorher, eh man die Möglichkeit des Triebes zur körperlichen Wollust und Unkeuschheit vermutet, in das Laster der Selbstbefleckung verfallen.

Daß

Daß man über diesen Punkt unglaublich gleichgültig seyn kan, erhellet aus einer Geschichte, die mir ein ausländischer Philosoph erzählet hat, die ich jedoch in der deutschen Sprache unmöglich so geben kan, wie im Französischen; allein der Sinn bleibt einerlei. Eine diesem Philosophen sehr wohl bekante Dame in Paris nahm es mit ihrem Kinde, in Absicht auf die Selbstbefleckung, ganz anders, als ich. Sie war von der Art Damen, die sehr die Sprachrichtigkeit lieben, und hielt wöchentlich in ihrem Hause eine Assemblee für Gelehrte. Auf dieser Assemblee hatte ihre kleine Tochter, die man eben anfing zu produziren und die also noch Kind war, Langeweile. Sie ging deswegen zur Seite, hub ihren Rock auf, und trieb mit grosser Emsigkeit das Laster der Selbstbefleckung. Was treibst du, fragte die Mutter mit grosser Hize? Liebe Mama, es jucket mich, sagte das Kind. Dummes Mädgen, erwiederte die Mutter, man sagt nicht, es jucket mich; — man sagt, es jückt mich!

Drei Erfahrungen habe ich vorizt zur öffentlichen Bekantmachung ausgewählet; wovon zwei nicht wegen der sonst genug erwiesenen Folgen der Selbstbefleckung merkwürdig sind; alle drei aber zeigen, daß sich auch ganz junge Mädgen diesem Laster, in ihrem zärtesten Alter ergeben, und zwar mit der äussersten Leidenschaft.

Ein sächsischer Edelmann fragte mich vor einigen Jahren wegen einer wichtigen Krankheit seiner verheiratheten Tochter um Rath; und machte mir zugleich von allem, was ihr jemals in Absicht auf ihre Gesundheit begegnet war, eine sehr naive Erzählung. Diese Dame von überaus lebhafter Gemütsart, strozte schon in ihren Kinderjahren von Blut, hatte früh eine überaus wollüstige Physiognomie, und sehr verdorbene Säfte. Schon im sechsten Jahre fing sie an sich zu beflecken, und trieb dies bis ins siebente und achte Jahr ihres Alters. Sie verfiel von selbst darauf, indem sie sich, mitten unter ihren Kinderspielen, gegen einen hölzernen eckigen Stul in eine Lage sezte, durch die zufälliger Weise dieser neue Gedanke entstand. Man verwies ihr diese Unsitlichkeit

mit vielem Ernste. Sie lies es, vergas aber bald wieder, daß es unrecht sey, und that dasselbe. Nach schärferm Verbot versuchte sie verstolner Weise es zu thun, und überlies sich almählig diesem Triebe so stark, daß man sie oft an einem entlegnen Orte auf der Ecke eines Stules sizend, mit ganz verstörtem Angesichte antraf; sie trieb durch entsezliches Drücken und Drängen das Blut so sehr nach dem Kopfe, daß sie braunroth ward, und daß die Augen stark und feurig herausdrangen. Dieses Geschäft, dem man unvermerkt zusah, weil man unablässig allen ihren Handlungen nachging, endete sich dann mit einer algemeinen Entkräftung, die man durch das Zittern und Springen aller ihrer Nerven wahrnahm. Viele Wirkung that bei diesem sonst sehr gutartigen Kinde, daß man ihr die Sünde des Ungehorsams recht ans Herz legte; nicht wenig wirkte auch die Furcht vor körperlichen Strafen von ihrer Mutter Hand, die nur bei ausserordentlichen Fällen selbst strafte; noch mehr die lebhafte Verachtung, womit sie von ihrer Erzieherin beschämet ward; aber am allermeisten that die Drohung, daß ein alter rothnasiger Chirurgus, den das Kind nicht ausstehen konte, ihr ein Pflaster auf einen gewissen Ort legen, und jeden Morgen kommen müsse, durch seine Brille darnach zu sehen. Da sie sich nun schon sehr gebessert hatte, und nur noch zuweilen den Schweif ihres Kleides von hinten zwischen den Beinen nach vorne zog, und zwar mit solcher Gewalt, daß die Kleider davon zerrissen, traf sichs, daß sie einmal in Gegenwart einer Mannsperson dieses zu thun anfing. Ihre Erzieherin, auf deren Gesicht sie in demselben Augenblick den plözlichen Schrecken und die Scham bemerkte, hielt sie früh genug zurück; stelte ihr auch nachher die Möglichkeit, daß jene Mannsperson ihre That gesehen habe, und die daraus für sie fliessende Verachtung, durch Worte und Gebehrden mit solchem Nachdrucke vor, daß das Kind mächtig in sich selbst ging, und nachher niemals wieder in dieses Laster verfallen ist.

Die zweite Erfahrung habe ich von einem preussischen Offizier aus Westphalen. Er verlangte meinen Rath für

eine

eine geistvolle und äusserst zärtlich von ihm geliebte Tochter von fünf Jahren, wegen einer Nervenkrankheit, von welcher der Uebergang zur Epilepsie überaus schnell ist, und die Jahrelang durch Auflösung des Verstopften im Unterleibe behandelt werden mus, eh man sich gegen dieselbe der Hülfe stärkender Mittel bedienen kan. Ich hatte von diesem Herrn öfters Briefe. Einmal schrieb er mir in dem Laufe dieser Krankheit, daß das Kind seit einiger Zeit eine besondere Wollust darin gefunden, wenn es allein gewesen sey, sich mit dem Bauch auf einen Stul oder eine Treppe zu legen, und sich da so lange zu rickeln und zu bewegen, bis es so heis ward, daß ihm der Schweis vom Kopfe flos. Er sezte hinzu, er habe dieses sorgfältig zu verhindern gesucht, und es dem Kinde scharf verboten; sie thue es auch nicht anders, als wann sie allein sey. Man kan sich vorstellen, was ich hierauf geantwortet habe. Der würdige Mann schrieb mir wieder, es habe ihn recht herzlich betrübet, von mir zu vernehmen, daß die böse Gewonheit seines Kindes, zumal bei seinem gegenwärtigen Schwindel, Erstarrung und Konvulsionen, von schlimmen Folgen sey. Bis hieher habe er das Laster der Selbstbefleckung nur dem Namen nach gekant; da aber das Kind überaus folgsam sey, und bei allen seinen Handlungen eine weit über sein Alter gehende Vernunft zeige, so hoffe er, unter göttlichem Beistand bei einer unermüdeten Aufmerksamkeit, dieses Laster noch in der Geburt zu ersticken. Es sey ihm, seit meinem lezten Briefe, schon geglückt, das Kind von seiner Unart ziemlich zurück zu führen. Er müsse mir aber auch mit Erstaunen melden, daß sie dieselbe in einer Schule, die sie mit ältern und jüngern Kindern besuche, erlernt habe. Die Lehrmeisterin sey eine alte rechtliche Frau. Aus Unwissenheit habe sie die in ihrer Schule sehr übliche Selbstbefleckung nicht bestraft, weil sie dieselbe für ganz unschuldig, und zumal für ein Zeichen der Würmer gehalten. Sie behaupte, die Kinder haben sich dadurch auch immer sehr soulaschiert.

Die dritte Erfahrung betrift ein Fräulein von dreizehn Jahren, aus einer dänischen Provinz. Sie klagt über ein

heftiges Kopfweh seit einem Jahre, das anfangs mit Schwindel begleitet war, nur wenige Stunden im Tage nachläst, und bei dem höchsten Grade von Heftigkeit mit einem Brennen in den Augen begleitet wird. Sie ist dabei träge, oft sehr niedergeschlagen, und ohne irgend eine äussere Veranlassung in Thränen versunken. Ihre Seelenkräfte nehmen ab; ihre Blicke sind traurig, und furchtsam beobachtend. Sie war als ein Kind sehr munter und aufgeweckt, nun scheinen alle Jugendfreuden für sie verschwunden. Der um Rath gefragte dänische Arzt hielt diese Zufälle für Wirkungen der im Anzuge begriffenen Reinigung and gab viele Arzneien, ohne Nutzen. Endlich gab die ältere Schwester der Kranken, die Tissots Buch von der Selbstbefleckung gelesen hatte, folgenden Aufschlus. Ihre kranke Schwester habe sich schon in ihrem sechsten Jahre der Selbstbefleckung ergeben. Niemals sey sie damals zu Bette gekommen, ohne dieses Laster so lange zu treiben, bis sie vor Ermattung einschlief. Ob sie gleich viel älter gewesen, habe sie doch noch keinen Unterricht, aus Büchern oder durch irgend einen Menschen gehabt, daß dieses unrecht sey; es habe ih: aber unrecht geschienen. Sie sey also ihrer jüngern Schwester durch die kräftigsten Vorstellungen zu Leibe gegangen, habe gedroht, habe sie gezüchtiget; aber alles umsonst. Endlich habe sie sichs zur Gewonheit gemacht, gleich nachdem sie zu Bette gekommen seyn, ihr beide Hände zu halten, bis sie eingeschlafen sey. So habe sich das junge Mädgen ihr Laster almählig abgewöhnt. Allein vor vier Jahren verheirathete sich die ältere Schwester, und kam nach Kopenhagen. Die jüngere ward also sich selbst überlassen; das ist, sie kam unter die Aufsicht einer Französin, die weder dieses Laster, noch den Hang des jungen Mädgens für dasselbe kante. Nun trieb sie wieder ein unaufhörlicher Reiz zum alten Spiel; die Begier danach erfüllte ihre ganze Seele, und lies keinem andern Gedanken Raum. Kein Mensch wuste davon, denn sie schlief allein, und dieses gestand sie erst vor kurzer Zeit. Sie ward dabei überaus blas, und hatte immer dunkelblaue Vertiefungen

gen um die Augen, da sie sonst vorher sehr schön und blühend aussah. Die Französin merkte niemals Unrath; nur sah sie einst, im neunten Jahre der Fräulein, Blut in ihrem Hemde. Sie schlos daraus, daß die Reinigung schon eintrete. Almählig erschienen nun die körperlichen Folgen der Selbstbefleckung. Das Fräulein ward so schwach, daß sie sich oft nicht auf den Beinen halten konte. Sodann kam das Kopfweh, nebst den übrigen Zufällen, und überhaupt eine so grosse Reizbarkeit der Nerven, daß jeder kleine Schrecken sie heftig erschütterte. Meine Antwort war leicht. Ich halte dieses Kopfweh, und alle die übrigen Zufälle für Folgen der durch die Selbstbefleckung geschwächten Nerven. Dem Arzte sey es nicht zu verdenken, daß er eine so wenig bekante Ursache des Uebels nicht eingesehen. Man müsse mit der Reinigung anizt sich gar nicht beschäftigen, sondern blos die Nervenschwäche heilen. Habe man diesen Zweck erreicht, und die Gesundheit im Ganzen hergestelt, so komme die Reinigung von selbst u. s. f.

Solten diese drei Erfahrungen nicht zeigen, wie frühe man schon auf die Reinheit der Sitten, auch bei Kindern vom weiblichen Geschlechte, sehen müsse? Zuverlässig wird man mir aber einwerfen: daß doch allerdings durch Würmer eine gewisse Empfindung bei jungen Mädgen erwecket werden könne, die natürlicher Weise zu der Hülfe führe, die ich ganz unrecht Selbstbefleckung nenne. — Was wil man damit? Die Kinder in den drei angeführten Fällen hatten keine Würmer. Aber wenn auch Würmer die erste Veranlassung dieser üblen Gewonheit wären, so ist doch die Folge einerlei. Jedes Kind, das die angenehme Wirkung der Hülfe fühlte, die es sich gegen einen, wenn man also wil, von Würmern entstandenen Reiz zu verschaffen sucht, würde sich diese Behaglichkeit auch nachher ohne eine solche Veranlassung verschaffen wollen; und so versinkt es allemal in das Laster der Selbstbefleckung.

Noch ist es für mich ungewis, ob diese Erfahrungen Eindruck machen werden? Ich müste die Menschen unsers

flüch-

süchtigen Zeitalters wenig kennen, wenn ich für die meisten guten Sachen in der Welt sehr auf tiefe Eindrücke bei ihnen zählen wolte. Aber gewis ist es doch, daß es genug Eltern gibt, denen es nicht gleichgültig seyn kan, zu wissen: ob nicht ihre Töchter schon in den Kinderjahren Gewonheiten annehmen, die sie theils in alle mögliche Nervenkrankheiten, in schleichende Fieber, in Schwindsucht und hundert andere Uebel stürzen können; und theils den Hang zur Wollust so tief in ihre Seelen einpflanzen, daß man befürchten kan, ihre Töchter werden Huren werden, eh sie mannbar sind.

Ob man auch überhaupt in den Schriften der Theologen und der Sittenlehrer dieses Laster jemals genug beherziget habe; ob man bei öffentlichen Erziehungsanstalten, und bei jeder Privaterziehung, gegen diese so algemeine, und immer gewis, obgleich nicht unmittelbar, ihre Strafe nach sich ziehende Gewonheitssünde, die zweckmässigsten Verfügungen mache, dies beantworte sich jeder, dem daran gelegen seyn mag, selbst. Theologen wenigstens, die Feuer und Thätigkeit haben, gehen vielleicht lieber auf die Kezerjagd; und nicht jedem Sittenlehrer fält eben ein, daß manche Lücke in seinen Kentnissen und Vermahnungen, niemand so gut ausfüllen kan, wie der Arzt.

## 9. Auszüge aus Briefen.

### I.

Den 20sten März 1778.

— — — — Ja, Boie, ich habe das Glück nun gehabt, um dessentwillen Sie mich wegen meiner Reise durch Münster so sehr beneideten; ich habe den Mann von Angesicht gesehen, der mir schon so lange, auch ohne unmittelbar, wie seine glücklichen Mitbürger, den Einflus seiner Grösse zu fühlen,

fühlen, so verehrenswürdig war, so verehrenswürdig durch so manche öffentliche Zeugnisse, und mehr noch auch nur durch die wenigen Beweise, die er selbst der auswärtigen Bewunderung von dieser Grösse gegeben hat; den Mann, den Sie durch Ihren S** näher kanten, und der den lezten Tag, den ich bei Ihnen zubrachte, unser ewiges Gespräch war.

Gesprochen habe ich ihn nicht. Unter welchem Titel hätte ich mich ihm auch aufdringen sollen? Zwar A** Beispiel, und was ich nach allem, was ich durch Sie und sonst von ihm wuste, vermuten durfte, und was mir einstimmig alle, mit denen ich von ihm redete, bestätigten — aber genug, vielleicht war es Eigensinn, wie ich Ihnen vorher sagte, ich habe ihn nicht gesprochen.

Gesehen habe ich ihn dafür mehr als einmal. Das erstemal in der Kömödie. Ich erkante ihn gleich, und das mus ich Ihnen zum Theil verdanken. Daß der Mann Fürstenberg seyn konte, muste vielleicht, hätte mir wenigstens der erste Anblick verrathen können, aber ohne Sie, ohne das, was Sie mir von ihm gesagt hatten, hätte ich vielleicht von dem Minister nicht so sehr alle zufälligen Nebenideen getrent, als es hier notwendig war. Ich hätte vielleicht das Aeusserliche, das Gefolg, die Pracht, und so weiter alles, was sich einem so von selbst, oder durch Gewonheit aufdringt, wenn man einen Minister nennen hört, erwartet, und dadurch hätte er mir entwischen können. Vielleicht ist nie ein Mann an seinem Posten noch immer so sehr ganz Mensch gewesen, als er; aber wie so ein Mann auch fühlen mag, welch eine Würde es ist, so Mensch zu seyn, und daß er selbst genug ist, und all des Aeusserlichen nicht bedarf, um auch zu scheinen, was er ist!

Aber auf physiognomisches Detail wil ich nicht hinaus. Wort ohne Bild ist da doch immer zu arm; und zum Glück kan ich Ihnen von ihm etwas sagen, das Ihnen weit wichtiger seyn wird. Ich kan Ihnen — nichts geringers als den ganzen Plan seiner Regierung vorlegen.

Die

Die Veranlassung dazu verdriest mich, weil sie ihm selbst nicht angenehm seyn kan; aber das gewinnen wir doch dabei, daß wir jezt ein authentisches Denkmaal seiner Grösse haben, das wir ohne diese ärgerliche Veranlassung vielleicht nie bekommen hätten.

Sie ist kürzlich diese.

Auf dem Landtag im vorigen Jahre wurde zur Tilgung der Landesschulden zu Münster eine algemeine Kopfschazung ausgeschrieben. Ein Theil der Geistlichkeit, den Sie unten noch näher sollen kennen lernen, fand sich beschwert, daß man ihn mit zum Beitrag zog, und verklagte den Kurfürsten bei dem kaiserlichen Reichskammergericht, welches dann, nach üblicher Form, von dem Kurfürsten Bericht foderte. Indes trozte dieser Theil der Geistlichkeit so sehr, daß er seine Klagschrift öffentlich drucken lies, und der Kurfürst, statt diesem Troze durch schärfere Ahndung zu begegnen, lies, um der Verblendung vorzubeugen, mit der dieser Schritt der Geistlichkeit die Unterthanen hätte täuschen können, hierauf seinen Bericht an das Kammergericht drucken.

Aus diesem Bericht, in dem der Kurfürst den ganzen Plan seiner Regierung offen legt, wil ich Ihnen diesen vorlegen, überzeugt, daß ich Ihnen für das Museum ein wichtiges Geschenk damit machen werde. Eine Schrift, wie diese, die nur zum gerichtlichen Gebrauch bestimt ist, wird vergriffen, und welche edlere Bestimmung könte eine Monatsschrift wie die Ihrige haben, als Vermächtnisse für die Menschheit aufzubewahren, und die enthält diese Schrift gewis, so wie Data für den künftigen Biographen Fürstenbergs, den die Philosophie und die schönen Wissenschaften beide für seinen Schuz und seine Liebe uns schuldig sind.

Die Schrift ist in zwei Theile getheilt. Der erste, mit dem ich es hier vorzüglich zu thun haben werde, enthält den Plan der jezigen Regierung; der zweite beantwortet die Klage der Geistlichkeit.

„Obschon diese Klage,„ sagt der Kurfürst zum Kaiser gleich im Eingang des Berichts, „verschiedenes enthält, das

den

den Clerum secundarium nicht angeht, und worüber ich nur mir selbst Rechenschaft schuldig zu seyn glaube, so habe ich doch, um den wahren Zustand der Sache desto einleuchtender darzustellen, nicht nur auch diese Punkte mitnehmen, sondern vielmehr Eurer Kaiserlichen Majestät den ganzen Plan, den ich bisher in der Regierung dieses Hochstifts befolget habe, offen legen wollen, damit Allerhöchstdieselben die Notwendigkeit und den ganzen Zusammenhang dieser und aller meiner übrigen Maasregeln desto deutlicher übersehen mögen; um so viel mehr, da mir mein eigenes Bewustseyn dafür Bürge ist, daß Allerhöchstdieselben darin das eifrigste uneigennützigste Bestreben nicht verkennen werden, mit dem ich dieses Hochstift, aus den so traurigen Umständen, worin ich es beim Antritte meiner Regierung fand, zu einem bessern Zustand zu bringen mich unermüdet bemühet habe.„

Ja, so spricht das Bewustseyn eigener Grösse! So spricht der Menschenfreund Abends, wenn er vom Throne steigt, in der Stille mit sich selbst über den Tag eines grossen Gewins.

Man schildert §. 3. 4. 5. den Zustand des Landes nach dem Kriege. Hören Sie hier den Vater, der über seine Familie klagt: „Die Jahre des Krieges hindurch von 1757 bis 1762 war das Hochstift Münster immer der Raub zweier feindlichen Heere, die, indem sie sich auf dessen Grund und Boden bekriegten, alles Elend, alle Schrecknisse des Krieges überal um sich her verbreiteten, das Land weit und breit verwüsteten, mit Erpressungen vieler Millionen erschöpften, und den Wohlstand des Ganzen sowol, als der einzelnen Unterthanen bis ins Innerste erschütterten.„

„Im Ganzen beliefen sich schon vor dem Kriege die Landesschulden an Kapital auf 1,324,640 Rthl. 22 ßl. 8 Dt.
Wovon die Zinsen jährlich betrugen 62,123 Rthl. 3 ßl. ½ Dt.
Im Kriege selbst sind, theils durch freiwillige, theils durch erzwungene Darlehne auf die Landeskasse aufgenommen — 904,397 Rthl. 20 ßl. 3½ Dt.
Wovon die jährlichen Zinsen betragen 35,601 Rthl. 12 ßl.

Im

Im Kriege war man gezwungen mit verschiedenen Entrepreneurs über allerhand Lieferungen zu kontrahiren, deren Foderungen nach dem Kriege plus minus betrugen — — 142,000 Rthl.

Und an rückständigen Zinsen — 22,000 Rthl.

Auch hatte man sich gezwungen gesehen, die bei den Gerichten deponirten Parteiengelder anzugreifen, zu deren Ersezung plus minus erfordert wurden — — — 54,000 Rthl.

An Quotisazionsgeldern auf individuelle Ausschreibungen von Seiten der Armee waren aufgebracht 972,053 Rthl. 13 fl. 4 Dt. von denen aber nur — — 418,934 Rthl. 5 fl. 5 Dt. zu zwei Prozent jährlicher Zinsen angenommen sind.

Eine der ersten und traurigsten Wirkungen des Krieges war, daß durch die Zudringlichkeiten der Armeen das Land seiner Einkünfte beraubt, und dadurch aus dem Stand gesezt wurde von seinen Schulden die Zinsen zu bezahlen. Diese Folge hatte zu Ende des Krieges bei der Landpfenningkammer einen Zinsenrückstand hervorgebracht, von — — — 400,000 Rthl.

„So ungeheuer war die Last der Schulden, in die der Krieg die Landeskasse gestürzt hatte; aber seine schrecklichen Folgen gingen noch weiter. Alle Gemeinheiten und den grösten Theil der einzelen Unterthanen drückten überhäufte Schulden. Sie waren durch Einquartirungen und Fouragirungen, durch Lieferungen und Kontribuzionen erschöpft, die Gebäude und Ackergeräthe zerstört, der Pferde- und Viehstand zu Grunde gerichtet; und die Aecker selbst lagen da öde und verwüstet, und die hiesige Erdart, da sie an keine schleunige Wiederherstellung denken lies, machte dieses Elend doppelt schrecklich.„

„In dieser traurigen Lage des Hochstifts trat ich meine Regierung an.„

Und

Und nun, was dieser Vater für diese Familie in ihrer Not that!

„So traurig nun diese Lage an sich selbst war, so würde sie es doch noch weit mehr durch so viele Hindernisse, die sich gleich meinem Wunsche, die Last derselben meinen Unterthanen zu erleichtern, von allen Seiten entgegen sezten.„

„Die Schulden der Landeskasse zu tilgen war mein erstes Augenmerk; aber zugleich foderte der klägliche Zustand der Gemeinheiten, die dringende Not so vieler einzelen Unterthanen, die mutlose Erschlaffung der Industrie, die verstopften Quellen des Zuflusses in der Zerrüttung des Ackerbaues und des Handels, eine gehemte Zirkulazion, eine geschwächte Bevölkerung, so viele Mängel, die sich in Handhabung der Gerechtigkeit und überal in allen Theilen der öffentlichen Verwaltung konten eingeschlichen haben, die schleunigste Hülfe, ohne die, so gewis das Wohl eines Staates das Wohl seiner einzelen Glieder ist, keine Wiederherstellung des Landes, und selbst, nach seiner traurigen Lage, keine billige Befriedigung jenes ersten Bedürfnisses in Ansehung seiner Schulden möglich war.„

„Alle diese Gegenstände nach dem Grade ihres Einflusses auf das Wohl meiner Unterthanen zugleich zu befassen, ohne jener ersten Rücksicht auf die Landesschulden den geringsten Theil meiner Sorgfalt zu entziehn, die Tilgung derselben, so bald es nur möglich wäre, zu befördern, und dann zweitens auch zu dem Ende den innern Zustand des Landes zu verbeßern: dies war der Plan, den ich beim Antritte meiner Regierung mir selbst entwarf, und den E. K. M. in folgender Geschichte meiner Maasregeln nicht verkennen werden.„

„Jene Lage des Hochstifts und diesen meinen Plan lies ich gleich meinem Geheimenrath, selbst gegenwärtig, vorlegen; so wie ich auf dem ersten Landtag 1763 meinen Landständen den Zustand ihres Vaterlandes, und die dringende Not an ein fügliches Mittel zu denken, wodurch es der Last seiner

öffentlichen Schulden zu entledigen wäre, mit allem Nachdruck vorstellen lies.„

„Da es bei der Wahl dieses Mittels vorzüglich darauf ankam, daß es die schazpflichtige Klasse meiner Unterthanen nicht durch neue strenge Abgaben völlig unterdrücken, daß es ihr vielmehr durch Schonung und Erleichterung, so viel als möglich, Hofnung und Anlas geben mögte sich zu erholen; so lies ich durch die Landtagskommission eine Auflage auf alle auswärtige, zur Notdurft des Unterhalts nicht unentbehrliche Waaren in Vorschlag bringen, eine Auflage, die die Summe des Beitrags der eigenen Wilkür eines jeden überlies, und von der man sich auch von der andern Seite auch den vortheilhaftesten Einflus auf inländische Manufakturen, und eine gewisse Ermunterung der Indüstrie zur Bearbeitung einheimischer Produkte versprechen durfte.„

„Die Landstände verkanten auch diesen Beweis meiner Sorgfalt, und die Absicht der vorgeschlagenen Auflage nicht. Sie nahmen diese auf fünf Jahre an, und sie wurde, unter dem Namen einer Mauth auf ausländische entbehrliche Waaren in Ordnung gebracht, und ein Edikt darüber zum öffentlichen Druck befördert, in dessen Eingang ich meinen Unterthanen den Endzweck derselben vorlegte.„

„Allein auf dem Landtage im Jahr 1764 fanden die Landstände, laut ihres Antrags vom 29sten Jänner, aus verschiedenen in demselben angeführten Gründen, diese Auflage weder bequem um eingeführt zu werden, noch zu ihrem Endzweck ergiebig genug. Sie baten mich, die Mauth nicht zur Wirklichkeit zu bringen.„

„Das Zutrauen auf die Gesinnungen meiner Landstände, daß die Liebe ihres Vaterlandes meine Absichten zu seinem Wohl mit ihrem besten Wissen und Willen unterstüzen würde, bewog mich, auf diese Bitte mich dahin zu erklären: daß ich die Mauth einzustellen nicht abgeneigt wäre, wenn bequemere Mittel zu Aufbringung der Landesnotwendigkeiten in Vorschlag gebracht werden konten.„

„Die

„Die Landstände brachten auch hierauf eine Personalschazung auf ein Jahr, und die Einführung des Stempelpapieres auf ein, oder mehrere Jahre in Vorschlag, und baten diese als ein Surrogat der Mauth anzusehen.„

„Sie sahen aber selbst ein, wie wenig hinlänglich dieses Surrogat war, und die beiden Vorderstände *) brachten, des Widerspruchs des städtischen Corporis ungeachtet, noch einen Impost auf den Brandwein, für den ausländischen zu fünf Rthl., und für den inländischen zu 2 Rthl. auf den Ohm, sodann einen Impost auf alle ausländische Tücher unter dem Werth eines Reichsthalers die Elle, da diese im Lande selbst verfertiget werden könten, in Vorschlag.„

„Ich bewilligte diese vorgeschlagenen ausserordentlichen Mittel, und sie wurden sämtlich, jenes städtischen Widerspruchs gegen den Impost auf Brandwein und Tücher ungeachtet, wirklich volzogen."

„Auf ein Jahr konten diese Mittel die Mauth ersezen; desto weniger konten sie aber, und besonders die Kopfsteuer, als ein beständiger, oder zur Ersezung der Mauth auf fünf Jahre hinreichender Fond angesehen werden.„

„Ich bewilligte zwar also auch die Bitte meiner Landstände in Ansehung der Mauth, stelte ihnen aber vor, daß nur mein Zutrauen, „daß sie bei künftigem Landtag auf eine anderwärtige Surrogirung den zuverlässigen Bedacht nehmen würden,„ mein Bewegungsgrund sey, die Mauth bis dahin wieder eingestelt seyn zu lassen.„

„Auch auf dem folgenden Landtag von 1765 lies ich den 25sten März den Landständen wieder vorstellen: „es würde zur Nachzahlung der rückständigen Zinsen und Abtilgung des Kapitals ein Fond d'amortissement gefunden werden können und müssen, indem treugehorsamste Landstände selbst begreifen würden, wie schädlich es dem Lande gewesen,



*) Das Domkapitel und die Ritterschaft. Die Mehrheit der Stimmen entscheidet sowol in jedem einzelen Corpore, als im Ganzen.

daß in vorigen guten Zeiten binnen 60 und mehrern Jahren darauf kein ernsthafter Bedacht genommen sey, in wessen dermaliger gnädigster Zuversicht ich die von selben vorhin angetragene und angenommene Mauth bisher noch unbewirkt belassen hätte.„ Auch die Landesproposizion von 1775 beweiset, wie unverrückt die Tilgung der Landesschulden immer das erste Ziel meiner angelegensten Bemühungen geblieben ist.„

„Den Impost auf Brandwein muste ich in der Folge, auf oft wiederholtes Ansuchen meiner Stände, wieder eingehen lassen. Sie hatten ihn ausdrücklich unter der Bedingung bewilliget, daß er auf ihr Begehren auch jedesmal wieder aufgehoben werden solte.„

„Tausenderlei Schwierigkeiten, die noch unübersteiglich schienen, liessen auch nicht zu, um einen hinreichenden Fond zur Tilgung der Landesschulden tiefer und mit strengerem Ernste in meine Landstände zu dringen; aber dennoch unterlies ich es bei keiner Gelegenheit, ihnen die Wichtigkeit und Notwendigkeit, diesem dringenden Bedürfnisse des Landes endlich abzuhelfen, mit allem Nachdruck zu Gemüte zu führen, wie denn in dieser Absicht mein Geheimerkonferenzrath und Minister des Hochstifts, Freiherr von Fürstenberg, im Jahr 1769 einen Vorschlag dem Domkapitel, als dem ersten Stande, vorlegte, und bei den übrigen Klassen der Stände zirkuliren lies.„

„Zu der Nachgiebigkeit, mit der ich gegen meine Stände hierin zu Werke ging, hatte ich einen doppelten Grund. Erstlich war sie meinen Gesinnungen, und der Achtung gemäs, die ich Ursache hatte für meine Stände zu hegen. Ihr Zutrauen und ihre Liebe war eine wesentliche Bedingung, ohne die ich die Erfüllung meiner Absichten nie hoffen durfte. Beide muste ich mir ganz zu gewinnen suchen, und wenn schon in sichern Gelegenheiten durch ein Uebermaas von Nachgiebigkeit. Ich habe den glücklichen Erfolg verschiedener Maasregeln, die ich zum Besten meiner Unterthanen genommen und ausgeführt habe, mit dieser Maxime zu verdanken.„

„Zwei-

„Zweitens waren auch die Klagen der Stände, daß die Unterthanen noch zu sehr von all dem Ungemach des Krieges erschöpft, und, wegen des noch zu wenig wiederhergestelten, in den lezten Jahren durch lange schlechte Witterung noch mehr zurückgesezten Ackerbaues, einer neuen Last noch zu wenig gewachsen wären, nicht ganz ohne Grund.„

„An eine Steuer, die durch keine überwiegende Ungleichheit für einen Theil der Unterthanen unbillig würde, war hier so wenig, als irgendwo in der Welt, zu denken. Bis es also möglich war mich mit meinen Ständen über einen Fond zu vereinbaren, der den schazpflichtigen Theil der Unterthanen am wenigsten drücken mögte, arbeitete ich mit doppeltem Eifer an jenem zweiten Gegenstande meines Planes, an der Verbesserung des inneren Zustands meines Landes, um dadurch die Tilgung der Landesschulden vorzubereiten, und in der Folge möglich und leichter zu machen.„

„Um E. K M. zu überzeugen, wie unermüdet ich auch dieses so wichtige Ziel meiner Wünsche, gleich seit dem Antrit meiner Regierung, und besonders in den Jahren verfolget habe, wo die oben angeführten Gründe in Ansehung eines Fond d'amortissement gegen die Vorstellungen meiner Landstände eine gewisse Nachgiebigkeit foderten, ohne jedoch diesen ersten Gegenstand aus den Augen zu verlieren, wil ich kürzlich von vielen andern nur folgende Anstalten berühren, durch die ich mir schmeicheln kan, den Zustand des Hochstifts bis zu einem Grad von innerm Wohlstande gehoben zu haben, von dem es auch in seinen bessern Zeiten so weit entfernt war.„

„1) Die Landstrassen waren schon vor dem Kriege nicht in dem besten Zustande; der Krieg hatte sie vollends in den äussersten Verfal gebracht. Ihre Verbesserung war zur Beförderung der Handlung unumgänglich nötig.„

„2) Schon vor dem Kriege hatte man sehr wenig an der Ausräumung der Flüsse und Bäche und an der Abwässerung der niedrigen und sumpfigen Gegenden gethan, und im Kriege selbst gar nicht daran denken können. Beides war zur Wiederherstellung und Beförderung der Viehzucht und

des Ackerbaues gleich notwendig. Ich lies also durch das ganze Hochstift alle Bäche durch abgeschickte Ingenieurs räumen und öfnen, und wo es nötig war, neue Durchstiche machen. Eine Operazion von weit ausgedehntem Umfange, durch die ich es dahin brachte, daß die Aecker meiner Unterthanen vom Wasser frei, und viele sonst öde Gegenden zu Hude und Ackerbau urbar gemacht wurden.„

„3) Fast durchgehends durch das ganze Hochstift lag eine Menge von Gründen öde und wüste. Ich suchte diese zum Besten des Landes von zweien Seiten zugleich zu benuzen. Erstlich zur Vermehrung des Ackerbaues und der Bevölkerung, so wie zur Beförderung des Holzgewächses und der Viehzucht, dadurch, daß ich verschiedene Marken theilen, oder darin Zuschläge machen lies, und zweitens zur Tilgung der Schulden, die auf Gemeinheiten, die bei solchen Gründen interessirt waren, hafteten, indem ich die öden Gründe verkaufen und mit dem Ertrag die Schulden der Kirchspiele und Gemeinheiten tilgen lies.„

„4) Krieg und andre Unglücksfälle hatten eine Menge einzeler Unterthanen so tief gedrückt, daß sie auf ihren verwüsteten Höfen, ohne Pferd und Vieh, kein Mittel mehr sahen, als ihre väterliche Stätte zu verlassen und mit den Ihrigen davon zu gehen. Eine schleunige Hülfe und Unterstüzung konte allein dem Lande eine Menge von Unterthanen erhalten, die es nicht verlieren konte, ohne auf die Dauer und für die Zukunft einen weit unersezlicheren Schaden zu leiden, als alles, was jezt ihre Erhaltung kosten konte. Auf diese Unterstüzung ist eine Summe von 202,199 Rthl. an Moderazionen verwendet worden, durch die aber jezt das Land sich so viele tausend Einwohner gerettet und erhalten hat, die nun auch zu seinen Bedürfnissen, deren Befriedigung jene Summe mag aufgehalten haben, wieder das Ihrige beitragen können.„

„5) Auch die Justizverwaltung hatte Mängel, deren Abschaffung eine so wesentliche Bedingung zur Wiederherstellung der algemeinen Wohlfahrt war. Ich verbesserte die

Ver-

Verfassung derselben, und suchte, durch Ernst und Strenge in Untersuchung und Ahndung der Unterschleife der Bedienten, meine Unterthanen zu soulagiren.„

„6) Die Demolirung der hiesigen Festungswerke, die dem Lande auch im Frieden jährlich keine geringe Summe zur Unterhaltung kosteten, ohne sie durch einigen wahren Vortheil zu ersezen, hatten die Landstände schon lange gewünscht. Schon in vorlezter Wahlkapitulazion war selbige zugesagt, aber noch unterblieben. Nach dem Kriege war der Beweis, welchen Schaden sie angerichtet hatten, so neu und so schrecklich, daß die Stände schon währender Sedisvakanz bei dem Domkapitel diesen Gegenstand wieder mit äusserstem Nachdruck betrieben, und es dahin brachten, daß auf die Schleifung der hiesigen Zitadelle und übrigen Fortifikazionswerke, so wie andrer Festungen im Lande von dem Domkapitel zu der Wahlkapitulazion angetragen wurde.„

„Zugleich sah das Domkapitel die Erbauung einer neuen Residenz für das Wohl des Landes so wichtig an, daß mir auch diese in der Wahlkapitulazion empfohlen, und dazu der Beistand des Landes zugesichert ward.„

„Mit beiden Anträgen verbanden nach dem Antritte meiner Regierung die Landstände oftmals ihre inständigste Bitte, der ich also nicht länger widerstehen zu dürfen glaubte.„

„Alle diese Anstalten, die zur Wiederherstellung des Landes so unumgänglich notwendig waren, foderten einen Aufwand, den zu entbehren ihm in seiner traurigen Lage vielleicht hart fiel, und der die Tilgung seiner öffentlichen Schulden, zu der dieser vielleicht hätte verwendet werden können, aufhielt, durch den es aber im Grunde unendlich mehr gewonnen hat, als wenn man die Befreiung der Landeskasse früher, aber mit desto grösserer Beschwerde der Unterthanen, und dazu noch bei dem Widerwillen der Landesstände, durchzusezen gesuchet hätte.„

„Hingegen ist desto gewisser, daß diese Anstalten, durch Wiederherstellung und Beförderung des Ackerbaues, des

Handels und der Bevölkerung, ihm diesen Aufwand, den sie foderten, mit doppeltem Wucher ersezen werden.„

„Wie wenig ich dennoch bei allem dem die Tilgung der Landesschulden aus dem Gesichte verlor, werden E. K. M. daraus ersehen, daß während dieser Zeit doch immer noch ein beträchtlicher Theil der Landesschulden abgetragen ist. Die Landpfenningkammer hat seit meiner Regierung an Kapitalien — — . 173,805 Rthl. 12 fl. 7 Dt.

| | | | |
|---|---|---|---|
| An Entrepreneurs — | 134,385 Rthl. | 26 fl. | 2 Dt. |
| An ersezten Depositengeldern | 35,198 Rthl. | 27 fl. | 10 Dt. |
| Summa | 343,390 Rthl. | 10 fl. | 7 Dt. |

Und wenn davon die der Zinsenreduktion halber wieder aufgenommene 80,261 Rthl. — —

abgezogen werden, in Summa 263,129 Rthl. 10 fl. 7 Dt. Kapitalschulden abgelegt.„

„Nachdem nun der Allerhöchste allen diesen Maasregeln seinen göttlichen Segen gegeben, daß ich meinen Unterthanen dadurch das Ungemach, mit dem der Krieg sie niedergedrückt hatte, habe gröstentheils ersezen, und die Quellen der völligen Wiederherstellung des Landes wieder eröfnen können, so war es Zeit dem ganzen Plane meiner Regierung die lezte Vollendung zu geben. Da die Hindernisse, die diese bisher aufgehalten hatten, durch oben angeführte und so mancherlei andere Einrichtungen, nunmehr aus dem Wege gehoben sind, so glaubte ich, nun endlich auch den lezten Schritt thun zu können, und auf die Errichtung eines billigen, hinlänglichen Fond d'amortissement zur Tilgung der noch an 200,000 rückständigen Landeszinsen und der im Kriege gemachten Schulden mit Nachdruck dringen zu müssen, und mit Erfolg zu können.„

„Meine Landstände übersahen auch zum Theil auf lezterem Landtage diesen Plan, und vereinigten, laut Antrags vom

vom 13ten April 1777, mit mir ihre Wünsche und Kräfte, ihm jene lezte Volendung zu geben."

„Sie nahmen die Berathschlagungen wieder von neuem auf, die auch schon auf den lezten Landtagen, aber ohne durch Ausfindung eines billigen und hinlänglichen Fonds ihren Zweck noch erreichen zu können, hierüber gehalten waren. Sie hatten die Notwendigkeit eines solchen Fonds längst tief genug empfunden und erkant, und die Vorderstände vereinbarten sich nun zur Ergreifung des einzigen Mittels, einer ausserordentlichen Auflage."

„Ihrer Einsicht konte es nicht entgehen, daß diese im Kriege gemachten Schulden nicht blos zum Vortheil oder zur Notdurft der schazpflichtigen Klasse der Unterthanen gemacht waren, daß sie die Freien sowol als diese von den Erpressungen der Armeen, Quotisazionen und Exekuzionen befreiet hatten: daß also die Summe wirklich als ein Vorschus für beide Theile anzusehen ist."

„Die natürliche Folge davon bei ihrer Liebe zur Gerechtigkeit war, daß sie bei der Auflage, die sie in Vorschlag brachten, sich selbst mit besteuerten. Sie konten und wolten sich den Vorwurf nicht zuziehen, als wenn sie sich einer Last entziehen wolten, die aus einer algemeinen Not herkam."

„Ihr Vorschlag zu diesem Endzweck ging also, laut eben angeführten Antrags, dahin, daß

1) eine auf 6 Jahre festzustellende, und, so viel den befreiten Stand betrift, nach dem Plan von 1775 zu errichtende Kopfschazung ausgeschrieben werde;
2) daß von denen, als lange die Kopfschazung dauert, für künftiges Jahr anfänglich nicht höher als zu 12 für ein Jahr zu verwilligenden Schazungen, eine monatliche Schazung zu solchem Ende gewidmet und verwendet;
3) nach Verlauf des 1778sten Jahres die einige Jahre zum Schlosbau jährlich verwilligte 25,000 Rthl. zessiren und die dadurch ersparten Gelder zur Ablegung der Landeskapitalien gebraucht werden mögen."

Erkennen Sie, mein Freund, den stillen Gang der Gröſſe, die Eicheln in die Erde wirft, wo es öde ist, unbekümmert, ob ein lebender Zeuge es bemerkt, unbekümmert sogar, ob sie den Wald noch selbst wird aufschiessen sehen; genug, daß Enkel da einst im Schatten wandeln, und die wohlthätige Hand segnen werden, die ihn pflanzte, wenn schon eine undankbare Vorwelt ihnen diese Hand nicht einmal nante; oder wol gar ohne Rücksicht auf eine segnende Nachwelt, genug, daß ein Wald besser ist als eine Einöde. Vergleichen Sie mit dieser Idee, was Fürstenberg für das Schulwesen that.

Der Beschlus im nächsten Stücke.

---

## II.

London. den 6ten März 78.

— — — Die Quartausgabe von Toups Longin kostet ungebunden auf sehr feinem Papier 14 auf nicht so feinem 9 Schillinge. Die Vorrede und Noten sind mit vielen Druckfehlern verunstaltet, da sonst Genauigkeit eine der gröſten Vorzüge der Clarmdonischen Presse ist. Die Oktavausgabe wird bald folgen. Doch mögte ich eine neue Ausgabe wünschen, worin Rhunkens und Toups Noten ganz, Pearce's, Morus, Portus und andrer ihre entweder ganz oder auszugsweise, alle aber unter dem Text stünden, und die gute Register und fruchtbare Nachrichten von Manuskripten, Ausgaben, Uebersezungen u. s. w. enthielte; durch eine solche Ausgabe könte sich ein deutscher Gelehrter noch neues Verdienst um den Longin erwerben. — — — Die Fortsezung von Warburton's divine Legation of Moses ist gewis unter der Presse; da aber der V. zu alt und schwach ist, als daß er das Werk zu Ende bringen könte, so wird bei seinen Lebzeiten wol nichts davon erscheinen. — — — — Wenn es Ihnen um grobe Kezereien zu thun ist, so lesen Sie Evan-

Evanson's Letter to the Bishop of Litchfield and Coventry (Dr. Hurd). Der Mann ist ein Geistlicher der englischen Kirche und behauptet, daß die orthodoxe Kirche der Antichrist sey, Gott lästere und sich der Abgötterei schuldig mache. Wahrscheinlich wird der Mann nicht abgesezt. — — — Vielleicht haben Sie schon von der neuen Ausgabe des Strabo gehöret, die man zu Oxford veranstaltet. Wie man mir daher schreibt, ist der dazu angeschafte Apparatus beträchtlich, und ich hoffe, daß er auch gut bearbeitet werden wird. In Florenz, Madrid und Petersburg werden Handschriften verglichen, neue Karten werden gestochen und Dr. Forster hat ansehnliche Beiträge hergegeben. Man gedenkt auch von Penzels deutschem Strabo Gebrauch zu machen. — — — Auch zu der Ausgabe des Cicero, die sonst nur ein Nachdruck der Olivetischen ist, werden alle Manuskripte, die zu Oxford sind, verglichen. — — — — Aeschylus ist von einem Potter in englische Verse übersezt. Die Vorrede ist von keinem Belang, und es sind keine Noten dabei. — — — Herr Bruns wird Björnställs Briefe nicht ins Englische übersezen. Es war ehmals seine Absicht, er findet aber die Nachrichten zu veraltet und überhaupt zu viel unzuverlässiges darin. — — —

---

## III.

Leiden. den 12ten März 78.

In dieser Woche starb unser Landsmann Rückert, Professor der Rechte, in einem mehr als 86jährigen Alter. Er war schon seit mehreren Jahren emeritus. Unser grösserer Landsmann Rhunken hat neulich aus Moskau von Herrn Matthäi ein trefliches Geschenk erhalten, 150 Verse von Vater Homers Hymnus auf die Ceres, die gewis ächt sind, weil sich darunter die 6 von Pausanias angeführten mit befinden. Noch 500 Verse von eben diesem Hymnus erwar-

erwartet Herr R. nächstens, und dann wird er uns hoffentlich bald sein Geschenk mittheilen, das freilich nicht in bessere Hände kommen konte, da er schon in früheren Jahren über Homers Hymnen gearbeitet hat.

---

IV.

Göttingen. den 20sten März 78.

— — Die Briefe des Markis von Montalembert haben in Schweden eine starke Sensazion hervorgebracht. Man ist jezt wirklich beschäftigt, alle Arten von Memoires aufzusuchen, um diese Briefe zu widerlegen, wenigstens die gar zu grob beschuldigten Ministers und Generals jener Zeit *) zu vertheidigen. Wie man sagt, wird an dieser Widerlegung auf hohen Befehl gearbeitet. Der Markis von Montalembert hat die französischen Dienste verlassen müssen.

Die schwedische Nazionalkleidung wird jezt wirklich zu Stande kommen. Unser Vaterland hat also doch die Ehre diesen Einfal zuerst zu realisiren. Wenn er nur nicht einen Aufstand erregt — nicht der Dalekarlier, — aber der Damen, die wahrlich ein wenig viel verlieren, wenn sie nun alle in Uniform erscheinen müssen. Das wäre doch noch ein artiger Bürgerkrieg über die Kleidung — ein Pendant zum amerikanischen über den Thee — ganz des lezten Viertels des aufgeklärtesten Jahrhunderts würdig!

Sie kennen unsern würdigen Graf Scheffer. Die königl. schwedische patriotische Gesellschaft hat auf ihre Kosten eine Schaumünze auf diesen edlen Patrioten prägen lassen, zu Bezeugung ihrer Hochachtung für den ausnehmenden Eifer dieses

*) Der des lezten schwedischen Kriegs gegen Preussen.

dieses Mannes für sein Vaterland und seine Mitbürger, und besonders für sein in der Theurung der Jahre 1771, 1772 bewiesenes Wohlwollen, da Er eine Menge armer Dalekarlier und andre ernährte.

Auf der Hauptseite dieser Medaille sieht man Sr. Exzell. wohlgetroffenes Brustbild mit der Umschrift: CARL FRID. SCHEFFER, COMES R. ET REGNI SV. SENATOR, und darunter 9 Hungberger. Auf der Kehrseite steht Pallas, die Göttin der Wissenschaften und Künste, mit ihren Sinnbildern, die einen Lorbeerkranz vorreicht, mit der Unterschrift: Quod PATRIAE STUDUIT. Im Abschnit: REGIA SOCIETAS PATRIA SVECA. Der Werth dieser Schaumünze in Gold ist 30 Dukaten.

Den 30sten August 1777 ward sie dem Hrn. Reichsrath auf seinem Landgut Töresö in Südermannland, ohnweit Stockholm, im Namen der Geselschaft von derselben Redner, dem Herrn Staatssekretair, Baron Johann Liljenkranz und einigen andern dazu von der Geselschaft verordneten Mitgliedern überreicht.

Ich lege Ihnen die Antwort des Hrn. Reichsraths bei, die eines so aufgeklärten edlen Bürgers und Patrioten volkommen würdig ist.

---

V. Schrei-

## V.

## Schreiben

## des Hrn. Reichsrath und Graf Scheffer an die königl. schwedische patriotische Geselschaft.

Sie haben mich, meine Hochzuverehrende Herren, sehr zu ihrem Schuldner gemacht, da Sie für gut befunden haben mir eine Ehre zu erweisen, auf welche nur grosse Verdienste Anspruch machen können; die meinige fürs Vaterland so wohl als für Sie sind gering. Scheint es, als hätte ich etwas Gutes gethan, so ist es blos die Wirkung des Zutrauens anderer zu meinem Wohlwollen. Wenn edelgesinte Mitbürger ihre nüzliche Arbeiten durch eingeschickte Beiträge befördert haben, so war es nur mir vergönt, dieser ihre patriotische Opfer darzubringen.

Diesen gehöret eigentlich die Belohnung, die Sie mir ertheilt haben, und eine Schaumünze mit der Aufschrift: Bene meritis sed ignotis Civibus, würde vielleicht dem Gedächtnis der Unterstüzung, die Sie durch mich erhalten haben, entsprechender gewesen seyn. Da aber die königl. patriot. Geselschaft mir allein aus besondrer Zuneigung das ganze Verdienst fremder Wohlthaten hat zueignen wollen, würde ich mich wahrlich in der grösten Verlegenheit fühlen, meiner schuldigen Verbindlichkeit deshalb mich zu entledigen, wenn ich mir nicht vorstelte, Ihre Absichten haben einen weit ausgebreitetern Zweck als den, blos mich aufzumuntern und zu belohnen. Ohne Zweifel wolten Sie in aller Herzen eine wahre Liebe zum Vaterland aufwecken, die einzige Eigenschaft, die mich Ihres Andenkens einigermassen würdig machen konte. Sie haben weislich geprüft, durch welche Mittel bei einem Volke eine edle Nacheiferung am ersten erweckt werden kan; und wie grosse Dinge dadurch gewirkt werden; wie bequem jezt die Zeit ist, solche Triebfedern in Bewegung zu sezen, deren sich das Alterthum so wohl zu bedienen gewust, oder die

darnach

darnach gefolgte Barbarei vergessen und verachtet hat. Der Beredteste unter den Römern gewann die grösten Ehrentitel und stieg zu den höchsten Würden in der Republik hinauf. Allein mit diesem Allen war ihm lange nicht so sehr geschmeichelt als mit der ihm endlich zuerkanten Belohnung des ehrenvollen Kranzes, welcher bedeutete, daß er sich fürs Vaterland aufgeopfert habe. Solche öffentliche Beweise der Gunst und des Zutrauens der Mitbürger sind allemal sehr erfreuend.

Dies haben Sie, M. H. H., wohl erwogen, da Sie sich entschlossen mir einen neuen und glänzenden Beweis Ihrer Güte zu geben. Denn habe ich ihn gleich selbst nicht verdient, so wird er doch wirken, daß er von mehrern verdient werde. Ich sage hier nichts von meiner Erkentlichkeit; was ich gesagt, beweist, daß ich sie in ihrer ganzen Grösse fühle. Ich werde mich bemühen solche Beweise derselben zu geben, die ihnen am gefälligsten seyn können, ich meyne durch That und Fürsorge, die dem Unterthan nüzt, dessen Wohl Sie so edelmütig durch Unterricht und Freigebigkeit befördern. Ich bin ꝛc.

Töresö den 1sten Septemb. 1777.

C. Fr. Gr. v. Scheffer.

---

S. 377. Z. 7. lese man: Tode statt Erde.

## In unserm Verlag werden in bevorstehender Messe herauskommen:

Gedichte von dem Verfasser der Charakteristik der Bibel. Sie enthalten einige neue religiöse Dramen und Oden, sämtlich, den Abraham auf Moria ausgenommen, noch ungedruckt. Die Herren Chodowiecki und Geyser haben vortrefliche Kupfer dazu gearbeitet.

---

Noch in diesem Monat wird der Druck einer von uns in Verlag übernommenen und schon angekündigten vermehrten deutschen Uebersezung der wichtigen neuen Beschreibung des Kaps der guten Hofnung, die zum Theil aus dem holländischen Archiv der dortigen Gegend gezogen ist, und durch die Anmerkungen des Hrn. Prof. l'Allemand in Leiden noch wichtiger geworden ist, angefangen. Das Ganze wird in 3 Stücken geliefert. Das erste enthält die Beschreibung des Kaps selbst; das zweite das Journal mit Anmerkungen über seltene und noch unbekant gewesene Thiere und Pflanzen und deren Abbildungen. Diese beiden Stücke sollen spätestens im Julius fertig und ausgegeben werden. Das dritte Stück wird Samlungen und Zusäze aus andern über dieses Land gut und zuverlässig geschriebenen Nachrichten in bester Auswahl liefern; man wird alle Weitläuftigkeit vermeiden und daher wird alles nicht über 2 kleine Oktavbände betragen. Es versteht sich von selbst, daß in dieser Beschreibung ausser andern Zusäzen auch diejenigen Nachrichten ihren Plaz finden werden, die in einer andern in Amsterdam und Harlingen im vorigen Jahre erschienenen und jezt neu gedruckten auch schon ins Französische übersezten Beschreibung des Vorgebürges der guten Hofnung enthalten und nicht etwan wörtlich aus unserm Landsmann Kolbe genommen sind, wiewol dies lezte der Fal bei den meisten Nachrichten ist, die diese leztere sogenante neue Beschreibung enthält.

---

## Von folgenden ausländischen Büchern werden durch unsere Handlung gute Uebersezungen veranstaltet:

Sketches of the Lives and Writings of the Ladies in *France* by Mrs. *Anne Thiknesse*. 8. 1778.

Essai sur l'origine des connoissances humaines par l'Abbé *Condillac*.

Lettres edifiantes et curieuses ecrites des Missions etrangères, wovon 43 Bände heraus sind, aus welchen ein guter Auszug in Frankreich vor kurzem herausgekommen ist, welchen wir durch einen Sach- und Sprachverständigen Gelehrten nach und nach gut verdeutscht liefern werden.

---

# Deutsches Museum.

Sechstes Stück. Jun. 1778.

1.

## Beschreibung der Stadt Nizza und der umliegenden Gegend, wie auch des Fürstenthums Monaco. Aus dem Tagebuch eines deutschen Gelehrten.

Schlus. S. d. Mus. 1778. May. S. 413.

Ueber die hiesigen Landesgüter, als den eigentlichen Reichthum des Landes, und dessen Verhältnis gegen die Bedürfnisse der Einwohner, habe ich folgendes erfahren.

Das Hauptsächliche der Landesgüter, wie schon aus dem bisher gesagten abzunehmen, ist das Oel. Ich glaube versichern zu können, daß in dem Lande um Nizza herum so viel Olivenbäume stehen, als es bei den übrigen Umständen zu pflanzen möglich war. Man trift auf allen umliegenden Bergen keinen Plaz an, wo noch einer könte gesezt werden; hingegen findet man sehr viele, die ihre Stelle und das bischen Erde, das sie nötig hatten, durch mühsame Arbeit erhalten haben. Oft ist an steilen felsigen Anhöhen ein Pflänzchen, wo sich die Wurzeln des Baumes nicht einmal völlig ausbreiten können, mühsam mit einer Mauer eingefast, welche wie einen grossen gemauerten Kübel bildet, der mit zusammengetragener Erde gefüllt und mit einem Olivenbaum bepflanzt worden. Es ist wirklich ein Vergnügen zu sehen, wie hier nicht nur keine Spanne breit nuzbares Land ungenuzt geblieben, sondern der Fleis der Menschen an felsigen Anhöhen, durch ihre Abtheilung in Terrassen überal Land gemacht hat, wo die Natur keines gelassen hatte. Dieses ist nicht nur vom Gebiet der Stadt Nizza, sondern auch von

der ganzen Provinz, oder Grafschaft, von dem daran grenzenden Fürstenthum Monaco, und der ganzen Seeküste gegen Genua zu merken.

Das Oel vertrit den Einwohnern der Stadt und auf dem Lande die Stelle der Butter, die hier wenig bekant ist; folglich ist es eines der vornehmsten Nahrungsmittel. Der Ueberflus, den das Land nicht selbst braucht, wird in andre Länder verfahren. Aus dem Hafen von Nizza geht, ein Jahr ins andre gerechnet, ungefähr für 1 Million Lire Oel in fremde Länder. Dieses komt blos aus der Grafschaft Nizza. Das hiesige Oel ist sehr fein, und würde dem allerbesten den Vorzug streitig machen, wenn man sich wegen des reinlichen und zeitigen Einsammelns und sorgfältigern Pressens die erforderliche Mühe geben wolte. Aber ich habe schon erinnert, daß darin viel versäumt wird. Dieses Gewerb mit dem Oel macht die Stadt und die Gegend um Nizza den Winter durch sehr belebt; weil täglich eine Menge desselben in Schläuchen von Bocksfellen auf Eseln nach der Stadt gebracht wird. An verschiedenen Orten der Stadt und auf allen Wegen vor derselben stehen die Aufkäufer des Oels, um jede Ladung zu kosten, und was ihnen ansteht zu kaufen. Dieses Oel ist natürlicherweise hellgelb. Das, was nach Norden, besonders nach Dännemark, bestimt ist, wird in offenen Gefäßen an der Sonne gebleicht, und alsdann beinah so klar als Wasser; aber es verliert an der Güte.

Das zweite Landesgut, was ganz ausgeführt wird, ist die Seide. Sie wird aber hier nicht häufig gezogen, und es schien mir, daß die Einwohner in diesem Punkt zu nachlässig seyen. Es ist in der That seltsam und widersinnisch, daß das rauhe Land an den Bergen mit der äussersten Sparsamkeit zu den Oliven genuzt, das gute und fettere Land der Ebene aber nur nachlässig zur Maulbeerbaumpflanzung gebraucht wird. Vielleicht liegt der Grund davon in der algemeinen Trägheit der Menschen, sich, durch Einführung neuer Arbeit, neues Nachdenken und neue Sorgen zu machen. Denn die Kultur der Olivenbäume ist ohne Zweifel uralt, und schon zu den

Zeiten

Zeiten der ehmals hier wohnenden Griechen, wenigstens der Römer, eingeführt gewesen. Aber der Seidenbau ist hier in neuern Zeiten aufgekommen. Eingezogenen zuverlässigen Nachrichten zufolge wird jährlich etwa für 150,000 Lire rohe Seide aus Nizza ausgeführt.

Von den hier wachsenden Limonen und Pomeranzen wird auch weit der gröste Theil aus dem Lande geschickt. Die Wichtigkeit dieses Artikels kan man aus folgendem beurtheilen. In einem kleinen Garten, der meiner Schäzung nach nicht 200 Quadratruthen gros war, habe ich eine unglaubliche Menge dieser Früchte an den Bäumen gesehen. Der Eigenthümer versicherte mich, daß er schon 60,000 Stück in einem Jahre daraus verkauft habe. Der Mittelpreis von 1000 Stück ist 21 bis 22 Lire, oder 6 Rthl. Da nun die ganze Ebene um Nizza, auch einige Anhöhen meistens mit Pomeranzenbäumen besezt sind, so läst sich abnehmen, daß der Verkauf derselben beträchtlich seyn müsse. Man hat mir einen Baum gezeigt, von dem vor ein paar Jahren 5000 Pomeranzen gepflückt worden 7). Indessen ist doch dieser Artikel der Kultur etwas unsicher; weil es bisweilen Jahre gibt, wo entweder die halbreifen Früchte im Winter, oder die Blüthe im Frühjahr verfriert. Ein Benediktinermönch, der ein grosser Liebhaber und fleissiger Bearbeiter der Gärten ist, sagte mir, daß solche Zufälle seit einigen Jahren öfter kommen, als ehedem; daß aber Bäume vom Frost in dieser Gegend ausgegangen seyn, davon wisse er kein Beispiel.

Auch an Wein wird etwas ausser Land gefahren. Der beste ist ein sehr feiner, hellrother, dünner, aber ziemlich feuriger Wein von feinem Geschmack. Der meiste geht nach Turin. Hingegen kömt der geringere Wein, den hier das gemeine Volk trinkt, meist aus der Provence. Alles zusammen-



7) Der Baum war von beträchtlicher Grösse, und so wie bei uns ein völlig ausgewachsener Birnbaum. Twiß gedenkt, in seiner Reise durch Port. und Span. eines Oranschenbaums bei O Porto, der 16,000 Früchte in einem Jahr sol getragen haben.

mengenommen würde in dieser Gegend, wenn auch kein Wein ausgeführt würde, schwerlich so viel wachsen, als da getrunken wird; denn auch der ärmste Pächter trinkt Wein. Die Bürger in der Stadt, die nicht selbst Güter haben, kaufen im Herbst Weintrauben zusammen, und pressen ihn selbst, um einen Vorrath für ihr Haus zu haben.

Wie beträchtlich die Fischerei seyn mögte, habe ich nicht erfahren. Ich halte sie aber für gering. Nur der Tonfischfang ist im Frühling zuweilen ansehnlich, aber er ist ein Regal, das gegenwärtig auf 6 Jahre für 60,000 Lire verpachtet ist.

Dieses sind, so viel ich weis, alle Landesgüter, die verfahren werden und Geld in das Land bringen. Aber die Summen, die dafür eingehen, reichen gewis nicht hin zu bezahlen, was die Stadt und das Land zu seinem Gebrauch kaufen mus; denn es hat an vielen Dingen Mangel.

Das wenige Getreid, das hier wächst, ist für nichts zu achten, und ist kaum hinreichend dem Landmann sein nötiges Brod zu geben. Also mus wenigstens alles, was die Stadt braucht, von aussen herkommen.

Grosses Schlachtvieh wird hier auch nicht gezogen, und komt, wie das meiste Geflügel aus Piemont.

An Bauholz hat diese Gegend einen gänzlichen Mangel. Die Tannenbäume, die zum Zimmerwerk und andern dem Wetter nicht ausgesezten Arbeiten gebraucht werden, werden auf der See hergebracht. Fensterrähme, und was an einem Häuse der Luft ausgesezt ist, wird insgemein von Lerchenholz gemacht, das schon in kurze Breter geschnitten aus dem Innern der piemontesischen Alpen auf Eseln hieher gebracht wird; vielleicht auch von andern Orten her.

Auch fast alles, was zur Kleidung gehört, komt von aussen herein, nebst den vielen, mehr oder weniger nötigen indianischen Waaren.

Alles dieses erfodert Summen, welche diejenigen, so durch ausgeführte Landesgüter eingehen, notwendig übertreffen. Deswegen ist die Grafschaft Nizza ein Land, das seine

Einwoh-

Einwohner nicht ernähren kan, oder das nach Verhältnis seiner Fruchtbarkeit zu stark bevölkert ist.

Dieses müste die natürliche Folge haben, daß ein Theil der Einwohner wegziehen, oder daß sie sich auf Fabriken legen müsten, von denen ausserhalb Landes ein Absaz wäre. Aber keins von beiden geschieht. Es war ein drittes Mittel übrig das fehlende Geld zu ersezen. Dieses komt von Turin aus, zur Bezahlung der Besazung in Nizza, der kleinen in Villa Franca liegenden Marine, zu den Besoldungen der königlichen Justiz- und Civilbedienten, und nun auch seit einigen Jahren zu dem öffentlichen Bau an dem Hafen. Ich habe zuverlässig erfahren, daß gegenwärtig diese Summe sich jährlich ungefähr auf 700,000 Lire beläuft. Rechnet man zu dieser Summe 1 Million jährlich für Oel, ungefähr 300,000 Lire für Seide, Früchte und Wein, und eben so viel, was etwa durch die Handlung, das Aus- und Durchführen der Waaren, und von Fremden, die sich hier aufhalten, gewonnnen wird, so beläuft sich die jährliche Summe des umlaufenden Geldes auf 2,300,000 Lire.

Daß das Land dem König gegenwärtig viel weniger einbringe, als es an Ausgaben kostet, ist aus dem monatlichen Transport der aus Turin hieher kommenden Gelder offenbar. Die Grafschaft Nizza bezahlt zwar dem König eine mässige Landtaxe, davon aber ist das Gebiet der Stadt Nizza, der ansehnlichste und fruchtbarste Theil der Provinz, ausgenommen. Die Stadt bezahlt nichts, als 12,000 Lire für alle Abgaben der Stadt und ihres Gebietes. Diese Summe bezahlt der Munizipalmagistrat, der dafür die Beckerei und Schlächterei der Stadt verpachtet, und die Summe auf diese Art durch eine geringe Erhöhung des Preises von Brod und Fleisch wieder einzieht. Das Brodbacken ist also hier ein Monopolium für die Stadt, und vielleicht das einzige nüzliche Monopolium. Denn, wenn, wie anderswo, der Landmann und gemeine Bürger selbst backen wolte, so wäre nicht Holz genug in dem Lande. Es sind nur wenige Backöfen in der Stadt, die aber, Tag und Nacht, die ganze Woche

durch, den Sontag und einige Feiertage ausgenommen, warm bleiben. Jeder bringt seinen Teig dahin und läst ihn backen. Es ist leicht zu erachten, wie beträchtlich die Ersparung des Holzes dabei seyn müsse.

Ausserdem hat der König noch seine Einkünfte vom Verkaufe des Salzes und des Tabaks. Das Pfund Salz aber kostet hier nur 1 Sol. Dazu kommen noch die Einkünfte vom Hafen, die bei der geringen Handlung aber auch unbeträchtlich sind.

Der Werth des angebauten Landes um Nizza wird aus folgendem zuverläßigem Verzeichnis erhellen, der die Preise der verschiedenen Ländereien enthält, wie sie gerichtlich taxirt werden. Der Septier, das hier gewönliche Maas der Ländereien, wird nach einem piemontesischen Maasstab, Trabucco genant, ausgemessen, dessen genaues Verhältnis gegen den englischen Fus mir bekant war. Ein Septier hält 15,890 englische Fus.

| | |
|---|---|
| Ein Septier gutes Wiesenland und Garten in der Ebene wird angeschlagen zu — | 1,500 Lire, |
| Bäume, Gebäude, Mauern werden besonders taxirt und zu dem obigen Preis zugesezt. | |
| Ein Septier anderes im Thales liegendes Land | 800 — |
| — — an geringern Orten an den Bergen | 600 — |
| — — auch — — — | 500 — |
| — — an noch geringern Orten auf den Bergen — — | 400 — |
| — — auch — — — | 300 — |
| — — noch ungebautes Land in der Ebene | 100 — |
| — — — — auf den Bergen | 50 — |

Nun wil ich anführen, was ich von der politischen Verfassung von Nizza erfahren habe. Die Einwohner der Stadt und des zu ihrem Gebiet gehörigen Landes machen eine kleine Munizipalrepublik aus, deren Verfassung ich für merkwürdig genug halte hier angeführt zu werden.

Das

Das ganze Volk ist in vier Klassen getheilt, den Adel, die Kaufleute, die Handwerker und die Bauern. Aus diesen vier Klassen wird auch der Munizipalmagistrat besezt. Er besteht aus drei Konsulen und 24 Räthen. Der erste Konsul wird aus dem Adel gewählt, der zweite aus der Kaufmannschaft, und der dritte wechselsweis aus den Handwerkern und dem Bauernstande. Ehedem waren alle Stellen der Konsule und Räthe nur auf ein Jahr, seit kurzem aber hat der Hof sie auf Lebenslang gemacht. Die Räthe werden ebenfals aus den 4 Klassen gewählt, sieben von jeder Klasse, mit Inbegrif des Konsuls.

Die täglichen Geschäfte werden allein durch die Konsule besorgt, denen ein Advokat, oder Rechtsgelehrter, wegen vorfallender Rechtshändel, zugegeben ist. Nur in wichtigen, die ganze Stadt angehenden Geschäften werden die Räthe versammelt. Vom Hofe ist ein Intendant für die ganze Grafschaft gesezt, und dieser hat in der Rathsversamlung den Vorsiz, aber ohne Stimme. Der jezige adliche Konsul ist der Graf von St. André, ein sehr braver und auch angenehmer Mann.

Diese Munizipalregierung besorget die Polizeianstalten und verwaltet die Einkünfte der Stadt. Das Kollegium der Konsule aber, oder, wie es hier genant wird, das Konsulat, schlichtet die Zwistigkeiten zwischen den Einwohnern.

Ich habe zuverlässig erfahren, daß die jährlichen Einkünfte der Stadt sich ungefähr auf 150,000 Lire belaufen, worunter aber die Domäneneinkünfte nicht mit begriffen sind. Jene Summe komt von Verpachtung der Fleischbänke und der Beckerei, auch von andern kleinen Gefällen. Ausserdem hat sie ansehnliche Domänengüter, die sie verpachtet. Der feindliche Einfal von 1744 hat die Stadt in beträchtliche Schulden gesezt, die durch schlechte Veranstaltungen, die der Rath vor einigen Jahren mit Aufkaufung fremden Getreides getroffen, um ein merkliches vermehret worden. Deswegen hat der Rath im vorigen Jahre vom König die Erlaubnis

erhalten, verschiedene Domänengüter zu veräussern, um die Schulden zu bezahlen.

Der Hof hat hier folgende Bediente für die ganze Grafschaft: 1) den Guvernör, welche Stelle aber seit langem nicht besezt gewesen; denn sie kan nur ein Prinz aus dem regierenden Hause bekleiden. Dieses würde freilich der Stadt wohl thun, aber es ist gegen die heutige Politik der Suveräne, daß Prinzen von ihrem Hause in den Provinzen ihre Hofstaat aufschlagen. Inzwischen vertrit der Kommandant der Stadt die Stelle. 2) Der Kommandant von Nizza, der zugleich auch Oberbefehlshaber über die Festung St. Alban ist, die auf dem hohen, nahe der Stadt liegenden Berg dieses Namens liegt, und woraus nicht nur die Ebene um Nizza, sondern auch die jenseit des Berges liegende Stadt Villa Franca und ihr Hafen kan beschossen werden. Der Kommandant ist immer ein Kriegsbedienter von ansehnlichem Rang, und hat in der That grosses Ansehen in der Stadt und auf dem Lande. In seinen öffentlichen Polizeiverordnungen bedient er sich der Formel: Wir N. N. u. s. f. befehlen u. s. w. Um den kleinen Militärdienst aber bekümmert er sich nicht, sondern überläst dieses dem Kommandör des Bataillons. Der jezige Kommandant ist der Chevalier de Blonay, ein Savoyard, oder, wie er mir aus Höflichkeit sagte, ein halber Schweizer. In der That ist ein Theil dieser Familie, nämlich derjenige, welcher seine Güter in dem Pais de Vaud hatte, mit diesem Land unter den Kanton Bern gekommen, und blühet noch gegenwärtig da. 3) Der Intendant des Königs, der das Interesse des Hofes in der ganzen Provinz besorgt. 4) Für die wichtigern Civil- und Kriminalrechtshändel ist hier ein suveräner Gerichtshof niedergesezt, der das Parlament, auch der Senat, genant wird. Die Senatoren werden vom Hof aus dem Adel bestellt. Selbst die meisten Advokaten bei diesem obersten Gericht sind Edelleute.

Die Anstalten zum Studiren sind hier ziemlich schlecht. Zwar ist, ausser dem bischöflichen Seminarium, darin die

Geist-

Geistlichen studiren, ein Gymnasium, auf welchem, ausser den sogenanten litteris humanioribus, auch Mathematik, Physik und Philosophie gelehrt werden, und über welches der Hof einen Reformatore aus dem hiesigen Adel sezet; aber es ist in etwas schlechtem Zustande.

Ich hatte ein zuverlässiges Verzeichnis der Städte, Flecken und Dörfer der ganzen Grafschaft in Händen, habe aber versäumt daraus etwas aufzuzeichnen. So viel ich mich erinnere, belief sich die Zahl doch über 250. Ich kan mir aber keinen Begrif davon machen, wie so viel Leute in einem solchen Lande, das keine Aecker und so sehr wenig Wiesen hat, leben können. Denn die ganze Grafschaft ist durchaus mit hohen, sehr steilen und fast völlig unfruchtbaren Bergen so besezt, daß nicht nur kein ebenes Land, sondern gar selten ein kleines ganz enges Thal dazwischen ist. An den meisten Orten nämlich stossen die Berge zu unterst am Fusse so an einander, daß auf den lezten Schrit, den man von einem herunter gethan, sogleich der erste Schrit gegen die Höhe des andern heraufgeht. Nur hie und da fliest etwan ein Bach zwischen zwei Bergen durch. Fast alle diese Berge sind wenigstens zur Hälfte ganz kahle Felsen. Gegen die Tiefe haben sie etwas Erde, sind aber so steil, daß überal haben Terrassen müssen aufgemauert werden, um die Erde gegen das Abspülen sicher zu stellen; und diese, meist sehr schmale Terrassen sind das Getreid tragende Land.

Eh ich von dem Klima spreche, wil ich der hiesigen Alterthümer gedenken; denn auf dem kleinen Grunde des Gebiets der Stadt Nizza haben ehedem zwei griechische, hernach römische Städte gestanden. Nizza ist, wie bekant, das alte Nicäa, von den massilischen Griechen gebaut. Von den ersten griechischen Einwohnern aber hat sich bis jezt kein Ueberbleibsel, weder Schrift, noch Gebäude, noch irgend ein geschniztes, oder gegossenes Bild gefunden, da noch verschiedenes von den römischen Zeiten her da vorhanden ist. In und nah um Nizza sind zwar keine römische Gebäude mehr, aber verschiedene Steine mit römischen Inschriften. Die

zweite nur eine halbe Stunde weit von Nicäa gelegene griechische Stadt, Cemenela oder Cemenelä [8]) lag ganz oben auf dem Berge, dessen ich schon gedacht habe, der aus dem Kreis, der die Ebene umgebenden Berge heraustrit, und längs dem rechten Ufer des Paglions sich bis nah an die Stadt heran erstreckt. Die oberste Höhe dieses Berges, auf welcher jezt ein Barfüsserkloster steht, scheint der Mittelpunkt dieser Stadt gewesen zu seyn. Ein hohes und festes Gemäuer an einem in dem Garten des Klosters liegenden Hügel, ist, der Sage nach, ein Ueberbleibsel von dem ehmaligen Schlos, oder Kapitol dieser Stadt. Es ist zu vermuten, daß noch unerösnete Gewölber unter dem Schut dieses ehmaligen Schlosses liegen; wenigstens verursacht es ein hohles Getön, wenn man ganz oben auf dem Hügel hart auf die Erde auftrit. An den um das Kloster herum liegenden Terrassen und andern Mauern, imgleichen an den im Garten befindlichen Treppen sieht man hie und da Steine mit römischen Namen überschrieben; und man wird gewahr, daß die meisten Mauern dieser Gegend, welche die Terrassen unterstüzen, oder die Güter einschliessen, aus den Steinen der ehmaligen Gebäude dieser zerstörten Stadt aufgeführt sind.

Gleich neben dem Kloster liegt die Villa des Marchese Ferreri, in welcher die vier Mauern eines kleinen viereckigen Tempels stehen. Nahe dabei ist ein kleines Amphitheater in seinen Ruinen, dessen Arena noch ganz und beinah unversehrt ist. Wenn der Legende des H. Pontius zu trauen ist, so war der erwähnte kleine Tempel dem Apoll geweiht; denn es heist dort, der Präses Claudius habe den Heiligen, der jezt eben in dieser Arena wilden Thieren solte Preis gegeben werden, gesagt: Ecce proxime venerabile Apollinis templum; accede et sacrifica [9]). Das Haus der gedachten

8) Plinius nennet sie Cemenelion. Sie war einmal der Siz des Praefecti alpium maritimarum. *Hist. nat. III.* 5.

9) Die Geschichte dieses und andrer nicäischen Martyrer befindet sich in einem Werke, das ein Priester aus Nizza, Petrus

ten Villa liegt zwischen dem Tempel und dem Amphitheater. An dem Auftrit auf die Terrasse, auf welcher das Haus steht, sieht man rechter und linker Hand zwei Steine, wie Postamente gestaltet. Der zur linken Hand läst noch undeutliche Spuren eines alten flachen Schnizwerks sehen, auf dem ich einen Hahn und den Kaduceus des Merkurs wahrnehmen konte. Der rechter Hand stehende Stein enthält in schönen Buchstaben folgende Schrift:

. CORNELIAE SALO
NINAE
SANCTISSIM AUG
CONIUG GALLIENI
IUNIORIS AUG N
ORDO GEMENEL
CURANT AURELIO
IANUARIO .U E

Etwan eine Viertelstunde hinter gedachtem Barfüsserkloster, wo der Berg sich an das herum liegende Gebirg anschliest, liegt die Abtei St. Pont, Benediktinerordens. Dicht hinter derselben steht auf einem Hügel ein ebenfals noch meist ganzer kleiner Tempel von viereckiger Form. An dem innern Gemäuer kan man sehen, daß das Dach, das jezt eingestürzt ist, darüber gewölbt gewesen. Sonst zeigt dieser kleine Tempel nichts merkwürdiges.

Man trift übrigens ziemlich weit in dieser Gegend herum zerstreute Ueberbleibsel unterirdischer gewölbter Gänge an, durch welche vielleicht ehedem Wasser irgendwohin in Bäder geleitet worden. Die weit herum zerstreuten Ueberbleib-

Petrus Goffredi, unter dem Titel: Nicaea civitas sacris monumentis illustrata etc. im Jahr 1658 herausgegeben hat. Das Werk ist zu Turin in klein Folio gedruckt, und enthält unter andern auch alle damals bekante in dieser Gegend noch befindliche römische Inschriften.

bleibsel alter Gebäude scheinen doch einen ziemlich grossen Ort, der hier gestanden hat, anzuzeigen. Aber auch hier ist au- ser dem ehmaligen Namen der Stadt sonst keine Spur ihres griechischen Ursprungs anzutreffen.

Ich kan diese Gegend nicht verlassen, ohne des vortref- lichen Klima derselben zu gedenken. Die Engländer, deren jährlich eine beträchtliche Anzahl im Herbst nach den mittäg- lichen und wärmern Gegenden von Europa reiset, um der Kälte und andern Unannehmlichkeiten des Winters zu entgehen, haben seit einigen Jahren diese Gegend in guten-Ruf gebracht, und ich halte dafür, daß sie denselben auch wirklich verdienet. Wer im Winter, ohne die rauschenden Ergözlichkeiten gros- ser Städte zu suchen, einen Ort zu finden wünscht, wo er, gegen Kälte, Schnee und Nebel gesichert, Frühlingstage ge- niessen könne, findet dieses hier. Der Winter, der am Ende von 1775 und Anfang 1776 den grösten Theil, nicht nur von dem nördlichen Europa, sondern von Italien selbst, so schwer gedrückt hat, war hier sehr gelind, ob er gleich, nach Aussage der Einwohner, ausserordentlich rauh und unfreund- lich gewesen. Die Kälte vom Anfang des Dezembers bis Ende des März war wenig beschwerlich. Schnee sah man den ganzen Winter nicht, ausser auf den umliegenden Höhen, und nur an drei Morgen dieses Winters war es so kalt, daß das stehende Wasser mit Eis überzogen ward, welches aber gegen neun Uhr des Morgens wieder verschwunden war. Die Unannehmlichkeiten dieses strengen Winters bestunden darin, daß im Jänner und Anfang des Februars viel Regen mit unangenehmem Wind eingefallen war. Nichts konte hingegen schöner und angenehmer seyn, als die herlichen Ta- ge während des Dezembers, einen Theil des Jänners und Februars. Ueberhaupt glich jeder Tag des Winters, an dem es nicht regnete, den schönen Frühlingstagen in Deutschland. Aber die Luft ist hier viel heller und reiner, als ich sie sonst irgendwo gesehen habe. Man erkennet dieses an dem leb- haften Funkeln der Sterne bei jeder hellen Nacht, und an der Menge kleiner Sterne, die man hier siehet, und die in

Deutsch-

Deutschland nur in den hellesten und reinesten Winternächten sichtbar werden. Zur Beobachtung der Sterne wäre Nizza einer der vorzüglichsten Oerter in Europa; denn selbst bei anhaltendem Regenwetter merkt man nicht, daß die Luft sehr feucht oder dick geworden.

Demnach finden kränkliche Personen, denen eine reine trockene Luft zuträglich ist, und die dabei nötig haben sich täglich durch Spazierengehen in Bewegung zu sezen, den Winter über hier, was sie nötig haben. Man mus aber doch Kräfte genug besizen, etwas in die Weite zu gehen und Berge zu steigen. Zwar ist der oben beschriebene Spaziergang um die Stadt herum höchst angenehm und nicht lang; wer aber die Mannigfaltigkeit und tägliche Abwechslung liebet, mus seine Wege in die umliegenden Thäler und auf die Höhen nehmen; denn hier ist die Mannigfaltigkeit der Wege, der Aussichten und immer neuer Gegenstände unerschöpflich. Man mag sich auf den Höhen befinden, wo es auch sey, so hat man eine Aussicht von unbeschreiblicher Annehmlichkeit vor sich.

Die Natur ist hier den Winter über nie ganz in Ruhe. Die Gärten sind beständig grün, und täglich wird darin gepflanzet, oder gesäet. Auf den unbebauten Stellen der Berge und an hohen Stellen auf dem ebenen Lande sieht man den ganzen Winter durch grünes Gras, hie und da aufblühende Blumen, immer grüne Bäume mit Früchten, oder mit allmählig aufbrechenden Blüthen. Besonders hängen die Oliven- und Lorbeerbäume den ganzen Winter durch voll Früchte, des herrlichen Schauspiels der mit halb reifen Früchten behangenen Zitronen- und Pomeranzenbäume nicht zu gedenken.

Für Personen, die aus einem nördlichen Klima hieher kommen, sind diese Spaziergänge um so viel angenehmer, weil sie ihnen fast lauter neue Gegenstände zeigen. Selbst die Aussicht auf die völlig kahlen, dürren und alles Grünen beraubten Gipfel der umliegenden Berge und Felsenhöhen hat wegen der Ungewönlichkeit dieses Schauplazes etwas ange-

geneh-

genehmes. Man hat die beiden äussersten Grenzen der Armut und des Reichthums der Natur hier zugleich vor sich, jene auf den Höhen, diesen in den Ebenen und Thälern.

Dann ist fast alles, was man von Kräutern, Blumen und Bäumen sieht, neu und fremd, und man findet hier in der Wildnis der Berge Blumen, Gesträuch und Bäume, die man in nördlichen Gegenden mit grosser Sorgfalt zur Verschönerung der Lustgärten den Winter über in Gewächshäusern verwahrt, und im Sommer in Töpfen oder Kübeln heraussezt. Die grosse amerikanische Aloe, von der ich hier auf einem der rauhesten Berge einen ganzen Wald angetroffen habe, die *Opuntia* (oder Ficus indica) die hier an einigen Orten die Stelle eines Zauns vertrit, die Myrte, der Lorbeerbaum, das lieblich riechende Smilax, der gelbe Schasmin, der Lentiskus, der Granatenbaum, der Sumach, der Erdbeerenbaum (Arbutus), und viel andre bei uns seltene Gewächse sind hier überal neben den Wegen, oder in Wildnissen zu sehen. An einigen der rauhesten Stellen der Berge findet man den so genanten Carroubier (Siliqua dulcis) einen sehr schönen, immer grünen Baum, gepflanzt, dessen lange Schoten, die in Deutschland unter dem Namen St. Johannis Brod bekant sind, hier den Eseln zum Futter dienen. Man rechnet den jährlichen Ertrag eines solchen Baumes, einen in den andern gerechnet, 3 piemontesische Lire. Es ist mir daher völlig unglaublich, was Twiß von einem solchen Baum, der bei Alicante in Spanien stehen sol, meldet, daß er 130 Arroben Früchte (jede Arrobe hält 26 Pfund) getragen habe, die für 70 Rthl. verkauft worden. In Spanien wird dieser Baum Garofero genant.

In den Gärten sieht man auch hie und da den Dattelbaum, den Gujubenbaum, die ägyptische Acacia mimosa, und den Azedarach, aus dessen sehr artig gestaltetem, steinhartem Kern Rosenkränze verfertiget werden. Aus den der Sonne recht ausgesezten Mauern, und aus hohen steinigen Boorten sieht man die Kapernstaude sich zwischen den Steinen herausdrängen. Kurz, es zeigen sich hier überal so viel neue den

deut-

deutschen Auge fremde Gewächse, daß dieses allein einem Gartenliebhaber die Spaziergänge den ganzen Winter über angenehm machen können.

Etwas beschwerlich ist hiebei doch der Umstand, daß die schmalen Wege nicht nur hie und da sehr steil, sondern durchaus mit kleinen losliegenden Steinen so bedeckt sind, daß man sich in Acht nehmen mus, um nicht darauf zu treten, weil man gar leicht ausglitschen und fallen kan. Ich glaube auch, daß dieses dem hiesigen Volk oft geschicht, und daß es schweren Schaden davon nimt. Wenigstens habe ich an keinem Orte eine solche Menge hinkender Menschen angetroffen als hier, und ich schreibe das dem Ausglitschen über diese in den Wegen liegende Steine zu. Eine andre Unbequemlichkeit macht der hiesige Boden, der meist aus fettem Ton besteht, und daher bei Regenwetter sehr schlüpfrig wird.

Das Gestein der hiesigen Berge ist zwar mannigfaltig, doch gröstentheils Kalk und Gips, die hier beide von ausnehmender Güte sind. Der ganze Berg, den die Einwohner Cimié nennen, worauf die Stadt Cemenelion gestanden hat, ist ein einziger Klumpen von Gipsstein. Hie und da sind auch Adern von Marmor und weissem Kiesel. Daß übrigens diese Berge sehr dürre, und die Wasserquellen daran etwas seltenes sind, habe ich bereits erinnert.

So schön aber die Winter in dieser Gegend sind, so unangenehm ist der Frühling wegen der grossen Unbeständigkeit des Wetters. Man ist selten zwei Stunden lang sicher schönes Wetter zu behalten. Oft folgt auf das herlichste Wetter plözlich Wind und Regen, und eben so schnell legen sich auch Wind und Regen wieder, um dem lieblichsten Wetter Plaz zu machen. Ueberhaupt aber würde ich den Frühling in den gemässigten Gegenden von Deutschland dem hiesigen weit vorziehen. Deswegen reisen auch die meisten Engländer, die den Winter hier zugebracht haben, im März wieder davon.

Die Stadt, oder vielmehr der Flecken Villa Franca liegt nah bei Nizza, jenseit des Berges Montalban. Die

auf

auf diesem Berg gelegene kleine Festung dienet sowol der einen, als der andern zum Schuz. Zu Wasser fährt man in einer Stunde von Nizza nach Villa Franca; denn sobald man um den neben dem Hafen der ersten Stadt etwas ins Meer hineintretenden Fus des Berges Montalban herum ist, befindet man sich an der Einfahrt des Hafens von Villa Franca, der sich zwischen dem Montalban und dem Kap di St. Hospitio etwan eine halbe Stunde weit in Form eines länglichen Vierecks ins Land hineinzieht. Die Einfahrt ist sehr weit, welches diesen Hafen gerade gegen den Südwind offen läst. Er ist so räumlich, daß eine beträchtliche Kriegsflotte darin liegen könte. Hinten im Grunde der Einfahrt gerad gegen über, liegt Villa Franca an dem Fus eines sehr steilen hohen Felsens, daneben, etwas zur linken Hand, auf einer mässigen Anhöhe, das dazu gehörige feste Schlos, oder die Zitadelle, und noch etwas weiter linker Hand herum, nämlich gegen die westliche Seite des Hafens, liegen die verschiedenen zu der hiesigen kleinen Marine gehörigen Gebäude. An dieser Seite ist durch einen langen Molo ein kleiner Hafen, oder eine Darse, von dem Grossen abgesondert, und hier liegen die königliche Fregatten und die Galeren. Auch können Kauffarteischiffe hier ankern.

Die westliche Küste des Hafens, welche die östliche Seite des Montalban ist, erlaubt keine Anfahrt; denn sie besteht aus steilen Felsen. An derselben aber kan man in kleinen Kähnen Korallen fischen. Das westliche Ufer des Hafens ist flacher, und erhebt sich almählig in kleine sehr angenehme und fruchtbare Hügel, die auf einer schmalen Erdzunge sich ins Meer hinein erstrecken, und den Hafen von der Ostseite sichern.

Von der Mitte des Hafens aus macht Villa Franca mit den umliegenden Landhäusern eine überaus seltsame Ansicht. Die Häuser scheinen an dem auch bis an den Fus herunter steilen Felsen mehr angehängt, als auf festen Grund gemauert. Und auf verschiedenen über der Stadt hangenden steilen und daher unersteiglich scheinenden Höhen sieht man

Land-

Landhäuser wie in der Luft schwebend, fast so, wie man bisweilen auf schinesischen Malereien Häuser auf schwebenden Felsen gemalt sieht. Ueber der Stadt und linker Hand derselben ist alles, bis auf eine gewisse Höhe, fast kahler Felsen; rechter Hand aber (immer vom Hafen aus gerechnet) werden die Berge almälig grün und niedriger.

Von der Stadt aus geht man, auf einem schönen, meist in Felsen ausgehauenen und langen Quay nach dem Schifswerft und den zur Marine gehörigen Gebäuden. Gegenwärtig besteht die ganze Marine des Königs aus einer Fregatte von 36 Kanonen (an einer zweiten wird jezt gebaut) und zwei Galeeren. Hiezu gehören zwei Kompanien Seesoldaten, welche in Villa Franca liegen. Die Fregatte kreuzt den Sommer über meist in den Gewässern von Sardinien, um die dortige Schiffahrt gegen die barbarischen Seeräuber zu sichern. Das Kommando über die Marine hat jezt der, aus den Schriften der königl. Geselschaft der Wissenschaften zu Turin, als ein fürtrefliches Genie bekannte Chevalier de Foncenex, dessen mir erwiesene Freundschaft und Güte, und dessen lehrreichen und angenehmen Umgang ich in dankbarem und vergnügtem Andenken behalten werde.

Ich mus hier einer besondern Art irdener Gefässe Meldung thun, die ich bei erwähntem Chevalier de Foncenex zuerst gesehn habe. Sie sind von schwarzbrauner Erde gebrannt, und dienen das Wasser zum Trinken in der grösten Sommerhize abzukühlen. Dazu wird weiter nichts erfodert, als daß das Gefäs mit Wasser angefült, und hernach in die freie Luft, allenfals an die Sonne, gesezt werde. Da wird es so kühl, als wenn es in einer Eisgrube gestanden hätte. Die kühlende Kraft dieser Gefässe, oder Krüge, komt ohne Zweifel daher, daß etwas von dem darin stehenden Wasser durchschwizt, so daß die Krüge auch von aussen immer etwas naß sind. Daß ein nasses, an der Luft stehendes Gefäs sehr kalt werde, ist eine schon sehr lang bekante Sache.

Man kan von Nizza auch zu Fus, oder zu Pferde, in weniger als einer Stunde nach Villa Franca kommen. Nicht

weit von diesem Weg ab liegt, ungefähr an der halben Höhe des Berges, ein Landhaus, welches la Casa Forte genant wird. Als die Franzosen und Spanier im Jahr 1744 in die Grafschaft eingefallen waren, und Nizza besezt hielten, auch ein Theil von ihnen an dem Montalban, unter den Kanonen der oben darauf liegenden Festung sich gelagert hatte, war dieses Haus mit piemontesischen Invaliden besezt, die dem Feinde beträchtlichen Schaden thaten. Dieser that also einen Angrif auf dieses Haus, um die Piemonteser von da zu vertreiben. Die wenige Mannschaft wehrte sich so tapfer, und richtete so viel Schaden unter den Angreifenden an, daß ihr endlich der freie Abzug muste zugestanden werden. Nachdem ein Unteroffizier mit 15 Mann aus dieser Casa Forte ausgezogen war, und weiter niemand heraus kam, ward der Befehlshaber, unter dem der Angrif geschehen war, ungedultig, und befahl, daß die übrige Mannschaft das Haus ebenfals unverzüglich räumen solte. Als der brave Unteroffizier ihm sagte, es sey niemand mehr darin, er und seine 15 Invaliden haben die ganze Besazung des Hauses ausgemacht, wolte er erst es nicht glauben, ward aber bald zu seiner grösten Verwunderung und Beschämung davon überführt.

Ich wäre gern Anfang Aprils von Nizza abgereiset, weil ich aber auf Turin gehen wolte, und man mir sagte, daß der Weg über den Col die Tenda um diese Jahrszeit wegen des zu vielen Schnees, und der im Frühjahr nicht selten herunter fallenden Schneelauwinen (Lavanches) gefährlich sey, so fezte ich meine Abreise bis Anfang Mays aus, und, da ich einen Theil dieses Weges nicht anders, als auf einem Maulthier, machen konte, wolte ich durch eine vorläufige kleine Ausflucht meine Kräfte zu dieser Reise versuchen, und nahm mir vor das Fürstenthum Monaco zu sehen. Ich hatte viel von den sehr schlimmen und gefährlichen Wegen gehört, die zu Lande von Nizza nach Genua führen, und der, den ich mir zu machen vornahm, war ein Theil desselben.

Also reiste ich an einem schönen Tag, in einer Gesellschaft, die ich dazu angeworben hatte, von Nizza aus. Wir waren alle auf Maulthieren, und da wir uns vorgenommen hatten, erst den geraden Weg nach Menton am östlichen Ende des Fürstenthums zu nehmen, und dann den folgenden Tag von da über Monaco zurück zu kehren, so nahmen wir auch unsre Mittagsmahlzeit mit, um unterwegs, wo es uns etwa gefallen würde, im Freien zu speisen.

Man kan nicht leicht etwas seltsameres, schrecklicheres und zugleich schöneres in dieser Art sehen, als diesen Weg. Er geht über hohe, sehr dürre, meistentheils aus kahlen Felsen bestehende Berge, und so seltsam zwischen den obersten Gipfeln dieser Berge herum, daß man beständig neue und sonderbare Aussichten vor sich hat. Bald sieht man sich in einer erstaunlichen, nirgend einen Ausgang anzeigenden Wüste von Felsenklippen, wo man sich sehr weit von allem, was lebt und grünt, entfernt glaubt, wo man nichts als eine völlig erstorbene Natur, so weit das Aug reichen kan, um sich siehet. Dann kömt man plözlich wieder auf eine Stelle, wo man zwischen den Felsengipfeln durch das Meer und etwas von der Küste, manche seltsame Bucht und in das Meer hineintretende Erdspizen von einer beträchtlichen Höhe herunter erblickt. Besonders ist die Aussicht auf das Kap di St. Hospitio sehr angenehm. Man hat auf diesem Weg oft die Aussicht auf dasselbe herunter, und zulezt noch ganz von der Nähe, nachdem man glaubt sich schon weit davon entfernt zu haben.

Auf diesen Bergen kömt man nach anderthalb, oder zwei Stunden an ein Dorf Torbia genant, wo man einen halb eingefallenen hohen runden Thurm sieht, der noch von den Römern herrühren sol. Dort herum sind zwischen den obersten Hügeln der Berge einige Thäler, die angebaut werden, und noch ziemlich fruchtbar schienen. Wir verliessen hier den Weg, der nach Monaco herunterführt, um links an den Bergen fortzureiten und den geradesten Weg nach Menton zu nehmen.

Nicht weit von diesem Ort komt man auf eine Stelle, von welcher man zwischen zwei Bergen durch auf Monaco heruntersieht. Man überschaut die ganze Stadt, und kan bis in die Strassen hineinsehen. Hie und da wird der Weg sehr beschwerlich wegen der vielen losliegenden Steine und des jähen Absturzes in Abgründe, die man zur Seite hat. Wo man von der Höhe etwas weiter an den Bergen herunterkomt, sieht man hie und da einige dürre Pflanzen aus den Rizen der Felsen herauswachsen. Meistens ein paar Arten einer ziemlich hohen und holzigen Euphorbia.

Gegen Mittag kamen wir an einen Ort, wo ein kleiner von der Höhe herunterfallender Bach sich ein tiefes Tobel [10]), oder eine Kluft, zwischen zwei Bergen ausgehölt hatte, welche sich almählig gegen das Meer herunter erweitert. An diesem Bach, der gleich am Weg einen sehr artigen Wasserfall bildet, hielten wir in diesem romantischen wilden Tobel an, um unsre Mittagsmahlzeit einzunehmen, besonders, weil wir da schönes Wasser zum Trinken hatten. Die Hize war beträchtlich, und machte uns das Wasser desto notwendiger.

Nicht weit von diesem Orte hat man die Aussicht auf den breiten Rücken eines gegen das Meer zu, nordwärts von Monaco gelegenen Berges, der mir wegen einer erstaunlichen Menge darauf befindlicher, zum Theil sehr grosser, viereckig und auch zu Säulen rund gehauener Steine, die weit herum darauf zerstreuet liegen, merkwürdig schien. Dieser Ort sieht gerade so aus, als wenn man zu einem sehr grossen Bau die Steine und Säulen hier gehauen und hernach liegen gelassen hätte. Aber ein mitten aus diesen Steinen sich emporhebender Säulenstam scheint anzuzeigen, daß dieses Ruinen zerstörter Gebäude sind. Vielleicht hat hier ein Tempel des Herkules Monökus, von dem Monaco den Namen

10) Ein Tobel ist ein schmales an einem Berge herauf laufendes und oben in eine Spize ausgehendes Thal, oder Ravin.

Namen hat, gestanden. Aber für einen Tempel sind die Ruinen zu weit verbreitet. Ich konte auf dieser kleinen Reise niemand, weder in Menton noch Monaca, antreffen, der mir einiges Licht über diese Sache gegeben hätte.

Als wir nach Mittag unsre Reise fortsezten, kamen wir endlich von dem bisher beschwerlichen Weg auf den sogenanten Prinzenweg, eine schöne mit vielen Kosten gemachte fahrbare Strasse, die von Monaco nach Menton führt. Sie ist, laut einer ungefähr mitten zwischen beiden Städten an der Strasse auf eine marmorne Tafel eingegrabenen Inschrift, 1722 von dem Prinzen Anton gemacht worden.

Von hier aus ist der Weg nach Menton höchst angenehm. Er geht in einer ziemlichen Höhe längs der Seeküste, aber ohne Gefahr. Man hat also eine völlig freie Aussicht auf das weite Meer herunter. Ganz unten an der Küste sieht man hie und da ein kleines Stück flaches Land, und auf demselben ein Haus mit etwas Acker und Bäumen umgeben, welches gegen die sonst meist kahle felsige Küste sehr angenehm absticht.

Wir hatten auf diesem Weg ein artiges Schauspiel vor uns, das uns lang in Ungewisheit lies, was wir daraus machen solten. Die See war ganz glat; in einer ziemlichen Entfernung von der Küste sah man von Zeit zu Zeit plözlich einen hellen Schein, als wenn von einem Spiegel die volle Sonne ins Auge blizte. Dieser blizende Schein entstund und verging plözlich, und immer an andern Stellen. Durch ein Fernglas entdeckte ich endlich, daß dieses Blizen von spielenden Delfinen herkam.

Eine kleine Stunde, eh man nach Menton kömt, fängt die hohe Küste an etwas niedriger zu werden. Die kahlen Berge entfernen sich etwas von dem Meer und lassen da ein kleines Gelände, das einen unebenen, aber sehr fruchtbaren Boden hat. Man fährt durch einen Wald von Olivenbäumen, die erstaunlich gros sind. Gar viele davon sind unten am Stam sechs Fus dick und darüber; inwendig aber sind die meisten hohl. Sie müssen von sehr hohem Alter seyn,

denn dieser Baum wächst überaus langsam. Gleich neben dem Weg sieht man da ein Gemäuer, das ohne Zweifel ein Ueberbleibsel eines alten, von den römischen Kolonisten hier aufgeführten Gebäudes ist. Auch trift man etwas gutes Ackerland an, das reichlich mit Maulbeerbäumen besezt ist. Näher gegen die Stadt kömt man ganz in die Ebene, und auf eine schöne breite Strasse, die zu beiden Seiten mit einigen Reihen schöner und grosser Maulbeerbäume besezt ist. Endlich komt man zwischen vielen Gärten, davon jeder ein Zitronenwald ist, nach Menton, wo wir gegen 6 Uhr des Abends anlangten.

Diese kleine, sehr angenehme Stadt liegt auf der Grenze des Fürstenthums Monaco, nahe bei Ventimiglia und dicht bei der See. Sie hat aber keinen Hafen. Die Schiffe müssen in einer kleinen Entfernung auf der Rhede vor Anker liegen bleiben. Gegen Nordost und Norden ist sie von den wilden und kahlen Bergen umgeben, womit diese Küste besezt ist. An der Abendseite der Stadt zieht sich ein sehr enges Thal tief zwischen den Bergen nordwärts hinein, und es ist nicht schwer abzunehmen, daß das niedrigere Gelände an der Abendseite von Menton ehedem eine Bucht des Meeres gewesen, die almählig mit Steinen und Erde, die der aus bemeldeter Kluft herauskommende, bei Regenwetter hoch anschwellende Bach mit sich geführt hat, ausgefült und erhöhet worden.

Es scheint diese kleine Stadt einige reiche Einwohner zu haben. Man sieht etliche grosse Reichthum ankündigende Häuser. Nach dem Verhältnis ihrer Grösse schien sie mir sehr volkreich; wenigstens wimmelten alle Gassen von Volk (es war aber den Tag nach unsrer Ankunft eben Sontag) das sehr munter und vergnügt aussah. Besonders kam es mir hier vor, daß an diesem Tage schon des Morgens alle Kramläden offen stunden, und es in den Hauptstrassen aussah, als wenn ein Jahrmarkt gehalten würde. Man sah zu gleicher Zeit eine Menge Menschen auf den Strassen und an den

Kram-

Kramläden, und andre trupweise in die Kirche gehen, und aus derselben herauskommen.

Die Einwohner scheinen ihren Unterhalt blos von dem Oel, den Zitronen und Pomeranzen zu haben, welche Güter hier in erstaunlicher Menge gewonnen werden. Auch der Seidenbau mus etwas eintragen. Die Handlung scheint in den Händen von wenigen Handlungshäusern zu seyn.

Nachdem wir uns den Morgen nach unsrer Ankunft ein Paar Stunden lang in der Stadt umgesehen hatten, sezten wir uns wieder auf unsre Maulthiere, um noch zum Mittagsessen nach Monaco zu kommen. Wir besahen auf dem Rückweg das eine halbe Stunde von Menton liegende fürstliche Lustschlos, auf dem sich der Prinz, so oft er sein kleines Fürstenthum besucht, den Sommer über aufhält. Es liegt dicht an dem Meer, hat aber nichts vorzügliches, als seine fürtrefliche Lage. In dem Tafelzimmer sah ich eine Anstalt, die mir wohlausgedacht schien, ob sie gleich auch ihre Unbequemlichkeit haben mag. Es hängt nämlich mitten über der Tafel, an zwei von der Decke herunterhängenden Latten, eine Art von Ventilator, oder Windfächer, von reichem Stof mit Franzen besezt, der, vermittelst einer an der Wand des Zimmers herunterhängenden dicken Schnur, längs der Tafel, wie eine Glocke, hin und her bewegt wird. Dieses dient nicht nur die an der Tafel Sizenden zu fächeln und abzukühlen, sondern zugleich die Fliegen, welche in diesen warmen Ländern unglaublich beschwerlich sind, von der Tafel abzuhalten.

Um das Schlos herum liegt ein Lustgarten, der aber, obgleich der Prinz verwichenen Sommer sich hier aufgehalten, so sehr verwildert ist, daß man Mühe hat, den Buchs, womit die Blumenbeete des Parterre eingefaßt sind, unter dem hohen Unkraut zu erkennen. Dieses schien mir deutlich anzuzeigen, daß der Prinz, so lang er sich hier aufhält, nicht nur keinen Fus in den Garten sezet, sondern auch nicht einmal aus dem Fenster in denselben heruntersieht. Ein solches Sommerhaus dient auch zu weiter nichts, als daß man sich

den Tag über, bei vorgezogenen dicken Vorhängen, in die Zimmer verschliessen, und allenfals nach Untergang der Sonne etwas Luft schöpfen könne. Besser würde man es zu einem Wintersiz machen.

Von hier aus komt man auf dem fürstlichen Weg, dessen ich gedacht habe, bis nach Monaco. Das Felsengebirg, welches hier längs der Küste hinläuft und an welchem der Weg eingehauen ist, ward an einigen Orten durch sehr enge und tiefe Klüfte, oder Tavins, die von kleinen, bei starkem Regen sehr anlaufenden Bächen nach und nach ausgehöhlt sind, unterbrochen. An diesen müssen hohe und starke Mauern aufgeführt, und Brücken darüber gewölbt werden. Darin bestand die Hauptschwierigkeit bei Anlegung dieser Strasse. Doch musten freilich auch viele Felsen mit Pulver weggesprengt werden.

An den meisten Orten geht der Felsenberg steil bis an die See hinab. Zur Seltenheit ist etwan ein kleines Stück flaches Land an der Küste, und dieses, nebst den unten am Meer etwas erweiterten Klüften, wo sich etwas Erde angesezt hat, sind die wenigen Stellen, die angebaut und mit einzelen Häuserchen besezt sind. Sonst ist das ganze Fürstenthum Monaco, das wenige Land um Menton an dem einen und um Monaco an dem andern Ende ausgenommen, ein blosser Felsenklumpen, auf dem nichts wächst, noch wachsen kan.

In der Nähe von Monaco findet sich, sowol linker Hand des Weges gegen die See herunter, als rechter Hand gegen den Berg heran, wieder etwas angebautes Land, das reichlich mit schönen Olivenbäumen besezt ist, dicht vor Monaco geht die Strasse almählig bis an das Meer herunter und neben einer kleinen schmalen Bucht, welche die Stelle eines Hafens vertrit, vorbei. Als wir an dieser Bucht vorbeiritten, hatten wir das artige Schauspiel mitten in derselben eine grosse Heerde Delfine zu sehen, die sich, man mögte sagen, im vollen Mutwillen da herum wälzten und oft die Köpfe aus dem Wasser herausstreckten.

Monaco

Monaco liegt auf einem ziemlich hohen, von den Bergen weit in das Meer heraustretenden Felsen, der eine hohe Halbinsel ausmacht. Der Weg von dem Hafen an dem Felsen herauf, als der Eingang nach der Stadt, ist sehr gut und breit; kan aber, weil er hie und da in breite Stufen abgetheilt ist, gar nicht befahren, auch schwerlich beritten werden. Dieser Eingang ist wohl befestigt und mit ein paar Wachten besezt. Oben ist der Fels von Natur, oder durch Kunst eben gemacht, und auf dieser Ebene liegt die Stadt. An der Nordseite ist das fürstliche Schlos. Vor demselben befindet sich ein grosser, sehr schöner Plaz, von dem man in die Hauptstrassen der Stadt geht. Der Ort ist gar nicht gros, aber wohl gebaut, gut bevölkert und auch immer halb angenehm. Fast überal erhebt sich dieser Felsen senkrecht aus dem Meer; so daß es nicht möglich wäre den Ort zu ersteigen, als an der Nordwestseite, wo er sich gegen einen hohen Berg anlehnt, nämlich hinter dem Schlos. Ueberal aber, wo es nötig schien, ist er mit guten Befestigungswerken versehen. Einige Batterien gehen nach dem Meer heraus, sowol feindliche Schiffe abzuhalten, als vorbeifahrende Kaufmannsschiffe zu nötigen hier beizulegen und den Zol abzutragen, der ein uraltes Recht des Fürsten von Monaco ist.

Es liegt hier immer ein Bataillon französischer Kriegsvölker, weil dieser souveräne Prinz von Monaco sich unter den Schuz des Königs von Frankreich begeben hat. Die Stadt hat den Vortheil davon, daß sie von dem Gelde, welches das Bataillon verzehret, etwas gewint. Man begreift schwerlich, wovon sich dieser Ort, in dem es in der That gar nicht ärmlich aussieht, ernähre; denn hiezu scheinen die wenigen auf den Bergen und in der Tiefe herum liegenden Gärten, so fruchtbar sie auch sind, und das wenige mit Olivenbäumen besezte Ackerland in der That bei weitem nicht hinreichend. Mir kam der Ort ziemlich lebhaft vor, und die Einwohner zeigen einen muntern Geist und ein fröhliches Gemüt. Es sol wirklich auch gute Geselschaft darin seyn. Merkwürdig

ist's, daß einer der angesehensten hiesigen Einwohner, Herr Rey 34 Kinder gezeugt, davon gegenwärtig noch 17 am Leben sind, alle schön gewachsen und ansehnlich.

Das fürstliche Schlos ist von ansehnlicher Grösse, hat aber sonst nichts merkwürdiges, als seine herliche Lage. Man zeigte uns als eine Merkwürdigkeit das Zimmer und das Bett, darin vor wenig Jahren der Herzog von York gestorben ist. Der Hof vor dem Schlosse ist mit einem Portikus umgeben, an welchem alte, aber sehr schadhafte Freskomalereien zu sehen sind, die von einem grossen Meister herrühren müssen. Aber niemand konte mir sagen, von wem sie seyen. An dem grossen Paradeplaz vor dem Schlosse steht an der Abendseite gegen das Meer hin eine lange Reihe sehr schöner metallener Kanonen von 24 Pfund Kaliber, alle auf eisernen Lavetten. Von diesem Plaz hat man eine herrliche Aussicht gegen Abend über den Golfo nach Antibes, und gegen Morgen auf die Küste, die sich von Ventimiglia nach Osten hinzieht. Gegen Südost konten wir auch von diesem Plaz die Insel Korsika sehen.

Die sämtlichen Einkünfte dieses Fürstenthums sollen sich nicht viel über 100,000 Livres französisches Geld belaufen; und dieses ist sehr glaublich; denn im ganzen Fürstenthum sind nur die zwei Städte, die ich beschrieben habe, und dann ein elendes, an der Höhe der beschriebenen kahlen Berge gelegenes Dorf, das ich nur von weitem gesehen, ohne errathen zu können, wo diese mitten unter nackten Felsen wohnende Menschen ihre Nahrung herbekommen. Ich glaube, daß in Deutschland viele Dörfer sind, zu denen mehr angebautes Land gehört, als das ganze Fürstenthum hat.

Das Justizkollegium, welches die Rechtshändel des Fürstenthums entscheidet, hat, wie es in mehr Ländern von Italien gebräuchlich ist, stets einen fremden Rechtsgelehrten zum Präsidenten. Der Fürst nimt ihn gewönlichermaßen immer nur auf drei Jahre in seine Dienste. Bisweilen aber wird die Zeit seines Dienstes, wenn die drei Jahre um sind, noch durch ein Paar Jahre verlängert. Der jezige Präsident,

Dant ist, wo ich mich recht besinne, ein Florentiner, und dient schon zwei Jahre über die gewönliche Zeit.

Gegen Abend traten wir unsere Rückreise nach Nizza an. Der Weg geht über den nordwestwärts der Stadt liegenden Berg, und ist unbeschreiblich mühsam. Man mus mehr als eine halbe Stunde weit an dem Berge, der da so steil ist, als das steileste Kirchendach in Deutschland, gerad in die Höhe. Der Boden, auf den man trit, ist der blosse Felsen, aber durchaus mit los liegenden Steinen bedeckt, so daß man die Stellen zwischen den Steinen, wo man den Fus sezen sol, zu suchen hat. Es versteht sich, daß man diesen Weg nur zu Fusse machen kan. Ich bewunderte die Maulthiere, welche gar oft die Vorsicht brauchten, erst mit dem Fusse, mit dem sie jezt auftreten wolten, den Grund auszuforschen, ob er auch fest sey, oder ob der Fus auf einen beweglichen Stein trete. Wenn man über diese beschwerliche Höhe weg ist, so kan man sich wieder aufsezen, um den Weg nordwärts an dem Berg herum fortzusezen. Da stöst man aber auf neue Gefahr. Man kömt an ein Paar Orten neben tiefen Abgründen vorbei, aus denen der Berg senkrecht in die Höhe steigt. Um also an den Abgründen herum zu kommen, muste ein Weg an dem Felsen eingehauen werden; er ist aber so schmal, daß gerad ein Maulthier darauf gehen kan. Indem also der eine Fus des Reuters an die Felsen anstöst, hängt der andere gegen den Abgrund herunter. Es ist wahr, daß die Maulthiere einen sichern Gang haben und nie stolpern, wie etwa den Pferden wiederfährt; aber sie fallen doch bisweilen aus Müdigkeit um, wovon ich eben auf diesem Wege, zum Glück aber, als wir über die gefährlichen Oerter schon weg waren, Proben gesehen, daß das Maulthier, auf dem mein Bedienter rit, etlichemal unter ihm eingesunken ist. Nach einer Stunde kamen wir an das Dorf Torbia, dessen ich oben Erwähnung gethan, und spät gegen 10 Uhr Abends langten wir wieder glücklich in Nizza an.

Zur

Zur Probe der gemeinen Sprache zu Nizza kan folgendes Lied dienen. Der Verfasser ist der Advokat Christini daselbst, ein sehr gelehrter und gründlicher Mann, der auch die daneben stehende italienische Uebersezung, die sehr wörtlich ist, gemacht hat.

Per lo mariage
Dou Prinse de Piemont
embe
MADAMO
Clotildo de Fransso.

*Cansson.*

Che giojo, che allegresso
La novello aliansso
De Savojo e de Eransso
Produs en toi lu cuor!

En degun ten non han
Sus poble d'esto regno
Donat autan de segno
De regioissanso e amor.

O prinsesso *Clotildo*,
Como un solen sias bello,
Splendes plus que l'estello,
Che suorte au fa dou giou!

Non li ha virtú che sio
Degno de lai persono
Nadoi per la corono,
Che non si trove en vou.

To lo monde au cal tocco
Lo búonur de vo veire,
No lo vo sauprias creire
Resto plen de stupor.

Per il matrimonio
Del Prencipe di Piemonte
con
MADAMA
Clodilda di Francia.

*Canzone.*

Che gioja, che allegrezza
La novella unione
Di Savoja e di Francia
Produce in tutti i cuori!

In verun tempo non hanno
I popoli di questo regno
Dati tanti segni
Di tripudio e d'amor.

O principessa *Clotilda*,
Come un sole siete bella,
Splendete piu che la stella,
Che sponta al far del giorno.

Non vi ha Virtu che sia
Degna delle persone
Nate per la corona
Che non si trovi in voi.

Tutto il mondo al qual tocca
La sorte di vedervi,
Non vel sapreste credere,
Resta pien de stupore.

La La

| | |
|---|---|
| La Fransso, che vo perde,<br>Ha un gran sollaggiamen<br>Ai sien regret, en veen,<br>Che li fis tan d'onor. | La Francia, che vi perde,<br>Ha un gran sollievo<br>A suoi rigretti, in vedendo,<br>Che le fate tanto onore. |
| Beu prinsse de Piemont,<br>Non liero autro prinsesso,<br>Ch' egagliá si poschesso<br>Ai meriti, che aves. | Bel prencipe di Piemonte,<br>Non viera altra principessa,<br>Che eguagliar si potesse<br>Ai meriti, che avete. |
| Lo siel si degne faire<br>Puische la v'ha ciausido,<br>Che per ben longo vido<br>En plesi la godes. | Il ciel si degni fare,<br>Giacché ve l'ha prescelta,<br>Che per ben lunga vita<br>In piacer la godiate. |
| Lo Rei, e la Regino<br>De grando maraviglio<br>Ramplis sa bello siglio<br>Non cesson de lauda. | Il Re e la Regina<br>Di grande maraviglia<br>Ripieni la lor nuova<br>Non cessan di lodare. |
| Achesto Real mariage<br>Non pou che estre la sorso<br>Ai suddito de fuorse<br>Ravoi felicitá. | Questo Real maritaggio<br>Non puo ch'esser la sorgente<br>Ai sudditi di molte<br>Rare felicitá. |

---

2.

## Pitt.

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Flut der neuen Sittenverderbnis strömte tief unter ihm hin. Er hat sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung auch der grösten Männer herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtet die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebt Recht zu behalten; nie hat

hat man ihn überredet, oder bewogen. Er riß ein und baute, herschte, überwältigte; Englands Grösse war sein Ziel und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhub sich in seinem Lande ein grosser Mann ohne Parthei; er allein vernichtete alle Parteien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Arms, der die bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah ins Grenzenlöse, und mas das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen musten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf einmal gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weissagung stärkte.

Dieser Mann paste nicht in seine Zeit, nicht unter die Pigmäen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Klassen der feilen Rotte zitterten bei dem blossen Namen Pitt. Freilich besizt er die Verdienste eines guten freundlichen Mannes nicht; diese sind nur für Menschen von mindrer Grösse. Unempfindbar gegen die sanftern Freuden des häuslichen Glücks, sah er unverwandt auf Britanniens Schicksal, trat unter seine Helden und Gesezgeber hin und entschied's.

Seine Beredsamkeit war leicht und helle, und drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reissenden Strom des Demosthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sfären. Er verleitete, fesselte den Verstand nicht durch mühsam verkettete Schlüsse, wie Mansfield; er war nie wie Townshend, auf der Folter, um Wiz und Talente zu zeigen: sondern er umstralte den Gegenstand, und traf sicher den Punkt durch den Bliz seines Geistes, den man, wie den

Bliz seiner Augen, nur empfindet, nicht beschreibt. Er konte nach Willkür umbilden, erschaffen, zerstören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Geseze vereiniget. Er verstand's ein freies Volk wie Sklaven zu beherschen — ein Reich zu gründen oder zu vernichten — und einen Streich zu schlagen, der durch die Welt wiederhallte [1])

So war Pitt im lezten Krieg; aber seine Verehrer wünschen einen Tag aus seinem Leben zu vertilgen, dessen Geschichte Lord Chesterfield in folgenden Worten erzählt: „Pitt hatte freie Hand alle Minister zu nennen, und errathen Sie, wozu er sich gemacht hat? Zum geheimen Siegelbewahrer und — werden Sie's glauben? zum Lord Chatham. Hier ist der algemeine Scherz, daß er die Treppe hinauf gefallen ist, und zwar so unglücklich, daß er in seinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun ist er nichts mehr, als Lord Chatam, und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geschichte kein ähnliches Beispiel. So in der Fülle seiner Macht wegzusinken, im Genus des befriedigten Ehrgeizes das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlassen, das ihm allein Macht gab, ihm allein Macht versichern konte, ins Hospital der Unheilbaren, ins Haus der Lords zu flüchten — es ist ein unglaublicher Schritt [2])!„

Dennoch haben andere den grossen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurücktrat, als England durch ihn triumfirte. Weder Würden noch Titel konten Pitt erhöhn, sondern er entwich allein dadurch dem Geräusch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünschte nach unsterblichen Thaten; und verdient sie vielleicht der Retter seines Volkes nicht?

Aber

1) Bis hieher gehören einige Züge einem englischen Schriftsteller.

2) Letters to Mr Stanhope.

Aber als er neulich sich wieder auf seinen Krücken emporhob, und im Parlament mit sterbender Stimme rief: „Britten, ihr wolt Frieden kaufen? Aufopfern Ruhm und Herschaft, nicht züchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn spricht? — Ich — zeuge wider euch bei der Nachwelt. Auf, last uns kämpfen, fallen, wenn es seyn mus, unter den Trümmern des Vaterlandes!„ War das nicht wieder die grosse Seele Pitt's, die neuverklärt über ihrem Leichnam schwebte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Roms gefahrvollen Krieg mit Tarent und den Chatam jener Zeit. Pyrrhus, als Bundsgenos der Tarentiner, hatte den Konsul Levinus überwunden, und stand mit seinem Heer nur achtzehn Stunden von Rom; aber weil er Römermut zu würdigen verstand, so trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freiwillig einen Vertrag durch den Philosophen Cineas an, der durch Geschenke und Gründe und durch allen Schmuck der Redekunst das Erbieten zu empfehlen wuste. Schon wankte der Rath, und einige stellten vor, daß eine grosse Schlacht verloren sey, daß eine zweite gefährlicher, entscheidender werden könte, weil manche Völker Italiens sich mit Pyrrhus vereinigen wolten. Rom war im Begrif einen schimpflichen Frieden als eine Wohlthat anzunehmen. Aber Appius Klaudius lebte noch, der, im hohen Alter und des Gesichtes beraubt, fern von Geschäften unter seinen Lorbeern ruhte [3]). Er hörte nicht sobald die friedliche Re-

3) Es verlohnt sich der Mühe anzuführen, was Cicero von diesem Manne sagt: „Appius Klaudius war nicht allein alt, sondern auch blind; dennoch, als der Senat zum Frieden mit Pyrrhus geneigt war, sprach er darwider, wie Ennius solches in folgenden Versen ausdrückt:

Wie ist euer standhafter Mut auf einmal so thörig und tief herabgesunken, ihr Römer!„

Und

Neigung des Senats; als er sich in einer ofnen Sänfte über den grossen Plaz von Rom nach dem Kapitol bringen lies. An der Thüre erwarteten ihn seine Schwiegersöhne und Kinder, auf deren Arme gestüzt er in die Versammlung trat, die bei dem Anblick des grossen Mannes in stiller Ehrfurcht schwieg.

„Römer, sprach er mit zitternder Stimme, ich bin schon lange blind und ertrage mein Schicksal ungeduldig; aber heut wünschte ich auch taub zu werden, um eure Schlüsse nicht zu hören. Wo ist nun euer Troz, wo sind die hohen Reden, die durch die Welt erschallten? Eure Väter, rühmtet ihr, hätten den Alexander verachtet? Habt ihr nicht oft wiederhohlt, daß Rom nur der Triumpf noch fehlte, mit ihm gekriegt zu haben, daß er durch seine Flucht, oder durch seinen Tod euch verherrlicht haben würde? Das wäre also eitle Pralerei? — Die Mazedonier fürchtet ihr nicht; aber die Molosser und die Chaonier? Den Alexander fürchtet ihr nicht, aber wol den Pyrrhus, der als Knecht bei seinen Knechten diente? — Ihr träumt Frieden zu kaufen; Krieg und Untergang werdet ihr für Schande kaufen! Wenn euch Pyrrhus demütigt; wenn man euch erst zu verachten gelernt hat, so werden andre Feinde sich wafnen, und über das erniedrigte mutlöse Volk herfallen. — Ha, ihr Schuzgötter meines Vaterlands! Welcher Tag! — Pyrrhus siegt und gibt Rom dem Spott aller Barbaren Preis 4).„

Rom verwarf den Frieden und siegte.

3. Ueber

Und an einer andern Stelle: „Appius stand seiner Familie vor und war alt und blind; sein Geist war gespant, wie ein Bogen; er unterlag der Schwachheit des Alters nicht, und erhielt nicht allein Ansehen unter den Seinigen, sondern er beherrschte sie auch. Er war gefürchtet von seinen Knechten, von seinen Kindern verehrt, und geliebt von allen. In seinem Hause blühten alte väterliche Sitten und Zucht.

Cato major vel de Senect. Cap. V und XI.

4) Plutarch im Pyrrhus.

## 3.
## Ueber deutsche Kunstrichterei.

Kritik, die erst bei den Alten entstand, als die guten Schriftsteller aufhörten, ist auch unter uns — was man die partie honteuse von unsrer Litteratur nennen mögte. Denn wer hat des Quidam's Stimlein begehrt, wenn ein guter Schriftsteller gelobt wird? Und ist's nicht niedrige Büberei, wenn man ihn verhöhnt und lästert? Beschimpft alsdann der Kritikus, wenn er auch bei Standespersonen diente, nicht die Livree seines Herrn?

Warum bringt nicht jeder auf den Markt was auf seinem Boden gedeiht, ohne sich um das wie und warum seines Nachbarn zu bekümmern? Gute Frucht wird dankbar genossen, schlechter Spreu vom Winde zerstreut. Ein Sündengeld ist's, was man für kritische Artikel dem Publikum imponirt, eine Art Gabelle für aufgedrungenes, kraftloses, unreines Salz.

Man müste selbst ein Kritikus seyn, um zu begreifen, wie mancher, noch im Rücken gelähmt von Bücklingen vor Kammerdienern und Zofen, sich zu der Wichtigkeit aufträumen kan, die gröbsten, dreistesten Machtsprüche über Bücher und Menschen zu thun, oft mit einem Federzug über grosse verdienstvolle Menschen. Wenn man das Völklein von ihrem Entstehen, vom Ei bis zum Käfer, verfolgt, so kan man vor Lachen nicht zürnen. Erst, wie sie aus dem Konviktorium kriechen — dann einem Junker seine Pfarrstelle abzuwinseln versuchen — dann sich vermiethen in eine Druckerei für den halben Lohn des Sezers — dann an ihrem Pult emporschiessen — jezt schwingen ihren Richterarm über alle Geburten des Geistes — jezt ihren Maasstab aufhängen und messen Helden und Weise — Colberts und

Sülly.

Sillys — Alles das nennen sie dann Rezensentenberuf — Beruf für Insolenz ein Mittagsessen zu kaufen.

Wie es wol dem Tropfe zu Mute seyn würde, wenn er manchem verdienstvollen Mann begegnete, den er unter seinem Schlaphut gelästert hat? Nicht viel besser, als dem Referenten des Achtprozesses gegen Herzog Moriz von Sachsen, der dem Fürsten in die Hände fiel und vor ihm auf allen Vieren kroch.

Viele haben im reiferen Alter ihre tollkühne Minorennität bejammert, und wären nur die Bekehrungsgeschichten mancher Kunstrichter gedruckt, so würden sie, wie die Dying Speeches der Missethäter auf Tyburn, oft rohe Knaben schrecken. Gray endigt eine bescheidene Kritik über Akenside's Freuden der Einbildungskraft mit folgender Reflexion: „und nun, dünkt mich, hab' ich in wenig Worten ein Werk brav naseweis abgefertigt, das vielleicht einen scharfsinnigen Mann, der meiner Funfzig werth ist, viele Jahre beschäftigt hat *).„ Wer noch errōthen kan, der errōthe; denn Gray war ein Dichter und ein Menschen- und Wissenschaftenkenner von dem sichersten ausgebreitesten Geschmack.

Vor einiger Zeit erschien in Frankreich ein bittres Ding le Bureau d'Esprit, womit sich ein Genie an der Madam Geoffrin rächen wolte, weil er vermutlich kam und sich empfahl, als die samtnen Hosen **) schon ausgetheilt waren. Hierüber haben ein paar akademische Herren aus Mitleiden genickt, als hörten sie ein Pasquill auf ihre Kollegen. Madam



*) And so methinks in a few words I have very pertly dispatched what perhaps may for several Years have employed a very ingenious man worth fifty of myself.

Poems of Mr Gray, with Memoirs of his life and writings by W. Mason. IV section. let. 2. p. 176.

**) Deren sie, nach der elend wizigen Dichtung des Verfassers, jährlich ein Duzend unter Beaux Esprits verschenkt haben sol.

dam Geoffrin war keine Pretieuse, sondern eine edeldenkende vernünftige Frau; und diese Herren sind freilich die beste Gesellschaft, unverschliffen durch die Urbanität der grossen feineren Welt; ja sie würden, unter den seichten Wizlingen, zwischen Helvetius und Marmontel, mit ihrem Bücherwiz eine sehr unterhaltende Figur gemacht haben, aber Richter des Lächerlichen in Frankreich sind sie darum doch nicht.

Rezension elender Skribenten ist vollends Abdeckerei, Oefnung des gestorbenen Viehes, um noch ekelhaft vorzudemonstriren, was wir alle wusten, daß die Krankheit im Blattermagen sas. Wenn erst gute Köpfe diese Gesellen in ihren Buden nicht dulteten, so sänke das Gewerb zur gerechten Verachtung herab, und Rezensentenkinder müsten ehrlich gemacht werden, um ein zunftmässiges Handwerk zu lernen. Voriges Jahr gefiel mir der Vorschlag im Merkur, Autoren ohne Geschwäz, nur durch ein Zeichen, zu richten, unsterbliche Werke mit Schwabacher zu drucken, vergängliche mit einem Kreuz zu bezeichnen, wie die gestorbenen Freunde im Stambuch. Jenes war das goldene Vlies, dies der Lazarusorden der Autoren. Ich empfehle diese Methode allen Kritikern; sie kränkt und beleidiget niemand und befriediget eine harmlose Neugierde. Man erfährt, was für Leuten der Mann seine Bänder umgehangen hätte, wenn er ein grosser Herr geworden wäre. —

---

4. Be-

4.

# Bemerkungen
## über
# die Neigung der Menschen zum Wunderbaren,
## und
## über den Zweck dieses Zuges in der menschlichen Natur.

Der Mensch ist keine selbstständige Gottheit. Er hat im ersten Moment seines Daseyns und Lebens nicht alles, was zur Genugsamkeit der menschlichen Natur, zu den Gütern und Kräften der Menschlichkeit im weitesten Umris gehört. Vom unmerklichsten Punkt gehet er aus, wird in unabsehligen Fortgängen gebildet, gelangt durch immer anhaltende Uebungen dahin, wohin er sol, oder bleibt vielmehr nie auf einem Punkt stil stehen, sondern gehet um so weiter fort, je weiter er gekommen ist — Zu diesem Zwecke regt sich ein nie tilgbarer Trieb durch alle Adern seines Wesens, sein Daseyn und sein Leben, seine Wirksamkeit und die Theile seines Wesens zu erweitern. Darum strebt er nach dem, was er noch nicht hat, will werden, was er noch nicht ist, ringt nach dem, was mehr und höher ist, als was er hat und vermag. Darum ist ihm alles Neue, Seltene und Grosse entweder in der Wirklichkeit oder im Wahn, in der Wahrheit oder Nachahmung, was ihm irgend Aussicht, Uebung und Nahrung, Erweiterung und Entwickelung gibt, oder mit einiger Zauberkraft sie ihm vormalt, so willkommen. Je grösser das Neue ist, um so mehr spannen sich seine Kräfte, werden zum Anschauen, zum Genus und zur Regsamkeit gereizt. Dieses ist eben so notwendig, als es natürlich ist.

Zu Folge dieses Triebes einer immer fortgehenden Erweiterung springt die Erkentnis der Ausübung immer zuvor. Wie das Auge für Hand und Fus und alle Glieder des Leibes arbeitet, und schon hinschauet, wo diese noch nicht sind, und wirken können: so gehen die Bilder und Phantasien der Seele, und das Anschauen der Erkentnis schon weit voraus, wenn die Handlung noch längst zurückbleibt; so springen die Wünsche und das Spiel der Neigungen dem möglichen und wirklichen Genusse immer zuvor. Wo nun etwas Grosses und Seltenes für die Erkentnis, und etwas Zauberhaftes für die Sehnungen herzufährt, oder in einem fernen Licht dunkel sich vorbildet, da sucht der Mensch [illegible] dieses Triebes sich zu nähren, damit sucht er die Bilder seiner Seele zu vereinigen, die feinstgesponnenen Fäden seiner Neigungen anzuknüpfen, weil er sich sehnt nach dem, was nicht altäglich, was neu, selten, gros ist; weil er nicht ruhen kan, nicht ruhen wil.

Und wozu dieser Anfang? In dieser Richtung und in diesem Lichte mus man die Neigung des Menschen zum Wunderbaren, d. i. zu dem, was selten und gros ist, entweder in der Wahrheit, oder in der Phantasie; in der Natur oder Nachahmung, betrachten, wenn man das, was das Natürliche dabei ausmacht, erkennen wil. Das Natürliche, wodurch sich zugleich der Zweck dieser Neigung, warum der Trieb da ist, und wozu er dienen sol, erklärt, mus man zuerst erkennen, ehe man sich nach den ächten oder falschen Farben, die er annimt, umsiehet.

Wunderbar ist, seiner eigentlichen Bedeutung nach, das was selten und gros ist. In dem Begriffe des Seltenen, der sich entweder auf den Raum oder auf die Zeit beziehet, liegt zugleich der Begrif des Ausserordentlichen. Der Erfahrung aller Zeiten zu Folge, tragen die Gegenstände, welche die Neigung der Menschen zum Wunderbaren unterhalten, und Nahrung dafür sind, den Karakter der Seltenheit und Grösse, entweder in der Wahrheit d. i. in

den

den Seltenheiten und Grössen der Natur und Geschichte, oder im Wahn, d. i. in Erdichtungen, Phantasien, Schimären, Ebentheuerlichkeiten. Von Wunder und wunderbar ist bewundern genant, d. i. eine Sache als etwas Seltenes, Ausserordentliches, Grosses ansehen.

Alles Wunderbare in der Natur und Geschichte wird bewundert, so bald es erkant wird, d. i. im Karakter seiner Seltenheit und Grösse auf den Menschen einwirkt. Das Wunderbare des Wahns, d. i. das Schimärische der Fantasie und das Ebentheuerliche in der mythologischdramatischen Welt und in der Nachahmung wird gleichfals bewundert, weil es für wunderbar gehalten wird. Alles Seltene wird bewundert, in so fern es gros ist und umgekehrt; aber nicht alles Bewunderte ist eigentlich wunderbar, d. i. in der physischen und dramatischen Welt wahrhaftig selten und gros.

In so fern diese Neigung zum Wunderbaren in der menschlichen Natur gegründet, aber nach den Verhältnissen des Steigens und Fallens, des Mehr und Weniger, des Lichts und Schattens, ihr eingeprägt ist, und sich nach der Anlage und den Grundfarben der Karaktere, je nachdem sie heroisch, erhaben, kindisch oder abergläubisch sind, verschiedentlich schattirt, mus überhaupt alles, was Nahrung für diese Neigung seyn sol, entweder gros und selten seyn; oder gros und selten scheinen, und dafür gehalten werden. Glaube, Meinung und Wahn thun hier alsdann dieselbe Wirkung, als Erkentnis und Wirklichkeit.

Nach der Wahrheit oder Falschheit der Wunderbarkeiten unterscheidet sich die Liebe für das Grosse und Seltene der wahrhaftigen Natur, und der Geschmack an dem natürlich Wunderbaren von dem Hange zu den Ebentheuerlichkeiten der idealischen und mythologischen Welt. Dieses leztere ist eine Verirrung, eine Sucht und Krankheit des menschlichen Karakters; und jenes ein natürlicher Zug im wesentlichen Wesen, der Bedeutung, Zweck und Bestimmung hat.

Ich gebe den Gegenständen des Wunderbaren, es mag nun in der Natur, oder im Reiche der nachahmenden Phantasie und des Wahns liegen, die Begriffe des Seltenen und Grossen. Die Grösse ist wesentlich, und in ihrer Natur liegen eben die Verhältnisse des Wunderbaren. Die Seltenheit ist nur Nebensache oder Umstand. Alle wunderbare Grössen pflegen nach den Verhältnissen des Raums oder der Zeit mehr oder weniger selten zu seyn. Nicht aber alle Seltsamkeiten und Seltenheiten gehören zum Gebiete des Wunderbaren. Einige können so geringfügig seyn, daß sie nicht einmal bewundert werden. Das Grosse hingegen wirkt um so tiefer auf die Empfindung und den Gedanken des Menschen, wenn es zugleich den Glanz der Neuheit, oder den Karakter der Seltenheit hat. Zur Natur des Wunderbaren gehört nicht nur, daß es angestaunt und angestart wird, sondern vielmehr, daß es grosse Gedanken, und erhabene Empfindungen erregt; daß es durch eine sinnliche oder geistige Majestät auf den Menschen wirkt. Daher ist der Maasstab des Wunderbarlichgrossen nicht blos materiell, sondern auch idealisch und moralisch. Die kleinsten körperlichen Gegenstände können wegen ihres Gehalts und wegen ihrer Bedeutung für die Betrachtung nach dem Karakter des Wunderbaren auf den Menschen wirken; die Gegenstände der mikroskopischen Welt eben so gut grosse Gedanken und erhabne Empfindungen erwecken, als der majestätische Glanz der größten Dinge der Natur. Dieses leztere ist für alle Menschen, auch für die gemeinsten. Es läst sich nicht anders denken, als daß Menschen, wie Aristoteles, und nach ihm Cicero, supponirt, die ihr ganzes Leben hindurch unterirdische Höhlen bewohnt hätten, ohne je Zuschauer dessen was auf und über der Erde ist gewesen zu seyn, wenn sie plözlich auf die Oberwelt versezt würden, und die Majestät der Sonne des Tages mit dem Glanzheer der himlischen Nacht erblickten, in das tiefste Gefühl der Bewunderung versezt werden müsten. Aber das Wunderbare, was in den Minu-

tissimis Naturae liegt, fodert schon feinere Sinnen, eine erhöhete Stimmung des Verstandes und Herzens.

Gemeiniglich denkt man sich die menschliche Neigung zum Wunderbaren nicht anders als Schwachheit, Schwärmerei u. s. f. weil man sich darunter gewönlich nichts als Chimärensucht und Hang nach Ebentheuerlichkeiten vorstellt. Allein es ist nicht nur der Sprache, sondern auch der Sachen wegen in allem Betrachte wichtig, daß man die Wahrheit von der Dichtung, die Natur von der widernatürlichen Nachahmung unterscheide. Und dazu ist nötig, daß man das wahre Wunderbare mit dem falschen Wunderbaren nicht vereinige, oder gar verwechsele. Jenes hat seinen Siz theils in der Hoheit, Würde und Grösse dessen, was gewisse Gegenstände ihrer Natur nach sind, theils in der Grösse und Hoheit dessen, was durch sie bewirkt wird. Der Siz des wahrhaftig Wunderbaren ist also in der physischen und dramatischen Welt, in so fern beiden das Historische zukommt: Diese Gegenstände sind die Nahrung für die Neigung zum Wunderbaren, in so fern sie natürlich ist, und natürlichen Zweck hat, nämlich den Menschen für die Grössen der wirklichen Welt zu interessiren, ihn anzuziehen, und seinen Wünschen ins Weite eine gewisse Nahrung zu geben. Alles Falsche und widernatürlich Nachgeahmte hingegen, was den Namen des Wunderbaren trägt, nenne man Ebentheuerlichkeiten, Chimären u. s. w. wie den Hang dazu Chimärensucht, Phantasterei. Hierunter gehört, wenn man nach der Wahrheit reden will, d. i. nach dem, was die Dinge ihrer Natur nach sind und ihrer Natur nach wirken (nach physiologischen und historischen Verhältnissen), ein grosser Theil aus der poetischen Welt, das Romantische, Gigantische, Rittermässige, Fabulöse und ein grosser Theil des Mythologischen. Zuverlässig sind gar viele Dichtungen, denen wir den Karakter der Schönheit, Majestät und Erhabenheit geben, in den Augen Gottes Chimären und Ebentheuerlichkeiten. Und solte der Mensch nicht streben, in den Gedanken und Benennungen

der Dinge der Gottheit ähnlicher zu werden, als der Fabel?

Der Gottheit ist nichts wunderbar, und dem Kinde alles wunderbar: und der Weiseste der Sterblichen findet noch tausend Gegenstände in der bekanten und unbekanten Welt, wo er das altkluge Schulwort nil admirari ungebraucht lassen mus. Die Liebe für das Grosse und Erhabene bleibt, wenn das Wunderbare für die Erkentnis schwindet. Daraus siehet man, daß die Neigung zu dem Wunderbaren dem Zwecke ihrer Natur zwar nach nichts anders seyn solle, als die Sehnsucht nach dem, was gros, erhaben, und darum selten ist; die Neigung selbst aber unbestimt sey, und sich erst im Genusse der grossen Dinge, welche die physische, historische und moralische Welt enthält, realisiren müsse: aber eben so auch in das unbegrenzte Gebiet der Dichtung und Chimäre und des Ebentheuerlichen ausschwärmen könne. Erhabene Karaktere, bei denen sich dieser Trieb vorzüglich äusert, und sie mit den bezauberten Reizen anzieht, können schon manche Grössen der Natur mit sich familiärisirt haben, die gemeinen Menschen noch lauter Wunderbarkeiten, d. i. in dieser Beziehung, Unbegreiflichkeiten und unbekante Güter sind. Die Gottheit ist mit allen Grössen der Welt familiär; ob sie gleich nicht ohne Prädilekzion für gewisse Dinge vor andern ist, nicht das Tausendste der Haare eines Lebendigen der Summe seines ganzen Lebens und Wesens gleich achtet.

Der unbestimte Hang zum Wunderbaren ist nicht blos das Antheil der und der Zeit, des und des Himmelstrichs, der und der Art von Menschen, sondern findet sich in mannigfaltigen Schattirungen alle Zeiten hindurch, unter allen Himmelsstrichen, unter allerlei Arten von Menschen. Die Abirrungen desselben hingegen sind eher das Antheil der und der Zeit, des und des Volks u. s. Um ihn seiner Natur nach zu kennen, mus man nicht blos auf barbarische Zeiten und barbarische Menschen sehen; sondern auch die wahre und aufgeklärte Richtung vor Augen haben. Die Unwissenheit,

und

und die daraus sich erzeugende Abergläubigkeit barbarischer Menschen liefert viele Chimären und Ebentheuerlichkeiten, die man auch, aber falsch, wunderbare Dinge nennt, als rolandische Entzückungen, Himmelfahrten der Heiligen auf Mühlensteinen durch die Luft, — muhamedanische Engel mit 70000 Köpfen, wovon jeder 70000 Zungen hat, wovon jede 70000mal in einer Minute Gott lobt; Engel, deren Augen drei Tagereisen von einander stehen; jovialische Bärte, die, wenn sie sich regen, den ganzen Olymp erschüttern u. f. Diese Chimären und Ebentheuerlichkeiten bei solchen rohen und abergläubigen Menschen kommen nicht sowol daher, weil sie das Wunderbare lieben, als vielmehr, weil sie Wunderbares suchen, wo es nicht ist, es chimäriren oder Dingen andichten, denen es nicht zukomt. Die Neigung zum Seltenen und Grossen ist da; sie wil befriedigt seyn: findet sie keine wahre Nahrung, so steigt sie auf in Dünsten eines hohen Horizonts, fliegt wie Feen auf Blasen, geräth in Schwindel und Unsinn, in konvulsivische Begeisterungen.

Das Seltene und Grosse entweder der Natur, oder der Phantasie hat so mächtige Regungskräfte und hohe Bezauberungen für die Menschen, daß alle diejenigen, die als Häupter je auf ganze Haufen von Menschen stark haben wirken wollen, sich dessen bedient haben: und wenn sie keine wahre Aussichten dieser Art geben konten, so machten sie Blendspiele. Daher alles Chimärische, Mythologische, Gigantische — die ganze Summe der wunderbaren Dichtung —

Sol das Natürlichgrosse eben diese starke Wirkung haben, so mus es in einer Seltenheit, Neuheit, Ausserordentlichkeit gesehen werden; sonst wirkt das Phantastische um der blossen Neuheit und Seltsamkeit willen stärker, als das Wahre. Man hat schon oft erfahren, daß, wenn man den Menschen die nackte Wahrheit vorgelegt hat, sie lieber das Seltsame und Fabelhafte beibehalten haben, weil dieses tiefen Eindruck auf sie gemacht hat. Ebentheuerlichkeiten wirken bei diesem stärker, als bei jenem die erhabensten

Gegenstände und Wahrheiten. Das findet sich in der Religion, in der Physik, überall. Manche Dinge, die ihrer Natur nach schon wunderbar sind, macht man, gemeiniglich, weil man das Natürliche nicht versteht, oder zuweilen auch wohl, weil man daran nicht genug hat, durch kindische und aberwizige Chimären, oder durch hyperbolisirte Phantasien noch wunderbarer, als sie sind. Gewisse wirklich grosse Gegenstände und Auftritte der Natur haben für einige Menschen, die mit den physischen Ursachen derselben unbekant sind, etwas Wunderbares, was ihrer Natur entgegen ist, und worunter sich eben deswegen etwas Religiöses einmischt. So sagt z. B. der schwedische Bauer noch diesen Tag, „der Alte fährt auf seinem Wagen,„ wenn es donnert, „seine Axe ist gebrochen,„ wenn ein starker Schlag komt. Ich habe Leute gesehen, die bei jedem Blizstrahle die Müze abnahmen.

Die Neigung zum Wunderbaren ist den Menschen aller Zeiten und allerlei Klassen, so natürlich, daß sie den ärgsten Wahn ergreifen, wenn sie das wahrhaftig Grosse nicht kennen, oder keinen Geschmack daran haben. Alles Altägliche wird nämlich matt, und verliert seinen Eindruck. Dieses erhellet schon daraus, weil eine Wahrheit, so bald man sie auf das Mikroskopischreine gebracht zu haben vermeint, in dieser Vermeinung vielleicht besser erkant, aber nicht mehr verehrt wird. In vielen Dingen hingegen, die man so aufs Reine gebracht zu haben glaubt, liegen noch gewisse unbekante Grössen, die, eben dieser Meinung wegen, bis dahin verloren sind, daß jemand ein Grosses und Seltenes von neuem darin erblickt. Dadurch kan die Sache wieder wichtig werden, und ihr Altägliches verlieren. Hiezu wird selbst schon eine gewisse Stimmung des Geistes erfodert, die einen Geschmack am Seltenen und Grossen hat, und darum es sucht und findet. Beispiele hievon geben sämtliche Künste und Wissenschaften vom ersten und zweiten Adel.

So gefährlich dieser Trieb werden kan, vielfältigst geworden ist, und noch wird, wenn er nicht durch wahre Gegenstän-

genstände genährt wird; und so sehr zu wünschen ist, daß das Falsche aus diesem Gebiete immer mehr relegirt werden möge, so gros ist doch das Vergnügen, und oft die Bezauberung, worein das Wunderbare versezt. Grosse Geister und Helden werden dadurch getrieben, grosse und seltene Dinge zu erkennen und zu vollenden, deren altägliches Leben zuweilen doch sehr modeste Farben trägt. Auch findet man sich oft in dem Falle, durch Nährung eben dieses Triebes die übrigen Haufen der Menschen zu rühren und anzuregen; nur sollte man das Falsche durch das Wahre ersezen, und dem Wahren eine solche Manier geben, daß es in sie eindringen könte und müste.

In der Schöpfung und göttlichen Weltregierung liegt so viel Grosses, daß es von den Menschen nie erschöpft werden wird. Da nun die menschliche Natur nach keinem blinden Schicksale zur Lüge, zu Ebentheuerlichkeiten und Chimären verdamt ist, und die Neigung zum Wunderbären doch zu dem treibt, was selten und gros ist; so sieht man wohl, daß das Grosse und Seltene, was in den Dingen und Begebenheiten der Welt wirklich enthalten ist, für diese Neigung sey. In den Offenbarungen Gottes durch die Natur und durch die Geschichte der göttlichen Begebenheiten liegt eben so viel Grosses und Anziehendes für das menschliche Geschlecht, als Dunkelheiten in der göttlichen Regierung der Welt sich finden. Durch jenes können sie, wenn sie Augen und Gefühl haben, geweckt werden, sich in einem weitreichenden Glauben an die Gottheit zu üben, und durch edle Gesinnungen und Handlungen, durch Nachahmung des Seltenen und Grossen in der physischen und moralischen Schöpfung dem Adel der menschlichen Natur immer näher kommen. Diese aber sind für den Stand der menschlichen Schwäche und Bildung für künftige Zeitalter notwendig. Es würde nicht gut seyn, wenn jeder Bauer in die Geheimnisse der Landesregierung einblickte, auch wenn sie die weiseste und wohlthätigste wäre; viel besser ist, wenn ein Dunkel, das für ihn etwas Wunderbares ist, ihm manches verbirgt: eben so notwendig ist es für den jezigen

Zustand

Zustand der Menschen, daß die Vorsehung Licht und Schatten auf eine wunderbare Weise temperirt; daß so viel gesehen wird, welches hinreicht, der Weisheit und Wohlthätigkeit; der Vorsehung zu glauben, und vieles zuzutrauen; daß aber auch der Klügelei undurchbrechliche Mauern vorgezogen sind.

— Das sterbliche Geschlecht
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen

hat Bedürfnisse der künftigen Welt, wie der gegenwärtigen; das Wunderbare dessen was gewesen ist, ist und werden soll, knüpft ihn an die Zukunft, damit er weder erschlaffe, noch ihm die Sache altäglich werde. Diese Zukunft mit allem was dazu gehört, womit die Menschen in Verbindung stehen, liegt in einer tiefen Ferne, die ein düsterer Schatten bedeckt, deren Licht aber, welches durch scheint, mehr verspricht, als alle Gegenstände, die ein altägliches Licht erhellet. Die Tiefe der Ewigkeit mit allem Grossen und Fernen erfüllt erhabene Seelen mit grossen Hofnungen.

So rühmlich die Bemühungen sind, ebentheuerliche Erdichtungen und Chimären immer mehr zu verbannen, und ihrer verjährten Autorität zu entsezen: eben so wenig Ehre bringt es der menschlichen Besonnenheit und züchtigen Scham, vor allem, was etwa den Schein eines Wunderbaren haben könte, wie vor einem Schreckgespenst zu fliehen. Wie manche Glieder in der Kette der Dinge und Begebenheiten würde man da ausstreichen müssen, wobei der Urheber doch grosse und würdige Zwecke haben konnte! die für gewesene, oder fortwährende, oder künftige Bedürfnisse recht eigentlich gemacht waren! Es gibt Gegenstände des Glaubens und der Hofnung, die ein so eigenes Licht und Gepräge haben, daß sie sich durch kein gemeines Licht aufhellen lassen, ohne entstellt zu werden. Der höchste Glaube an die Gottheit hat das höchste Wunderbare, oder das Gröste in der Annahme dessen was Gott ist und thut. So gieng der Glaube eines Abrahams an die Gottheit auf

etwas,

etwas, das höchst wunderbar, und doch nichts weniger, als abergläubig, oder chimärisch war, weil er nichts Wunderbares erdichtete, wo es nicht war, sich in dem Gegenstande nicht betrog.

Das Wunderbare in der Welt und göttlichen Weltregierung erweckt Empfindungen und erhebende Aussichten, die sich durch nichts Greifbares, durch nichts aus der altäglichen Welt ersezen lassen. Das wusten überhaupt alle grosse Leute, und sahen darauf bei ihren Versuchen vom ungleichsten Werthe. Eben dieses Triebwerks wunderbarer, seltener Grössen in Handlungen und Verheissungen hat sich auch die Gottheit bedient. Der ganze Glaube der Christen ist seinem Gegenstande nach wunderbar, und beruhet auf Grundfesten, die eben so groß, als fern und zugleich nahe sind; so groß, daß jeder, der sich mit den zufälligen Verunstaltungen und Profanationen gewisser Dinge dieses Gebiets erst ausgesöhnt hat, und damit aufs Reine gekommen ist, bekennen muß, es lasse sich nichts grösseres denken, noch sey etwas gleiches in eines Menschen Herz gekommen.

Was endlich den izigen Gebrauch vieler Dinge aus dem Reiche der wunderbaren, oder vielmehr seltsamen, Phantasie betrift, wodurch man eben diese menschliche Neigung unterhalten, und für sich gewinnen will; so wäre zu wünschen, daß man von den Schäzen der mythologischen und dichtenden Welt keinen andern Gebrauch machte, als in sofern man bedeutende Zeichen für die Karakteristik gewisser Gedanken daraus nehmen kann. Wenn man hingegen verjährte Fabeln und Chimären zum zehntausendstenmale in allem Ernst wiederkäuet, dem Homer einen bärtigen Jupiter nachlallt u. s. ohne zu bedenken, daß solche Dinge, nach so vielen Revolutionen der Zeit und der Erkenntnis, nicht sind, was sie auf dem Boden ihres Ursprungs waren, sondern als Ungeheuer der ärgsten Chimärensucht erscheinen; so zeugt das von eben so weniger Gewiztheit, als übermäßiger Abgeschmacktheit. So gebärdet sich ein Affe in die Grimassen

des

des Narren, wie in die Manieren des Sittsamen, ohne beydes zu verstehen. Man suche das Natürliche dieser menschlichen Neigung zum Seltenen und Grossen bey andern kennen zu lernen, und bei sich selbst zu reinigen, damit man sich nicht verabrede, man wolle unter den Fittigen poetischer Freyheit und chimärischer Phantasie einander was vorlügen, um stark zu rühren.

Nos goûts font nos destins —

---

5.

# Das Misverständnis.

## Personen.

Miß Fanny, unter dem Namen Lady Werrich.
Sir Fäteston, ein Offizier.
Sir Williams, Onkel
Betty, Kammermädchen } der Miß.
Andrews Bedienter }
John, Bedienter des Sir Fäteston.

---

## Zimmer bey Sir Williams.

Andrews, (traurig in einer Ecke; bald darauf ruft)
Betty. (noch inwendig.) Andrews, Andrews!
Andrews. Hier!

Betty herein.

Betty. Nun, Andrews; noch niemand hier gewesen?
Andrews. Nein.
Betty. Sir Fäteston nicht?
Andrews. Nein.

Betty.

Betty. John nicht?

Andrews. Nein.

Betty. Auch sonst niemand aus dem Hafen?

Andrews. Nein, nein!

Betty. Daß denn auch die doch gerade die lezten seyn müssen! zuversichtlich am sehnlichsten zurückgewünscht, und die lezten! Es ist doch vor ungefähr einer Stunde wieder ein Schiff aus Deutschland eingelaufen. — Aber, Andrews! da sizt er immer noch mit der Begräbnismiene in der Ecke?

Andrews. Ja.

Betty. Nun, die wird unsrer Lady diesen Abend auch sehr willkommen seyn! Gut, genug, so lang man einem Wohlthäter nachweint; aber am Tage — Andrews, am Tage, wo er endlich wieder kommen soll so weit aus der Ferne, ein junger zärtlicher Liebhaber, dem man Jahre, Jahre lang entgegen seufzte! — hör' er, guter Alter, wenn ich ihm rathen soll, so such' er immer diese finstere runzliche Stirne allgemach wieder aufzuheitern.

Andrews. Wer hat Sie um ihren Rath gefragt, Miß? He?

Betty. O, Euch wilden guten Leuten muß man rathen auch ungefragt. Nun; versuch Er einmal, ob Er noch nicht wieder lächeln kan.

Andrews. Nein, nie! ich will nicht lächeln; will auch meine Stirne nicht wieder aufheitern, und wenn auch ein Engel aus dem Himmel heut zu unsrer Lady kommen solte. Aergern, ärgern will ich mich, und dann will ich ihr mit diesem Aerger in der Miene ins Gesicht sehn, überall, überall, und schämen, schämen soll sie sich! — Doch kan sich die auch wol noch schämen!

Betty. Aber warum solte sie denn auch?

Andrews. Eine wunderliche Frage!

Betty. Eine sehr natürliche, denk ich.

Andrews. Ja wol, weil du auch ein Weib bist! Ihr Windfedern, ihr!

Betty. In der That, guter Andrews, ewig Schade um Sein gutes Herz, daß Ihn das westindische Klima so störrisch gemacht hat!

Andrews. Ja wol Schade! sonst hätte Sie wol Lust, auch so ein Geschichtchen mit mir zu spielen? gelt?

Betty. So ein Geschichtchen?

Andrews. Ja, wie das von unsrer Lady mit unserm seligen Herrn, meyn' ich.

Betty. So ein Geschichtchen?

Andrews. Was sie selbst mit angesehn hat! einer reichen Erbschaft zu Gefallen sich zu einem Paar verstellter Liebkosungen gezwungen, einen alten kränklichen Mann auf ein Paar Tage geheirathet, den dritten Tag beweint, den vierten begraben, den fünften vergessen, uud den sechsten — schon mit einem jungen armen Maulaffen ersezt!

Betty. Seine Rechnungen laufen ziemlich geschwind, Andrews.

Andrews. So seze sie Wochen statt Tage, und wie weit sind wir dann nicht schon über die Wahrheit weg.

Betty. Ja, hör' er nur, Andrews — aber da! eine Fackel? — das hält hier? — Man klopft! Huy, daß Sie's wären! (ab)

Andrews. Das Weibervolk! Mein Herr muste allen Verstand verloren, Sie muß ihn bestrickt und behext haben! Dreißig Jahre, täglich in Gefahr, in Hundearbeit, und dann die Frucht davon, so ohne alles Nachdenken, an so ein Geschöpf hingeworfen!

Betty. (inwendig) John, John!

Andrews. Da wären sie also!

Betty. (herein) Andrews! — er i'sts! sie sinds! John, sein Bedienter, ist da! (wieder ab)

Andrews. Meintwegen! aber dann auch eingepackt, und zum Hause heraus! Sehen? Du das mit ansehen, Alter? Ha, lieber als Matrose wieder zurück in deinen alten Tagen. Und doch, doch! — weis der Henker, wie's die Weiber mit einem anstellen!

Miß

Miß Fanny herein.

(Freudetrunken, einen Brief in der Hand)

Andrews. Da ist sie! nun geh, wenn du kanst!

Miß Fanny. Sir Williams! — Onkel, lieber Onkel! Sir Williams! — wie auch hier nicht? — Ha, Andrews! — wo ist mein Onkel?

Andrews. Ausgegangen.

Miß Fanny. Lieber Gott! — so geh, Andrews, geh, lauf, such, ruf ihn mir her!

Andrews. (geht)

Miß Fanny. Als wenn Andrews nicht auch ein Herz hätte! (hohlt ihn zurück) Nicht wahr, Andrews, du kanst dich auch noch freuen? — was soltest du nicht? kontest ja weinen, als ich weinte, Thränen der Wehmut, warum nicht auch Thränen der Freude?

Andrews. Wenn Mylady — so recht — glücklich. —

Miß Fanny. Dann kontest du? o, so wein, guter Alter, die süssesten wollüstigsten Thränen, die je geweint wurden! glücklich, glücklich! und wie? nichts als glücklich? o, so sind auch die Seligen im Himmel nicht mehr als glücklich! — aber, Andrews, das ist noch nicht Freude, dieses Lächeln da, diese verzogene Miene; das ist noch nicht Freude! kennst du meinen Fäteston noch nicht?

Andrews. Wie solt' ich?

Miß Fanny. Ja, dann kanst du auch nicht (zieht sein Porträt aus dem Busen hervor) sieh, Andrews, das ist er! das ist Fäteston! Doch nun nicht mehr mit dieser Miene, mit dieser Nacht ums Auge! das war leidende Liebe! das ist nun alles Tag! sieh, Alter, sahst du je so etwas? so schön, so lieb? so ein Gesicht voll Seele? ach, Andrews, und ein Herz hat der Mann, ein Herz! o, wie deines Herrn! und das nun mein, ewig, ewig mein! — aber, Alter, dein Gesicht ist mir zu traurig! ich habe zu lang mit dir geweint; dein Herr verdiente es, und ich will auch wol noch wieder mit dir weinen um ihn; hörst du? wollen oft miteinander hin zu seinem Grabe, Fäteston dann

auch mit, und dann weinen mit dir; aber nur jezt nicht! jezt wär eine Thräne Sünde! geh, Andrews, meinen Onkel! geschwind!

(Andrews ab)

Miß Fanny. Nun so allein, und sonst so geschäftig um mich her, als ich armes Mädchen noch weinte! aber John! wo ließ ich John denn? allein, allein? und er war sein Gefährte? — John, John!

John herein.

Miß Fanny. Wo bleibt ihr, John? Warum mir nicht nach?

John. Wie dürft' ich —

Miß Fanny. O John, nur heut nichts von Dürfen! ihr dürft heut alles, alles! Ihr brachtet mir den Brief, und ich gab euch noch nicht einmal das Porto! da, da! (gibt ihm ihre Uhr von der Seite) Aber so weigert euch doch nur nicht! Das liebekranke Mädchen bezahlt ihren Arzt für ihr Leben! — doch so nicht zu theuer? — da komt, sezt euch neben mir! (sezt ihm einen Stuhl) ihr müßt doch nun auch glücklich seyn, John? glücklicher hier auf der Insel, als im Lande des Krieges?

John. Glücklicher, als ich, sagte mein Herr, als er mir den Brief gab; Du wirst meine Fanny sehen.

Miß Fanny. Sagt' er das? ach Fäteston! da, da! (gibt ihm eine Geldbörse)

John. Miß!

Miß Fanny. Nichts, nichts! — glücklicher als er? Nein, John, so glücklich könt Ihr doch nicht seyn. Oder ließt Ihr auch ein armes Mädchen auf der Insel zurück, am Tage der Reise, das Euch mit einem Auge voll Thränen nachsah? ließt ihr? o, dann sey das Gebet Euerer Nächte erhört! bringt mir das Mädchen, und sie sey die Eurige! liebt meinen Fäteston, und seyd so glücklich, als er und seine Fanny.

John.

John. Sie sind zu gütig, Miß! aber verzeihen Sie! mein Herr erwartet mich mit Sehnsucht zurück; er hoft auch auf eine Zeile von seiner Miß.

Miß Fanny. Auf eine Zeile! — ach John, schreiben! ihr werdet ihn sehn, und ich soll noch erst schreiben? nun ja denn! so geht, John; aber last euch ja an nichts fehlen! hört ihr? fodert, befehlet!

John ab.

Miß Fanny. Schreiben? kan die Freude schreiben? (Sie liest aus dem Briefe)

„Beste Fanny!„

wenigstens immer noch deine zärtliche liebende Fanny!

„Hier bin ich!„

Im Hafen!

„könt ich„ —

Wie? nicht einmal lesen?

„In aller Wonne der Liebe.„

In aller Wonne der Liebe! Hört ihrs, hört ihrs? — Niemand hört's! schrecklich! so öde! aber da! (es wird geklopft) da klopfts! Er ists! (an der Thüre, laut rufend) Sir Williams! Onkel, mein Onkel, herein, o herein!

Sir Williams herein.

Miß Fanny. (ihm um den Hals) Sir Williams! Bester, Liebster! wo waren sie? — Onkel, Onkel! wo sind sie? o daß ich all die glühende Liebe auf den Lippen, ihnen das Herz nicht warm küssen kan!

Sir Williams. Liebe Schwärmerin!

Miß Fanny. Ja, Schwärmerin! aber wer kan bei euch Leuten schwärmen?

Sir Williams. Aber so sagen Sie doch nur —

Miß Fanny. Sagen? Das soll ich Ihnen erst sagen? Meine ganze Seele singt und klingt in hohem Jubel: Fäteston Fäteston!

Sir Williams. Ist er da?

Miß Fanny. Ja, lieber Onkel, ja! — nicht wahr? nun —

Sir Williams. Innigst willkommen! (küßt sie) aber wo denn?

Miß Fanny. Im Hafen, liebster Onkel, im Hafen, in aller Wonne der Liebe!

Sir Williams. Also doch noch nicht hier?

Miß Fanny. Also? lieber Onkel! also? nun ja, das ist wahr, noch nicht hier! noch nicht hier in meinen Armen! gut, gut, lieber Sir Williams. Da fiel die Saite! das war der Ton des Entzückens, jezt nur noch der Ton der Freude! aber daß sie nur nicht noch tiefer fällt, nicht in den Ton der Unruh! (sucht seinen Brief) Geschwind! wo hab ich ihn denn? er hat geschrieben, lieber Onkel! ha, da! (zieht ihn aus dem Busen hervor) an meinem Herzen! (liest)

„Im Hafen!„

Also doch schon im Hafen, ohne Gefahr zu scheitern.

„Beste Fanny!„

Aber nein, noch nicht! ich kan noch nicht! liebster Onkel, da! (gibt ihm den Brief) Ihre Augen verfinstert keine Thräne der Freude.

Sir Williams. Mädchen! (liest)

„Beste Fanny, hier bin ich! könt ich es Dir auf Deinen Lippen schreiben, daß ich hier bin!„

Miß Fanny. Ach Gott, ja!

Sir Williams. „In aller Wonne der Liebe hab' ich dieses Ufer gesegnet.„

Miß Fanny. In aller Wonne der Liebe! ach mein Onkel! in aller Wonne der Liebe!

Sir Williams. „Diese Nacht hält mich meine Pflicht im Hafen zurück, aber morgen.„ —

Miß Fanny. Morgen? noch nicht einmal Nacht und erst Morgen? Nein, Sir, nun lesen Sie nur nicht weiter! ich werd ihn selbst noch eine lange Nacht hindurch lesen müssen. Lieber Gott! kaum eine Viertelmeile von ihm, und noch eine ganze Nacht getrent!

Sir Williams. Nun, ich höre schon! — (sieht auf der Uhr) zu spät ist's wol noch nicht! und wenn meine Fanny das beruhigen kann. —

Miß Fanny. So wolten Sie hin? wollten Sie? o ja, das würde Ihre Fanny beruhigen. (küst ihn) Den Kus solten Sie ihm mitbringen; Da, sagten sie ihm, drückte das schmachtende Mädchen mir für Sie den feurigsten Kus hin! Dann würd' er Sie wieder küssen, und den Kus brächten Sie mir zurück. Wollten Sie nicht?

Sir Williams. Was hab' ich jemals nicht gewolt, was meiner Fanny Freude machen konte?

Miß Fanny. Ja, aber wie ich sie auch dafür liebe! und Fäteston! — und auch den bin ich Ihnen schuldig! Mann, das war die gröste Wohlthat! aber Sie soll ihnen auch vergolten werden. Sehen Sie, an Tage unsres Glückes, dann sizen Sie zwischen uns. Stumm oder stammelnd, aber mit redenden Blicken nennen wir uns dann unaussprechlich glücklich. Wir weinen beide eine Thräne der Freude; in Ihrem Schoosse fliessen sie zusammen. Mann voll Gefühl, so soll Ihnen vergolten werden!

Sir Williams. Fanny, mehr als durch den Besiz einer Welt (ruft) Andrews!

Miß Fanny. Aber nicht wahr, Onkel, ich bin nun nicht völlig mehr so, wie Fäteston mich verließ?

Sir Williams. Nicht so, aber wie seine hoffendste Fantasie sich das nicht träumen konte.

Miß Fanny. Daß er doch nicht hier ist! Wissen Sie, lieber Onkel, wie ich das machen wolte?

Andrews herein.

Sir Williams. (zu Andrews) Hut und Stock!

Andrews ab.

Miß Fanny. Ob er sein Glück wol gemacht hat? schwerlich so, wie sein Herz es um seiner Fanny willen wünschen wird. Da stånd er vielleicht traurig und verwirrt; Fanny, würd er sagen, nur noch wenige Schritte meinem Ziele näher! kaum die Nothdurft mit meinem Blut erkauft! und o, wenn er das sagte, dann fiel ihm seine Fanny um den Hals: bester, bester! laß das alles! ich bin reich, ich bin dein! die Liebe weinte zum Himmel um

Notdurft, und der Tugendbelohner gab ihr Ueberfluß! — ach mein Onkel, diese Szene. —

Sir Williams. Ich verstehe! Fanny! Sie sollen diese Szene nicht verlieren. Ich verschweige ihm alles; alles was Verrich für Sie that.

Miß Fanny. Bester Mann! wie Sie so jeden geheimen Wunsch der Liebe zu errathen wissen!

Andrews mit Hut und Stock.

Sir Williams. Nun: ich gehe!

Miß Fanny. Aber John? John ist hier! kan ich ihn nicht behalten? wenn er sich erfrischt hätte, dann nähm' ich ihn zu mir, und er müst' erzählen. —

Sir Williams. Warum nicht? da ich hingehe.

Miß Fanny. Nun dann! gehen Sie, und mein Herz für jeden Tritt! (küst ihn) Und hier ist der Kus, der Kus für meinen Fäteson!

Sir Williams ab.

Miß Fanny. Glücklicher Mann! glücklicher als ich: Du wirst ihn sehen! aber ich werd' ihn ja nun auch bald sehen.

Betty herein.

Miß Fanny. Nun, Betty, diese Nacht ist die lezte! Dann sol kein Seufzer mehr die Ruhe deiner Nächte stören! Nur noch Eine Nacht Geduld, Betty, gute Betty!

Betty. Beste Lady!

Miß Fanny. Halt, Betty! nun nicht mehr Lady; Er ist da, der Augenblick ist da! nur bis zu diesem befohl mir Verrich, seinen Namen zu tragen; nun wieder Miß Trulove.

Betty. So legen wir ja auch wol die Trauer —

Miß Fanny. Nein, Betty, das nicht; oder doch nur am Hochzeittage; oder meinst du, daß Fäteston diese Trauer — o pfui! welch ein Gedanke! nur: er wallte auch nur so plözlich auf, wie die Sünd' in der Seele des Gerechten; ist auch schon wieder erstickt. Aber nun kom, Betty; hier ist mirs so nicht recht; hier sah ich ihn

ihn nicht oft genug! kom auf mein Zimmer, da sah ich ihn so oft; da sah ich ihn zum leztenmal! kom! Aber Ihr, Andrews, seyd ja noch so traurig? was sol ich thun? sprecht, was sol ich thun? was kan ich, daß Ihr froh werdet? nehmt doch, befehlt!

Andrews. Ich werde — mich bemühen —

Miß Fanny. O ja, das thut doch! seyd doch guter Dinge! daß ihr doch arm wäret, Andrews, dann könt ich euch helfen und mir!

Miß Fanny mit Betty ab.

Andrews. Oder daß du doch nur nicht so leichtsinnig wärst! — ja, das sagst du nun hintennach, alter Narr! warum ihr nicht ins Gesicht? weis der Teufel, wenn sie da so vor einem steht, sie dreht einem das Herz im Leib um!

John herein.

Andrews. Was wil denn der? auch einer vom Komplot.

John. Nur auf ein Wort, guter Freund!

Andrews. Er hat wol viel gute Freunde, junger Mensch?

John. Ich wil nur sagen, daß ich ihn um einen kleinen Freundschaftsdienst —

Andrews. Guten Abend!

John. Oder eigentlicher um den Dienst eines ehrlichen Mannes —

Andrews. Ja so! und?

John. Hier sind seit der Abreise meines Herrn Veränderungen im Hause vorgegangen —

Andrews. Die ihm auch nicht anstehn? nun, nun, junger Mensch, so fodre er nur einen kleinen Freundschaftsdienst!

John. Ich seh hier eine Pracht, einen Ueberflus —

Andrews. Mein Herr war reich.

John. Sein Herr? also hätt' ich wol nicht sehr weit von der Wahrheit gerathen? Ich seh Miß Trulove in Trauer; ich glaube so gar, ich habe sie Lady nennen hören.

Andrews. Ja.

John. Also war sie verheirathet?

Andrews. Ich weis nicht

John. Er weis nicht?

Andrews. Witwe ist sie, wie sie sagt; aber ob sie verheirathet war? nun was thut das? kömt doch heut zu Tage so viel Neues auf: warum nicht auch eine neue Art Witwe? Witwen, die nie Weiber waren? und wo das Ding so viel einträgt —

John. Ists möglich?

Andrews. Ha, ha, ha! das gefält mir! obs möglich ist? Wo ein Weib einen leichtsinnigen Streich macht, zu fragen, obs möglich ist? Er hat noch wol nicht viel Weiber kennen gelernt in seinem Leben, junger Mensch? desto besser! behüt' ihn auch Gott davor?

(Es wird geklopft) Aber was ist denn da noch? Noch so spät?

John. Solt' es möglich seyn? Miß Fanny? — Miß Fanny so tief herab! Lieber Gott! mein armer Herr! was wird aus ihm werden?

Sir Fåteston und Andrews herein.

Andrews. So gerade zu? wo wil Er denn hin?

John. Himmel! da ist er selbst!

Sir Fåteston. Zu Miß Trulove; sie ist doch zu Hause?

Andrews. Ei was? hier wohnt keine Miß.

John. Mein Herr!

Sir Fåteston. Ha, John! noch hier?

John. Man hielt mich auf; Sir Williams sucht sie auf im Hafen; aber mein Herr —

Sir Fåteston. Das bedaur' ich! noch so spat.

John. Ach Sir, warum haben Sie mich nicht erwartet?

Sir Fåteston. Guter Junge, du weist nicht, was lieben ist. Ich wil Fanny überraschen. Warte hier. (wil ab)

John (hält ihn auf.) Sir?

Sir Fåteston. Nun? Sie ist doch wol nicht mit?

John. Nein, aber, ach Sir! — o bleiben Sie, Sie wissen nicht, wohin Sie gehen?

Sir Fåteston. Wie?

John. O um alles, um ihrer Mühe willen!

Sir

Sir Fäteston. John!

John. Kommen Sie, kommen Sie!

Sir Fäteston. John!

John. Ach Sir!

Sir Fäteston. Fanny —

John. Ach, mein Herr!

Sir Fäteston. Todt?

John. Sie lebt, sie lebt, aber —

Sir Fäteston. In Gefahr?

John. Nein, nein! hier sah ich sie noch ja eben, schöner, als jemals; aber —

Sir Fäteston. Nun?

John. Sie ist, — sie ist —

Sir Fäteston. Sie ist? — Junge, was zauderst du? hast du einen Dolch für mein Herz, warum erst lang in meinem Innersten damit herumgewühlt?

John. Sie ist — verheirathet, war verheirathet, ist Witwe.

Sir Fäteston. Was? Witwe? Wer ist Witwe?

John. Ihre Fanny! Sie heirathete —

Andrews. Wer hat ihm das gesagt, junger Mensch? Nicht mehr nachgeschwäzt, als ihm vorgeschwazt ist! Sie ist Witwe; das ist alles, was wir wissen!

Sir Fäteston. Kerl, wer bist du?

John. Lassen Sie ihn, Sir! — ich sah Miß Fanny selbst in Trauer.

Sir Fäteston. In Trauer?

John. Bester Sir, wenn Sie diese Nachricht nicht ruhiger ertragen können, so kommen Sie, lassen Sie uns —

Sir Fäteston. Nein, nein, nicht ruhiger! aber nein, auch nicht fort! — Buben, ihr seyd Verleumder.

John. Ich wil Sie näher überzeugen.

Sir Fäteston. Nein, nein, auch das nicht! auch die Ueberzeugung wil ich nicht. John, du bist ein schändlicher Lügner.

John. Wolte Gott!

Sir

Sir Fäteston. Das mus er wollen, oder er wil meine Verzweiflung.

John. Sehen Sie, Sir, diese Uhr, diese Börse gab sie mir.

Sir Fäteston. John!

Andrews. Alles von meinem Herrn!

Sir Fäteston. Von deinem Herrn, Verräther? rede, Kerl, rede was du weist; aber für jede Lüge dein Leben!

Andrews. Ja, und meine Seele! Mein Herr kam hier an aus Westindien, mit mir und einem Vermögen von 500000 Pf.; er miethete sich hier ein, und ward krank; die Leute im Hause mochten's merken; das war ein Thun um ihn her, ein Bedienen, und Amüsiren ohn' Ende; aber nein, von einer Heirath weis ich nichts; bei meiner Seele, kein Wort; bis er die Augen zuhatte, da war das Mädchen auf einmal seine Witwe, wie er sie denn im Testamente selbst seine Frau nent; das reimen Sie nun zusammen, und wenn Sie noch Lust haben zu glauben, daß sie den Namen und das ganze Vermögen meines Herrn so umsonst für nichts und wieder nichts gekauft hat, wer wils Ihnen wehren; und, es ist doch immer der Mühe werth; mit den 500,000 Pfund hat's seine Richtigkeit; dafür bin ich Ihnen Bürge.

Sir Fäteston. Kerl! und wie hies denn der Schändliche?

Andrews. Holla, Sir, keine Schimpfwörter! So kein Mann mehr in beiden Welten, wie Sir Verrich!

Sir Fäteston. Verrich? Verrich? — sagst du Verrich? ha, so falle Himmel und Erde über mir zusammen. John, es ist wahr, alles wahr! Alle Mächte des Himmels! Verrich, Verrich? so hies der im Briefe des Onkels (zieht einen Brief heraus) da ist er! alter elender Lügner! und wie du mich entzücktest, und wie ich dir glaubte! Da, John, lies, lies laut! wo du den Namen findest — da!

John (liest) „Verrich ein Mann von unermeslichen Reichthümern wohnt seit einiger Zeit bei uns; er hat unsrer Fanny —

Sir Fäteston. Unsrer Fanny!

John. „seine Hand mit seinem ganzen Vermögen angetragen; Sie kennen unsre Umstände, wir sind arm; aber Ihre Fanny lieber in Dürftigkeit als treulos —„

Sir Fäteston (reist John den Brief aus der Hand) Alter Kuppler du! lieber mich hingeworfen, als nur noch Tage in Dürftigkeit, — ha, nur in der verzögernden Ungewisheit unsres Schicksals! Und da wagt ich indes jeder Gefahr mein Leben entgegen! Schändliche Hure! — ha und wo bist du? (wil hinauf)

John (hält ihn auf) Sir, um des Himmels willen!

Sir Fäteston. Nein, nicht hin! recht, John, nicht hin! Verachtung, Verachtung!

John. Kommen Sie, Sir, lassen Sie uns —

Sir Fäteston. Ja fort! ha, mit Triumf würde die Schändliche hier die Wut kochen sehn. — Nein, bei Gott nicht! fort, fort. (er geht. kehrt an der Thür um, zu Andrews,) Kerl, du sahst meine Wut nicht, bei deinem Leben! ich war gelassen, ich verachtete sie! Verachtung, kalte trockene Verachtung, mehr sahst du nichts. — (zu sich) Aber Rache, Rache! ist Verachtung Rache? (zu John) Nein, las mich, las mich! — Rache! ich wil sie sehn! ha sie sol mich sehn! sol — (zu Andrews) Kerl, schaffe mir die Kreatur her! (Andrews steht in Ungewisheit. Sir Fäteston wirft sich in den Lehnstuhl) Sie sol mich sehen! ha, ich wil mich weiden, wil — (Andrews wil gehn Fäteston springt auf) Kerl, wo wilst du hin? ha, daß sie dann käme, und säh, und säh was ich bin! ha, meine Wut! Wut wäre Liebe! Has und Liebe, aber doch Liebe! nein, nein: John, nur einen Augenblick! — Ha Fanny, Fanny! du! du! entsezlich! — daß ich weinen könte! o, nur einen Tropfen aus dem dürren verbranten Herzen; aber es ist dürr und verbrant in Höllenglut! — Fanny, Fanny! (im Lehnstuhl) ensezlich!

Miß Fanny, Betty herein.

Miß Fanny. (an der Thür) Er ists, Betty! siehst Du? er ists! ob ich seine Stimme nicht kenne? — (zu ihm hin) Fäteston, Fäteston! so bist du's? — Du bists, o ja, du

bist

bist es! kom, kom in diese Arme, die deine Fanny Dir so lang umsonst entgegen streckte! Fäteston, Du zauderst: o kom, kom! Neues Leben Deiner Armen aus Deinen Augen, von Deinen Lippen! Nim das schmachtende Mädchen an Deine Brust, die arme Darbende an Deinen Mund! — wie? welch ein Blick? wild? wild? Bist Du's nicht, Fäteston? — Dein Gesicht von mir? Fäteston! Bester! Mann meiner Liebe! Einziger! was ist das?

Sir Fäteston. (nach einem starren wilden Blick) Kreatur, wer bist Du?

Miß Fanny. Gott im Himmel! (Pause) Fäteston! Fäteston! was ist das? (sie schmiegt sich an ihn)

Sir Fäteston. (reist sich los) Ha, Schlange!

Miß Fanny (wil ihm nach) Fäteston!

Betty (hält sie auf) Liebste Miß!

Miß Fanny. Von mir? Du von mir? — Las mich, Betty, las mich!

Sir Fäteston. (stum und wild im Hintergrunde auf und ab)

Miß Fanny. (ihn umschlingend) Fäteston, wo bist Du? siehst du mich nicht? Deine Fanny — ich bin Deine Fanny. (er wil sich wieder losreissen) Nein, nein, nicht weg, nicht aus meinen Armen!

Fäteston. Las mich, Elende!

Miß Fanny. Ich bin Deine Fanny.

Sir Fäteston. Schlange, Du wagst es? Hier in dem Kleide Deiner Schande? Treulose!

Miß Fanny. Treulos? ach Fäteston, so höre mich nur! Nur ein Wort! Glücklich bin ich; aber nicht treulos.

Sir Fäteston. Glücklich? Niederträchtiges Geschöpf! Las mich, fort!

Miß Fanny. Nein, nein! o, so höre mich doch nur! und wenn Du es nicht wilst, nein, so wil ichs auch nicht, wil nicht glücklich seyn; ich entsag ihm: ich bin Deine Fanny: glücklich genug!

Sir Fäteston. Ha, Weib, las mich!

Miß

Miß Fanny. O nein, nein!

Sir Fäteston. (stößt sie zurück.) Mensch!

Miß Fanny. (betäubt) Gütiger Gott! (Betty bringt sie auf einen Stuhl) Ach Betty! Fäteston, wo bist du? wer ist es, die Du zurückstössest? sahst Du sie auch? Deine Fanny!

Betty. Beste Miß, er hört Sie nicht! kommen Sie!

Miß Fanny. Hört mich nicht? seine Fanny nicht! ach Betty, das war also die Szene auf die ich so eifersüchtig war! (sie weint laut)

(Eine Pause.)

Betty. John! (sie winkt ihm, Sir Fäteston wegzubringen, er liegt im Hintergrunde auf einem Stuhl.)

John. Kommen Sie, Sir, kommen Sie! Sie müssen —

Miß Fanny. Nein, nein, er mus nicht. (auf zu ihm hin, fält auf die Knie vor ihm, nimt seine Hand) Fäteston, hier lieg' ich! lieg' auf meinen Knien vor Dir, wie ich vor Gott lag jeden Tag und jede Nacht um Deinetwillen! Stos mich nicht, stos mich nicht wieder so wild! sieh mich an! ist das der erste Kus der Liebe? ist das der Augenblick, um den ich zum Himmel weinte jede einsame Nacht? Sieh, Fäteston, an der Seite dieses Mädchens hab ich geweint! Sprich, Betty, welche Nacht ich nicht weinte! jede Thräne um diesen Augenblick! ach, ist dies der Augenblick? Bist Du Fäteston? ich bin Fanny! (Fäteston will sich losreissen, will auf) Nein, nein! du solst nicht, solst mich auch nicht noch einmal so stossen, nicht an dieses Herz stossen! es liebt dich, und du stössest es? — (Fäteston reist sich mit Gewalt los, Fanny bleibt am Stuhle liegen,) o mein Gott, mein Gott! (Betty will sie aufheben) Nein, nein! (Fäteston wil ab)

Sir Williams, Andrews herein.

Sir Williams. Freund! hier? ich war im Hafen, dich aufzusuchen: aber wie? Fanny! (er hebt sie auf, bringt sie auf den Stuhl.)

Miß Fanny. Ach mein Onkel! Fäteston ist hier gewesen; hier hab ich zu seinen Füssen gelegen, aber er verstöst mich.

Sir Williams. Fäteston!

Sir Fäteston. Keine Worte! Du bist ein Mann! Schändlicher Kuppler! Genugthuung!

Sir Williams. Genugthuung?

Sir Fäteston. Elender, wer schrieb dies. (den obigen Brief.)

Sir Williams. Fäteston!

Miß Fanny. Ach mein Onkel! es ist der Mann, den Ihre Liebe mir gab!

Sir Williams. Nur ruhig, meine Fanny!

Sir Fäteston. Wer schrieb dies?

Sir Williams. Ich!

Sir Fäteston. Betrüger, und nun wiederhol es!

Miß Fanny. Ach Fäteston, warum hörtest Du mich nicht? meine Rechtfertigung! —

Sir Williams. Nein, meine Fanny, keine Rechtfertigung!

Sir Fäteston. Recht so, Alter, keine Rechtfertigung! Man mus unverschämt seyn in seiner Niederträchtigkeit, oder —

Sir Williams. Wozu das Schimpfen, Fäteston! wir sind ja —

Sir Fäteston. Also Genugthuung! kom!

Sir Williams. Ich halte Dich bei Deinem Worte; aber, Fäteston — Du mögtest mich tödten; und sieh, da hab ich hier auf der Welt noch etwas auf dem Herzen, eh ich mich in eine andere kan schicken lassen: nur eine Kleinigkeit von einem Paar Minuten, sie betrift meine Fanny. Nur ein Brief, den ich vorlesen mus! Nur den Augenblick Geduld! — (zu Fanny) Hier hab ich noch unter Berrichs Papieren einen Brief gefunden, den ich Ihnen lesen mus.

Miß Fanny. Gott, mein Onkel, was machen Sie?

Sir Williams. Nur ruhig! — (laut) Er ist an Sie!

(Fäteston

(Fäteston sezt sich.)

Sir Williams. (liest.)

„Theuerste Miß!„

Er hätte Sie in diesem Briefe doch auch wol schon seine Frau nennen können! (Fäteston springt auf) Nur den Augenblick, Fäteston!

Miß Fanny. Mein Onkel, um Gottes willen!

Sir Williams. Ruhig! also hören Sie. (er liest)

„Beiliegendes Packet ist meine lezte Verordnung. Als ich Sie sah, Ihr Herz zum erstenmale ganz sah, glaubt' ich mich meinem Ende noch so nahe nicht, als ich es jezt fühle. In der lezten Hälfte meines Lebens war es fast das erstemal, daß ich mich noch weit davon entfernt wünschte.„

„Ich trug Ihnen meine Hand an, ohne Furcht Sie unglücklich zu machen; obschon mich meine Jahre mehr zu Ihrem Vater, als zu einem Wohlthäter von einem süsseren Namen zu bestimmen schienen.„

„Sie schlossen mir Ihr Herz auf; es war das Herz, das ich lang umsonst gesucht hatte; ich fand es, aber fand es nicht für mich.„

Sir Fäteston (sezt sich)

„Sie werden sich aus der Geschichte meines Lebens erinnern, daß ich einmal geliebt habe; aber in Armut! So wie Sie, meine Beste, lieben. Der Wunsch, dem Gegenstande meiner Wahl ein glücklicheres Leben vorzubereiten, führte mich in ein entferntes Welttheil. Der Himmel segnete meine Absicht, aber Treulosigkeit vereitelte sie; jenes Herz war nicht das Ihrige.„

„Indeß sind meine Reichthümer nun einmal für die leidende Liebe gesammelt, und ich sterbe vergnügt, da ich mit der Hofnung sterbe, daß die Mühseligkeiten meines Lebens diesen Endzweck wenigstens nicht ganz verfehlen werden.

„Ihnen, theureste Miß, hinterlasse ich diese Reichthümer. Ihr Herz hat gewählt; es kan keinen Unwür-

**digen gewählt haben. Seyn Sie glücklich, und gönnen Sie mir den Gedanken, für Sie mein Leben gewagt zu haben, und retten Sie dasjenige, das noch täglich für Sie der Gefahr blos steht.„**

„Ich habe Sie in meinem Testamente meine Frau genant. Darf ich eine Bitte zu meiner Verordnung hinzufügen, so tragen Sie meinen Namen bis zu dem Augenblick, wo Sie ihn mit einem süsseren vertauschen können. Sie kennen die Welt, und werden den Grund meiner Bitte leicht einsehen.„

Verrich.

Sir Fäteston. (sizt da in sich selbst verschlossen in einer Art von Betäubung. Andrews weint.)

Sir Williams. Nun, Fäteston, kom!

Miß Fanny. (zu ihm hin) Ach, Fäteston, das würd' ich Dir gesagt haben.„

Sir Fäteston. Ach Miß!

Miß Fanny. Und nichts als Miß? noch nicht wieder Deine Miß? Deine Fanny?

Sir Fäteston. Nein, nein! nie wieder! welch ein Mann! und wie überschwänglich von mir beleidiget! — und Sie, Miß! Sie müssen mir entsagen, Sie sind es seiner Asche schuldig; sich selbst —

Miß Fanny. (mit äusserster Zärtlichkeit) Ach Fäteston, kom, Du hast mich noch nicht einmal geküst!

Sir Williams. Nun, Fäteston? immer von einem Aeusserften auf das andere? Da, küsse das Mädchen! sie hat, dächt' ich, lange genug nach einem Kus schmachten müssen.

Miß Fanny. Fäteston!

Sir Fäteston. Süsse Fanny, meine Liebe!

Miß Fanny. O ja, das bin ich!

Sir Fäteston. Mein Freund! meine Fanny! und so nehmt Ihr mich wieder auf in Eure Liebe! — ach ja, mein Herz wird theuer genug büssen. Nie, nie wird es sein Unrecht vergessen!

Miß Fanny. Auch in meinen Armen nicht? o ja, da must Du alles vergessen!

Sprickmann.

6.

# 6.

## An Herrn Voß.

Göttingen, den 16ten März. 1778.

Der von Ihnen verbesserte Chor im Sophokles, den ich im März des deutschen Museums d. J. erblicke, erinnert mich an eine alte Schuld, die ich noch von dem vorigen Jahre her an Sie abzutragen habe; nicht als wenn sie mir jemals aus den Gedanken gekommen wäre; Ihre Zuschrift des erstern püthischen Chorgesanges im Pindar hatte sich, durch das freundschaftliche Wohlwollen, das sie mir bewährte, so wohl als durch den Werth der Arbeit selbst, meinem Gemüthe viel zu tief eingeprägt; nur verdrängte ein Geschäfte nach dem andern die Ausführung des Vorsazes, Ihrem Verlangen gemäß, meine Gedanken über Ihren Versuch Ihnen mitzutheilen. Sie wissen, was Pindar spricht: το δε παρ ποδ' ναος ἑλισσομενος. Ἀει κυματων λεγεται παντι μαλιστα δονειν. Die Arbeiten, die die dringendsten sind, muß man voraus fördern; und diese sind in meinen Augen Amts- und Pflichtarbeiten. Gelehrte Autorschaft kan vielleicht mehr Glanz und Vortheil verschaffen; aber Ruhe und Zufriedenheit gibt der tägliche Beruf.

Auch izt werden meine Anmerkungen nur sehr flüchtig abgefasset seyn. Ehe ich aber noch dazu komme, erlauben Sie mir ein Wort von Ihrer Wiederherstellung des schönen Chors in des Sophokles Oedipus auf dem Hügel zu gedenken. Diese feierliche Anrufung der unterirdischen Gottheiten, daß sie dem Oedipus einen sanften Tod schicken sollen, hat mir ehemals auch einige Stunden gekostet. Um destomehr freute es mich, Sie damit beschäftiget zu sehen. Ich wünschte, Sie hätten, zumal in Rücksicht auf andre Leser, den ganzen Chor übersezt, und dem Zusammenhang, in welchem er steht, beigefüget:

Die Wiederherstellung vom vierten, fünften und sechsten Vers macht Ihrem kritischen Scharfsinn viel Ehre. Auch das εξωνυσαι kan keinem Zweifel unterworfen seyn; die Verbesserung bietet sich im Scholiasten gleich dar, mir selbst fiel sie beym Durchlesen des Scholiasten auch in die Augen. Aber bey dem λισσω im fünften Vers: λισσω, μετα ποτμ, kan ich Ihnen nicht beypflichten. Die Form ist ganz ungewöhnlich; nur die Grammatiker führen sie an, aber blos wenn sie die Ableitung von λισσομαι deutlich machen wollen. Die einzige bekannte Stelle, wo es sich finden soll, ist der homerische Hymne auf den Apollo V. 53: ουτε τι λισσω, aber daß das Wort dort verdorben ist, lehret der ganze Bau der Stelle, wo alle andere Worte in der künftigen Zeit stehen; die Herren Ruhekeniens und Ernesti haben auch das Wort verbessert. Noch im Hesych steht λισσω, κηρυκαλω, aber auch hier ist es wahrscheinlicherweise ein Schreibfehler. Nicht so zuversichtlich weis ich etwas anders an die Stelle zu sezen. Im Scholiasten wird mir es deutlich, daß er in seiner Handschrift nicht: λισσομαι, sondern διδου μοι τουτῳ las; er fügt bey: der Verstand des Folgenden, sagt er, ist deutlich, nach den Worten; aber das διδου μοι τουτῳ hängt nicht, wie es ihm dünkt, zusammen; es sey also, fährt er fort, der Mühe werth, wenn jemand gute Abschriften erhalten solte, auf die Stelle zu merken. Aus diesem allen schliesse ich, daß weder διδου μοι noch λισσομαι vom Dichter, sondern eine blosse Erklärung einer Ellipse sind, und daß ehemals stand: τουτον μετα ποτμ, eine Art zu reden, die auch anderwärts vorkömmt, und wo etwas ähnliches als ich bitte, gib daß, verstanden werden muß. Gib daß der Fremde den Pfad nach der Unterwelt sanft betritt.

Herr Heath, dessen Notas et Lect. ad Tragicos Graecos ich nachgeschlagen habe, übersieht die Hauptstücke des Chors und verbessert blos den vierten Vers: Αιδωνευ, Αιδωνευ, δος μοι, damit er mit dem vierten in der Antistrophe übereinkommen soll; ohne an das Uebrige zu denken. Sein

des

δον μοι ist aus den Scholiasten entlehnt, dessen Worte er unrecht zu verstehen scheint: Scholiastes monet in optimo exemplari reperiri: aber das sagen, so viel ich sehe, seine Worte nicht.

Ich gedachte vorhin: ich wünschte, sie hätten den ganzen Chor übersezt beygefügt: auch aus dem Grunde: vermuthlich würden Sie dann noch auf ein paar andre Stellen gestossen seyn, die mir noch dunkel oder verschrieben vorkommen. Am Ende der ersten Strophe verändert sich die Anrede, die vorher und nachher an die unterirdischen Gottheiten geht, auf einmal und richtet sich an den Oedipus; aber dem ist leicht abzuhelfen, vermutlich hat Sophokles im zwölften Vers σφι und nicht σε geschrieben. σφι für αυτον kommt wenigstens im Pindar auch vor. Nun versteht sich ἱκνουμεναι nämlich επ' αυτον. Vom achten Vers an ist mir die andre Hälfte der Antistrophe noch sehr dunkel. Der Gedanke soll fortlaufen: O Eumeniden, und du, Cerberus, Brut der Erde und des Tartarus, laß den Fremden ruhig in die Wohnungen der Todten eingehen. ὃν in V. 8. ist offenbar falsch; wenigstens muß es σοι heissen, wie Heath auch gemuthmast hat, σοι κατευχομαι. Aber was ist εν καθαρῳ? Der Scholiast hat αβλαβως ὑπαντησαι: wenn dieß nicht blos nur den Sinn gerathen ist, so hat er βηναι εν καθαρῳ zusammen genommen; und εν καθαρῳ muß also nach dem gewöhnlichen Idiotismus statt καθαρως stehen. Doch dieser so wohl als noch einige andere grammatische und prosodische Kleinigkeiten würden mich zu weit führen. αιεν υπνον im lezten Vers hat Aldus und andere Ausgaben bereits, und Sie haben recht gethan.

Uebrigens freue ich mich, daß Sie an einen Chorgesang gerathen sind. Lange habe ich schon gewünscht und angerathen, daß es sich jemand zum Geschäfte machte, alle Chorgesänge aus den Tragikern und Komikern zu sammeln, zu studiren, unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu bringen, und, da uns von der lyrischen Poesie der Griechen sonst so wenig übrig geblieben ist, uns dadurch für das Verlohrne ein wenig zu entschädigen. Da Sie, mein werthester

Herr und Freund, mit einer so entscheidenden Neigung und so vorzüglichem Talent für die lyrische Poesie, so viele Belesenheit in den Griechen und Stärke in der Interpretation verbinden, so wünschte ich Sie durch einen günstiger Wind an eine solche Unternehmung angetrieben zu sehe. Doch diesem Wunsche drängt sich noch ein andrer vor, den ich eben so sehr in gemeinnüziger Absicht als in Beziehung auf Sie thue: Müssen doch Ihre humanistischen Kentnisse bald die Stelle finden, wo sie durch öffentlichen Unterricht einer Jugend, die zu geschmackvollen Lesen der Alten gebildet werden soll, den Nuzen schaffen, den sie schaffen können, und den ich mir von jeher von Ihnen versprach!

Doch izt kan sich von Ihrer geschmackvollen Belesenheit in den Griechen, und von der kritischen feinern Sprachkunde, die Sie sich erworben haben, das Publikum selbst überzeugen. Beyde Proben, der Chorgesang im Sophokles und der Hymne des Pindar, sind entscheidend; sie bedürfen meiner Empfehlung nicht; und durch Ihre Zuschrift haben Sie mich nicht in die beste Lage gesezt, um ein gültiges Lob, als Stimme für Sie abzulegen.

Aber Sie fodern mich durch Ihre Zuschrift der Pindarischen Ode auf, Ihnen so wohl über die Uebersezung, als über verschiedne Ihnen eigene Erklärungen, meine Gedanken zu eröffnen. Ich will bey der lezten anfangen.

Da ich von aller sklavischen Abhängigkeit entfernt bin, so freuet es mich zu sehen, wie sie in verschiedenen Stellen von meinen Erklärungen abgegangen sind, sich selbst Wege gebahnt, und sogar mich bestritten haben. Nicht um mich zu vertheidigen, auch da, wo Sie mir Unrecht thun (bey dieser Absicht hätte ich wol ein Jahr gewartet!) sondern um Ihnen meinen Beifall durch kein kahles Euge zu geben, und durch meinen Widerspruch in einigen Fällen meinen Beifall in allen übrigen desto zuverlässiger und fester zu begründen, will ich einige Anmerkungen hersezen, die sich mir beym Durchlesen Ihres Aufsazes *) darbieten.

Ueber

*) D. Museum 1777. 1. St. S. 78. 85 f.

Ueber den 49. f. V. bestreiten sie meine Erklärung mit Recht und mit Gründen. Aber den Gegensaz, von dem Sie reden, sah ich wohl; der Scholiast führt ihn mehr als zu deutlich selbst an; es ist auch das Erste, worauf die Struktur der Worte führt. Ich fand nur etwas Gezwungenes und Plattes darinnen: „Ein Wunder zum Anhö„ren, wenn es der erzählt, der es gesehen hat.„ Der natürliche Gedanke schien mir zu seyn: Wunderbar zu sehen und zu hören! Und zu hören ist beim Ausbruche des Aetna genug. Indessen gebe ich meinen Einfall auf, und zwar aus einem grammatischen Grunde: weil nach meiner Erklärung τοις παριουσιν oder τους παριοντας stehen müste. So wie es izt stehet, kan es nicht anders heissen als ακουσαι (εκ των) παριοντων.

Zu V. 65. gehört noch, daß richtiger interpungirt wird, nach πρωτα χαρις, ες τ. αρχομενους κ. τ. λ. Bei V. 82. erinnere ich m ch nicht, das gesagt zu haben, was Sie beibringen. Aber wchl werde ich, zum Aufschluß der Metapher, das Treffen des Ziels von einem treffenden Lobe erkläret haben; freilich muß in sofern der Mann des Lobes würdig seyn. Hingegen auf den Seitenblick, den Sie hier voraussezen, auf seine Digressionen, bin ich nicht gefallen; und, unter uns gesagt, es bleibt ein blosser Seitenblick, der Grund haben kan. Das Bild kömmt ohne den Nebenbegriff mehr beim Pindar vor, wo blos auf das wahre Lob gesehen wird, daß es nicht falsch, und daß es nicht übertrieben ist: vergl. Nem. VII, 103—6. VI, 45 f.

Ihre Erklärung vom V. 94, und die Anmerkung ist sehr gut, und macht alles deutlich. Nur habe ich immer noch ein Bedenken bey der mehreren Zahl ευρισκοντο, und ich bin auf die Vermuthung gebracht, daß ehemals statt παλαμαις stand παλαμαι: ευρισκοντο θεων παλαμαι τιμαν. welches lyrischer ist; und eben so drückt sich Pindar aus Pyth. 2, 72. Doch das kan seyn, und nicht seyn; wahrscheinlicher wird es mir, daß uns alle im Verstand der Stelle der alte Grammatiker irre geführt hat: Hiero soll bei der ei-

nen Schlacht das Podagra gehabt haben; ich glaube, die ganze Erzählung ist aus der nachfolgenden Anführung des Philoktets gefabelt, und nun hat man den Sinn ihr zufolge gefaßt, und verdorben. Die Worte V. 96. 7. 8. sagen so viel: er zog ins Feld als ein andrer Philoktet, und mancher Stolze wad gezwungen ihm zu schmeicheln. Wäre uns die Zeitgeschichte mehr bekant, so würde man leichter auf den rechten Weg gerathen seyn. Es müssen selbst die misgünstigen Feinde des Hiero Hülfe bedurft haben; und hiezu paßt die Fabel vom Philoktet sehr gut. Etwas ähnliches mischt auch der eine Scholiast vom Anaxilaus ein.

Eben so wird es uns auch im V. 116. gegangen seyn, daß wir dem alten Grammatiker zu sehr gefolget sind. Wir wollen lieber das Αιτνας βασιλει vom Jupiter verstehen; und nun sehen Sie, wie natürlich alles zusammen hänget. Dann wendet er sich im Gebet an ihn V. 130. ein Gang, den ich mich mehr erinnere bemerkt zu haben, als Nem. VII, nachdem er vom Herkules gesprochen hatte, so folgt: ω ματηρ f. V. 139. — Aber in V. 130 u. f. bleibt mir so wohl die gemeine Art zu erklären, als mein eigener Versuch, hart und gezwungen. Bey 144. pflichte ich Ihnen völlig bei, und will nur noch beifügen, daß ich vermuthe, im V. 142. fehlt die Verbindungspartikel: Οἱαι Συρακοσιαι τ' αρ — Ueber 154. ist Ihre Anmerkung zum Theil gegründet: aber was wir beide vorhin nicht gesehen haben, ist dieses: τελεσαις steht für τελεσας, und zu παρ δε γε — Ἱμερα muß ερεω wiederholt werden. Bei solchen Misdeutungen, die eine genauere Aufmerksamkeit auf die Sprache verhüten oder berichtigen könte, bin ich immer mit mir unzufrieden, wenn ich sie übersehe. Aber bey Dunkelheiten und Misverständnissen, die entweder durch des Dichters Schuld, bei einem gezwungenen und gesuchten Wortbau und unnatürlichen Bild- oder Wortverbindung, oder durch eine uns entrissene Kentnis besonderer Zeitbegebenheiten und individueller Umstände entstehen, weis ich mich ganz gut zu fassen, wenn ich auch falsch gerathen habe. Es war des Dichters

ters eigne Schuld, wenn ich ihn nicht verstand. Schrieb er für die Nachwelt, so hätte er, wenn er Zeit- und persönliche Umstände einmischen wolte, auch sorgen sollen, daß sie zugleich mit auf die Nachwelt kämen. Hat er dies nicht gethan, auch vielleicht nicht thun können: was bleibt mir nun anders übrig, als zu rathen. Ein glücklicher Blick fährt zuweilen auf den rechten Punkt: aber noch grösser und häufiger ist die Gefahr, des Zwecks zu verfehlen, und so gar zuweilen über das Ziel hinaus zu gehen. Bei einem Dichter, von dessen Geistes Schwung ich mir einen hohen Begriff machte, kan es also leicht geschehen, daß ich ihm einen erhabenern Ideengang beilege, als er wirklich gehabt hat. Allein in diesem Fall ist es nicht meine Schuld, wenn der Dichter etwas trivialeres und altäglicheres gedacht hat, als ich ihm zutraute: ich folge den Regeln der Wahrscheinlichkeit.

Aber nun erlauben Sie mir noch ein paar Fragen anzuhängen, die eigentlich Kleinigkeiten betreffen; und wovon also auch die Folgen der Beantwortung auf keine Weise wichtig seyn können.

Ich seze, daß Sie verschiedne eigenthümliche Sonderbarkeiten in die Art zu schreiben aufgenommen haben, wovon ich in die Gründe so wenig als in die Absichten eindringen kan. Eine Pindarische Ode schreckt schon an und für sich durch ihren Anblick: wie erst, wenn ich des Pindars ersten püthischen Chor lese! Gewännen wir etwas dadurch für den Wohllaut; kämen wir der ursprünglichen Aussprache Pindars dadurch näher: so lies ich mir es gefallen. Aber was wollen wir armen Leute über die weichen Töne Griechenlands, über den Wohlklang oder Uebelkang in einer todten Sprache, und zwar wie er vor allen den Veränderungen war, die die Sprache in ihrer Grammatik, Bau und Aussprache zwey tausend Jahr über erlitten hatte, mit Sicherheit fest sezen? Wir haben nun einmal die Aussprache des Griechischen durch die Kehle der Römer erhalten, und sind gewohnt, so zu schreiben und zu

sprechen, wie sie es gewohnt waren: Wiewohl selbst die Aussprache der Römer nicht anders auf uns gekommen ist, als durch die Gurgel der barbarischen Völker. Allein in vielen Fällen wissen wir dagegen wohl mit Zuverlässigkeit zu bestimmen, wie die eigentliche alte Aussprache war! Wie die Griechen Αιτνα wirklich zu Pindars Zeiten ausgesprochen haben, getraue ich mir nicht zu bestimmen. Helle scheint der Laut gewesen zu seyn. Aber wir sind nun einmal an Aetna gewöhnt: weil der Römer nach und nach ai auszusprechen anfieng ä, wie etwa der Franzose sein ai, als in aise, aisance, nun ausspricht. Daß der Griechen υ ohngefähr wie unser ü ausgesprochen worden seyn mag, läßt sich doch nicht so ganz gewis aus dem Gebrauch des kurzen u folgern, mit welchem der Römer es ausdrückt; da hingegen wieder der Grieche das kurze u durch υ gibt, und es vom langen u unterscheidet, das er ου schreibt: wiewohl man auch hierin keine genaue Einförmigkeit wahrnimmt. Das Einzige, was man für die Aussprache ü anführen kan, ist, daß beym Aristophanes die Stimme eines gewissen Thieres durch υυυυ ausgedrückt wird. Hingegen von η getraue ich mir zuversichtlich zu behaupten, daß es nie wie ä ausgesprochen worden ist; Homär, Poät, Häros hat man nie gesagt. Da es die Römer durch ein langes e übertragen, in heros, poeta, Homerus, so ist es wohl wahrscheinlicher, daß es ein dunkles, oder doch ein langes e war.

Vielleicht haben Sie mir schon lange ins Ohr flistern wollen: Der Herr Professor denkt ganz gewis, er befinde sich auf seinem Lehrstuhle — nicht doch; sondern ich stelle mir vor, ich befinde mich in einer der vertraulichen Unterredungen, in die ein Lehrer so gern mit jungen Freunden sich einläßt.

Eben so offenherzig, eben so strenge bin ich bisher in meiner Beurtheilung Ihres mir einmal mitgetheilten Versuchs gewesen. Desto geltender und unverdächtiger wird nun mein Zeugnis seyn, wenn ich es dahin ablege, daß

daß meinem Bedünken nach, die Pindarische Ode meisterhaft übersezt ist. Die Wendungen, Ausdrücke, Schwünge, Ausweichungen, die Sie da, wo die griechische Sprache ihren eigenen Gang hatte, gebraucht haben, können dem Leser immer das Original selbst in den Augen erhalten, ohne daß er sich getäuscht zu sehen fürchten muß.

Nur darüber möchte ich noch von Ihnen belehrt seyn, was Sie bei dem Bau und der Abtheilung der Zeilen und Perioden eigentlich für Grundsäze angenommen haben. Auf der einen Seite sehe ich, Sie haben sich gewaltigen Zwang angethan, um eine gewisse Art von Versbau zu befolgen, und doch sehe ich nicht, wie fern sie irgends einen Begriff von dem Pindarischen Versbau und Versmaas geben kan. Und doch hat jener Zwang natürliche Folgen auf Ihren Ausdruck haben und hier und da Steife und Härte veranlassen müssen. Von einigen Härten sehe ich nicht einmal den Grund ein; als gleich im zweiten Vers: „der vielen lockigen Musen Lenker in ihm! Daß der lyrische Versbau und die lyrische Sprache Abweichungen von dem gemeinen Sprach- und Wortbau mit sich bringe, und, daß man ihr Härten erlauben muß, wer zweifelt daran! Aber unnötige, gesuchte, erkünstelte Härten kan ich als keine wesentlichen Eigenschaften davon ansehen; sie dienen nur zur Dunkelheit; es ist das σκοτισον! σκοτισον! Nur dann finden Sprachhärten Entschuldigung, wann sie durch tiefen Sinn, Stärke, Nachdruck, Wohllaut entschädigen, oder doch unumgängliche Notwendigkeit für sie das Wort spricht.

Ich beharre 2c. Heyne.

---

## 7. Auszüge aus Briefen.

### I.

Schlus des abgebrochenen Briefes von S. 460.

Den 20sten März 1778.

Aus dem zweiten Theile mus ich Ihnen doch auch einige Stellen vorlegen, die theils zu näherer Erläuterung des ersten

sten dienen, und theils Ihnen einen Begriff von dem Tone geben werden, der durchgehends in dieser Schrift herscht.

Zuerst also die, wo der Kurfürst beweist, daß der Klerus weder 1) aus dem Endzweck dieses ausserordentlichen Beitrags, noch 2) aus der Form und Art, wie dieser Beitrag ihm abgefodert worden, den geringsten Grund sich zu beschweren herleiten kan.

„1) Aus dem Endzweck nicht. Der extraordinäre Beitrag des Kleri sol für seinen Theil die Schulden *tilgen* helfen, die das Land im Kriege hat machen *müssen*. In dringenden Kriegesnöten hat wol nie ein Klerus in einem vorgeschüzten Privilegio Befreiung gefunden, oder auch nur zu suchen sich einfallen lassen. Fouragelieferungen und Kontribuzionen foderten die fremden Truppen im Kriege nicht blos von Schazpflichtigen, sondern ohne Rücksicht, ohne Unterschied zu machen, von den Freien so gut, als von jenen; und hätte das Land nicht durch Aufnehmung dieser Summen, deren Last es jezt drücket, beide Stände, den befreiten und unbefreiten, von den Exekuzionen der Armeen gerettet, so hätten diese, bei ihren Foderungen und im Beitreiben derselben mit aller uneingeschränkten Strafe, gewis keine Rücksicht auf einige Freiheiten genommen, wie sie solches hier, nachdem das Land endlich durch überhäufte Schulden seinen öffentlichen Glauben verloren hatte, so gut als anderwärts bewiesen haben. Diese Schulden also sind nichts als ein Vorschus, der dem freien Stande sowol, als dem nicht freien, in ihrer dringendsten Noth geschehen ist. Und der Klerus sekundarius kan sich beigehen lassen, dem Lande zur Wiederersezung desselben seinen Beitrag zu weigern, zur Wiederersezung eines Vorschusses, der ihn allein gerettet hat! Einen Beitrag, der lange noch den Vortheil nicht erreicht, den ihm der Vorschus gewährt hat, ihm lange nicht kostet, was ihm dieser gab!„

„Ferner ist dieser Endzweck auch von der Art, daß die Ausführung desselben nun keinen weitern Aufschub mehr litt. Eine traurige Erfahrung hat es in leztem Kriege dem

Lande

Lande durch den Verfal seines Kredits und durch all die widrigen Folgen dieses Verfalles mit einem schrecklichen Nachdruck bewiesen, wie sehr man eins seiner nötigsten Bedürfnisse dadurch vernachlässiget hatte, daß man in der ganzen langen Zeit des Friedens vor leztem Kriege die Abbezalung seiner vorher gemachten Schulden versäumt hatte. Unverantwortlich wäre es gewesen, auch nach der Warnung eines so schrecklichen Beispiels, noch immer sorglos daran nicht zu denken, um den Staat unter der Last seiner Schulden bei der Ungewisheit, wie nach ihm neue ähnliche Auftritte seyn können, die dann die Abbezalung derselben völlig unmöglich machen würden, untergehen zu lassen, anstatt die Zeit zu ergreifen, als sie da war. „

92) „In der Art und Form nicht. Wer solte die Frage über die Pflicht des Kleri sek. zum Beitrage beurtheilen? Wer hatte das Recht sie zu entscheiden? — Er selbst? Ein Wesen, dessen die kanonischen Rechte, als eines eigenen Korporis mit keinem Worte gedenken! das aus einer Menge heterogener Theile besteht, die man nur, um sie von dem Theile der Klerisei, dem die geistlichen Rechte alle wirkliche aktive Bestandheit eines Korporis geben, zu unterscheiden, unter dem algemeinen Namen, das es führt, zusammen gefast hat! Er selbst? Eine Klasse von Unterthanen, die nie bei öffentlichen Landesangelegenheiten ein thätiges Selbstrepräsentazionsrecht gehabt hat, und sich also so gut als jede andre Klasse der Unterthanen muß repräsentiren lassen! Ist nicht vielmehr nach geistlichen Rechten gerade dieses das auszeichnende Vorrecht des Domkapitels und des Bischofs, daß sie den ganzen übrigen Klerum vorstellen? Ist nicht durch dieses Vorrecht des Domkapitels der Klerus sekundarius in seinen algemeinen geistlichen Rechten und Freiheiten gesichert? Und wenn also das Domkapitel sowol, als der ganze übrige Stand der Befreiten in der Stimme der Ritterschaft, durch meine seit dem Antritte meiner Regierung so oft wiederholten Vorstellungen, so wie durch eigene Einsicht und Beherzigung des algemeinen Wohls,

längst

längst und innigst überzeugt, schon seit so vielen Jahren den Fond d'Amortissement, zur Tilgung der für alle Stände gemeinschaftlich vom Lande gemachten Schulden, äusserst notwendig, und izt besonders hierin die Not desselben so dringend fand, daß es sich selbst verhältnismäßig mit anschlug; ist nicht durch seine Stimme, die mit den übrigen stimmenden Ständen, bei hinzukommender landesherlicher Vergenemigung, das Werkzeug eines Landtagsschlusses ist, die Pflicht desselben zum Beitrage völlig mit entschieden?„

Wenn einzelne juristische Ausführungen für den Endzweck des Museums nicht zu speziel wären, so würde ich mit Vergnügen auch noch die Stellen S. 15 und 18. über die sogenanten Charitativsubsidien der Geistlichkeit, wo diese Materie zum Theil aus der Geschichte vortreflich erläutert wird; S. 19. über die Union der Domkapitel mit der übrigen Geistlichkeit, die in den Geschichten anderer Bisthümer auch nicht fremd sind, und andere, die manchen wichtigen Beitrag zum Spezialstaatsrecht des Landes erhalten, abschreiben.

S. 21. beantwortet der Kurfürst den Einwurf, den der Klerus gemacht hatte, als wenn die Schulden aus dem geringen Ueberschuß der ordentlichen Schazung bezalt werden könnten: 1) Freilich würde ein Fond von jener Art eine so ungeheure Masse endlich dennoch aufheben; aber welch eine Reihe von Jahren würde dazu gehören! Und was noch mehr ist, eine so lange Reihe Güter, friedsamer und gesegneter Jahre! Denn fodert nicht die Natur dieses Fonds, daß in all dieser Zeit weder Miswachs, noch Krieg, noch irgend andern Aufwand fodernde Zufälle eintreten dürfen, die durch Anspruch an jenen Ueberschuß den Fond vermindern würden? und kan der Klerus für eine so glänzende Zukunft Gewähr leisten? darf die Klugheit, darf die Vorsicht, die für das ihr anvertraute Wohl so vieler Tausende wachen soll, sich bei der Ungewisheit, bei dem täglichen Wechsel menschlicher Dinge, den Traum einer so schönen Hofnung erlauben? sich so einwilligen und täuschen lassen, daß sie schleunigere Mittel gerade

rade da der Himmel durch seinen Segen ihren bisherigen Anstalten und Bemühungen den günstigen Zeitpunkt gibt, wo sie diese Mittel ohne die geringste übermässige Beschwerungen der Unterthanen ergreifen und ausführen kan, in die Länge verschiebe, und dafür lieber ein ganzes Land so lange jeden Augenblick der Gefahr irgend eines widrigen Zufalls aussese, der dann alle Mittel zur Rettung völlig vernichten, und den Untergang des Staats als eine notwendige Folge mit sich bringen würde? Wen würden dann die gerechten Vorwürfe so vieler Unglücklichen im hülflosen Elend und die Anklage einer ganzen weinenden Nachwelt treffen? Kan eine Klasse meiner eigenen Unterthanen, kan mein Klerus mich bis zu dem Grade verkant haben, daß er glauben konte, daß ich das ganze Wohl meiner Unterthanen der Ungewisheit eines Verhängnisses überlassen würde, dessen Schläge dann meine Schuld wären?„

Der Klerus hatte sich über verschiedene auf dem Landtage festgesezte Anstalten und Ausgaben aufgehalten, z. B. über den Schlosbau: „es ist bekant, daß der Landsherr in der Stadt Münster vormals keine Wohnung hatte, als mietweise nur einige Zimmer in dem Fraterhause, einem alten Kloster und einem der schlechtesten von allen, eine Wohnung, daß wenig bemittelte Partikuliers so schlecht und unbequem logirt waren. Ein Eingang durch elende finstere Klostergänge, die Feuchtigkeit des Gebäudes, die die Bewohnung desselben der Gesundheit höchst gefährlich und nachtheilig machte, der gänzliche Mangel einer bequemen Einrichtung, die Enge des Raums, eine mannigfaltige Beschädigung, die das alte Gebäude vollends im Kriege gelitten hatte, machten diese Wohnung unerträglich; und doch war sie die einzige, die die Hauptstadt des Landes für einen der angesehensten Bischöfe und Fürsten Deutschlands hatte.„ Ueber ein Geschenk von 15,000 Rthl., das die Landstände dem Kurfürsten gemacht, als die Residenz zu Bonn abbrante. Hören Sie die Antwort, die Sie rühren, und in der Sie das Gefühl einer innern Hoheit nicht verkennen werden: „Was dieses freiwillige Geschenk meiner Landstände betrift, so glaube ich E. K. M. nicht besser als

durch

durch eine kurze Geschichte desselben überzeugen zu können, wie sehr Klerus sekundarius sich dieses Vorwurfs schämen solte.„

„Die Nachricht von dem Schlosbrand zu Bonn läuft zu Münster des Morgens ein, gerade in dem Augenblicke, da die Stände auf dem Landtage versamlet sind; und auf der Stelle, ohne ein Wort vorhergegangener Negoziazion, ohne alle Berathschlagung, ist die erste Stimme die Stimme Aller, bewilligen sie einmütig ohne Ausnahme dies Geschenk, um mir durch einen so rührenden Beweis ihrer Liebe und ihrer Theilnehmung das schmerzliche Gefühl dieses Unglücks zu erleichtern.„

„Ich war stolz auf diesen Beweis, so sehr als die Stände selbst Ursache hatten es zu seyn. Mir war es ein Zeugnis, daß Gott meinen Maasregeln ihren erhabensten Endzweck gewährt hat, in dem Ganzen eine Revoluzion hervorgebracht zu haben, daß Bemühungen, wie die meinigen, für das algemeine Wohl auch algemein empfunden und erkant würden; für die Landstände selbst ein hohes Zeugnis ihres schnellen edlen Gefühls.„

S. 27. findet sich eine nähere Erläuterung der staatswirthschaftlichen Absicht bei dieser Auflage und bei dem Endzweck derselben, der Tilgung der Landesschulden. Der Klerus hatte gejammert, als wenn ihn der Beitrag, den man ihm abfoderte, völlig ins Verderben stürzen würde: „Der ganze Beitrag des Kleri intranei der vier Stifter, nämlich in Münster, noch alle ihre Beiwohner auf ihren Immunitäten mit eingerechnet, beträgt in einer Jahrskopfschazung im Ganzen nur 130 Rthl., der ganze Beitrag des Kleri sekundarii aber nur 1718 Rthl. — Was ist nun der so geringe Individuelanschlag eines Dekani zu 3 Rthl. eines Kanonici der besten Stifter zu 2 Rthl., der geringern zu $1\frac{1}{2}$ Rthl., eines Geistlichen *cum Beneficio* zu $1\frac{1}{3}$ Rthl. und ohne *Beneficio* $\frac{1}{3}$ Rthl., gegen die so ansehnliche Begüterung des Kleri in diesem Hochstifte? Und wer, dem der Zustand dieser Begüterung nur obenhin bekant ist, wird sich noch durch den Vorwand der Furcht, durch diesen Beitrag völlig ins Verderben gestürzt zu werden, blenden lassen? — Aber die Ablage der Landesschulden wird die Folge nach sich ziehen, daß das Interesse des Geldes fallen

wird,

wird. — Diese Folge, die das Wohl des Publikums im Ganzen so sehr, als insbesondere Ackerbau, Industrie und Handlung befördern wird, war einer meiner Bewegungsgründe, eine schleunige Tilgung der Landesschulden durch ansehnliche Fonds zu betreiben. — Sie wird aber denen, die von ihren Renten leben, bald eine Verminderung ihrer Einkünfte spüren lassen, die sie durch eine Verwendung ihrer Gelder mit mehrerer Industrie, statt einer gemächlichen Unthätigkeit, wieder zu ersezen werden suchen müssen. Solte diese Reflexion nicht beim Klero dazu beigetragen haben den Amortisazionsplan durch Schikane zu hintertreiben?„

Nun noch eine Stelle, die ich nur als ein Beispiel eines guten philosophischen Tones in blos juristischen Sachen, der in unsern Gerichten noch so selten ist, anführen wil, und dann schliesse ich. S. 31. "Das zweite Requisitum, daß in der Berathschlagung über Geschäfte, wie das gegenwärtige, wenigstens zwei Drittel der Landstände gegenwärtig seyn müssen, wil Anwald Kleri sekundarii aus einem Privatautor beweisen. Aber was vermögen Säze eines Schriftstellers, die er entweder nach seinem Gutdünken nur so hinschrieb, allenfalls nach den besondern Gesezen eines gewissen einzelen Staats behauptete, oder auch aus den Verfassungen mehrerer Staaten abzog, gegen die wieder anders bestimte Verfassung eines andern Staats? Kan sein Ansehen so groß auch nur gedacht werden, daß sein Gutdünken, oder seine einseitigen Abstrakzionen, gegen alles Herkommen gelten solten? Müste nicht, wenn sein Wort hier auch nur etwas vermögen solte, ausdrücklich bewiesen werden können, daß er die Verfassung auch des hiesigen Landes gekant, und auf das Herkommen, worauf sich diese gründete, Rücksicht genommen habe, als er den Saz abzog und behauptete? Ich könte also dem Klero dieses Requisitum geradezu ableugnen, so wie ich es ihm auch in dem Sinne, in dem er es zu nehmen scheint, auf keine Weise zugestanden haben wil; aber ich finde nebenher die Art des Anwalds Kleri zu allegiren so sonderbar, daß ich nicht um-

hin kan, noch einiges über den Beweis seines zweiten Requisiti hinzuzufügen.„

„Die Worte seines Autors sind so furchtsam, so zweideutig und unbestimt, hangen so sehr nach einer dem Klero gerad entgegengesezten Seite über, daß ich sie eben so gut, ja noch mit mehrerem Rechte für mich selbst hätte anführen können, wenn das Recht in dieser Sache nicht von sich selbst so sehr, so augenscheinlich auf meiner Seite wäre, daß ich keine fremde Bestimmung nötig zu haben gewis bin. Ut autem, sagt Ziegler in der vom Anwald Kler. sek. angeführten Stelle seines Werks *de Jure Majestatis*. L. II. Cap. 3. §. 22. ut autem praecise duae partes congregatae sint, et aliter Decretum non valeat — forte necesse non est, cum sufficiat vocatos esse universos et singulos. Wenn diese Stelle nicht ausdrücklich sagt, wie ungegründet diese Foderung des Kleri sek. ist, die sie doch seiner Meinung nach beweisen sol, so sagt sie doch offenbar eher jenes als dieses. Das einzige, was Ziegler abhielt, statt des wankenden Zweifels, geradezu herauszusagen, daß die duae partes gar nicht nötig wären, sind die von ihm allegirten Geseze des römischen Rechts: L. 3. ff. quod cujusque univers. L. 3. ff. de decretis ab ord. fac. L. 46. C. de decurionibus. Alle diese Geseze reden von dem römischen ordine Decurionum. Aber leben wir denn noch in den Zeiten, wo man mit einem Geseze aus den Pandekten auch in Deutschland ganze Länder nach römischer Staatsform umschmelzen zu können glaubte? noch in Zeiten, wo man es auch dem blindesten Aberglauben für das römische Recht noch zu Gute halten würde, von dem, was dieses von dem ordine Decurionum sagt, auf einen deutschen Landtag den Schlus zu machen?„ —

Daß Sprickmann diesen Bericht, so wie auch die münstersche Schulordnung geschrieben hat *), werden Sie wol von ihm

*) Mein Freund wird's mir verzeihen, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit auch als Verfasser folgender Aufsäze im D. Museum: Etwas über das Nachahmen algemein und das

ihm selbst wissen. Ich bedaure, daß meine Reise durch Münster gerade in die Zeit seines Aufenthalts zu Wezlar fallen muste.

Nächstens schicke ich Ihnen noch einzele Bemerkungen über allerhand Gegenstände, die mir hier aufgefallen sind. Nichts Ganzes verspreche ich Ihnen, aber doch manches, was Ihnen auch so stückweise recht seyn wird. Ich bin u. s. w.

---

## II.

1778. den 3. April.

Ich befand mich eben wieder in Dresden, wohin mich unter andern wichtigern Ursachen auch die Nebenabsicht, der diesjährigen Gemäldausstellung beizuwohnen, hingeführt hatte, als der März Ihres Museums erschien, und ich aus ihm ersah, daß Sie von meinen vorjährigen Nachrichten Gebrauch gemacht hatten. Mit Vergnügen habe ich manchen fein Köpfchen zerbrechen, und mit noch grösserm, mich unbekanter Weise von manchem loben und wieder von andern tadeln gesehen. Aufmunterung genug, um wieder die Feder zu ergreifen, und es dann Ihnen freizustellen, beliebigen Gebrauch von meiner Korrespondenz zu machen. — Lob' ich nicht immer, was schadets? An meiner Stelle wirds schon die ---- thun.

Zur Sache! Im Ganzen betrachtet, war die vorjährige Ernte vielleicht ergiebiger, zumal, was meine Lieblinge, die historischen Gemälde betrift. Doch wär's Undank — ein Laster, das ich mir nie zu Schulden kommen lassen



das Göthisiren insbesondere Nov. 1776. Das Intelligenzblatt, eine Erzählung. Sept. 1777. Lina, daselbst; das Wort zur rechten Zeit, eine Erz. Nov. 1777. Lieb daselbst; nenne. Anm. des Herausg.

wil — wenn ich nicht der Arbeiten verschiedener Künstler mit Ruhm erwähnte.

Herr Schenau hatte diesmal nicht mehr als ein Bild, die sterbende Alzeste, geliefert. Es war weder des Euripides, noch auch — was ich ihm gerne verzeihe — Wielands Alzeste, sondern ein Mittelding zwischen beiden. Nichts übertrift an Glast und Glanze das Kolorit dieses Künstlers; seine Erfindungen sind so reich, daß ihr Reichthum fast in Ueberflus ausartet; seine Köpfe gröstentheils so karakteristisch schön, daß man sie stundenlang ohne Ermüdung anschauen kan; aber ganz ohne Fehler, und was noch mehr ist, auffallende Fehler, kan ich sein Gemälde nicht preisen. Alzeste selbst war allerdings — den Busen ausgenommen, den mancher junge Kavalier um mich herum, als Kenner dieser Schönheit, verzeichnet, fand, aufs herlichste dargestellt; Admet hingegen dem Künstler, so ganz mislungen, daß ich lange Zeit das Bild anstarrte, und nach ihm mich umsah, ohne nur zu wähnen, daß es der grosse starke Mann, mit der gesunden unbedeutenden Gesichtsbildung, seyn solle, der da so gelassen herabsah, als ob er nicht auf eine sterbende, für ihn sich opfernde Gattin, sondern zum erstenmal in seinem Leben einem artigen Mädchen unter das Busentuch schaute. Auch that die Nebengruppe einer weinenden und gleichfals mit — Gott weis! wie vielen Kindern umringten Parthenia, (welches Flickgeschöpfe man wol dem Mann, der sich ehmals so viel darauf einbildete, alleinig überlassen könte) der Hauptfigur Schaden.

Es gibt Leutchen, die es übel nehmen, daß mein lezter Brief, Hr. Graff in verschiedenen Punkten getadelt habe. Freilich übersahen sie, daß gewisser Tadel nur Männer erster Grösse treffen könne. Lessings Stier, der die Pfoste der Stallthür zerschmettert, wäre wol ein Fabelchen, das ich sie zu repetiren bitten mögte; doch es sey drum, und ich wünsche mir Glück, daß ich diesen grossen Künstler diesmal ganz

loben

loben kan. — Seine Arbeiten waren vielleicht in gewissem Betracht die vornehmsten Zierden heuriger Ausstellung. Sie bestanden in drei vortreflichen Gemälden; in dem Porträt eines gewissen Hofmalers Miller, der einen sehr schönen alten Kopf machte; des berühmten Sulzers mit seinem Enkel, dem Sohn des Hrn. Gr. und endlich einer gewissen Baronin H. — Am merkwürdigsten waren die zwei lezten. Der Ausdruck im Gesicht des ältern Philosophen, und der helle, unschuldsvolle, emporgerichtete Blick des Knabens, der aufmerksam auf eine Lehre zu hören schien, waren mehr werth, als Worte vermögen. Was das zweite betrift, so entsinne ich mich nie ein reizenderes Frauenzimmergemälde gesehn zu haben. Nicht, als ob es das Bild einer fehlerfreien Aphrodite gewesen; aber mehr Reize, mehr sprechende Seele im Antliz vermag ich mir nicht zu denken. Auch die Stellung und das völlig griechische Gewand, das eine Menge Schönheiten, die der Neid unsrer Kleider verdeckt, zeigte, oder wenigstens verrieth, war vortreflich, ob es gleich auch manchem bigotten Zuschauer einen Mitleidsseufzer abzwang. Nur — o, über die böse Wahrheit! — nur einen Fehler hat doch dies, sonst in allem Betracht herliche Tableau. Es solte Porträt seyn, und war Ideal; glich der Dame sicher nicht mehr, als ich Leibnizen gleiche. Mit mächtigen Schritten ist Vogel, den ich vorm Jahre schon lobte, in seiner Kunst fortgegangen. Das doppelte Bild einer schlafenden, und in einer wollüstigen Stellung von einem Faun belauschten Nymphe, und das Gemälde eines liebenswürdigen Kindes zogen die Augen aller Kenner und Nichtkenner auf sich. Zwar ist das erste Sujet schon tausendmal bearbeitet worden; zwar warf man ihm auch einige kleine Verzeichnungen vor, aber das Warme und Weiche seines Fleisches, der Zauber seines Kolorits, die Kunst im Gruppiren, die Einsicht bei den Nebenfiguren verspricht uns in diesem Jüngling binnen wenig Jahren einen der ersten Künstlers Deutschlands.

Klaß (den ihr März, durch einen Druckfehler, Klos nent) hatte sich durch eine vortrefliche Zeichnung, als einen braven Zeichner, aber auch zu eben der Zeit durch ein historisches Gemälde, das den Abschied Hektors von Andromachen vorstellen solte, auf einer sehr schwachen Seite gezeigt. Da war nichts von Hektors Würde, nichts von Andromachens sanftem Schmerz, nichts von Astyanax liebenswürdiger Unschuld aufzuspüren, selbst die Stellung der Personen war widrig, und die Farbenmischung schreiend und sonder Geschmack.

Sein Bruder, ein Genie als Landschaftsmaler, hatte einige Stücke vol Erfindung, und vol seltener Naturkentnis geliefert. Ueberhaupt ist die sächsische Schule — es mag nun die vortrefliche Lage der Hauptstadt dieses Landes, wo die meisten Zöglinge der Kunst sich ausbilden, und die vielen benachbarten fast romantischen und einzigen Gegenden, oder ein Zusammenfluß anderer Umstände dran Schuld seyn, — vorzüglich reich an Landschaftsmalern. — Klengel, Schifner, Klaß, Bach und Zingg hatten sich durch vortrefliche Produkte dieser Gattung verdient gemacht; Auch der jüngere (Ludwig) Oeser verdienet Lob, ob man schon sicher, nach seinen schon seit vielen Jahren gezeigten Talenten weit mehr von ihm erwartete, als er zeither geleistet, und künftig zu leisten Lust zu haben scheint.

Zinggs Name ist schon längst berühmt; zwar hat er seit ziemlicher Frist nichts neues heraus gegeben; doch rühmt man seinen Vorrath von ganz vortreflich gearbeiteten Platten, und hoft bald einige Blätter vom ersten Range von ihm zu erhalten.

Bach ist zweifelsohne der beste untern allen Schülern des ältern Oesers. Jede seiner Zeichnungen athmet Leben. Nicht blos in Landschaften, sondern auch in historischen Blättern ist er neu und brav. Sie kennen sicher längst die

Kupfer

Kupfer zu Weissens Trauerspielen, zu denen er die Zeichnungen geliefert, und denken gut von solchen; Aber Sie würden sicher noch besser von ihnen dencken, wenn Sie, wie ich, die Handzeichnungen gesehen hätten; Geisern ist manches entschlüpft. — Dieser junge Künstler ist izt in Italien, und man muß ihn genau kennen, um aus seinem unbedeutenden Aeusserlichen den Werth des Innern zu errathen. Ich mögte wol wissen, ob eine Silhouette von ihm nicht Lavatern treflich irre führen solte.

Was man gewönlich zu klagen pflegt, daß unverdiente Männer die Belohnungen der Verdienten an sich ziehe, geschieht auch hier. Viele der gelobten jungen Künstler (keiner von diesen ist mein Freund, und ich lobe daher sicher unparteiisch) arbeiten sonder Belohnung; gleichwol sah ich wieder andre Gemälde, die das Gepräge des immer bleibenden Stümpers, mit Lehrernamen bezeichnet. — Gleich sorgfältig gab ich auf die Schulen der guten Meister Acht; und nach meinem Urtheil zeichneten sich Zinggs Schüler vorzüglich aus. Ihm an Nuzbarkeit am nächsten stand Schenau. Sonderbar ist's, daß Graff keine Schüler zu ziehn vermag. Neue Schöpfungen gehn unter seinem Pinsel hervor; aber wie er das macht, vermag er nicht mitzutheilen.

Ich tadle ungern; sonst könt' ich nun noch mancherlei von den Gemälden verschiedener berühmten Männer reden, die der Hofnung, so der Name eingeflöst hatte, nicht entsprachen. Nur muß ich noch nach so viel genanten Männern noch einer Dinglinger, und einer Friedrich, wovon die erstere eine vortrefliche Miniaturmalerei, die zweite aber eine Virtuosin in der Blumenmalerei ist, mit Ruhm gedenken.

Und nun genug von den bildenden Künsten! denn noch habe ich Ihnen mancherley von meinem zweiten Steckenpferde, dem deutschen Theater zu erzählen. Sicher gehört

hört die hiesige Hofschauspielergesellschaft unter die bessern in Deutschland. Eine Menge der treflichsten Schauspieler und Schauspielerinnen verschönern sie. Alle diese hier zu schildern, hätte ich weder Beruf, noch Zeit. Hr. D. Arien, von dem die Nachrichten über diese Gesellschaft in der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung sich herschreiben sollen, läst ihnen, wenn man alzugrosse Strenge gegen Madam Brandes und Koch, und alzu viel Nachsicht gegen die huberische Familie (wo nur Dem. H. in Betracht kömt) ausnimt, ziemlich ihr Recht wiederfahren. Nur von Hrn. Reinecken muß ich noch ein Paar Worte sagen. Nicht blos als dem grösten Schauspieler, der je auf hiesigem deutschen Theater gespielt hat, sondern auch noch in mancher andern Absicht ist Dresden ihm Danck schuldig. Durch ihn hat der gute Geschmack hier sehr wichtige Schritte gethan. Ein Publikum, gewöhnt an Stephanies schleppende, und an Goldonis possenhafte Stücke, hat durch sein Meisterspiel und durch andre löbliche Maasregeln Geschmack an guten Dramen und Trauerspielen gefunden. — Noch vor zwei Jahren wäre es Unsinn gewesen, hier an Sara Sampson, an Eugenien, Essex, Romeo und Julien, und an Stücken aus Shakespearn zu denken. Jezt war in solchen Vorstellungen das Haus immer am vollesten.

Nur etwas ist hier noch der Ausbreitung des guten Geschmacks hinderlich, und wird ihn auch wahrscheinlicher Weise noch lange zurückscheuchen. Die scharfe Censur und das Ausstreichen der schönsten Stellen.

Ich sah in den lezten Fastenwochen zwei Stücke alhier, die einige Anmerkungen verdienen. Das erste war der zum drittenmal in einer Woche wiederholte Hamlet. Reinecke spielte ihn. Ich liebe das Geschwäz im Sch... Tone nicht, und ich will daher, stat weitläuftiger Lobpreisungen, nur so viel sagen, daß es der höchste Triumph dieses

fes grossen Künstlers gewesen; aber glauben Sie wol, daß die schöne Rede, wo Hamlet den König betend findet, und schwankt, ob er ihn tödten solle, oder nicht, ganz umgeändert war? die ersten beidenmale war sie unkastrirt gelassen worden; aber izt hat sie sich in Unsinn verwandelt, den seinen Feind (wärs auch ein Vatermörder) in die Hölle zu wünschen, das war zu hart! Das zweite Stück war der Alchimist von Meißner und Schuster. Dieser grosse Tonkünstler, ehmals auf seinen Reisen die Bewunderung Italiens, hat hier zum erstenmal ein ganzes Stück für die deutsche Bühne gesezt, und gewis ist diese Akquisizion von Wichtigkeit. Seine Manier ist leicht, aber schön fürs Ohr und treffend fürs Herz. Gegenwärtige Tonsezung ist sicher eines seiner Meisterwerke, und Benda darf sich nicht schämen, ihn an seine Seite zu nehmen. — Musik sowol als das Stück selbst gefielen sehr. — Gleichwol war lezteres ebenfals so sonderbar abgeändert.

Sonst ist es zum Erstaunen, wie seit wenigen Jahren Liebe und Hang zum Theater in diesen Gegenden sich ausgebreitet hat. Nicht nur die Menge kleiner Schauspielergesellschaften, die das Land durchstreichen, aber leider! meistens kaum mittelmäßig genennt zu werden verdienen, sondern auch die vielen Privat- und Sozietätstheater sind dessen Zeuge. In Dresden gibt es deren wenigstens 4 bis 5. Ja selbst in Muskau einem kleinen oberlausizischen Städtchen, mitten in den Wohnungen der Wenden, sah ich bei einer neulichen Durchreise zu meinem grösten Erstaunen, eine Geselschaft von gräflichen Beamten und von gnädigen Fräulein einige Stücke aufführen, die wenigstens ans Gute grenzten, und für dasige Gegenden immer ein Phänomen waren.

Mein

Mein Brief ist fürchterlich lang, sonst schriebe ich Ihnen noch mehr von den wenigen Gelehrten hiesiger Gegend, die ich kenne, und die mehr als blosse Wissenschaften sind. Vielleicht nächstens etwas davon!

F. D. —

---

## Verbesserungen im Mai.

Seite 401. Zeile 9. Konversatione. S. 441. Z. 1. muß das Komma nach Thüre stehen. Z. 14. Wache für Woche. Z. 22. leuchteten f. sehen. Z. 25. Loge für Lage. S. 441. Z. 5. Vigneul de Marville.

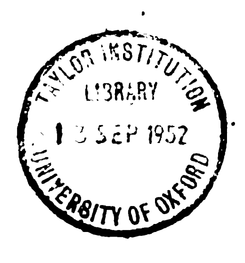
# Deutsches Museum.

Zweiter Band.

Julius bis Dezember,

1778.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.



TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY
13 SEP 1952
UNIVERSITY OF OXFORD

# Inhalt
## aller sechs Stücke des zweiten Bandes.

### Julius.



### August.

## September.



10. Ver-

## Oktober.



## November.

## Dezember.

# Deutsches Museum.

Siebentes Stück. Jul. 1778.


1.

## Von der Beobachtung der Quantität.

### Aus Klopstocks Abhandlung vom deutschen Hexameter.

Jezt ein Wort von der genauen Beobachtung der Quantität, in Beziehung auf diejenigen unsrer Dichter, die in Hexametern geschrieben haben.

Ich schliesse hier andre Silbenmaasse in griechischem Tone nicht aus.

Man wird zugestehen, daß es unter ihnen genaue Beobachter gebe. Nur von diesen red' ich in Folgendem.

Der deutsche Hexameter ist auch von dieser Seite mit dem griechischen verglichen worden.

Unsre Scholiasten und ihre zahlreichen Nachschwäzer sind mit ihrer Entscheidung über die Sache hergefallen und haben den Ausspruch ergehen lassen: daß der deutsche Vers, in diesem Punkte, weit unter dem griechischen sey. Denn sie vermeinen, daß Homer durchgehends ein strenger Beobachter, und daß es die Deutschen sehr oft nicht seyn. Sie glauben dies deswegen, weil sie die griechische Prosodie nur so weit, als zum gewönlichen Geschwäz hinreicht, und die deutsche beinah gar nicht kennen.

Doch jezt bei Seite gesezt, wie viel, oder wie wenig sie von der Sache wissen; so hätten sie denn doch mindstens dem deutschen Verse mit einiger Schonung begegnen sollen, und dies aus zwei sehr guten Gründen. Homer durfte nämlich den meisten Wörtern Buchstaben und Silben geben, oder nehmen; zweitens hatte seine Sprache eine viel freiere

Wortfolge, als die unsrige. Was wird mir der Scholiast antworten können, wenn ich ihm sage, daß also Homer denn doch wol beinah die Hälfte weniger Schwierigkeit bei Bildung des Verses gefunden habe, als die deutschen Dichter?

Aber jezt nichts weiter weder von Aussprüchen noch Bescheidwissen, noch Schonung; sondern allein von der wirklichen Beschaffenheit der Sache. Diese ist:

Die deutschen Dichter haben die Quantität besser beobachtet, als Homer.

Dies fält auf, weil man es noch nie gehört hat; aber ich habe gleichwol recht gute Ursachen es zu sagen.

1. Homer brauchte die Längen sehr oft kurz; der Deutsche bei Weitem nicht so oft:

2. Jener die Kürzen oft lang; dieser beinah gar nicht.

Die Kürzendehnung ist dem Ohre noch unangenehmer, als die Kürzung der Länge. Wenigstens kam's Longinen auch so vor. „Der Rhythmus, sagt er, macht oft so gar die Kürze lang.„ Daß also der Deutsche den grösseren Fehler beinah gar nicht beging.

(Es versteht sich von selbst, daß ich hier diejenige Kürzendehnung der Griechen nicht meinen könne, die mir es zu seyn scheint, die aber bei ihnen regelmässige Länge ist. Es ist hier blos von denen langgebrauchten Kürzen die Rede, welche es nach ihrer Prosodie sind.)

Am besten läst sich die Verlängerung der Kürze noch vertheidigen, wenn diese den Abschnitt des Verses macht, als:

Ämen Odüssäos
Schrecklicher Heerscharen.

Man muß nicht sagen, daß dies wol im Griechischen angehe, aber nicht im Deutschen. Dies hiesse nichts gesagt. Denn es kömt hier gar nicht auf die Sprache, sondern allein auf

auf den Umstand an, daß der Abschnitt (wie ich sonst selbst glaubte) soll verlängern können.

Gleichwol halt' ich es für besser, selbst diese Verlängerung zu vermeiden. Man sagt mir vielleicht, das Urtheil des deutschen Ohrs sey nicht stolz genung, um zu Bedenklichkeiten dieser Art zu veranlassen. Wer den Einwurf macht, mag ihn verantworten. Und vielleicht kömt er auch jezt mit der Verantwortung besser fort, als er etwan einige Jahre weiter hin damit fortkommen mögte.

Ich verlange nicht, daß man obige beiden Bemerkungen auf mein Wort annehme. Ich muß sie also beweisen. Doch lasse ich mich nur, was Homeren betrift, darauf ein: in Ansehung der Deutschen mag ich nicht; ob ich gleich recht gut kan.

Ich meine dies sogar nach denen strengeren prosodischen Regeln, nach welchen z. B. Geist in Schuzgeist lang ist, ob man gleich solche Silben noch immer in allen Grammatiken, die herauskommen, für kurz erklärt.

Ich denke denn doch also, daß es eben keine Parteilichkeit ist, wenn ich will, daß man es hier mit deutschen Dichtern nach einer Strenge nehme, von der weder unsern Grammatikern, noch ihren meisten Lesern bisher etwas zu Ohren gekommen ist. Denn ich wäre ja selbst dann noch nicht parteiisch gewesen, wenn ich das bisher Gelehrte und Geglaubte unsern Dichtern hätte zu Nuze kommen lassen.

Sagt man, daß sie durch jene Regel auf der einen Seite wieder gewinnen, was sie auf der andern verlieren; so zeigt man auch hier, daß man von der Sache nichts wisse. Denn dem deutschen Hexameter past die Kürze von Silben, wie Geist in Schuzgeist, viel öfter, als ihre Länge. Wer das noch erst zu lernen hat, der kent unsre Sprache nicht.

Meint man bei dieser Gelegenheit, man habe mit Beschäftigung mit Kleinigkeiten zu verzeihen, so glaube ich meinerseits viel bessern Anlas zum Verzeihen zu haben. Denn

man weis also noch nicht einmal, daß alles, was Sprache ist, aus einem Gewebe von feinen Bestimmungen bestehe; oder, wenn dies auch nicht wäre, man sieht nicht ein, was aus den Kleinigkeiten denn doch gleichwol folgen mögte; aus dieser z. B. die meinen Beweis enthält: im lezten Gesange der Jlias sind mehr als sechzig Kürzendehnungen; und (beinah die Hälfte weniger Schwierigkeiten bei Bildung des Verses) über zweihundert und dreissig Kürzungen der Länge.

Wenn nun die Ausländer (denen es jezt noch nicht einmal träumt, daß ein Grieche bei Anhörung ihrer Versarten, oder vielmehr Reimarten, Voltärens epischer z. B. sein: Grieche und Barbar! gewiß nicht unterdrückt hätte) wenn sie mit der Zeit merkten, was ihnen in Ansehung der Verskunst fehle; und sie uns, wegen nicht durchgehends beobachteter Quantität, abstreiten wolten, daß wir es hätten: und wir ihnen dann gleichwol, durch Verweisung auf solche Kleinigkeiten, zeigen könten, daß es denn also die Griechen (ihre andern Dichter, die auch hierin unter Homeren sind, nicht einmal mitgerechnet) noch weniger gehabt hätten?

Wenn daher ferner, der ganze grosse Lerm, der unter uns und den Ausländern seit jeher, in allen Lehrbüchern der schönen Wissenschaften, und in jedem dahin gehörigen Nebenschriftchen, gemacht worden ist: von der reinbeobachteten Quantität der Griechen, und der auch hieraus gefolgerten Unmöglichkeit, es ihnen, was den Vers betreffe, in irgend einer neuern Sprache zu bieten; wenn nun, sag' ich, aller dieser Lerm ein blinder Lerm gewesen wäre?

Und wenn überdies (man erlaube mir noch diese Nebensache mitzunehmen) Scholiasten und Gefolge verdienten, mit der Bemerkung entlassen zu werden: daß sie also, in aller Unschuld, ohne Arg daraus zu haben, und ohne nur einigermassen zu wissen, was sie thäten, im Grunde mehr von den deutschen Dichtern gefodert hätten, als die Griechen von Homeren?

Ich

Ich muß doch wol nur anmerken, daß diese Foderung in gar keiner Verbindung mit dem stehe, was unsre Dichter von sich selbst gefodert haben.

Es ist nicht überflüssig, die, welche etwa den angeführten Gesang der Ilias nachlesen, oder sonst wo in Homeren blättern mögten, an folgende drei Regeln der griechischen Prosodie zu erinnern:

1. Die kurzen Selbstlaute werden nur durch die Posizion lang.

2. Die zweizeitigen Selbstlaute sind in gewissen Fällen (deren Anführung hier unnötig wäre) allzeit kurz.

3. Die Selbstlaute å und oo und die Doppellaute sind lang.

Diese Regel greift weit um sich. Die neuern Prosodisten haben die Akzente ins Spiel gemischt, und ihr dadurch engere Grenzen sezen wollen. Wenn ich bei einem Akzente zeige, daß es mit der Sache nicht gehe, so werde ich ja, denk' ich, davon abbrechen dürfen. Man hält z. B. das thai in agoreüesthai für zweizeitig, weil sonst der steigende Akzent nicht auf der dritten Silbe von der Endung stehn könte. Aber warum denn zweizeitig? denn, nach der Akzentregel, muß es ja kurz seyn, als: anthropos, weil pos kurz ist. Doch wie denn selbst hier, wenn das folgende Wort mit einem Mitlaute anfängt? denn nun ist ja pos lang. Gleichwol rückt der Akzent in diesem Falle nicht fort; aber das lange u macht, daß es fortrückt: anthrôopu. Die Länge der Posizion ist also eine andere Länge und des Doppellauts seine wieder eine andere. Man sieht, denk' ich, schon allein hieraus, was es mit dem Verhältnisse, welches zwischen Akzent und Quantität seyn soll, für eine Beschaffenheit habe. Das obige thai ist übrigens weder zweizeitig noch kurz, und es wird auch etwa nicht erst durch den folgenden Mitlaut lang, sondern ist es schon an sich selbst Denn Dionys nent, indem er von Thuzydidens Numerus redet, und eine Stelle aus ihm anführt, die

mit: agoreu'esthai auton endet, die Silben reu'e
schliessende Spondeen.

Man kan nicht einwerfen, Dionys nehme
zweizeitige thai, wie er dürfe, lang, so wie er es
hätte nehmen dürfen; denn er thut dies bei wirklic
zeitigkeiten niemals, und sagt dann z. B. „ein
(- - ◡. nur er nent diesen Fus so) oder wenn m
wil, ein Daktylus,„ und er darf es auch nicht th
er kan ja nicht wissen, wie der Prosaist die zweizei
wolle ausgesprochen haben.

Ich bin gewis, daß Longin auch die dritte
rem ganzen Umfange nach, im Sinne hatte, wenn
„der Rhythmus reist die Quantität mit sich fort
will.„ (Longin unterscheidet den Rhythmus von
maasse. Ob sein Unterschied philosophisch sey, o
braucht hier nicht untersucht zu werden. Genung
in dieser Stelle nichts anders meinen kan, als wa
gender Anmerkung von ihm liegt: „Pros ist kurz
aber anstatt einer Länge, wenn Homer sagt: Pr
Pâlâos, weil der Fus ein Spondeus seyn mus.„

Auch Dionys dachte wol die dritte Regel
kleineren Umfange, da er der Abweichungen von d
tität, welche die Griechen ihren Dichtern, ich w
ob erlaubten, oder verziehen, auf folgende Art e
„In Prosa wird die Quantität nicht gewaltsam u
sondern man behält die langen und kurzen Silben
sind; allein in der Dichtkunst wirft man sie, du
mehrung und Verminderung, gleichsam herum,
das Gegentheil von dem, was seyn solte, hera
Diese Vermehrung und Verminderung ist eben da
Kürzendehnung und Kürzung der Länge heisse;
fortreissende Rhythmus nichts anders, als was
ohne ein solch Blatt vor dem Munde, Silbenzwa

Aber wir Neuern haben auch griechische
geschrieben; und in diesen steht denn nun freilich
wovon die Griechen nichts wusten, als da ist: di

Laute å und oo und die Doppellaute sind in diesem, und dem, und wieder in jenem Falle zweizeitig; in lauter Fällen nämlich, wo man die angeführten Längen auch kurz gebraucht fand. Anstatt also, der Beschaffenheit der Sache gemäs, zu sagen: die griechischen Dichter erlaubten sich die Abweichungen von der Quantität; so überlies man sich lieber dem bei Beurtheilung der Alten so gewönlichen Hange zum Beschönigen, und brachte heraus, daß es keine Abweichungen wären. Und hierbei war denn nun nichts daran gelegen, daß man das Ding wider griechische Kritiker in Sachen ihrer Sprache vorbrachte, und daß man dieser ausserdem auch noch viel mehr Zweizeitigkeiten aufbürdete, als sie, die so reich daran ist, schon wirklich hat, und also mit ihr so ziemlich unsanft umsprang, damit man nur mit den Dichtern desto säuberlicher verfahren könte.

Aber ich will einmal unsern heutigen griechischen Prosodisten alles, was sie, nach ihrer Meinung, nur immer fodern können, zugestehen. Zweizeitig sol also seyn (ich kan mich durch Beispiele am kürzesten ausdrücken): thai in agoreu'esthai, und daher auch: tai in ke'i tai, ferner: toi in brotoi, ferner sollen es alle hieher gehörigen einsilbigen Wörter mit und ohne Akzent seyn. Ich will mir nur dabei das, was die Prosodisten selbst lehren, vorbehalten, nämlich die Länge des nei in pi'nei, und des oo in chrûseo'o. Gleichwol hat der genante Gesang der Ilias, selbst bei diesen freigebigen Einräumungen, beinah funfzig Kürzungen der Länge. (Auch diese Zahl ist den deutschen Dichtern bei der Vergleichung noch vortheilhaft.) Da ich aber mit der griechischen Sprache nicht nach Belieben schalten und walten mag; der Akzent bei der Sache nichts entscheidet; und keine Ursach da ist, warum die einsilbigen Wörter nicht mit in Rechnung gebracht werden solten: so kan ich mich auf jene Einräumungen im Ernste nicht einlassen, und es bleibt also dabei, daß der Rhythmus (um zu Longins Bemerkung zurück zu kommen) die Quantität so oft, als ich oben anführte, mit sich fortgerissen hat.

Man sagt mir vielleicht, es wäre besser gewesen, wenn ich von der Homerischen Beobachtung der Quantität geschwiegen hätte; denn nun würde gewiß einige unsrer Dichter die Lust anwandeln, sich auf Homers Beispiel zu berufen.

Mögen's doch die, die es nicht dürfen; aber die dürfen, frag' ich: ob sie, unverführt von der Gültigkeit der Entschuldigung, nicht lieber gar keine nötig haben wollen?

---

## 2.

## Reise von Mailand bis an den Fus des Gotthard.

### Aus dem Tagebuch eines deutschen Gelehrten.

Ich hätte meinen Weg auf dem Lago Maggiore nehmen, und bei dieser Gelegenheit die berühmten borromeischen Inseln, nach denen so mancher Reisender einen Umweg nimt, sehen können; allein da ich bedachte, daß an einem mitten im Wasser liegenden, in Terrassen ausgehauenen Felsen doch nichts merkwürdiges zu sehen seyn mögte, als die sehr mühsame Arbeit, und eine weiter nichts auf sich habende Kunst, zog ich den Weg über Como vor. Weil aber die Strasse meistens tiefer ist, als die daran stossenden Aecker, so hat man keine Aussicht. Hie und da sind breite hohe Boorte neben dem Weg mit Holzung besezt, weil es dem Land an Wäldern fehlt. Aber, so wie man sich Como nähert, bekömt man schöne Aussichten; denn nun fängt das Land an uneben zu werden. Man kömt neben schönen und fruchtbaren Hügeln vorbei. An diesen sieht man die herrlichsten Kastanienbäume von erstaunlicher Dicke und Höhe. Ich schäzte die meisten am Stam etwan eine Elle über die Erde acht Fus dick; aber es waren auch noch dickere. Gegen Mittag kam ich nach Como.

Die

Diese kleine Stadt liegt an dem mittäglichen Ende eines viele Meilen langen, aber schmalen, zwischen ziemlich hohen Bergen sich durchschlängelnden Sees. Hier ist die Ablage der aus der Lombardei nach Helvezien und zum Theil auch nach Deutschland gehenden und von da nach Italien einzuführenden Waaren, und ist die Stadt schon aus dieser Ursache lebhaft. Die umliegende Gegend ist höchst angenehm, besonders an der Mittagsseite, wo die Berge nur noch Hügel von geringer Höhe, aber desto grösserer Fruchtbarkeit sind. Längs den beiden Ufern des Sees werden die Berge gegen Rhäzien, oder Graubündten, hin almählig höher, so wie sie sich von der Stadt entfernen; aber an der nordwestlichen Seite des Sees ist das nah an der Stadt liegende Ufer sehr schön und fruchtbar.

So wie man aus Como heraus ist, geht der Weg gegen die Schweiz hin über einen höhern und ziemlich steilen Berg. Zur linken Hand des Weges hat sich ein eben nicht wasserreicher Bach sein Beet ausgehöhlt und läuft mit sanftem Geräusch über viele Felsen herunter. Ich glaubte an diesem Bach noch Reste der Kunst zu sehen, womit diese Kaskaden vermehrt worden. Dieses macht die ziemlich steile Strasse sehr angenehm, und ergözend war mir dabei die Vorstellung, daß der jüngere Plinius, der, wie bekannt, in der Nähe dieses Orts einen Landsiz hatte, hier oft dem Gemurmel dieser kleinen Wasserfälle mit eben der angenehmen und ruhigen Empfindung, die ich nun selbst hatte, mögte zugehört haben.

Wenn man über den Berg weg ist, so bleibt das Land immer schön, mit Hügeln und Thälern, beide sehr fruchtbar, abwechselnd. Die meist an Bäumen aufwachsenden, und von zwei nahen Bäumen in Festone zusammengezogenen Weinranken dienen diesen ohnedem herlichen Gefilden noch zu grösserer Zierde, besonders da ihr starker Wuchs und die grossen und fetten Blätter das Gefühl der Fruchtbarkeit des Landes mit ins Aug schicken. Zu einem ruhigen und stillen

Landsiz würde man schwerlich irgendwo eine schönere Gegend finden, als diese ist.

Nach etwa drei Stunden von Como aus kömt man aus dem Mailändischen heraus in die sogenanten welschen Vogteien der helvetischen Kantone. Mendrisio ist der erste den Schweizern zugehörige Ort. Ich weis nicht, ob es Täuschung oder Wirklichkeit ist, aber ich glaubte deutlich zu merken, daß ich in ein freieres Land kam, wo das Volk nicht gedrückt wird und deutliche Spuren eines grösseren Wohlstandes anzutreffen waren. Und doch ist die hiesige landvögtische Regierung, wie ich gewis weis, eben nicht die beste. Doch ist der Unterthan, der sich vor Rechtshändeln hüten kan, und nichts Gesezwidriges unternimt, allemal sicher, das, was er erwirbt, ruhig zu besizen.

Den übrigen Weg von Mendrisio bis Codelago muste ich im Dunkeln machen, weil mich die Nacht überfallen hatte. Er war doch nicht ohne Annehmlichkeit, weil damals die Luft mit einer Menge fliegender Johanniswürmer angefült war, die ein angenehmes, sanftblizendes Licht von sich gaben.

Codelago, oder eigentlich Cota di Lago ist ein offener Ort an einem See, der Lago de Lugano genant wird. Hier muste ich meinen mailändischen Fuhrmann wieder zurückschicken, weil ich nun die Reise über das Gebirg nicht anders als zu Pferde fortsezen konte. Ich miethete ein Schif, um mich nach Lugano, welches an der andern Seite des Sees liegt, herüber zu bringen. Die Fahrt war angenehm und dauerte nur drittehalb Stunden. Unterweges sah ich doch noch eine Anhöhe an dem Fus der diesen See einschliessenden Berge mit Olivenbäumen bepflanzt, die ich, seitdem ich aus der Grafschaft Nizza heraus war, nirgend gesehen hatte. Aber die Schiffer sagten mir, daß sie selten und sehr wenig trügen.

Lugano ist eine volkreiche, sehr artige kleine Stadt am nördlichen Ende des erwähnten Sees, der von diesem Orte seinen Namen hat. Der Ort ist nicht nur wegen des

Passes

Passes und der Niederlage der aus und nach Italien durchgehenden Menschen und Waaren, sondern auch wegen der Fruchtbarkeit der herumliegenden Hügel und der Betriebsamkeit der Einwohner sehr lebhaft, und der Siz des Landvogts. Man kan nichts Angenehmeres und Fruchtbareres sehen, als die längs diesem nördlichen Ufer des Sees durch eine ziemlich weite Strecke hinlaufenden Hügel, besonders bei der jezigen Jahreszeit (im Jun.) da das ganze Pflanzenreich in seiner gröſten Pracht erscheint. Wenn man dieses und die grosse Menge guter Künstler und andrer berühmten Leute bedenkt, die dieses kleine Land hervorgebracht hat, so solte man auf die Vermutung gerathen, daß die Natur hier auf eine vorzüglich vortheilhafte und kräftige Weise wirke. Seit mehr als zweihundert Jahren haben sich von dieser Gegend aus sehr viele fürtrefliche Köpfe von Gelehrten und Künstlern durch Italien verbreitet, denn in diesem Ländchen selbst sind für solche Köpfe keine Aussichten.

Der Gasthof, in dem ich abtrat, ist das Haus, wo der gröſte Theil der von den Kantonen, zur Beendigung der von den landvögtlichen Gerichten an sie ergangenen Appellazionen und Schlichtung andrer Geschäfte, jährlich hieher geschickten Gesandten einkehrt. Die meisten dieser Gesandten, besonders die aus den katholischen Kantonen, haben die Gewonheit, daß sie zum Andenken ihre Wapen und Namen auf grosse Tafeln gemalt in diesem Hause zurücklassen. Jeder Gesandte bekomt zu dieser Reise einen so genanten Vorrenter, der auf der Reise in der Liverei des Kantons vor dem Gesandten herreitet, und die Dienste eines Staatsboten vertrit. Auch diese, um ihren Herren nichts nachzugeben, lassen ihr Andenken hier an den Mauern einer offenen Gallerie des Hauses zurück, da sie einen Mann zu Pferde mit seinem Livreemantel malen, und ihren Namen, nebst der Anzeige des Jahrs, wo sie da gewesen, darunter sezen lassen. Eine besondere und seltsame Aeusserung der Eitelkeit und Ruhmsucht, die auch für die untersten Klassen der Menschen ihre Reize hat. Es scheinet mir, um der menschlichen

Eitel-

Eitelkeit doch Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, nicht ganz unwichtig, bei dieser Gelegenheit anzumerken, daß sie doch immer mit einer Art Bescheidenheit verbunden ist. Denn meistens ist jeder damit zufrieden, daß er sich unter Menschen von seinem Stande, so gering er auch ist, auszeichne. Es befriediget insgemein den Bedienten, wenn er für einen Bedienten vom ersten Rang angesehen wird. Der Handwerksmann will sich nur über andere seines Standes, der Kaufmann über andere Kaufleute, der Gelehrte über andere Gelehrte u. s. f. etwas erheben. Selten geht die Eitelkeit so weit, daß sich einer um mehr als Eine Stufe über seinen Stand empor zu heben suchte. Also kan man doch einigermaassen sagen, daß überhaupt jeder mit seinem Stand zufrieden sey, wenn er nur so weit komt, daß er an den nächst darüberstehenden grenzt. Auf diese Weise geniest auch der geringste Stand der Menschen das, was Ehre und Rang schmeichelndes haben, so gut als der erste. Ich vermute, daß ein schweizerischer Vorreuter, da er seinen Namen hier auf der Mauer geschrieben sieht, eben das Vergnügen geniest, das der erste Heerführer haben würde, wenn er auf dem Schlachtfeld, wo er einen Sieg gewonnen, seinen Namen auf einem Monument würde eingegraben sehen.

Ich muste in Lugano Reit- und Packpferde miethen, um über das Gebirg zu kommen, und sie sind hier sehr theuer. Von hier bis Altorf, den Hauptort im Kanton Uri, sind 30 Stunden Weges, oder etwa 15 deutsche Meilen. Für diesen Weg hatte ich fünf Pferde nötig, für die ich $17\frac{1}{2}$ Dukaten, ungefähr 50 Rthlr. erlegen muste. Gleich nach Mittag trat ich meine Reise an, um noch heut bis Bellinzona zu kommen.

Der Weg dahin ist wirklich von romantischer Schönheit, obgleich hie und da etwas beschwerlich. Erst über die hinter Lugano liegenden Hügel, hernach durch fruchtbare Thäler und Wege von den herlichsten Kastanienbäumen beschat-

beschattet. Hier sah ich an mehr als einem Orte Szenen, die mich auf einen sonderbaren Gedanken geführt haben. Mir kam es bisweilen an ganz ebenen, mit hohen und sehr waldigen Bäumen besezten Pläzen vor, als wenn ich mich in einer sehr grossen gothischen Kirche befände. Zwei weit auseinander stehende Reihen solcher Bäume schlossen in einer beträchtlichen Höhe ein spizig zulaufendes Gewölb, gerade wie die gothischen Gewölber grosser Kirchen sind, und der weite Raum zwischen diesen Bäumen schien mir das Schif der Kirche; wieder zwei andere, weiter rechter und linker Hand entfernt stehende Reihen eben solcher Bäume bildeten die beiden Abseiten, und das hintere gegen einen Berg stossende, insgemein dunkle Ende dieser Alleen stelte den Chor einer solchen Kirche vor.

Ich konte mich nicht enthalten mich selbst zu überreden, daß entweder dieses die Originalmuster seyn müsten, daher die gothischen Baumeister die Ideen zu ihren grossen Kirchen genommen, oder daß die, welche diese Bäume gepflanzt, diese Pläze nach der Form solcher Kirchen eingerichtet haben; so offenbar schien mir die Aehnlichkeit beider Gegenstände. Das erstere war mir wahrscheinlicher; denn es erklärte mir nicht nur den Ursprung der zugespizten Gewölber, sondern auch die Verzierungen, so wol dieser Gewölber, als der ebenfals zugespizten Bogen über die Hauptportale solcher Kirchen. Diese Bogen bestehen meistentheils aus einer Menge erhobener runder Glieder, die mit den von beiden Seiten zusammenstossenden schlanken Aesten der Bäume grosse Aehnlichkeit haben. Hiebei fiel mir auch noch ein, wie so viel alte Völker dergleichen dunkele und zu feierlich andächtigen Empfindungen einladende Haine, nicht ohne einen natürlichen Wink, zum Ort ihrer gottesdienstlichen Gebräuche gewählet haben.

Wenn man durch einige kleine Thäler ist, mus man wieder an einem ziemlich wilden Berg in die Höhe. Hier sah ich verschiedene Arten wilder Bäume, die mir durch die Lombardei nicht zu Gesichte gekommen waren, darunter der

Wachol-

Wacholderbaum und die Stechpalme (Aquifolium). Von dieser Höhe komt man, etwan eine halbe Stunde vor Bellinzona, in ein weiteres Thal herunter, das sich beim Anfang des langen Sees, oder Lago Maggiore, in die schönen Ebenen des nördlichen Theiles vom Herzogthum Mailand öfnet. Mitten durch dieses Thal fliest der Ticino, der gedachten See bildet. Die Aussicht über dieses Thal ist von der Höhe herunter sehr reizend. Um sieben Uhr traf ich in Bellinzona ein.

Dieser Ort kan als das Thor angesehen werden, wodurch der Paß über den Gotthardsberg verschlossen werden kan. Er liegt nicht nur in dem Thal, durch welches der vom Gotthard herunterkommende Ticino in die Ebenen der Lombardei herausfliest, sondern er versperrt auch dieses durch fast unübersteigliche Berge eingeschlossene Thal gänzlich, indem er quer über dasselbe geht. Man sieht gleichfals deutlich, daß der Ort in dieser Absicht, vermutlich schon von den Römern, gebaut worden, weil dazu gerade die Stelle des Thales ausgesucht worden, wo es am engsten ist, indem ein hoher und steiler Hügel an dem Ticino einen Theil der Breite desselben einnimt. So wol dieser, als noch zwei andere der Stadt zur Seite liegende Hügel, sind mit guten Forts versehen, so daß hier mit wenig Mannschaft und Geschüz der Paß dem grösten Heer könte versperrt werden. Der Ort gehört den drei Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden, und ihr Landvogt hat hier seinen Siz. In Merians Topographie ist er genau abgebildet, wie man ihn von der Nordseite, oder vom Gotthardsberg herkommend, sieht.

Am zweiten Junius reisete ich von Bellinzona nach Airol, zwölf Stunden weit. Die Tagreise war etwas stark, aber wegen der ungemeinen Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die man sieht, wegen der Seltenheit und Schönheit einiger dieser Gegenstände sehr angenehm. Der ganze Weg geht durch ein enges, zwischen sehr hohen Bergen eingeschlossenes, erst almählig, hernach aber schneller und

und steiler in die Höhe steigendes Thal, durch welches der Ticino bald etwas ruhiger fliest, bald stürmend und wild herabrauscht. Das Thal ist fast durchaus sehr fruchtbar, enthält eine Menge Dörfer, starke fröhliche und kühne Einwohner. Von den Bergen stürzen sich viel kleinere und beträchtlichere Bäche herunter, einige viel hundert Fus hoch, so daß man hier Wasserfälle von vielerlei Gestalten, darunter einige von unvergleichlicher Schönheit sind, zu sehen bekömt.

Von Bellinzona aus ist das Thal ein Paar Stunden Weges noch an tausend Schritte breit, und hebt sich ganz sanft. Der Ticino hat da ein ziemlich breites Beet und kristalklares Wasser. Das Thal besteht aus herlichem Wiesen- und Ackerland, und überall trift man schöne Kastanien- Walnuß- und Obstbäume an. Hie und da sieht man an den Anhöhen kleine Dörfer, auch viel einzele Kirchen und Kapellen. Die Berge, zwischen denen man eingeschlossen ist, sind sehr steil, werden almählig, je weiter man ins Thal heraufkomt, höher, und sind hier meist noch durchaus mit Kastanien bewachsen. Von dem gemeinen Nadelholz, das einen etwas kälteren Himmelsstrich verlangt, ist hier noch nichts zu sehen. An einem Orte, etwan eine Stunde über Bellinzona, muste ich eine ganze Weile stille halten, weil ich mich an dem Berg, an dessen Fus der Weg lag, nicht satt sehen konte. Diesen hatte die Natur selbst in mannigfaltige hohe und breite Terrassen abgetheilet. Jede Terrasse war ein besondrer Felsen, als wenn er durch Kunst nach Lineal und Winkelmaas wäre behauen worden; aber nur die senkrecht herunter gehenden Seiten waren kahl. Der obere Theil, die Terrasse, oder Platteforme war mit dem schönsten Rasen belegt, den zerstreuete Kastanienbäume beschatteten. Jede dieser vielfältigen Terrassen schien ihre eigene Annehmlichkeit zu haben. Der reizende Morgen und die reine Bergluft, die den Sonnenschein heller, und die Farbe des Himmels etwas dunkler oder blauer macht, trugen auch das ihrige bei, die so mancherlei andern an-

genehmen Eindrücke noch mehr zu würzen. Es schien mir, als wenn ich auf einmal wieder gesund worden wäre.

Bei Pulegio theilt sich dies schöne Thal in zwei Aeste. Der eine zieht sich nordostwärts gegen Graubündten hin, der andere gerade nordwärts. Hier erfuhr ich eine artige Wirkung des Wiederschalles. Zu meiner rechten Hand lag das nach Nordost gehende Thal, gerade vor mir das andere, und linker Hand hatte ich die Berge zur Seiten, an deren Fus der Ticino fliest. Hier hörte ich nun auf einmal ein schönes und nicht unharmonisches Geläut der Glocken einer Kirche, und sah mich nach dem Berge zu meiner linken Hand um; denn daher kam meiner Schäzung nach der Klang. Da war aber keine Spur von einer Kirche, noch von andern Gebäuden zu sehen. Mein Wegweiser sagte mir, daß in dem Thale rechter Hand ein grosses Dorf liege, von dem dieses Geläut komme. Also hörte ich den Klang nicht, da er gerad aus dem Thal nach meinem Ohre kam, sondern erst, nachdem er an dem Berge linker Hand angeprellt war und von da wieder zurück kam.

Hier fängt nun das dem Kanton Ury unterworfene Livinerthal (Valle Levontina) an, das allem Ansehen nach seinen Namen von den alten Leponziern, die, nach dem Cäsar und Plinius, in diesem und andern benachbarten Thälern gewohnt, behalten hat. Pulegio ist der erste dazu gehörige Ort. Bei diesem Dorfe geht der Weg eine ziemliche Strecke lang unter einer angenehmen Decke von Weinreben weg. Hier wird, wie in der Lombardei, der Weinstock auf den Acker gesezt, und um dessen Nuzung von Getreide nicht zu verhindern, wird er in der Höhe in Festone gebunden. Hier aber, wo die Weinreben zu beiden Seiten der Strasse dichter gesezt sind, werden sie in der Höhe überal ausgebreitet, und bilden eine gerade gestreckte Decke, wie die Decke eines Zimmers; und unter dieser reitet man hinweg. Auch sah ich hier Bienenstöcke, die ersten, die mir seit langer Zeit zu Gesicht gekommen waren.

Das

Das Thal wird nun immer enger und steigt auch merklicher in die Höhe. Seine gröste Breite ist nun nicht mehr über 500 Schritte. Hier sah ich die ersten Tannen, die mir jenseit der Alpen vorgekommen waren, und auch verschiedenes in Deutschland gewönliches Gesträuch, als Haseln, Weißdorn, Hartriegel, Spiehlbaum, Holunder u. d. gl. Es schien mir, als wenn ich hier zuerst über die Grenzen von Wälschland herausträte.

Gegen Mittag kam ich in ein kleines aber sehr lebhaftes Dorf Giornico, bei welchem das Thal sehr eng wird. Ich wunderte mich, daß ich an einem so kleinen und so tief in den Alpen liegenden Orte bei meinem Mittagsessen so reinlich und so sehr gut bedient ward. Ich kostete hier einen sehr guten und feinen Wein, der an dem Lago Maggiore wächst. Hier ist seht wenig Land zur Kultur übrig. An dem Fus der Berge, wo diese nicht gar zu steil sind, haben die Einwohner noch Gärten, etwas Weinbau und einige Wiesen. In der Nähe dieses Ortes ist ein herlicher Wasserfall, der sich selbst zu unterst an dem Fus des Berges, durch die Gewalt des lezten 80 bis 100 Fus hohen Falles, ein weites Becken in den Felsen ausgegraben hat.

Gleich über diesem Ort ist das Thal beinah durch die zusammenstossenden Berge versperrt, und würde es ganz seyn, wenn nicht der hier gewaltig rauschende Ticin sich ein Beet ausgehöhlt hätte. Der Weg geht an der Höhe neben dem Fus und ist hier steil und beschwerlich. Weiterhin öfnet sich das Thal um etwas weiter. Hier trift man ungeheuer grosse vom Berge abgerissene Stücke Felsen an, deren ein einziges zu Erbauung mehrerer Häuser genug Steine geben würde. Ich vermute, daß dergleichen an den Bergen Ossa und Pelion in Thessalien häufig liegen müssen, und daß dieses zu der Fabel der himmelstürmenden Giganten Gelegenheit gegeben habe. Das Volk, das nicht tief in die Natur forschet, bildet sich bei solchen Szenen leicht etwas übernatürliches ein. Hievon trift man auf dem Weg über den Gotthard auch Proben an. Nicht weit von der

Teufelsbrücke liegt gleichfals ein so ungeheurer Felsenklumpen am Weg, den, nach der Sage der dortigen Einwohner, der Teufel von einem Berg abgebrochen hat, um damit seine Brücke, wegen eines Verdrusses, den man ihm wegen derselben gemacht, wieder einzuwerfen. Aber ein Heiliger verhinderte es durch eine Beschwörung. Die Fabel wird nie so berühmt werden, als die von den Titanen, ob sie gleich weniger ungereimt, und übrigens gerade desselben Ursprungs ist.

Noch weiter hinauf hat das zwar immer schmale Thal fürtrefliche Wiesen, und nehmen die Berge schon die eigentliche Alpenart an, das ist, sie sind nicht so dicht mit Bäumen und Gesträuch bedeckt, und haben hie und da weite, freie, mit Gras bewachsene Pläze zu Viehweiden, welche die Leute Alpen nennen. Es ist angenehm vom Thal aus so hoch in der Luft weit ausgebreitete Weiden zu sehen, und auf denselben grosse Heerden Kühe, die das Aug kaum noch erblicket, und, wenn sie sich nicht bewegten, für Steine halten würde. Auf diesen Weiden stehen viel zerstreute, wegen ihrer mehreren Grösse etwas kenbarere Hütten, darin Milch aufbehalten und Käs gemacht wird. Man komt noch durch einige Dörfer. An den Häusern der an diesem Weg liegenden Dörfer sieht man zwei ganz entgegengesezte Bauarten; Häuser durchaus von wohl über einander gelegten und in einander verbundenen Steinen, trocken, das ist ohne Kalk, aufgemauert; andere ganz von Holz aus über einander gelegten Balken.

Gegen Abend kam ich an ein angenehm gelegenes, und sehr wohl, auch weitläuftig gebauetes Haus, das ich erst für ein Landhaus eines Reichen ansah. Es war aber ein Zollhaus. Fremde bezahlen hier einen ziemlich starken Zoll, der für eingeborne Schweizer nur sehr gering ist. Um diese Gegend wird der Weg wieder steil und wild, und der Ticin stürzt sich mit einem Brausen und einer Gewalt, welche den Begrif der Wut erweckt, tief zwischen Felsen herunter. An ein Paar Orten wird der Paß neben diesem

Strom

Strom sehr eng. Von hier aus wird das immer mehr in die Höhe steigende Livinerthal wieder angenehmer, und endigt sich endlich bei dem Dorf, oder Flecken Airol (Ariolo, Arielo) der unmittelbar am Fusse des Gotthards liegt; denn hier bekömt dieses Gebirg erst den eigentlichen Namen. Obgleich Airol im Thal und am Fus des Berges liegt, so ist der Ort doch schon zwischen 4 und 5000 Fus höher, als das Meer, oder die ebenen Flächen der Lombardei gegen Venedig hin. Ich kam mit anbrechender Nacht hier an.

---

## 3.

# Des Stoiker Kleanths Hymne,

nebst

Kommentar und zufälligem Räsonnement über stoische Theologie

von

Friedrich Gedike.

---

Kleanth, Zeno's unmittelbarer Schüler und Nachfolger, ist durch seinen eisernen Fleis und Eifer im Studium der Philosophie bekant. Ganz arm, blos mit vier Drachmen, kam er nach Athen. Um sich seinen Unterhalt zu verdienen, verdung er sich bei einem Gärtner, dem er des Nachts Wasser trug, und am Tage hörte er den Zeno. — Arbeiten eines Mannes, den ein so brennender Enthusiasmus durchglühte, müsten schon blos darum unsre Aufmerksamkeit verdienen. Aber seine vielen Schriften sind alle verloren gegangen. Nur eine einzige Hymne — denn die Paar poetische Fragmente beim Epiktet und Klemens von Alexandrien wollen nicht viel sagen — hat Stobäus, vielleicht der schäzbarste Kompilator, der je gelebt hat, und

der noch besser genüzt zu werden verdiente, als er's bisher ist, aus dem Schifbruch gerettet. Diese Hymne ist bis jezt nur wenig bekannt gewesen. Fulvius Ursinus lies sie zuerst, aus einer Handschrift des Stobäus, seiner Ausgabe von den Fragmenten der griechischen Dichterinnen andrucken; aus dieser nahm sie Heinrich Stephan in seine Poesis philosophica auf, und endlich Kudworth in sein Systema intellectuale. Aus diesem lezten Abdruck habe ich meine Uebersezung gemacht, doch auch den Stephan und Ursin verglichen, und einige, wiewol nur unwichtige Verschiedenheit des Textes gefunden.

Es hat Leute gegeben, die die Stoiker ohne Ausnahme gradezu für Atheisten, wenigstens für Pantheisten erklärt haben. Ich mögte wol wissen, ob diese Leute je diese Hymne, mit Aufmerksamkeit und ohne Vorurtheil, gelesen haben. Kleanth ein Pantheist? — Er, der seinen Zeus so ausdrücklich von der Welt, ja noch mehr — ihn ausdrücklich, wie Plato, von der Weltseele unterscheidet? Unmöglich! Oder soll ich wenigstens glauben, was Cicero namentlich vom Kleanth sagt (Acad. Q. IV. 41.), ihm sey die Sonne höchster Gott gewesen? Kleanth selbst ist mir glaubwürdiger als Cicero, der schon durch andre vorsezliche oder unvorsezliche Unrichtigkeiten in Ansehung der stoischen Philosophie sich verdächtig macht. Oder soll ich gar Kleanths Hymne nach Bruckers Regel, der überhaupt die armen Stoiker gern wenigstens zu halben Atheisten demonstriren mögte, beurtheilen: Verbis stoicorum non fidendum (Hist. cr. Ph. T. I. p. 909.)? Wie unbillig! —

Zwar will ich, indem ich den Kleanth losspreche vom Pantheismus, dies noch nicht gleich in Ansehung aller übrigen Stoiker thun, am wenigsten in Ansehung des Seneka, der freilich gradezu an einigen Stellen die Natur oder das Universum für Gott erklärt. Ich bin vielmehr sehr einig mit Herrn Professor Tiedemann, der in seinem System der stoischen Philosophie, einem Werke voll klassischer Belesenheit, und voll Beweisen eignes Forschens und Prüfungsgeistes,

kes, sehr richtig sagt: „Die ganze stoische Theologie ist ein Klumpen nicht ganz verdauter, und eben daher auf allen Seiten sich widersprechender Säze.„ Wahr! wenn die Rede ist vom zusammengenommenen System aller einzelnen stoischen Weltweisen. Denn dieses ist freilich ein Räthsel der Sphinx, und ein kretischer Irrgarten. Aber warum gab Herr Tiedemann sogleich alle Hofnung auf, unser Oedip zu werden, oder wenigstens unsre Ariadne, die uns beim Eingange in dies Labyrinth den Faden anknüpfte, und durch ihn uns sicher hinein und hinaus leitete? Wär' ers geworden — und er könt es werden — dann hätten wir die Krone, die ihm Minerve um die beschweiste Stirn wand, dorthin versezt, wo Ariadnens Krone funkelt.

Und woher die Finsternis und die Nacht von Widersprüchen, die noch immer über stoische Theologie ruht? — Freilich wol zum Theil aus dem Mangel dogmatischer Schriften der alten Stoiker, und aus der dunkeln räzelhaften Ausdrückungsart dieser Sekte. Aber solten nicht auch viele Dunkelheiten und Widersprüche daraus herrühren, daß man gewöhnlich alle Lehren aller einzelnen Stoiker zu Einem Ganzen vereinigen will, gleich als hätte diese ganze Philosophenpartei den vom Zeno einmal überlieferten Lehrbegrif immer ganz unvermischt behalten? Mich dünkt, man würde mehr Licht bekommen, wenn man das System einzeler Männer von dieser Partei untersuchte, und dann diese verschiednen Systeme in Ansehung ihrer Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten mit einander vergliche. Denn so unwahrscheinlich es ist, daß zwei wirklich schöne Gesichter sich in allen Zügen und Schönheitslinien ähnlich seyn werden: so unwahrscheinlich, ja fast bedingt unmöglich ist's, daß zwei wirklich denkende Köpfe überal völlig einstimmig denken solten. Schon eine und dieselbe Idee modifizirt sich in verschiedenen Köpfen, — schon unter Zeitgenossen, wie viel mehr in Köpfen verschiedner Jahrhunderte? — Oder war Zeno unter allen Stoikern etwa nur der einzige Kopf, und alle die andern nichts als kraftlose Rümpfe, die sich den

fremden Kopf ruhig aufschrauben liessen? — Doch jeder Historiker der Philosophie sagt's ja auch ausdrücklich, daß die Stoiker in sehr vielen Stücken von einander abgingen. Und so war z. E. zwischen den alten Stoikern und zwischen den neuern nach Christi Geburt vielleicht kein viel geringerer Unterschied, als zwischen den alten und neuen Platonikern. So solte man denn aber auch nicht aus ganz heterogenen Materialien Ein Gebäude aufführen, sondern jeden einzelen Denker, der höchstens nur zenonische Grundlage, und oft selbst die nicht einmal, hatte, in seinem eignen Bau belauschen.

Aber wie soll dies geschehen? Ich gestehe, diese Arbeit würde ihre grosse Schwierigkeiten finden. Alle fast unzähligen Denkmäler der alten Stoiker hat der Strom der Zeit fortgeschwemt, und nur abgerißne Trümmer sind uns übrig, blosse Nachrichten in den Schriften Cicero's, Plutarchs, Diogenes Laertius, (der zuerst alles in eins warf), Sextus Empirikus, und andrer, die mehr beiläufig des stoischen Systems gedenken. Aber sind diese Männer durchaus glaubwürdige Zeugen? Diogenes, ein Kompilator ohne eignen Scharfsin und Prüfungsgeist; Plutarch und Sextus erklärte Gegner des stoischen Systems. Und Cicero? — So wenig ich ihm seine Verdienste um das Studium der Philosophie bei seinen Landsleuten streitig machen will, so scheint er mir dennoch nur in so weit guter Philosoph, so weit ihm Philosophie zum Redner nötig war. Aber dies war auch die Grenze. Weiterhin strauchelt er. Seine Grundsäze schwankten hin und her, bald spielt' er den Akademiker, bald den Peripatetiker, bald den Eklektiker, bald selbst den Stoiker. Doch ist's bekant, daß er dieser leztern philosophischen Partei im Grunde sehr abgeneigt war. Auf sein Zeugnis über Lehrbegrif der Stoiker würde ich also nur dann bauen, wenn es andern Nachrichten nicht widerspricht.

Sorgfältige Vergleichung und unparteiisches Zeugenverhör wär also freilich fast nur der einzige Weg, um sich aus dem dunkeln Chaos herauszuarbeiten. Und wahrhaftig, es würde sich der Mühe verlohnen. Man würde wenigstens

stens finden, daß die Theologie mancher einzelen Stoiker, und vorzüglich Kleanths keine so absurde, keine so ruchlose und atheistische Lehre sey, als man sich öfters einbildet. Auch die Schriften der neuern Stoiker, des Epiktet, Arrian, Antonin, Simplizius (der wenigstens eben so gut Stoiker als Peripatetiker war) würden, um das System dieses oder jenes ihrer alten Vorgänger zu finden, grosse Dienste thun. Nur wäre behutsame und zeitunterscheidende Prüfung nötig. Schade überdies, daß ihre Schriften fast ganz moralisch sind! Denn die Moral der Stoiker ist allenfals hell genug; nur ihre Dogmatik ist noch in cimmerische Nacht gehüllt, und wartet noch auf einen Heyne, oder einen Mann, auf dem sein Geist ruht, der hineinrufe: es werde Licht! — Unter allen neuern Stoikern würde ich indes dem Seneka am wenigsten trauen. Dieser Mann besas, troz aller seiner Antithesen, dennoch nur des Wizes viel, des Scharfsins wenig. Der spekulirende Philosoph braucht beide Seelenkräfte, wenn gleich die leztre mehr. Er muß Aehnlichkeiten der Dinge aufsuchen, um desto leichter ihre Verschiedenheiten zu finden; und Verschiedenheiten, um Aehnlichkeiten zu finden. Gut wär's, wenn beide Seelenkräfte immer so vertraulich Hand in Hand dahergingen. Aber nur zu oft löscht der Wiz die Fackel des Scharfsins aus, weil's ihm behaglicher dünkt, im Finstern zu scherzen. Kein Wunder dann, wenn er, indem er so allein forthüpft, öfters auf seinem Wege einem Irrwisch nacheilt, und in Sümpfe sinkt. So ging's dem Seneka, bei dem's der Widersprüche gegen das sonstige stoische System, ja gegen sich selbst, eine ungeheure Zahl gibt.

Doch zurück zu meinem Kleanth! Lies und dann urtheile, ob der Philosoph, der so dachte, ob der Dichter, der so empfand, Atheist oder Pantheist seyn konte? —

Sei mir gegrüsset, o Zeus, o du der Unsterblichen gröster, du vielnamiger 1) Gott, gerüstet mit ewiger Allkraft, Schöpfer und Herr der Natur, deß Regel alles regieret! — Zu dir zu reden ist ja der Sterblichen jedem vergönnet. Sind wir doch deines Geschlechtes, wir alle, die wir auf Erden leben und wallen, obwol nur deiner Göttlichkeit Nachhall. 2) Singen will ich denn deine Gewalt und ewig dich preisen. Dir gehorchet das Weltall, das um die Erde sich wälzet, 3) folget dir willig, hiehin und dorthin, wohin du es leitest.

Denn du fassest mit nicht erzitternder 4) Hand deine Diener, die zweischneidigen, flammenden, ewiglebenden Blize.

Ha!

1) Die Vielnamigkeit des einzigen höchsten Gottes, und die Zergliederung seiner verschiedenen Eigenschaften, Wirkungen und Verhältnisse in mehrere Götternamen war eine eigne Lehre der Stoiker.

2) Ich erkläre die Worte: ηχου μιμημα λαχοντες so: wir besizen eine Nachahmung des Schalls d. i. den Nachhall von dir, und ziehe also die Worte εκ σου, womit der Vers anfängt, auch hiezu noch. Aber ich gestehe, diese Erklärung und überhaupt die Worte ηχου μιμημα kommen mir etwas hart vor. Ich mögte lieber, obgleich weniger poetisch, εκ σου für ηχου lesen, welches leztere aus der Tonähnlichkeit mit dem ersten leicht entstanden seyn könte. Diese Konjektur scheint mir um so wahrscheinlicher, weil der Vers mit den Worten anfängt: εκ σου γαρ γενος εσμεν. Auch die Prosodie erlaubt mir diese Konjektur wegen vieler ähnlichen Stellen bei andern Dichtern. Ich hab indes nach der rezipirten Lesart übersezt, und der Sinn komt am End auf eins hinaus. Denn die Stoiker lehrten eine gewisse Aehnlichkeit des Menschen mit Gott.

3) Wenn auch die Unbeweglichkeit der Erde nicht Lehre der Stoiker gewesen wäre, wie doch Diogenes versichert, so hätte dennoch Kleanth als Dichter diese falsche Idee der astronomischen Wahrheit vorziehen müssen. Denn unstreitig ists eine grössere und sinlichere Idee für die Imagination: die Sonne bewegt sich um die Erde, als umgekehrt.

4) Kudworth liest ακινητοις; Ursin und Stephan ανικητοις. Ich vermute zwar, daß es nur Druckfehler beim

Kud-

Ha! die ganze Natur bebt ihren schmetternden Schlägen!
Also lenkst du die Seele der Welt, die alles durchglühet. —
Solch ein erhabener Herrscher bist du seit ewigen Zeiten.
Ist auch etwas, o Gott, das sonder dein Wollen geschähe,
Hier auf der Erd und im Meer, und am göttlichen Pole des Himmels?
Nichts, als was mit rasendem Geiste der Frevler beginnet.
Du bist des Ungeordneten Ordner, du wandelst das Böse
selber in Gut. So fugtest du alles zu Einem zusammen,
Gutes und Uebel — alles nach einer ewigen Regel,
die der sterbliche Frevler nur flieht. — Unglückliche Thoren!
Nach dem Besize des Glückes haschet ihr alle; doch keiner
sieht und vernimt die allgemeinen Geseze der Gottheit.
Diesen gehorchet. — Dann lebt ihr ein glückliches Leben mit Weisheit.
Aber siehe, sie stürzen ohn' Ordnung hiehin und dorthin.
Dieser rennet nach Ruhm mit unbezwinglichem Triebe;
Jener spornet die Gier der niedrigen Seele nach Schäzen;
Andere jagen entzügelten Sinns nach Lüsten des Leibes.
Aber allgebender Zeus, der du donnerst aus schwarzen Gewölken,
Herrscher des Blizes, erlöse die Menschen vom tödtenden Wahnsinn!
Scheuch' ihn hinweg von der Seel', und laß uns die Weisheit ergreifen,
durch die mit der Gerechtigkeit Zepter du alles regierest,
daß geehret durch dich wir wiederum Ehre dir zollen,



Kudworth ist. Aber dennoch hab ich's vorgezogen. Denn so wie hier, wenn's Druckfehler ist, ακινητοις für ανικητοις gesezt worden, eben so leicht konte sich lange vorher umgekehrt ανικητοις für ακινητοις einschleichen. Mein eigentlicher Grund, warum ich diese Lesart vorziehe, ist der Unbesiegte, Hände Gottes sind zwar auch eine grosse Idee. Aber sie fugt hier nicht so in den Zusammenhang, als die weit finnlichere Idee der beim Anfassen des Blizes nicht zitternden Hände.

und mit ewigem Preise deine Thaten besingen.
Also gebür't es dem Sterblichen. Was ist Göttern und Menschen
Grösser, als ewig mit Wahrheit die Regel des Weltalls zu rühmen?

---

Wer kann diese Hymne — auch nur in meiner Uebersezung — lesen, ohne mit warmer Ehrfurcht für den Dichter erfült zu werden, ohne den Wunsch, wir hätten mehr dergleichen von ihm? Ich sage mehr, wo ist der christliche Dichter, der sich ihrer zu schämen brauchte? — Ich geb' ihr bei weitem den Vorzug vor den Hymnen des Kallimachus, und denen dem Orpheus und Homer beigelegten. Ueber den Hymnen des Orpheus ruht eine mysteriöse chimische Dunkelheit. Homers Hymnen haben bei ihren andern Schönheiten doch nicht den Schwung, den Gesänge der Art haben müssen, und den auch diese haben würden, wenn sie wirklich vom Homer wären; als woran nicht blos neuere, sondern schon sehr alte griechische Kritiker gezweifelt haben. Kallimachus Hymnen endlich sind eine theologische Krambude, wo viel eitler Flitterprunk von zusammengeraster Gelehrsamkeit, aber nur wenig ächtes Gold und Silber feil geboten wird. In Kleanths Hymne hingegen spricht erforschte und gefühlte Wahrheit mit jedermann vernemlicher Stimme, nicht im heisern philosophischen, aber auch nicht im dumpfen Orakelton. — Ich gestehe freilich, um nicht zu sehr für meinen Helden eingenommen zu scheinen, man merkt's an einigen Stellen, daß der Dichter zugleich Philosoph war. Und Poesie und Philosophie sind nicht immer ganz verträglich beisammen, oder vielmehr, sie sind es zuweilen zu sehr. Ein Kopf, in welchem beide sich gleich sind — gleich, denn freilich auch Homer war Philosoph, auch Leibniz war Dichter — kan schwerlich mehr als mittelmässig seyn. Und von der Art war Kleanth. Diogenes nent ihn ausdrücklich einen langsamen Kopf (ἀφυεῖς καὶ βραδὺς ὑπερβαλλόντως). In einem

einem solchen Kopfe nun, wo kalte Vernunft und Feuer der Einbildungskraft sich das Gleichgewicht halten, da muß natürlich öfters der Frost der erstern in die Poesie, die sengende Glut der leztern in die Philosophie übergehen. Daraus erkläre man, wenn man will, daß einige Stellen dieser Hymne zu nakt, zu metaphysisch aussehen, und überhaupt nicht durchaus einerlei Schwung herscht. Vielleicht liesse sich hieraus auch auf der andern Seite erklären, woher es gekommen, daß Cicero, der nur wenig poetischen Sinn hatte, ihm zu seinem höchsten Gott die Sonne aufgebürdet, wenn wir nämlich voraussezen, der Römer hab' etwa diese oder jene Stelle in den philosophischen Schriften des Griechen, wo dieser sich mit zu sinlichen poetischen Farben von Gott ausgedrückt, misverstanden und im eigentlichen buchstäblichen Sinne genommen. Doch sey's damit wie es wolle, genug, niemand wird leugnen, daß diese Hymne eine der herlichsten Ueberreste der philosophischen Poesie der Alten sey.

Ueberhaupt gibt's unter den Ueberbleibseln mancher lyrischen Dichter Griechenlands, deren Werke gröstentheils verloren gegangen sind, doch noch manche trefliche Stücke, zum Theil ganze Gedichte, wie diese Hymne, zum Theil wenigstens doch solche Fragmente, die schon für sich vollen Sinn geben. Sie stehn aber zerstreut in mehrern Samlungen unter Fragmenten von halben, und einzelnen abgerissenen Versen; und sind daher zwar wol dem Kenner, aber nicht dem blossen Liebhaber der griechischen Litteratur so bekant, als sie's zu seyn verdienten. Freilich haben auch jene kleinen unbedeutend scheinenden Fragmente von einem oder ein Paar Versen ihren grossen Nuzen. Aber für wen? Für den Sprachforscher und für den Kritiker, der mit geistphysiognomischem Aug' auch aus solchen abgehauenen verstümmelten Gliedern auf den ganzen Dichter fortschliessen kan. Aber dem blossen Dilettanten ist jedes solches Fragment gleichgültig, das nicht wenigstens halb und halb ein Ganzes ausmacht. Bei ihm würde also hoffentlich

lich der Mann Dank verdienen, der aus den Samlungen Ursins, Stephans, Wintertons, Wolfs u. s. w. alle diejenigen Stücke auswälte, und besonders herausgäbe, die entweder wirklich unzerstückt sind, oder doch gewissermassen als ein Ganzes angesehen werden können. Dazu würden noch manche eigentlich lyrische Stücke aus der Anthologie, ferner manche, deren Verfasser unbekant ist, beim Stobäus, auch viele einzle Skolien beim Athenäus und andern hinzukommen. Die Samlung würde nicht gros werden, aber ausser andern Zwecken sicherlich auch zur Bildung des Geschmacks und der ästhetischen Beurtheilungskraft des Jünglings sehr nüzlich seyn. Vielleicht entschließ ich mich selbst über kurz oder lang dazu. Obs sich's der Mühe verlohnen würde, schliesse man z. E. aus folgender Uebersezung eines noch übrigen Gesanges vom Bakchylides, Pindars Zeitgenossen und Nebenbuler. Ich gesteh indes gern, daß ich die leichthüpfende Harmonie und süße Naivität des Originals nur wenig erreicht habe.

## Auf den Frieden.

Schäze gebieret den Menschen die mächtige Göttin des Friedens,
und den blumigen Schmuck der honigzüngigen Lieder. —
Sieh! nun brennen in goldener Flamm' auf stolzen Altären
Schenkel von Rindern und schönbewolleten Schafen den Göttern.
Kampfspiel und Flötengesang und Reigen denket der Jüngling.
Auf den eisenbezogenen Schilden ruhet der schwarzen
Spinnen Gewebe. Der Rost zernagt die bestäleten Lanzen
und zweischneidigen Schwerter. Das Schmettern der ehrnen Trommeln
hallet nicht ferner. Der honige herzerwärmende Schlummer
flieht vom Augenwimper nicht mehr. Vertrauliche Schmäuse
füllen die Strassen; es lodert die Fackel verliebter Gesänge.

---

4. Brief

## 4.
# Brief aus Frankreich.

Paris den 12ten Nov. 1768.

Das Schauspiel der Moden belüstigt in Frankreich mehr als irgendwo, weil es wie die Bilder einer Zauberlaterne abwechselt und nie so einförmig wird als unsre Nachahmung. Mancher deutscher Hof in seiner Gala sieht aus wie ein Assortiment Dresdner Puppen aus Einer Form und von Einer Glasur. Eine junge Französin ist ehrgeiziger; sie erfindet sich ihren Puz selbst, oder ändert die Mode nach ihrer Gestalt und versteht mehrentheils ihren Vortheil. Auf einem Ball bei dem Prinzen Soubise sah ich alle junge Damen verschieden gekleidet; jede war auf eine eigenthümliche Art aufgesezt, garnirt und verziert. Freilich wird ein neues Kopfzeug so ernsthaft untersucht wie ein neues Drama, und wenn manche Erfindung ihre Jahrszeit durchlebt, so fallen auch andre am Tag ihrer Geburt.

Alles, was für den Nachttisch bestimt ist, gehört hier ins Gebiet des Genies. Es gibt in Paris Artistes en fait de Juppes à baleine und Artistes peruquiers. Die Akademie der Wissenschaften untersucht nicht immer Maschinen um Pfröpfe aus Bouteillen zu ziehen*); sie erhebt sich oft zu gemeinnüzigeren Gegenständen, und ernent Kommissäre, um einen neuen Lockenbau zu prüfen. Mir ist folgendes ehrenvolle Zeugnis bekant: l'Academie ayant examiné les ouvrages du Sieur Garasse, Artiste coeffeur des Dames, elle atteste la solidité de son tissu, reconnoit l'élegance de ses formes et applaudit à son zele ingenieux. Leider hilft das Brevet dem Künstler nicht immer; man appellirt von der Akademie an eine Tänzerin.

Ich

*) S. Hogarth's Mariage à la Mode.

Ich ging gestern zu einer berühmten Modehändlerin, welche Puppen durch ganz Europa versendet. Hier sah ich mit Unmut ein Heer Automaten, furchtbarer für uns als ein gallisches Kriegsheer, weil es uns schon Jahrhunderte lang brandschazt. Eine Puppe kam mir vorzüglich abgeschmackt vor: ist sie verkauft? fragte ich. Oui, Monsieur, elle est destinée pour le Nord, ou l'on aime les couleurs singuliers et le merveilleux. Aber hat man sich in Paris je so gekleidet? Eh, mon Dieu, non, Monsieur! mais on a des magazins à vuider. Il faut de la varieté, et il s'agit de satisfaire au gout de chaque nation. Ich ward erbittert bei dem Gedanken, daß vielleicht bald die Puppe im Puzzimmer einer deutschen Prinzessin anlangt, daß sie dann den Hof und die Stadt umbildet und ganze Garderoben zum Trödel verurtheilt, daß sie manchem Ehemann heimliche Seufzer, mancher modesiechen Frau ihren Schlaf kosten wird, daß sie Freundschaften trent und Gallenfieber ausbrütet, diese misgestaltete Brut der Fantasie eines elenden Weibes, das von ihrem Boden herab uns plündert und verspottet.

Zum Theil sind wir durch die Anglomanie der heutigen Franzosen gerächt. Sie treffen überal auf wandelnde Riding Coats, in deren Falten ein gebrechliches, übel ebarschirtes, halb wieder aufgelöstes Wesen zappelt, oder auf Englische Fuhrwerke, überthront von einem Kütscher aus der Titanen Familie, der Streitrosse mit einer Donnerstimme lenkt; hinten auf haben sich noch ein Paar Riesen gelagert, neben her springt nicht selten ein furchtbarer Hund und in einer Ecke des Kastens werden Sie mit Mühe das einbalsirte Restchen einer alten Familie gewahr — es jammert Sie des mit Ungeheuern umringten Pigmäen.

Zu gleicher Zeit wimmelt's von Engländern hier, die durchaus Pariser Stuzern ähnlich seyn wollen. Nichts ist Hudibrastischer als ein nerviger Britte, wenn ihn sein Schneider französisch aufgezäumt hat, und er sich bäumt und sträubt im ungewohnten Zeuge, wie ein ungebrochnes Pferd im

Schlitten-

Schlittengeschirr. Sonderbar ist es, daß die Söhne der Freiheit sich knechtisch unter jede Mode bequemen, und daß der unterthänige Franzos immer eine Nazionalverzierung anbringt. Er steckt in seinem Reitknechtshabit einen grossen Blumenstraus an die Brust, und hinter seinem Nacken schwillt der kleine englische Kadogan zur Grösse eines Puddings. Wenn Miß ihren mit einer Rose geschmückten Chiphat auf die Mitte ihres braunlockigen Kopfs sezt, so hängt der Chapeau à l'angloise schief auf der gepuderten Französin und die Rose wird zur Guirlande. Auch die gerühmten Kostumetrachten auf dem hiesigen Theater sind alle so durchfranzösirt, daß sie nicht mehr kenlich sind.

Ich schweige von meinen Landsleuten; ihre Misgestalten belustigen mich nicht. Es geht mir nahe, manchen mit dem Clinquant aller Nazionen ausstaffirt zu sehen, wie einen von Europäern beschenkten Wilden, zu hören, wie man es belacht, daß ein ehrlicher Deutscher immer jede neue Thorheit auf sich pfropft. Viele sind mit einer algemeinen Musterkarte drapirt und tragen ihre Reisegeschichte auf sich herum; man kan ihnen von ihrem Hut zu den Stiefeln von Italien durch Frankreich nach England folgen, und durch die bunte Lasur leuchtet oft eine herbe Grundfarbe von Studenteneleganz durch. Warum reisen wir nicht später, wenn Kopf und Herz fester sind? Nun flattern wir in die Welt wie ein weisses Blatt, daß jeder Thor mit seinem Wahnwiz befleckt, und oft mit unauslöschlicher Schrift.

Ich preise unsre Landsmänninnen. Sie haben doch der Schminke widerstanden. Hier ist sie nicht mehr Koketterie, sondern notwendiger Theil des Anzugs. Neulich entlief mir eine Dame im Begrif in den Wagen zu steigen, und rief mit aller Würde des tragischen Entsezens: ah grand Dieu! j'ai oublié mon rouge. Nur verächtliche Dirnen ahmen in Frankreich durch das Rothe die Farbe der Natur nach, une honnête femme mêt le rouge à tranchant. Sie trägt nämlich unter jedem Aug einen scharf abgeschnittenen karmesinfarbigen Fleck auf. Ich finde diese

Flecken

Flecken leidlicher auf einem lederfarbenen alten Gesicht, als auf jugendlichen Wangen, weil sich auf jenem die Nüanze sanfter vereinigt. Welchen Unsinn man nicht all aus Gewohnheit erträgt! Wer zuerst seinen Kopf in einem Mehlsack herumkehrte, und es wagte in einer ehrbaren Versamlung zu erscheinen, würde zuverlässig dem Arzt empfohlen; und wir lachen über die Römerinnen und ihren Puder aus Goldstaub, über die schwarzen Zähne in Indien, über die gelben Finger in Aegypten? Ich sah ein Bild einer bekanten Schönheit aus der Zeit Ludwigs XIV. als Göttin der Liebe in einem Wagen von Tauben gezogen — mit einer Fontansche. Das ging an im grossen Jahrhundert des Geschmacks. Wie sehr mus alles Gefühl abarten, eh der wespenartige Leib unsrer Mädchen gefällt, eh wir uns mit den Reifröcken aussöhnen, die ein englischer Schriftsteller ein verkehrtangelegtes Festungswerk nennt! Als die Frau eines dänischen Konsuls die Gemahlin des Kaisers von Marokko besuchte, fühlte diese neugierig auf den Reifrock herum, und fragte voller Erstaunen: bist du das alles selbst? Unsere Mütter hatten ihre Aussenwerke, nicht viel scharfsinniger, hinten angebracht. Es sind noch Strafgeseze gegen den widernatürlichen Prachtgeschwulst übrig. In Franz des Ersten Zeiten ließ sich jeder ehrbare Mann barbiren und nur die Stuzer trugen Bärte. Ich finde in einer Stelle das Ben Johnson, daß eine Tabakspfeife damals unter die Nippes eines zierlichen Herrn gehörte, und daß man sie am weiblichen Nachttisch mit eben dem wichtigen Anstand, wie jezt eine Riechflasche, herauszog. Als Madame de Motteville den Hof der Infantin und künftigen Gemahlin Ludwigs XIV sah, war es Mode bei den spanischen Damen die Brust zu bedecken und den Rücken zu entblößen. Es verdient bekanter zu werden, daß vor einigen Jahren eine Französin auf dem Spaziergang des Palasts von Orleans mit lilasfarbener Schminke erschien, und es ist unbegreiflich, daß der Versuch ohne Nachahmung blieb.

Die

Die Geschichte des Menschen ist oft dem Tageregister eines Bedlams ähnlich; sie erzählt die Visionen der Kranken. Was uns heut als der Triumf des guten Geschmacks vorkömt, sinkt vielleicht Morgen zum Unsinn herab. Wie gähnen bei dem Wiz unsrer Väter, merkt's euch, ihr Lustigmacher des Haufens, die ihr von Ewigkeit träumt!

Ue.

---

## 5.
## Einige Szenen aus dem Alcibiades.

Zwar wüst' ich nicht, daß irgend ein Kunstrichter etwas von Belang über meine erstern Proben gesagt hätte. Doch wärs auch möglich, daß ich es blos nicht gelesen, denn an dem Orte, wo ich lebe, sind kritische Schriften so selten, wie Singvögel im Winter — —. Indes sey dem wie ihm wolle, schon der mündliche Beifall meiner Bekanten und noch mehr Ihre Aufmunterung, lieber Boie, macht, daß ich Ihnen hier wieder einige abgerissene Szenen zusende, die letzten einzeln, die ich abdrucken lassen werde —. Das Ganze, wenn mir anders Kraft und einige Musse zum völligen Ausfeilen bleibt, erhalten Sie ja so in wenig Monaten.

Meißner.

---

Alcibiades. Nicarete.

Nicarete. Umsonst, Alcibiades, suchst du dich länger vor mir in diesen trügerischen Nebel einzuhüllen. Ich durchdring' ihn leider! nur zu deutlich. — Halt mich für so leichtgläubig, als du wilst. Nur vergis nicht, angeblicher Menschenkenner, daß die Augen der Liebe scharf sehen. — Nicht Staatsgeschäfte, nicht Kummer fürs gemeine Beste, ruft dich schon wieder von mir; dein eignes untreues Herz allein thuts.

Alcibiades. Argwöhnische, wie kanst du glauben, daß — daß —

Nicarete. (einfallend) Bravo, Pursche, noch bist du zuweilen nicht ausgelernter Heuchler genug, um nicht bei falschen Entschuldigungen zu stocken. Ist das noch der heisdürstende Jüngling, der Tag und Nacht meine Thüre belagerte, der einen eigenen Dichter besoldete, um mich nach Würden zu besingen; dem die Stunden in meinen Armen Augenblicke dünkten; der aus Ursachen, die dich schamroth machen müsten, wenn du anders dich noch schämen köntest, so oft bei mir Alcides zu seyn wünschte; der von meinem Lächeln lebte, und vor meinem Ernst zu Boden sank? — O Mann! Mann! Warum gilt nur jezt seit wenig Wochen erst jede Rathsversamlung so viel bei dir, daß du ihrenthalben mich Tage lang fliehst? Warum schläfst du jezt so sanft? Siehst wieder so roth, und zechst so tapfer? Warum müssen jezt erst pantomimische Tänze meiner Sklavinnen deine Nerven reizen, wenn du endlich einmal aus Gnaden eine Nacht mir schenken willst? Nein, Flatterhafter, es ist nur zu klar, deine erste Glut ist dahin gelodert, und ich fürcht', ich fürchte, du bist bundbrüchig bereits? — Du schweigst! O rede! Aber beim Regierer der Götter und Menschen rede Wahrheit.

Alcibiades. Das will ich. — Aber hast du auch Mut genug, theures Mädchen, um Wahrheit zu hören?

Nicarete. (zurücksinkend) Ha! ich Elende! ich Unglücklichste meines Geschlechts! zu deutlich nur spricht diese Frage mein Urtheil. — (aufspringend) Schändlicher, also leugnest du es selbst nicht mehr, daß du ein Mädchen, das so wahr und warm an dir hing, mit falschen Schwüren getäuscht, sie in ewiges Elend gestürzt, und mit Ränken des grausendsten Fluches würdig, um Seelenruh, um Ehr und Glück betrogen hast.

Alcibiades. Nein, Nicarete, nicht Meineid, nicht falsche Ränke verführten dich. Mein Mund schwur nichts, was nicht mein Herz auch fühlte. Unter Tausenden deines

Geschlechts,

Geschlechts, die mir winkten, erkohr ich dich, und die Glut, mit der ich mich dir ganz zu eigen gab —

Nicarete. Schmach und Fluch über dich, daß sie mir so einzig und so redlich schien, daß ich voll Vertrauen in deine Arme mich warf, und einfältig genug war, dir die ewige Liebe, die du so zahllos mir zuschwurst, zu glauben.

Alcibiades. O nicht so stier und hastig, eh' du selbst noch weist, was ich sagen wolte! — Gedenkst du noch, Liebe, jener frohen Stunde, wo ich zuerst beim Schauspiel dich sah? und jener noch zehnfach frohern, wo ich den ersten Kus auf diese Marmorhand drückte, und zitternd stammelte: darf ich aufblicken, Nicarete, und dir sagen, wie zärtlich ich dich liebe?

Nicarete. Wie, Verräther, hast du Frechheit genug, mich selbst hieran zu erinnern? Leider gedenk ich ihrer, dieser unglücklichen Stunde, leider verwünsch ich den Augenblick —

Alcibiades. Ausreden, Theure, ausreden las mich, und dann will ich sie geduldig ertragen, all' die Schmähung, die du über mich auszugiessen Neigung hast. Beleidigte Lieb' erzeugt sie, es ist eine bittre Frucht, doch der Stamm, der sie hervorbringt, ist edel und gut. — Damals, du weist es selbst, denn ganz Athen wust' es; — damals, als ich zuerst dich sah, liebte Elpenice mich, das reichste Mädchen dieser Stadt; — äussern Reiz erhob sie noch mehr durch glänzenden Wiz und durch Vorzüg' ihrer Seele. — Beide Familien wünschten dies Band; ich selbst schien es knüpfen zu wollen, denn ob ich gleich nicht Liebe fühlte, so sprach doch ein innerer Trieb, den man Halbliebe nennen könte, zu ihrem Vortheil; und weis Apollo, was noch die längere Dauer aus ihm hervorgebrütet haben würde. — Aber so wie ich dich sah, wär' es für Zeus selbst Unmöglichkeit gewesen, ihr meine Hand zu verschaffen. Weggetilgt war ihr Nam' aus meinem Herzen; öffentlich gestand ich, daß es für dich nur glühe, und bot jede List der Liebe auf, um Gegenliebe zu erlangen. — Sprich! handelt Verstellung

wohl so? Opfert erdichtete Zärtlichkeit der wesentlichen Güter so viel auf?

Nicarete. (mit thränenden Augen wegwendend) Was weis ich? Und was soll das jezt?

Alcibiades. Dir beweisen, daß ich nichts dir zuschwur, was ich nicht auch innigst fühlte. — Gedenke des Jammers, Mädchen, mit dem ich bald nachher in einer leichten dich überraschenden Krankheit, ganze Tag' und Nächte durch, dein Bett' umlagerte! Gedenk der grenzenlosen Freude, mit der ich dich einst unvermutet mir wieder des Morgens entgegen schleichen sah'! Und du wirst gestehn, daß ich dich redlich liebte.

Nicarete. Um desto grösser müsse deine Schmach bei jedem Rechtschaffenen seyn, wenn du jezt wankst! Sage, Bösewicht, was beging ich, das mich in deinen Augen zu erniedrigen vermochte?

Alcibiades. Nichts, nichts! unschuldiges liebvolles Geschöpf.

Nicarete. Und doch ist deine Glut verschwunden, und Has hat ihre Stelle eingenommen?

Alcibiades. Unglück sonder Maas und Namen komm' über mein Haupt, wenn ich je die Edle hassen könte, die ich so warm liebte. Aber vergönn mir nur noch wenig Worte, und dann richte mich, wie dirs gut däucht! Ist Klugheit wohl die Mutter der Zärtlichkeit? Sind es Maasregeln der Billigkeit und des Verstandes, von denen die Lieb' erzeugt und geleitet wird? Oder ist es nicht ein blosser innerer geheimer Trieb, den wir selbst nicht kennen? — Zweifelsohne das lezte. — Denn wär' es nicht so, warum floh ich Elpenicen, so geistreich, schön und reich? Warum erwählt ich Nicareten, die arm und unbekant war? Unbegreiflich ist daher das Feuer, von welchem der Jüngling entglüht; und je schneller es aufflamt, desto stärker lodert es auch. Herrliches Geschenk der Gottheit, das alle Stände sich gleich macht, und den Bettlerbusen

busen so mächtig, als des Archonten seinen entflamt! Aber nur leider auch allzuvergänglich. Erzeugt ohn' unser Zuthun verlöscht es eben so oft und schnell, ohn' unsre Schuld, ja oft wider unsern Willen. — Glaub' nicht, Nicarete, daß ich dies alles deshalb sage, weil auch meine Glut verloschen sey. — O nein! du bist mir immer noch das milchweisse, purpurwangiche Mädchen, mit Hebens Busen, Athenäens Augen, und all' den Liebreiz Cythereens ausgeschmückt. Noch ist jeder deiner Blick' unwiderstehlich, jedes deiner Worte Melodie für mich. Aber weil ich Redlichkeit liebe, will ich dir frey gestehn, jene erste Flamm' ist verschwunden; kältere Freundschaft ist in die Rechte brennender Lieb' eingetreten. — Noch vor wenig Wochen war jeder Reiz, ausser dem deinigen, für mich nicht da; dich allein hört' ich in der Gesellschaft: dich allein sah' ich in der Menge des Volks. Jezt, jezt fühl ich auch bei den Schönheiten deiner Schwestern, fühl' oft so stark für sie, als für dich, und erzittre, wenn ich mir's dann gestehe. — Jezt, Nicarete, jezt erfodert es beiderseitige Klugheit, der Laune des menschlichen Geschicks nachzugeben, weils noch früh am Tag ist. Ein Mädchen, wie du, verdient ganze Lieb' und ein ganzes Herz. Wie glücklich war ich, der ich sonst es dir gewähren konte! — o zürne nicht, daß ich es jezt nicht mehr vermag! Bedaurung vielmehr ist, was ich verdiene! Ich entbehre des edelsten Geschöpfs, weil die Hand, die mich schuf, mir Kraft im Ausdauren versagte.

Nicarete. Ha! und du willst mich also verlassen? Mich dem Spott meiner Gespielen, deren Neid ich bis jezt war, der Verachtung keuscher Matronen, die stolz auf die Gestrauchelte herab blicken, und den wizlosen Höhnereyen jener Jünglinge, die ich deinetwillen unerhört abwies, preis geben?

Alcibiades. Wer will das? — Wär ich dann wohl werth, daß diese Sonne mich wärmte, diese Erde mich trüge? — Nein, eben dies zu vermeiden, wollen wir jezt, da du noch ganz allein die Abnahme meiner Flammen spürst,

uns trennen. Trennen, wie zwei Freund' es thun, wenn sie nach einem langen Gespräch, sich zwar für jezt müde geredet haben, aber doch deshalb nicht minder sich lieben. Dies Haus, dessen Bewohnerin du bisher warst, erkent von nun an dich als Besizerin. Es ist mehr als hinlänglich, dich für Nahrungsbedürfnis zu schüzen; und was den Spott betrift, den du befürchtest, so will ich auch seinethalben jede Kraft in mir aufbieten, die dir Ruhe wieder zu geben vermag. — Sag' einmal, wenn von zwei sich trennenden Verliebten ja eines Nachrede zu befürchten und mit einigem Schein des Rechts zu ertragen hat; wen trift wol das Schicksal, den der verlassen wird, oder den der verläßt.

Nicarete. Den Verlassenen ohne Zweifel, so ungerecht es auch ist, des Bundbrüchigen zu schonen, und des Unglücklichen oben drein zu spotten.

Alcibiades. Wolan dann, theures Mädchen, ich bin dir die möglichste Genugthuung für meinen unwillkührlichen Leichtsinn schuldig, und ich will sie leisten. Säume nicht ein so günstiges Vorurtheil zu deinem Vortheil zu nuzen. Laß in den Augen der Welt mich den Verabschiedeten seyn! Verbirg unter Hohnlächeln deine Thränen, und unter Verspottung deinen Schmerz. Ich will alles dies, ja selbst die noch weit schmerzlichern Bedaurungen meiner Freunde, und die Schadenfreude meiner Neider geduldig tragen. Zwar wird mein liebstes Gut, mein Stolz gekränkt, doch auch dieses Opfer sey dir willig gebracht.

Nicarete. (erstaunt) Faß ich dich?

Alcibiades. Nimm den ersten besten Vorwand! Laß es Eifersucht, Wankelmut, oder die stärkern Reize eines neuen beglückten Liebhabers seyn. Nur sorge für dich!

Nicarete. Und wie soll, wie kan ich das?

Alcibiades. Du kenst den Eukrates. Ein edler Jüngling, immer mein Nacheiferer, der zweite Alcibiades, wenn der erste fallen solte. — Er liebte dich ehmals, zwar verscheuchte ihn meine Ankunft, aber ich müste mich sehr irren, wenn nicht noch in seinem Herzen der erste Funke glimte.

glimte. Heut beim öffentlichen Schauspiel fach ihn an! — Sieh stolz auf mich, der ich mich demütig dir nahen werde; sprich das Wort: Keine Vergebung! und: Entferne dich! so laut, daß es wenigstens zwanzig deiner Nachbarinnen vernehmen; dann wirf einen deiner siegenden Blicke auf den Eukrates, den ich durch unbemerkbare List schon in die Nähe von mir bringen will; und was gilts? Du hast überwunden.

Nicarete. Ruchlosester, gefährlichster aller Bösewichte, willst du zum Lebewohl mich noch im Betrügen unterrichten?

Alcibiades. (halb lächelnd) O eine feine Kunst, wenn sie nur denjenigen beglückt, an dem wir sie ausüben. Weist du nicht, daß das schädlichste in der ganzen Natur, das Gift selbst zuweilen nüzen und heilen kan? Wie sehr wird Eukrates des Lebens ganze Wonn' empfinden, wenn er, in deinen Armen ruhend, berauscht von deinen Küssen, mich überwunden und verdrängt zu haben wähnen wird! Wie stolz wird er mich übersehen, und jeden deiner Zauberreize noch reizender finden, wenn er sich im beneideten Besiz, und mich im Dürsten nach solchem denkt. Ja du selbst, liebes Mädchen —

Nicarete. Recht so, das fehlt noch! Nicht wahr? ich selbst wäre so wankelhaft, so pflichtvergessen wie du, mein Leben dahin zu schwelgen? — Nimmermehr! Nimmermehr!

Alcibiades. Wankelhaft? o nein! Nicht aus Leichtsinn thust du dann, was ich dir rathe; blos aus Wunsch dich zu zerstreuen, und den Gram zu übertäuben, der uns bald zu Boden wirft, wenn wir ihm Gehör vergönnen — Die beste Kur gekränkter Liebe besteht darinnen, daß wir mit einer neuen tändeln. Zwar ist der Anfang schwer, doch bald wird der Boden ebener werden, und eine Tändelei so schnell in Ernst sich wandeln, daß oft eine Seifenblase länger als der Schmerz dauert, mit dem wir uns Jahrhunderte lang ängsten zu müssen fürchteten. — Welche

Pflicht bist du endlich wohl dem Eukrates schuldig, die der schlern, dich selbst zu beruhigen, die Waage hielte? — Geh' wohl, Nicarete, überleg' es recht, und findest du dann, wie ich nicht zweifle, meinen Vorschlag gut, so stell dich im Schauspiel' ein, und wetteifre mit mir, wer seine Rolle am besten spielt. (schleunig ab.)

## Nächstfolgender Tag.

Fragment einer Szene zwischen Nicarete und Eukrates.

Eukrates. Und nun, o nun erröte nicht länger, schönste allgemein beneidete Tochter Athens, Schmuck dieser Stadt, und des ganzen Griechenlandes, erröte nicht länger, mir zu gestehn, daß ich dir nicht völlig gleichgültig sey.

Nicarete. (schamhaft die Augen niederschlagend) Das bist du leider nicht! —

Eukrates. Warum leider? — O, auf meinen Knien bitt' ich dich, vertilge dieses grausame Wort. Solt' es dir leid thun, Göttin, einen Mann zu beglücken, der seit drei Jahren für dich glühte; ein Leben, grausender als Grabes Nacht, dahin schlepte, weil er von dir verachtet zu werden fürchtete, und erst seit gestern wieder seines Daseyns sich zu freuen begint. — O daß Athen mein wäre, und daß dann ein solches Geschenk das aufrichtige Bekentnis deiner Lieb' erkaufen könte; Es läge längst zu deinen Füßen.

Nicarete. Schmeichler! übertriebner Schwärmer!

Eukrates. Das muß ich allerdings dir scheinen, selbst wenn ich auch nur die Hälfte meiner Empfindungen dir stotternd gestünde. — Denn meine Lieb' ist unermeßlicher, als das Weltmeer, flamt heftiger als die Sonne selbst, und ist reiner, als siebenmal geläutertes Gold. O nur einmal sage mir: Eukrates, ich liebe dich! Dann mag Jupiter seinen Thron für sich behalten! Ich wäre doch der glücklichste, und er der minder Selige.

Nicarete. Halt aus, Jüngling, und ich sag's dereinst vielleicht.

Eukrates. Aber nur eine Frage vergönne mir! Wenn Alcibiades Mittel fände, wieder hier zu knien, und hier

zu

zu stehn; so wie ich jezt stehe; würdest du ihm verzeihen? Würd' ich der Verschmähte, und er der Wiederaufgenommene seyn?

Nicarete. Beim Vater der Götter und Menschen, er würd' es nicht!

Eukrates. Wohl! Ich baue fester auf dein Wort, als auf porphyrene Felsen. Leb wohl indessen, du Göttliche! Binnen wenig Stunden entflieh' ich den lästigen Geschäften des Staats — was wäre mir nicht lästig, wenn es mich künftig von dir trent — und eile wieder her zu deinen Füssen. (ab)

Nicarete allein.

Ein braver Junge! — fürwahr recht brav! — Ueberspannt ein wenig! — Was thut's! — Vielleicht sogar desto besser! Dann macht wenigstens auch ein ziemlich beträchtlicher Nachlaß immer noch nicht allzuschlaff. — — Aber bin ich nicht strafbar? — Noch vorgestern in Alcibiades Armen; noch gestern früh untröstlich; und heute! heute! — — o Alcibiades! Alcibiades! warum gaben dir die Götter bei sovielem Reiz des Körpers und der Seele —

(Alcibiades tritt hier unvermutet aus einem Seitengemache, wo er all' das vorige angehört hat, hervor.)

Alcibiades. Halt ein, Nicarete! — Schmähen auf mich kan ich gelassen mit anhören; aber diejenigen zu belauschen, die mich loben, verbeut meine Bescheidenheit.

Nicarete. Ha! du hier? — Wie komst du hieher? — Schämst du dich nicht, mich zu behorchen? — Und was hast du noch bei einer Unglücklichen zu suchen, die du verachtet, und so schmähtlich gekränket hast?

Alcibiades. Ob ich all' deine Fragen behalten haben solte! — Laß sehn! Hergekommen bin ich durch die heimliche Thüre, die ich doch noch von ehegestern kennen werde, und durch diesen sichern Eroberer von Mädchenherzen, von Städten, und von verschlossenen Gemächern. (Indem er eine Goldbörse schüttelt) Warum solt' ich mich einer unschul-

 digen

digen List schämen, die ich ergriff, um zu wissen, ob du glücklich das Herz meines Nachahmers dir unterworfen habest? — Und was endlich die Absicht dieser Erscheinung betrift, so ist sie höchst schuldlos; denn ich kam blos, um dir mit aller Wärme einer ungeheuchelten Freundschaft Lebewohl zu sagen.

Nicarete. Ein Wort, das ich dir gern für immer geschenkt hätte!

Alcibiades. Herrlich, Mädchen! Sprichst du schon wieder im Doppelsinn? O wo Wiz ist, da kan es mit der Unruhe des Herzens nicht mehr so gar fürchterlich aussehn! — — Sey glücklich, meine Liebe, der würdigste Nachfolger ersezt meinen Plaz. Gefangen hast du ihn, nun sorge fürs Festhalten. — Siegerinnen werdet ihr leicht; doch die Wahlstatt zu behaupten, diese Kunst versteht ihr so selten.

Nicarete. Nun so lehre mich sie, du unbärtiger Weise, daß ich doch mindestens etwas Gutes dir zu verdanken haben möge.

Alcibiades. O nein, das wag' ich nicht, Spötterin. Dein eignes Nachdenken wird dein bester Lehrer seyn; nur Schade, daß Lieb' und Nachdenken nicht sogar oft einander zu besuchen pflegen. — Nimm also daher immer ein paar abgebrochne gutgemeinte Anmerkungen mit, sobald dein Mund sich zum Gähnen in Falten legt, will ich schliessen. — Lieb deinen Eukrates mit so wahrer und heisser Glut, als du nur immer kanst, aber um deines eignen Besten willen mit halbverhehlter. Dann und wann brech' ein Strahl hervor, der ihm die ganze Grösse derselben zeige, doch verschwind' er bald wieder, weil allzugrosse Hize leicht ermüdet. — Du küssest gern, und küssest süß: doch eben dieser Süsse halber, küsse selten. Allzugrosse Wonne ist des Ueberdrusses Schwester. — Laß ihn zuweilen viel erblicken, doch stets noch mehreres errathen. Wirklichkeit ist oft schön, aber Einbildung macht fast immer noch schöner. — Er braucht nicht jedes deiner Geheimnisse zu wissen, nur mache, daß er sich, jedes zu wissen, dünke. Du ringe nicht zu sichtlich

nach

nach den seinigen; unbemerktes Schmeicheln fängt uns Männer weit sicherer. — Sey ihm zuweilen Tage lang unsichtbar, und halbe Wochen lang kalt. Licht bedarf des Schatten; entbehrter Genuß verschönert den nachfolgenden. — Sey eifersüchtig im Herzen, nie im Munde. Sey für ihn — wenn es ja seyn muß, — Gattin des Nachts, doch stets erst angehende, oft sich sträubende Geliebte am Tage; damit er wieder froh dem Abend entgegen blicke. — Sey stets im Anzuge so lockend, wie heute. Fürwahr, wärst du nicht meine nun erklärte Feindin, hättest du nicht vorhin so feierlich geschworen mich fruchtlos knien zu lassen; er lockte mich selbst.

Nicarete. (nach ihm schlagend) Frevler! Unedelmütiger Jüngling, kenst meine Schwäch' und spottest ihrer!

Alcibiades. Bei meiner Ehr', es dürfte leicht etwas mehr als Spott seyn! Doch nein, leb wohl! — (zurückkehrend) Noch eins. Ueberspannung, sagtest du vorhin, sey immer gut. Untersuch' diesen Saz, eh du so ganz ihn glaubst. Ein allzusehr gespanter Bogen bricht. Nüze Schwärmerey, aber fach sie nicht noch mehr an. — Und endlich, bei allem, was dir lieb und werth ist; ich seh's zum voraus; du wirst fallen. Aber fall ja nicht zu zeitig! Männerknie werden nicht so plözlich wund; heb ihn daher nicht zu schnell auf, wenn er dich um das höchste Glück der Liebe fleht! Sey Wochenlang Witwe, um Jahre lang Gattin zu seyn. (mit boshaftem Lächeln) Verstehst du mich, Herzchen! Nicht doch! kein Thränchen! Es solte nicht Vorwurf, es solte Warnung seyn. — Und nun leb wohl, Holde, leb wohl.

Nicarete. Und das so ganz kalt?

Alcibiades. Nicht doch! Hier Lippe! Hier Busen, ist dein Zoll! — Und nun, leb wohl! Weil in der Flucht noch Rettung für neuer Wankelmut ist.

Die Fortsezung folgt.

---

6. Herra

## 6.
## Herrn Professor Seybolds Schreiben
an
## Herrn ***
über den Geburtsort des Malers
## Hans Holbein.

— — und nun erlauben Sie mir, Ihnen einen kleinen Beitrag zur Litterärgeschichte der Kunst vorzulegen. — Sieben Städte streiten um die Ehre, die Vaterstadt Homers zu seyn — und zwei, welche von beiden Hans Holbein hervorgebracht hat? — Augsburg und Basel — wiewol ich nicht weis, ob diese zwei Städte wirklich darum streiten, d. i. ob Schriften darüber gewechselt worden sind? Nur weis ich, daß der eine Litterator sagt, Holbein sey von Augsburg, der andere, er sey von Basel gebürtig, und die eine oder die andere gab man ihm in dem vorigen Jahrhunderte zur Vaterstadt, ohne daran zu zweifeln, daß es wenigstens die eine von beiden ist. So sagt Moreri geradezu:[1]) gebürtig von Basel — und De Piles ganz zuversichtlich,[2]) er sey der Sohn eines ziemlich erfahrnen Malers Johan Holbeins gewesen, der sich von Augsburg, als seiner Vaterstadt wegbegab nach Basel, wo unser Holbein im Jahr 1598. gebohren wurde, und diesen beiden stimt auch D'Argensville bei. — Iselin hingegen läst ihn in Augsburg geboren werden, und dann erst nach Basel sich begeben. Mehrere Nachrichten von Künstlern aus dem vorigen Jahrhunderte habe ich nicht nachgeschlagen.

Hier-

1) Dictionaire Art. Hans Holbein — natif de Bâle.

2) Siehe S. 436. deutsche Uebersezung vom Jahr 1710.

Hingegen in den neuern Zeitern scheint man angefangen zu haben, zu zweifeln, in welcher Stadt Hans Holbein geboren ward? Denn Johann Rudolph Füßli sagt in seinem Künstlerlexikon: 3) Er war, der wahrscheinlichsten Meinung nach, Bürger zu Augsburg — und in den Zusäzen zu demselben: 4) „Zu mehrerer Bekräftigung, daß er wirklich Bürger zu Augsburg gewesen, dienet, daß man seinen Namen in dem dahiesigen Malerzunftbuch findet.„ Oder betrift das, der wahrscheinlichsten Meinung nach, nur den Streit, ob er von Basel oder Augsburg gebürtig ist? und hat Herr Füßli von keiner andern Stadt Spuren gehabt?

Wie aber, wenn weder Basel noch Augsburg diesen berühmten Mann hervorgebracht haben? Wie? Wenn eine Stadt, die bisher nicht als seine Vaterstadt genant worden ist, Anspruch, und zwar den gegründet'sten Anspruch auf die Ehre, ihn hervorgebracht zu haben, machte? — Und diese Stadt ist der Ort meines gegenwärtigen Aufenthalts — Grünstadt an der Hard — die Residenz zweier gräflichen Leiningen-Westerburgischen Häuser.

Doch ehe ich den Beweis führe, müssen wir Hans Holbeinen eine Zeitlang aus dem Gesichte verlieren, und Bekantschaft mit einem andern Manne machen, den es uns nicht ganz reuen wird, kennen gelernt zu haben.

Gegen das Ende des sechzehnten, und zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte ein gewisser Quaden von Kinkelbach, der ein Buch folgenden Titels herausgab:

Teutscher Nation Herrlichkeit.

Eine ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen alten und uhralten Standes Germaniae, nämlich ihr erstes Auffkommen, Zunemmen, und jetzige Gelegenheit der Regierung und Herrschung, Stett, Policey, Kirchenstandts, Fleken, Schlösser, Dörfer, Fruchtbarkeit der Velder, Berge, Wäld, Fluß und Lachen.

Item

3) Künstlerlexikon. S. 258.
4) Erstes Supplement. S. 136.

Item etlicher fürnehmer Persohnen (welche uns das edle Teutschlandt unser allgemeines liebes Vatterlandt ans Liecht gebracht) Herkommen, Leben, und Abschiedt. sampt andern nüzlichen Materien zu billigem Lob und Ruhm Teutscher Nation dienlich. Alles in richtiger Ordnung beschrieben und an Tag geben

durch

Matthis Quaden von Kinkelbach.

Gedrukt zu Cölln am Rhein.

In Verlegung Wilhelm Lutzenkirchens im Jahr M.D.C.IX. 4.

Zugeschrieben ist es dem

Durchleuchtigen, Hochgebornen Fürsten und Herrn Herrn Friederichen, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzoge in Bayern, der Churfürstlichen Pfalz Erben rc.

dem nachmaligen Könige in Böhmen, der also noch Kurprinz war. Der Verfasser ist aus einem adelichen Geschlechte im Jülichischen — Er sagt S. 305. „Das Jülichische Land ist mit viel Adels bewohnt, welche meistentheils ihre Geschlechtsnamen von den Stammhäusern behalten, als da sindt die von Reuschenberg, die Palender, Meroder, Quaden — Nesselroder — Metternich, Mylendonk rc. und noch viel andere mehr von adelichem und rittermäßigem Geschlechte. An den Grenzen des Cöllnischen Landes liegt das Hauß und die Herrlichkeit Wikradt den Quaden zuständig, ein Reichs und freyes Lehen mit ihrem Hauptgericht, von welchem keine weitere Appellation geschicht, sampt andern Privilegien und Freyheiten der Römischen Kaysere bewahret, unter welchen auch die Erbhofmeisterey des Fürstenthumbs Geldern gehört. Studiert hat er zu Neuhaußen bey Worms, einem ehemals Pfälzischen, itzt Bischöfflich-Wormsischen Dorffe, drei Stunden von Grünstadt.„ Hier wurde schon im neunten Jahrhunderte eine Kollegiatkirche gestiftet, diese aber zur Zeit der Reformation in eine Fürstenschule oder Gymnasium illustre verwandelt, auf welchem Quaden, nach seinem eigenen Berichte, sechs Jahre zugebracht hat. Die Stelle enthält

auch

auch sonst einige nicht unerhebliche Nachrichten. Hier ist sie also: [5]) „Ein Büchsenschuß von Wurmbs nach Pfedersheim zu liegt Neuhausen, ist vorzeiten ein Stift gewesen, liegt auch rundts mit Weingärten umgeben, hat ein Maur und Wassergraben um sich, und liegt auch ein hübsch Dorf daran, zwo Bach fliessen nahe da vorbey, und ist inwendig fein bebawet. Hiehin hat Pfalzgraf Friedrich der Dritte um das Jahr 1565. ein Schul hingelegt, aus welcher die Studiosi darnach gen Heidelberg in die Sapienz promovirt wurden.

„Dieser Schulen war Ich auch in den Zeiten ungefehrlich 5. oder 6. Jahre ein discipulus. Hab unter andern praeceptoribus gehabt Joannem Eberhardum, so noch dieser Zeit des Heidelbergischen Collegii Rector ist, Simonem Stenium, jezigen Professorem linguae graecae zu Heidelberg und den ausbündigen Graecum und Grammaticum Fridericum Syllaepurgium, [6]) welcher vor wenig Jahren mit Todt abgegangen. Es hat die Kirch zween alsolchen Thürn gehabt, dern jez noch einer steht, den andern hat der dolle und wüste Krieger Franz von Sikingen abgeworffen umb das Jahr 1515. als er die Wurmbser auch aufs höchst anfechten thet.„

Quadens Hauptstudium müssen die Künste gewesen seyn. Von Künstlern und Kunstsachen gibt er besonders viele Nachrichten in seinem Buche. Ueber die Werke Albrecht Dürers, des Lukas von Leyden, und anderer urtheilt er mit vieler Einsicht, [7]) und meldet, was er auf seinen Reisen, z. E. nach England, für Werke der Kunst gesehen hat. [8])

Ja er hat selbst Hand angelegt. Denn er erzählt, an einem Orte, er habe bei einem Goldschmidt in Köln vor neunzehn

5) S. 162.

6) Der Herausgeber des Dionys von Halikarnaß und anderer kritischen Schriften. Gelegenheitlich ist Iselins histor. Lexikon in dem Art. Sylb. aus dieser Stelle zu ergänzen.

7) Siehe 426. folgg.

8) S. 427.

neunzehn Jahren gearbeitet, welcher ein alter, kunstreicher und wohl bewanderter Mann gewesen. 9)

Und nun, wozu so vieles von diesem Quaden? Was hat er für Genies mit Hans Holbein? werden einige Leser sagen, denen Sie diesen Brief gedruckt vorlegen. Sie aber und andere einsichtsvolle Leser werden schon voraus gesehen haben, daß ich diesen Mann als Zeugen wegen Holbeins Geburtsstadt aufstellen werde, und daß es also nötig war, den Mann, der etwas bezeugen soll, erst kennen zu lernen. Und so ists!

S. 426. führt Quaden eine Stelle aus Konrad Geßners Chronik von Albrecht Dürer an, die sich also schließt: „Fast in dieser Zeit lebet auch der künstliche Hans Holbein, welcher durch sein Mahlen dermaßen berümbt, das er alle andere weit übertroffen: dazu von König Heinrich dem achten in Engelandt beruffet worden„ — und hierauf fährt der Verfasser selbst S. 427. fort: „Dieser Holbein ist von Grünstadt aus der Pfalz bürtig gewest.„ Ich sehe gegen die Autorität dieses Zeugen nichts, oder nicht vieles einzuwenden. Der Mann ist unparteiisch. Was liegt ihm daran, ob Augsburg, oder Basel, oder Grünstadt der Geburtsort Holbeins ist? Er war ein Liebhaber der Kunst, mithin wird er alle Nachrichten von Künstlern mit Fleis gesammelt haben. Er hatte sich lange Zeit in der Gegend aufgehalten, in welcher Holbein geboren seyn soll. Mithin hat er Gelegenheit gehabt, genaue Nachrichten zu sammeln. Er ist auch der Zuverlässigkeit seiner Nachricht so versichert, daß er sie ohne weiteres hinwirft, und nicht daran denkt, daß man Holbein sonst einen andern Geburtsort anweise. Denn eben dieses, daß er keinen weiteren Beweis führt, keine Urkunden vorbringt, oder weitere Zeugen aufruft, oder sonsten historische Gründe darbringt, das scheint zu beweisen, diese Nachricht sey das zuverlässige Resultat einer vorhergegangenen Untersuchung gewesen — denn der Mann wird doch auch gewußt haben, daß einige Basel, andere

9) S. 419.

andere Augsburg zur Geburtsstadt ihm anweisen — er gebe sie also auf seine Treu und Glauben, und befürchte keinen Widerspruch. Wir finden auch nirgends, daß man ihm widersprochen hat. Dieß könte nicht geschehen seyn, entweder, weil man's nicht für der Mühe werth gehalten hat — ein Fall, der den Samlern von Künstlernachrichten nicht sehr viel Ehre machte, wenn sie sich um einen Mann nicht bekümmerten, der so viel gute Eigenschaften eines Zeugen hat — oder, weil dieses Buch, und mithin die darinnen enthaltene Nachricht von Holbeins Geburtsorte nicht bekant waren. Und dieser leztere Fall wird der wahre seyn. Daher habe ich von dem Manne und seinem Buche eine etwas weitläuftigere Nachricht gegeben.

Wenn aber nun auch Quaden bisher vom Widerspruch frei geblieben ist, so wird er's jezt nicht mehr seyn, und die Städte Augsburg und Basel werden Männer finden, oder vielmehr haben, die es nicht so leicht ohne Schwerdschlag zugeben, daß ihnen die Ehre, Holbeins Vaterland zu seyn, geraubt wird. Der Zeuge hat seine Aussage nicht beurkundet, und, Autorität gegen Autorität gerechnet, wird wol die Menge der Zeugen auf der andern Seite, werden die Namen eines Moreri, Iselin, d'Argensville, de Piles rc. den einzigen Quaden überwiegen. Wird also nicht das richtende Publikum die Ehre, einen Holbein hervorgebracht zu haben, unserer Stadt gleich wiederum absprechen?

Es fragt sich, ob es dieses mit gutem Gewissen thun kan, wenn man aus Urkunden und Dokumenten beweist, daß 1) in dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte die holbeinische Familie in Grünstadt geblühet hat? und 2) daß gerade gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts ein Hans Holbein in Grünstadt gelebt hat, der des Malers Vater gewesen seyn kan, und es mithin, allen übrigen Umständen nach, höchst wahrscheinlich wirklich gewesen ist?

Den ersten Punkt beweisen die Beed = oder Steuerbücher, die noch vom sechzehnten Jahrhundert auf dem hiesigen Rathhause liegen. In dem einen, das im Jahre 1573 angefangen worden ist, finden sich sehr häufig die Namen

Martin Holbein
Peter —
Paul —
Simon —
Theobald —
Valentin —
Hans Holbeins Kinder
Philipps und Hans Kaspar Holbein.

Im andern vom Jahre 1594. stehet

Philipp Holbein.
Hans Holbein und Apollonia Vollmarin Sohn —
Hans Kaspar Holbein.
wieder Hans Holbeins Sohn rc.

Was erhellet hieraus deutlicher, als daß in dem angegebenen Jahrhunderte die Familie der Holbeine sehr stark hier war? und daß besonders Hans ein Familienvorname gewesen zu seyn scheinet?

Der zweite Punkt wird noch strenger bewiesen durch ein Dokument von einem Pachtbriefe, das bei der hiesigen Schaffnerei des alten Klosters Hayningen liegt, und zu allen Zeiten von jedem Zweifler eingesehen werden kan. Es fängt sich also an:

„Wir diese nachgenannten — Schultheiß, Arnolts Friedrich, Peter Beker — Henne Brant, Henne Holbein, Peter Crintzer — alle Schöffen und die ganze Gemeynde, gemeynlich des Dorffs *) und Gerichts zu Grünstatt, bekennen uns öffentlich rc.„

Und

*) In alten Zeiten wars gewöhnlich, eine Stadt, wenn sie nicht sehr groß war, Dorf oder Flecken zu nennen. So nennt noch Quaden im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Wittenberg den Hauptflecken des Landes. S. 193. statt Hauptstadt.

Und diese Urkunde ist vom Jahre Tausend vier hundert und zwei und neunzig. Solte nicht dieser Hans (Henne) Holbein, unsers Hans Holbeins Vater gewesen seyn? ich wünschte, so gewis Vater eines berühmten Sohnes zu seyn, als ich glaube, daß dieser Schöffe Vater des berühmten Malers war.

Auch Sie, mein theuerster Herr! werden, hoffe ich, in diesen genealogischen Beweisen so viele Wahrscheinlichkeit finden, als man in einer so dunkeln historischen Sache, die von unsern Zeiten so weit entfernt ist, finden kan; besonders, wenn Ihnen beifällt, wie sehr es in alten Zeiten Mode war, daß die Söhne den Vornamen der Väter beibehielten. Und doch habe ich noch einen heraldischen Beweis, der, wie ich glaube, den Streit völlig entscheidet.

Sie haben vielleicht einmal in des alten, ehrlichen Drollingers Gedichten geblättert, und erinnern sich, daß S. 302. das Wappen, das Hans Holbein zu führen pflegte, als eine Vignette steht. Es ist ein Ochsenkopf mit einem Ringe durch die Nase, und einem Sterne zwischen den Hörnern — und dieses Wappen hat sich noch vor wenigen Jahren, wie mich einer von der gräflichen Dienerschaft, ein glaubwürdiger Mann, versichert, auf einem zwar jezt vielleicht verschütteten, aber bei ernstlichem Nachsuchen gewis noch zu findenden, Marksteine der hiesigen Flur gefunden. Würde sich der Maler Holbein des Wapens der Grünstadter Holbeinischen Familie bedient haben, wenn er nicht von eben dieser Familie gewesen wäre? oder vielmehr, hätte er sich desselben bedienen dürfen?

Wie ist aber nun Holbein von Grünstadt nach Augsburg gekommen, und wie ist's gekommen, daß man diese Stadt für seine Geburtsstadt gehalten hat? Ich stelle mir die Sache so vor.

Von der Natur zu einem Maler berufen, getrieben und gedrungen von ihr zur Kunst, saß da der junge Holbein, ein Jüngling von sechzehn bis achtzehn Jahren, in

seinem Grünstadt, beraubt hier aller Gelegenheit seinem Naturberuf zu folgen, sah' er sich nach Wegen um, die zu seinem Zwecke ihn führten. Wer kante damals die Menge und Grösse der augsburgischen Künstler nicht — diese Stadt nicht, die von jeher eine Freundin der Künste war? Von Augsburg hören, und dahin vor Begierde brennen, war eins in der Seele des jungen Holbeins. Also entweder frühe Morgens, wie Winkelmann querfeld ein Augsburg zu — oder reisete er mit dem guten Willen seines Vaters ab. Da bildete er sich, lebte erst mehrere Jahre in einer Dunkelheit, ging dann nach Basel, entweder aus eignem Triebe, oder empfolen von seinem Lehrer, wurde da berühmt, und gieng von da nach England. Alle seine Lebensbeschreiber stimmen darinnen überein, Holbein habe dem Erasmus Kupfer zu seinem Encomium Moriae gezeigt, Erasmus habe sich darüber gesund gelacht, und hierauf seinen malenden Doktor der Welt empfolen — und diese Anekdote erklärt die Frage: wie ists denn gekommen, daß Grünstadt von niemand, so viel ich weiß — Quaden ausgenommen — als seine Vaterstadt angegeben worden ist? Holbein fing in Basel an berühmt zu werden. Man frug: woher ist der junge geschickte Mann? „Von Augsburg ist er zu uns gekommen.„ Damit war man zufrieden, frug nicht weiter zurück und nun dachte niemand anders, als: er wird auch da geboren seyn. Sein langwieriger Aufenthalt ausser Deutschland mag das seinige noch beigetragen haben, daß man nach seinem Geburtsorte nicht weiter zurück forschte. „Wie ging aber das zu, daß man sein Geburtsjahr (1598) so zuverlässig wuste, und seinen Geburtsort nicht?„ — Holbein durfte ja nur einmal nur einem seiner Freunde sagen, wie alt er sey? dann ward das Jahr seiner Geburt gar bald ausgerechnet. „Aber Holbeins Name steht doch im Zunftbuch der augsburgischen Maler?„ — Stehen denn keine andre Namen darinnen, als nur die Namen geborner Stadtkinder? und

nicht

nicht vielmehr eines jeden, der die Kunst da erlernte? — Oder herrschte damals die Tiranney, daß niemand in die Zunft aufgenommen wurde, der nicht ein Stadtkind war? Wie wenig Ehre machte das der guten Reichsstadt?

Sie sehen, theuerster Herr! wie leicht alle dergleichen Einwürfe sich heben lassen, und ich schmeichle mir, Sie werden nun nicht mehr zweifeln, daß diese litterarische Entdeckung hinreichend bestätigt ist. Es thut mir zwar leid, daß ich Schwaben die Ehre, einen solchen Maler hervorgebracht zu haben, rauben soll. Aber suum cuique! Augsburg — denn diese Stadt hat immer ungleich mehr Ansprüche, als Basel — hat so viel andere Vorzüge, und selbst so vielen Ruhm der Kunst, daß es die Ehre, selbst einen Holbein der Welt geschenkt zu haben, missen kan.

Zwar wenn des de Piles Nachricht gegründet wäre, daß Holbein mit seinem Vater nach Basel gezogen, dann säh' es wol schlimm um unsere Entdeckung aus. Denn freilich könte nicht Holbeins Vater zugleich Maler in Augsburg und Schöffe in Grünstadt gewesen seyn. Aber de Piles oder sein Vertheidiger stellte erst seinen Zeugen — einen so glaubwürdigen Zeugen, als wir. Denn von der Begleitung seines Vaters nach Basel meldet sonst niemand, als er!

Ich kan mein Schreiben an Sie nicht schliessen, ohne zu meinem Quaden zurück zu kehren, und Ihnen den Mann noch einmal vorzustellen! Das Verdienst denke ich mir um diesen redlichen Mann gemacht zu haben, daß ich ihn der unverdienten Vergessenheit entriß. Schon aus dem, was ich von ihm gesagt und angeführt habe, sieht man, daß er kein gemeiner Edelmann war, sondern wirklich ganz hübsche Kentnisse, besonders in Kunstsachen, besaß. Ich bin aber versucht, noch eine einzige Stelle aus ihm abzuschreiben, die ihn noch als einen Mann darstellt, der auf seinen vielen Reisen zu bemerken wuste, und seinen Beobachtungsgeist auch über andere Sachen, die ausser dem Felde der

Kunst liegen, verbreitete. S. 201. seines Buchs steht eine Stelle, die beweist, daß ihm der Wohlstand unsers lieben deutschen Vaterlandes nicht gleichgültig war, und daß er sich selbst um Handlungsgeschichte — ein damals höchst-seltenes Studium! — bekümmerte. „Kassel, schreibt er, wird von den Flüssen Fulda, Ana und Träsel beflossen, daher die Stadt einen fruchtbaren Boden, auch viel Matten zur Viehzucht dienlich hat. Derhalben ihre fürnehmste Kaufmanschaft in Vieh, Häut und Wollen gelegen ist. Diese Wahr, fürnehmlich die Wol, versammeln sie zum Theil in dem Lendlein Buuonia *), welche nahe am Thüringer Land gelegen, zum Theil in ihrem eignen Vatterland, furen die darnach uff Antwerpen, wird davon gen London gesandt, damit die Engelender (welche wohl schaaffreich sind, aber nit so viel Wol, als sie verarbeiten, im Land haben) auß unser eigenen Wahr habselig werden, und dem Teutschen damit das Geld ablaufen kennen. Dan wan sie die Teutsche Wol daselbst zu Tuch gearbeitet, wird sie dannen uff Antwerb, darnach uff Hamburg, und fort gen Frankfurt am Mayn gefuert, und um gereit Geld **) verkaufft. „

Länger will ich Sie nicht mit meinen Schreibereien von wichtigen Geschäften abhalten, und versichere Sie also, ohne mehrere Stellen, die von des Mannes Einsichten zeugen, anzuführen, daß ich mit der grösten Hochachtung rc.

*) das ich nicht kenne.

**) Gereit Geld ist, wie schon aus dem Zusammenhange erhellt, baares Geld. Reed, rede, bereit, fertig. Reed Geld, rede Penninge, baar Geld. Ut den redesten Mitteln wat vermaken. Gereed, fertig sich gereed machen, sich fertig machen. Siehe das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch, 3 Theil. S. 452. 453.

7. Bei-

## 7.
## Beytrag
## zu Thomas Abbts freundschaftlicher Korrespondenz.

### Erster Brief.

### An B.*

Berlin, den 25. April 1761.

Ich wolte Ihnen nicht eher schreiben, als bis ich Ihnen zugleich etwas neues aus der gelehrten Welt melden könte. Dies wäre nun wol eine löbliche Bescheidenheit gewesen, aber sie würde meine Freundschaft für Sie zweideutig gemacht haben: und ich will lieber bei allen andern guten Eigenschaften Ausnahmen anbringen, als bei dieser. Nikolai ist noch nicht hier, und Moses ist in Hamburg, von da er erst in 14 Tagen zurückkommen wird. Die Briefe der Litteratur halten also eine kleine Zeit inne. Neues habe ich noch nichts kennen gelernet, als 4 Briefe zwischen Rabener und Gellert, davon aber nur die beyden ersten ächt; der dritte und vierte augenscheinlich nachgeschmiert sind.

Weil Sie doch des Herrn Kaplans Rabe verdeutschten Talmud nicht leicht lesen werden; so will ich Ihnen das Urtheil schreiben, das er in der Vorrede von unserm Moses fällt. Nachdem er dessen ganze Rezension hat einrücken lassen, fährt er fort: „Ich kan auf ihn anwenden, was ehemals von Ben Maimon gesagt worden: Von Moses bis auf Ben Maimon war kein Jude wie er, und so war von Ben Maimon bis auf diesen Moses kein Jude wie er.

Alle diese Nachrichten sind noch sehr mager: ich hoffe aber, daß sie sich in Zukunft gemästeter zeigen sollen, ich müßte denn erst in R.** seyn, wo sie sich in ratione inversa mit den fetten Schweinen verhalten werden.

Ich muß schliessen, damit Sie meinen Brief noch den Sontag erhalten. Ich bitte alsdann, wenn Sie mit dem Hrn. G.** zusammen sind, einen besondern Stul für meinen Brief hinzusezen, der mein Repräsentant seyn soll.

Um nicht undankbar gegen die göttliche Gnade zu seyn, muß ich melden, daß sie mich bis jezt mit *** noch nicht heimgesucht hat, ob ich Sünder gleich zu verschiedenen malen zitterte, wenn jemand an der Thüre war. Ich versichere Sie eines freundschaftlichen Zitterns, wenn Sie zu uns kommen. Grüssen Sie den lieben G.** Adieu!

## Zweiter Brief.

### An eben denselben

den lezten Jun.

Als Herkuls Arm den Löwen erst erdrückte,
Der in Nemäens Felsen lag;

sprach er wahrhaftig nicht so weichlich, als Sie sprechen; aber er hatte auch noch nicht mit Omphalen gesponnen, oder getanzet. Ich sage nichts darüber, daß Sie an der Musik keinen Geschmack mehr finden, nachdem Sie Küsse erhalten, die vielleicht die Göttin quinta parte sui nectaris imbuit: aber daß Sie den grossen Mann, wenigstens den berühmten, in der Geburt ersticken wollen, um in Berlin als Wollüstling zu leben: das ist zu viel. Schämen Sie sich nicht den Nymphen ähnlich zu werden, die,

die, nachdem sie sich einmal haben verführen lassen, die Geburt, die sie unter dem Herzen tragen, abtreiben, um nur desto wilder leben zu können? Wundern Sie sich nicht über diesen ernsten Ton. Wenn in des Jünglings offnes, allzuoffnes Ohr sirenische Töne wie Wasserbäche hineinstürzen, und jeden grossen Gedanken in seiner Seele wegschwemmen, ob sie gleich einiges Schilf und Rohr und vielleicht auch einige Blumen mit sich bringen; so muß man laut und furchtbar schreien, um seine Seele zu wecken, daß sie noch ihre besten Entschliessungen rette. Was sind zwanzig, dreißig Küsse, Jüngling! gegen den süssen Geschmack, in seine eigene, oder in eines Andern Seele Weisheit gepflanzt zu haben? Was ist der schönste Reihentanz mit seinen mäandrischen Wendungen gegen die mannichfaltigen Verbindungen der Natur? — — —

In diesen Bombast würde Ihnen etwa W. . d geschrieben haben: ich aber sage Ihnen ganz einfältig, daß wenn Sie in Berlin ruhig und gemächlich leben können, Sie immer in Berlin zu leben suchen sollen. - - - Leben Sie wohl und lieben Sie mich.

## Dritter Brief.

### An G. * *

Rinteln den 1. November.

Sie werden von unserm gemeinschaftlichen Freunde schon gehört haben, daß ich glücklich in Rinteln angekommen sey. Abenteuer sind mir eben unterwegs nicht aufgestossen, und ich habe mit keiner einzigen Windmühle gefochten, ob ich gleich deren eine ziemliche Anzahl gesehen habe. Rinteln ist ein Ort, der drei lange und ziemlich breite Strassen hat; alle Querstrassen aber sind sehr enge. Rings umher ist ein Wall, dessen eingefallene Brustwehren jezt mit vielem Eifer wiederhergestellt wer-

den. Zu welchem Endzweck, wissen vielleicht diejenigen selbst nicht, die es angeordnet haben. Dicht an der Stadt fliesset die Weser, und muß ihr, wenn die Schiffe nicht, wie jezt, zurückgehalten werden, vielen Vortheil wegen der Nachbarschaft von Bremen schaffen. Der Ort ist rings umher von einer Kette von Bergen umschlossen, die doch alle, in der Entfernung etwan von einer Stunde, die Aussicht nicht eingeschränkt, sondern vielmehr angenehm machen. Die Anzahl der Studierenden beläuft sich ohngefähr auf 120; ihre Aufführung ist stille und gesittet, und auch ihr Fleiß scheint ganz gut zu seyn. Ich habe selbst in einer meiner Stunden über 30 Zuhörer. Den Frieden habe ich auch hier nicht gefunden; eadem belli facies; milites diversi; devastationes undique; querelae; voces lamentabiles; lucra iniqua; rei publicae pestes *); quid multa? undique homines armis & sine armis se destruentes invicem. Bald hätte ich Ihnen vergessen zu sagen, daß die Häuser sehr schlecht gebauet, und folglich auch gute Zimmer sehr rar sind; welches mir eine grosse Annehmlichkeit des Lebens entzieht. Der Umstand, daß ich anstatt 400 Rthl. sächsischen Geldes, wie ich vermutet hatte, 533 Rthl. in Preußl. ⅓ ausgezahlt kriege, erleichtert aber manches; und ist wegen der grossen Theurung, die in manchen Stücken sogar die Berlinische übersteiget, auch notwendig. Ihrem Hause versichern Sie meine dankbarste Hochachtung. Schicken Sie diesen Brief an B. * me ames quaeso.

*) Kommissarien und Lieferanten.

Vier-

# Vierter Brief.

## An eben denselben.

Rinteln den 24. April. 1762.

Längstens hatte ich einen Brief an Sie fertig, weil ich ihn aber nicht für wichtig genug hielt, das theure Postgeld tragen zu können; so wartete ich auf Gelegenheit ihn irgend wo einzuschliessen. Nach und nach kam er mir aus den Augen, und weil ein alter Brief und eine alte Jungfer gleich brauchbar und angenehm sind; so mag er nun ungelesen und unnüz seine übrige Zeit verleben, bis ihn sein Schicksal wieder zu dem Moder bringt, von dem er genommen ist. - - - - - Können Sie mir nicht Nachricht geben, wer die Ode an den Prinzen von Preussen bey seiner Durchreise durch Frankfurt gemacht hat? Ich habe in der Zeitung ein paar Strofen davon gelesen, die mir gefallen haben. Ich mögte sie wol ganz sehen, und wenn die übrigen Strofen den gelesenen zusagen: so muß sie unser B * gemacht haben, den Sie vor der Hand ganz freundlich von mir grüssen können.

Ich könte Ihnen wol ein Gedicht schicken, das hier heraus gekommen ist und bey Gelegenheit des Abzuges eines treueifrigen Kirchenlehrers gemacht worden: aber Rintelsche Gesänge gehören nur für Rintelsche Ohren; ohngefähr so wie jedes Thier seine eigne Weise hat. Um Ihnen ein kleines Beispiel von dem herschenden Geschmacke zu geben: Ueber die genanten Reime wurde mein Urtheil verlangt, welches ich ablehnte. Hierauf: O! Sie haben die schönen Verse wol selbst gemacht. — Stellen Sie sich vor, wie man sich freuen muß, daß einen die Leute für fähig halten, elendes Zeug zu schreiben, und für bescheiden genug, es nicht gestehen zu wollen. - - - Rechnen Sie auf die beständige wahre Freundschaft Ihres eignen und ergebensten. ꝛc.

Fünf-

## Fünfter Brief. *)

### An eben denselben.

Rinteln den 20. Jänner 1763.

Vor 14 Tagen schon hatte ich einen langen Brief angefangen, und bis auf drei Seiten schon fortgesezt, um Ihr leztes zu beantworten, obgleich meinem ersten Vorsaze nach dieses nicht eher als nach Empfang des kuratorischen Schreibens geschehen solte. Dieser Vorsaz behielt aufs neue die Oberhand und mein Brief blieb zurück, unvollendet, ein Embryo, der ohne Gesang und Klang begraben wurde. Nun aber, nachdem ich nicht nur vorher, sondern auch diese ganze Zeit hindurch, weder vom Kuratorio, noch von dem Hrn. Br * * und von R* eine Zeile gesehen habe, die mich von der Lage meiner Angelegenheiten belehren könte und entweder den Erfolg oder Misfolg mir anzeigte: so reist mir endlich die Geduld; ich muß an Sie schreiben und Sie bitten, mir bald zu antworten; den von den genanten Herren ist, wie ich sehe, nicht leicht etwas zu erhalten: entweder weil sie nicht wissen, was die Ungeduld martert, oder weil sie sich darum nicht bekümmern: denn daß sie nicht schreiben können, will ich nicht hoffen. Gegen Sie darf ich nicht schmälen, wie ich es gegen die andern Ursach habe, weil ich Ihnen einen Brief schuldig bin; den erstern aber gewiß nicht.

Was

*) Dieser Brief hat Beziehung auf einen andern, der unter den damaligen Verhandlungen mit dem Kuratorio zu Berlin verloren ging. Abbt hatte darin die Bedingungen angegeben, unter welchen er an Baumgartens Stelle nach Frankfurt zu kommen wünschte. Die Verhandlung wurde durch allerhand Vorfälle ins Weite gezogen und zerschlug sich endlich dadurch, daß bey vorgefallener Veränderung der Geh. R. Buchholz, der sich für Abbten verwendet hatte, sein Kuratorium gänzlich aufgab.

Was Ihren lezten Brief betrift, (und zum Aufschub meiner Antwort habe ich Ihnen die Gründe gesagt) will ich Ihnen nur kurz anzeigen, daß ich bis jezt meinen Vorsaz der Veränderung nicht abgelegt habe. Ich hoffe, daß man mich einigermassen wegen des Quartals von Ostern bis Johannis, welches ich weder in Rinteln noch dort bezahlt bekommen würde, schadlos halten werde. Die andern Stücke sollen sich wol finden. Die Post drängt mich. Ich schliesse also diesen ungeduldigen Brief. Ich versichere Sie und B* meiner Freundschaft. Br ** und R* können Sie doch auch grüssen, aber wenn sie nicht krank gewesen sind, vorher tüchtig ausschimpfen.

## Sechster Brief.

### An eben denselben.

Rinteln den 2. März.

Ich muß Ihr leztes Schreiben vom 4ten Februar, darin ich die Versicherung über die aufs späteste in 14 Tagen zu erwartende Berichtigung meiner Angelegenheit erhielt, noch einmal aus dem Monat März beantworten, ehe diese Versicherung, wenigstens zu meiner Wissenschaft, in Erfüllung gegangen. So aufrichtig ich Ihnen für die Bemühung danke, womit Sie mir die Hindernisse, die bis auf den ersten der gedachten Termine vorgefallen, erkläret: so wenig ich Ihnen, oder sonst jemand von denen, die sich für mich interessiren, zur Last etwas darin aufbürden kan: so müssen Sie mir doch das Geständnis erlauben, daß ich durch diese jezt schon mehr als vierteljährige Verzögerung, besonders da sie dem nahen Ostern fast auf die Schultern zu stehen komt, sehr in Verlegenheit gesezt werde. Da es fast unmöglich wird, bey so bewandten Umständen meinen Abschied zu rechter Zeit zu erhalten, meine andern Angelegenheiten dem gemäs einzurichten und

von

von Hause aus die nötigen Briefwechsel zu bekommen: so sehe ich gegenwärtig nicht ab, wann ich meine Reise antreten kan, die nach dem Willen meines Vaters keinesweges durch Holland, sondern wenigstens nach Geneve, wo nicht nach Frankreich soll gerichtet werden. Diese Willensäusserung stimt ohnehin mit meinem schon vorher geänderten; und jezt neuen Vorhaben überein.

Ob ich aber nach diesem mir verursachten Zaudern mein Wort so genau werde halten können, um ganz gewiß auf Michaelis bey Ihnen zu seyn: dürfte wol die Zeit erst entscheiden, und wo nötig entschuldigen. Sie sehen, daß ich noch immer in dem Wahne spreche, als ob die ganze Sache von der einen Seite schon so bestimt und feste wäre, als Sie es mit mir seit dem geworden ist. Solten aber Hindernisse vorgefallen seyn, die den ganzen Entwurf umgekehrt hätten, den ich bisher für vortheilhaft für mich angesehen habe und immer so ansehen werde, da er mit meinen Wünschen und Neigungen, mit meinen Freunden an der nämlichen Regierung in der Nähe Theil zu haben, so sehr übereinstimt: so muß ich dies Einzige bitten, mich von Allem ohne Scheu und bald zu benachrichtigen. So schmerzlich mir es auch fallen würde, die ganze Landschaft, die mit der Gegenwart meiner Freunde belebt, sich mir immer mehr und mehr zu nähern schien, wieder aus den Augen zu verlieren und meine Freude zu meinen Träumen rechnen zu müssen: so würde ich mich doch mit dem freudelosen Gedanken zu beruhigen suchen, daß ein Soldat, der auf seinem angewiesenen traurigen Posten mit Treue stehen bleibt, in seinem Stande eben so viel Verdienst erwirbt, als der Adjutant, der im Hauptquartiere seine Dienste verrichtet.

Entschuldigen Sie mein Stillschweigen in Absicht auf unsern gemeinschaftlichen Freund B * bey ihm so gut als Sie können, und besser als ich es jezt kan, aber nicht besser als er es thun wird, wenn er sich nur an meine zweifelhafte Stelle sezen will. Grüssen Sie meine übrigen

gen Freunde. Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hause Ihnen selbst aber als Ihren aufrichtig verbundenen 2c.

## Siebenter Brief.

### An eben denselben.

Rinteln den 29. März.

Den Abend vor meiner Abreise nach Osnabrügg erhalte ich Ihren Brief, den ich nun, um Ihnen meinen Entschluß zu melden, in höchster Eil beantworte. Ich denke nun von Kassel aus Erlaubnis zu einer Reise nach Hause zu erhalten und erhalte ich sie: so gehe ich geraden Wegs nach Geneve, lasse alsdann mein Schicksal wollen, daß ich nach Rinteln oder nach Frankfurt zurückgehe. Daß mir die Verzögerung höchst verdrieslich sey, wissen Sie und empfinden Sie selbst, wie Sie sagen. Ich brauche also nichts hinzuzusezen. Bald werde ich abergläubisch und denke, daß es im Rathe der Vorsicht nicht beschlossen sey, mich in Frankfurt zu haben. Aller Vermutung nach bleibe ich in Osnabrügg den ganzen Monat April hindurch, halte mich, gesezt daß mir die Reise zugestanden wird, noch 14 Tage in Rinteln auf. Wer weis, ob binnen dieser Zeit nicht etwas fest gesezt wird. Wenn ich glauben könte, daß Sie zur Beschleunigung etwas beizutragen vermögten: so würde ich Sie bitten es zu thun, aber ich fürchte, nach der Abwesenheit des Geh. R. Buchholz ist dieses nicht möglich; es müste denn Ihr Herr Vater mit dem Minister von Dankelmann zu sprechen kommen. Schreiben Sie immer bald wieder und addressiren Sie nur nach Rinteln. Ihre Briefe sollen doch ankommen bey Ihrem ganz eigenen 2c.

---

Achter

# Achter Brief.

## An eben denselben.

Rinteln den 15. Dezbr.

Nach geendigter Wanderschaft, die ich bis zu den hohen Gipfeln der Alpen ausgeführet, wo ewiges Eis in ganzen Seen daliegt, bin ich wieder in Ruhe zu Rinteln, und fange an, meinen Freunden mich wieder bekant zu machen. Auch Ihnen gebe ich dies Zeichen meines Lebens, und hoffe, daß es Ihnen lieb seyn werde. Ich hätte es Ihnen eher geben können, allein ich zweifelte, daß meine Briefe das starke Porto werth seyn dürften, das Sie doch für deren weiten Lauf hätten bezahlen müssen. Und was hätte ich Ihnen Neues oder Merkwürdiges geschrieben? Denn dergleichen etwas hätten Sie doch erwartet: vielleicht eben das was Sie längst wusten.

Daß Ihre Demoiselle Schwester den Herr T* glücklich mache, das habe ich aus Hrn. Br** lezterem Schreiben erfahren. Sie werden mich leicht, nicht nur unter die Gratulanten der grossen Anzahl, sondern auch unter die vom engeren Ausschusse bey einer solchen Begebenheit rechnen, da ich Ihrem ganzen Hause so vieles Wohl anzuwünschen schuldig bin. Ich würde selbst an unsern gemeinschaftlichen glücklichen Freund geschrieben haben; aber ich glaube, daß die ersten Wochen der Ehe, wie die Feier der Geheimnisse der bona Dea sind, wo nicht einmal die Freundschaft in Mannskleidern erscheinen kan, ohne sie zu stören.

Den Ausgang meiner mir von Berlin aus angetragenen Veränderung habe ich auf der Reise erfahren, wo er mich gar nicht mehr beunruhiget hat. Ich hatte meinen Plan so eingerichtet, daß alles Vorhergehende statt haben konte, ohne durch diesen Ausgang, er mogte fallen wie er wolte, verändert zu werden. Ihnen bin ich unendlichen Dank schuldig für die Proben der ächtesten

sten Freundschaft, die ich von Ihnen bey dieser Gelegenheit erhalten habe und die ich Ihnen erwiedern zu können wünschte etc.

## Neunter Brief.

### An eben denselben.

Rinteln den 25. Febr. 1764.

Das Gewissen scheint uns zu gleicher Zeit gerührt worden zu seyn. Das wechselsweise Zuvorkommen unsrer Briefe ist ein Beweis, daß der Grund unsers Stillschweigens nicht in einem verlöschten Andenken, sondern in einem zufällig verhinderten Ausbruche desselben gelegen habe. Und dies rechtfertigt uns beiderseits. Unser gemeinschaftlicher B* hat mir seitdem zugeschrieben, und ich lege Ihren Briefen, darin Sie vermutlich von mir zuweilen mit ihm sprachen, einen Theil des Verdienstes dieser Zuschrift bei, indem ich den andern und grössern allerdings seiner Freundschaft für mich ertheile. Er hat mich ersucht, meine Antwort Ihrem Briefe des sichern Ueberkommens wegen anzuschliessen. Ich thue es, weil ich Ihre Bewilligung leicht voraussezen kan; und ich thue noch mehr: denn ich lege Ihnen eine Lebensbeschreibung vom Frankfurter Baumgarten bei, die ich in unsre hiesigen Anzeigen eingerückt habe. Wenn Sie dieselbe des Durchlesens gewürdiget: so überschicken Sie sie an den Hrn. B* Er ist über die Meiersche Lebensbeschreibung im Zorne; vielleicht dient ihm die meinige dazu wenigstens, den Gegenstand seines Zornes zu ändern. Was ich in der vorausgesezten Einleitung von Meiern gesagt habe, hat bey einem solchen öffentlichen Blatte, dessen Vertheidigung und Besorgung nicht von mir allein abhängt, der Professorwohlstand unumgänglich erfodert. Die Sprache der Litteraturbriefe ist nicht allenthalben gang und gebe. Sie werden bei Vergleichung der bei-

den Lebensbeschreibungen finden (angenommen, daß Sie sich zurückerinnern, oder beide zusammen lesen) daß ich bei Baumgartens lezten Stunden z. E. das Kreuzschlagen in die Luft, und die Rede: „Wer mit mir von Gelehrsamkeit spricht, ist mein Feind,„ weggelassen habe. Aus guten Gründen, wie mir deucht; ich hätte Baumgarten wegen des leztern widerlegen müssen, oder er wäre meinen Lesern verächtlich geworden wegen des erstern. Denn mir selbst macht diese Simagree einen starken Verdacht über die Aufrichtigkeit seines lezten Betragens. Meine Arbeit wird entweder besonders, oder in den Berliner Briefen gedruckt erscheinen. Denn in den Rintelschen Anzeigen gedruckt seyn, ist so gut als im Mscpte liegen.

Ich beschäftige mich jezt mit der Geschichte, und habe lezthin, was ein Wunderzeichen ist, sogar ein Kompendium Juris publici durchgelesen. Doch was bekümmert man sich in der Residenz, nahe bei den Pallästen der Könige um das, was in dem Winkel einer wenig bekanten Provinz geschieht. Herr Br** hat mir den Tod der Mad. S*** gemeldet, und ich gestehe es aufrichtig, ich bin sehr davon gerührt worden. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hause, nach allen Ihnen bekanten Empfindungen der Hochachtung und Freundschaft.

Die Fortsezung nächstens.

---

## 8.
## An die Liebe.

Den 23sten Sept. 1777.

Liebe! Dein Dichter
Schmücket mit Weinlaub,
Schmücket mit späten
Rosen Dir heute
Tempel und Altar;

Mächti-

Mächtige Gottheit,
Segne Glyzeren;
Segne die Edle,
Die dir anizt zum
Andernmal opfert!

Daß doch auf ihrem
Scheitel die Myrte
Nie wieder welkte;
Daß sie an Medons
Klopfender Brust den
Himmel doch fände!

Blum.

---

9.

# Geschichte meiner Augenkrankheit.

Das Beispiel des hamburgischen Professors, Herrn Büsch, welcher neulich auf eine eben so interessante, als lehrreiche Art, die Geschichte seiner eigenen Hypochondrie beschrieb, hat mich an meine Pflicht erinnert, den Dank, den ich der göttlichen Vorsehung für die Wiederherstellung einer zureichenden Brauchbarkeit meiner Augen schuldig bin, dadurch thätig zu machen, daß ich zum Trost und zum Unterricht derer, welche sich mit mir in Einem Falle befinden, so wohl das, was ich überstanden habe, als auch die Mittel beschreibe, wodurch es Gottlob! bis zu einem ungehoften Grade der Erträglichkeit gemildert worden ist. — Der Jüngling, den eine feurige rastlose Wißbegierde zur Unmässigkeit im nächtlichen Studiren verleitet, sehe in meiner Geschichte, wie in einem lebendigen Spiegel, das Schicksal, welches sei-

ner wartet: und schaudre davor zurück! Ihr aber, unglückliche Märterer dieses an sich so edlen Triebes, bei denen diese Warnung zu spät kömt, und die ihr vielleicht schon jezt die Unglücklichsten in eurer Art zu seyn glaubt; vernehmt die Geschichte meiner überstandenen Leiden, und fühlt Trost in dem Gedanken, daß sie die Eurigen überwogen — vielleicht an Grösse und an Dauer überwogen — und dennoch ertragen werden konten, und dennoch am Ende noch einer sehr grossen Linderung fähig waren! Alle aber, welche diese Blätter lesen, mögen sich dabei der in allen Widerwärtigkeiten so beruhigenden Wahrheit erinnern, daß kein Uebel so groß sey, daß man an der Möglichkeit, ganz oder bis auf einen erträglichen Grad davon befreit zu werden, verzweifeln müste. — Zur Sache!

Das erste Glied meiner beinahe zwanzigjährigen fast ununterbrochenen Kette von Schmerzen, die ich an den Augen gelitten habe, wurde durch die natürlichen Pocken bereitet. Von diesen wurd ich in meinem vierten Jahre befallen. Beide Augen waren mir während denselben zugeschworen; und von der Zeit an, schienen alle heterogene Flüssigkeiten meines Körpers keinen andern Ausflus, als in den Augenliedern, finden zu können. Daher entstanden von Zeit zu Zeit kleine schmerzhafte Geschwüre an denselben von derjenigen Art, welche man Gerstenkörner zu nennen pflegt. Um diese zu heilen, legte man mir ein in gewärmten Wein getauchtes Läpchen auf. Nun ist es zwar wahr, daß die Geschwüre, wie gewöhnlich, nach und nach wieder vergingen: aber ich habe doch aus nachheriger Erfahrung Ursache zu glauben, daß der warme Wein meinen kranken Augen mehr Schaden, als Vortheil, stiftete.

Ohngefähr in meinem zehnten Jahre verhärtete sich der Eiter eines solchen Geschwüres, welches sich gerade in der Mitte eines der untern Augenlieder hervorgethan hatte, des aufgelegten warmen Weines ohngeachtet, dergestalt, daß es in einen Leichdorn überging. Da diese Erhöhung in ihrem Wachsthume sich immer weiter nach dem innern Auge

aus=

ausdehnte; so verursachte sie mir bei jeder Bewegung, die ich mit dem Augenliede machte, den allerempfindlichsten Schmerz, und das ganze Auge ward durch das beständige Reiben des Leichdorns beim Auf- und Zuthun des Augenliedes ohne Unterlas entzündet. Verschiedene erweichende und auflösende Mittel wurden versucht; aber ohne Erfolg. Der Leichdorn wurde immer grösser, und mit ihm nahmen meine Schmerzen zu. Ich sahe mich genötiget das Auge Tag und Nacht mit einem Tuche fest zuzubinden, um nur die Bewegung des Augenliedes zu verhüten.

Meine guten Eltern waren bekümmert, und sahen, so gut sie konten, sich nach Hülfe für mich um. Aber die Aerzte und Wundärzte unserer Gegend hatten ihre Kunst an mir erschöpft; der Leichdorn blieb und wuchs. Endlich wurde ich zu einem berühmten Wundarzt in einer etwas fernen Stadt gesandt. Dieser hielt eine Operazion für nötig, und ich muste mich dazu entschliessen. Er schnitt den Leichdorn mit seiner ziemlich tiefen Wurzel aus dem Augenliede heraus, und eine Ohnmacht, welche mich dabei überfiel, gab ihm Zeit, es mit aller Gemächlichkeit zu thun.

Der Schnitt war schmerzhaft gewesen, aber die Heilung der dadurch gemachten Wunde war es beinahe eben so sehr. Denn nun muste ich Tag und Nacht ein Pflaster auf dem Augenliede tragen, wodurch das innere Auge bei der geringsten Bewegung des Augenliedes, noch mehr, als vorher durch den Leichdorn, gerieben wurde. Auch ging die Heilung, weil das Pflaster selten auf der Wunde in unverrückter Lage blieb, langsam und schlecht von statten. Es blieb nämlich an der Stelle, wo der Leichdorn ausgeschnitten war, ein kleines rothes Fleckchen übrig, welches bald kleiner und unmerklich war, bald wieder etwas grösser wurde, immer aber eine feine Oeffnung blieb, aus welcher eine eitermässige Flüssigkeit ins Auge quoll. Durch den natürlichen Zusammenhang der Nerven und Röhrchen beider Augen, muste das linke Auge mit entgelten, was an dem rech-

ten fehlerhaft war, und so oft sich dieses entzündete, wurde jenes auch roth.

Ehe ich in meiner Erzählung weiter gehe, mus ich anmerken, daß meine Augen selbst, in Ansehung der eigentlichen Sehekraft, sowol in der Nähe, als auch in der Ferne, unter die schärfsten gehören. Noch jezt kan ich ziemlich feine Schrift, die mir in einer Entfernung von drei Schritten bei Licht oder in einem hellen Zimmer vorgehalten wird, so fertig lesen, als wenn ich sie dicht vor mir hätte. Ich habe, als Knabe, oft den thörigen Versuch gemacht, Minutenlang in die offne Mittagssonne zu sehen, ohne etwas anders darnach empfunden zu haben, als daß das Bild der Sonne eine Zeitlang darnach mir noch vor den Augen tanzte. Oft habe ich bei hellem Mondscheine ganze Kapitel aus einem sehr fein gedruckten griechischen neuen Testamente und aus Reineccii kleiner hebräischer Bibel gelesen; und noch jezt unterscheide ich in der Ferne durch meine unbewafneten Augen die Gegenstände besser, als ein gewönliches Auge sie durch Hülfe eines Fernglases unterscheiden kan. Die Organisazion meiner Augen selbst ist also in der That eine der glücklichsten, nur daß die Einfassung derselben, die Augenlieder, keine verhältnismässige Vollkommenheit haben.

Meine Kindheit war nun fast unter unaufhörlichen Augenschmerzen verflossen, indem selten acht Tage hinter einander verstrichen, ohne daß ich wieder von neuem mehr oder weniger entzündete Augen, oder kleine Geschwüre daran hatte. Der gewönlichen Unbesonnenheit der Jugend ungeachtet, fing ich schon in meinem zwölften Jahre an, allerlei traurige Betrachtungen darüber anzustellen. Ich blickte von Zeit zu Zeit in die Zukunft, und zitterte. — Meine ältern Brüder hatten sich der Handlung und dem geschäftigen Leben gewidmet, und meine Eltern äusserten daher oft den Wunsch, daß ich, ihr dritter Sohn, mich zum Studiren entschliessen mögte. Aber theils das Beispiel meiner Brüder, theils ängstliche Besorgnisse über die Folgen meiner ungesunden Augen bei der Erwählung eines Standes,

in welchem man der Augen mehr, als andre Menschen, nöthig hat, flößten mir eine Abneigung gegen die Studien, und hingegen eine grosse Lust zur Handlung ein. Von den Komtoirarbeiten in grossen Kaufmannshäusern hatte ich noch keinen Begrif, und bildete mir daher ein, daß ein Kaufmann schon mit schlechten Augen fortkommen könne. Aber meine Eltern hoften so wol auf eine Verbesserung meiner Augen bei zunehmenden Jahren, als auch darauf, daß ich nach und nach an den Wissenschaften mehr Geschmack finden würde; und liessen mich auf der Schule.

Das leztere erfolgte; ich gewann eine Neigung zum Studiren; aber meine Augen blieben, wie sie gewesen waren. Weil mir nun aber mehr, als jemals, an einer gänzlichen Wiederherstellung derselben gelegen war, so lies ich nichts unversucht, was mir, als ein bewährtes Mittel, angerühmt wurde. Purgiren, Aderlassen, Schröpfen und das Auflegen spanischer Fliegen wurden so oft wiederholt, daß meine Natur vor Entkräftung hätte erliegen müssen, wenn nicht mein Körper vorher bis zu einem ausnehmenden Grade von Härte und Dauerhaftigkeit durch eine der Natur gemässe freie Erziehung auf dem Lande wäre abgehärtet gewesen. Das Aderlassen und Schröpfen that mir zuweilen gute Dienste; aber der dadurch erlangte Vortheil war doch nur vorübergehend; und acht oder 14 Tage drauf waren meine Augen gemeiniglich wieder in ihrer vorigen Verfassung. Das kalte Baden im Flusse, welches ich zur Sommerzeit, so oft es immer möglich war, wiederholte, war ohnstreitig das Heilsamste unter allen Mitteln, die ich anwandte, und machte zum Theil den Schaden wieder gut, den das häufige Purgiren, Schröpfen und Aderlassen notwendig zurücklassen muste.

Mit meinem 17ten Jahre fingen meine Augenlieder wirklich an, etwas seltner entzündet zu werden; und damals war es, daß ich mit der ganzen wütenden Inbrunst eines Verliebten über die Schulwissenschaften herfiel, und in dem Genus des Vergnügens, welches mir die Erlernung dersel-

ben gewährte, unersättlich war. Wenn ich die Kette meiner unmässigen Beschäftigungen an jedem Tage erzählen wolte, so würden meine Leser sich mit mir selbst wundern, wie der noch im stärksten Wachsthum begriffene Körper eines 16 bis 17 jährigen Jünglings, unter so unablässigen unnatürlichen Anstrengungen habe ausdauern können; und sie würden die nachherige Verschlimmerung meiner Augen dann auch sehr begreiflich finden. Aber da das Detail hiervon durch seine Weitläuftigkeit unangenehm werden könte, so schränke ich mich nur blos auf die Nachricht im Ganzen ein, daß ich selten über fünf Stunden, oft nur drei oder zwei dem Schlafe widmete, oft sogar ohne allen Schlaf, ganze Nächte durchwachte, und auch bei Tage mir selten eine andere Erholungsstunde erlaubte, als diejenige, welche zur Mahlzeit festgesezt war.

Um mich, der weisen Einrichtung der Natur zum Troz, beim nächtlichen Aufsizen munter zu erhalten, pflegte ich die ganze Nacht hindurch Thee zu trinken, und war einfältig genug, mir einzubilden, daß das meinem Körper zu einer heilsamen Pflege und zur Ersezung der beim nächtlichen Studiren verschwendeten Kräfte dienen würde. Um die Schmerzen meiner Augen zu stillen und sie offen zu erhalten, hatte ich ein Glas voll Wasser bei der Hand, womit ich sie von Zeit zu Zeit anfeuchtete; und wenn sie mir demohngeachtet oft von Schlaf und Ermattung zufallen wolten; so faste ich nicht selten die Augenlieder zwischen zwei Finger, um sie so noch eine Zeitlang mit Gewalt offen zu erhalten. — So verstrichen meine drei lezten Schuljahre, in welchen ich nie (es müste denn an Festtagen geschehen seyn) über fünf Stunden, oft aber noch eine kürzere Zeit, oft gar nicht, des in diesem Alter so nötigen Schlafs geniessen konte.

Auch zeugte mein ganzer Körper von der Unmässigkeit dieser Anstrengung. Ich war zwar lang gewachsen, aber, so schlank und mager, daß ich beinahe nichts, als Skelet und Haut zu seyn schien. Glücklicherweise hatte ich von der Natur, und durch meine erste Erziehung eine so dauerhafte

hafte körperliche Konstituzion erhalten, daß meine Kräfte zwar wohl auf eine Zeitlang erschöpft, aber gleich einer ergiebigen Bergquelle, nie ganz verstopft werden konten. So oft mir daher in der Folge nur ein Paar Tage zur Erholung vergönt wurden: so stellte sich alsobald wieder eine natürliche gesunde Gesichtsfarbe auf meinen Bleichwangen ein, welche oft durch neue Unmässigkeit im Arbeiten schon am folgenden Tage wieder verschwunden war.

Mein Universitätsleben war nicht viel gemächlicher. Denn da der gröste Theil meines väterlichen Erbes in dem für Deutschland, und besonders für die Wesergegenden, so verwüstenden Kriege verloren gegangen war: so sahe ich mich aller zum Studiren erforderlichen Mittel entblöst und gezwungen den Mangel derselben durch erwerbende Arbeiten zu ersezen. Dies und meine immer wachsende Lernbegierde nötigten mich, meine übertriebenen Anstrengungen fortzusezen. Ich hatte damals die Bibelerklärung und also die griechische und hebräische Sprache zu meinem Hauptstudium gemacht. Eine hebräische Bibel und ein griechisches neues Testament, beide von sehr kleinem Drucke, die ich, gröstentheils zur Nachtzeit, von Anfang bis zu Ende mit erklärenden lateinischen Worten so fein überschrieben habe, daß man die Schrift kaum mit blossen Augen lesen kan, zeugen noch jezt, wie ernstlich ich es damals mit diesem Studium meinte, und wie beinahe recht geflissentlich ich es darauf anlegte, meine armen kranken Augen völlig zu verderben.

Auch blieb die Strafe dieser Unmässigkeit nicht aus. Hatte ich vorher nur verträgliche Augenschmerzen gehabt, so stiegen sie nun zu einem so hohen Grade der Empfindlichkeit, daß mein Zustand schon damals in der That sehr kläglich war, ohngeachtet ich nachher Ursache bekam, ihn wieder zurück zu wünschen. Das erste Opfer, welches ich nun meinen so verdorbenen Augen bringen muste, war eine Entsagung der hebräischen und griechischen Litteratur, die

mir bis dahin so viel Vergnügen gemacht hatte. Statt ihrer fing ich an, mich auf die Philosophie zu legen, um mich schon zum Voraus auf den unglücklichen Zeitpunkt vorzubereiten, da ich, wie ich nun leider! erwarten muste, des Gebrauchs meiner Augen gänzlich beraubt seyn würde. Der zweite Schritt, wozu ich mich mit grossem Widerwillen wenigstens auf eine Zeitlang entschliessen muste, war die Vermeidung des Lesens und des Schreibens bei der Abendlampe. Ich legte mich daher früh zu Bette, stand aber auch desto früher wieder auf, weil ich fand, daß ich des Morgens, wenn die Augen durch Schlaf gestärkt waren, mit mindern Schmerzen bei Lichte arbeiten konte.

Ich hatte um diese Zeit die Universität verlassen und lebte des Winters in Berlin, des Sommers auf einem Landgute nahe bei dieser Stadt. Meine Liebe zur Philosophie wuchs in dem vertrauten Umgange mit einigen der berühmten Weltweisen dieses Orts, und das erste philosophische Büchelchen, womit ich mich ins Publikum wagte, wurde des Abends in einem finstern Zimmer gedacht und in den Morgenstunden von drei bis sechs Uhr aufgeschrieben; denn meine Tageszeit war wiederum mit eigentlichen Berufsarbeiten so sehr besezt, daß mir zum eigenen Studiren keine Musse übrig blieb.

Dieses fortgesezte frühe Arbeiten bei Lichte gab der schon vorher so dürftigen und mit den empfindlichsten Schmerzen verbundenen Brauchbarkeit meiner Augen den lezten Stos. Und nunmehr fing eine vierjährige Periode meines Lebens an, an die ich, ohne Schaudern, aber auch zugleich ohne einen dankbaren Blick gen Himmel zu richten, niemals zurück denken kan.

Denn nun waren die Nerven meiner fast unaufhörlich entzündeten Augen so reizbar geworden, daß es mir fast unmöglich war, des Abends in einem nur mässig erleuchteten Zimmer auszuhalten. Ich sahe mich daher in die traurige Notwendigkeit versezt, die langen Winterabende ohne Gesellschaft, und ohne Beschäftigung in einem

finstern

finstern Zimmer zuzubringen. Das Schreckliche meines damaligen Zustandes brauche ich wol nicht zu beschreiben. Man wird sich einigermassen von selbst denken können, wie dem Jünglinge von 24 Jahren, der seiner übrigens gesunden Leibesverfassung wegen keine wahrscheinliche Hofnung eines nahen Todes hatte, zu Mute seyn müste, wenn er Tag vor Tag von 4 Uhr Nachmittags, bis Abends um 9 oder 10 Uhr, nun so da saß in einem Winkel seiner finstern Kammer, ohne tröstenden Freund oder ermunternden Gesellschafter, ohne irgend ein anderes Geschäft, als das Stechen unaufhörlicher Augenschmerzen zu empfinden, und mit schwermütigen Gedanken in der für ihn so schwarzen Zukunft herum zu irren! Sonst hatte ich mich durch Nachdenken über philosophische Materien beschäftigen können, so oft ich nicht lesen oder schreiben durfte: aber jezt lag der kummervolle Gedanke, was doch daraus werden würde? so schwer und drückend auf meinem Herzen, daß mir Lust und Fähigkeit an etwas anders zu denken, darüber vergingen. Die Eindrücke, welche das alles auf meine Gemütsart machte, werden, wie ich besorge, nie ganz wieder ausgeglättet werden können.

Ich zog einige der geschicktesten Aerzte und Wundärzte in Berlin zu Rathe. Der eine schrieb mir erweichende, der andere stärkende, der dritte kühlende Mittel vor. Bald muste ich die Augen mit dem Dampfe gekochter Kräuter räuchern; bald ein mit Kampfer verseztes Wasser hineinträufeln lassen, bald sie mit einer kühlenden Quittensalbe bestreichen. Allein das erste Mittel trug nur noch mehr dazu bei, die schon so sehr geschwächten Nerven meiner Augenlieder noch in einem höheren Grade zu erschlaffen; das andere vergrösserte die Entzündung, und das dritte nüzte mir zu weiter nichts, als daß es mir in dem Augenblicke, da ich Gebrauch davon machte, eine angenehme Empfindung von Kühlung verursachte. Am allerschlimsten bekam mir das mit etwas Kampfer verſezte Augenwasser, welches ein berühmter Wund-

arzt in Berlin erfunden hat, und dessen heilsame Wirkungen mir von so vielen, die es gebraucht hatten, angerühmt wurden. Bei mir hatte der Gebrauch desselben die Folge, daß meine Augen gegen Licht und Luft nur noch immer empfindlicher und demohngeachtet an die Erfrischungen dieses Mittels so sehr gewöhnt wurden, daß ich so gar bei Tage Mühe hatte, die Augenlieder offen zu erhalten, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit einige Tropfen dieses Wassers hineinträufeln ließ, um durch den dadurch verursachten Reiz die schlaffen Nerven wieder von neuem anzustrengen.

Nachdem ich diese und ähnliche Mittel ohngefähr ein Jahr lang abwechselnd versucht hatte, war der Zustand meiner Augen dadurch nach und nach so sehr verschlimmert worden, daß ihnen so gar das Tageslicht im hohen Grade beschwerlich fiel. Ich konte daher nun auch bei Tage nicht mehr lesen oder schreiben, ohne von den empfindlichsten Augenschmerzen dabei gequält zu werden. Bei Lichte zu arbeiten, war mir ganz unmöglich, und ich hatte nun schon längst für mein ganzes übriges Leben Verzicht darauf gethan.

Was diesen meinen kläglichen Zustand noch kläglicher machte, war die zunehmende Empfindlichkeit meiner Augen gegen Luft und Wind. So oft ich mich, auch nur dem leisen Wehen eines Sommerwindes aussezte, wurden meine Augenlieder dadurch aufgerissen, und ich kehrte jedesmal mit entzündeten Augen wieder zurück. Ehe ich daher ein Mittel wuste, meine Augen dagegen zu verwahren, sahe ich mich genötigt, wochenlang das Zimmer zu hüten, indes andere der Annehmlichkeit schöner Frühlingstage genossen. Endlich schafte ich mir ein Paar in Leder gefaste Brillen an, wodurch das Gesicht von der Stirn bis auf die Nase bedeckt und das Auge vor dem Winde gesichert ward. Allein auch dieses Mittel hatte seine Unbequemlichkeit: denn das Sehen durch Gläser erfoderte eine grössere Anstrengung der Au-

genner-

gennerven, welche mit Schmerzen verbunden war, und eine nachherige Erschlaffung zur Folge hatte.

Nunmehr, da alle äusserliche Mittel so fruchtlos geblieben waren, und das Uebel nur noch mehr vergrössert hatten: wurde wieder zu innerlichen Kuren geschritten. Einige schoben alle Schuld auf eine Schärfe im Blute, und nun wurde eine Zeitlang nichts, als abführende und blutreinigende Medikamente, angewandt. Andere schrieben es einer Vollblütigkeit zu: und da ging es wieder an ein Schröpfen und Aderlassen. Zu gleicher Zeit muste ich rings um die Augen herum Blutigel sezen lassen, welches mit grosser Ungemächlichkeit verbunden war. Denn wenn die Igel abgefallen sind, so hat das Blut durch ihr Saugen nach den von ihnen gemachten Wunden einen so starken Schuß bekommen, daß es in langer Zeit nicht gestillt werden kan, und der Patient muß sich bequemen, viele Stunden lang in einer unangenehmen Stellung zu verbleiben, um es abträufeln zu lassen. Wiederum andere waren der Meinung, daß der Grund meiner Augenkrankheit lediglich in einer Schwäche der Nerven liege: ich muste also China und Stahlwasser trinken; aber meine Augen blieben nach allen diesen Kuren, wie sie gewesen waren.

Mitlerweile hatte ein Friseur mir von einem Hausmittel gesagt, welches von ihm und seines gleichen, deren Auge durch den Puder so oft entzündet würden, fast immer mit glücklichem Erfolge angewandt zu werden pflege. Ich müste, sagte er mir, eine frische Semmel durchschneiden, beide Hälften in kaltes Wasser werfen, sie darin ein Paar Minuten lang durchwässern lassen, und sie alsdann mit der angeschnittenen Seite auf die Augen legen. Dies, sezte er hinzu, zöge alle Hize aus den Augen heraus, und mache sie klar und stark.

Schon vorher hatten mir einige Aerzte den Gebrauch des kalten Wassers empfolen, und mir geraten, das offne Auge in ein Glas Wasser, oder in einen damit angefüllten sogenanten Augenbader von Porzelan zu halten. Allein die

die Versuche, die ich bisher damit angestellt hatte, waren ohne guten Erfolg geblieben, theils weil meine Augen für dieses Mittel noch zu empfindlich waren und daher jedesmal nur noch stärker dadurch entzündet wurden, theils weil ich noch nicht Erfahrungen genug gemacht hatte, um alle die kleinen Handgriffe und Vorsichtigkeiten zu kennen, welche, wie ich in der Folge lernte, dabei angewandt werden müssen. Diese will ich nachher beschreiben: jezt kehre ich zu dem so eben erwähnten Rathe des Friseurs zurück.

Ich brauchte also das vorgeschlagene Mittel des Auflegens der in Wasser erweichten Semmel; und spürte bald, daß es mir wohl that; doch muste ich erst verschiedene minder nüzliche Versuche machen, ehe ich das Wohlthätige dieses Mittels in seinem ganzen Umfange erfahren konte. Bald fehlte ich darin, daß ich die Semmel zu lange auf dem Auge liegen lies, und durch das Drücken derselben die Entzündung vergrösserte; bald versahe ich es damit, daß ich es des Morgens zu früh auflegte, und nicht erst so lange wartete, bis die Augen von den Feuchtigkeiten, die sich des Nachts darin gesammelt hatten, völlig gereinigt waren. Bald zerstörte ich den Nuzen dieses Mittels dadurch wieder, daß ich in der Art und Weise, das Auge nachher wieder abzutrocknen, schädliche Fehler beging. Alles dieses war auch vorher die Ursache gewesen, warum ich von dem Baden der Augen im kalten Wasser so geringe, oft so schädliche Wirkungen, verspürt hatte.

Ein fortgesezter Gebrauch dieses Mittels machte mich nach und nach immer erfahrner in der Anwendung desselben, und so wie ich an Erfahrungen reicher wurde, und mich darnach richtete, vergrösserte sich auch der Nuzen, den ich davon hatte. Ich halte mich zum Besten meiner auf eine ähnliche Weise leidenden Mitmenschen verpflichtet, die ganze Methode, die ich nach und nach noch als die beste kennen lernte, umständlich zu beschreiben.

Des Morgens beim Aufstehn, vermied ich sorgfältig alles Licht, und brachte, wenigstens eine Viertelstunde, im

Dun-

Dunkeln zu. Mit einem weichen Tuche von feiner Leinewand trocknete ich in dieser Zeit die Augen so sanft, als möglich, aus; und ließ das Zimmer, worin ich war, dann nur so viel erhellen, als nötig war, um nur eben einen Gegenstand von dem andern unterscheiden zu können. Sobald meine Augen völlig trocken waren, konte ich schon etwas mehr Licht ertragen. Dann ließ ich wenigstens eine gute Stunde verstreichen, ehe ich die in Wasser getunkte Semmel auflegte. That ich es früher, so war die unausbleibliche Folge, daß ich den ganzen Tag über entzündete Augen hatte, und grosse Schmerzen leiden muste. Die durchgeschnittene Semmel höhlte ich in der Mitte, etwa einen Viertelzoll tief aus, damit, wenn sie aufgelegt wurde, sie um desto besser auf das ganze Auge paste und an allen Orten zugleich anschloß. Wenn sie im kalten Wasser hinlänglich erweicht war, legte ich die beiden Hälften derselben zu gleicher Zeit auf beide Augen, und hielt sie mit den Händen. Sobald ich verspürte, daß sie von der Augenhitze warm geworden waren (welches ohngefähr in zwei oder drei Minuten geschahe) nahm ich sie wieder ab. Alsdann tauchte ich ein feines Handtuch in kaltes Wasser und fuhr auf eine sanfte Weise damit in den Ecken der Augen und auf dem untersten Augenliede herum, theils um die Ueberbleibsel der Semmel, welche etwa hängen geblieben waren, abzuwischen, theils um die eitermässige Feuchtigkeit, die sich unterdes in der Ecke des Auges gesamlet, oder an das unterste Augenlied angehängt hatte, wegzunehmen. Unterlies ich dieses Abwischen, so war abermals nichts gewisser, als daß ich den Tag über entzündete Augen hatte.

Kurz nach dem Auflegen der Semmel muste ich mich wohl hüten, an einen Ort zu treten, wo ich von den Sonnenstralen getroffen werden konte. That ich es nicht: so fuhren die Stralen wie scharfe Pfeile in meine Augen, und sie wurden entzündet.

Auf eben dieselbe Weise verfuhr ich des Abends kurz vor dem Schlafengehen. Alsdann muste ich nur die Vorsichtigkeit

sichtigkeit beobachten, daß ich nach dem Auflegen der durchgewässerten Semmel, nicht länger als ohngefähr acht Minuten zubrachte, um mich zu Bette zu legen und die Augen zu schliessen. Blieb ich länger auf, oder legte ich mich unmittelbar nach dem Auflegen der Semmel mit noch nassen Augen zu Bette: so konte ich sicher darauf rechnen, daß sie am folgenden Morgen entzündet waren.

Nachdem ich diese Methode eine Zeitlang befolgt hatte, verspürte ich eine merkliche Linderung meiner Leiden, ohngeachtet dasjenige, was mir davon übrig blieb, noch immer groß genug war, um jedem andern, im Dulden weniger geübten Menschen, unerträglich zu scheinen. Denn nunmehr konte ich wieder des Abends, unter mässigen Schmerzen, in einem Zimmer verweilen, welches durch eine dunkle mit einem Schirme bedeckte Lampe erhellt wurde; ein Glück, auf welches ich schon für mein ganzes Leben Verzicht gethan hatte. Zwar durfte ich bei dem schwachen Scheine einer solchen Lampe weder lesen, noch schreiben: aber ich konte doch nun die langen Winterabende, auf eine minder schwermütige Weise, entweder durch philosophisches Nachsinnen, oder durch vertrauliche und lehrreiche Gespräche mit Freunden verkürzen.

Ich fuhr daher in dem Gebrauche des einzigen Mittels, welches diese glückliche Veränderung gewirkt hatte, um so viel freudiger und sorgfältiger fort. Nach und nach versuchte ich, das Auge ganz in kaltes Wasser zu halten und es darin zu eröffnen. Anfangs war mir der Druck des Wassers auf das Innere des Auges unerträglich; aber da ich gleichwol nachher grosse Linderung davon verspürte, so fuhr ich damit fort, und trocknete nach dem Bade die Augen auf die vorbeschriebene Weise mit einem feuchten Tuche jedesmal wieder ab. Endlich brachte ich es so weit, daß ich das Auge wohl fünf Minutenlang im Wasser offen halten konte; und da hörte ich auf, mich der Semmel zu bedienen, und badete statt dessen die Augen täglich wenigstens zweimal in blossem Wasser.

Durch

Durch den fortgesezten Gebrauch des kalten Wassers nach eben der Methode, nach welcher ich mich vorher der feuchten Semmel bedient, wurden meine Augen nach und nach so gestärkt, daß ich nunmehr nicht allein den Tag über ohne sonderliche Schmerzen lesen und schreiben, sondern auch des Abends wieder in einem, auf gewönliche Weise erleuchteten Zimmer, aushalten konte. Endlich erlebte ich so gar das nie gehofte Glück, des Abends bei Lichte hinter einem grünen Augenschirm nun auch wieder schreiben zu können, welches mir verschiedene Jahre hindurch unmöglich gewesen war. Aber das Lesen bei Lichte muste ich noch immer bis auf diesen Tag sorgfältig vermeiden. Die Ursache hiervon liegt ohnstreitig darin, daß die Augen beim Lesen durch eine grössere und anhaltendere Aufmerksamkeit, als beim Schreiben, angestrengt werden müssen.

In dieser bessern Verfassung sind meine Augen bei dem fortgesezten Gebrauche des kalten Wassers nun schon drei Jahre lang geblieben. Was ich daran gelitten habe, hat mich vorsichtig und mässig in dem Gebrauche derselben gemacht. Dem Lesen zur Nachtzeit habe ich auf immer entsagt, und wenn die gröste Notwendigkeit keine Ausnahme befiehlt, seze ich auch das Schreiben nicht leicht über 8 Uhr des Abends fort. Ich gönne meinem Körper und meinen Augen wenigstens sieben Stunden Schlaf, und beide befinden sich wohl dabei. Vor Ausschweifungen im Essen und Trinken hüte ich mich sorgfältig, weil jede Unordnung im Körper, welche durch eine fehlerhafte Diät entsteht, alsobald einen nachtheiligen Einflus auf meine Augen hat. Das zweimalige tägliche Baden derselben muß ich regelmässig fortsezen; denn so oft ich es unterlasse, stellt sich wieder eine Röthe ein. Das späte Aufsizen bei Licht, vornämlich in hellerleuchteten Zimmern, muß ich gleichfals vermeiden. Ueberhaupt aber merk ich an, daß meine Augen in eben dem Maasse gesund und brauchbar sind, in welchem ich mich einer simpeln, natürlichen, und regelmässigen Lebensart befleissige.

So lange ich die beschriebene Wasserkur gebraucht habe, sind meine Augen von allen Geschwüren gänzlich verschont geblieben. Auch sind sie eben dadurch gegen Wind und Wetter abgehärtet worden.

Noch muß ich anmerken, daß ich das Flußwasser zum Baden der Augen heilsamer, als das Brunnenwasser gefunden habe. Künstliche Augenwasser, und alle andere, sowol äusserlich, als auch innerlich zu gebrauchende Arzeneimittel, habe ich, seitdem ich die wohlthätigen Wirkungen des natürlichen Wassers erkante, eben so sehr, als das Aderlassen und Schröpfen vermieden. Statt dessen pflege ich täglich den ganzen Kopf mit kaltem Wasser zu waschen, und im Sommer, so oft es sich thun lassen will, im Flusse zu baden. Dadurch ist mein Körper, der durch den häufigen Gebrauch entkräftender Arzeneien in so hohem Grade geschwächt war, nach und nach wieder gestärkt worden, und diese Stärkung im Ganzen hat sich natürlicher Weise auch auf die Augen fortgepflanzt.

Ehe ich diesen Aufsaz schliesse, muß ich aus der Fülle meines Herzens das dankbare Geständnis strömen lassen, daß ich alle die Leiden, die meine kränklichen Augen mir verursacht haben, nunmehr, nachdem sie überstanden sind, unter die grösten Wohlthaten der göttlichen Vorsehung zu zählen Ursache finde. Hätten sie mich nicht betroffen, wären meine Augen immer in eben dem Maasse brauchbar gewesen, in welchem meine Lernbegierde unersättlich war: so würde ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon längst ein Opfer der angefangenen, und alsdann vermutlich fortgesezten Unmässigkeit im Studiren geworden seyn. So aber sehe ich mich mit Gewalt gezwungen, in die natürlichen Schranken meiner Endlichkeit, die ich thörigter Weise überspringen wolte, demütig zurück zu treten und den Grad meiner Anstrengungen mit dem Grade meiner Kräfte wieder in ein richtiges Verhältnis zu bringen. Daß ich also noch lebe — oder wenigstens, daß ich durch unmässige Applikazion die Kräfte und Gesundheit meines Körpers nicht gänzlich zerstört, noch nicht

alles

alles Gefühl für Natur und Freundschaft und für alle die stärkenden und reinen Vergnügungen des geselligen Lebens verloren habe; das verdanke ich lediglich der weisen Schickung, welche damals, da sie mich betraf, meinen Glauben an die grenzenlose Güte des Herrn meines Lebens beinahe wankend gemacht hätte. Denket nach, ihr Mitmenschen! ob alle eure überstandene Leiden nicht eine ähnliche Abzweckung gehabt haben?

Aus keiner andern Ursache, als damit diejenigen meiner Leser, denen an diesem Umstande etwa gelegen seyn dürfte, wissen mögen, wer ihnen für die Wahrheit dieser Erzählung die Gewähr leistet, unterschreibe ich meinen Namen. Campe.

---

## 10.
## Entschlus.

Suchen will ich, suchen was zum Lieben,
O! ein Mädchen süß und schön;
Denn ich kan in der Natur das Lieben,
Ach! ich kan, ich kan es nicht mehr sehn!

Hat mit lieben Weibchen nicht sein Küssen
Jedes Vögelchen im Hain?
Und mich Armen soll' es nicht verdriessen!
Bin hier noch so ganz, so ganz allein!

Selbst das Epheu schmiegt so herzlich
An den Ulmbaum sich heran;
Und da steh' ich Armer dann so schmerzlich,
Daß ich mich nicht auch so schmiegen kan!

Ach! hier pocht ein ungestümes Fodern,
Ach! hier glüht ein Herz so voll!
Armer Junge, wenn das all verlodern,
Ewig langsam so verlodern soll!

Suchen muß ich, suchen was zum Lieben,
Oder in mir selbst vergehn,
Denn ich kan nicht ohne mitzulieben,
In der liebenden Natur mehr stehn.

## 11.

# Etwas von einem deutschen Minister.

Nicht ganz unerheblich, wenigstens amüsirend und für den Patrioten mit warmer oder kalter Vernunft ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte des deutschen Reichs in Rücksicht auf Wissenschaft und Aufklärung seiner Minister scheinen mir nachstehende Büchertitel zu seyn. Sie enthalten das vollständige Verzeichnis der Bibliothek eines Mannes, der als Minister, Kurator einer grossen Erziehungsanstalt und, wenn ich nicht sehr irre, als Präsident eines Kammerkollegiums starb. Kleine Bibliotheken sind oft Beweise ihres geschmackvollen und erleuchteten Besizers.

### In Folio.

1. 2. 3. Millers Engl. Gartenbuch von Huth herausgegeben, Nürnb. 1750. 3 Thle. 4. Acta in Inquisitionssachen der .... 5. 6. Acta der Untersuchung der im Fürstenthum .... befindlichen Eisenhüttenwerken. 7. Der Dienen hohe und niedere Jagdgeheimnisse von Joh. Tänzern, Leipzig 1734. 8. Hartwigs Bergbuch, Dresden und Leipzig 1734. 9. Seb. Span. Speculum Juris metallici, Dresden 1698. 10. Wesenbecii Commentarii in Pandectas, Basileae 1589.

### In Quart.

11. 12. Du Hamel de l'explication des bois, Pars I. II. à Paris 1764. 13. Boerhave, Index plantarum in porto academico, Lugd. Batav. 1727. 14. Gundlings Erläuterung über Schilteri Institut. Juris feudal. Frankfurt und Leipzig 1736. 15. C. v. Langefeld, Anmerkungen von der Tannenfichte und Kienbaum, Nürnberg 1762. 16. --- Forstordnung 1749.

### In Oktav.

17. 18. 19. Abhandlung der ökonomischen Gesellschaft zu Bern des 4ten Jahrgangs 1763. 1. 3. und 4tes Stück. 20. Catalogus von den amerikan. Holzpflanzen in ...... 21. Abhandlung von Bau- und Besserung der Strassen, Leipzig 1761. 22. Buchlings Entwurf der Jägerey, Halle 1756. 23. C. von Heppe praktische Abhandlung vom Leithund, Augsp. 1751. 24. Dictionaire Royal François-Anglois et Anglois-François par Mr. Boyer, Amst. 1727. 4to. 25. Ludwigs deutschenglisches Lexikon, Leipzig 1745. 4to. 26. Oesterreichs Beschreibung

bung der Stenglinischen Gemäldesamlung, Berlin 1763. 4to. 27. Kirschii Cornu Copiae, Ratisb. 1739. 8vo. 28. Ein Convolut gebundene ....... Zeitungen von 1771.

---

## 12.
# Briefe eines deutschen Edelmanns.

Folgende Briefe sind von einem jungen Herrn, der auf dem Lande durch zwei theuer verschriebene Hofmeister gebildet ist, und nun der Nazion in der Fremde Ehre macht. Was hat das Vaterland nicht von einem solchen Anwachs zu erwarten?

### I.

Frankfurt am Main, den 10ten Mai 1777.

Hochwohlgeborner,

Gnädiger Herr Papa,

Ich hoffe, daß Sie diese Zeilen noch bei guter Gesundheit antreffen, denn ich bin auch noch wohl auf; aber ich habe eine beschwerliche Reise gehabt, und Frankfurt am Main ist eine schöne Stadt.

Auf des Postillions Rath trat ich in der besten Herberge ab, wo man elend ißt und theuer bezahlt.

Hier hab ich mit Heinrich dem Hausknecht das merkwürdigste besehen: die Kirche, wo sie den Kaiser gemacht haben, der sich aber nun in Wien aufhält, die güldne Bulle, die aber nicht von Gold ist, und den Römerberg, der nicht wie ein Berg, sondern wie ein Marktplaz aussieht.

Morgen geht meine Reise nach Frankreich mit dem Postwagen vor sich. Ich habe mit Micheln alles wohl überlegt, und meine Reisekutsche verkauft, denn das Geld ist am besten in der Tasche, wie Ew. Hochwohlg. Gnaden zu sagen pflegen, und auf dem Postwagen ist gute Gesellschaft, so daß mir die Zeit nicht lang werden wird. Ich grüsse meine Schwester Fräulein Lieschen und die Tante, und Hans Jürgen und verbleibe jederzeit

Ew. Hochwohlgebornen Gnaden

gehorsamer Diener und Sohn.

II.

Paris in Frankreich, den 3ten Jun. 1777.

Mon reverend Pere,

Werden aus dem Titel sehen, daß ich nun endlich in Paris angekommen bin. Ich dachte, daß es mit dieser Stadt kein Ende nehmen solte. Ich glaube, daß der Umfang wol 1000 Last Rocken Einfall hält,

Wir reisten Tag und Nacht, durch eine Menge Städte und Dörfer; der Henker mag alle die Namen behalten.

In Strasburg traf ich im Wirthshaus zum Geist zwei junge Edelleute aus Sachsen an, der eine ein gepuzter und gepuderter Bursch, der seine Muttersprache vergessen haben will; der andere, eine sauertöpfische Art von Kerl, hat in Göttingen studirt, und fragte mich: ob ich die Alten kente? Mein Alter, sagte ich, ist der Baron Hunter auf Wildesheim, und ich heisse Junker Friz, das werden Sie, denke ich, so gut wissen, als ich. Hier hätten Sie das alberne Gelächter hören sollen.

Auf der Dielschanze von Strasburg nach Paris fand ich drei artige französische Herren. Der eine sprach gut deutsch, und war mit einem Prinzen als Hom de Schamber (ist eine Hofbedienung) auf Reisen gewesen; der andere war der vornehmste Komödiant in Strasburg, der alles versteht, was die andern nicht wissen, denn ich hab es mit meinen Augen gesehen, daß er den Kopf aus der Diele steckte, und ihnen jedes Wort einblies. Der dritte war königlicher Tabakskommissarius und Visiteur. Ausserdem war noch ein Frauenzimmer da, die mir mit ihren schwarzen Augen nicht übel gefiel, nur hätte ihre Wäsche reinlicher seyn können. Sie ist, wie sie sagt, von einer vornehmen Familie, und hat eine Menge Bekante unter den Offizieren in der Garnison.

Man kan nicht höflicher seyn, als es meine Reisegefährten waren. Wenn ich lachte, so lachten sie mit; wenn ich gähnte, so rissen sie den Kinbacken auf, und wenn ich nieste, so zogen sie die Hüte vom Kopf. Niemand hatte

besser

bessere Lage, als Michel. Der Hom de Schamber kämte mich zurecht, und der königliche Kommissarius trug mir die Sachen vom Wagen; ich muste darum höflich seyn, und die Herren frei halten. Aber das Geld ist nicht weggeworfen, denn ich habe dreimal mehr Französisch dafür gelernt, als der Bettel werth ist, und Michel lernt's umsonst mit. Sie wundern sich alle über mein Genie, wie sie es nennen.

Mit nächstem Berichte ein mehreres. Eins ärgert mich in Paris: ich wolte heute früh auf die Feldhühnerjagd gehn, das, sagt man, ist verboten. Sie müssen hier noch nicht wissen, wer ich bin, und daß wir die hohe und niedre Jagd haben; aber das will ich ihnen zeigen, und ich verbleibe u. s. w.

III.

Paris den 20sten Jun. 1777.

Monsieur,

mon très aimable Pere,

An unserm Tisch speisen feine Leute, drei Offiziere mit dem Ludwigsorden, zwar in zerrissenen Kleidern, aber Männer von Geburt und Ehre, ein lahmer berühmter Tanzmeister, und ein geschickter Zahnarzt, der sich seine eignen Zähne, wie er sagt, ohne Schmerzen ausgerissen hat. Ihr Essen ist wunderliches Zeug, und schmeckt nach Allerhand und nach Nichts. Niemand versteht hier ein rechtliches Gericht westphälinger Klümpe zu kochen; das macht, die Kerle wissen nichts.

In der Oper bin ich auch gewesen. Wenn ich unserm Pudel ins Ohr kneipe, so singt er meiner Ehre besser. Doch bunt und drollig sieht das Ding aus, wie ein grosser Raritätenkasten, wenn sie in lauter Gold und Silber in einer Wolke niederschaukeln; auch blizen und donnern sie gut, und, wenn nicht alles Blendwerk ist, so mögen die Menscher hübsch seyn.

Im Trauerspiel war ich gestern, geh aber da nicht wieder hin, ob ich gleich nichts davon verstehe. Ein alter Kerl neben mir weinte wie ein Kind. Mögte wissen, war-

nun jemand sein Geld dafür hinträgt, daß ihm wird, als wenn er Schläge kriegte — Lieber geh ich nach dem deutschen Kränzchen, da schmeckt kein hungriger Franzmann hin, und man vergist seine Muttersprache nicht.

Vorige Woche bat mich der Gesandte zum Essen. Er macht mir zu viel Komplimente, und will mich, wie er sagt, in gute Häuser führen; aber ihre besten Häuser gefallen mir nicht; sie sind so groß, wie die Kirchen, und der Hof sieht einem Gottesacker ähnlich, wo man weder Hühner, Tauben noch Hunde, noch irgend eine lebendige Seele gewahr wird. Er fragte mich, ob ich nicht französisch lernen wolle? Wenn ich Zeit dazu habe, gab ich ihm zur Antwort. Warum lernen auch die Monsieurs nicht deutsch? Ich solte des Kaisers Schwester seyn! Auch Frauenzimmer waren da, alle übertüncht und bemalt und befirnist — Ich habe noch nicht ein ächtes Fleckchen Weiberhaut gesehen. Wenn ich hier heirathen solte, so würde ich die Braut durch Lauge ziehen, um zu sehen, ob sie Farbe hielte.

Nach dem Tisch gab es doch einen Schnaps, aber in Gläsern, wie Fingerhüte. Ich bat mir ein Trinkglas voll aus, darüber lachten die Affen.

Hier trägt der Kutscher einen Haarbeutel, und der Herr fährt ungekämt Visiten. Flohcouleur ist jezt die Leibfarbe, komt wol die Reihe ans andre Ungeziefer auch.

---

## 13.
## An
## den Herausgeber des deutschen Museums.

Der Göttingische Professor, Herr Lichtenberg, sagte vor einigen Tagen, in dem Hamburgischen Korrespondenten, über mich und dasjenige, was ich von ihm und seiner Abhandlung über Physiognomik, in den hiernächst angezeigten Stellen des deutschen Museums schrieb, seine Meinung. Nun liest man zwar den Hamburgischen

gischen Korrespondenten in ganz Deutschland und in verschiedenen andern Ländern; aber ein Zeitungsblat wird leicht vergessen, und ich mögte gerne der Schrift des Herrn Professor Lichtenbergs eine dauerhafte Wirkung verschaffen. Darum eile ich, Hochzuverehrender Freund, sie Ihnen mit der inständigsten Bitte zu übersenden, dieselbe unverändert, und ohne Anmerkung in den nächsten Monat ihres Museums einzurücken. Hannover den 10. Junius 1778.

Johann Georg Zimmermann.
Königl. Großbrit. Hofrath und Leibarzt.

An die Leser des Deutschen Museums. Aus dem Hamburgischen Korrespondenten vom 8. Junius 1778. No. 89.

Es vergeht selten ein Posttag, daß ich nicht durch Briefe, und fast kein Tag, daß ich nicht mündlich befragt werde, ob ich denn gar nichts auf die verschiedenen Angriffe erwiedern wolte, die man in den stürmischen Monaten des Museums von diesem Jahr auf die kleine Antiphysiognomik und auf mich gethan hat. Man halte, sezte kürzlich jemand hinzu, mein Stillschweigen hier und da für Ueberzeugung, und die Unpolirten fingen bereits an zu triumphiren. Ich stehe also keinen Augenblick länger an, diesen Freunden mein Vorhaben öffentlich und bestimt zu erklären.

In jenen Monaten ist eigentlich Viererley enthalten, das mich angeht. A) Eine philosophische Abhandlung über die Harmonie zwischen Schönheit, Tugend und Verstand, von Herrn Mendelsohn, nebst B) einer Einleitung dazu, worin weder Philosophie, noch Schönheit, noch Tugend, noch Verstand ist. C) Eine schön geschriebene Abhandlung von Herrn Lavater wider mich mit D) Einem Paar Noten von Tobias Göbhard dazu.

Auf A) werde ich nicht antworten: 1) weil der Aufsaz nicht wider mich gerichtet, sondern schon ein Jahr vor Ausgabe des Kalenders durch einen Freund des Herrn Mendelsohn veranlasset worden ist, der mir dieses selbst berichtet hat. 2) Weil er nicht mit meinen Sätzen streitet, sondern, die schöne Bezeichnung der Begriffe und deren logische Ordnung ausgenommen, das meiste schon im Kalender steht, und weil 3) derselbe Freund Mendelsohns völlig mit mir darin eins ist, daß nach gehöriger

Entwickelung der gedrängten Sätze, die er enthält, Herrn Lavaters Gedanken über das Physiognomische in der Schönheit dadurch auf das Kompleteste (das sind seine Worte) widerlegt werden. Dieses werde ich in dem zweyten Theil meiner Schrift wider die Physiognomen, die künftige Messe erscheinen wird, und auch ohne diese Schriften nicht eher erschienen seyn würde, deutlich zeigen. Daraus wird sich dann in Rücksicht auf B) von selbst ergeben, daß a) der Kopf des Verfassers, der die Abhandlung nicht verstanden hat, eben so schwach seyn muß, als seine Absicht boshaft, und seine Aufführung ungezogen war, und daß es ihm b) nicht sowol um Belehrung seines Gegners, als um dessen Unterdrückung, zu thun war, anderer Betrachtungen jezt nicht zu gedenken.

C) werde ich umständlich beurtheilen. Herr Lavater wird daraus sehen, daß er sich mit Beobachtung der güldenen Regel: Wenn dir die Widerlegung deines Gegners gar zu leicht wird, so frage dich zuweilen: habe ich ihn auch verstanden? will er mir auch überall widersprechen? Dreiviertel seines Aufsazes hätte ersparen können. Wo ich mit ihm allein rede, kan er allezeit auf Bescheidenheit rechnen; aber er wird mir auch verzeihen, wenn ich, vor wie nach, auf das Heuschreckenheer von Physiognostikern, das seine Wärme ausgebrütet hat, losschlage, wo es mir dazwischen fliegt und seine polternden Apostel, zwischen welchen und ihm schon jezt, im 6ten Jahr der wieder hervorgesuchten Physiognomik, ein Unterschied ist, wie zwischen Groß-Inquisitor und Paulus, züchtige, wenn sie mir unter Pauken und Trompeten dazwischen predigen wollen. Was endlich D) angeht, so kan der Verfasser darauf rechnen, ich werde seine vogelfreie Grobheit nie erwiedern. Satyre muß sich jeder gefallen lassen, und also auch ich.

Tho' pointed at myself be Satire free,
Tho her 'tis pleasure and no pain to me.

Allein, dieser Mann ist offenbar über die Linie hinausgegangen, die den Pöbel vom Mann von Erziehung unterscheidet, dem diese Bostonische Urbanität gewiß immer unerreichbar bleiben wird. Man antwortet nur auf Angriffe, die wenigstens einigen Personen treffend geschienen haben; ich habe aber noch zur Zeit nicht einen einzigen vernünftigen Mann angetroffen, nicht einen einzigen, der gesagt hätte, ein vernünftiger und ein rechtschaffener Mann könne, so schreiben, wie die Verfasser von B. und D. an einigen Stellen. Ich verlange keinen grössern Sieg.

Allein äusserst nahe geht es mir, daß es einigen müssigen Verläumdern beliebt hat, auszusprengen, ein gewisser berühmter Mann, mein geneigtester Gönner, sey der Verfasser von B. und D. Ich widerspreche hiemit diesem ehrenrührigen Gerücht auf das feierlichste, und deklarire: wofern sie fortfahren, mit solchem Schand-

gee

gewisser ihre Nachbarn anzustecken, so will ich auf meine eigene Kosten einen bereits bekanten Vertheidiger der Unschuld bestellen, der diese Lästermäuler gewiß auf ewig stopfen soll. Göttingen, den 21sten May 1778. G. C. L.

## 14.

## Frage an das deutsche Publikum über die Erhaltung der poetischen Werke des alten deutschen Meister Sängers Hans Sachsens.

Hans Sachs! — Wie viele sind wohl unter uns Deutschen, die mehr von diesem Manne wissen, als daß er Hans Sachs hieß? Aber seinen Geist, sein Herz, seinen hohen Dichter-Genius, seine Art Natur zu sehen, und jeden ihrer Eindrücke auf ihn treu, wie der reinste Spiegel, wieder darzustellen? Wer kent dieß, als vielleicht nur einige Wenige, denen es keine zu beschwerliche Mühe ist, nach versunknen Schäzen unsrer vaterländischen Litteratur in alten staubigen Bibliotheken umzuwühlen? Hätten Göthe und Wieland ihm nicht im Deutschen Merkur (April 1776.) das herrliche und verdiente Ehrendenkmal errichtet, noch immer schlummerte gewiß sein Andenken unter uns, und seine Werke, der reichste und herrlichste Schaz, den deutsche Dichtkunst aus dem Mittel-Alter aufzeigen kan, giengen ruhig unter. Ich verweise alle, die mehr von ihm wissen, ihn näher kennen lernen wollen, vor der Hand noch dahin; denn seine vollständigere Lobrede verstattet mir hier weder Raum noch Zweck. Nur ein Fingerzeig soll's seyn, was ich hier gebe: Denn es ist lang genug, daß Deutschland seinen Dichter, und wir Andern alle unsern Meister verkant haben; (sagte Wieland.)

Jeder Bücherkenner weis, daß Hans Sachsens Werke dermalen unter die raren Bücher gehören; sie aber vollständig zusammenzubringen, ist ein ganz besonderes Kaufglück, das einen, der selbst drauf lauert, nur selten trifft. In den grösten und vollständigsten Bibliotheken finden sich nur einzelne Theile davon, und selbst diese noch, wie ich gefunden habe, oft zerrissen und defekt. Ich selbst samle nun schon fast acht Jahre lang, mit möglichster Mühe und gütiger Unterstüzung vieler meiner Freunde in Deutschland daran, und doch glückte mir's nicht eher als heuer, aus vielen einzelnen defekten Theilen ein vollständiges Exemplar zusammenzubringen. Viele, die ich darüber gesprochen, oder die mir geschrieben haben, führen dieselbe Klage. Aus diesen und noch manchen andern sichern Kennzeichen schliesse ich mit Zuverlässigkeit,

heit, daß Hans Sachsens Werke ihrem Untergange sehr nahe sind; und, übernimts nicht jezt jemand diesen wahren Schaz unsrer poetischen Litteratur zu retten, vielleicht in nicht langer Zeit gar nicht mehr seyn werden.

Nun fragt sichs, Ihr Deutschen: wollen wir dieß geschehen lassen, oder nicht? Sollen uns einmal unsre späteren Urenkel der Sünde zeihen, daß wir unsern Ennius untergehen, und seine Werke, aus schlaffer Unthätigkeit, dahinsterben liessen? Sollen uns unsre Nachbarn, Engländer und Franzosen, die jedes Bruchstückchen ihrer ältern poetischen Litteratur mit größter Sorgfalt aufsuchen, samlen, bewahren und in hohen Ehren halten, länger hierin beschämen? Und wollen wir uns, in unserm lesegierigen Perioden, nicht mindstens so viel als möglich Speise schaffen, woran jeder von gesundem Kopf, Herz und Sinn sich laben könne? Nein, Ihr Deutschen, Ihr seyd zu bieder und edel, und Ihr habt; so wie ich, unser Vaterland zu lieb, als daß ich so etwas befürchten könte!

Wohlan! Nur fünfhundert Edle, Freunde ihres Vaterlandes und der Musen in ganz Deutschland, dürfen mir ihr Wort geben mich zu unterstüzen, und ich will gern, auch ohne Hoffnung einiger Belohnung oder Gewinnes, die dreijährige Arbeit einer neuen Ausgabe von des vortreflichen Hans Sachsens poetischen Werken übernehmen. Daß dieß kein Unternehmen für einen Buchhändler sey, fält jedem, der nur ein wenig die Sache selbst und die Lage des Buchhandels in Deutschland kennt, sogleich in die Augen. Da ich nun Last und Kosten des Verlags ganz allein übernehmen muß, so verdiene ich, glaub' ich, um so mehr sicher gestelt und durch Subscription und Pränumeration unterstüzt zu werden.

„Was enthalten denn aber nun eigentlich Hans Sachsens Werke?„ — hör ich fragen. Lange nicht Alles was H. S. während seines ganzen Dichter-Laufes, das ist, vom Jahr 1514 bis 1567, gedichtet und gesungen hat, ist auch gedruckt. Vieles steckt noch hie und da in alten geschriebenen Meister-Gesangbüchern vergraben. Was aber seine, in 5 Folio- und dann wieder in ebensoviel Quartbänden gedruckten Werke enthalten, ist, summarisch, folgendes: nemlich 116 Allegorische Erzählungen; 197 Schwänke; 59 Fabeln; 64 Faßnachtsspiele; 52 weltliche Komödien; 28 weltliche Tragödien; 272 weltliche Historien; 26 geistliche Komödien; 27 geistliche Tragödien; 107 geistliche Gedichte; 144 vermischte Gedichte; und ausserdem noch die sämtlichen Psalmen, das Buch Jesus Sirach, die Sprüche Salomons, der Prediger Salomons, die meisten Evangelien

lien und Episteln, und etliche Kapitel aus dem Buche der Weisheit, in Verse gebracht. Welch ein Reichthum! und doch noch nicht Alles! Aber auch welch ein Mann, und welche überströmende Fülle in ihm! Ward je ein Mensch auf Erden zum Dichter gebohren, so war es Hans Sachs.

Ich trete, um auch das Förmliche zu beobachten, demnach meinem Zwecke näher, und kündige hiermit: Des deutschen Meister-Sängers Hans Sachsens Werke, in einer neuen Ausgabe, mit erläuternden Noten; acht Bände in Groß Quarto, auf Subscription und Pränumeration an. Zu Behuf dieses Unternehmens, und damit Unkundige der Sache nur einen Vorschmack bekommen, liefere ich in dieser nächsten Leipziger Oster-Messe: Proben aus des alten deutschen Meister-Sängers, Hans Sachsens, Werken in groß 4to auf 3 Bogen, nebst einem Titelkupfer von Hrn. Kraus, in Doppeldruck-Manier. Diese lege ich hiermit dem deutschen Publiko, als Muster der ganzen Einrichtung der neuen Ausgabe vor. Mein Plan dazu ist folgender: 1) Die neue Ausgabe soll in groß Quart, mit gespaltenen Kolumnen auf eben dieß Papier, und mit ebendenselben, ganz neuen, Schriften, als die Proben, gedruckt werden. 2) Das Ganze wird ohngefehr 21 Alphabete halten, und soll folgendergestalt in 8 Bände vertheilt werden. Der erste Band soll enthalten Hans Sachsens Leben; etwas über die Meister-Sängerey; und dann die allegorischen Erzählungen; der 2te die Schwänke und Fabeln; der 3te 4te und 5te die Faßnachts-Spiele, weltlichen Komödien und Tragödien; der 6te die weltlichen Historien; der 7te und 8te die geistlichen Komödien, geistlichen Tragödien, geistlichen Gedichte und vermischten Gedichte. 3) Die obgedachten blos versificirten biblischen Bücher bleiben weg, weil sie eigentlich nichts als Meister-Sängerey, nicht Gedicht, sind, zu Bestimmung von Hans Sachsens poetischem Werthe nicht das Mindste beitragen, und das Ganze ohne Noth nur um einen Band vermehren und vertheuren würden. 4) Dem ersten Bande werde ich Hans Sachsens Leben, und alles was ich davon aufspüren kan, nebst einer kurzen Abhandlung über den Perioden der Meister-Sänger in der Geschichte der deutschen Dichtkunst, wie obgedacht, voranschicken; dem Texte aber durchaus höchst kurze erläuternde Noten alter Worte und Sachen unterlegen, und dem Leser dadurch das mühsame Nachschlagen eines Glossarii ersparen; wie es auch die Proben schon zeigen. 5) Was ich schon von Hans Sachsens noch ungedruckten Werken in Händen habe, oder durch die gütigen Bemühungen meiner Freunde noch

noch auffinden kan, und wahres Gedicht, nicht Meister-Sängerey, ist, werde ich in einem besondern Nachtrage liefern. 6) Dem ersten Bande soll Hans Sachsens Bild, nach einem guten und gleichzeitigen Originale gestochen, jedem der übrigen aber ein Titelkupfer, in Doppeldruck-Manier, von Herrn Kraus vorgesezt werden. 7) An Hans Sachsens alter und so charakteristischer Sprache und Orthographie soll nicht das Geringste verschnizelt oder verneuert werden; und eben deshalb dieß Werk hier unter meinen Augen gedruckt, und von mir selbst korrigirt werden. 8) Der Subscriptions- und Pränumerations-Preis für das Ganze soll Acht Rthlr. Sächsisches Courant seyn; folglich jeder Band, der beinahe 3 Alphabete hält, nur 1 Rthlr. kosten. Ich schmeichle mir, daß jeder, der Bücherpreise kent, einsehen wird, wie billig dieß ist. Um die Zahlung aber noch mehr zu erleichtern, soll sie noch überdieß in drei Termine vertheilt, und zu Michaelis 1778 3 Rthlr. Michaelis 1779 3 Rthlr., und Michaelis 1780 die leztern 2 Rthlr. an die Herren Kollekteurs gezahlt werden. 9) Dargegen sollen eben so in 3 aufeinander folgenden Leipziger Michaelismessen die Theile abgeliefert werden, nemlich Michaelis 1779 der 1te, 2te und 3te; Michaelis 1780 der 4te, 5te, 6te, und Michaelis 1781 der 7te und 8te. 10) Von jezt an bis heuer zu Michaelis steht der Subscriptionstermin offen. Finden sich bis dahin 500 Subskribenten zusammen, so erkläre ich mich in der Michaelismesse öffentlich, daß dieß Werk seinen Fortgang habe, und dann erst zahlen die Herren Subscribenten ihre erste Pränumeration, gegen gedruckte und von mir eigenhändig unterschriebene Scheine, an die Herren Kollekteurs. Ohne geleistete Zahlung aber kan, meiner Einrichtung nach, niemand in die Pränumerantenliste eingetragen werden. Findet sich aber bis dahin die verlangte Anzahl nicht zusammen; wohlan, so unterbleibt Alles; meine Hofnung war ein süsser Traum, und Deutschlands Dichter schlafe fort an in Ewigkeit! 11) Hat aber Deutschland noch Edle genug, die aus Patriotismus und Liebe zu den Musen, mein Unternehmen unterstüzen, so sey Ihren Namen auf etlichen Blättern vor dem ersten Bande ein Ehrendenkmal errichtet; und eben deshalb muß ich meine Herren Kollekteurs bitten, mir Alle, wo möglich, namentlich zu melden. 12) Ich ersuche daher alle mir noch unbekante Freunde unserer vaterländischen Litteratur und Beförderer alles Guten in und ausser Deutschland, mein Unternehmen unmittelbar oder mittelbar möglichst zu unterstüzen. Sammlen Sie Subskribenten, so erbiete ich Ihnen entweder das 10te Exemplar frey, oder 10 pro Cent baar als Provision, und bitte Sie, sich deshalb mit mir in Korrespondenz zu sezen. Alle Exemplare liefre ich Ihnen alsdann bis Hamburg, Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg, Frachtfrei.

Und nun noch ein Wörtgen an euch, Piraten Deutschlandes, sonst Nachdrucker genant. Hier ist wieder ein Werklein von 21 Alphabeten, auf das ihr Jagd machen könnet, wenns euch beliebt. Ich geb's euch freiwillig preis. Tastet's an, wenn Ihr könnet; denn ich verschanze es mit keiner einzigen allerhöchsten und allergnädigsten Freiheit oder Privilegio. Weimar am 1sten May 1778.

F. J. Bertuch,
H. S. W. Rath und geheimer Sekretär.

Der Herausgeber des D. M. und die Weygandsche Buchhandlung werden mit Vergnügen alles, was sie können, zur Beförderung eines Unternehmens beitragen, dessen Ausführung für das Studium unsrer Sprache und älteren Litteratur die angenehmsten Aussichten öfnet; und alle desfalls an sie kommenden Aufträge mit Bereitwilligkeit und Vergnügen besorgen.

---

## Nachricht.

Herr Spener, der Buchhändler, schrieb mir vor einigen Wochen, wie er gesonnen wär', eine Fortsezung der Iris herauszugeben, und bat mich inständig, einigen Antheil daran zu nehmen, und wenigstens, nach seinem schmeichlerischen Ausdrucke, zur Unterstüzung des Werks ihm meinen Namen zu gönnen. Ich versprach es, und machte zu der ihm bereits überschickten Vorrede meines lezten Irisbandes einen Zusaz. Heut' erhalt' ich diesen Band aus der Presse, und find' in demselben erstlich besagten Zusaz um welchen mein Verleger mich gefleht hatte, nebst einer Anmerkung zur Vorrede, worin der Verleger mir widerspricht, und behauptet: **Geschlossen werde nicht die Iris; sondern nur die Direkzion derselben aufgegeben**; gleich als ob die bis jezt herausgekommene Iris nicht **meine** Iris wär, als ob Hr. **Spener** mich zum **Direktor** derselben ernannt hätte; da sie doch im eigentlichsten Verstande **mein** Werk ist, und die Fortsezung derselben ein ganz neues, von welchem mir nichts als der unbedeutende Titel gehört. Hr. **Spener** hat mich nicht arbeiten **lassen**, mich nicht in Sold genommen; sondern von mir die Erlaubnis erhandelt, eine Arbeit, deren Einrichtung ganz von meiner Willkühr abhing, zu verkaufen. Diese Anmerkung mögte dennoch als eine erläßliche Buchhändlersünde dahin gehen. Nachher aber find' ich eine Anzeige der neuen **Spenerischen** Iris voll Hohns gegen die Meinige, gegen eben die, welche eben derselbe **Spener**, als er deren Verlag übernahm, wie eine der ersten Originalschriften unsrer Zeit, woran die besten Köpfe Deutschlandes Gehülfen wären, mit gewaltigem Prunk ankündigte; und diese leztere mich höhnende Anzeige ist in **meiner** Iris abgedruckt, hinter der Vorrede, zu welcher sich der Verleger, ihm zu Gunst, oberwähnten Zusaz demütig erbeten hatte. So beleidigend eine solche mehr als unverschämte, niederträchtige Mishandlung von einem Manne, der mich lobte, so lang seine Gewinnsucht einigen Vortheil von mir erwartete; nun aus gleicher Gewinnsucht meiner spottet; dem meinen Namen misbraucht,

um

um unter meinen Freunden Käufer anzulocken, hinten, um das Wohlwollen meiner Feinde sich zu erwerben, eben den Namen in den Koth zu treten versucht: so beleidigend eine solche Mishandlung ist, für die ich keine Benennung weis, so würd' ich dem ohnerachtet dieselbe nicht rügen. Was hat mein Name mit einer Buchhändlernachricht zu thun? Weil ich aber mit dem Buchhändler selbst, der vor allen Menschen um Gewinstes Willen Treu und Glauben verläugnet, und ihnen keck ins Angesicht schlägt, nicht die mindeste Gemeinschaft mehr haben kan, so muß ich dem Publikum bekant machen: daß ich weder am Plan, noch an der Ausarbeitung der von Spener zu verlegenden sogenanten Fortsezung der Iris einigen Antheil habe, oder haben werde; sondern das, was mir noch auf dem Herzen liegt, den bisherigen Leserinnen meiner Iris, die Hr. S. ohnehin mit Spott und Verachtung abweist, im deutschen Merkur zu sagen gedenke. Meinen bisherigen Verleger, welcher auf diese Weise aus jeder Verbindlichkeit mit mir gesezt wird, bewahr' ich hierdurch vor mehreren Schändlichkeiten gegen mich. Er ist von Stund an ein freier Mann, und darf seinem Kizel mich zu verhöhnen ein Gnüge thun; darf mit der Allgemeinen deutschen Bibliothek sich vereinigen, deren Spott er in meinem Journal heimtückisch wider mich anführt; darf es auch sicher, so sicher als jene Bibliothek, oder als ein gewisses Thier, das, nachdem es sich im Schlam herumgewälzt hat, das reinere Krokodil nicht zu fürchten braucht. Ich werd' es so wenig beantworten, als ich bisher die wiederholten boshaften Spötteleien der Berliner beantwortete. Gewis kömt eine Zeit, und sie kömt bald, wo durch Zusammenstellung sicherer Anekdoten, ohne mein Zuthun kund werden wird, aus welcher Ursache verschiedne Kritiker sich verabredeten, alles, worüber oder in wessen Nachbarschaft mein Name stand, zu schmähen, und da ihrer Ohnmacht es nicht gelung, eins meiner Werke zu vertilgen, da, ungeachtet ihres Geschreis, um den schweigenden Geschmähten die besten Seelen sich versammelten, warum sie da, in einer Art von Verzweiflung, so gar das Schöne lästerten, was andre, die sie vormals gerühmt hatten, als meine Gehülfen schrieben? Warum Schriftsteller, denen sie mit der ganzen Nazion einstimmig, Hoheit, Einfalt, männliche Stärke zuerkanten, nach ihrem Urtheil zierlich, schwach, geistlos wurden, sobald sie die Hand an Iris legten? Warum Stücke, für sich vortreflich, von mir gesammelt, ein lächerliches Buch ausmachten? Ohne mein Zuthun wird es kund werden. Mir schaden sie nicht; denn die Nazion haben sie nicht bethört; und bei den Enkeln ist von ihnen keine Rede. Das Gute und Schöne bleibt gut und schön: was kümmert den Schöpfer desselben die Kabale seiner Zeit? Wohl ihm, wenn er nicht in den Augen der Nachwelt sich dadurch erniedrigt, daß er kleinen hämischen Geistern von seinem Genius Rechenschaft gab! Düsseldorf, den 3. Jun. 1778. J. G. Jacobi.

N. S. Der Artikel Musik am Schlus ist gleichfals ohne mein Wissen angehängt worden.

---

## Druckfehler und Verbesserungen.

Im Mai S. 450. wird zwischen Vers 4 u. 5. eingeschoben: durch den düstern Hain, den schwarzes Grauen umhüllet. S. 451. Z. 9. für schwindenden l. schwimmenden. S. 515. Z. 25 und 26 zwischen Mitleiden und genickt mit den Köpfen so freundlich. S. 516. Z. 10 Blätterwogen. S. 457 Z. 5. D. J. für D. J. G. 557 Z. 14 für 92, l. ,, 2. S. 567 Z. 16 nach Stümpers tragen.

# Ballade.


Hurtig.
Joh. Friedr. Reichardt.
Ich träumt', ich war ein Vö = ge = lein, und
flog auf ih = ren Schoos, und zupft ihr, um nicht laß zu seyn, die
Bu = sen = schlei = fen los, — und flog, mit gau = kel=
haf = tem Flug, dann auf die wei = ße Hand, dann




Ich träumt', ich war ein Vögelein,
Und flog auf ihren Schoos,
Und zupft ihr, um nicht laß zu seyn,
Die Busenschleifen los,
Und flog, mit gaukelhaftem Flug,
Dann auf die weiße Hand,
Dann wieder auf das Busentuch,
Und pikt' am rothen Band.

Dann schwebt ich auf ihr blondes Haar,
Und zwitscherte vor Lust,
Und ruhte, wenn ich müde war,
An ihrer weißen Brust.
Kein Veilchenbett' im Paradies
Geht diesem Lager vor.
Wie schlief sich's da so süß, so süß,
Auf ihres Busens Flor!

Sie spielte, wie ich tiefer sank,
Mit leisem Fingerschlag,
Der mir durch Leib und Leben drang,
Mich frohen Schlummrer wach;
Sah mich so wunderfreundlich an,
Und bot den Mund mir dar,
Daß ich es nicht beschreiben kann,
Wie froh, wie froh ich war.

Da trippelt' ich auf einem Bein,
Und hatte so mein Spiel,
Und spielt' ihr mit dem Flügelein
Die rothe Wange kühl.
Doch ach! kein Erdenglück besteht,
Es sey Tag oder Nacht!
Schnell war mein süßer Traum verweht,
Und ich war aufgewacht.

Hölty.

---

# Deutsches Museum.

## Achtes Stück. Aug. 1778.


I.

Das deutsche Museum ist bekanntlich seit drittehalb Jahren von zweien Freunden gemeinschaftlich herausgegeben worden. Umstände machen jezt eine Abänderung notwendig. Mehrere anderweitige Geschäfte, die Entfernung beider Herausgeber und die dadurch verursachte beschwerliche Korrespondenz haben den einen, Dohm, veranlast, die Herausgabe des Museums künftig dem andern, Boie, ganz und allein zu überlassen. Diese Abänderung wird keine wesentliche in der innern Einrichtung der Monatsschrift zur Folge haben, sondern diese wird vielmehr durch Einheit und Geschwindigkeit der Direkzion gewinnen. Boiens Unpartheilichkeit für alle Arten von Wissenschaften, die nur, ihrer Natur und der ersten Bestimmung des Museums nach, an demselben Theil nehmen können, darf keiner Art von Lesern Versäumung fürchten lassen; er wird auch wegen des politischen und statistischen Faches in beständigem Briefwechsel mit Dohm bleiben, und dieser wird sich beeifern auf alle Art dem Museum nüzlich zu werden, und besonders auch, wegen der jezt für ihn schwindenden Geschäfte der Herausgabe, ein desto fleissiger eigentlicher Mitarbeiter seyn. Da sich, als solche, noch viele der ersten und würdigsten Gelehrten Deutschlands verbunden haben, so hoft man, das deutsche Museum werde sich durch immer erhöhte Vollkommenheit des Beifals seines Publikums (das wir kühn das edelste in Deutschland nennen können) immer würdiger machen. Doch eben dies Publikum weis, daß wir vom Anfang an uns bemüht haben von dem deutschen Museum wenig zu versprechen, mehr zu halten. Wir sezen also nur noch hinzu, daß alle Beiträge oder das Museum angehende Briefe von nun an, an den Stabssekretär Boie in Hannover, oder die Weygandsche Handlung (blos statistische und politische allenfalls auch an den Professor Dohm in Cassel) und zwar, welche Erinnerung wir zu erneuern starke Veranlassung haben, postfrei gerichtet seyn müssen. Hannover und Cassel, den 1sten Jul. 1778.

Die Herausgeber des deutschen Museums.

## 2.

# Ueber die Nazionaltracht.

Eine Nazionaltracht, welche der Ueppigkeit einzeler Verschwender steuert, wird endlich auch die Ausgaben des Staats vermindern, und selbst den Geist der Nazion vaterländischer stimmen, wenn Eine Kleidung alle vereinigt und von andern Völkern unterscheidet. Es ist freilich abgeschmackt, sich unter jedem Himmel wie ein Pariser zu kleiden, wenn Klima, Lebensart und Körper eine sehr verschiedene Einhüllung fodern, und es ist rühmlich den Modezepter voll edlen Unmuts zu zerbrechen, den bald ein Schneider, bald eine Operndirne über ganze Königreiche schwingt. Aber ob in unsrer Zeit, bei unsern Sitten, in unserm Welttheil eine solche Reformazion beständig werden kan? Das, dünkt mich, ist noch nicht entschieden.

Wo eine Nazionaltracht übrig ist, da erhält sie sich durch Religion, durch eine barbarische Verachtung des Fremden, die mit der Aufklärung schwindet, durch eine immer genährte Eifersucht sich von den Fremden zu unterscheiden, durch mächtigen Einflus des Klima, durch Armut, oder Absonderung von der übrigen Welt.

Der Turban und Muhammeds Moden sind seinen Nachfolgern ehrwürdig; auch den Banianen und Parsen ist ihre Kleidung heilig; ein eifersüchtiger Stolz erhielt bis in unser Jahrhundert die spanische Tracht neben den Franzosen, und der Sineser kleidet sich wie seine Väter, weil er seine Väter göttlich verehrt und den Tataren nicht ähnlich werden will. In Afrika gebeut die Sonne, in Lapland Armut und Kälte der Mode, und manche Insel des Südmeers war eine Welt für sich.

Was ist nun in Europa übrig? Gesez und Beispiel der Fürsten.

Geseze drücken immer, so bald sie an die Sitten rühren, und Opfer in gleichgültigen Dingen fodern, die wir nach unsrer Neigung anzuordnen gewohnt sind. Wem wird es in einem Lande schmecken, wo die Regierung einen allgemeinen Küchenzettel macht? zumal wenn man einen geschickten Koch aus Frankreich mitgebracht hat. Eine beständige Zirkulazion unter gesitteten Völkern weckt neue Begierden, die endlich zu neuen Bedürfnissen werden. Nur ein Volk, das nie über seine Grenzen schreitet, wird nicht nach fremden Moden, aber auch nicht nach fremder Weisheit lüstern, und diese ärmliche Genügsamkeit wiegt die Vortheile des Handels, der Reisen und der Wißbegierde nicht auf.

Also Beispiel der Fürsten. Aber nur so lang ein Weiser herscht, den nie ein eitles Weib, nie ein gereister Günstling lenkt. Und wer ist uns Bürge, daß sein Nachfolger nicht auch verstehen will, was ihn vortheilhaft kleidet? daß er an seinem Hof ein glänzend Gefolg nicht angenehmer findet, als einen Haufen einförmiger Klostergestalten? So wäre denn Nazionaltracht nichts weiter als Uniform einer einzigen Regierung, und zwar endlich doch eine kostbare Uniform, wenn erst der Scharfsinn der Eitelkeit daran gekünstelt haben wird. Denn man wird so lang den Zeug verfeinern, die erlaubte Farbe nüanziren, Zierrathen erfinden und nach Seltenheit ringen, bis ein Nazionalgalakleid eben so theuer ist, als ein französisches. Alsdann spart der einzele Bürger nichts mehr, und am Ende vielleicht auch der Staat nicht, weil es, aller Zölnertreue ungeachtet, gewis gelingen wird die Volkstracht, in zierlicheren Formen, in besseren Stoffen, aus der Fremde heimlich einzubringen.

Ich verehre den Mut des Monarchen, der gleichwol die wohlthätige Sittenänderung wagt. Meine Einwürfe sind nicht Tadel, sondern Zweifel, die gewis seiner Weisheit nicht entgangen sind, und vielleicht wird die Wirkung seines Beispiels ewig dauern, wie der Ruhm seiner Thaten.

---

## 3.

# Reise über den Gotthard nach Luzern.

### Aus dem Tagebuch eines deutschen Gelehrten.

Am dritten Junius that ich die beschwerlichste und gefährlichste der vielen Tagereisen, die ich bisher gemacht hatte, und ich werde lang daran denken. Der ganze Weg von Airol bis oben auf den Gotthardsberg ist fast durchgehends sehr steil. Gegen halb sechs Uhr des Morgens ritt ich aus, und immer so gerad in die Höhe, als ob ich eine Treppe hinaufritte. Auf der ersten Stunde trift man noch überal Holz an, schöne Lerchen- und Tannenbäume, die aber allmählig niedriger werden, und endlich sich ganz verlieren. Der übrige Theil des Berges ist alsdann kahler Felsen, hie und da, wo sie nicht zu steil sind, mit einer Decke von Gras und Kräutern überzogen.

Um sieben Uhr langte ich bei dem Schnee an. Nun hatte ich noch eine Stunde lang, oder etwas darüber zu steigen, und sah vor und um mich nichts, als eine weite Wüste von tiefem Schnee, der 20 bis 50 Fus hoch die Gegend bedeckte. Der Theil des Berges, der so mit Schnee bedeckt war, ist noch immer eine Art von Thal, aber steil wie ein Dach; denn zu beiden Seiten erheben sich Berge von kahlen Felsen in die obere Luft. Durch dieses steile mit Schnee bedeckte Felsenthal stürzt der Ticino, in einem engen tief in die Felsen ausgehöhlten Beet, sehr rauschend herunter, und läuft in so viel Krümmungen, daß man oft darüber mus. Jezt war der Strom mit allen seinen steinernen Brücken verschneit und nur hie und da sichtbar. Man komt einigemal darüber, ohne es zu wissen, weil der aufgehäufte Schnee statt einer Brücke dienet. Also reitet man über Schnee weg, der in der Tiefe kein Fundament hat, worauf er ruhet. Stürzte dieser

Schnee-

Schneegewölb ein, so würde man tief in einen Abgrund versinken, durch den ein reissender Strom herunterstürzt. Das beste dabei ist, daß der Reisende seine fürchterliche Lage selten sehen kan. Doch komt man auch auf Stellen, wo sie nur zu deutlich in die Augen fällt, wo man den Strom tief unter sich neben dem Weg hat, und dann etwas weiter hin in ein hohes Gewölb von blossem Schnee über den Strom geschlagen hineinsieht. Unter diesem Gewölbe sieht man den Strom, wie aus einer dunklen Höhle, herausstürzen, und die Vorstellung, daß man nun über dieses so gebrechliche Gewölb von Schnee herüber reiten müsse, macht in der That schwindelich.

Zu dieser Gefahr komt noch die von den Schneelawinen, die bisweilen von der Höhe herabrollen, und Alles, was sie antreffen, mit sich fortreissen. Ich habe an ein Paar Orten noch Ueberreste solcher Lawinen angetroffen, die vor kurzem heruntergestürzt und neben dem Wege liegen geblieben waren.

Der Weg über diesen Schnee hat nur dadurch einige Festigkeit, daß der Schnee durch das Eintreten dichter zusammengeballt und also fest geworden ist. Weil aber bei dieser Jahrszeit die Sonne schon ihre volle Kraft hat, so wurde der Weg hie und da schon weich, und die Pferde traten oft tief hinein. Es ist merkwürdig anzusehen, wie diese Thiere, wenn sie etwas eingesunken sind, sogleich die Gefahr empfinden, und mit Vorsichtigkeit sich wieder heraus zu helfen suchen, um sich nicht durch alzulebhafte Bewegung noch tiefer in den Schnee hinein zu arbeiten. Das Pferd, worauf ich ritt, war etwas lebhafter als die andern, und bestrebte sich in solchen Fällen zu stark, daher es einigemale tief hereinsank. Dieses machte mir das Reiten zu beschwerlich, und ich entschlos mich zu gehen, so schwach ich auch war. Aber auch dieses ward mir sehr sauer, und ich fiel oft um, wenn ich selbst etwas tief eintrat, und lag in dem Schnee. Nach einem mühseligen zwei Stunden langen Weg über den Schnee kam ich endlich gegen neun Uhr auf der obersten Höhe des Weges bei den Kapuzinern an, wo ich mich etwas ausruhete. Es

sind hier zwei Häuser. In dem einen wohnen zwei Kapuziner, welche die Durchreisenden von einigem Ansehen beherbergen. Das andere ist ein Gasthof für Reisende von geringerem Stande, besonders für Säumer, oder solche, die auf Pferden, die hier Saumrosse (Chevaux de Somme) genant werden, Waaren fortschaffen. Wir begegneten viel Säumer auf dem Weg, und ich lernte, aber zu spät, von ihnen, wie man sich diese Reise über den Schnee erleichtern könne. Jeder Säumer geht mit einem Spaten vor seinem Pferde her, und wo er den Schnee weich, oder eingetretene Löcher darin findet, füllt er den Weg mit frischem Schnee aus, den er fest einstampft, und so sinken seine, wiewol schwer beladenen Pferde selten ein.

Diese oberste Höhe bei den Kapuzinern ist dennoch nur ein Thal; denn zu beiden Seiten erheben sich hohe Berge von kahlen Felsen; aber das Thal ist ziemlich weit. An demselben liegen nah an den Kapuzinern einige Seen. Aus einem derselben fliest der Bach, der nachher zum Ticino wird, gegen die Mittagsseite herunter; aus einem andern ein ähnlicher Bach nach der Nordseite. Dieser wird hernach zu dem Flus Reuß, welcher sich im Kanton Bern in die Aare, nicht weit von ihrem Einflus in den Rhein ergiest. Aber jezt waren diese Seen nicht zu sehen, weil alles tief unter dem Schnee lag.

Ich will hier noch anmerken, daß diese Höhe bei den Kapuzinern gerade der Punkt ist, wo die deutsche und welsche Sprache zusammenstossen. Das Dorf Airol, von dem ich jezt herkam, bedient sich noch der leztern, und das nächste, dahin ich nun im Heruntersteigen kommen solte, ist schon deutsch. Zwar verstehen und sprechen die Einwohner des Livinerthales fast durchgehends das Deutsche auch, aber unter sich sprechen sie welsch; und so verstehen die ersten Dörfer an der andern nördlichen Seite auch noch die welsche Sprache, obgleich die Deutsche ihre eigentliche Muttersprache ist.

Hieraus läst sich, wie ich denke, ziemlich deutlich abnehmen, wie in den alten Zeiten allmählig die Deutschen im-

mer

mer tiefer gegen Süden hin, die Welschen ihrerseits immer tiefer nach Norden in diese Berge hineingedrungen, bis sie endlich auf der obersten Höhe auf einander gestossen sind. Es läst sich aber vermuten, daß die alten Lepontiner vor den Deutschen sich bis hieher ausgebreitet und sich selbst hier Grenzen gesezt haben, weil sie gegen Norden herunter den Weg durch Felsen verspert gefunden. Denn ostwärts vom Gotthard, in Graubündten, wo es leichter war gegen Norden weiter vorzudringen, erstreckt sich auch die welsche Sprache viel weiter gegen Norden hin, nämlich bis nah an die Hauptstadt Chur; woraus abzunehmen, daß die alten Thuszier eher in dies Land gedrungen, als die Deutschen von der andern Seite dahin gekommen sind, denn es ist natürlich, daß der, der zuerst kömt, am weitesten vorrücke. Aber ich komme wieder auf die Fortsezung meiner Reise.

Ich muste nun von den Kapuzinern ab wieder nordwärts so herunter steigen, wie ich an der Mittagsseite heraufgekommen war, und hatte etwa noch anderthalb Stunden über den Schnee zu gehen. Auch diesen Weg machte ich zu Fusse, lies mich aber, weil ich des Fallens müde war, führen. Der Weg geht doch nicht völlig so steil herunter wie auf der Mittagsseite, und ist auch weniger gefährlich, weil man nicht so oft auf Schneegewölbern über die Reuß mus, die man meist allezeit zur rechten Hand behält. Doch fand ich mich gar sehr erleichtert, als ich das Ende des Schnees erreicht hatte, und wieder auf festem Boden treten konte. Da sezte ich mich, sehr vergnügt diesen gräulichen Weg endlich im Rücken zu haben, wieder zu Pferde, und lies mir so wohl seyn, als wenn ich über die schönsten Fluren ritt, ob ich gleich nichts als Felsen unter mir und neben mir und in der Höhe über mir sah. Gegen Mittag langte ich endlich in dem Urseler Thal in dem Dorf Hospital an.

Dieses so hoch auf den Alpen liegende angenehme und fast ebene Thal ist der Wohnsiz eines besondern, nicht zahlreichen Volkes, das, unter der Oberherschaft des Kantons

Ury, fast einer völligen republikanischen Freiheit genießt. Das Volk wohnt in vier Dörfern, die in dem Thal zerstreut liegen. Das ganze Thal ist von allen Seiten solchergestalt mit hohen und steilen Bergen umgeben, daß alle Zugänge in dasselbe mit gar leichter Mühe jeder menschlichen Macht könten verschlossen werden. Man kan nur auf vier Wegen, die gerade nach den vier Hauptgegenden der Welt gehen, aus diesem Thal wegkommen. Gegen Mittag hin über den Gotthardsberg; gegen Norden durch die Bergkluft herunter, welche die Reuß sich ausgehöhlt hat; gegen Abend über den Furka nach Wallis, und gegen Morgen über die Oberalp nach Rhäzien hin. Aber alle diese Wege sind so beschwerlich, und an verschiedenen Orten so enge, daß sie leicht gänzlich zu versperren sind. Auf den das Thal einschliessenden Bergen liegen die Quellen von vier beträchtlichen Flüssen; auf dem Gotthard die Quellen des Ticino und der Reuß; auf dem Furka die Quelle der Rhone, und nicht weit davon auch der Aare und hinten auf der Oberalp die Quelle des Vorderrheines.

Ein nachdenkender Reisender geräth hier in nicht geringe Verwunderung, in einem Thale, wo er weder Aecker, noch Bäume, noch sonst etwas zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dienendes siehet, schöne Dörfer und in sehr gutem Wohlstand lebende, gemächlich wohnende und gut gekleidete Einwohner zu finden. In der That haben hier die Menschen von allen Notdürftigkeiten des Lebens nichts als Milch und Fleisch von ihrem Vieh. Alles übrige, bis auf das Brennholz selbst, muß sehr mühsam auf Pferden hergeholt werden; und doch ist alles wirklich zum Ueberflus da, und in den Gasthöfen kan man so gut speisen, als in grossen Städten anderer Länder. Auch haben die Einwohner in ihrem ganzen Wesen weit mehr den Karakter wohlhabender Einwohner von Städten, als des bäurischen Landvolkes an sich, und die Vornehmern, denen die öffentlichen Angelegenheiten des Volks aufgetragen sind, haben, bei aller natürlichen

Einfalt

Einfalt der hiesigen Sitten, weit mehr von dem vornehmen Bürger der Stadt, als von dem Landmann an sich. So weit geht die wohlthätige Wirkung der Freiheit und des völlig gesicherten Eigenthums!

Die Nahrungsquellen dieses Volkes sind die herlichen auf den Bergen zerstreuten Weiden, die grösstentheils dem ganzen Volk als gemeine Besizungen zugehören, und dann in dem Thal selbst die Wiesen, worauf das Winterfutter für das Vieh gewonnen wird. Jeder Einwohner hat das Recht so viel Vieh, als er von seinem eigenen Heu den Winter über füttern kan, den Sommer über auf die gemeinen Alpen zu schicken. Auch die, welche gar kein Eigenthum haben, geniessen doch einen Antheil an den Alpenweiden.

Der hier gewonnene Käs, welcher Urseler Käs genant wird, ist von vorzüglicher Güte, und wird häufig nach Italien, besonders nach Neapel, verschickt, und von dort aus geht auch viel davon nach Spanien. Diese Waare und das zum Verkauf aufgezogene Vieh bringen den Einwohnern das nötige Geld, um sich die ihnen fehlenden Bedürfnisse anzuschaffen.

Gegen zwei Uhr Nachmittag reiste ich von Hospital ab, nordöstlich durch das angenehme und ebene Urseler Thal, und gegen drei Uhr befand ich mich am Ende dieses Thales. Hier scheint der Ausgang aus demselben unmöglich, weil überall senkrecht in die Höhe steigende Felsenberge herumstehen. Nur die Reuß hat gegen Norden sich einen engen Durchgang zwischen hohen Felsen durchgegraben. Weil sie aber keine Ufer hat, und zwischen diesen Felsen, als durch einen Kanal läuft, so kan man da nicht herauskommen. Daher hat hier ein Weg mitten durch einen an die Reuß stossenden Felsen durchgehauen werden müssen. Er ist nur 80 Schritte lang, gerade so weit, daß zwei Pferde vor einander vorbei können, und so hoch, daß der Reuter mit dem Kopf nicht an das Felsengewölb anstößt. In der Mitte ist eine kleine Seitenöfnung gegen den Flus, um dem Gang etwas Licht zu geben.

Ein grösserer Kontrast ist vielleicht in der Natur nicht zu sehen, als den hier die beiden Szenen machen, die man disseits und jenseits dieses nur 80 Schritte langen Durchgangs sieht. Ehe man durchgeht, befindet man sich in einem ebenen, mit schönen Fluren angefülten, stillen, sehr angenehmen Thal, einem Wohnsiz, der die Empfindung der sanftesten Ruhe erwecket. Ist man jenseit durch diesen Gang heraus, so hat man auf einmal eine Szene vor Augen, die nicht brausender, noch fürchterlicher erdacht werden könte; das tobende Geräusch eines ziemlich wasserreichen, sich in unzähligen Absäzen tief abstürzenden Flusses; eine sehr enge und fürchterlich tiefe Felsenkluft; hundert gespaltene und dem Ansehen nach den Einsturz drohende Felsen; einen in den perpendikular in die Höhe gehenden Felsen eingehauenen, hoch über den Abgrund, wodurch der Flus sich so wütend herunterstürzt, gleichsam in der Luft schwebenden Weg, und endlich eine schmale, hoch über eben diesen Abgrund gehende Brücke.

Dieses ist die sogenante Teufelsbrücke, über die man weg mus, um auf den gedachten, an dem Felsen eingehauenen Weg herüber zu kommen. Man wird mitten auf dieser Brücke von dem tobenden Geräusch des Wassers betäubt, von der Höhe schwindelnd, und von dem in Staub zerschmetterten und sich in der Luft herumtreibenden Wasser ganz nas. Das Gräuliche dieser Szene ist über alle Beschreibung, und man begreift kaum, wie Menschen es haben unternehmen können, sich einen Weg hier durch zu bahnen.

Von hier aus hat man ungefähr noch fünf Stunden, fast in gerader Linie und meistentheils ziemlich steil herunterzusteigen, ehe man auf die Ebene an dem Fus des Berges komt. Der Weg geht durch eine Kluft, die der Flus mit der Länge der Zeit sich durch diese Berge ausgehöhlt hat; denn nur das Beet des Flusses trennet die gegen einander über liegenden Berge, deren Gipfel überall viel 100, an einigen Orten bis an 1000 Fus über das Beet des Flusses erhaben und meistentheils sehr steil sind. Der Weg läuft an diesen Bergen ziemlich hoch über den Flus, bald an dem linken und

bald an dem rechten Ufer desselben hin, und haben an vielen Orten die Felsen müssen weggehauen werden.

Man hat also die Reuß beständig dicht neben dem Weg unter sich, und hört das starke Geräusch, und sieht die mannigfaltigen Wasserfälle des über die Felsen herunterströmenden Wassers. Hieraus solte man einen traurigen und finstern Weg vermuten; allein er hat doch seine grossen Annehmlichkeiten. Eine Menge Wasserfälle, bald rechter bald linker Hand des Weges, die von beinah unabsehbaren Höhen herunterstürzen, verschiedene Dörfer und einzele Hütten am Wege machen ihn doch ergözend; denn an einigen Orten sind die Berge, zwischen welchen man heruntersteigt, weniger steil, oder haben an ihren abhangenden Seiten von Natur gebildete Terrassen, und wo dergleichen sind, da stehen auch Häuser, oder ganze Dörfer, so daß das Aug immer Abwechselung genug hat.

Bei Gestinen, einem Dorf eine Stunde unterhalb der Teufelsbrücke, traf ich blühende Kirschbäume an. Dieses Dorf liegt am Eingange eines am linken Ufer der Reuß gegen Abend in die Gebirge hineinlaufenden Thales, aus dessen anliegenden Bergen schöne Kristalle gegraben werden. Unterhalb diesem Dorfe trift man immer mehr und mehr an den Bergen wachsende Holzungen an, da weiter oben die Berge fast ganz kahl sind.

An ein Paar Orten komt man neben sehr engen und tiefen in den Seiten der Berge ausgehöhlten Klüften vorbei, durch welche sich Bäche herunterstürzen. Aus diesen Klüften blasen beständig kalte Winde gegen den Weg heraus, die von dem herunterstürzenden Wasser verursachet werden. Ohne Zweifel haben dergleichen Winde die Gelegenheit zu Erfindung der durch herunterfallendes Wasser wirkenden künstlichen Gebläse gegeben.

Gegen Abend, als ich über die Hälfte dieses Weges herunter war, fing es an sehr warm zu werden. Mein Fahrenheitisches Thermometer stand auf 74 Grad. Dennoch traf ich, da ich nur etwa noch eine halbe Stunde von dem

Dorf am Stäg entfernt, folglich beinah den Weg herunter war, noch auf eine grosse Brücke von Schnee, die über einen starken seitwärts aus dem Berg herausströmenden Bach ging. Mein Wegweiser, der vor mir her rit, wolte hier über den Schnee wegreiten, weil wirklich ein Weg über denselben gebahnt war; allein das Pferd weigerte sich hartnäckig diesen Weg zu nehmen. Der Reuter brauchte Gewalt und spornte aus allen Kräften, aber der Gaul bäumte sich auf, und wolte durchaus nicht fort. Endlich gab der Reuter nach, rit etwas tiefer an der Seite des Baches hinein und da war eine steinerne Brücke darüber geschlagen. Als ich über die Brücke rit, sah ich, daß das, was ich vorher blos für einen festen Klumpen Schnee angesehen hatte, ein hohes, nur etwa noch eine Elle dickes Schneegewölb war, unter dem der Bach wegrollte. Es erschreckte mich daran zu denken, daß wir hier aller Wahrscheinlichkeit nach unglücklich geworden wären, wenn das Pferd meines Begleiters nicht klüger als der Reuter gewesen wäre. Das Schneegewölb würde, da es schon so dünn war, unfehlbar unter uns eingestürzt seyn.

Dieses war der lezte gefährliche Schritt auf dem sonderbaren Wege, den ich heut gemacht; denn bald nachher kamen wir ganz auf die Ebene herunter, wo ich wieder Wiesen und eine Menge schöner Obstbäume antraf. Nach sieben Uhr langte ich glücklich am Stäg an, das gerade vor dem Eingang des Schlundes liegt, durch welchen ich heruntergekommen war.

Ich kan mich nicht enthalten, eh ich die Alpen verlasse, noch ein Paar allgemeine Anmerkungen über die Reise durch solche hohe Gebirge zu machen. Seitdem ich in meiner Jugend eine Reise durch die Alpen gemacht, habe ich oft gedacht, daß der, welcher nie in solchen Gebirgen gewesen ist, das Grosse, das Wunderbarste und Merkwürdigste in der leblosen Natur nicht gesehen habe, und jezt bin ich wieder aufs neue in dieser Meinung bestärkt worden. Alle Begriffe von Macht und Grösse und unwiderstehlicher Gewalt, die man sich bei Gelegenheit der menschlichen Anstalten gemacht hat, verschwinden hier,

wie Wasserblasen; und von den grossen Veranstaltungen der Natur zur algemeinen Oekonomie des Erdbodens bekomt man da ganz andere Begriffe und Einsichten, als durch langes Forschen und Studiren im Kabinet. Diese Anmerkungen scheinen mir einiger Entwickelung werth zu seyn.

Die ersten Begriffe von Macht und Grösse, die wir uns bilden, entstehen insgemein aus Betrachtung dessen, was die Menschen thun könten, wenn tausende derselben, unter der Leitung eines kühnen, oder scharfsinnigen Kopfes, ihre Kräfte zu einem grossen Zweck vereinigten. Eine solche Macht scheint uns das höchste zu seyn, was wir uns an Kraft und Wirkung vorstellen können. Wenn sie auf Zerstörung, oder Eroberung ausgeht, so mus alles vor ihr weichen, und wenn sie es unternimt dauernde Werke zu stiften, so scheint sie der Natur Truz zu bieten. Wüste Länder werden zu herlichen und fruchtbaren Wohnsizen; grosse Städte und prächtige Gebäude werden, wie durch eine Schöpfung, hervorgebracht, und sezen den, der sie in der Nähe sieht, in Erstaunen. Das Donnern und die unwiderstehlich scheinende Gewalt des Geschüzes, die Kriegsheere und Kriegsflotten sind ungefähr das Höchste und Gröste, das die Menschen insgemein sich denken können.

Mir fiel es gar oft während meines Zuges über die Alpen ein, gewisse Wirkungen der Natur, die ohne Bestrebung, ohne ausserordentliche Anspannung ihrer Kräfte, gar leicht erfolgen könten, gegen die vereinigte Macht, nicht nur Eines, sondern vieler Völker zugleich, zu halten, und da verschwand diese und ward augenblicklich in Nichts verwandelt. Ich stelte mir ein grosses Kriegsheer mit allen fürchterlichen Werkzeugen der Verwüstung versehen etwan in einem Bergthal gelagert vor, und dachte, wie schnell eine solche Macht, durch Einstürzen eines gegen das Thal überhangenden Gebirgs, völlig zernichtet werden würde; wie so gar nichts die vereinte Macht eines solchen Heeres gegen einen solchen gar leicht möglichen Fall ausrichten könte. Da empfand ich, daß es der Natur gleich leicht fallen würde, ein Heer Menschen,

schen, oder eine Fliege zu zerschmettern. Dergleichen Fälle von Einstürzen ganzer Gebirge können sich, sogar aus geringen Ursachen, zutragen, und haben sich in ältern Zeiten zugetragen, wie man überall in den Gebirgen deutlich wahrnehmen kan.

Eben so schnell könten von den hohen Alpengebirgen Wasserfluten herunterströmen, die ganze Völker von der Ebene mit allen Herlichkeiten ihrer Werke wegspülen würden, wie ehedem durch die Sündflut geschehen. Dazu wäre weiter nichts nötig, als daß im Frühjahr, wenn alle Gebirge hoch mit Schnee bedeckt sind, dieser, durch einen warmen Wind, oder durch den Ausbruch unterirdischer Feuer, plözlich in Wasser zerflösse. Hier liegt also ruhende, aber leicht in Bewegung zu sezende Macht, gegen welche die vereinigten Kräfte der Menschen gerade für nichts zu rechnen sind. Freilich kan nur der, welcher die Beschaffenheit der Gebirge genau beobachtet, sich einen deutlichen Begrif von solchen gewaltsamen Revoluzionen machen. Doch kan auch der, welcher die Gebirge nicht kent, sich schon aus der Geschichte etwas davon vorstellen. Weit ausgebreitete Ueberschwemmungen und Verwüstungen ganzer Länder, dergleichen Deukalions und Ogyges Fluten gewesen, haben sich an vielen Orten zugetragen. Als Proben im Kleinen lese man, was Bougner in seiner Beschreibung von Peru von den Fluten sagt, die dort bisweilen vom Ausbruch feuerspeiender Schneegebirge entstanden sind. Von dergleichen Ausbrüchen der Gewässer ist es gekommen, daß alle ebnere Länder so hoch mit Schut von Sand, Erde und Steinen aufgeführt sind; denn, was ist der Boden, auf dem wir wohnen und auf dem unsre Aecker gebaut werden, anders, als ein aus den Gebirgen heruntergespülter Schut von eingestürzten Bergen? Dieser liegt an vielen Orten etliche hundert Fus hoch über den ursprünglichen natürlichen Boden erhöhet.

Angenehmer ist die Betrachtung über die zweite vorher gemachte Anmerkung, Jedes hohe Gebirg ist ein Magazin, aus welchem der weise Schöpfer der Welt, durch sehr einfache,

che, aber nie genug bewunderte Anstalten, nahen und fernen Ländern, Thieren und Pflanzen das wichtigste Bedürfnis, das Wasser, austheilet. Nichts müste den Bewohnern der Ebenen unbegreiflicher seyn, wenn sie nachdächten, als das immerwährende Fliessen der Wasserquellen, und das beständige Fortströmen der Flüsse. Sie müsten bemerken, daß irgendwo ein unerschöpfliches Behältnis von Wassern seyn müste, aus dem Quellen, Bäche und Flüsse, die das Wasser in so ungeheurer Menge wegführen, empfangen.

Wer über hohe Gebirge gekommen ist, hat diese unerschöpfliche Wassermagazine gesehen, und auch wahrgenommen, daß sie deswegen unerschöpflich sind, weil sie selbst täglich aus der Luft mit neuem Vorrath angefüllt werden; und dann begreift er den immerwährenden Lauf der Flüsse leicht.

Auf den höchsten Gebirgen regnet es das ganze Jahr hindurch selten. Die Dünste fallen, wegen der auf diesen Höhen herschenden Kälte, als Schnee herunter. Daher sind diese Gebirge das ganze Jahr hindurch mit einer unglaublichen Menge Schnee bedeckt. Den Winter über vermag die innere Wärme der Berge, von welcher Ursache sie herkomme, so viel, daß immer von dem Schnee, da wo er auf wärmere Stellen aufliegt, etwas schmilzt und an den Felsen heraus rint. Im Sommer hat die Sonne so viel Kraft, daß sie täglich so viel, als es nötig ist, schmelzen macht. Tausend kleine unter dem Schnee hervorrinnende Wasseradern sammeln sich almählig in Bäche, und diese vereinigen sich von vielen Seiten her in Ströme, deren etliche endlich in einen grossen Flus zusammenstossen.

Man begreift leicht, daß dieses Schneemagazin nie erschöpft wird. So viel die Wärme täglich daran zerfliessen und herabrinnen macht, so viel ungefähr wird auch durch den aus der Luft herunterfallenden Schnee ersezt. Dieses allein wäre zum immerwährenden Fliessen der Bäche und Quellen schon hinlänglich; aber im Sommer komt noch Eine Ursache hinzu: Auf den hohen Bergen fält ein sehr reicher Thau,

und

und selbst die Wolken, welche an den Bergen hangen, triefen beständig Wasser herab. Ich habe oft mit Verwunderung gesehen, wie in den Morgenstunden von jeder Pflanze auf den Gebirgen das Wasser herabtropft, dies macht den Boden überall nas. Etwas von der Nässe sammelt sich in kleine Wasseräderchen und fliest gleich ab, um die kleinsten Bächelchen zu vergrössern; ein andrer Theil zieht sich in die Erde und rint in kleine Felsenhöhlen zusammen, woraus hernach beständige Quellen entspringen. Darum sind die Felsenberge überall gespalten, um das einrinnende Wasser durchzulassen.

Hieraus wird eine der wunderbarsten Anstalten der Natur ganz begreiflich. Man sieht zugleich den Grund und die Absicht von der erstaunlichen Höhe der Alpengebirge. Sie musten so hoch seyn, um die obere kalte Gegend der Luft zu erreichen, damit der Schnee darauf dauern konte. Man sieht, warum diese Berge in ihrer ursprünglichen Anlage von hartem Felsen sind; denn wären sie von Erde, oder weichem Gestein, so würden sie von den herunterströmenden Bächen allmählig abgespült werden, und endlich in niedrige Klumpen zusammensinken, und dieses müste eine allgemeine Verwüstung der Natur verursachen, weil alsdann auch erwähnte Wassermagazine aufhören müsten.

Ich könte noch mehr eben so deutliche Merkmaale einer höchst weisen, zur allgemeinen Oekonomie der Natur dienenden Einrichtung der Berge anführen, wenn ich Lust hätte weitläufig zu seyn. Dieses wenige ist hinlänglich zu zeigen, wie abgeschmackt und ungereimt einige für freidenkende Philosophen sich Ausgebende über die hohen Gebirge geurtheilt haben, wenn sie dieselben als Ueberbleibsel einer durch den Zufall verursachten Verwüstung des Erdbodens halten, oder, noch alberner, als Gegenstände beschreiben, welche die Natur verunzieren, und aus denen sie gern den Schlus ziehen mögten, daß ein blinder Zufall alles beherschet. Gerade das, was solche unphilosophische Träumer, die sich selbst für die einzigen ächten Philosophen halten, als einen unüberwindlichen Einwurf

wurf gegen die Weisheit der Einrichtung der Natur anfüh-ren, ist mir der lebhafteste Beweis des Gegentheils. So gründlich und reif ist die Einsicht dieser Leute in die innere Beschaffenheit der Natur.

Aber es ist Zeit, daß ich die Erzählung von meiner Reise fortseze. Ich hofte diese Nacht mich von der heutigen schweren Tagreise zu erhohlen, und freute mich nunmehr dis-seits der Alpen zu seyn, und weniger mühsame Wege vor mir zu haben; aber mein schleichendes Fieber hatte sich heut stark vermehrt, und ich brachte die Nacht in Unruh und Ver-wirrung der Lebensgeister zu. Zum Glück hatte ich den fol-genden Tag eine zum Ausruhen sehr bequeme Tagreise vor mir.

Der Weg von dem Dorf am Stäg nach Altorf geht durch ein ebenes breites Thal, wodurch die Reuß nach dem See der so-genanten vier Waldstädte, Ury, Schwyz, Unterwalden und Lu-zern, hinläuft und an diesem See endiget sich auch das Thal. Es ist sehr fruchtbar und hat besonders fürtrefliche Wiesen. Am Wege stehen viel schöne Obstbäume und herliche Walnußbäu-me. Man sagt insgemein, daß der Walnußbaum keine an-dere Gewächse unter sich leide, und daß sein Schatten schäd-lich sey. Davon wird man hier nichts gewahr. Ich habe sogar auf diesem Wege einen mächtigen süssen Kirschbaum, von treflichem Stamm und schöner Krone angetroffen, der dicht am Stamm eines ebenfals sehr grossen Walnußbaumes emporstieg, so daß die Würzeln beider Bäume notwendig durch einander musten geschlungen seyn.

Altorf ist, wie bekant, der Hauptort des Kantons Ury, wo die Regierung ihren Siz hat; ein schöner Ort ohne Mau-ern, der aber wirklich viel gute und grosse öffentliche und Privatgebäude hat, und sehr schön gelegen ist. Man wun-dert sich doch, in einem sehr eingeschränkten Thal, ausser zwei grossen Dörfern, noch einen solchen Hauptort zu sehen, der Spuren von Reichthum zeiget. Dieses kan nun freilich nicht von den dortigen Landesgütern herkommen, die nicht einmal hinreichend seyn können, die beiden Dörfer dieses Tha-

les mit hinlänglichen Lebensmitteln zu versorgen. Handlung ist auch sehr wenig, und von Fabriken gar nichts da. Was also Reichthum da ist, mus in fremden Kriegsdiensten erworbenes Vermögen seyn. Die vornehmen Familien haben immer jemand aus ihrem Mittel in französischen, spanischen, päbstlichen und andern Diensten. Die zu Hause an der Regierung sizen, leben meistentheils von Pensionen des französischen Hofes. Diese werden bezahlt, damit der Hof, nicht nur die aus diesem Land im Sold habende Völker beständig ergänzen könne, sondern überhaupt, vermittelst des Einflusses, den die Vornehmen haben, bei dem ganzen helvetischen Staatskörper wilkürlichen Einflus behalte. Eben so hält es der französische Hof auch mit den übrigen katholischen Kantonen. Dieses macht, daß, vermittelst einer jährlichen Summe von etwa 40000 Luisd'or, der König von Frankreich von den katholischen Orten erhält, was er in seiner Verbindung mit den Eidgenossen zu erhalten wünschet.

Aber eben dieses hat eigentlich dem ganzen helvetischen Staatskörper seine ehmalige Macht und sein Ansehen benommen. Die katholischen Stände haben, aus einem unglücklichen Mistrauen gegen die etwas stärkern und weit reichern reformirten Stände, geglaubt, die Politik erfodere von ihnen, sich sehr genau und eng an Frankreich zu halten; und der Vortheil, den nun die an der Regierung sizenden Personen durch die jährlichen Pensionen geniessen, da 100 Luisd'or in diesem Lande beinah schon hinreichen eine ganze Familie das Jahr durch zu erhalten, hat diese Verbindung noch enger und beinah unauflöslich gemacht. Daher ist es gegenwärtig fast unmöglich, daß der helvetische Staatskörper je einen Schlus fassen könte, der dem fanzösischen Hofe misfällig wäre.

Ich befand mich nunmehr in einem zwar sehr abgelegenen, durch beinah unzugängliche Gebirge von der Welt abgesonderten, einsamen und unerheblichen Winkel des Erdbodens, der aber durch ehmalige, wahrhaftig bewundernswürdige

dige Thaten berühmt worden, und jedem, der politische Freiheit zu schäzen weis, verehrenswürdig seyn mus.

In Altorf nahm die gegenwärtige helvetische Freiheit und Unabhängigkeit ihren Anfang, und an, oder unweit dem See, über den ich jezt fahren muste, liegen Oerter ehmaliger grosser Szenen, wodurch ein kleines, in seinen Kentnissen und Sitten höchst einfältiges, dabei armes Volk sich, gegen die Bestrebungen einer grossen tirannischen Macht, in unumschränkte Freiheit und gänzliche Unabhängigkeit gesezt hat. Ich war jezt in dem Vaterlande eines Tells, eines Walther Fürsts, eines Arnolds von Winkelried, und anderer Männer, deren kühner Mut weniger glänzende, weniger gepriesene, aber nicht weniger grosse Thaten verrichtet hat, als Agamemnon, Ajax und andre homerische Helden. Ich gestehe, daß das Andenken der ehedem hier vorgefallenen Dinge mich mit Ehrfurcht für die kleinen Länder, die ich heut betrat, oder in der Nähe neben mir sah, erfüllt hat. Dieses ist, dachte ich, wahrer klassischer Boden, nicht fabelhafter, sondern grosser wirklicher Szenen, deren herliche Folgen jezt, nach mehr als vier Jahrhunderten, die hiesigen Landeseinwohner noch in vollem Maasse geniessen.

In Altorf entlies ich die Pferde, die mich von Lugano hieher gebracht, und ging zu Fus bis in das Dorf Fluelen, welches an dem See liegt. Ich hatte mein Gepäck dahin vorausgeschickt, und ein kleines Schif mieten lassen, das mich heute noch nach Luzern bringen solte, welches an dem untern Ende dieses Sees liegt. Die Fahrt über diesen See kan in der ersten Stunde von Fluelen aus, bei entstehendem Wind, gefährlich werden, weil man wegen der völlig steilen Felsenküste nirgend anländen könte. Nachher aber kan man, wiewol auch eben nicht wo man will, aber doch an gar viel Orten, anländen, von denen man fast überal, wo man die bevorstehende Gefahr zu merken anfinge, in kürzer Zeit einen erreichen könte.

Ungefähr eine Stunde unterhalb Fluelen tritt von den steilen Bergen, die rechter Hand an dem See liegen, ein fla-

cher Felsen, wenig über das Wasser hervorstehend, etwas in den See hinein. An diesem Orte sprang der brave Tell von dem Schiffe, in welchem er gefangen solte weggeführt werden, ans Land, und erstieg den unwegsamen Berg, wodurch er sich, und hernach durch die Folgen seiner Thaten das ganze Land, in Freiheit sezte. An diesem Orte ist dem Helden der Freiheit zu Ehren ein kleiner offener Tempel, des Tellen Kapelle genant, erbaut worden. Ich stieg hier aus, um darin die Empfindung der Ehrfurcht für diesen Helden desto lebhafter zu fühlen. Die Kapelle ist gegen den See nur mit einem hölzernen Geländer, das jeder aufmachen kan, verschlossen. Inwendig sind an den Mauern Tells Thaten, und einige andre nachher dadurch verursachte Szenen gemalt. Es sind aber nur noch ein Paar ganz alte Gemälde, von denen eines die Schlacht bei Sempach vorstelt, übrig; die andern sind neuer; weil vermutlich der Kalk auf den die ältern gemalt gewesen, heruntergefallen war. Es machte doch einen sonderbaren Eindruck auf mich, Gemälde von berühmten alten Thaten zu betrachten, und mich zugleich an dem Ort zu befinden, wo sie vorgefallen waren, und das Lokal der gemalten Szene mit dem der Natur selbst vergleichen zu können.

Für einen Forscher nach den uralten Veränderungen in der Natur, wodurch die Oberfläche der Erde ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat, ist die Reise über diesen See höchst merkwürdig. Die Küste rechter Hand zeigt sehr hohe, meist ganz kahle, überaus steile, und an mehr Orten senkrecht aufsteigende Berge, an denen fürtrefliche Beobachtungen über die Bergschichten zu machen sind.

Ich komme auf eine herliche Szene von ganz andern Art. Gegen fünf Uhr landeten meine Schifsleute an dem linken Ufer bei einem einzeln stehenden Gasthof im Kanton Unterwalden an. Ich stieg etwas an den Berg heran, um die Aussicht über den See und das Land jenseit desselben freier zu haben. Hier sah ich gegen mir über jenseits des Sees eine der herlichsten Szenen, die mir jemals vor Augen

gekom-

gekommen sind. Vorher habe ich gesagt, daß der Ort, wo ich jezt fuhr, mit hohen Bergen umgeben sey. Gerade dem Orte, wo ich jezt stund, gegenüber war eine weite Oefnung zwischen diesen Bergen, und durch diese ward mir die freie Aussicht über den vornehmsten Theil des Kantons Schwyz verstattet, welcher gerade wie die Szene eines Theaters vor mir lag. Im Vorgrunde standen die beiden Berge, zwischen denen die erwähnte Oefnung war. Auf der Szene selbst erschien erstlich der grosse Flecken Brunnen, mit einer Menge in seinem Hafen liegender Kähne. Hinter diesen herlichen Fluren, durch welche ein schlängelnder Flus läuft, eine grosse Menge überall zerstreuter Landhäuser und um dieselben schöne Bäume; gegen den Hintergrund der Flecken Schwyz, mit allen weit um denselben verbreiteten Landhäusern, Kirchen und Klöstern, und hinter dem der erstaunliche, in zwei gewaltige Hügel abgetheilte Berg, der von seiner Gestalt der Haken genant wird. Dieser machte mit dem neben ihm liegenden kleineren Bergen den hintersten Grund des Gemäldes aus. Ich habe nur die Hauptgegenstände genennet; aber von der unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit einzeler Gegenstände und dem lachenden Reichthum des Bodens und der bezaubernden Schönheit des Ganzen kan ich keinen Begrif machen. Die sich bereits neigende Sonne gab bei der hellesten Luft dieser Landschaft die vortheilhafteste Erleuchtung. In Merians Topographie von Helvezien ist eben dieses Gemälde auf dem Kupfer, das nach S. 38 folgt, abgebildet; aber aus einem höhern Standpunkt als der meinige war, daher die Gegenstände auf diesem Kupfer etwas mehr zerstreut sind, als ich sie gesehen habe. Dann sind seit den 120 Jahren, seitdem die merianische Zeichnung gemacht worden, eine Menge neuer Landhäuser aufgebaut, welche das Gemälde jezt reicher machen. Von allen Aussichten, die ich jemals gesehen, erinnere ich mich dieser am öftersten, und allemal mit der süssesten Empfindung. Es kostete Mühe bei herannahendem Abend diese Gegend zu verlassen.

Der übrige Theil meiner Reise war ebenfals reich an den herlichsten Aussichten, die sich aber nicht beschreiben lassen. Um 9 Uhr, da es eben Nacht ward, langte ich glücklich in Luzern an, sehr vergnügt über die so wenig ermüdende, und doch so schöne, an mannigfaltigen Szenen reiche Tagreise.

---

## 4.
## Nachrichten
## vom Handel der Stadt und des Stiftes Drontheim in Norwegen.

In der Zeit, als ich mich, vom Herbste 1758 bis in den Jänner 1760, in der Stadt und dem Stifte Drontheim befand, ersuchte mich der sel. Roger, der damals Materialien zu seinen Lettres sur le Dannemarc samlete, um Nachrichten vom Gewerbe dieses Stiftes, die er auch erhielt.

Da weder Hr. Roger noch sein Fortsezer Hr. Reverdil in ihren Briefen bis zu den Provinzen gekommen, und ich vermute, daß Nachrichten von dem nicht unbeträchtlichen Gewerbe und der Handlung eines der nördlichsten Theile von Europa Liebhabern der Staatswirthschaft nicht unwillkommen seyn werden, so will ich aus den aufbewahrten damaligen Materialien, (denn von dem an Hrn. Roger gesandten Memoire habe ich keine Abschrift behalten) eine kurze Nachricht von diesem Gewerbe des Stiftes Drontheim geben.

Das Stift Drontheim (in der Landessprache Trundhiem oder Tronhiem) besteht aus 4 Aemtern: 1. Drontheim, 2. Romsdalen, und Nordmör,) die unter dieser Amtmanschaft auch noch mit begriffene Vogtei Sundmör gehöret übrigens zum Stifte Bergen) 3. die Nordlande, 4. Finmarken;

marken; und hat drei Städte, Drontheim, Christiansund in Nordmör, und Molde in Romsdalen.

Bei der im Jahre 1769 in den dänischen Staaten angestellten Zählung fanden sich im ganzen Stifte 164,722 Menschen, im Amte Drontheim 70,520, im Amte Romsdalen und Nordmör 25,382, in den Nordlanden 53,500, in Finmarken 5,984, in der Stadt Drontheim 7478, in der Stadt Christiansund 1151, in der Stadt Molde 707. In der Stadt Drontheim mit Einschluß ihrer zwo Vorstädte waren im J. 1758, 1318 Feuerstellen und 125 am Wasser liegende Packhäuser.

Nach Finmarken wird von Copenhagen aus ein geschlossener Handel geführet, die Nordlande aber handeln hauptsächlich mit Bergen, und ihr Verkehr mit Drontheim ist von wenigem Belang, so daß diese beide Distrikte aus der Betrachtung des eigentlichen Drontheimischen Handels wegfallen. Von dem Verkehre, so dieses Stift landwärts mit Schweden und mit dem Stifte Christiania treibt, wovon jedoch nachher noch etwas gesagt werden soll, fehlen bestimte Anzeigen, und schränken sich also diese Nachrichten hauptsächlich auf den Handel ein, der zur See geführet und in den drei Zollstädten, Drontheim, Christiansund und Molde angegeben wird.

Der Zoll von diesen drei Städten, beides von ausgehenden und eingehenden Waaren, war damals an eine Gesellschaft (meines Wissens lauter drontheimische Negozianten) verpachtet und es war die erste Zeit einer neuen zehnjährigen Pachtung, vor welcher eine ebenfals zehnjährige Pachtung vorhergegangen war. Von der Gefälligkeit dieser Pachtgesellschaft erhielt ich Auszüge aus den Zollregistern des Jahres 1758, ein angesehener Handelsmann, Mitglied dieser Gesellschaft, gab sich die Mühe diese Auszüge mit mir durchzugehn, so daß wir jeden Artikel der ausgehenden und eingehenden Waaren taxirten, und ich will nun den Lesern die Resultate dieser Operazion, nebst der speziellen Anzeige der Hauptartikel, vorlegen.

Das Taxatum der in Drontheim verzolleten Waaren war

| | | |
|---|---|---|
| Exporten am Werthe | 268,320 | Rthlr. |
| Importen — | 263,500 | — |
| Ueberschuß der Exporten | 4,820 | |

Das Taxatum der in Christiansund verzolleten Waaren

| | |
|---|---|
| Exporten — — | 72,000 |
| Importen — — | 28,000 |
| Ueberschuß der Export. | 44,000 |

Das Taxatum der in Molde verzolleten Waaren

| | |
|---|---|
| Exporten — — | 34,000 |
| Importen — — | 16,000 |
| Ueberschuß der Export. | 18,000 |

Die Massa dieses Verkehres an Exporten und Importen war also 681,820 Rthlr. und der Ueberschuß der Exporten über die Importen war 67,000 Rthlr.

Unter den Exporten gingen von Drontheim,

für 9,200 Rthlr. nach Dännemark,
2,820 — nach den Herzogthümern Schleswig und Holstein,
5,600 — nach andern Theilen von Norwegen,
100,700 — nach fremden Orten ausserhalb dänischer Herrschaft,
150,000 — Gaarkupfer, meist alles nach Holland.

Unter den Importen kamen nach Drontheim.

für 52,000 Rthlr. aus Dännemark,
17,600 — aus den Herzogthümern,
10,900 — aus andern Theilen von Norwegen,
193,000 — von fremden Orten ausserhalb dänischer Herrschaft.

Und wenn man die beide lezten Posten der Exporten gegen den lezten Posten der Importen hält, so hat der Ausländer ein

ein Saldo von 57,700 Rthlr. zu bezahlen gehabt, für Waaren, die er aus Drontheim geholet, die von Christiansund und Molde genommene ungerechnet.

Unter den eingeführten Waaren in Drontheim waren; für 39,250 Rthlr. Getraide

| | | |
|---|---|---|
| 12,900 | — | Malz |
| 540 | — | Hopfen |
| 16,680 | — | Flachs und Hanf |
| 11,900 | — | Tabak in Blättern |
| 14,000 | — | fabrizirten Tabak |
| 26,400 | — | Zucker |
| 5,700 | — | Wein |
| 6,570 | — | Brandwein |
| 6,660 | — | Thee und Kaffee |
| 5,550 | — | Salz, und zwar für 3,550 französisches, für 2,000 portugisisches |
| 1,660 | — | Salpeter |
| 8,500 | — | Eisen |
| 562 | — | Steinkohlen |
| 11,870 | — | Seidenwaare |
| 47,650 | — | Wollenwaare |
| 1,034 | — | Hüte |
| 18,420 | — | Linnenwaare |
| 500 | — | Spizen |
| 14,350 | — | Waaren der sogenanten Eisenkrambuden, darunter 863 Rthlr. für Papier |
| 1,930 | — | Spielkarten |
| 8,170 | — | Waaren der sogenanten Gewürzkrambuden |
| 1,010 | — | Seife |
| 3,823 | — | Schiesspulver |
| 4,000 | — | Leder |
| 950 | — | Backsteine und Ziegelsteine |
| 840 | — | verarbeitetes Silber. |

Unter den aus Drontheim ausgeführten Waaren, befanden sich

| | | |
|---|---|---|
| für 66,500 Rthlr. | | Fische, darunter für 26,800 Rthlr. Heringe, |
| 26,400 | — | Bretter, und zwar für 24,000 Rthlr. von roth Tannen, Pinus Abies. |
| 4,100 | — | Pelzwerk und Häute, und darunter für 2,200 Bocksfelle |
| 15,400 | — | Tran |
| 1,410 | — | Theer |
| 2,120 | — | Mühlensteine. |

Von den Schiffen, mit welchen dieser Handel geführet ward, gehörten 26 in Drontheim zu Hause, die zusammen 1759 Lasten führten, und worunter 5 von 200 Lasten und darüber waren, und keine Jagden gerechnet sind, aus Dännemark und den Herzogthümern kamen nach Drontheim 18 Schiffe, zusammen von 600 Lasten; aus andern norwegischen Häfen 9 Fahrzeuge, worunter 3 Jagden, zusammen von 405 Last; aus England (dessen westlichen Küste) Schottland und Irrland 15 Fahrzeuge, zusammen von 1200 Lasten; aus Holland 5 Fahrzeuge von 228 Lasten. Das sind zusammen 83 Schiffe und 4,192 Lasten. Christiansund hatte 2 und Molde hatte 4 eigene Schiffe. Ueberhaupt löschten oder luden in Drontheim 73 Schiffe, in Christiansund 37, in Molde 22, in allen 3 Zollstädten zusammen 132 Schiffe, wovon 58 von fremden Häfen.

Es

Es war dieses Jahr 1758 ein schlechtes Jahr, wie aus folgender Vergleichung zu ersehen.

Es löschten nämlich oder luden in den Jahren

| | 1749 | 1750 | 1751 | 1752 | 1753 | 1754 | 1755 | 1756 | 1757 | 1758 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| In Drontheim . . . | 142 | 122 | 154 | 95 | 156 | 132 | 129 | 81 | 93 | 73 |
| worunter von Orten außerhalb dän. Herrschaft | 78 | 56 | 80 | 36 | 78 | 46 | 54 | 29 | 27 | 20 |
| In Christiansund . . | 105 | 104 | 123 | 80 | 115 | 132 | 138 | 97 | 54 | 37 |
| worunter fremde . . | 66 | 59 | 71 | 57 | 64 | 72 | 76 | 51 | 28 | 28 |
| In Molde . . . | 41 | 34 | 44 | 26 | 34 | 35 | 33 | 24 | [illegible] | 22 |
| worunter fremde . . | 25 | 17 | 27 | 15 | 21 | 16 | 19 | 13 | 4 | 10 |

Die

Die Fischerei war in diesem Jahre an der drontheimischen Küste schlecht, und die Fische, die nächst dem Kupfer den wichtigsten Exportenartikel ausmachen, füllen insbesondere viele Schifsladungen. Es pflegt besonders eine Art magerer aber grosser Heringe, die in der Ostsee starken Abgang hat, in den Wintermonaten nach Neujahr, an dieser Küste, vorzüglich bei Christiansund (wo, beiläufig für Leser in Deutschland zu erinnern, der Ozean immer offen ist, und nur erst im innersten tiefer, schmaler und krummer Buchten, Fiorden englisch Firths, sich Eis legen kan) in grossen Heeren sich einzufinden, und dieser Heringsfang, der das vorige Decennium für die damalige Pächtergesellschaft ausnehmend ergiebig gemacht hatte, indem allein von Christiansund im Jahr 1753, 70,000, und im Jahre 1754, 74,000 Tonnen Heringe waren ausgeführet worden, von deren Werthe zwei Drittheile reiner Gewinst fürs Land sind, aber schon in den lezten 2 Jahren gering war, schlug in diesem Jahre so gänzlich fehl, daß kaum wenige einzele Fische der Art sich sehen liessen.

Es war ein schlechtes Jahr, und doch hatte Drontheim mit den zwo verschwisterten kleinen Städten bei seinem Handel zu Wasser einen Ueberschuß in der Handelsbalance von 67,000 Rthlr. Es gewint aber das Stift auch bei dem Handel, den es landwärts mit Schweden und mit dem Stifte Christiania oder Aggershuus treibt, immer beträchtlich, obschon sich die Quanta dieses Verkehrs nicht angeben lassen.

Es ist, wenn man obige Artikel der Einfuhr betrachtet, so fort auffallend, daß für 26,000 Rthlr. Tabak, für eben so viel Zucker zu des Stiftes eigenem Gebrauche übermässige Quantitäten sind. Es hat aber die Stadt Drontheim eine beträchtliche Tabaksspinnerei und eine Zuckerraffinaderie, wozu der rohe Zucker aus Copenhagen kam, und unter den 52,000 Rthlr. für Waaren aus Dännemark steckte, und vertreibt diese beide Waaren, so wie vielen Kaffee und Thee, Wein und Brandwein, und viele Kramwaaren landwärts.

Mit

Mit allen diesen Waaren können die Schweden auch Lappen in den angrenzenden Provinzen Jämteland und andern Theilen vom schwedischen Nordland, sich besser, bequemer und wohlfeiler aus diesem Theile von Norwegen versehen, als aus ihren eigenen Handelsstädten, es kan ihnen das durch keine Anstalten einer Regierung, die etwan eifersüchtig darauf seyn wolte, gewehret werden, und die Waaren, die von den Schweden in Tausch gegeben werden können, wiegen bei weitem das, was sie von den Drontheimern nehmen, nicht auf. Dieser Handel mit den Schweden fällt besonders auf einem Markte vor, der zu Levanger, 6 Meilen in Nordost von Drontheim gehalten wird, und gelegentlich das ganze Jahr.

Zu dem Verkehr mit den Einwohnern des Stifts Christiania gibt besonders das Kupferbergwerk zu Röraas, 16 Meilen im Südost von Drontheim, Gelegenheit. Da den Einwohnern dieser Bergstadt und Bergreviers, auf einem unfruchtbaren wilden Gefilde, alle und jede Bedürfnisse zugeführet werden müssen, so gibt das Anlas zu einer Zufuhr, die nicht blos auf die eigentliche Bedürfnisse der Bewohner dieses Bergreviers eingeschränket bleibt, sondern sich auch auf einen Waarentausch der Zuführer unter sich erstrecket. Denn eines Theils wollen diejenigen, die mit Fracht nach Röraas kommen, auch gern wieder Fracht zurücke haben, andern Theils können ihre Befrachter Rechnung darauf machen, daß wenn sie auch von ihrer Waare mehr, als eben für Röraas nötig wäre, dahin schicken, sich daselbst auch mehrere Liebhaber dazu, als eben die Einwohner von Röraas, finden werden, und daß sie von daher hinwiederum Waaren, die sie brauchen, zurück erhalten können, und was nicht unmittelbar getauscht wird, bleibt zum mittelbaren Tausch in den Magazinen handelnder Einwohner von Röraas, und dieser Waarentausch ist zuweilen im Winter, der rechten Zeit alles Landtransportes in Norwegen, so lebhaft wie ein Jahrmarkt. Es bringen also diejenigen, welche nach Röraas kommen, um von da das Kupfer nach Drontheim abzuholen, unter allen

Bedürf-

Bedürfnissen jeder Art besonders Fischwaaren von Drontheim mit, nicht nur für Röraas, sondern auch für die dahin kommenden Einwohner der Thäler in Christiania Stift. Die Einwohner des drontheimischen Kirchspiels Selboe, die ihr eigentliches Gewerb aus dem Frachtfahren zwischen Drontheim und Röraas machen, und dazu viele hundert Pferde im Gange haben, nehmen besonders auch viele Mühlensteine, die sie in ihrem Kirchspiele brechen, nach Röraas mit, die von da in die Thäler des Stiftes Christiania abgeholet und im ganzen Stifte vertrieben werden, so wie zu Wasser von Drontheim aus nach dem Stifte Bergen und so weiter südwärts geschiehet; denn in Norwegen hat jeder Bauerhof seine eigene Mühle, so daß der Vertrieb von Mühlensteinen sehr ansehnlich ist. Die Einwohner der Thäler aus dem Stifte Christiania nehmen besonders Eisen nach Röraas mit, indem es keine Eisenhütten im Stifte Drontheim gibt, ausser einem Eisenwerk nicht weit von Drontheim, welches damals neu angelegt war, aber nicht sonderlich gelingen wolte. Auch nach Röraas kommen die Schweden viel.

Ich glaube der Sache eher zu wenig als zu viel zu thun, wenn ich annehme, daß der Ueberschuß des Handels, welchen Drontheim landwärts treibet, mit obigen 67,000 Rthlr. Gewinst beim Handel zur See, die Summe von 100,000 Rthlr. voll macht, und damit mus und kan auch dieses Stift seine gewönliche Steuern und Abgaben an den König, nach Abzug dessen, was die Regierung im Bezirke selbst wieder aufwendet, und seine Remissen nach Copenhagen zu Berichtigung dessen, was studirende und andre daselbst sich aufhaltende Drontheimer da verzehren, und dessen, was Drontheim bei den Landeskollegien zum Betriebe seiner Angelegenheiten verwendet, gut machen, und läst sich begreifen, daß glückliche Jahre, als z. E. die Jahre von 1749 bis 1755, da die Fischereien so gesegnet waren, einen Ueberschuß abwerfen, der zur Grundlage eines Wohlstandes dienen kan, von dem sich in schlechtern Jahren, und bei ausserordentlichen Vorfällen auch wieder zehren läst.

Der

Der nachdenkende Leser siehet leicht, daß hier Stoff noch zu mancherlei Betrachtungen wäre; ich will jedoch diese kurze Nachricht mit der Schlusbemerkung endigen, daß Drontheim einen ganz gründlichen und wichtigen Handel treibt, so gründlich als kaum ein andrer Theil der königl. dänischen Staaten, und wichtiger, als die meisten meiner deutschen Leser sich dürften vorgestellet haben.

G. C. Oeder.

5.

## Antwort eines andern Vetters, das Studium der schönen Wissenschaften betreffend *).

Hab'n auch gelesen, des Herrn Vetters Antwort an seinen Vetter. Bin auch sein Vetter. Weis nicht, wo ich die ganze Zeit mag gesteckt haben, daß dem Herrn Vetter nichts von mir zu Ohren gekommen. Mag seyn, wie ihm will: wird auf mich, denke ich, doch wol auch passen, was er an seinen anden Vetter geschrieben hat.

Ist mir just so, wie ers da schreibt. Ist wirklich mein rechter Ernst; und 's geht mir auch manchmal durch Mark und

*) S. deutsch. Mus. 1778. Februar, S. 189. Der Herr Vetter schrieb und dachte, wie er schreibt und denkt, eh noch ein Göz von Berlichingen war; wir, die wir ihn kennen, müssen das auf unser Gewissen bezeugen. Mag wol die Sprache nicht aus der feinen Gesellschaft seyn, aber so ist ihm der Schnabel gewachsen. Wir hören ihn lieber, dünkt uns, als wenn er Perioden schnizelte, die er nicht zu schnizeln versteht. Doch wegen der Vetterchen — für sie wird die Antwort des andern Herrn Vetters ihren Nuzen haben.

Anmerk. des Herausgebers.

und Bein. Aber ob's frommen wird, weis freilich nicht. Muß's lassen drauf ankommen. Will unterdessen reden, wie mir's ums Herze ist.

Sage er mir doch, lieber Herr Vetter, warum läßt er denn das ich und du immer weg, und bricht von den Worten so oft was ab, bald vorne bald hinten?

Habe doch vor gelogen. Habe gesagt, ich schriebe wie mirs ums Herze wäre. Ist nicht wahr. Schreibe dem Herrn Vetter das Ding so nach. Denn, dachte ich, wenn ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, recht ordentlich, so wie alle Leute reden: und ich hernach zu meinem Vetter sage: Vetter, seine Schreibart gefällt mir nicht recht, besonders wenn sie so oft wiederkömt; er sagt herzlich gute Sachen, aber ich verstehe nicht, was er mit dem kuriosen Deutsch haben will: so wird der Herr Vetter sagen, „ha das ist der Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind. Der einfältige Mensch kan nicht so schreiben, spricht deswegen, es taugt nichts." Dachte also: must doch probiren, ob denn das Ding so gar schwer ist. Ist nicht schwer, oder däucht mir doch nicht so. Mag mir freilich nicht so gerathen als dem Herrn Vetter, weil er schon mehr darauf exerzirt ist. Aber item es geht doch; und mit der Zeit würd' 's wohl besser gehen.

Möchte nur vor allen Dingen wissen, ob 's denn dem Herrn Vetter ein rechter Ernst damit ist, so zu schreiben: oder ob 's ihm so geht wie mir, daß er's wieder einem andern nachmacht. So hätte er doch auch seinem Vetter nicht recht klaren Wein eingeschenkt; hätte ihm gesagt, er solte keine Bücher lesen, sondern nur sein Herz fragen, und so schreiben, wie er's dächte und wie er's fühlte: und nun käm's heraus, daß er selber doch Bücher gelesen, und sich draus Dinge angewöhnet hätte, die ihm von selbst in seinem Leben nicht eingekommen wären. Mag doch wohl wahr seyn, was sein Vetter schreibt, daß das Neueste immer das beste ist.

Habe doch gerne wissen wollen, wo denn die Mode herkömt, und ob denn die Sprache in der Welt irgendwo zu Hause ist. Habe also Leute gefragt, die g'scheuter als ich sind.

sind. Haben mir g'sagt, daß sie 's nicht wüsten. Wusten wohl, daß vor etlichen Jahren eine Komödie oder Tragödie, oder was das Ding gewesen ist, gedruckt worden, Göz von Berlechingen genant. Da käme ein alter Edelmann aus dem Reiche vor, von ein paar hundert Jahren her. Der redte so mit samt seinen Bauern; das lies ich gelten. Weis freilich nicht, ob die Leute im Reiche wirklich so reden; bin niemals da gewesen: aber das kan ich mir doch einbilden, daß sie das Deutsche ein Bissel radbrechen müssen; besonders wenn sie schon so alt seyn. Was geht das aber mich und meinen Herrn Vetter an. „Drauf, sagten die nämlich guten Freunde weiter, hätte der Komödienschreiber, ein ander Buch geschrieben, einen Roman;„ da hätten die Leute drinnen wieder manchmal so geredt, und waren doch keine Reichsländer; und nun hätte der Roman vielen Lerm gemacht, und wäre sehr gelobt worden: da hätten alle eben so wollen gelobt seyn, und hätten auch so reichländisch geschrieben.

Glaube das doch nicht von meinem hochgeehrten Herrn Vetter. Weis wohl, daß was bessers bei ihm zu loben ist, als das kauderwelsche. Wird auch nach grade schon zu gemein. Schreibt doch der Erlanger just so. Dächte auch, wenn's erlaubt wäre in Büchern so zu schreiben, wie man im Reiche draussen redt: wäre ja das Ländchen, wo ich drinne wohne, eben so gut. Würde auch gar kurios rauskommen, wenn einer 's geschrieben sähe wie man hier spricht; und wäre doch wieder was neues. — Werde wirklich noch mal ein Buch so schreiben. Wer weis, machen mir 's andre nicht nach, wenn 's mir nur sonsten geräth.

Bin sehr neugierig, lieber H. V.; habe mich damit noch nicht gnügt: habe wieder andre gefragt: was doch die Herren eigentlich damit suchten? denn so für die liebe lange Weile würden sie doch unser ehrliches Deutsch nicht verhunzen, hat mir der eine dies, der andre das geantwortet.

Wolten, sagte der eine, mehr für den gemeinen Mann schreiben, wolten so schreiben, wie man im gemeinen Leben spricht. Ehedem, sagte er, hätten die Ungelehrten alle wol-

len gelehrt schreiben, hätten deswegen Bücher zitirt, griechisch und lateinisch mit untergemischt, wenn sie 's auch nicht recht verstanden hätten: heute zu Tage wär 's umgekehrt, wolten die Gelehrten ungelehrt schreiben, damit man sähe, sie wären Genies, (welches viel mehr gelten soll als gelehrt). — Und verstehen, sagte ich, die ungelehrte Sprache nicht besser, als jene das Griechische. Redt bei uns, (und die 50 Meilen weit, die ich in die Welt hinein gewesen bin) kein Mensch so; weder der Bauer noch der Edelmann. Ist also ein erfundnes, gekünsteltes ausstudirtes Ding, was man lernen mus, wie Latein; wär's den Herren ein Ernst, für uns gemeine Leute zu schreiben: solten sie das Verdrehen der Worte und das Häkchenmachen ganz seyn lassen; solten ich und du hinsezen, wo's hin gehört; und dann nur hübsch schreiben, was sie recht bedacht hätten: würden wir Unstudirte es schon verstehn, wenn's sonst nur nicht über unsern Horizont ist. Besser als so.

Ein andrer meinte: die Sache käme aus dem Lateinischen. Das wäre eine viel schönere Sprache als unser gemeines Deutsch. Und da hiesse es auch, bin gewesen, oder gar, gewesen, anstatt, ich bin gewesen. Das wäre kurz und nervos. Und so müste mans machen, wenn man nicht wolle so kahl und wäßrig schreiben, wie die Franzosen, die alle die Umschweife aufgebracht hätten. Mag was dran seyn. Dächte aber doch, jedes Ding hätte schon seine Art, und kan jedes in seiner Art gut seyn: aber wenn man das eine in des andern Leisten zwingen will, wird nichts draus. Sollen doch auch die Lateiner kein der die das haben, soll doch bei ihnen hübsch und deutlich herauskommen: Aber solte es deswegen dem Herrn Vetter oder seinen Kollegen gefallen, auch der die das wegzulassen, wo 's hingehört: da sey mir der Himmel gnädig: würde kein Wort mehr verstehn, und würde mir mein Deutsch, auf welches mir noch immer was zu gute gethan habe, aus den Händen gespielt seyn, wüste nicht wie.

Weis

Weis wohl, wer am allerkürzesten redet. D's sind die Kinder, wenn sie noch lallen. Thun's mit einer Sylbe, wo wir Alten eine ganze Zeile brauchen. Möchte deswegen doch nicht wieder ein Kind werden. Kurz ist gut, aber deutlich ist noch besser.

Habe einen alten Oheim gehabt, einen braven g'scheiten Mann. Dem durfte von des Herrn Vetters Sachen, oder was sonst so in das Fach einschlägt, nichts vorlesen. So bald ich anfing, und das Ding klang so besonders: so sagte er: Vetter ich kan diese affektirte Sprache nicht ausstehen; ich mag von dem Buche nichts wissen. — Hätte freilich mein Oheim unrecht: denn 's steht doch viel Gutes in den Büchern, die so geschrieben sind, besonders in dem, was vom Herr Vetter ist. Aber wirklich, wenn d. H. V. den alten Mann gekant hätte: würde es ihm doch leid seyn, daß er nicht auch für ihn geschrieben hat; so ein braver und so ein gescheiter Mann war es. Grade wie der Hr. Vetter seine Leute gerne hat, nicht hochgelehrt, aber lauter Liebe und gutes Herz und ein recht gesunder Verstand.

Kenne noch mehr alte Leute, denen 's wohl der Mühe verlohnt zu gefallen; und die doch alle einen Ekel an dem Neumodischen haben. Man glaubt nicht, wenn die Leute über das grosse Stufenjahr sind, wie schwer sie sich solch Ding einreden lassen. Werden vielleicht selbst so denken, wenn wir dahin kommen.

Nun sehe er, lieber Herr Vetter, habe allen seinen Willen gethan: habe gesagt, was mir auf dem Herzen lag, hab's auch so g'sagt, wie er's gern hört. Thue er mir doch nun auch wieder einen Gefallen und schreibe er einmal, so wie ich's gerne habe und wie 's auch mein Oheim gerne hatte. Ich meyne, so ganz natürlich weg; weder Altdeutsch noch Neudeutsch; weder bäurisch noch überstudirt; weder schwäbisch noch pommersch; sondern so, wie die hübschen Leute allenthalben reden, und wie sie 's alle verstehen. Kan ihm ja nicht halb so sauer werden, als mir der Brief; und wird mir gar treflich behagen, solche erbauliche kluge Sachen, als

er ein'm zu sagen weis, in ordentlichem Deutsche von ihm zu hören.

Ist doch mit der andern Sprache, als wenn unser eins immer wolte wie ein Tyroler gehen. Auf der Maskerade mag's wohl gut seyn: und wenn einer sonst einen hübschen Wuchs hat, kleidet ihn alles gut. Aber auf alle Tage wär's doch wunderlich.

Möchte nur wissen, ob die Herren denn auch so reden, wie sie schreiben. Möcht's hier zu Lande nicht probiren. Dächten die Leute g'wiß, ich wär' nicht recht g'scheit, oder ich hätt' sie zum besten.

Schlüslich muß noch von dem Meerrettigreiben sagen, daß 's mir doch auch artlich vorkömmt, wie 's einerlei seyn soll mit dem Batteuxlesen. Dächte doch, wenn d's Buch gut wäre, wärs besser, und taugt's nichts, wär's schlimmer. Müste denn seyn daß einer 's gar nicht verstünde. Wäre ja wohl ein Narr, wenn er's läse. — Merke wohl halb und halb, wo der hochgeehrte Herr Vetter hinauswill. Will mir aber doch nicht so recht in Kopf. — Freilich, wo nichts drinn' ist, da kömt nichts 'raus. Nicht wahr, das meynt er? — Aber nu sehe er nur, nicht allemal, wo's auch drinnen steckt, kan's 'rauskommen. Ist manchmal verstopft, oder steckt zu tief. Muß doch wohl erst ein andrer zu Hülfe kommen. — Ja, wenn man alles so sagen könte, was man fühlte. — Hätte lange viel geschrieben. Aber da steckt der Knoten. Man kan die Worte so nicht finden. — Ist einem, als wenn man viel zu sagen hätte; und wenn's d'zu kömt, ist's nichts; blos weil man's nicht von sich geben kan. Mag also nicht sogar dumm seyn von seinem Vetter, daß er lernen will, wie er das 'rausbringen soll, was in ihm steckt.

Lieber Herr Vetter, bei alle dem daß ich nicht immer seines Sinn's bin, meyn' ich 's doch herzlich gut, halte auch viel auf ihn; und möcht's ihm gerne besser zeigen, wenn ich nur wüste wie. — Würde mir was rechts drauf zu gute thun, wenn er mir zu Ehren 'mal was schriebe. Versteht mich schon wir. Bleibe sein u. s. w.

6. Pro-

6.

## Probestücke der deutschen Sprache, welche die sogenanten Cimbern um Verona sprechen *).

Es ist bekant, daß in den Provinzen von Verona und Vicenza von undenklichen Zeiten her deutsche Völker wohnen, welche beständig noch die deutsche Sprache beibehalten. Sie reden sie zwar nicht mehr vollkommen rein, sondern haben sie mit italienischen, lateinischen, französischen und spanischen Wörtern vermischt; aber doch findet man noch Stücke bei ihnen, welche von diesem Gemische frei geblieben sind. Hr. OCR. Büsching hat im vorigen Jahrgang seiner wöchentlichen Nachrichten (39 Stück) das Vater Unser, wie es diese Leute haben, mitgetheilt. Im 33 Stück gab er auch die Nachricht, daß ihm ein gelehrter Mann zu Verona mehrere Proben ihrer Sprache, als in seinem Magazine stehen, versprochen habe. Dies machte mich begierig, daß ich selbst von Verona Proben der Art erhalten mögte. Herr Holzknecht hatte auch die Gütigkeit, mir dergleichen Fragmente bei ihnen aufzusuchen. Es ist aber nicht gar viel, was er fand. Um hiesige Gegend, schreibt er mir, findet man von dieser cimbarischen Sprache keine andre Schriften, als ein kleines Büchlein. In demselben ist die ganze Historie dieses Volkes und ihre Sprache beschrieben. Er bemühete sich auch mir dasselbige zu verschaffen, und erhielt es endlich mit vieler Mühe von einem gemeinen Bauren, der es abgeschrieben

 hat,

*) Verglichen mit Herrn Fuldas Abhandlung von den veronesischen und vicentinischen Deutschen. D. Sprachforscher II Th. S. 221 — 274. Gegenwärtige Probestücken, die in Händen des Herausgebers waren, ehe jene Abhandlung erschien, erfüllen zum Theil schon den Wunsch dieses Gelehrten nach mehreren Proben dieser Mundart. Anm. d. H.

hat, und erfreute mich damit. Der Titel davon ist: dai Cembri d'Italia e l oro origine. Relatione in versi vernacoli *).

In diesem Mspt. finde ich verschiedene Fragmente, durch deren Mittheilung ich bei einem und dem andern einigen Dank zu verdienen hoffe.

Nachdem der Verfasser, der, nach Hrn. Schuhknechts Versicherung, Dominico Catazzo hies, die gewönlichen Geschichten in italienischen Reimen erzählt hat; so erklärt er einige deutsche Worte durch italienische Uebersezung. Diese Worte sind Baichselpom, Weixelbaum; Chersempom, Kirschenbaum; Poache, eine Buche; Balglienholz, Balkenholz; Rebb, eine Rebe; Bain, Wein; Greser, Kräuter, Gräser; Roche, Rocken; Boaze, Weizen; Erde; Glianz, Glanz; Himmel; Faur, Feuer. Gott Herre; und unser liebse Frau; Gott Vatter, Gott Sohn, Gott heilgher Cheist; Enghel; Heilighen; Gott uns hilph; und aglier Belt, aller Welt. Guaten Abant, guten Abend. Dies sind die einzelen Wörter. Nach diesen fügt er noch einige italienische Verse bei; und beschliest sodann mit dem Vater Unser, dem englischen Grusse und Salve Regina.

A. Der Vater Unser in teusch ghebelescirt. (erklärt).

Vatter unser der du pist in Himmelen, Gheheiligh sei dain Nam; Und zua keme dain Reich. Dain Bill gescieghe hie

*) Diese Leute nennen sich selbst Cimbern oder Cimbaren; und fast jederman hält sie auch für solche. Nach der unter ihnen herschenden Tradizion sollen sie von jenen cimbrischen Völkern ein Ueberbleibsel seyn, welche vor Christi Geburt in Italien eingefallen sind. Aber Hr. Büsching hält sie für ein neues deutsches Volk. Die Mundart, welche sie haben, läst vermuten, daß sie zu den Schwaben gehören. Und es ist mir wahrscheinlich, daß sie zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser, die viele Schwaben mit sich nach Italien führten, dahin gekommen sind. Ich habe aber hier nicht die Absicht, über ihre Herkunft eine Untersuchung anzustellen; es ist mir nur um ihre Sprache zu thun.

wie im Himmel also auf Erden. Unser taglich proat ghib uns haut. Und vorghib uns unser Sciulden, als auch bier vorgheben unser Sciuldighern Und fuere uns nicht in Versuchung sonder uns erlöse von Ubel.

Da dieses Gebet schon in Hrn. Büschings wöchentl. Nachrichten, und auch in der deutschen Chronik bekant gemacht worden ist: so wolt ichs erst weglassen. Weil ich aber sehe, daß es etwas von jenen abgeht: so mag es um der Varianten willen den kleinen Raum einnehmen.

## Der Enghlische Gruez.

Ghegruacet (gegrüsset) saystu Maria, voglier (voller) Gnaden, der Herr ist mit dier. Benedeyt pist du unter den Baibern (Weibern) Und benedeyt der Frucht dainen Layb. Jesus heilighe Maria, Muatter Gottes pitt fur uns Sunter, ebest (eben jezt) und in der Stund vun unser toat. (Tod)

## Dazz Salve Regina.

Ghegruacet saystu Kunighin, Muatter der Barmherzikeit: dazz Leben Suacigkeit (Süssigkeit) und unser Hoffnungh, Sai gegruacet! zua dier schrayen bier (wir) elend Kinder, zua dier saufzen bier, fliaghend (klagend) und boavend (weinend) in diesem Zaheren (Zähren, Thränen, Jammer) Thal. Eva unser Fursprecherin keahre (kehre) daine Barmherzigh Aughen zua uns. Und nach diesem Elend zooghe (zeige) uns Jesum, der Ghesegnete Frucht von daynem Layb. O milde guatighe, suace Jungfrau, pitt fur uns heilighe Gottes Gebohrein, auf dazz bier burdigh (würdig) sayn der Christi Vorhoazzung. (Verheissung)

In diesen Stücken finden wir zwar nur diese besondern Worte: Alburz, ghebelescirt und ebest. Aber eine und die andre besondre Zusammensezung verdient noch Bemerkung.

Der Vater Unser, der Frucht von deinem Leib, Benedeit der Frucht deinen Laib. Gott uns hilf, in der Stund von unser tod. Alle diese Abweichungen von unseren gewönlichen Redarten haben aber offenbar ihren Grund in der italienischen Sprache, aus welcher diese Gebete entweder übersezt, oder doch darnach umgebildet sind. Eben dieses gilt auch von verschiednen Schreibarten, wie z. B. vaglier, Sciuld, gesciegh e aglier, gheist —

Hingegen sind die meisten Wörter offenbar nach der rauhen, meinetwegen auch fehlerhaften Aussprache des Volkes geschrieben. Der Pom, Woaze, guaten aubant, Muatter, woanend, wier, Zaheren thal, und mehrere sind von der Art. Alle diese Worte aber spricht das Landvolk in Schwaben nach eben dieser Schreibart. Solte dies nicht eine starke Vermutung von der Abstammung dieses Volkes geben?

Noch muß auch eine und die andre alte, oder wenn man auch will, minnesingerische Schreibart angemerkt werden. Gegrucet, suace, Himmelen gehören hieher. Ich nehme auch diesen Umstand mit zur Ableitung dieser Cimbern, und so werden sie mir bald mit Gewisheit Schwaben.

Aber siehe da noch ein Stück von ihrer Sprache:

Vun weghen der Impsindungh Sainer edlesten hoachwurdhigster Guater Herre Nicolaus Antonius Justianer Bisciof vun Bern an der Nachwarsciafter Kirche Sant Barth† olomäus Teusch am Tagh zwelf May 1765.

## Liedsangh.

Kemt ist iezundsig den gluachsealigh giorno
  Im Belche unser Begird a consolare
  Lozet den hoaghster Hirt che a visitare
  Disen Heerd kimt mit suanen Zierd adorno
Last uns darum ohne niemand distorno
  Gheabar in ordnen Sciaar ad in contrare
  Andachtigh suntzkar Kirche accompagnare
  Wo tuan will er pay uns kurtzer soggiorno.

Dem=

Demnach heiligh Vatter Himmel mit Scianck tanti
Ghegnad uns hat hiehr braucken hie presenti
Mit die Lehrungh und Gheheimnutzen santi
Uns ze Ghesegn endlich sia riverenti
Pitten und allen aure Suhnne amanti
Ghethoalt durch diesen Hälde und Thäld algienti.

Dieses Liedsang hat das vollkomne Kleid eines Sonetto, und das ist es auch in der That. Eben der gütige Herr Schuhknecht hat es mir mit dem obigen Mspt. so wie ich es hieher sezte, und mit der italienischen Uebersezung zugeschickt. Ohne diese, ich gestehe es, wäre mir ein grosser Theil dieses Stückes unverständlich gewesen.

Die Worte Impsindungh, Nachwarsciafter, in ordnen Sciaar, und mehrere, brauchen sie nicht langes Nachdenken? und endlich bleibt man doch wegen ihrer Bedeutung noch ungewis. Aber durch die italienische Uebersezung werden sie deutlicher. Diese mag auch, als ein Muster von der italienischen Mundart dieser Leute dastehen:

Nell Ocasione delle Visita
di sua Eccelenza Reverendissima Monsignor
Nicolo Antonio Giustinian
Vescovo di Verona
alla Chiesa parrochiall
Di san Bartolamio Toderco
il Giorno 12 Maggio
1765.

SONETTO:

Ecco hormai giunt' è quel felice giorno
In cui i becon desir nostri a consolare
Ecco il sommo pastore che a visitare
Vi in questo Gregge con sei fregi adorno

Horsù vià dunque senza alcun distorno
Andianlo in schiere ordite ad incontrare
Devoti in sino al Templo accompagnare
Ove sarà tra Moi breve sogiorno
Poi che Almo Padre il Ciel di donni tanti
Graziati ci ha godervi qui presenti
Con le Dottrine e sagramenti santi
Di Benedirci al fin qui reverenti
Preghianvi e tutti i vostri Figli amanti
Sparsi trà queste Spiagie e Valli algienti.

Hd.

---

## 7.

## Szenen aus dem Alcibiades.

Alcibiades. Anytus. Anytus spricht alles mit lächerlich-wichtigem Tone.

An. (der den Alc. schnell bei sich vorüber eilen sieht) Alcibiades, lieber, guter Alcibiades!

Alc. Was giebts?

An. Die schöne Myris läßt dich grüssen, —

Alc. Grüß Sie wieder!

An. (ihn aufhaltend) Und dich fragen, ob du heut Abend bei ihr speisen willst?

Alc. Vielleicht. (will fort)

An. (ihn hindernd) Du bist aber auch verzweifelt eilfertig. Was hast du denn vor?

Alc. Die Ausführung eines guten Werks.

An. Ha, ha! und du fürchtest, es möchte dich wieder reuen. — Aber Spaß bei Seite! Wo gehst du denn hin?

Alc. Zum Hipponikus.

An.

An. (erstaunt) Zum Hipponikus? Zu dem, der gleich hier auf dem Plaze wohnt?

Alc. Ich kenne keinen andern.

An. (zornig mit dem Fuß aufstampfend) Nun, so wolt ich doch, daß alle Lügner und Verläumder in der Welt auf Irions Rade ächzen müsten.

Alc. (lächelnd) Mein alter Wunsch! Ob ich gleich nicht weis, wie du eben jezt darauf kömst.

An. Wie, und was denkst du wohl von diesem Hipponikus?

Alc. Daß, wenn er sterben solte, Athen in ihm seinen bravsten und reichsten Bürger zugleich verlieren würde.

An. Und doch, beim Pollux, glaubst du wohl, daß sich die halbe Stadt mit einem Mährchen von dir und diesem Hipponikus trägt?

Alc. (mit bedeutendem Lächeln) Das wäre!

An. Du hättest ihn, sagt man, als er ganz gelassen gestern, ohne dich nur mit einem Blick zu beleidigen, bei dir vorüber gegangen, mir nichts, dir nichts, eine Ohrfeige gegeben. Wohl zwanzig meiner Freunde haben mirs schon erzählt; aber auch allen hab' ichs gradezu widersprochen.

Alc. Nun, so geh geschwind, und bitt's Ihnen insgesamt wieder ab!

An. (verwunderungsvoll) Wie? dies Mährchen also wäre —

Alc. Kein Mährchen, sondern die pure lautere Wahrheit.

An. Aber weshalb that'st du das?

Alc. Bist Geschichtserzähler, und dringst nicht in die Grundursachen der Handlungen ein! Aus Mutwillen.

An. Sonderbar genug! Und doch wilst du jezt zu ihm hingehn.

Alc. Allerdings. Und wenn dein Herz so neugierig als dein Blick ist, so komm mit, und sieh!

An. Eine Erlaubnis, die ich mir nicht zweimal geben lassen will!

(Sie gehn; Alcibiades schlägt an die Thüre; ein Sklave erscheint.)

Alc.

Alc. Ruf mal deinen Herrn.

Sclave. Sogleich!

(Sklave geht, und gleich drauf erscheint Hipponikus, der bestürzt einen Schritt zurücktrit, als er den Alcibiades erkent.)

Hipp. Wie, Sohn des Klinias, verfolgst du mich armen, alten, schuldlosen Mann auch bis hieher? – Bin ich vielleicht in meinem eignen Hause für deinen Thätlichkeiten und jugendlichen Leichtsinn nicht sicher?

Alc. Sicherer, als in Minervens Tempel. — Ich habe dich beleidigt, edler Greis, bitter beleidigt: Aber nenn' es nicht Bosheit, nenn' es Unsinn und Mutwillen! — Mit einem Schwarm' junger Taugenichtse durchstreift' ich gestern Athen. Sie waren alle trunken; ich vielleicht war es nicht; aber ich schämte mich, der einzige Nüchterne unter ihnen zu seyn. — Jeder pralte mit Leichtsinn und kindischem Frevel. Ich übertäubte alle, denn ich erzählte den Mutwillen von wenigstens zehn Menschenaltern her. — „Hast du wohl, fragt' endlich einer von diesen Schwärmern, das Herz, dem ersten vorübergehenden edlen Athener ins Angesicht zu schlagen?„ — Ich habs, und wenn es Klinias selbst wäre. — „Bist du toll? Nimmermehr!„ — Gleichwohl! Gleichwohl! diesen Streich, würd' ich sagen, nimm hin, als Bürger von Athen, und als Gegenstand meiner Wette! diesen Fusfall als mein Vater!„ — Zergliedr' es nicht, weiser Hipponikus! Ich weis, es war Unsinn: Aber wem wandelte nicht zuweilen diese Landplag' an. — Ein lautes Bravo! belohnte mich für diese Betheurung; und in eben dem Augenblick des Taumels gingst du vorüber, und ich hielt mein Wort.

Hipp. Ein Glück für mich, daß ihr nicht auf den Kopf des ersten Vorübergehenden gewettet hattet; sicher hättest du mir dann den meinigen abgerissen. Kaum werd' ichs künftig über die Strasse zu gehn wagen.

Alc. Ich stehe für nichts von gestern; aber wohl für heute, und für alle kommende Tage. Zu sehr hab' ich nun die Reue gefühlt, die einem Leichtsinn dieser Art auf dem

Fusse

Fusse folgt; und blos um sie zu stillen, komm' ich heut hieher, Hipponochus, um mich dir ganz zu übergeben. (er wirft sein Oberkleid von sich) Nun jezt gerechte Rache, und schalte mit mir nach deiner Willkühr! — Hier ist eine Geissel! (er wirft eine hin) Ruf einen deiner Sklaven! Gelassen will ich, ich Freigeborner, ich Grieche, ich Bürger Athens, entsprossen aus dem edelsten Blut, meinen Rücken blössen, und die Züchtigung ertragen, die du über mich verhängen wirst.

Hipp. Alcibiades! Alcibiades! Scherze nicht mit mir! Spotte nicht meines schlafenden Grimmes; er möchte sonst erwachen; und es wäre mir leicht möglich, dich beim Worte zu halten.

Alc. (auf den Anytus weisend) Hier ist ein Mann, der dir dann zeugen würde, daß du nur das gethan, wozu mein eigner Mund dich berechtigt hat. Auch müsse nie ein Gott mir gnädig seyn, wenn ich mit diesem Anerbieten blos scherz' oder spotte.

Hipp. Nun wohl, du hast Recht, ein Frevel, wie dein gestriger verdient allerdings eine Strafe, die dich wenigstens einige Wochen dran erinnert, daß du gefehlt habest. — Euclio! — Euclio!

Anyt. (der bisher in stummem Erstarren alles angehört) Hipponochus! Was wilst du thun! — Bedenk —

Alc. Schweig! und laß ihn handeln. Ich nahm dich zum Zuschauer, nicht als Rathgeber mit.

(Ein Sklave komt)

Hipp. (zum Sklaven) Nimm diese Geissel! (indem er dem Alcib. der solche, ohne seine Miene zu ändern, dem Sklaven giebt, lang und starr unter's Auge gesehn) — und trag sie in mein Gemach! — (Sklave ab) Dort soll sie zum Andenken dieses Tages, so lang' ich lebe, hängen. — Alcibiades, mutiger, oft mutwilliger, aber noch öfterer, edler Jüngling! ich vergebe dir? vergebe dir von ganzem und willigen Herzen. (er umarmt ihn) Aber wer wird mir die Achtung des Volks wiedergeben, da du so öffentlich mich an meiner Ehre gekränkt hast?

Alc.

Alc. Das will ich thun. — Komm mit! Auf weitem Markte will ich dir Meng' um mich her zusammenrufen, will ihnen erzählen, zu welcher Buß' ich mich erboten, und wie grosmütig du mir verziehn. — (nach einer kleinen Pause) Zwar wüst' ich vielleicht noch eine andre Art das Volk zu überzeugen, wie wahrhaft unsre Aussöhnung sey, und wie innig unsre künftige Freundschaft werden soll. Aber freilich wag' ichs kaum. —

Hipp. O sags heraus, du junger, unbegreiflicher Mann! Und wenn's in meinen Kräften steht, dein Verlangen zu befriedigen, so sey der Gewährung zum Voraus gewis.

Alc. Du hast eine Tochter, Hipparete. — Sie ist schön, das sagt die ganze Stadt. Sie ist tugendhaft, denn sie ist aus deinen Lenden entsprossen. — Ich bin jung, und reich und — wenigstens nicht feig und düster. Wie! wenn du ihre Hand in diese Hand da fügtest, und zum Beweise deiner Verzeihung den zum Tochtermann annähmest, der sich zu deinem Sklaven anbot.

Hipp. Alcibiades. —

Alc. Ich weis schon, was du sagen kanst, und vielleicht auch sagen wilst. Du wirst mir Wollust und Leichtsinn in Menge herrechnen. Aber traue mir hingegen auch Gefühl der Wahrheit: Neuer Stand, neue Pflichten! zu. Was dem Jüngling gefiel, was ihm vergönt war, ja oft ihn empfahl, das wird der Mann willig vermeiden. Zumal der Mann, der einen Vater, wie du, und eine Gattin, wie Hipparete hat.

Hipp. (nach einigen Sekunden stillschweigenden Nachdenkens) Wohlan, es sey! — Ich will sogleich zu meiner Tochter gehn, und sie vorbereiten. Folge mir in wenigen Augenblicken nach.

Alc. Aber wird sie auch sich meinen Wünschen gern geneigt erzeigen.

Hipp. Das sey meine Sorge! — Oder stellst du dich nur so, junger Wüstling, als wüstest du nicht, wie gefährlich

beim

deine Gestalt, dein Wiz und dein ganzes Selbst, den Herzen unsrer Töchter und Weiber sey? (er geht ab)

Alc. (zum An.) Nun, was denkst du davon, Anytus?

An. Daß das trugvollste Thier auf der Welt gegen dich ein Schaafkopf sey. Gleichwohl! Gleichwohl — — —

Alc. Nun?

An. Scheinst du mir sehr dem Vogel zu gleichen, der ein paar rother Beeren halber an der Leimruthe kleben bleibt. — Junger, freier Alcibiades! ha! das klingt herrlich! Ernster, vermählter, gebundner Alcibiades! — o wie kläglich!

Alc. Schweig! Das wäre vielleicht bei dir der Fall, aber nicht bei mir! — Nur der kleinere Vogel bleibt an der Leimruthe hangen; führt aber ein Ohngefähr den Adler an solche, so reißt er leicht sich los, und führt oft die Stange selbst mit fort.

Hipp. (zurückkommend) Dacht' ichs doch! Komm, um zu sehen, daß du gesiegt hast. (alle ab)

Vergebung, meine Leser! Sind Sie des Lesens noch nicht satt; so hilft nichts, Sie müssen hier einen Sprung von etlichen Jahren thun. — Im Ganzen selbst geht es etwas stufenweiser, aber hier! — Ein Wink, und sechs oder sieben Jahre sind hingerauscht, und man sieht nunmehr Hippareten vor dem ersten Archonten.

Archont, Hipparete, Alcibiades, Menge des Volks.

Arch. Was führt dich hieher, Hipparete!

Hipp. Bürger Athens, und ihr weisen Väter dieser Minervens Gottheit heiligen Stadt, hier leg' ich vor euren Augen die Urkunde meiner Trennung vom Alcibiades, dem Sohn des Klinias, meinem bisherigen Gatten nieder.

Arch. Und was für Ursachen bewegen dich zu diesem Schritt?

Hipp. Wichtige, sehr wichtige! Mit Liebe, mehr, als Worte fassen können, hab' ich ihn geliebt; er mich seit dem dritten

dritten Tag' unsrer Verbindung mit der wandelhaftesten. — Jedem schönen Mädchen, jeder frechen Dirne nachgesezt, hab' ich oft Monden durchlebt, ohn' ihn zu sehn; ihn, den man doch sonst überall sieht! — Seit vier Monaten unterhält er die Buhlerin, Nicia: Mit ihr verprast er meine Aussteuer; ihrentwegen flieht er mich nun ganz, und kränkt mich, wenn ich von ohngefähr ihn finde, durch eine höfliche Kälte, für die ich williger Zorn und Schmähung ertrüge. Jede Freundlichkeit, jede Liebkosung, jede ernste Vermahnung, die möglichste Dienstbeflissenheit, und alle Kunstgriffe der Zärtlichkeit hab' ich umsonst verschwendet. Vergebens schaft' ich ihm die unleugbarsten Proben von Niciens Untreue; ihr vergab er, und ich blieb unerhört. — Hier also leg' ich die Urkunde meiner Ehescheidung nieder; hier fodr' ich mein väterliches Vermögen zurück; und erklär' ihn jeder Gattenpflicht baar und ledig. Von euch aber erwart ich, daß ihr die Vergönnung gleicher Willkühr von ihm mir verschaffen könt und werdet.

Arch. (sich zum Alc. wendend) Was hast du gegen diese Beschuldigung zu erwiedern?

Alc. Nichts. Die Erzählung ist wahr. Manche Geschichte von unsern Priestern aus den Annalen der Götter erzählt, kan es nicht halb so pünktlich seyn.

Arch. Und was die Ehescheidung also anbelangt

Alc. Hab' ich nichts, als das. — Nicia ist vor einer Viertelstunde auf ewig verabschiedet, und Hipparete — (indem er sie anfaßt und empor hebt) Ich will doch den sehn, der sie mir nehmen soll!

er trägt sie in sein Haus, ohne daß sie, noch sonst jemand sich dagegen sezt. Und sie blieb — sagt die Geschichte, bei ihm, bis an ihren Tod.

A. G. Meißner.

---

# 8. Ueber einen alten Kameo.

Die Künstler im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert arbeiteten oft mit einem Fleisse, über welchen man erstaunen muß. Herr Daveson in Braunschweig, dessen neue Kunsthandlung, insonderheit in Ansehung der schönen Sachen in Terra Cotta, alle Empfehlung und die Unterstüzung unsrer Grossen und Reichen verdienet, besizt einen Kameo aus diesen Zeiten, der werth ist dem Publikum näher bekant gemacht zu werden; er würde ein herliches Kabinetsstück für einen Fürsten seyn.

Der Kameo ist unten ein schöner Chalzedonier; oben darauf eine Lage weissen oder bläulichen Jaspis, zunächst brauner Onyx, und zu der obersten Lage rother Jaspis. Er ist fast völlig rund, 7 Zoll im Durchmesser, und stellt die Arche Noah vor, wie die Thiere in dieselbe gehen. Zur Seite stehen Noah und seine Frau, er mit beiden aufgehobenen Händen, sie umfaßt mit der einen Hand seine Schulter, und hebt die rechte gegen den Jehovah, der oben in den Wolken erscheinet. Unten sind Gebirge, auf welchen die Arche steht.

Die Wolken und unten die Gebirge sind aus dem bläulichen Jaspis gearbeitet, und ruhen auf der Unterlage des Steines, ausser daß hie und da einige dunklere bräunliche und röthliche Streife mit den weissen Adern abwechseln und dadurch das Gemälde desto natürlicher machen.

Die Arche hat die Gestalt, wie oft in den alten Gemälden, Kupfern und Holzschnitten, einen rund gebogenen Bauch; dessen Fläche hier sieben Streife hat, damit sie nicht zu einförmig glatt wär. Einwärts im Schiff ragt ein Gebäude hervor, an dem eine Art Architektur angebracht ist; Pfeiler, Fenster, Dach und Dachfenster, auch ein Erker. Die ganze Arche ist in einer Lage lichtbraunen Onyx gearbeitet, mit et-

nigen röthlichen und schwarzbraunen Punkten besprengt, welche gebraucht sind, um daraus die Thiere zu bilden, die auf der, an der Seite des Fahrzeuges angelegten, Treppe paarweise hinaufgehen: Löwen, Bären, Drachen und Wölfe. Unten an dem Schiffe hin kommen noch mehrere paarweise heran, die vor dem Noah vorbeigehen: Leoparden, Elefanten, Hirsche, Kühe, Schafe und ein Einhorn mit zwo Schlangen. Diese Thiere sind zum Theil in dem bläulichen Jaspis gearbeitet, zum Theil aber in dem gelbbraunen Onyx und Jaspis geschnitten. Auf der andern Seite stehen ein Affe und ein Paar Kaninchen in lichtbraunen Punkten. Oben am Schiffe, besonders am Dache, fliegen oder sizen bis acht Vögel zerstreut herum, in lichten, oder dunkelbraunen Onyx und Jaspispunkten gearbeitet.

Der Thierfiguren zählte man im Ganzen bis zwei und dreissig, wozu die beiden Figuren von Noah und seiner Frau, nebst dem Jehovah in den Wolken, kommen. Diese beiden Figuren sind vorzüglich gut und mit erstaunendem Fleiße ausgeführt, in sehr hohem Relief, so daß der Kopf und die Hand der weiblichen Figur ganz frei stehet. Auch das Schiff ist sehr untergearbeitet.

Das Ganze ist im Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts gezeichnet und vorgestellt, wo man freilich die Wahrheit und Richtigkeit des Kostume des Alterthums nicht ängstlich suchen muß. Eben so wenig muß man auf Steinen dieser Art eine genaue Perspektiv, noch in der Anwendung und Zusammensezung tiefen Verstand und Geschmack verlangen. Die Wolken, die zwar eher wie Gedärme aussehen, sind überhaupt kein Gegenstand der Steinschneiderkunst, und vielleicht eben so wenig ein Gebirg. An den Thieren auf dem Aufgange ist in Ansehung der Grösse kein Unterschied beobachtet. Aber der Fleis und die Geschicklichkeit der Hand, welche mit so vielem Verständnis die Adern und Lagen des Steines zu nuzen gewust hat, verdient alle Aufmerksamkeit und Bewunderung.

Im

Im sechzehnten Jahrhundert ist vieles in diesem Geschmack gearbeitet worden. Es scheint mir sogar, daß ich von einem Steine mit einer solchen Vorstellung irgendwo gelesen habe. Matteo del Nassari schnitt insonderheit viel ähnliche Stücke. Gegenwärtiges ist keines der geringsten.

H.

---

9.

# An Kallias, den Architekten.

d. 14. Okt. 1777.

Kallias! der Du bisher an Hütten und Häusern
Deine gepriesene Kunst nur versuchtest, fasse
Nun den kühneren Vorsaz, Deinen Freunden,
Die Dich heute mit Götterfreuden beglücken,
Cythereen und Amorn, oder dem Ehen-
Stifter Hymen einen Tempel zu weihen,
Der nach Jahrhunderten noch dem staunenden Enkel
Deinen und Deines Mädchens Namen erzähle.

Blum.

---

10.

# Familienanekdoten.

Die beiden noch jezt ansehnlichen, in Franken und in der Reichsstadt Nürnberg blühenden reichsadlichen Geschlechter, Holzschuher von Aspach, und Tucher von Simmelsdorf, haben von jeher in der genauesten Verbindung mit einander

 gestan-

gestanden; aber so zahlreich ihre Nachkommenschaft gewesen, so stand doch beiden am Ende des vierzehnten Jahrhunderts eine völlige Vernichtung bevor.

Die Pest wütete durch ganz Deutschland, und besonders in Nürnberg, von 1393 fast völlige zwölf Jahre, und von so vielen damals lebenden Holzschuhern blieb nur Karl I. übrig. Er war schon alt, heirathete aber doch aus Liebe zu seinem Geschlechte noch Christina Pfinzingin von Henfenfeld, und erzeugte mit ihr fünf Söhne, Friedrich, Karl, Berthold, Paul und Sebald, von welchen die vier ersten alle im Leben geblieben, und Stifter von vier besondern Linien geworden sind, welche sich zum Unterschied die grüne, rothe, blaue und braune Linie benennet. Karl Holzschuher, der zweite Stamvater des Geschlechts, starb alt und mit zeitlicher Würde gesegnet 1422.

Von dem Tucherischen Hause bestund der ganze Stamm von 1326 bis 1365 auf Berthold Tuchern allein. Er war mit Elisabeth von Mayenthal verheirathet, aber die Ehe war nur an Töchtern fruchtbar. Frau Elisabeth starb 1364. Die nächsten Freunde riethen zwar vielfältig zur Wiederverheirathung; allein der alte Berthold, den die Familiennachrichten der Zeit als einen weidlichen redlichen Biedermann schildern, wolte bei seinen Jahren die damalige Sitte befolgen und in ein Kloster gehen, um seine noch übrigen Lebenstage in der Stille hinzubringen. Er wohnte zu Nürnberg in der Familienbehausung auf dem Milchmarkt, worin zur Hausandacht eine artige Kapelle sich fand. Um dem ungestümen Andringen seiner Freunde mit einmal zu entgehen, bat er Gott, daß er ihm seinen Willen offenbaren und ihm zu erkennen geben möge, wessen er sich entschliessen solte. Er ging in die Hauskapelle, und nach verrichtetem Gebet warf er einen gemeinen Heller mit dem gewönlichen Gepräge dreimal in die Höhe, des Vorsazes, zu heirathen, wenn der Heller beim dritten Auffallen die Hand weisen, und geistlich zu werden, wenn er das Kreuz auf der Gegenseite zeigen würde. Der Heller fiel glücklich so, daß die Hand

eben

eben stand, und Tucher ging schnell zu Berthold Pfinzing, um eine von seinen drei Töchtern zur Frau zu begehren. Weil er entschlossen war, nicht wieder nach Hause zu gehen, bevor er eine endliche Antwort erhalten, wartete er unten vor dem Hause, und sezte sich auf dem Stein, bis Pfinzing sich darüber mit seinen Töchtern besprochen hatte. Diese waren bereit Tuchern die Hand zu geben, und überliessen sich seiner Wahl. Er ging sogleich mit Pfinzing in dessen Wohnung, besprach sich mit den Töchtern, wählte die mitlere von ihnen, Anna, und heirathete sie 1365. Vier Söhne, so dieser zweite Stamvater auch noch in seinem Alter erlebt, dienten zur Fortsezung dieses Hauses in damaligen Zeiten, und bewirkte, daß solches noch im Segen blühet. Albert Dürer hat dieses Ehepaar in einem feinen Kupferstich vorgestellt. Das alte Pfinzingische Geschlecht, von deren Töchtern die Holzschuher und Tucher ihre Stammütter mit erhalten, erlosch vor wenigen Jahren im männlichem Stamme mit Sigmund Pfinzing von Henfenfeld.

Die Holzschuher haben, durch viele geistliche und weltliche Stiftungen, und durch verordnete Alter = Studir = Reise- und Offizierchargengelder, dann Wittib = und Fräuleinstiftungen, am ersten für ihre Nachkommen reichlich gesorgt, und die Tucher haben mit dem besten Erfolg dieses Beispiel nachgeahmt. Beide haben von jeher den Grundsaz unverbrüchlich beobachtet, die geistlichen und weltlichen Verordnungen ihrer Vorfahren immer genau zu erfüllen, so gar daß, was auch in katholischen Zeiten zum Besten der Geistlichkeit und zu guten Werken bestimt worden, nach erfolgter Reformazion, auf eine andre, der Absicht der Stifter nahe kommende Ausrichtung, bis auf diese Stunde verwandt wird, und ihr dermaliger Wohlstand beweist am zuverlässigsten, daß der Segen redlicher und patriotischer Stameltern noch auf den spätesten Nachkommen ruhe.

L. S. v. H.

---

## II.

# Bemerkungen

## über die Aechtheit einiger pythagoreischen Schriften.

Alle die über die pythagorische Philosophie geschrieben haben, beklagen sich über die Dunkelheit und Ungewisheit der alten Nachrichten. Brucker und einige seiner neuen Nachfolger gehen gar so weit, daß sie alles was wir von dieser Philosophie wissen, wo nicht durchaus, doch gröstentheils für Erfindungen alexandrinischer Schwärmer ausgeben. Nicht daß es uns an Nachrichten von den ersten pythagorischen Zeiten gänzlich fehlen solte; sondern daß diese Nachrichten ihnen so verdächtig vorkommen, daß sie gar nichts auf sie bauen zu dürfen überzeugt sind. Denn unter andern pythagorischen Ueberbleibseln finden sich noch zwei der wichtigsten in Ansehung der Physiologie, eins nämlich vom Timäus aus Lokri, und eins vom Ocellus aus Lukanien. Reichten diese beiden Reste an jenes hohe Alterthum wirklich hinauf, welches ihnen die Namen ihrer Verfasser zuschreiben; so wären wir im Stande von dem Plane des Weltgebäudes; von der Natur der Materie; und selbst von der Gottheit die wahren Begriffe der italienischen Schule nicht nur anzuzeigen, sondern auch genauer und zusammenhängender als nach allen andern Nachrichten, zu bestimmen. Beide sind unter allen alten die einzigen, welche die Physik des Samiers fast in ihrem ganzen Umfange räsonnirend vortragen; beide fast die einzigen, die nach Ablegung jener mystischen Hülle, pythagorische Grundsäze in gewönliche Menschensprache kleiden; beide endlich Männer, die ihre Meynungen aus dem Munde des unverhüllten Pythagoras selbst, geschöpft hatten.

Die Untersuchung also, ob diese beiden Schriften ächt oder untergeschoben sind, ist für die Geschichte der pythagorischen

rischen Philosophen von unumgänglicher Nothwendigkeit, und für die ganze alte philosophische Geschichte von der äusersten Wichtigkeit. Nur durch sie läst sich das wahre Alterthum mancher bisher als platonisch, aristotelisch und stoisch angesehenen Grundsäze bestimmen. Da ich seit geraumer Zeit mich mit Untersuchungen über die Lehren des samischen Philosophen beschäftigt habe: so bin ich auf verschiedene, meiner Meynung nach noch nicht genug entwickelte Gründe, für die Aechtheit beider Schriften gestossen. Ich wage es aber noch nicht, ihnen das Siegel der Gewisheit aufzudrucken, bis ich das Urtheil des Publikums über sie werde erfahren haben. Um dieses bitte ich hier um desto mehr, da ich hiernach den Weg bestimmen muß, welchen ich in der fernern Ausführung meines Planes werde zu nehmen haben; da einer meiner vorzüglichsten Wünsche der ist, die Geschichte dieser Philosophie, so viel nur immer möglich ist, von allen Ungewisheiten befreit, dem Publikum vorzulegen.

Für die Aechtheit der timäischen Schrift über die Weltseele, kenne ich, alles offenbar mutmasliche abgerechnet, zween Gründe, die durch ihre gegenseitige Bestärkung, an Gewicht vieles gewinnen. Der erste ist aus der Schreibart und dem Hauptinhalte der Schrift selbst abgeleitet. Die Schreibart ist ungekünstelt von allem dialektischen und rhetorischen Schmucke späterer Zeiten völlig frei, dabei voller Anspielungen auf pythagorische geheimere Ausdrücke und Ideen. Der Hauptinhalt beruht auf pythagorischen Ideen von Zahlenverhältnissen der Zahlenharmonie aller Dinge, unförmlicher von Gott geordneter Materie, mit einem Worte auf lauter solchen Lehren, die das ganze Alterthum dem Pythagoras einmütig zuschreibt.

Dieser Grund giebt freilich nur einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, weil noch immer der Fall nicht ganz unmöglich ist, daß ein geschickter Betrüger, die pythagorische Sprache getreu nachzumachen gewust habe. Allein diese Wahrscheinlichkeit erhebt der andere zur Gewisheit; indem er sich blos auf Aussagen unverdächtiger Zeugen des Alter-

thums stützt. Daß Plato aus pythagorischen Quellen geschöpft hat, versichert das ganze Alterthum ohne Ausnahme. Daß er aber auch insbesondere vom Timäus aus Lokri Unterricht empfangen habe, behaupten gleichfalls mehrere Schriftsteller von grossem Ansehen. Cicero versichert an zwoen Stellen, Plato sey von den Pythagoreern Archytas, Echekrates, Timäus und Akrion im ganzen pythagorischen Systeme unterrichtet worden *), diesem Zeugnisse können wir um desto sicherer trauen, da es vor Entstehung aller neuplatonischen Schwärmerei; vor der durch die sogenanten Eklektiker gestifteten Verwirrung und Betrügerei, von einem weder platonisch noch pythagorisch denkenden Philosophen abgelegt worden ist.

Schon hierdurch also würde die Nachricht an Wahrscheinlichkeit gewinnen, daß Platos Timäus aus einer pythagorischen Schrift abgeformt ist, wenn sie uns auch von einem an sich nicht sehr glaubwürdigen Schriftsteller gegeben würde. Wenn aber eben diese Nachricht von einem noch ältern und glaubwürdigern Schriftsteller als Cicero herkomt, wenn sie sogar von Platos Anhängern durchgängig ihm nacherzählt wird: so kan an ihrer historischen Gewisheit wol kein Zweifel mehr übrig bleiben.

Dieser ältere und glaubwürdigere Schriftsteller ist der Sillograph Timon, der zu des Ptolemäus Philadelphus Zeiten, folglich nicht sehr lange nach Plato lebte; der folglich diese Nachricht aus alten und unverfälschten Quellen geschöpft hatte. Der Sillograph Timon, welcher als gemeinschaftlicher Feind aller Nichtpyrrhonisten, die Wahrheit ohne sich allgemein lächerlich und verächtlich zu machen, weder verhehlen noch verfälschen durfte.

Diese Anhänger Platos, welche Timons Nachricht wiederholen, sind: Proklus und Jamblich; welche beide versichern, sie im Timon mit Anführung der eigenen Worte Timons gefunden zu haben. Der erste drückt sich folgendergestalt

*) Cic. de Fin. V, 27. Tusc. Quaest. I, 17.

gestalt aus: Auch die Schrift des pythagorischen Timons über die Natur, ist auf pythagorische Art abgefast; aus ihr hat, nach dem Bericht des Sillographen, Plato seinen Timäus verfertigen gelernt, dies Buch habe ich meinem Kommentar vorgesezt, damit man sehen konte, worin Platos Timäus mit ihm übereinstimt, was er hinzugesezt hat, und worin er von ihm abgeht *). Der andere sagt folgendes: Timäus von Lokri (der, wie man sagt, Plato veranlast hat, seinen gleichnamigen Timäus zu verfertigen, welches auch der Verfasser der Sillen Timon, mit folgenden Worten thut: für vieles Geld kaufte er ein kleines Buch, und aus diesem nahm er Stoff zur Verfertigung seines Timäus) sagt in seinem Buche von der Natur der Welt und der Seele folgendes, u. s. w. **).

Nach diesen Zeugnissen werden wir folgenden Schlus machen müssen; wofern irgend ein Buch vorhanden ist, welches mit dem platonischen Timäus in Ansehung der Grundsäze grosse Aehnlichkeit hat, und welches schon jene Platoniker für das Modell dieses Dialogs erkanten: so muß es eben das seyn, dessen sich Plato bediente; das ist, es muß jene alte Schrift des Pythagoreers Timäus selbst seyn. Dies alles trift bei dieser Schrift vollkommen zu, folglich, u. s. w.

Wie es in der Welt nicht leicht an Leuten fehlt, die das, was einigem Zweifel unterworfen ist, als völlig unzuverlässig annehmen: so hat auch dieser Beweis seinen Gegner gefunden. Ehe man ihm also völlig trauen kan, wird es nothwendig seyn, ihn auf den Probierstein dieser Gegengründe zu bringen. Bei Gelegenheit einer Rezension von einer neuen Ausgabe des Timäus führt der ungenante Verf. derselben folgende Bemerkung gegen ihn an: Timon der Sillograph will nur von einem Buche wissen, aus dem Plato seinen Timäus verfertigen gelernt hätte. Das τιμαιογραφειν legt Jamblich so aus, als wenn es hiesse, Plato habe den Timäus ausgeschrie-



*) Proclus in Timaeum Platon.

**) Jamblich. in Arithmetica Nicomachi.

geschrieben. Dies ist aber wider den Sprachgebrauch, nach welchem es nichts weiter sagt als daß Plato einen Timäus geschrieben habe. Gellius hat es eben so verstanden, indem er sagt, Plato habe die Bücher des Philolaus gekauft, und daraus seinen Timäus zusammengesezt *).

Daß τιμαιογραφαν nichts mehr und nichts weniger heist als einen Timäus schreiben, wuste ohne Zweifel auch Jamblich, und er müste seine Leser für sehr einfältig gehalten haben, wenn er ihnen dieses an sich so deutliche Wort hätte erklären wollen; er selbst müste blödsinnig gewesen seyn, wenn er ihnen hätte aufheften wollen, es hiesse einen Timäus aus einem Timäus schreiben. Jamblich also erklärt nicht Timons τιμαιογραφειν: sondern er erzählt aus dem Timon ein Faktum. Und dies theils mit seinen eigenen, theils aber mit den Worten seines Gewährsmannes. Wenn also gleich die noch vorhandenen Verse Timons weiter nichts sagen, als daß Plato einen Timäus aus einem andern Buche geschrieben habe: so sagt doch Jamblichs Erzählung, daß dies Buch ein Buch des Timäus war; und daß Timon dies wirklich berichtete; denn er führt ihn als Zeugen von dieser Nachricht auf. Gerade dies sagen auch Proklus oben angeführte Worte. Beide zusammengenommen reden so bestimt und so deutlich, daß nichts geringers als entweder eine ganz neue Hermeneutik, oder eine noch nicht erfundene geheime Logik dazu gehört, ihnen einen andern Sinn unterzulegen. Daß Gellius, nebst andern behaupten, Plato habe seinen Timäus aus Philolaus Büchern entlehnt, würde nur alsdann Zweifel erregen können, wenn die Worte beider berührten Schriftsteller weniger deutlich wären. Solten sie aber auch Timons Worte wol recht verstanden haben? Beweist nicht selbst diese Verschiedenheit der Erzählung, daß Timon sich zweideutig ausgedrückt haben muß? Wenn Gellius Erzählung ihre völlige Richtigkeit hat: so folgt dies freilich: aber nun entsteht die Frage, in

*) Philologische Bibliothek Band I, S. 210. Göttingen 1770.

in wie fern dies zugegeben werden kan? Im Anfange des Hauptstücks sagt er, Plato habe des Philolaus drei Werke gekauft, und am Ende, er habe ein pythagorisches Werk gekauft, und daraus seinen Timäus verfertigt *). Offenbar schwankte er zwischen zwoen entgegengesezten Tradizionen, gleich dem Diogenes, welcher an einem Orte versichert, Plato habe gewisse pythagorische Werke vom Philolaus **); und am andern, er habe des Philolaus Bücher gekauft ***). Hieraus folgt unleugbar, daß die Nachricht am Anfange des Hauptstückes aus einer ganz andern Quelle, als die am Ende geschöpft ist. Noch deutlicher erhellt dies daher, daß Gellius zuerst vom Plato, dann vom Aristoteles redet, und mit Hintansezung alles natürlichen Zusammenhanges auf Timäus Nachricht vom Plato zurückkomt. Das leztere ist folglich ohne allen Zweifel ein nachher vom Gellius gemachter Zusaz, als der Anfang des Hauptstücks schon lange fertig war. Ich ziehe theils hieraus, und theils auch daraus, daß am Anfang von drei, und am Ende von einem pythagorischen Buche geredet wird, den Schlus, daß Timons Worte durchaus nicht von den philolaischen Werken verstanden werden können. Was Gellius aus dem Timon anführt, sagt weiter nichts, als daß Plato ein pythagorisches Werk gekauft, und daraus seinen Timon zusammengesezt habe. Folglich läst sich daraus nicht schliessen, daß er Timons Worte anders als Jamblich und Proklus verstanden, oder daß Timon von einem philolaischen Werke wirklich geredet habe.

Allein gesezt auch, Gellius hätte den Timon so verstanden: so würde sich noch fragen lassen, ob er ihn recht verstanden hätte. Zween Philosophen, die doch auch ihr Griechisch konten, haben ihn anders erklärt, und zween Philosophen gelten doch unstreitig mehr als ein Kompilator.

Doch

*) Gellius III, 17.
**) Laert. VIII, 84. III, 9.
***) Laert. VIII, 85.

Doch last uns einmal annehmen, das Zeugnis der beiden Philosophen gelte nicht, und nun sehen, was weiter folgen wird. Nichts anders als dies, daß Platos Timäus aus einer Schrift des Philolaus entlehnt sey. Denn Timon sagt mit deutlichen Worten, Plato habe für vieles Geld ein kleines Buch gekauft und daraus seinen Timäus verfertigt. Seine Ausleger sagen, daß dies Buch ein Buch des Timäus von Lokri, oder des Philolaus gewesen sey. Timäus ist verworfen, also bleibt Philolaus allein übrig. Dies konte kein anderes Buch, als das über die Natur seyn, weil die Art der andern Werke dieses Mannes mit dem Inhalt des platonischen Timäus keine Aehnlichkeit haben. Nun aber lautete der Anfang dieses Buches so: die ganze Natur, die Welt, und alles was in der Welt ist, besteht aus endlichen und unendlichen Dingen *). Diesen Grundsaz wird man in Platos Timäus vergeblich suchen; man wird also richtig schliessen, daß das philolaische Werk nicht sein Modell war; daß es folglich unser Timäus, als der einzige unter allen Alten dessen Ideen den platonischen gleichen, seyn muß.

Daß sich gegen diesen Beweis noch vorzüglich dies erinnern läst, daß Timäus sogenantes Werkchen aus dem platonischen Timäus zusammengezogen seyn kan, sehe ich sehr wohl. Diesen Weg hat auch wirklich der gedachte Ungenante genommen, und ihn mit verschiedenen dem Ansehen nach fürchterlichen Verschanzungen gegen alle Angriffe zu sichern gesucht. Es wird nötig seyn, diese Werke ein wenig genauer zu besehen.

Wir treffen, sagt er, in dieser Schrift schon vieles von ewigen Mustern und Ideen an, nach welchen die Gottheit die ganze Schöpfung gebaut und eingerichtet hat. Dies sind Lehren, die das ganze Alterthum dem Plato zuerst beilegt **).

Ihn

*) Laert. VIII, 85.
**) Philolog. Bibl. Band I, 112.

Ihn hier auf der gewönlichen Landstrasse zu finden, wundre ich mich ein wenig, da er sonst in der ganzen Abhandlung diesem grossen Wege so sehr abhold zu seyn scheint. Sonderbar wäre es, wenn er zur Unzeit eine Strecke auf diesem Wege fortgegangen wäre, um ihn an einem andern Orte zur Unzeit verlassen zu können. Daß Plato der Ideenerfinder sey, behaupten die meisten Alten, und nach den meisten Alten, alle Neuere. Einige Alte aber sind dennoch der entgegengesezten Meynung, also ist es falsch, wenn hier das ganze Alterthum zum Zeugen aufgerufen wird. Wann nun noch dazu die Alten von der Gegenpartei sehr alte, sehr glaubwürdige: die andre aber sehr neue, sehr wenig der pythagorischen Philosophie kundige Schriftsteller sind: so wird dieser anfangs so furchtbare allgemeine Glaube, wol nichts mehr als ein leerer Popanz seyn. Diogenes führt aus dem sehr alten pythagorischen Dichter Epicharmus Verse an, in welchen er das Daseyn solcher Ideen zu beweisen sucht *). Ein gewisser Alcimus bewies aus diesen und noch mehrern Versen, daß Plato sehr viele Spekulazionen oder die Ideen dem Epicharmus entwendet habe **). Plato folglich ist nach diesen Zeugnissen weder als Erfinder des Namens, noch als Erfinder der Sache vom ganzen Alterthume angesehen worden.

Auch ohne historische Zeugnisse liesse sich dies aus der Natur der Sache selbst sehr leicht beweisen; einem Kenner der innern pythagorischen Philosophie, wie unser Ungenante, hätte dieser Beweis nicht entwischen müssen. Nach Aristoteles Zeugnisse bildete Pythagoras alles durch Zahlen ab, und bemühte sich die Gerechtigkeit, und alle übrigen Tugenden unter dem Bilde der Zahlen vorzustellen. Die Zahlen waren also bei ihm das, was bei uns die Definizionen und beim Plato die Ideen sind. Es ist ferner ausgemacht, daß die Pythagoreer alle Wesen für Abdrücke der Zahlen also die Zahlen für die Urbilder aller Dinge hielten. Die platonischen

*) Laert. III, 10. 14.
**) Laert. III, 17.

schen Ideen, und die pythagorischen Zahlen sind folglich wesentlich einerlei, und Plato kan seine Ideen nicht anders als aus dem pythagorischen System entlehnt haben.

Eben dies sagen auch andere pythagorische Fragmente ausdrücklich. Archytas von Tarent drückt sich so aus: Alle Dinge sind entweder intellektuel, oder der Mutmassung unterworfen, oder sinlich. Sinlich sind die Körper, mutmaslich solche Dinge, die an den Ideen Theil nehmen (μετεχοντα των ιδεων) intellektuel aber, die nothwendigen Beschaffenheiten der Ideen, wie in der Geometrie die Eigenschaften der Figuren; ferner die Ideen selbst (τα αυτα αυτα) *). Eben dieses Wort komt auch in einem Fragmente des Aristäus vor **).

Also gab es nicht zween, es gab sogar, nach dem wenigen, was uns noch übrig ist, vier Schriftsteller, die die Ideen für eine pythagorische Erfindung hielten. Ich weis wohl, daß man diesem Schlusse dadurch ausweichen kan, daß man alle diese Fragmente für untergeschoben erklärt; allein ich weis auch, daß man theils nichts dadurch gewinnt, und theils sich in eine sehr misliche Lage sezt.

Man gewinnt nichts, denn wenn diese Schriften auch erdichtet sind: so zeigen sie doch einen ziemlich allgemeinen Glauben der Vorwelt. Der müste doch wahrhaftig ein sehr unverschämter Betrüger gewesen seyn, der den Pythagoreern Erfindungen anheften wolte, die von der ganzen Welt für ausgemacht platonisch gehalten wurden. Man sezt sich in eine sehr gefährliche Lage; denn es gehört doch gewis eine nicht geringe Kühnheit dazu, wenn man behaupten will, daß entweder mehr als ein Betrüger, oder ein Betrüger mehrere Schriften blos darum erdichtet habe, um dem Plato eine ihm allgemein zuerkante Erfindung streitig zu machen.

Timäus, fährt unser Verf. fort, legt im lezten Kapitel ein Geständnis ab, das kein ächter, und mit nüzlichen Vor-

urthei-

*) Stobaeus Eclog. phys. I, p. 92.
**) Stobaeus Eclog. phys. p. 24.

urtheilen sanft umgehender Pythagoreer bekant gemacht hätte. Leute, sagte er, die sich nicht durch vernünftige Vorstellungen regieren lassen wollen, muß man mit nüzlichen Lügen im Zaum zu halten suchen; so wie man einige Krankheiten mit Gift heilen muß, wenn sie gesundern Arzeneien nicht weichen wollen. Immerhin mag Homer alle Schrecken vom Olymp, und fürchterliche Strafen aus dem Orkus versammeln, dergleichen Erdichtungen haben für eine gewisse Art Leute immer ihren Nuzen. Im Fall der Noth kan man sogar zu ausländischen Fabeln und Seelenwanderungen seine Zuflucht nehmen. — Dies würde ein wahrer Pythagoreer niemals gesagt haben, indem es ihm gleich eingefallen wäre, daß kein kräftiger Mittel sey, ehrwürdigen Vorurtheilen alles Ansehen zu rauben, als wenn man es öffentlich sagt, daß es Vorurtheile sind.

In dieser Stelle liegen zween Einwürfe; der eine, daß Timäus die Lehre von den Strafen in der Unterwelt verwirft; der andere, daß er die Seelenwanderung leugnet. Beide sind gefährlich; jeder verdient daher eine besondere Prüfung.

Wenn Timäus die Absicht gehabt hätte, seine Schrift aus der Feder gleich in die Druckerey zu schicken, dann hätte er freilich so offenherzig nicht gesprochen. Wenn er aber, nach allgemeiner Gewohnheit der ältesten Pythagoreer, blos für Eingeweihte schrieb: so sehe ich nicht, warum er nicht seine Gedanken frei sagen konte, frei muste er sie in diesem Falle sagen, weil er sonst mit seinen Mitarbeitern entweder hinterlistig oder ohne Noth ängstlich umgegangen wäre. Auch selbst dann noch konte er frei reden, wenn er nicht blos mit den Eingeweihten; sondern auch mit exoterischen Pythagoreern reden wolte. Der Verfasser der Revision der Philosophie macht die Bemerkung, daß die Griechen Philosophie und Theologie als zween von einander unabhängige Dinge ansahen, die sich gerade entgegen gesezt seyn konten, ohne Schaden und Verwirrung hervorzubringen *). Er bestätigt dies

*) Revision der Philos. S. 107. ff.

diese Bemerkung mit mehreren Beispielen; aus welchen folgt, daß entweder diese Behauptung unsers Verf. unrichtig, wenn jene Bemerkung richtig; oder daß jene unrichtig, wenn diese richtig ist.

Dies, und mehreres diesem ähnliches würde ich sagen, wenn ich die pythagorische Toleranz, aus welcher hier diese Folgerung gezogen ist, so allgemein; und des Timäus Saz selbst in dem Sinne nehmen muste, welchen ihm der Verfasser giebt. Timäus redet nicht von der Unterwelt überhaupt; sondern nur von den homerischen Fabeln von der Unterwelt. In der freien Uebersezung des Verf. verschwindet dieser Sinn gänzlich; um mich also zu rechtfertigen, muß ich eine etwas wörtlichere vorlegen. „Ist jemand (gegen diese Vorstellungen) verhärtet und unbiegsam: so mag er die Strafen ausstehen, die ihm die Geseze bestimmen, und auch die, welche nach den Ueberlieferungen unaufhörliches Schrecken in der Ober= und Unterwelt, (wo unvermeidliche Züchtigungen die unglücklichen Verstorbenen erwarten) ihnen auflegt; ja auch alles das Uebel, welches der jonische Dichter auf eine sehr lobenswürdige Art aus alten Tradizionen erdichtet hat, um die Menschen religiös zu machen. Denn wie wir zuweilen die Körper durch Gifte heilen, wenn gesundere Mittel nicht anschlagen wollen: so schrecken wir auch die Seelen durch Erdichtungen ab, wenn sie der Wahrheit nicht folgen wollen.„ Der lezte Periode vertheidigt den Nuzen der Erdichtungen; im vorhergehenden, war nichts anders, als die homerischen Beschreibungen der Unterwelt Erdichtung genant worden; offenbar also wird hier blos die homerische Fabel als der Wahrheit nicht gemäs aufgestellt; folglich nicht gegen die pythagorische Toleranz gesündigt.

Aber war nicht Homers Religion, Volksreligion? — Sie sey es, oder sey es nicht gewesen, das kan uns hier gleichgültig seyn, da wir ausdrückliche Zeugnisse haben, daß Pythagoras die homerische Fabel für gottlos und ungereimt ausgab. Diogenes berichtet aus dem Hieronymus, einem Schriftsteller, der unter dem Ptolemäus Philadelphus lebte, daß Py-

thagoras

thagoras erzählte, er habe in der Unterwelt die Seele des Hesiodus an eine bronzene Säule gebunden, und knirschen; die des Homer aber an einem Baum hängen, und mit Schlangen umgeben gesehen, wegen derjenigen Dinge, die sie von den Göttern gesagt hätten *). Diese Erzählung gewinnt durch das bekante Verfahren der ältesten Eleatiker gegen Homer noch mehr Wahrscheinlichkeit.

Die dem Timäus auch vom Brucker Schuld gegebene Leugnung der Seelenwanderung, kan eben so wenig wie das vorige gegen seine Aechtheit etwas beweisen. Denn hat er sie wirklich geleugnet; so konte er auch ohne Seelenwanderung ein Pythagoreer, und alter Schriftsteller seyn. Man weis, daß die ältesten pythagorischen Schüler nicht alle eine sehr strenge Orthodoxie beobachteten. Hat er sie aber nicht geleugnet: so ist dies noch ein Beweis mehr für seine Aechtheit. Und dies leztere, glaube ich, ist das richtigste; ob es gleich nach der galischen, lateinischen und der gegenwärtigen deutschen Uebersezung das unrichtige ist. Timäus fährt, nach den schon angeführten Worten, folgendergestalt fort: nothwendig redet man auch alsdann von ungewönlichen Strafen von Wanderungen der Seele, u. s. w.

Um mehrerer Deutlichkeit willen seze ich die Worte selbst her: λεγοιντο δ' αναγκαιως και τιμωριαι ξεναι, ως μετενδυομεναν τᾶν ψυχᾶν των μεν δειλων ες γυναικεια σκανεα ποθ' ὕβριν εκδιδομενα κ. τ. λ. Die τιμωριαι ξεναι übersezt unser Verf. durch ausländische Strafen, man kan aber auch aus Wörterbüchern wissen, daß ξενος sonderbar, ungewönlich bedeutet, und das war die Lehre von der Seelenwanderung der Griechen. αναγκαιως geht auf diejenigen, die sich durch Vernunft nicht wollen beherschen lassen, in Hinsicht auf sie erwähnt man nothwendig die Seelenwanderung, um sie wenigstens dadurch im Zaum zu halten; weil für Vernünftige solche Strafen nicht

*) Diog. Laert. VIII, 21.

nicht nötig sind. Hierin liegt also noch nichts gegen die Seelenwanderung. Was aber für sie ist, ist der Schluss: dies alles, sagt Timäus, hat Nemesis nebst den die Verbrechen rächenden unterirdischen und die Handlungen der Menschen bewachenden Gottheiten, in der andern Periode festgesezt. Dies geht auf nichts anders als die Seelenwanderung, als von welcher zulezt geredet worden ist; woraus folgt, daß er weit entfernt sie zu bestreiten, sie vielmehr im ganzen Ernste annimt.

Nach diesen Bemerkungen wird man nun wol folgenden Fragen unsers Verf. nicht viel Gewicht mehr beilegen: warum hat kein Alter vor dem Klemens von Alexandrien den Timäus angeführt? Warum nicht einmal jener Alkimus, der doch den Diebstählen Platos so genau nachspürte? Man wird sich so gleich erinnern, daß Timon vor dem Klemens lebte, und daß dieser ihn, nach der Auslegung zweener Philosophen angeführt hat; daß aus Gellius Stelle nichts sicher gegen diese Auslegung gefolgert werden kan; daß folglich nicht Klemens der erste ist, welcher ihn nent. Man wird hieraus die Folgerung ziehen, daß wir ihn öfter angeführt finden würden, wenn die Schriften älterer Männer, besonders des belesenen Chrysipps, und die Werke der Alten über die Geschichte der Philosophie bis auf unsere Zeiten gekommen wären. Alsdann aber wird man sich so sehr nicht wundern, daß Alkimus, ob er gleich Platos Diebstählen genau nachspürte, ihn nicht berührt hat, weil man nicht weis, wie weit sich die Gelehrsamkeit und der Büchervorrath dieses Alkimus erstreckt haben mag.

So hätte aber doch Aristoteles, der so geschäftig in Aufsuchung der Quellen ist, aus denen sein Lehrer geschöpft hatte, ihn angeführt! — Die Geschäftigkeit des Aristoteles in Aufsuchung der Quellen seines Lehrers ist so gar genau eben nicht, daß man daraus für den Timäus nachtheilige Folgen zu ziehen berechtigt seyn könte. Er sagt zwar, Plato habe dies und jenes von den Pythagoreern entlehnt, aber er nent nie die Schriften, aus welchen er es genommen hatte; so

wie

wie er überhaupt immer die Männer, und nie die Werke namhaft macht, deren Meynungen er widerlegen will. Nach eben dieser Mode richten sich auch Plutarch und Sextus größtentheils; folglich darf man sich auch über ihr Stillschweigen nicht wundern. Was sich sonst noch über dieses Stillschweigen bemerken läst, werde ich unten, bei dem

Ocellus berühren, dessen Vertheidigung ich nunmehr zu übernehmen habe. Von der Existenz seiner Schrift läst sich kein so altes Zeugnis aufstellen als von der des Timäus; darum aber wird hoffentlich ihre Aechtheit nicht weniger einleuchten. Gale führt verschiedene Schriftsteller an, die des Ocellus erwähnen *); weil aber die meisten zu jung, oder sonst zu verdächtig sind: so will ich sie lieber ganz übergehen, als durch unsichere Zeugen die Sache noch ungewisser machen als sie an sich ist. Der älteste bisher bekante Schriftsteller, welcher diese Schrift nent, ist der Jude Philo, welcher sie selbst gesehen zu haben versichert **). Eine Meynung des Ocellus berührt auch Sextus, ohne den geringsten Zweifel an der Aechtheit dieses Schriftstellers sich entfallen zu lassen ***). Philo lebte im ersten Jahrhunderte, also noch ehe die alexandrinischen schwärmerischen Betrügereien überhand genommen hatten; und Sextus war der Mann, welcher diese Betrügerei gewis entdeckt hätte, wenn er nur den geringsten Verdacht bemerkt hätte. Zeugnisse der Alten von der Erdichtung dieses Werkchens sind gar nicht da; auf der historischen Seite ist also gegen sie nichts von einiger Erheblichkeit vorzubringen.

Wenn man aber Vermuthungen nachgehen will, so läst sich freilich manches mit grossem Scheine der Wahrheit entgegenstellen; und man muß gestehen, daß der schon mehrmals angeführte Ungenante an eben dem Orte diesen Weg mit vielem Scharfsinne betreten hat. Seine Gründe sind folgende:

 1) ist

*) Gale opusc. Mythol. p. 501.

**) Philo περι αφθαρσιας κοσμου.

***) Sext. Emp. adv. Math. X, 316.

1) ist es sonderbar, daß alle Philosophen vor dem Philo, der im ersten Jahrhunderte lebte, den Ocellus eben so wenig als sein ganz neues System anführen. Weder Philo, noch Aristoteles, noch Galen, noch Plutarch, alle Philosophen von einer unermeslichen Lektür, erwähnen seiner nur ein einigesmal. Wir wissen wohl, daß das Stillschweigen nicht immer als ein Beweis wider die Aechtheit einer Schrift gebraucht werden könne. Aber ein so allgemeines Stillschweigen wie dieses, und unter solchen Umständen, ist immer ein unauflösliches Räthsel *).

Daß dies unauflösliche Räthsel kein unumstößlicher Beweis ist, läst sich nicht leugnen, und dies scheint auch der Verf. selbst zuzugestehn. Es kan höchstens einigen Verdacht erwecken, so lange nicht dargethan ist, daß erwähnte Philosophen durchaus den Ocellus haben nennen müssen. Wenn aber aus andern Gründen gezeigt wird, daß nichts natürlicher war als dieses Stillschweigen: so fällt auch aller Verdacht weg. Und dies läst sich, glaube ich, ohne grosse Schwierigkeit ins Werk sezen. Plato führt überhaupt sehr selten ältere Philosophen namentlich an, es sey denn, daß er sie ausdrücklich widerlegen wolle. In Ansehung des Pythagoras aber, und der Pythagoreer beobachtet er das tiefste Stillschweigen; in allen seinen Werken komt der Name Pythagoras nicht viel mehr als einmal, und von Namen der Pythagoreer wenige ausser dem des Timäus vor. Was noch mehr ist, er nent diese Männer nie Pythagoreer. Aus welchen Ursachen dies geschehen seyn mag, kan uns hier gleichgültig seyn. Und hiermit ist also Platos unauflösliches Stillschweigen aufgelöset.

Eben so wenig räthselhaft kan einem aufmerksamen Beobachter Aristoteles Stillschweigen vorkommen. Dieser Philosoph, der sonst immer seine Gegner nent, führt nie die Titel, oder die Verfasser der pythagorischen Bücher an, deren Inhalt er widerlegt. Immer bedient er sich der unbestimten

*) Philolog. Bibliothek S. 112., Band I.

ten Ausdrücke, einige Pythagoreer, oder einige italische Philosophen, sagen dies oder jenes. Gleichwol hat er zuverlässig mehr als einen von ihnen gekant, weil er die Verschiedenheiten in ihrer Lehre bemerkt. Die Ursach hievon mag gewesen seyn, welche sie will: so ist doch so viel hieraus klar, daß sein Stillschweigen in Ansehung des Ocellus bei weitem nicht so räthselhaft und durch das Räthselhafte so beweisend ist, als es der erwähnte Verf. aufstellt.

In Ansehung Plutarchs und Galens gilt eben diese Bemerkung; beide führen die Schriften anderer Pythagoreer gleichfals nicht an.

Hieraus folgt, daß entweder dies Stillschweigen in Ansehung des Ocellus nichts beweiset, oder daß alle noch vorhandene pythagorische Fragmente untergeschoben sind. Diesem Saze, so sonderbar er auch lautet, scheint doch unser Verf. nicht abgeneigt zu seyn. Er dachte vermutlich nicht daran, daß Timons Zeugnis in Ansehung des Timäus von Lokri falsch; daß das goldene Gedicht, welches doch mehr als ein Merkmal des hohen Alterthums an sich trägt, untergeschoben; daß endlich Aristoteles mit sich selbst in einem handgreiflichen Widerspruche stehen muß. Denn er bemerkt die Verschiedenheiten der pythagorischen Meynungen; er kante also mehr als eine pythagorische Schrift; und doch sollen diese Schriften damals nicht vorhanden gewesen seyn? Oder waren sie etwa da, nur nicht die, welche wir jezt noch haben? — Dies kan nur aus ihren Meynungen bewiesen werden. Gern mögte ich diesen Beweis von allen und jeden pythagorischen Fragmenten durch unsern Verf. geführt sehen. Viel neues und unerhörtes muste er notwendig enthalten, denn aus dem, was wir noch bis jezt von pythagorischen Lehren wissen, dürfte er sich schwerlich allgemein führen lassen.

In Ansehung des Ocellus führt ihn dieser Schriftsteller auf folgende Art: 2) Plato kante sogar nicht einmal die Hypothese von der Ewigkeit der Welt, weil kein Philosoph vor ihm davon gehandelt hatte. Alle behaupteten eine ewige Materie; nur darin gingen sie von einander ab, ob diese

unförmliche ὕλη von einem allmächtigen Wesen geordnet, oder durch das Ungefähr in eine solche Welt, als wir jezt sehen, gebracht worden wäre — Diese Hypothese von der Ewigkeit der Welt muste vor dem Aristoteles eine ganz unerhörte Meynung seyn, weil er sich öffentlich als der Erfinder davon ausgab. Würden nicht die Lehrer der alten Akademie, und alle andere Philosophen, die vom Aristoteles abweichen, ihm den Ocellus vorgehalten haben, wenn er wirklich zu dessen Zeiten existirt hätte? Uns ist kein einziger alter Schriftsteller bekant, der dem Aristoteles diesen Vorwurf gemacht, oder aus einem andern wiederholt hätte. Censorin ist der einzige Schriftsteller, der den Pythagoras und Archytas wie den Ocellus die Ewigkeit des menschlichen Geschlechts, und folglich der ganzen schon geordneten Welt behaupten läst. Dawider aber zeugt das ganze übereinstimmende Alterthum. Die μονας war es, die die unförmliche Materie (ὕλη) in die bestmöglichste Verbindung sezte. Censorin lebte in einem Zeitalter, wo schon so viele Schriften so lange untergeschoben waren, daß man fast alle Kriteria, die ächten von den falschen zu unterscheiden, verloren hatte. Vermutlich hat er einige angebliche Schriften des Pythagoras und Archytas im Sinne gehabt.

Auf die Gewisheit des Sazes, daß Aristoteles zuerst die Ewigkeit der Welt gelehrt hat, verlies sich der Verf. zu sehr, als daß er ihn mit andern, als sehr unsichern Gründen hätte unterstüzen sollen. So bald das Gegentheil von ihm aus Zeugnissen dargethan ist, verschwinden diese Gründe von selbst. Daß Censorins Wort eben nicht das gültigste ist, bemerkt er sehr richtig; aber darin mögte wol ein klein wenig zu viel behauptet seyn, daß er der einzige Schriftsteller ist, der dem Pythagoras die Hypothese von der Ewigkeit der Welt zueignet, und das ganze übereinstimmende Alterthum gegen ihn zeugt. Varro stimt mit Censorin vollkommen überein *), und Varro lebte an einem Orte, wo die untergeschobenen Schriften

*) Varro de Re Rust. B. 1.

Schriften nicht am ersten sich zeigten; zu einer Zeit, wo die Betrügerei der Alexandriner noch nicht überhand genommen hatte. Noch ein wenig vor dem Varro lebte ein gewisser Alexander mit dem Zunamen der Polyhistor *). Aus diesem Alexander, welcher mit des Aristoteles Berichten übereinstimte **), erzählt Diogenes, daß Pythagoras folgenden Saz behauptet habe: die Thiere erzeugen einander durch den Samen; ihre Entstehung aus der Erde ist unmöglich ***).

Man weis, daß fast alle Philosophen die erste Entstehung der Thiere, durch die Ausbildung des Schlammes von der Wärme erklärten. Von dieser ersten Entstehung des Thiergeschlechtes ist hier offenbar die Rede; denn da kein Mensch unsinnig genug seyn konte zu behaupten, daß noch zu seiner Zeit aus der Erde Thiere hervorwüchsen: so konte auch keiner kindisch genug seyn, das Gegentheil behaupten zu wollen. Diogenes führt diesen Saz des Pythagoras als einen merkwürdigen an, und das konte er nun dadurch seyn, daß er dem grösten Theile der andern Behauptungen entgegen stand. Dies vorausgesezt, behauptet er nichts anders als die Ewigkeit der Welt. Denn wenn es unmöglich ist, daß Thiere je aus der Erde hervorwachsen; wenn es gewis ist, daß sie nur von einander gezeugt werden: so folgt, daß von Ewigkeit her Thiere, also auch geordnete Weltsysteme gewesen seyn müssen.

Es giebt folglich sehr glaubwürdige und alte Schriftsteller, welche dem Aristoteles die Ehre streitig machen, die Hypothese der vorigen Welt erfunden zu haben. Es giebt aber auch noch jüngere, die eben diese Partei ergriffen haben. Stobäus versichert, Pythagoras habe gelehrt, daß die Welt nur in der Abstrakzion, nicht eben der Zeit nach einen Anfang habe ****). An einem andern Orte legt er eine Stelle aus dem Philolaus vor, in welcher die Welt eine ewige Wir-



*) Jons. de script. Hist. Phil. II, 16, 1.
**) Laert. VIII, 36.
***) Laert. VIII, 28.
****) Stobaeus Eclog. phys. I, 25.

kung des ewigen Gottes genant wird.*) Gesezt diese Zeugnisse wären aus unlautern Quellen geflossen: so müsten doch die Verfälscher der Quellen eine Autorität vor sich haben, um dem Pythagoras eine aristotelische Erfindung zuschreiben zu können. Unmöglich konte folglich der Glaube des Alterthums den Aristoteles so allgemein, und so ausgemacht zum Erfinder der ewigen Welt machen, als unser Verfasser zu behaupten sucht.

Daß Plato diese Hypothese nicht kante, würde freilich sonderbar seyn, wenn man nur gewis wüste, daß er sie nicht gekant hat. Im Timäus Lokrus liegt sie nicht ausdrücklich, er also als Kommentator hatte hier keine Gelegenheit sie zu berühren. Daß er sie auch an andern Stellen nicht angeführt hat, konte daher kommen, daß er sie, als der angenommenen Fabellehre entgegengesezt, zu nennen sich nicht getraute. Man weis, daß Plato, durch Sokrates Beispiel vorsichtig gemacht, sich immer sehr hütete Dinge zu behaupten, die der Volksreligion zu sehr entgegen waren.

Aber Aristoteles hat sich ja für ihren Erfinder ausgegeben, und ist deswegen von keinem getadelt worden? — Dem Verfasser ist unstreitig aus der Gelehrtengeschichte, auch unserer Tage, zu gut bekant, daß man sich auf die sich ihrer eigenen Erfindungen rühmenden Schriftsteller nicht sehr verlassen kann, als daß er die Folgerung aus diesem Saze für sehr zuverlässig halten könte. Und Aristoteles insbesondere ist als derjenige algemein erkant, der sich fremder Erfindungen unter neuen Namen, und mit einigen neuen Einschränkungen, gern als eigener bediente. Seine Formen sind unstreitig platonisch, und seine entgegengesezten Prinzipien unstreitig pythagorisch. Gegen beide streitet er an mehr als einem Orte seiner Schriften, und nimt doch beide mit Veränderung einiger Nebenumstände an.

Daß ihm niemand dies vorgerückt hat, ist leicht zu begreifen, wenn man nur genau bestimt, wer hier der Niemand

*) Stobaeus Eclog. phys. I, 24.

mand ist. Er ist nicht, wie der Verf. will, die ganze alte Welt; denn die kennen wir nicht; er ist nur der kleine Ueberrest von alten Schriftstellern, den uns das neidische Schicksal hat erhalten wollen. Cicero, Sextus, Plutarch, Diogenes, sind die Hauptpersonen, die dieser so weitschichtige Ausdruck hier unter sich begreift. Warum diese dem Aristoteles diesen Vorwurf nicht gemacht haben, ist leicht einzusehen. Cicero selbst hatte keine pythagorische Schriften gelesen, weil er sie nie anführt; Plutarch und Sextus gleichfals nicht, weil auch sie niemals pythagorische Werke namhaft machen. Von ihnen also lassen sich keine Vorwürfe erwarten

Aber von den andern Schriftstellern, aus welchen diese geschöpft hatten? — Im eigentlichen Griechenlande hat die pythagorische Philosophie nie ihr Glück machen können, also waren auch pythagorische Schriften hier nicht sehr bekant. Und wenn sie auch mehr bekant gewesen wären: so konte es doch diesen wenigen Uebergebliebenen an bequemer Gelegenheit fehlen, diesen aristotelischen Diebstahl zu rügen.

Er ist aber auch wirklich gerügt worden dieser Diebstahl, und gerade von einem Schriftsteller gerügt worden, dessen Worte der Verf. selbst angeführt hat. Philo sagt ausdrücklich, daß einige gesagt hätten, nicht Aristoteles, sondern Pythagoras sey der Erfinder von der Hypothese über die Ewigkeit der Welt. Es war also mehr als einer, der dem Aristoteles diesen Vorwurf machte, der ihn noch vor dem Philo, also auch vor den alexandrinischen Betrügereien machte. Diesen sichtbaren Widerspruch mit sich selbst entrückt unser Verf. den Augen seiner Leser dadurch, daß er sagt, Philo drücke sich problematisch aus. Man muß in der That eine sehr grosse Neigung zum problematischen haben, wenn man in Philos klaren Worten, einige sagen, Ungewißheit finden; und eine sehr problematische Kentniß der Sprache, wenn man ενιοι λεγουσι, durch einige glauben, übersetzen will.

Wenn aber auch die Ewigkeit der Welt hier nichts beweisen solte: so hat doch der angeführte Verf. noch aus der Beschaffenheit der ocellischen Lehre einen andern Grund gegen die Aechtheit der Schrift abgeleitet. Er lautet so: 3) von eigenthümlichen pythagorischen Meynungen finden wir im Ocellus keine einzige. Nicht das geringste von Zahlen, ohne welche ein wahrer Schüler des Pythagoras in dieser Lehre vom Ursprunge der Welt keinen Schritt thun konte; nichts von Symbolen, vom Ursprunge der menschlichen Seele; nichts von der mystischen, geheimnisvollen Sprache, die sie vor allen andern auszeichnete. Hingegen stimmen nicht nur die Lehren, sondern auch die Ausdrücke mit denen überein, die man in der Abhandlung des Aristoteles περι γενεσεως και φθορας findet. Ewigkeit der Welt, Verwandlung der Elemente, die εναντιωσεις, δυναμεις, τοι χυμ, und dergleichen, sind in beiden völlig einerlei. Wie hätte Ocellus, der kurz nach dem Pythagoras gelebt haben soll, das System und die Kunstwörter seines Lehrers so sehr verbergen können, daß ihm nicht irgendwo etwas entwischt wäre. So zusammenhängende Begriffe, und ein so heller ungekünstelter Ausdruck ist von den Fragmenten der übrigen pythagorischen Adepten, z. B. des Empedokles zu sehr unterschieden, als daß man es nicht bemerken solte.

Die Einwürfe sind hier so künstlich in einen Phalanx gepreßt, daß sie unwiderstehlich scheinen; vielleicht aber läßt sich dieser Phalanx dennoch über den Haufen werfen, wenn man ihn nur trennen kan? Der Mangel an Symbolen, an mystischer Sprache, an Zahlen würde unstreitig viel beweisen, wenn nur der Verf. erst bewiesen hätte, daß ein Pythagoreer ohne sie, durchaus weder denken, noch schreiben konte. Wenn man aus der Geschichte des Pythagoreismus die Bemerkung herüber nimt, daß alle diese Dinge nur Blendwerke für die Uneingeweihten waren; daß Ocellus für die vertrautesten Freunde schrieb: so sehe ich nicht, warum er die Maske nicht hätte bei Seite legen sollen.

Darauf

Daraus, daß die Verwandlung der Elemente auch vom Aristoteles gelehrt wird, dürfte wol schwerlich folgen, daß sie nicht vom Pythagoras kann behauptet seyn. Notwendig wäre es also hier gewesen zu beweisen, daß diese Lehre nicht pythagorisch ist. Und dieser Beweis würde um desto schwerer geworden seyn, da sehr alte und zuverlässige Zeugnisse das Gegentheil sagen. Aus dem Polyhistor Alexander, und dem Aristoteles, berichtet Diogenes folgendes: Aus den soliden Figuren entstehen die soliden Körper; und hieher gehören die vier Elemente, Feuer, Wasser, Erde, Luft, welche sich durch und durch verändern, und verwandeln *) Wer den Timäus Lokrus mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird in ihm eben diesen Grundsaz gefunden haben.

Eben so wird eine kleine Aufmerksamkeit auf die Alten, verbunden mit einer hinlänglichen Erinnerungskraft einzelner Stellen, sehr leicht lehren, daß auch die entgegengesezten Prinzipien ächt pythagorisch sind. Ocellus rechnet die Wärme und Kälte, die Trockenheit und Feuchtigkeit unter diese entgegengesezten Prinzipien. Dies zusammengehalten mit den eben angeführten Zeugnissen, daß es vier Elemente gibt; und mit den gewöhnlichen Menschenbegriffen, daß das Feuer warm, das Wasser kalt, die Luft feucht, und die Erde trocken ist; würde schon eine starke Vermutung für die entgegengesezten Prinzipien geben. Dieser Vermutung aber bedarf man nicht einmal, da ausdrückliche Zeugnisse vorhanden sind. Licht und Finsterniß, Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, sagt Diogenes nach dem Alexander und Aristoteles, sind in der Welt zu gleichen Theilen ausgebreitet. **) Wer sieht nicht hier die entgegengesezten Prinzipien? Aristoteles selbst spricht von ihnen, wenn er die zehn συστοιχιας anführt, welche alle einander entgegengesezt sind. Zwar finden sich darunter die Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit nicht ausdrücklich;

*) Diog. Laert. VIII, 25.
**) Diog. Laert. VIII, 26.

lich: aber man darf nur erwägen, daß Wärme und Kälte dem Ocellus die thätigen; Trockenheit und Feuchtigkeit die leidenden Prinzipien sind; daß die Pythagoreer beiden in ihrer mystischen Bildersprache den Namen des Mänlichen und Weiblichen gaben, um auch sie im Aristoteles zu finden.

Der helle ungekünstelte Ausdruck, und die so gut zusammenhängenden Begriffe, werden hoffentlich niemand gegen diese Schrift leicht einnehmen. Man müste es denn als Grundsaz gelten lassen, daß Pythagoras und seine Schüler ohne Ausnahme wahnsinnig, oder aus Schwärmerei närrisch gewesen sind. Und so ist also dieser fürchterliche Phalanx von Einwürfen glücklich zerstreut.

Auf den Grund, daß Diogenes den Ocellus nicht unter den Pythagoreern aufführt, scheint der mehr gedachte Verf. viel zu bauen. Da er aber auch manche andere Pythagoreer nicht nent: so würde man sehr unrichtig schliessen; wenn man allen von ihm nicht erwähnten die Existenz absprechen wollte.

Tiedemann.

---

12.

# Fortsezung der Beiträge zu Thomas Abbts freundschaftlicher Korrespondenz.

S. d. Mus. Jul. S. 66.

---

## Zehnter Brief.

An B*

Rinteln d. 25. Febr. 1764.

Fast mögte ich, wie Samuels Schatten in der Stube der Hexe zu Endor sagen: „Warum hast du mich unruhig ge-

gemacht?„ Ich dachte nach und nach meinen Freunden aus dem Gedächtnisse unmerklich auszugleiten, und in meinem Winkel von Westphalen zu vergessen und vergessen zu werden. Aber ich sehe, beides ist gleich schwer, wenn man es mit Freunden zu thun hat, die es nicht nach der weiten Bedeutung dieses Wortes sind. Weil Sie es denn wollen, so erfahren Sie meine Schicksale, nicht die Ihrigen: erinnern Sie sich aber, daß ich nicht lange reden kann: denn wenn die Sterne anfangen durch den Anbruch des Tages weggewischet zu werden, so ist meine Zeit vorüber.

Ich will Ihnen meine Reise blos nach den bekanten Männern, die ich an verschiedenen Orten gesprochen habe, erzählen. An den Städten kan Ihnen nicht viel gelegen seyn. Eine einzige Scene der Natur will ich Ihnen ein andresmal schildern; die Eisseen auf den Alpen in Savoyen, zu denen ich mit vieler Mühe und Gefahr hinaufgeklettert bin. Dies ist das einzige, was ich der Natur zu Liebe an Bemühung übernommen habe. Das andre ist alles um der Menschen willen geschehen. „Entweder müssen die Alpen Könige, oder die Könige Alpen seyn:„ sagt jener. Auch ich hätte müssen auf den Alpen entweder den Dichter B*, oder er an meiner statt dort seyn. Was für ein Gemälde herauskommen würde!

In Kassel habe ich den Hrn. Arkenholz, den weitläuftigen Geschichtschreiber der seltsamen Christine, und ihren Verehrer, weil er selbst ein Schwede und sie selbst seine schriftstellerische Heldin ist, gesprochen. Ich muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er einer von den gutherzigsten und gefälligsten Gelehrten ist, die ich kennen gelernet: nec haec vltima laus est. Sie vermuten leicht, daß ich in Frankfurt am Mayn, noch vor der Besichtigung des Römers und der Reichshistorie in Bildnissen, den Verfasser des Herrn und Dieners aufgesucht habe. Auch mit diesem Manne, der seinem Range und seinem Vermögen nach von unsern gewönlichen Bücherschreibern entfernet ist, bin ich im Umgange sehr zufrieden gewesen, und

ich

ich habe, deucht mir, in der Unterredung eben die Laune an ihm wahrgenommen, die seine Schriften auszeichnet, und die in seinen Gesichtszügen sehr fein und gleichsam in Miniatur ausgedrucket ist. Sein Bildnis vor dem 1sten Theile seiner gesammelten moralischen und politischen Schriften ähnlichet ihm ungemein — — — — — —

Von Frankfurt muß ich Sie einen starken Schritt bis nach Straßburg zum Schöpflin reissen, dessen Bibliothek mir eine Sünde gegen das neunte Gebot, die nur meine Verehrung für seine Leutseligkeit wieder büssen kan, zugezogen hat. Kein Professor lebt bequemer, als dieser Mann, vielleicht kein Gelehrter. Den Winter über gibt er Stunden. Im Sommer hält er sich an den Höfen von Mannheim oder Karlsruh, oder in deren Gebieten an einem beliebigen Orte auf, wo er mit voller Musse Nachrichten aus dem Staube hervorzeucht, die in ein Ganzes verbunden für die Nachwelt eine Geschichte werden. So hat er kürzlich seine Geschichte von Baden herausgegeben und eine Akademie der Geschichtskunde in Mannheim angelegt.

Nahe bei Basel hätte ich einige Tage früher, als meine Ankunft gewesen, die meisten schönen Geister aus der Schweiz beisammen antreffen können; auch Gesnern den Dichter: allein sie entgingen mir, und ich habe niemand als Iselin und die beiden Bernoulli auf dem Rückwege gesprochen. Iselin, dem mich Hr. Moses aus Berlin in seinem Briefwechsel als einen Mitarbeiter der Litteraturbriefe bekant gemacht, suchte an mir der ganzen berlinischen Klicke seine Verbindlichkeit zu bezeigen, und Daniel Bernoulli, dem ich nur eine Viertelstunde schenken konte, nahm mich durch das Offne seines Betragens, durch das Herablassende seines Alters, durch das Treuherzige seiner Anrede so stark ein, daß ich beinahe, um in Basel zurückzubleiben, meine Reisegesellschaft verlassen hätte, die doch in der neuen Ehefrau eines englischen Agenten, der sie aus Yverdün nach Utrecht führte, und ihrer Schwester, einem der sanftesten Mädchen bestund, und mit denen ich in einem Schiffe den Rhein herunterfahren solte. —

Von

Von Tissot, Tronchin, Vernet, Voltäre, den Tübinger Gelehrten und Schellhornen in Memmingen sollen Sie ein andresmal hören. Ich müste thörich seyn, alles auf einmal auszukramen. Hr. G** wird Ihnen diesen Brief und meine Lebensbeschreibung von Baumgarten schicken. Ich seze weiter nichts davon. Lesen Sie und beurtheilen Sie, und, wenn es nötig, verurtheilen Sie. Vermutlich wird sie noch irgendwo abgedruckt. Ich warte mit Verlangen, Sie öffentlich zu sehen. Leben Sie wohl und zweifeln Sie nie an meiner Freundschaft. — —

## Eilfter Brief.

### An eben denselben.

Rinteln den 12. Aug.

Ich bin einer ungemein grossen Nachlässigkeit gegen Sie schuldig. So viel erkenne ich: mehr kan ich nicht thun, ausser jezt schreiben. Im Grunde ists wahr, daß ichs hundertmal und jede Woche im Sinne gehabt; die Fortsezung allein der kleinen Reisebeschreibung, die Sie verlangen, hat mich abgeschrecket. Ich will Ihnen geschwinde ein Stück davon geben, vielleicht alles, so lange ich noch in Athem bin. Tissot, der Verfasser des Avis au peuple etc. hat mir recht wohl gefallen. Er mag etwas schwächlich seyn, er nimt es aber an, es noch mehr zu scheinen, als er es seyn mag. Dies giebt ihm einige Aefferei, die aber nicht ganz unleidlich wird.

Ich habe zweimal beim Prinzen Louis v. Würtemberg, der sich in der dortigen Gegend mit seiner Gemahlin aufhält und ein grosser Kenner und Liebhaber der Wissenschaften ist, dort habe ich zweimal mit Tissot gegessen. Er hat mich besucht, ich ihn wieder; oder eigentlich, ich ihn erst, und er mich wieder. Er wolte mich auch dem Hrn. v. Haller, dessen grosser Verehrer er ist, vorstellen. Ein närrischer Eigensinn aber von mir machte, daß ich denselben Tag als Haller in Lausanne ankam, von dort abreiste. Ich traue

es

es Tissot zu, daß er mit wahrem Wohlwollen sein Avis geschrieben, welches wirklich dem Buche einen grossen Werth gibt. Ausserdem studirt er noch viel, und da er schwerlich über 35 Jahr alt ist: so vermute ich, wenn er das Leben behält, einen verdienstvollen Mann.

Von den andern lausannischen Gelehrten habe ich keinen besonders kennen gelernt. Lausanne und Geneve stehen gar nicht auf dem Fusse unsrer deutschen Universitäten. Es sind eigentlich nichts als Gymnasia illustria. Auch scheinen die Fremden, welche sich besonders in Lausanne aufhalten, gar nicht Studirens halber dort zu seyn. Wenigstens die Engelländer gewis nicht. Ich wüste auch eigentlich nicht, was sie vornemlich da lernen wolten. In der Mathematik könten sie allenfals Privatissima da nehmen. Der Umgang ist ungemein leicht zu haben, besonders wenn man spielt und zwar mit den Damen, die meist alle gewinnen wollen und es grösten theils nötig haben. Es sind viele Personen von Stande da. Im Durchschnitt aber herrscht im Paix de vaux weit weniger Esprit als in Geneve. Das ganze Land hat auch immer das Ansehn einer eroberten Provinz, dessen Eroberer Aristokraten sind. Lausanne selbst ist arm, so bergich angebauet, daß man von Strasse zu Strasse alle Wagen sperren muß, und eben nicht sehr wohlfeil. Man hat in Deutschland einen ausserordentlichen Begriff davon, wie glücklich die Kinder seyn würden, die man bei Zeiten dorthin zum Studiren schicken könte. Ich denke ganz anders davon, und vermute in meinem Urtheile etwas gegründet zu seyn. Doch müssen hier und da noch einige Einschränkungen dazu kommen. Jemanden, der ausstudirt hat, kan ein Aufenthalt dort nicht anders als vortheilhaft seyn. Und doch wolte ich Kinder allenfals eher nach Lausanne als nach Geneve schicken.

Tronchin hat alles, was ein Arzt haben muste, der nachdem er den Dauphin eingeäugelt, eine Zeitlang der Leibarzt von allen pariser Damen nach der Mode werden; jeden — — — — — — — — — — jede Vapeurs unter vornehmen Kopfzengen, und jedes Ma-

gen-

gendrücken unter reichgarnirten Vorsteckern kennen solte. Er ist gros, sieht gut aus, hat Lebhaftigkeit, Wiz, Anstand, Glück, und ist vielleicht weniger gelehrt als berühmt, wenigstens hat sein Traktat sur la Colique de Poitou, nach dem Urtheile der Kenner, eine Gelehrsamkeit voller Windkolik verrathen. Die seynwollenden Patrioten zu Geneve lieben ihn nicht, weil sie ihn als die Gelegenheit zu den Ursachen des Verderbens der Sitten mit ansehen. Denn er zieht sehr viele vornehme Pariser Kranke nach Geneve, die sich von Mr. Tronchin kuriren lassen wollen. Diese halten sich zu vielen Monaten dort auf, vertheuern zum Theil die Lebensmittel, und lehren die reichen Genever wie man zu Paris lebt; auch wie man denkt, Gedanken die von denen eines Republikaners sehr verschieden seyn müssen.

Ich merke, daß ich Ihnen ein langes Wintermährchen zu erzählen anfange. Und noch sind Aerntetage. Ich will denn für diesmal schliessen. Sie sollen es doch noch erleben, daß die Genever Reisegeschichte zu Ende kömt. —

Was sagen Sie von den neuen Werken? dem König Salomo von Klopstock oder der wahrhaften und langweiligen Geschichte von dem Gezänke eines reformirten Hofpredigers mit einem katholischen Hofkaplan. Denn ich behaupte, daß das Hauptinteresse des Stücks darin bestehe, wer von den beiden Schwarzröcken bei Hofe essen soll.

Was sagen Sie zu Lamberts Neuem Organon? Welch trefliches Werk! — Was werden Sie von meiner Schrift sagen, die den kleinen Titel führt: Vom Verdienste? Hoffentlich wird sie auf Weihnachten herauskommen. Doch Sie haben sogar meine Lebensbeschreibung von Baumgarten gelten lassen. Sie taugten nicht zu den Litteraturbriefen. Sie hassen noch nicht Vater und Mutter und Freund. Ich bin froh, daß jene Brochüre nicht wieder gedruckt worden. Ich sehe mehr und mehr ein, daß ich nichts von Baumgarten, das karakteristisch wäre, geleistet habe. Aber wie konte ich? Es war das Geschäfte der beiden ersten Tage, die ich wieder in Rinteln zubrachte, um mir die Aufhängegedanken

zu zerstreuen. Nichts als Meiers Lebensbeschreibung hatte ich vor mir. Zum Glück hatte mir der Buchhändler als Makulatur ein Programma von Baumgarten zugeschickt, und aus diesem nebst den Vorreden stopfte ich das magere Ding nur einigermassen aus. Ich danke Ihnen für jeden Beitrag, den Sie mir dazu geben wollen.

Vor einem Monate schrieb mir Hr. Gleim einen unvermuteten Brief aus Pyrmont durch einen Expressen — eine Einladung. Wer konte es abschlagen? Ich ging, oder vielmehr, damit Sie mich nicht für gar zu armselig halten, ich ritt hin, sahe Gleim, trank aus der Hand eines Mädchens Pyrmonter Wasser und blieb 29 Stunden in allem, die ich mit Gleim und seiner Nichte, des Probst Süßmilch Frau und Tochter und ihm selbst ganz vergnügt zubrachte, doch 8 Stunden für den Schlaf davon abgerechnet, die ich leider allein zubrachte. Da ich wieder Berliner und Berlinerinnen sah, hüpfte mir das Herz und ich war so schwach, daß, hätten es die Mädchen nur Eines Blickes werth geachtet, ich gleich besiegt gewesen wäre, so wie eine Festung, die der Feind inne hat, die aber von ihren Landsleuten belagert wird, in dem Wunsche eines jeden alle Stunden Schamade schlägt. Doch leben Sie wohl, lassen Sie was von sich hören und ziehen Sie als Autor vor mir auf u. s. w.

## Zwölfter Brief.

### An den Herrn GehCR. S**.

Rinteln den 16 Sept. 1765.

Die am 13ten erhaltene Zuschrift, womit Ew. — — mich unterm 10ten beehrt haben, und die darin mir von Ihnen geschehene Aeusserung, welche von Ihrer gegen mich fortdauernden unschäzbaren Gewogenheit zeuget, beantwortete ich am nächsten Posttage mit der vollen Offenherzigkeit, die mich allein jener Güte einigermassen würdig machen kan.

Ich hatte meine Gesinnungen darüber niemals geändert, es für eine Ehre zu halten, einem grossen Monarchen

zu

zu dienen, und meinen unerheblichen Beitrag zum Nuzen eines glorreichen Staates zu verwenden. Wenn es aber geschehen solte, so wünschte ich, daß es in Halle geschehen könte, theils um vieler andern Ursachen willen, theils weil ich mit dem dortigen Buchhändler Gebauer wegen Arbeiten in Verbindung stehe, wo eine persönliche Gegenwart ein grosser Behuf ist.

Was die anzustellende Vergleichung zwischen meiner gegenwärtigen Stelle und einer neuen etwan zu erfolgenden betrift; so bin ich nur im Stande die Einnahme der erstern in etwas anzugeben. Vierhundert Thaler Fixum, Früchte zur Konsumzion nach einem sehr mässigen Kammerpreise, Holzanschlag nach einer sehr leidlichen Taxe, Vergütung einer fast nicht existirenden Akcise, und andre Kleinigkeiten, die mit jenen erstern zusammengenommen, am Ende und besonders in gewissen Zeiten reelle Vortheile gewähren. Die Anzahl unsrer Studirenden ist zwar geringe, aber Privatissima ermangeln nicht.

Nun müste ich zur Vergleichung den Unterschied der Theurung, des Geldes u. s. w. genau bestimmen können. Da ich dies nicht kan: so bleibt mir nichts übrig, als nach einigen Regeln dabei zu verfahren.

Jederman sucht nicht nur nicht rückwärts zu gleiten, sondern auch nicht einmal blos stille zu stehen. Also vorwärts und sich zu verbessern. Dazu muß ich noch dies sezen: es ist nicht in meiner Natur, zu sagen, daß ich mit allem zufrieden sey, weil ich mich darauf steuerte, daß ich von Jahr zu Jahr in Memorialien winseln und endlich durch Unverschämtheit Zulagen erzwingen wolte. Was ich also jezt nicht verdiene, fodre ich in der Hofnung es dereinst zu verdienen und so bin ich dreist genug sieben bis achthundert Thaler anzusezen. Die Profession, welche ich am liebsten treibe, ist praktische und politische Philosophie, womit ich die Geschichte nothwendig verbinde, und in der Hofnung, auch etwas Einsicht in die Rechte, ohne es darum für nötig zu halten, mich öffentlich für ein Archiv von Datis auszugeben.

Reisekosten werden allemal bewilligt. 150 Rthlr. dürften wol nicht zu viel seyn.

Unstreitig ist das allemal der schönste Titel, dessen Amt man erfült. Phaleras populo. Allein zum lezten gehören manchmal Weiber, die man hat oder die man nehmen will, und überhaupt mus man zuweilen vor dem populo herparadiren. Da bisher die von Sr. Maj. nach Halle berufnen Lehrer durchgängig einen Karakter dazu erhalten; so würde ich wol mehr um das Urtheil andrer über mich, als um mein eignes zu befriedigen, darum ansuchen. Unterdessen wenn des würdigsten Hrn. Kurators Exzellenz auf mich dächten, würde ich alles Denenselben anheim geben, weil man nirgends sichrer ist, als in den Händen eines grosdenkenden Mannes.

So gros auch meine Dankbarkeit für die neue Probe von Ihrer Gewogenheit gegen mich ist: so kan sie doch der ergebensten und volkommensten Hochachtung nichts hinzufügen, mit der ich, wie bisher allezeit seyn werde rc.*)

## Dreizehnter Brief.

### An B*.

Bückeburg den 9. März 1766.

Wenn Sie mich noch kennen: so haben Sie nicht zweifeln dürfen, daß ich Ihnen nicht sogleich antworten würde,

*) Diesem Schreiben zufolge erhielt Abbt den Ruf nach Halle wirklich. Sein Patent wurde ausgefertigt. Ehe das aber anlangte, hatte der Graf von Lippe um ihn geworben, und weil er mit diesem in genauer persönlicher Bekantschaft stand, so glaubte er den schon angenommenen Ruf nach Halle wieder ausschlagen zu müssen. Der merkwürdige Brief, den er bei dieser Gelegenheit an den GCR. G** schrieb, ist ebenfals nicht mehr vorhanden, weil er damals dem Groskanzler zugestellt wurde. —

würde, sobald ich nur wuste, daß und wo Sie lebten. Aber die Leute, die auf dem Helikon herumvagiren, sind auf den Posten selten zu erfragen. Von nun an werde ich Ihnen immer nach R*** schreiben, und es darauf ankommen lassen, wo mein Brief Sie inter nemora et saltus, oder bei einer dulce ridente et dulce loquente antrift.

The worst of avarice is that of sense!

sagt Pope irgendwo; und ich sage:

The worst of silence is that of censure amongst Friends!

Ich sehe Sie nun zwar, wie Sie den Kopf niederdrücken, und lachen, und denken: (denn zum sprechen geben Sie sich die Mühe nicht;) der so'lls doch nicht aus mir herauskriegen! Aber ich schiebe es Ihnen in Ihr Gewissen, daß Sie mich hindern, meine Schrift von Flecken zu reinigen.

Wenn mein jeziger Posten nichts zum Voraus hätte, als daß er mich von der unausstehlichen Pedanterey der Universitäten, der niedrigen Scheelsucht der Lehrer und der groben Dumheit der meisten Lernenden befreite: so hätte er schon vieles. Allein er hat noch weit mehreres. Ich weis zwar wol, daß jeder Stand seine Unbequemlichkeiten, und jeder Hof, so klein er auch seyn mag, seine schlüpfrigen Pfade und seine hämischen Neider hat. Sie können mir um desto weniger fehlen, da ich hier Distinktionen geniesse, die kein einziger andrer Unterthan, nicht einmal einer von den Adlichen hat. Aber mir deucht, es ist immer besser auf einer schönen glatpolirten Gallerie bei einer angenehmen Aussicht zu glitschen, als in einem dunklen Kreuzgange hin und her gestossen zu werden und sich zu besudeln.

Meine Stelle erfodert eigentlich folgendes: ich size bei der Regierungskonferenz, wo die Landessachen vorkommen, die ohne Prozeß abgethan werden. Zugleich habe ich Session beim Konsistorium, welches sich monatlich einmal versamlet, wobei mir die Schulsachen besonders aufgetragen sind. Wenn im Kabinette etwas vorfält, wozu mich der

Herr brauchen will, es sey in loco, oder in Verschikungen: so bin ich dazu verpflichtet. Uebrigens wohne und speise ich bei Hofe. Dies wird Ihnen hoffentlich einigen Begrif von meiner Stelle geben.

Was die Welthistorie betrift: so wird sie wol, wenn mir keine grossen Reisen dazwischen vorfallen, vor sich gehen. Zehn bis zwölf Bogen sind schon abgedruckt, und ich hoffe in der Messe die erste Hälfte des ersten Theils erscheinen zu lassen. Ob sie der Erwartung meiner Freunde entsprechen wird, weis ich wirklich nicht: denn es ist eine schrekliche Arbeit, in Lybiens dürren Wüsten jemanden an Italiens Orangengänge nicht denken zu lassen. Man schreibt sich noch dazu bei dergleichen Werken gar zu leicht selbst aus. Unterdessen man muß es wagen. Das Publikum wird sich bald erklären, und um meine Freunde hoffe ich es auch verdient zu haben, daß sie mir bei Zeiten sagen, wenn das Ganze nicht taugt. Alsdann kan ich abtreten ohne Schaden und mich auf meine blosse Regierungsarbeit einschränken. Um von dieser noch Ein Wort zu sagen; so ist sie meiner Hauptleidenschaft und meinen Grundsäzen gemäß, nämlich in einem Posten zu seyn, wo man andern befehlen und helfen kan. Das erste ist vielleicht die Schwäche, das andre die Würde der Menschheit. Sezen Sie dazu einen Herrn, mit dem ich täglich umgehe, der ein Meister in allen Wissenschaften ist, und dessen Seele einen solchen Schlag des Heroischen an sich hat, der für den Menschenkenner heut zu Tage eben so was seltenes ist, als für den Münzenliebhaber ein güldner Otho. Alles was ich auf dem Spiel habe, ist dies, daß ich meinen Herrn verliere. Solte es aber in einem Gefechte seyn: so hoffe ich nicht weit von ihm abzustehen. Sie sehen, mein Liebster! daß ich nach unsrer alten Freundschaft ganz offenherzig gegen Sie herausgehe, und Sie können mir also wol glauben, daß diese meine Freundschaft gegen Sie Zeit meines Lebens unveränderlich seyn werde.

Ja

In Ihren Gedichten sind unvergleichliche Stellen; aber ich wolte, daß auf 2 Bogen nicht alle mögliche Materien durcheinander wären. Dies ist vielleicht nur ein whim von mir: aber es ist es nur einmal. Die schönen Stellen will ich Ihnen nicht andeuten, bis Sie mir meine schlechten anzeigen. Nun leben Sie wohl! —

---

## 13.

## Ueber ein aufgefundenes Gedicht, auf den Tod K. Ferdinand III. vom Jahr 1657. aus Wien.

In einer Epoche, wie die jezige zu werden scheint; wo wenigstens ein Theil unsrer Schriftsteller auf die Schäze der ältern vaterländischen Dichtkunst seinen aufmerksamen Blick richtet, will ich gern auch mein Scherflein nach möglichsten Kräften beitragen. — Zwar wird's nicht lang mehr verziehen, so werden Krittler in Menge aufstehn und schmähen, gewisse Zeitungen ihren Posaunenton in Spott umstimmen, und gewisse Bibliotheken a priori uns beweisen, daß wir höchst Unrecht thun, wenn wir lieber die Gedichte längst verstäubter Vorfahren, als ihre diktatorischen Machtsprüche lesen mögen. — Ja vielleicht, daß sie auch zuweilen einigen Rechtsanschein für sich haben könten, denn wirklich scheinen verschiedne Autoren und Samler jezt Lust zu haben, alles abdrucken zu lassen, was nur alt ist.

Mögen Sie! eine gute Sache bleibt gut, wenn auch Uebermaas im Gebrauch sie für manche schädlich macht; so wie für tausend schwache Köpfe alter Rheinwein schädlich seyn kan, und dennoch Deutschlands Nektar bleibt.

In einem Konvolut alter Leichengedichte auf längstverstorbene — und fast mögt' ich sagen, auch längstvergessene kaiserliche Majestäten blätterte ich neulich hin und her,

und stieß auf ein paar Bogen, derrn sämtlicher Titel folgender war:

Vorstellung eines Gesprächs zwischen der seeligst verblichenen Röml. Kaiserl. auch zu Hungarn und Böhaimb Köngl. Majstl. Ferdinand III. Glorwürdigster Gedächtnuß, und einen fürübergehenden Wandersmann. Allerunterthänigst verfertigt durch Christian Schönfelß.

Gedruckt zu Wienn in Oesterreich bey Joh. Jak. Kürner. Einer Löbl. N. Oesterreichl. Landschafft Buchdrucker. 1657.

Ich durchlas solche flüchtig, fand manche gute Zeile, manchen schönen Gedanken, aber freilich auch ein so ansehnliches Uebergewicht vom Mittelmässigen, daß ich so eben das Buch zuschliessen wolte, als ein andres auf eben diesen Todesfall gemachtes und obigem Gespräche beigefügtes Gedicht mir in die Augen fiel, und mich frappirte. — Ich gesteh's zwar gern; die durchs ganze Gedicht fortgesezte Vergleichung des Kaisers mit einem Adler verräth den Geschmack des Zeitalters, das Spielerey und Schönheit so oft unter sich verwechselte. Aber die Sprache erhebt sich fast immer weit über die gewönliche der damaligen Zeit, hat wahre poetische Bilder, und nebst Kraft im Ausdrucke auch eine Reinigkeit, die mich desto mehr Wunder nimt, da Wien der Geburtsort dieser Ode ist. Noch tief in unserm Jahrhunderte mögt' es dieser guten Stadt (deren Schriftsteller uns jezt lächerlich genug, Männer aus der Provinz nennen) schwer genug geworden seyn, ähnliche Produkte aufzufinden. — Hier ist es!

1.

Schöner Adler, Prinz der Luft,
König unter dem Geflügel,
Der du über alle Hügel
Freudig von der tiefen Kluft

Steigst

Steigst und triumphirst von fernen
Bei den Jaspis hellen Sternen.

2.

Hat der blasse Jäger gleich
Von der Erden dich vertrieben,
Die dich fürchten pflag und lieben,
Und dir gab ihr höchstes Reich,
Bist du den gestirnten Bogen,
Muthig doch hinangezogen.

3.

Schau jezt deiner Augen Lust
Den geflamten Stral der Sonnen,
*) Wasch im süssen Necktar Bronnen
Deinen Schnabel samt der Brust,
Geh' in lauter Wonn' und Freuden
Auf den schönsten Blumen weyden.

4.

Unterdessen aber geht
Uns dein Abtritt sehr zu Herzen;
Teutschland trägt gar tiefe Schmerzen
Um den Tod der Majestät
Und bekleidet sich mit Raben,**)
Weil es sieht sein Haupt begraben.

5.

Warum eilst du jezt davon,
Da dein junger Adler***) steiget,
Und sein muthigs Haupt schon zeiget,
Ausgeziert mit doppler Kron?
Wilst du etwa'zsehn von weiten,
Wie er wird die Flügel breiten?



*) Die einzigen 4 Zeilen, die ich wohl wegwünschte; — die ich aber nicht zu ändern wagte, denn ich wolte alles, selbst die fehlerhafte Interpunktion beibehalten, um gewissen Kritikern zu entgehen.

**) Ob nicht dieser Ausdruck, statt Trauerfarbe, manchem modernen Kritiker zu gewagt scheinen dürfte?

***) Leopold, der schon zum römischen König gekrönt worden war.

6.

Wohl! so schau dann fleissig zu,
Und hilf bitten, daß wir wohnen
Mögen unter seinen Kronen
Gleich wie unter Dir in Ruh,
Und weil wir nicht dich mehr haben,
Uns dein Ebenbild mag laben.

7.

Dis verspricht die schöne Glut
In des Adlers frischen Wangen,
Daß er tapfer werde prangen
Mit Triumph und Heldenmuth.
Und von grünen Loorbeerkränzen
Ihm sein Zepter werde glänzen.

8.

Pallas beut ihm ihren Wiz,
Mars *) gesteht ihm seinen Degen,
Will ihm Helm und Schild anlegen;
Jupiter gibt Keil und Bliz
Diesem Adler hinzutragen,
Daß er soll die Bösen schlagen.

9.

Mittlerzeit nun, daß sein Stab
Wird den kühnen Feind verjagen,
Sollen alle Vögel tragen,
Bleicher Adler, um dein Grab,
Ihre Pflicht dir zu bezeigen
Lauter Palm: und Zeder: Zweigen.

*) Warum haben wir diese Redensart, die so kurz die Redensart: Einem etwas auf einige Zeit leihen, ausdrückt, fast ganz aus der Gewohnheit kommen lassen?.

A. G. Meißner.

---

14. Das

## 14.

# Das tödtlichste Thier.

### Ein Moralist, ein Physiker, und ein Dritter.

Mor. Unermüdeter Forscher in den Geheimnissen der Natur, sag mir einmal: in welches Thieres Mund hat die Natur ihre tödtendste Kraft gelegt?

Ph. Eine Frage, die ich nicht mit Gewisheit beantworten kan; denn noch kenn' ich manches Viperngeschlecht, und manche Schlange unter der glutvollen Zone Afrikens zu wenig.

Mor. Oho! die Kentnis kanst du näher holen! — Sehr solt' es mich wundern, wenn du nicht mehr als einmal in deinem Leben es gesehn.

Ph. Ich? — Unmöglich! — Sprich, wo soll ich's suchen?

Mor. Nicht unter den Thieren, sondern unter deinen Brüdern, den Menschen selbst. — Verderblicher als der Mund eines Heuchelpriesters ist nichts im Weltall.

Dritt. Auch Satanas selbst nicht?

Mor. Zwar kenn' ich ihn nicht, doch zweifl' ich. Bosheit ist immer die Kunst, in der ein gleichartiger Sohn den Vater am sichersten übertrift.

M—r.

15. Der

## 15.

## Der Strauch und die badenden Knaben.*

„Der garstige Strauch da! riefen zwei badende Knaben: er macht, daß die Sonne weniger das Wasser erwärmt, steht so dicht am Wege, und verderbt uns den schönsten Plaz.„ Noch scholten sie, als einer davon unvorsichtiger Weise ausglitt, fiel, und schon vom Wasser fortgerissen, sich noch halbtodt an eben diesen Strauch anhielt, und rettete. — An ihn, den garstigen Strauch!

So hat bereits mancher deutscher Dichter an einer der sogenanten Brodwissenschaften, auf die er vorher schmähte, sich angehalten und geborgen, wenn sein patriotisches Vaterland im Begrif stand, ihn untersinken zu lassen.

Meißner.

## 16.

## Auszüge aus Briefen.

### I.

London 30. März. 1778.

..... Herr Bryant hat einige Erinnerungen gegen Richardson's Vorrede zum persisch-arabischen und englischen Wörterbuch abdrucken lassen, die aber nicht verkauft, sondern nur an Freunde von ihm vertheilt werden. Er antwortet auch zugleich dem Manne, der sein Buch in der amsterdamischen Bibliotheca critica rezensirte. G. Costard, Verf. der Geschichte der Astronomie und ehmaliger Tutor des

Dr.

Dr. Kennikott's, der auch viele Kentnisse in den orientalischen Sprachen besizt, hat einen Brief an den Uebersezer der Gentoo Laws drucken lassen*), der genuzt zu werden verdient, wenn das Buch übersezt werden solte. . . Musgrave's Euripides in 4 prächtigen Quartbänden kostet 4 Pf. St. und es ist nicht zu erwarten, daß der Preis fallen wird, da nur 500 Exemplare abgedruckt sind, und an keine Oktavausgabe gedacht zu werden scheint. . . . *Townson's* Werk, das ich Ihnen vor einiger Zeit ankündigte, ist erschienen**), und verdient sehr auch ausserhalb unsrer Insel bekant zu werden. Der V. glaubt, die Evangelien seyen in der Ordnung, wie sie stehen, geschrieben worden, Matthäi in Kleinasien, Marci in Italien, Lucä in Achaja und Johannis in Kleinasien, der folgende habe seines Vorgängers Arbeit vor Augen gehabt, und diese Evangelien seyen sehr frühzeitig geschrieben. Seine Gründe sind hauptsächlich aus innerlichen Merkmalen hergenommen, verbreiten ein grosses Licht über die Evangelien und bestätigen ihre Authentizität. . . . Wendeborn, ein deutscher Prediger hieselbst, übersezt Michaelis Einleitung ins N. Testament ins Englische. — — — —

## II.

London den 13ten Jun. 1778.

— — — — Der Oxforder Euripides ist mit sehr grossen und vielen Druckfehlern verunstaltet. Was würde Reiske dazu sagen, wenn er noch am Leben wäre? Wird daher

*) Letter to N. B. Halhead Esq. containing ſome remarks on his preface to the Code of Gentoo Laws lately publiſhed, by George Coſtard, M. A. Vicar of Twickenham, Middleſex. Oxford at the Clarendon Preſs 1778.

**) Diſcourſes on the four Goſpels, chiefly with regard to the peculiar deſign of each and the order and places, in which they were written; to which is added an inquiry concerning the hours of St. John, of the Romans and of ſome other nations of Antiquity, by Thomas Townſon, B. D. 4. 250 Seiten.

her der deutsche Nachdruck dieser Ausgabe nicht von einem gelehrten und akkuraten Mann besorgt, so kömt nichts Gescheutes heraus. Aeschylus, Sophokles und Euripides werden in Deutschland nicht so viel gelesen, als in England, und Engländer haben sich hauptsächlich um sie verdient gemacht, als Heath, Stanley, Johnson, Barnes, King, Markland, Musgrave, Tyrwhit. Ich wünschte, daß irgend ein Deutscher von der dazu nötigen Gelehrsamkeit, wie z. B. der Herr Prof. Schneider, sich das Verdienst um sein Vaterland machte, von diesen Dichtern gute Oktavausgaben zu veranstalten, und die Noten der benanten englischen Gelehrten und anderer, theils ganz, theils im Auszuge, ihnen beifügte. Dann wäre noch eine nüzliche Arbeit übrig, ein Lexikon über diese Schriftsteller, das auch die Stelle einer Konkordanz vertreten könte, nach Art des Dammischen über Homer und Pindar — — — Tyrwhit, der Musgraven seine Anmerkungen über den Euripides mitgetheilt, ist eben der, der über den Babrios geschrieben, Chaucer und Rowley herausgegeben und ein Paar schöne Aufsäze in die Archeology der londonschen Geselschaft der Alterthümer eingerückt hat; ein Mann von ausserordentlicher Gelehrsamkeit und vielem Geschmack. Ich kenne einige von seinen Freunden, die eben so viel und noch mehr leisten könten, wenn sie wolten; aber in England heist es nicht: scribimus indocti doctique. Es schreiben hier viele indocti, aber nicht alle docti sezen die Feder an.

Lord Chatham ist todt. Sam. Johnson sagte von ihm: he illumined, than dazzled and at last inflamed this country.

Richardson gibt die Vorrede seines arabisch-persisch-englischen Wörterbuchs von neuem wieder heraus und macht viele Zusäze, worin er besonders wider Bryant, dessen System er ganz übern Haufen werfen will, zu Felde zieht. Jos. White, Landian Professor der arabischen Sprache, läst auf Subskripzion das N. T. ganz nach dem Text des alexandrinischen Mspts nach einer Abschrift drucken, die Grabe zu

dem

dem Ende verfertigt hatte. William Newcome, Bischof von Ossory in Irland, hat eine neue Harmonie der Evangelien griechisch mit Noten herausgegeben. Er führt auch Dr. Griesbach[illegible]N. T. an, und nent es a very useful edition. Von To[illegible]son's Werk, worüber ich Ihnen neulich schrieb, spricht er mit vielem Lobe. Empfehlen Sie auch dieses Buch Ihren Landsleuten.

Von dem treflichen Gemälde des Sachsen (so pflegt er sich oft selbst zu nennen) Rafael Mengs, das zu Oxford in der Kapelle von All Soul's College sich befindet, hat Scherwin einen nicht schlechten Kupferstich gemacht. So viel ich weis, ist dies das erste gestochene Blatt nach Mengs.

Unter den neuen Büchern wird Gilles Uebersezung von Lysias und Isokrates Reden gerühmt, insbesondere seine historische Einleitung. Ein neuer Beweis, wie sehr das Studium der Geschichte in England blüht. — — Gibbons bekömt fast alle Tage einen neuen Gegner; die Namen der lezten sind Davies und Loftus. — — Vom Königreiche Thibet steht eine sehr lesenswürdige Abhandlung in dem neusten Theile der Phil. Transactions. — — — Der berühmte Sprachgelehrte Jones geht als Richter nach Ostindien. Da kömt ihm doch seine Kentnis der orientalischen Sprachen etwas zu Gute. — — — Es ist eine Uebersezung von Büschings Geographie angekündigt; man hat aber nach der zweiten Ausgabe gearbeitet und B. heist auf dem Titel noch Professor zu Göttingen. — — Bischofs Lowth Kommentar über den Jesaias wird durch den Tod seines ältesten Sohnes noch wol etwas aufgehalten werden. — — — — — — —

## III.

Dresden den 3. Julius.

Leutchen — nennet der Rezensent unserer Gemäldausstellung a) diejenigen, die es übel nahmen, daß er Herrn Graff, den grösten Porträtmaler in Deutschland, tadelt b). Und wie heissen

a) D. Mus. Jun. 1778. S. 564.

b) D. Museum März 1778. S. 277. 278.

heissen nun vollends die, die es übel nahmen, daß der nämliche Rezensent bei der lezten Ausstellung, ein Gemälde von Graff in Dresden gesehen haben will, das gar nicht ausgestellet war, das nie nach Dresden gekommen ist?

Dies ist der Fall mit dem Porträt der Baronin H. — (Dame d'atour der Königin von Preussen) das der Rezensent in Dresden sah, und das nie in Dresden zu sehen war. Bekant muß ihm indessen das Porträt seyn, denn was er davon sagt, ist zum Theil richtig; aber er irret sich sehr, indem er so dreiste versichert, es sey ein Ideal, und gleiche ganz und gar nicht c). Das Bild gleicht der Dame volkommen.

Warum will er aber den Verdacht erregen, Graff habe der Dame von ihrem Porträt nur eine Kopie gegeben, und behalte das Original für sich? Sie hat das Original; das zuverlässig nie nach Dresden kam. Keine Kopie ist davon genommen. Folglich ist alles, was deshalb im Museum steht, erdichtet.

c) Junius. S. 565.

---

## Anzeige.

In der leztern Ostermesse ist zu Breslau eine neue Ausgabe der Uebersezung von dem Traktat des Marchese Beccaria über Verbrechen und Strafen erschienen. Sie ist aber so sehr fehlerhaft, daß ich in mancher Absicht die erste Ulmer Uebersezung dieser neuesten noch vorziehe. Ich habe also nicht nötig gefunden, wegen dieser Erscheinung die völlig neue Uebersezung des vortreflichen Werks zurückzuhalten, welche ich im deutschen Museum durch eine Probe angekündigt. Ich werde vielmehr dieselbe ohnfehlbar in der Uebersezung

der sämtlichen Werke des Marchese Beccaria

mit einem Kommentar über erhebliche Säze liefern. Dies habe ich dem Publikum zuverlässig versichern wollen.

Viktor Barkhausen.

---

## Verbesserungen.

Im Mai 78. S. 477 Z. 8. statt Hungberger l. Ljungberger. S. 478 lezte Zeile st. oder l. aber. Im Jun. S. 31. Z. 7. statt Chi-phat l. Chip-hat.

Deutsches Museum.

Neuntes Stück. Sept. 1778.

1.

# Hymne an die Erde.

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Sey mir gegrüßt! sey mir gesegnet im Feiergesange!
Sieh, o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden Brüsten,
Lieg', o Grüngelockte, von deinem wallenden Haupthaar
Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften!
Ach, du säuselst Wonne mir zu, und thauest mir Wehmut
In das Herz, daß Wehmut und Wonn', aus schmelzender Seele,
Sich in Thränen und Dank und heiligen Liedern ergiessen!

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Schwester der allerfreuenden Sonne, des freundlichen Mondes,
Und der stralenden Stern', und des flammenbeschweiften Kometen,
Eine der jüngsten Töchter der allgebärenden Schöpfung,
Immer blühendes Weib des segenträufelnden Himmels,
Sprich, o Erde! wie war dir, als du am ersten der Tage
Deinen heiligen Schoos dem bulenden Himmel enthülltest?
Dein Erröthen war die erste der Morgenröthen,
Als er, im blendenden Bette von weichen schwellenden Wolken,
Deine gürtende Binde mit siegender Stärke Dir löste!
Schauer durchbebten die stille Natur, und tausendmal tausend
Leben keimten empor aus der mächtigen Liebesumarmung.
Freudig begrüßten die Fluten des Meeres neuer Bewohner
Mannigfaltige Schaaren; es staunte der werdende Wallfisch
Ueber die steigenden Ströme, die seiner Nasen entbrausten;

Junges Leben durchbrüllte die Auen, die Wälder, die Berge,
Irrte blöckend im Thal, und sang in blühenden Stauden,
Wiegte sich spiegelnd am Quell auf wankenden Blümchen, und girrte
Auf den Gipfeln der Ulme, die liebende Reben umschlangen;
Denn der edle Wieh'rer nicht nur, und der mächtige Löwe,
Nicht nur Vögel des Hains, und summende, goldene Fliegen
Tranken aus der Quelle des Lebens, Libanons Zedern
Tranken auch, es tranken die Haine, die Blumen und Gräschen,
Jedes nach seinem Maasse, vom lebentrunkneren Menschen
Bis zum Gräschen im Thal und bebenden Sprößling des Berges.
Alle sterben, und werden geführt von Stufe zu Stufe,
Durch unendliche Reihen bestimter Aeonen, sie schleichen
Oder sie fliegen, von Kraft zu Kraft, von Schöne zu Schöne!

Erde, dich liebt die Sonne, dich lieben die heiligen Sterne,
Dich der himmelwandelnde Mond! Sobald du vom Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus duftenden Locken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden Safran,
Daß du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.
O, wie schimmerst du dann im rosigen Schleier! mit tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen umträufelt,
Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!
Aber wenn dein Haupt zum süssen Schlummer sich neiget,
Und in schattender Halle die Nacht die Glieder dir kühlet,
Siehe, dann lächelt der Mond, von seinem einsamen Pfade,
Sanfte Freuden dir zu, gesäugt am Busen der Stille,
Und dann singen die Sterne dir zu. In heiliger Stunde
Hört' ich gestern ihr Lied, im Wehen wölbender Buchen.
Einigen deiner Kinder, o Mutter! will ich erzählen,
Was im goldnen Reihentanze die Sterne dir sangen.
Also sangen sie; lauscht, ihr Lieblingskinder der Mutter!

„Schlum

„Schlumre sanft, o Schwester, im kühlen duftenden Bette,
Schlumre, Geliebte, sanft, auf daß du rosig erwachest!
Wilde Stürme müssen dir nicht die Locken zerwehen,
Müssen deine Ströme nicht über die Ufer empören,
Nicht den Wiegengesang des rauschenden Meeres verstimmen!
Hekla müsse dich nicht, dich müsse der Aetna nicht wecken,
Ruhen müsse der Bliz in schwarzen Gürteln der Alpen,
Keine Wolke verbergen vor uns dein liebliches Antliz,
Müsse dir keine den Blick des freundlichen Mondes umschleiern!
Leichtes Fusses müssen vorbei die Stunden dir tanzen,
Bis mit rosigem Finger die Morgenröthe dich wecket!
Deine Kinder müssen dich nicht im Schlummer bekümmern,
Denn sie schlummern mit dir; die wenigen, welche der Kummer
Von der Ruhe Lager verscheuchte, tröstet mit milden
Blicken der sanfte Mond, der mit den Weinenden weinet,
Sich mit Freuenden freut, und liebend Liebenden lächelt!
Deine Kinder, welche das Meer auf Schiffen umtanzen,
Wollen wir während der Nacht am stralenden Gängelband leiten,
Daß die Gleitenden nicht ein kreisender Strudel erhasche!
Daß kein tückischer Fels die eilenden Kiele verleze!
Schlumre sanft, o Schwester, im kühlen duftenden Bette,
Schlumre, Geliebte, sanft, auf daß du rosig erwachest!“

Also sangen die Stern', und schimmerten freundlich; die Lüfte
Bebten, wie mitertönende Saiten der ruhenden Leier,
Wenn ein preisendes Chor den gewölbten Tempel durchhallet!

Erde, wie bist du schön, mit Gottes Strömen gewässert!
Wer vermag sie zu singen? die Zwillingshelden, den Ganges
Und den Indus? Wer die rauschenden Wasser des Euphrats?
Wer den segnenden Nil, der aus ungesehener Urne

Seine schwellenden Fluten durch sieben Mündungen ausströmt?
Wer die herschende Tiber? den heldenberühmten Eurotas,
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stählte?
Ach, wer bringt mich hinüber, auf Adlersflügeln, zu deinen
Rollenden Meeren, du mächtigster Orellana *)! du Riese
Unter den Flüssen! Dir staunen die heiligen Fluten des Weltmeers,
Wenn du, stark wie ein Gott, in den Ozean dich ergiessest!

Aber vor allen seyd mir gegrüßt im feiernden Liede,
Vaterländische Ströme! du edle Donau! dem Morgen
Strömst du erröthend entgegen, und grüssest die kommende Sonne,
Wenn sie ihr flammendes Haupt aus purpurnen Wolken erhebet.
Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges Landvolk
Tanzet, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Gestade,
Wenn der Abend auf dir mit falben Fittigen ruhet,
Und die glänzenden Sicheln dem winkenden Abendstern weichen!

Dir gebürt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knaben,
Wo, mit umwölkter Hand, die Natur, am gängelnden Bande,
Ueber Nebel, und stürmenden Winden, und zuckenden Blitzen,
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Mutiger rauschet der Jüngling einher, und seiner Umarmung
Stürzet die brünstige Reuß mit schäumenden Wogen entgegen;
Züchtig folgt ihm die Aar in langsam schlängelnder Krümmung.

O, wie

*) Orellana, der Amazonenfluß.

O, wie stürzt er donnernd herab beim hallenden Laufen!
Unter ihm beben die Felsen; die grünlichen Wogen verhüllen
Sich in glänzenden Schaum; der staunende Waller vernimt nicht
Seiner eignen Bewundrung Geschrei, und heilige Schauer
Fassen ihn, wie sie die Felsen und zitternden Tannen ergreifen.
Ernst, mit männlicher Kraft, theilst du die Kostnizer Fluten,
Eilest Städten vorbei, und trägst auf mächtigem Rücken
Schwimmenden Reichthum, schüzest die Grenzen des heiligen Reiches,
Und beschenkst die Ufer mit hangenden goldenen Trauben!
O, wie glänzet die Freud' in Hochheims Bechern! sie wandelt
Sich zum Lied' im Munde des Dichters! Bringet mir, Freunde,
Schnell des goldenen Weins, auf daß ich würdig euch singe,
Wie die Nymfe des Mains den göttlichen Bulen umarmet!

Siehe, sie fleust ihm entgegen in sanfter Wallung, und bringt ihm
Edle Geschenke, den Reichthum der fruchtbaren fränkischen Fluren,
Bringt ihm silberne Tropfen des allbezähmenden Steinweins,
Den an Würzburgs Felsen die heissere Sonne gereift hat.
Solche Gaben bringt ihm die Nymfe mit bebender Liebe;
Aber er fast sie mit mächtigem Arm, und führt sie hinunter
Durch kristallene Hallen in seine stille Behausung;
Glänzender rollen die feiernden Wogen; die schönen Gestade
Hallen weit umher vom Brautgesange der Fluten!

Erde, wie bist du schön, mit wechselnden Bergen und Thälern,
Mit sanftrieselnden Quellen geschmückt und ruhenden Seeen,
Mit gethürmten Gebirgen, wo überhangenden Felsen
Hohe Tannen entwachsen und Ströme reissend entstürzen,

Mit geweihten Einsiedleien, wo unter dem Schatten
Freundlicher Buchen und dichtrischer Eichen die hohe Begeistrung
Schwebet und weht im Säuseln und Brausen des heiligen Haines,
Oder im Wogengeräusch des geisterhebenden Weltmeers!
Sanfte Ruhe wandelt in deinen friedsamen Thalen;
Steile Gebirge sind reicher an kühnen Thaten und Freiheit.
Sie, des Weisen Wunsch, der Spott des klügelnden Sklaven,
Wählte die schneeigen Alpen, um Mut und Einfalt zu segnen.
Heiliges Land, dich grüß' ich aus überwallender Fülle
Meines schwellenden Herzens! Wie ward mir auf deinen Gebirgen,
Wie in deinen Thälern so wohl! Ach, werd' ich dich nimmer
Wiedersehn? Nicht mehr in deinen Seen mich baden?
Noch im schmelzenden Schnee, an der Wiege mächtiger Flüsse?
Gotthard, seh' ich nimmer dich wieder? Dein felsiger Rücken
Triest von hundert Strömen, die deinem Scheitel entstürzen;
Auf dir hauset Entsezen und Graun in Wolken gehüllet;
Deine Pfade besucht der bleiche starrende Schwindel!

Sanfter bist du, Natur, in Seelands blühenden Fluren;
Goldene Saaten krönen das Haupt des lächelnden Eilands.
Seeland, ich liebe dich auch! in deiner Wälder Umschattung
Wohnet freundliche Ruh, sie wohnt in grünenden Auen,
Und in spiegelnden Seen von hangenden Buchen umkränzet.
Dich umfleust das heilige Meer, und waldige Hügel
Drängen kühn sich hervor von schäumenden Wogen umrauschet.

Zahllos sind, o Erd', und edel deine Geschenke!
Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!
Lächelnd blüht die Verheissung des jungen Jahres am Zweige,
Und der sinkende Ast erfüllt sie mit schwellenden Früchten.
Siehe, bald lockt mich am Gipfel des Baums die glänzende Kirsche,

Und bald ladet mich ein die labsalduftende Erdbeer.
O, wie schmückt der Sommer dein Haupt mit farbigen Blumen,
Deren Balsam die Luft mir mit leisen Fittigen zuweht!
Gleich der Erdbeer, verbirgt sich bescheiden das Veilchen; ein sanftes
Mädchen suchet es auf, und wiegt es am wallenden Busen.
O, wer nennet sie alle, die duftenden, farbigen Freuden,
Die dem gewässerten Thal und umwölkten Bergen entblühen?
Sprich, Natur, wo tauchtest du ein den schaffenden Pinsel,
Als du den Teppich der Alpen mit Enzianen bemaltest,
Deren glänzendes Haupt mit dem Blau des Himmels sich kleidet?
Wen entzückt nicht die Lilie? o, wie selig verweil' ich
Unter den lieblichen Schaaren der tausendfaltigen Nelken!
Siehe, dort koset mit mir das duftende hangende Geisblatt,
Und es winket mir hier die kaum geöfnete Rose!
Rose, wer dich nicht liebt, dem ward im Leibe der Mutter
Schon sein Urtheil gesprochen, der sanftesten Freuden zu mangeln!
Ihn wird Philomelens Gesang zur Quelle nicht locken,
Ihn kein liebender Blick des süssen Mädchens entzücken!
Rose, dein Leben ist kurz! Ach, klagt im weinenden Liede,
Mädchen, klaget den Tod der schnellverblühenden Rose!

Sieh, ich hoff' es zu dem, aus dessen segnendem Fustritt
Sonnen stralen und Rosen blühn, erlöschenden Sonnen
Und hinwelkenden Rosen verleiht er ewige Jugend,
Wenn dereinst die Ströme des Lebens dem himlischen Urborn
Werden entfliessen, in Flüss' und Bäch' und Quellen vertheilet,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, ein Himmel, ihm lächelt!
Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens,
Saml' indessen in deinem Schoosse die harrenden Kinder!
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden umtanzen,

Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch kleiden!
Nimmer wirst du veralten! im lächelnden Reize der Jugend
Werden plözlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die Erden,
Wenn die Sichel der Zeit in der Rechte des Ewigen schimmern,
Und hinsinken wird, in einem rauschenden Schwunge,
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes, die Wölbung des Himmels,
Den wir sehn, mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen!

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

---

2.

## Vermischte Beobachtungen und Anmerkungen auf einer Reise aus Deutschland nach der Schweiz und aus der Schweiz nach Deutschland.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Gelehrten.

---

1.

Weissenfels ist eine artige kleine Stadt, die aber, seitdem kein Hof mehr da ist, an ihrer Nahrung sehr verloren hat. Das Schloß ist ein grosses und feines Gebäude, das aber jezt zerfällt, weil auf die Unterhaltung desselben nicht das geringste verwendet wird. Dies ist der Fall von noch mehr andern schönen Gebäuden, die vor nicht langer Zeit abgefundenen Fürsten von Nebenlinien der regierenden Häuser zum Aufenthalt dienten. Es scheint mir nicht wohl gethan, daß gegenwärtig fast durchgehends in ganz Europa die nächsten Anverwandten der regierenden grossen Herren sich an dem Hof des regierenden Fürsten aufhalten müssen. Dadurch werden

zwar

zwar die Hauptstädte prächtig und ihre Bürger reich; aber die Provinzstädte leiden darunter. Würden die abgefundenen Prinzen in die Provinzstädte gesezt, zumal in solche, wo schon anständige Paläste zu ihrem Hofstaat gebaut sind, so würde ihr Aufenthalt daselbst den Städten mehr Nahrung geben, der herumliegende Adel genösse mehr Annehmlichkeit, unter den gemeinen Bürger käme mehr Kultur und alle Künste würden dadurch im Lande mehr ausgebreitet.

Es fällt überhaupt in einigen Provinzen von Deutschland sehr auf, daß man so viel halb verfallene und fast ganz verarmte kleine Städte antrift, von deren ehemaligem Wohlstand doch noch Spuren sichtbar sind. Dieses komt von mehr als einer Ursache her; die vornehmste aber ist die Vergrösserung der Hauptstädte und das Zusammendrängen der unternehmendsten Einwohner an dem Ort, wo der Hof seine Residenz aufgeschlagen hat. Die Sache wäre einer näheren Beleuchtung wohl werth.

2.

Die zur Schulpforte gehörigen Gebäude sind, nebst verschiedenen dabei liegenden Gärten, Wiesen und Aeckern, mit einer Mauer umgeben. Ausserhalb der Mauer ist das Land sehr reizend und hat schöne Spaziergänge. Kan man also hier der Jugend einen Geschmack an den ländlichen Szenen der Natur beibringen, so kan es ihr in den guten Jahrszeiten an Zeitvertreib in den Stunden der Erholung nicht fehlen. Angenehm war mir, als ich diesen Ort vorbeifuhr, die Vorstellung, daß Klopstock seine ersten Jünglingsjahre hier zugebracht, und auf diesen Spaziergängen seine Fantasie und Empfindung allmählig zu dem hohen poetischen Schwung gestimt hat, den wir in der Messiade bewundern.

Es war mir auf diesem Weg doch auffallend, daß, des fürtreflichen Bodens ungeachtet, die Erndte, wie ich aus dem, theils noch stehenden, theils abgemähten und noch auf den Feldern liegenden Korn urtheilen konte, nur mittelmässig war. Ich habe im Brandenburgischen auf mittelmässigem Boden

eben so reiche Erndten gesehen, als hier, wo der Boden in der That vorzüglich gut ist. Hieraus konte ich schliessen, daß der Feldbau hier nicht mit der erforderlichen Sorgfalt und Einsicht getrieben wird. Eine besondre Probe hievon sah ich ganz deutlich auf vielen Brachäckern, die eben zur künftigen Herbstaussaat gedüngt worden waren. Der Dünger bestund mehr aus blos trockenem Stroh, als aus wirklichem Mist. Wie das Düngen ohne Ueberlegung geschieht, so mag es im Pflügen vielleicht eben so gehen. Ich glaube überhaupt auf meinen verschiedenen Reisen bemerkt zu haben, daß der Landmann in den nördlichen Gegenden von Deutschland den Ackerbau mit weniger Fleiß, minderer Ueberlegung und geringerem Nachdenken treibt, als in Oberdeutschland geschieht.

3.

Von Erfurt aus ist der Weg anfänglich rauh, geht durch hohle Strassen und über Berge. Ist man aber einmal darüber hinaus, so wird er eben und bei trockenem Wetter sehr gut. Weil aber die Strassen durch viel fettes und leimiges Land gehen, und hier noch keine ordentlich gedämte Wege, oder Chaussees, sind, so müssen bei nassem Wetter, besonders im Frühling und Herbst, die Wege höchst beschwerlich seyn. Man sieht dieses auch deutlich an den hie und da aus den nassen Jahrszeiten übrig gebliebenen tiefen Geleisen. Denn diese Strasse müssen die Fahrleute nehmen, die aus Sachsen und Brandenburg Güter nach Frankfurt, oder von da nach diesen Ländern führen. Es ist kaum glaublich, was für Mühe und Beschwerlichkeiten diese bei lang anhaltender Nässe auf solchen Strassen ausstehen. Dies vertheuert natürlicher Weise die Frachten gar sehr, so daß es eine wahre Barbarei ist, dergleichen wichtige Landstrassen in so elendem Zustande zu lassen. Es scheinet, daß unter den guten menschlichen Anstalten nichts langsamer zur Vollkommenheit komme, als die allgemeine Landespolizei.

Man sieht auf dieser Reise von weitem ein Paar zerstörte Bergschlösser, die ehedem den Grafen von Gleichen

gehört

gehört haben; und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß hier das Andenken des berühmten Grafen von Gleichen, der eine Sarazenische Gemahlin von seinem Zuge nach Palestina zurück gebracht haben soll, sich durch Ueberlieferung unter dem gemeinen Volk erhalten hat; denn mein Fuhrmann sagte mir, als er mir diese Schlösser wies: sie haben einem Grafen gehört, der mit zwei Frauen zugleich verheirathet gewesen sey.

4.

Die Strasse geht dicht neben dem Thor von Fulda vorbei, in dessen Nähe der bischöfliche Palast ist, der auch von ferne Pracht und grosse Annehmlichkeit zeigt. Ich glaube auf meinen Reisen bemerkt zu haben, daß die Residenzen reicher geistlichen Fürsten durchaus, wo nicht mehr Pracht, doch mehr Anmut, und, wenn ich mich so ausdrücken kan, ein frischeres, ergözenderes und festlicheres Ansehen haben, als die Paläste der grossen weltlichen Fürsten. Wäre die Beobachtung wirklich wahr, so könte sie aus der Verschiedenheit des Karakters der geistlichen und weltlichen Fürsten und ihrer Regierungen leicht erklärt werden. Ein grosser weltlicher Fürst hat freilich ganz andre Sorgen, Geschäfte und Gelegenheiten seine Einkünfte anzuwenden, als daß das Bauen sein Hauptgeschäft ausmachen und eine seiner vornehmsten Ausgaben seyn könte.

5.

In der Gegend um Hanau sind viele schöne Maulbeerbäume, wie es scheint, erst seit wenigen Jahren gepflanzt, aber so gut und schön gewachsen, als man sie irgendwo sehen kan. Es ist kein Zweifel, daß nicht in wenig Jahren der Seidenbau hier werde beträchtlich werden. Ueberhaupt sieht man im Hanauischen viel, das von der Thätigkeit und dem Fleis der Einwohner einen vortheilhaften Begrif gibt. Der Grund liegt ohne Zweifel darin, daß die Einwohner der Stadt Hanau ein Gemisch von da-

hin geflüchteten Wallonen, Franzosen, Juden und andern fleißigen und unternehmenden Menschen sind, denen die Landesherren viel Freiheiten ertheilt haben. Hier ist auch die Hauptniederlage des ansehnlichen Holzhandels, der auf dem Main getrieben wird.

6.

Ich fand nötig mich ein Paar Tage in Frankfurt auszuruhen; da ich aber noch nicht stark genug war herumzugehen und fürnemlich keine Treppen steigen konnte; so kam ich nicht aus dem Hause, ausser daß ich einmal um die Stadt herum spazieren fuhr. Die Lage dieser ansehnlichen und schönen Stadt ist äusserst angenehm, und die vielen schönen Gärten und Landhäuser, womit sie ganz umgeben ist, vermehren die Annehmlichkeiten des Orts und zeugen zugleich von seinem Wohlstand. In der That ist sie in dem südlichen Theile Deutschlands die einzige Reichsstadt, an welcher man keinen Verfall gewahr wird. Nürnberg ist stark gefallen, und an Augsburg entdeckt man auch sichtbare Spuren der Abnahme; Ulm fängt an ein unbedeutender Ort zu seyn und die kleinern Reichsstädte in Franken und Schwaben sind nichts mehr.

Ich hatte doch in Frankfurt das Vergnügen, des bereits in jungen Jahren durch verschiedene Schriften in Deutschland berühmt gewordenen D. Göthens Besuch zu geniessen. Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken, sowol über politische als gelehrte Angelegenheiten. Er besizt bei wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine sehr feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik und Geschmack sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstüzt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig.

7.

7.

Der Weg durch das Darmstädtische ist etwas arm an Gegenständen, der Boden meist sandig und von geringer Fruchtbarkeit. So bald man aber in das Mainzische kömt, wird das Land besser und schien mir ausserordentlich stark bevölkert zu seyn. Wenigstens wimmelte alles von Menschen in den schönen und grossen Dörfern und Flecken, durch die ich gekommen bin. Ich besinne mich nicht, ausser der Schweiz irgendwo so starke Bevölkerung gesehen zu haben, als in dieser Gegend.

8.

Die Gegend der Bergstrasse ist, so viel ich weis, die gelindeste in ganz Deutschland; vielleicht deswegen, weil die Reihe von Bergen, an der sie hin läuft, die kalten Ost- und Nordostwinde abhält. Man sieht deswegen den Kastanienbaum, der an andern Orten Deutschlands nur als eine Seltenheit gepflanzt wird, unter den gewönlichen Fruchtbäumen. Daß keine Maulbeerbäume zum Seidenbau gezogen werden, befremdete mich. Ausserdem scheint es mir, daß das Land die grosse Menge Wallnusbäume besser nuzen könte, wenn man sich die Mühe gäbe, feines Oel zum Gebrauch der Tafel, anstatt des schlechten Oeles zu pressen. Wenn das Wallnusöl mit Sorgfalt gepreßt wird, so kann es das feinste Oel aus der Provence ersezen. Ich habe etliche Tage lang den Salat täglich mit feinem Nusöl angemacht gegessen, und habe gefunden, daß es jenem gar nichts nachgibt, und doch war dieses Oel bereits zwei volle Jahre alt. Die Nüsse geben allemal so feines Oel, wenn sie gut, an einem schattigen, trockenen, aber zugleich luftigen Ort getrocknet, hernach beym Aufknacken die, welche schon etwas angegangen seyn möchten, auf die Seite gethan, und die Guten kalt gepreßt werden. Denn so wie man in der Provence von denselben Oliven gutes und schlechtes Oel gewint, nachdem man damit umgeht, so

so verhält es sich auch mit den Wallnüssen. Legte man es ernstlich darauf an, so könte Deutschland überhaupt das feine Olivenöl missen, ohne am Wohlleben etwas zu verlieren, wenn man sich beflisse mehr Wallnusbäume zu pflanzen und nur feines Oel daraus zu verfertigen. Diese Art würde noch über die Olivenkultur den beträchtlichen Vortheil haben, daß man wegen des Pressens an keine Zeit gebunden wäre, weil die getrockneten Nüsse sich aufbehalten lassen, da man die Oliven, bald nachdem sie eingesammelt worden, pressen muß.

9.

Als ich nach Bruchsal kam, ward ich bei der Einfahrt in die Vorstadt, die eigentlich die Residenz des Bischofs ausmacht, von der Reinlichkeit, Schönheit und der herrschenden Ordnung recht lebhaft gerührt. Schon das Thor, dadurch man in diese Vorstadt komt, ist von edler Bauart, und kündigt einen Ort an, wo der gute Geschmack der Baukunst herscht. Beim Eintritt in diese Vorstadt komt man auf einen ziemlich grossen Plaz, der mit vielen zum bischöflichen Palast, dessen Vorhof rechter Hand dieses Plazes liegt, gehörigen, sehr artigen Gebäuden umgeben ist. Von diesem Plaz aus geht eine breite gerade Strasse gegen das Thor der Stadt. Es herscht in dieser Vorstadt eine solche Reinlichkeit, Nettigkeit und Zierlichkeit in allen, auch den geringsten Nebengebäuden, daß man beinah eher eine Operndekorazion, als einen wirklichen Plaz in einer Stadt zu sehen glaubt. Ich habe viel grössere und prächtigere Pläze gesehen, aber keinen so anmutigen, als diesen. In der Stadt, selbst sah ich viel neue, theils fertige, theils angefangene kleine Bürgerhäuser, alle massiv und nach der besten Art gebaut.

Es macht mich allemal sehr vergnügt, wenn ich Werke menschlicher Hände sehe, die von gutem Nachdenken, Geschmack und Fleis zeugen, und wenn es auch nur ein besonders wohl gepflügter Acker, oder ein mit Ueberlegung

bis

beflanzter Baumgarten wäre. Hingegen macht mich nichts schneller und gewisser traurig, als wenn ich in einen schmuzigen, finstern, übelgebauten und schlecht im Bau unterhaltenen Ort komme, dergleichen man in dem nördlichen Deutschland, besonders in Westphalen, so viele sieht. Es beunruhiget mich sehr, wenn ich mir dabei vorstelle, wie elend es in den Köpfen und Herzen der Menschen aussehen müsse, die so elend wohnen, ohne gewahr zu werden, daß ihnen in einem so wesentlichen Bedürfnisse etwas fehle. Solche Menschen sind notwendig dum und unempfindlich, es sey, daß Armut und Dürftigkeit, oder brutale Tirannei, oder irgend eine andre Pest der Seelen sie dahin gebracht habe.

Nichts ist natürlicher, als daß der einigermassen ruhige und dabei denkende und empfindende Mensch etwas zur Verschönerung der Dinge thue, die ihn täglich umgeben. Selbst wilde Völker lieben den Schmuck an ihrer Kleidung. Die Wohnungen aber sind gewis ein eben so wichtiger Theil unsrer Bedürfnisse, als die Kleider. Wer darin Unordnung, Verfall und Unreinlichkeit nicht bemerkt, der muß beinah eine viehische Seele haben.

Weniger traurig, aber ärgerlich ist es mir, wenn ich an Häusern oder Geräthschaften Arbeiten von verkehrtem Geschmack sehe; Zierrathen, für welche sich gar kein Grund erdenken läst, oder solche, die gerade der Natur der Sachen entgegengesezt sind, die das Gerade krum und das Starke schwach machen. Dieses zeugt gerade zu von Narrheit und Wahnwiz.

Ueberhaupt kan man von dem Geschmack, der an einem Ort in Gebäuden herscht, viel von dem Karakter des Volks erkennen, so wie man ein gelehrtes, oder lesendes Volk aus dem Geschmack der Werke, die es vorzüglich liebt, beurtheilen kan. Viel Gelehrte selbst, die sich mit höhern Wissenschaften, oder blos mit historischen Kentnissen abgeben, sehen die Werke des Geschmacks mit einem halb oder ganz verächtlichen Blick an. Aber sie beweisen dadurch

durch, daß sie den Menschen nur schlecht kennen, da sie nicht wissen, wie genau der gute Geschmak mit der Urtheilskraft und den sitlichen Empfindungen zusammenhängt.

10.

Auf der Strasse nach Durlach sah ich zum erstenmal ein mit einer Art Bohnen (lupinus) angesäetes Feld, die blos zum Düngen des Ackers dahin gesäet werden; denn, wenn die Bohnen abgeblüht haben, welches zu Anfang des Septembers geschieht, so werden sie auf dem Feld, wo sie stehen, untergepflügt. Dieses ist eine uralte Art die Felder zu düngen, deren Plinius (Hist. Nat. XVII, 7.) schon erwähnt. Ich habe nachher in der Dauphine dieses Düngen überall angetroffen. So gut kan es freilich nicht seyn, als wenn der Acker mit gutem Mist überfahren würde, aber es verkürzt die Arbeit gar sehr, da ein Scheffel solcher Bohnen, der zur Besämung eines Morgens hinlänglich ist, mit ungleich weniger Mühe ausgesäet wird, als etliche Fuhren Dünger erforderten.

11.

Auf dem Wege nach Freiburg schien mir das Land durchgehends sehr angenehm, fruchtbar und wohlbevölkert, die Einwohner arbeitsam und verständig. Das Land ist überaus gut angebaut, auch fand ich es hie und da mit Waid besezt. Besonders aber trift man auf diesem Wege fürtrefliche Wiesen an, mit sehr guten Anstalten zum Wässern. Diese sind, wo ich nicht anderswo welche übersehen, die ersten guten Wiesen, die ich auf diesem Wege angetroffen habe.

Ich wüste keinen Grund anzugeben, warum in den nördlichen Theilen von Deutschland die Kultur der Wiesen so sehr vernachlässiget wird. Ich habe doch genug Gegenden dort gesehen, die leicht zum ordentlichen Wässern eingerichtet werden könten. Das meiste Heu, welches im Brandenburgischen eingesammelt wird, selbst das, was

man

man dort für sehr gut hält, würde in Schwaben und in der Schweiz blos zum Unterstreuen gebraucht werden. Ueberhaupt glaube ich beobachtet zu haben, daß das Landvolk arbeitsamer und verständiger wird, je weiter man gegen die südliche Grenze von Deutschland hinkömt. Die meisten Dörfer in Schwaben sind, gegen die Sächsischen und Brandenburgischen gehalten, Städte, und die Bauernhäuser beinahe Paläste in Vergleichung der elenden Hütten in Niederdeutschland. Der Ackerbau wird in Schwaben besser getrieben, das Landvolk scheint durchaus verständiger, arbeitsamer, gerader und ehrlicher, und ist auch besser gekleidet als dort.

12.

Das Land zwischen Freiburg und Basel ist bergig, und zeigt dem Auge des Reisenden, sowol in den Thälern als auf den Höhen, mannigfaltige Aussichten. Hie und da sieht es schon etwas wild aus, doch ist der Boden gut. Etwa zwei Stunden, ehe man nach Basel kömt, geht der Weg über einen mässigen Berg mit einem breiten Rücken. Von dieser Höhe hat man eine höchstreizende Aussicht auf die Stadt Basel, das herumliegende ebene Land, durch welches der Rhein in manchen Krümmungen fliest, und auf die diesen Kanton und das Elsaß von der übrigen Schweiz ausschliessenden höheren Berge. Die Stadt mit der Menge von Landhäusern umher, verschiedene Dörfer, der Rhein und ein allgemeiner Wald von Obstbäumen und Weinbergen, aus deren Grün die Dörfer und Lusthäuser hervorstechen, macht diese zu einer der schönsten Aussichten, die mir vorgekommen ist. Der Haupteindruck, den sie macht, ist die Vorstellung von unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit und von Reichthum der Natur. In der That ist dieses auch eine überaus fruchtbare Landschaft und daher stark bewohnt.

## 13.

Der Weg von Basel aus geht erst eine Zeitlang durch ein ebenes und fürtrefliches Land; hernach kömt man an die Berge, die hier die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Helvezien ausmachen. Oben auf diesem Gebirg liegt das Dorf Langenbrück. Die Strasse dahin ist gegenwärtig durchaus gut und so bequem, als es in Bergen nur möglich zu machen war. Noch nicht vor langer Zeit waren die Landstrassen durch die Schweiz fast überall enge und sehr holperig, so daß man nicht wol anders, als zu Pferde und in Litieres fortkommen konte; jezt sind sie schön und so bequem, als in irgend einem Lande, da fast durchgehends sehr gute Chausseen gemacht sind. Der Stand Bern fing vor ungefähr 20 Jahren an, den andern Ständen mit dem guten Beispiel dazu vorzugehen, und seit einigen Jahren sind diese nachgefolgt, so daß man jezt mit viel Bequemlichkeit durch das ganze Land reisen kan, und üm so viel angenehmer, da man überall, auch in Dörfern reinliche Gasthöfe antrift, wo man recht gut bedient wird.

## 14.

So bald man von dieser Seite zum Thor von Solothurn hereinkömt, wird man durch die prächtige neue Hauptkirche in nicht geringe Verwunderung gesezt, in einer so kleinen Stadt ein so herliches Gebäude anzutreffen. Das Ansehen dieser Kirche wird dadurch vermehrt, daß sie frei auf einer hohen Terrasse steht, auf welche eine breite prächtige Treppe führet, an deren beiden Seiten schöne springende Brunnen angebracht sind. Man versicherte mich, daß der Bau dieser Kirche der Stadt, ausser den daran geschehenen Ehrenarbeiten 600,000 Pfund, oder ungefähr eine Million französischer Livres gekostet habe.

15.

Ganz nahe bei Bern fährt man einen Berg herunter, um an das dißseitige Thor an der Aare zu kommen. Ehedem war dieser Weg steil und höchst beschwerlich; jezt ist er mit königlichem Aufwand so bequem gemacht, als ob man auf der Ebene führe. Es ist überhaupt das Genie der Regierung in Bern, daß alles, was sie zu allgemeinem Nuzen des Landes, an Gebäuden und andern Unternehmungen, veranstaltet, das Gepräg einer edlen Grösse ohne Pralerei hat.

16.

Das gleich den Tag nach meiner Ankunft zu Bern eingefallene kalte Regenwetter that eine so üble Wirkung auf mich, daß ich mich zu Bett legen, und die ganze Zeit meines Aufenthalts mich im Zimmer aufhalten muste. Auch waren meine meisten Bekanten abwesend; doch hatte ich das Vergnügen, meinen geliebten Freund, den Herrn Leibarzt Zimmermann aus Hannover da anzutreffen, und weil der alte Herr von Haller nah an dem Gasthof, in dem ich abgetreten war, wohnet, so konnte ich doch mich so weit ermuntern, ihn, der eben auch bettlägrig war, zu besuchen. Ich traf ihn zwar im Bett, aber bey völliger Munterkeit des Geistes an. Ganz Europa kent und verehrt das herliche Genie, die erstaunlich ausgebreiteten Kentnisse und die bewundernswürdige Arbeitsamkeit dieses in der That grossen Mannes: wer aber Gelegenheit hat, mit ihm über verschiedene Dinge zu sprechen, erstaunt über seine Kentnisse jeder Art, auch in Dingen, die eigentlich nicht zu seinen Studien gehören, und über die ungemeine Leichtigkeit, mit der er von jedem Gegenstand spricht. Er ist gleichsam ein lebendiges Lexikon der allgemeinen menschlichen Kentnisse. Es war mir überaus erfreulich diesen vortreflichen Mann noch einmal zu sehen.

17.

Die Gegend um Bern herum ist von Natur wild, mit mannigfaltiger Abwechselung von Bergen, Thälern, Wäldern, Aeckern und Triften. Ehe das Land angebaut worden, mag es eine fürchterliche Wildnis gewesen seyn; aber durch den Fleis der Menschen und die Veranstaltungen einer weisen Regierung ist diese Wildnis in ein höchst angenehmes, dem Aug eine grosse Mannigfaltigkeit ergözender Gegenstände darstellendes Land verwandelt worden. Ausser den nahen Aussichten über ein reiches, wohlangebautes und mannigfaltig abwechselndes Gelände hat man von Bern aus den Anblick der höchsten Alpen, die sowol durch ihre nackten, sich weit über die Wolken erhebenden kahlen Felsen, als durch andre mit ewigem Schnee, den man ganz in der Nähe glaubt, bedeckte Höhen eine ganz wunderbare Ansicht geben, die gewis niemand ohne eine Art von Entzückung sehen kan.

Des beständigen Herauf- und Herunterfahrens ungeachtet ist der Weg von Bern nach Murten, oder Morat, höchst angenehm. Man sieht alle Arten von Schönheiten der Natur in beständig veränderten Szenen, bald von der Höhe herunter, über benachbarte Hügel, Thäler, kleine Ebenen, Dörfer und einzelne Häuser, in nah an der Strasse liegende Wälder, wo alles von gesundem Wachsthum gleichsam strozet, und wo die wilde Natur sich in der höchsten Fruchtbarkeit zeiget. Dazu komt, daß die Menschen, ihre Wohnungen, ihr Vieh, durch ihre Schönheit, Reinlichkeit und Munterkeit noch mehr zum Vergnügen reizen. Diese erquickenden Gegenstände erblickt man auf einer sehr schönen und bequemen Landstrasse in immer abwechselnden Gestalten.

Die Bauerhäuser dieser Gegend sind in ihrer Bauart und ganzen Einrichtung von denen in Deutschland ganz unterschieden. Es fiel mir, so oft ich in einer andern Provinz andre Landanstalten und eine andre Bauart der Häu-

ser

ser des Landvolks sah, allemal ein Gedanken ein, der mich immer eine Zeitlang interessirte. Jede Provinz und bald jeder kleine Distrikt durch Europa hat im Karakter, in der Lebenkart, der Bildung, der Kleidung und dem ganzen Ansehen des Landvolks, in der Bauart der Bauerhäuser, in der Anlage ganzer Dörfer, in der täglichen Haus- und Feldarbeit, in dem Ackergeschirr u. a. etwas eigenes und karakteristisches. Es macht einem aufmersamen Reisenden nicht geringes Vergnügen diese Verschiedenheiten zu beobachten und gegen einander zu halten. Wenn nun ein geschickter Landschaftmaler verschiedene Länder durchreisete, und in jedem Distrikt ein Dorf mit der umliegenden Gegend zeichnete; wenn er dabei nah an dem Vorgrund ein Haus so ausführte, daß man das Besondere seiner Anlage und Einrichtung sehen könnte; wenn er endlich mit dem wahren Ausdruck der Natur, so wie Chodowiecki, eine Familie vor dem Haus in verschiedenen ländlichen Verrichtungen zeichnete, so würde jede Zeichnung die Landesart, und fast alles, was das Landvolk daselbst karakteristisches hat, getreulich darstellen. Eine Samlung dergleichen Landschaften würde höchst angenehm und in mehr als einer Absicht sehr interessant seyn. Dieses würde freilich grossen Aufwand und eine beträchtliche Zeit erfordern; doch vermutlich von beiden nicht mehr als auf die Merianische Topographie verwendet worden. Merian hat die Städte gezeichnet, und hier müsten Dörfer gezeichnet werden. Ein solches Werk volkommen nach der Natur gezeichnet und gut radirt würde mir mehr Vergnügen machen, als manche grosse Bildergallerie.

Die Fortsezung folgt.

---

## 3.
## Ueber die Hebammenkunst des Sokrates.

Sokrates pflegte das Geschäft seiner bildenden Kunst, welche er an den Jünglingen der Athenienser übte, unter den Gleichnissen eines Bildhauers und einer Hebamme vorzustellen. Er entlehnte diese Bilder von den Gewerben seines Vaters und seiner Mutter. Jener, ein Bildhauer, hatte ihn selbst in seiner Jugend zu dieser Kunst angehalten, wovon die drei Grazien seiner Arbeit ein Denkmal sind. Diese Kunst, die er nachmals nicht weiter trieb, hatte die Idee, aus einem rohen Stoffe der Natur Werke der Schönheit zu bilden, seiner Seele so tief eingedrückt, daß dadurch die Neigung in ihm erzeugt wurde, an den Seelen schöner Jünglinge eben das zu werden, was sein Vater am harten Marmor war. Er wuste aus eigner Erfahrung, daß die reiche Natur zwar treflichen Marmor vom ersten und zweiten Adel, aber keine vollendete Grazien der Schönheit zu schenken pflegt.

Eben so gern hüllte er das Wesen seines Berufs, wozu er sich bestimt glaubte, unter den allegorischen Schleier einer ehrwürdigen Hebammenkunst. „Ich bin, sagte er, der Sohn einer ehrwürdigen und gestrengen Hebamme, und treibe dieselbe Kunst. Meine Mutter in leiblichen Nöten der Weiber; und ich bei den Geburtsschmerzen junger männlicher Seelen.“

Ob er gleich wol wuste, daß alle Hebammen der Welt das menschliche Geschlecht nicht fortpflanzen können; so wuste er doch auch eben so gut, daß die Sages femmes nicht ohne Wichtigkeit sind. Darum that er sich auf die Würde seines Amts nicht wenig zu gute. Für die Hauptsache hierin hielt er, daß theils die Windgeburten durch

seine

seine Kunst abgetrieben; theils die ächten Geschöpfe vermöge seiner Beihülfen durch Erleichterung der oft so schweren Geburtsschmerzen hervorgelockt würden. Denn wie wenige Seelen gebären so leicht, wie manche Hündin? oder wie wenige sind, so stark, als jene hebräische Mütter, daß sie einen schönen Moses ans Licht geben, ohne der weisen Frauen zu bedürfen?

In dieser sokratischen Allegorie liegen so manche schöne und nüzliche Wahrheiten eingewickelt, daß jemand sich wundern könte, wie noch niemand auf den Einfall gekommen, einen in die Länge und Breite gedehnten Schulkommentar darüber zu schreiben. Allein philosophische Allegorien pflegen eben nicht zur Grundfläche solcher Deduktionen gewählt zu werden. Ich will dafür den Liebhabern sokratischer Einfälle die Unterredung über diese Kunst zuerst selbst vorlegen; und dem Sinreichen dieser Allegorie alsdann einige besondere Anmerkungen widmen. Die Unterredung selbst findet sich in dem platonischen Gespräche, das den Namen Theätet führt, worin sich Sokrates mit dem Jünglinge dieses Namens über die Natur der Wissenschaft unterhält.

Nach der Versicherung des jungen Menschen, daß er sich schon oft bemühet habe, das Mannigfaltige der Wissenschaften unter einen einfachen Begrif zu fassen; aber noch nie auf etwas Befriedigendes darüber habe kommen können; indessen doch noch nicht allen Gedanken einer künftigen Auflösung aufgebe: nach diesem Geständnis fährt Sokrates fort:

„Du leidest Geburtsschmerzen, theurer Theätet, weil dein Gemüt nicht leer, sondern schwanger ist. Th. Das weiß ich nicht, Sokrates; ich sage dir nur, wie es mir gegangen ist. Sokr. Hast du denn gar nicht gehört, simpler Jüngling, daß ich der Sohn einer würdigen und gestrengen Hebamme sey, der Phänarete? Th. Das habe ich schon gehört. Sokr. Auch gehört, daß ich dieselbe Kunst treibe? Th. Gar nicht. Sokr. So sey versichert, daß ich

es thue. Doch sage andern hievon nichts. Denn bisher, o Freund, hat noch niemand gewust, daß ich diese Kunst besitze. Und weil die Leute dieses nicht wissen, so erzälen sie es auch nicht von mir; wohl aber, das ich der sonderbarste Mann sey, der die Menschen in lauter Zweifel führe. Hast du auch dieses vernommen? Th. O ja.

Sokr. „Bedenke nur alles das, was die Hebammen angeht, so wirst du leicht begreifen, was ich sage. Du weist ja doch, daß keine einzige Hebamme andern in Geburtsnöten hilft, so lange sie selbst noch empfangen und gebären kan; sondern nur solche dazu gebraucht werden, die nicht mehr gebären können. Th. Richtig. Sokr. Dieses soll nun von der Diana so veranstaltet seyn, welche, ob sie gleich selbst nie geboren hat, doch die Schuzgöttin der Gebärenden ist. Den Unfruchtbaren hat sie daher nicht erlaubt, Geburtshülfen zu leisten, weil die menschliche Natur zu schwach ist, als daß sie eine Kunst treiben könte, wovon sie selbst nie Erfahrung gehabt hat: vielmehr hat sie dieses Geschäft denen anvertrauet, die wegen ihres Alters selbst nicht mehr gebären, um ihre eigene Aenlichkeit mit denselben dadurch zu ehren. Th. Es scheint. Sokr. Ist auch das wahrscheinlich und notwendig, daß die Hebammen besser, als andere, wissen, welche empfangen haben, und welche nicht? Th. Ja sehr. Sokr. Auch vermögen die Hebammen durch gewisse eingegebene Tränke, und durch Zaubereien die Geburtsschmerzen zu erwecken, und sie auch zu lindern, bei welchen sie wollen: sie befördern die Geburt bei solchen, denen sie schwer wird, und wenn ein ungewönlicher Zufall eine Abortion zu erkennen gibt, so machen sie dieselbe leicht. Th. Das ist wahr.

„Sokr. „Weist du auch noch dieses von ihnen, daß sie in Veranstaltung ehelicher Verbindungen die gröste Geschicklichkeit haben, weil sie als Allkundige in diesen Sachen wissen, welches Frauenzimmer und welcher Mann in einer Ehe zusammen gehören, damit die besten Kinder erzeugt werden?

den? Th. Das weis ich eben nicht. Sokr. Du kanst aber gewiß seyn, daß sie sich hierauf mehr zu Gute thun, als auf ihre Geschicklichkeit, die Nabelschnur abzuschneiden. Bedenke nur. Hältst du es für zwei verschiedene, oder für eine und dieselbe Kunst, die Früchte der Erde zu warten und zu sammeln, und auch zu wissen, welches Erdreich und welche Pflanzen und Saamen zusammen gehören? Th. Nicht für zwei, sondern für eine und dieselbe Kunst. Sokr. Und wenn wir dieses nun auf eine Frau anwenden, lieber Freund, glaubst du, daß das eine Geschäft für diese, und das Sammeln, als das andere, für jene Kunst gehöre? Th. Das scheint nicht. Sokr. Freilich nicht; aber wegen der ungeziemlichen und ungereimten Zusammenfügungen eines Mannes und eines Frauenzimmers, welche den Namen der Kuplerei führen, fliehen die Hebammen vor Ehestiftungen, weil sie sich, als würdige Frauen, fürchten, durch dieses Geschäft jener Schuld wegen zur Verantwortung gezogen zu werden, ob es gleich den Hebammen allein zukomt, gute Eheverbindungen zu veranstalten. Th. Es scheint.

Sokr. „So weit gehet also das Amt der Geburtshelferinnen; es ist aber noch geringer, als mein Werk. Trift es sich nicht zuweilen, daß die Geburten der Frauen leeren Phantomen gleichen, zuweilen aber auch, daß sie wahr sind? Das ist aber nicht leicht zu unterscheiden; denn wären die Hebammen fähig, das Wahre und Falsche hier immer zu unterscheiden, so hätten die das wichtigste und vortreflichste Amt. Meynst du nicht? Th. Ja. Sokr. Bei meiner Kunst, Geburten zu befördern, findet sich nun nicht blos alles das, was bei jenen ist; sondern sie ist darin auch noch übertreffend, daß sie nicht der Weiber, sondern der Männer Geburten zur Welt hilft, und nicht für die Geburten der Leiber, sondern der Seelen Vorsorge beweist. Das allerwichtigste bei meiner Kunst aber ist noch dieses, daß ich vermöge derselben in jedem Falle herausbringen kann, ob der Verstand eines jungen Menschen ein Phantom und eine Täuschung, oder ein wahres Geschöpf zur Welt bringe. Uebrigens findet sich bei mir auch

das, was bei jenen Geburtshelferinnen Statt findet, daß ich selbst kein Kind der Weisheit mehr gebären kan. Und was mir bereits viele schimpflich vorgeworfen haben, daß ich nur andere frage, und selbst auf nichts antworte, weil ich nichts gewisses weis, das ist nicht ohne Grund. Die Ursache hievon aber ist diese, daß ein Gott mich treibt, fremde Geburten zu befördern, aber etwas Eigenes zu gebären mich hindert. Daher bin ich denn selbst zu nichts weise genug, so wenig ich irgend eine Erfindung von der Art vorzeigen kan, die man als ein wahres Kind meiner Seele ansehen möchte. Unter denjenigen hingegen, welche mit mir umgehen, scheinen einige anfangs zwar sehr unwissend, alle aber, denen der Gott beistehet, machen, wenn sie den Umgang mit mir fortsezen, so grosse Fortschritte, daß sowohl sie selbst, als andere, sich höchst darüber wundern müssen. Und auch das ist klar, daß sie nie etwas von mir gelernt; sondern aus sich selbst diese mannigfaltigen und schönen Kentnisse gefunden haben, die sie als ein Eigenthum besizen. Daß sie hingegen zur Geburt gekommen sind, daran ist Gott und ich Schuld. Dieses wird daraus klar. Schon viele, welche von dieser meiner Kunst nichts wusten, und die sich selbst alles zuschrieben, und, weil sie mich entweder gering achteten, oder von andern angereizt, mich früher verliessen, als sie hätten thun sollen, haben, nachdem sie von mir gewichen waren, sowohl bei allen nachmaligen Geburten abortirt, wegen ihrer unglücklich getroffenen Verbindung, als auch diejenigen Geburten, die meine Kunst befördert hatte, durch heillose Erziehung gänzlich verdorben; sie haben Täuschungen und Phantomen höher, als das Wahre, geschäzt, und so ist es zulezt mit ihnen dahin gekommen, daß sie, sowohl sich selbst, als andern, nichts zu wissen scheinen. Einer aus dieser Zahl ist Aristides, Lysimachus Sohn, und noch sehr viele andere. Wenn diese nochmals von neuem wieder kommen, und meinen Umgang suchen, und das höchste darum thun, was man nur thun kan, so hält mich mein Schuzgeist ab, mit einigen umzugehen; bei andern aber läst er es geschehen: und diese nehmen abermals,

wie

wie vorhin, zu. Auch begegnet meinen Gesellschaftern eben dieses, wie den schwangern Weibern, daß die Zweifel, womit sie angefüllet sind, ihnen Nacht und Tag viel heftigere Geburtsschmerzen machen, als bei jenen sich finden; und eben diesen Geburtskampf kan meine Kunst beschleunigen, und wieder zur Ruhe bringen. So verhält es sich nun mit diesen.

„Zuweilen aber, Theätet, finde ich welche, die, weil sie mir nicht schwanger zu seyn scheinen, meiner Kunst nicht bedürfen, und diese suche ich aus bestem Wohlmeynen mit andern gleichsam ehelich zu verbinden; und mit Gott erahnde ich auch sehr glücklich, welche Verbindungen ihnen am vortheilhaftesten sind. Von solchen habe ich bereits viele an den Prodikus, und viele andere an andere weise und göttliche Männer ausgestattet.

„Ich habe mich, o bester Freund, darum so weit über diese Sache ausgebreitet, weil ich ahnde, daß du, wie du auch selbst nicht leugnest, nach einiger Empfängniß Geburtsschmerzen leidest. Begib dich also zu mir, als dem Sohne einer Hebamme, der auch selbst diese Kunst verstehet, und suche daher, so viel du nur immer kanst, auf meine Fragen zu antworten. Ja, wenn ich etwas unter deinen Reden bemerke, was ich nicht für wahr, sondern für ein Phantom halte, und es dir alsdenn entreiße und wegwerfe, so erbittere dich darüber nicht, wie die Erstgebärenden in Absicht ihrer Kinder thun. Denn, bester Mann, schon viele haben solche Gesinnungen gegen mich angenommen, daß, so bald ich ihnen nur ein Hirngespinst entriße, sie auch wohl beissend mich anfallen würden, weil sie nicht glauben können, daß ich aus gutem Wohlmeynen dieses thue; sie sind weit entfernt, einzusehen, daß kein Gott gegen die Menschen böse gesinnt sey, und daß auch ich aus keiner bösen Absicht dergleichen thue. Mir aber ist es auf keine Weise erlaubt, entweder zur Lüge Ja zu sagen, oder die Wahrheit nicht zu offenbaren. Mache also abermals einen Versuch, Theätet, zu sagen, was Wissenschaft sey." u. s. f.

Gleich

Gleich gegen das Ende des Gesprächs heist es:

Sokr. „Wie nun, mein Freund? sind wir noch in Schwangerschaft und Geburtsschmerzen über die Wissenschaft; oder haben wir alles zur Welt geboren? Th. Beim Jupiter, durch deine Hülfe habe ich mehr hervorgebracht, als ich in mir hatte. Sokr. Sagt dir meine Kunst denn nicht, daß alle diese Geburten windig ausgefallen, und der Erziehung nicht werth sind? Th. Auf alle Weise. Sokr. Wenn du daher nach diesem, Theätet, durch andere Empfängnisse schwanger werden solltest, so wird, wenn der Fall komt, deine Schwangerschaft, wegen der gegenwärtig durchgearbeiteten Untersuchung, bessere Dinge enthalten; soltest du aber unfruchtbar bleiben, so wirst du deinen Gesellschaftern weniger lästig seyn, und viel umgänglicher und bescheidener deswegen, weil du nicht glaubst, du wüstest, was du nicht weist. Nur so viel, und nichts mehr, vermag meine Kunst. Denn ich für mich weis nichts von dem, was jene grosse und bewundernswerthe Männer wissen, die jezt leben, und die gelebt haben. Diese Hebammenkunst indessen habe sowohl ich, als meine Mutter, von Gott empfangen; sie für die Weiber, und ich für edle und schöne Jünglinge.„

---

Es ist anmutig zu sehen, wie in dieser Allegorie einer psychischen Hebammenkunst die ganze sokratische Methode, d. i. die besondere Art und Kunst, nach welcher Sokrates lehrte, und jugendliche Seelen behandelte, in der That abgebildet ist. Er gebrauchte diese allegorische Vorstellung um so lieber, weil sie seine Methode nicht nur erklärte, sondern auch rechtfertigte. Sokrates bewies nie anders, als durch Beispiele und Einfälle; und statt der schweren Fesseln der Schlüsse wählte er spiegelnde Aehnlichkeiten aus dem weiten und reichen Gebiete natürlicher Dinge und Kräfte. Nun bedürfen die schönen und nüzlichen Geburten der Natur von mancherlei Art gemeiniglich gewisser Beihülfen und pflegender

War-

Wartungen und Aufhelfungen. Daher war nichts bedeutender für ihn, und nichts fähiger, den Sinn der Wichtigkeit seiner Methode klar zu machen, als wenn er zeigte, daß zwischen den Geburten des Leibes und der Seele eine grosse Aehnlichkeit sey; daß sie beide gewisser Beihülfen bedürftig wären, die diejenigen, welche in Geburtsschmerzen beider Art begriffen wären, sich selbst nicht leisten könten; ferner, daß er zur Erleichterung und Beförderung der guten Geburten der Seele, und zur Abtreibung der Phantomen eben das thäte, was die weisen Frauen in Absicht der guten und windigen Geburten der Weiber leisten.

Die erste Aehnlichkeit fand er zwischen seiner Person und den Hebammen. Die Hebammen, sagt er, gebären zwar selbst nicht mehr, aber sie müssen doch je einmal selbst geboren haben. Denn die Natur der Menschen ist zu schwach, als daß sie eine Kunst treiben könte, wovon sie selbst nie Erfahrung gehabt hat. — Dieses wandte er nun auf seine Versuche, den Geburten psychischer Geschöpfe beförderlich zu seyn, so an, daß er von sich gleichfalls sagte, er selbst sey nicht mehr im Stande, schöne Phantomen der Einbildung und Hypothesen der Erfindungskraft zu erzeugen; aber — welches mit unter zu verstehen gegeben wurde — er sey in diesen Spielen einer schönen Fruchtbarkeit doch nicht so ganz unerfahren, sondern je auch wohl in ähnlichen Umständen gewesen. Und hiemit gab er zugleich einen Wink auf seine Unwissenheit, daß es damit etwa nicht die Bewandniß habe, als wäre er ein purer Neuling, und ohne alle Erfahrenheit in jenen seligen und schönen Künsten und Wissenschaften, wie er sie nante; sondern daß eben die Versuche eigner Erfahrung ihn in den Stand gesezt hätten, ihre Gestalt und Wesen anzuschauen, zu beurtheilen, und sogleich zu erahnden, ob eine junge Seele etwa in Nöthen der Schwangerschaft dieser Art sey, und Geburtshülfen brauche. Wenn die neugierigen Athenienser, und seine sophistischen Neidbuhler hierauf gemerkt hätten, so würde ihnen das ewige Geständniß seiner Unwissenheit weniger ebentheuerlich und ärgerlich vorgekommen

seyn.

seyn. Sokrates wolte mit seinem idiotischen Gefühle nichts anderes sagen, als daß er durch lange Uebungen einer vermeynten schönen Fruchtbarkeit in den Zustand der wirklichen und erkanten Unfruchtbarkeit übergangen sey; aus dem Zustande, da man alles zu wissen glaubt, weil man jeden Gegenstand in das feine Gewebe gesponnener Hypothesen wickelt, und ihn dadurch aufgelichtet zu haben glaubt, in einen Zustand der Unwissenheit, deren Gefühl nicht so selig und genugsam, aber demütiger und wahrer ist; in den Zustand der Unfruchtbarkeit, nachdem die reiche Zeugungskraft der Einbildungen ihr Werk gethan, und ihr Gutes genossen hat, sich in einer Oede fühlt; aber auch die schwache Haltsamkeit und das Untreffende der schönstgebildeten Hypothesen erkennet, und lieber gar nicht, als so, wissen will.

Diese sokratische Unfruchtbarkeit im Gegenbilde der Fruchtbarkeit der Seelen in jugendlicher Blüte und Stärke liesse sich auf eine sinnreiche Art auf das Amt der Kunstrichter anwenden. Auch dieses hat in seiner wahren Natur eine würdige Gestalt für die schönen und starken Geburten, oder leeren Phantome der Seele. Es sezt aber, im Gegenbilde der sokratischen Hebammenkunst, gewisse Grundeigenschaften voraus, die sich nicht häufig mit diesem gestrengen Titel vereinigt zu finden pflegen. Nach dem Grundsaze, daß die menschliche Natue zu schwach sey, als daß sie kunstrichten könte über psychische Geburten, ohne selbst mit solchen Sachen innigst vertraut zu seyn, und wesentliche Erfahrungen der Art gemacht zu haben, solte es in wenigen Fällen heissen, „das Urtheil ist leicht, aber die Kunst schwer:„ vielmehr solte eben deswegen das ächte Urtheil für sehr schwer gehalten werden, wie es in der Wahrheit auch ist, weil es aus den Geheimnissen der Kunst gezogen seyn muß. Diejenigen kunstrichten am besten in einer Art, die in derselben Art fruchtbar gewesen sind, oder, nach der Allegorie, selbst geboren haben; die schöne Seele über das Schöne, die keusche über das Keusche, die tiefsinnige über das Tiefsinnige. Und wenn gleich die reiche Zeugungskraft an Blüte und Frucht eraltert seyn

solte,

solte, so bleibt die Kraft des Urtheils doch noch in ihrer Stärke, Wahrheit und Würde, und beweist männliche Manieren, wenn sie die ächten und falschen Geburten erkent, und unterscheidet. Die Kunstrichter solten bei den Geburten der Seelen wirklich das leisten, was die Fruchtbaren sich selbst selten leisten können. Und wie es eben so wohl in der Schwachheit, als dem Ueberflusse der Natur, gegründet ist, daß eine Seele eben so wenig ohne alle Windgeburten, als ein Baum ohne Auswüchse zu seyn pflegt; so solte die Kunst des Urtheils eben diese Phantome mit unauslöschbarer Schrift und Karakteren bezeichnen, und die Wege zeigen, wie diese Windgeburten entweder Vorläufer etwa seyn, oder den Weg dazu bahnen könten. Das Amt der Kunstrichter solte sich in einer Würde zeigen, die unparteiischer wäre, als die mütterliche Liebe der Psychen gegen die Früchte ihres Wesens der Natur nach nicht wohl seyn kan. Diese verlangt nämlich, daß wegen der vielen Schmerzen, die oft auch die windigsten Geburten machen, und wegen der umständlichen Wichtigkeit, womit sie sich der Seele anzukündigen pflegen, keine einzige verloren gehen, sondern alle ohne Unterschied gepflegt werden sollen. Wie schön wäre es daher, wenn das Kunstrichten hier eben so strenge auf der einen Seite, als ökonomisch und patriotisch für die Verschönerung und Erweiterung des Reiches der Wissenschaften durch ihre Geburten auf der andern Seite wäre!

Nach Art der Hebammen legte sich Sokrates das Vermögen bei, erahnden und sehen zu können, ob eine junge Seele Anzeigen der Schwangerschaft von sich gebe, oder nicht. Dieser Ahndungsgenius hatte einen starken Einflus auf die Wahl seiner Lieblinge und Schüler. Fruchtbare Seelen musten diejenigen Jünglinge haben, die er annahm; fand er die, so verband er sie mit sich, auch wohl ohne ihr Gesuch, und gab ihnen das Lust und Liebe reizende Versprechen, daß sie unter der milden Pflege des Schuzgottes der Seelen, die mit schönen Geburten schwanger sind, grosse Fortschritte in der Erkentniß des Schönen und Guten machen würden, ob

sie

sie gleich von ihm nichts lernten, sondern seine Kunst nur beförderte und hervorlockte, was schon in ihnen läge, und es reinigte. Andere hingegen, bei denen er keine Zeichen schöner Fruchtbarkeit ahndete, nahm er nicht, wenn sie zu ihm kamen, sondern wies sie an den oder den unvergleichlichen Mann, mit der Entschuldigung, sein Dämon habe eine zu grosse Gewalt über die Wahl seiner Freunde, als daß er ihm widerstehen dürfte; da dieser ihnen nun nicht günstig sey, so könne er nichts dafür.

Für noch viel schwerer hielt er es, nach dem Bilde der Hebammen, untrüglich zu erkennen, ob die wirkliche Schwangerschaft eine ächte oder falsche Geburt verspräche. Befördert und hervorgelockt muste sie werden, sie mochte auch seyn, von welcher Art sie wolte. Dieses that er durch seine eigene Art und Kunst, wie er mit Jünglingen umging. Immer anhaltende dialektische Fragen, die er nach allen Seiten hin richtete, so daß die Sache, von der jedesmal die Rede war, in das mannigfaltigste Licht gestellt wurde, und alle die Farben annahm, deren sie nur fähig war, musten die wirkliche Schwangerschaft zur Geburt beschleunigen. Sie waren die Zaubertränke seiner Kunst, welche auf die Ideen, Bilder oder Phantome der Seelen so stark wirkten, daß sie derselben entbunden wurden. Eben diese gaben zugleich den Geburtsschmerzen die gröste Erleichterung, und liessen sie nicht zu heftig werden. Nachmals, wenn sie hervorgelockt waren, sagte er, nun müssen wir auch sehen, mein Kind, ob es eine ächte Geburt, oder ein Phantom; ob das, was du vorbrachtest, recht sey, oder nicht. Das war die ewige sokratische Methode. Sie lockte zuerst durch allerlei Fragen allerlei Antworten heraus; alsdann musten neue Antworten auf neue Fragen den schon gegebenen das Gepräge ihres Werths oder Unwerths aufdrücken, ohne daß er selbst das Ansehen hatte, mit der Schwäche und den schönen Spielen jugendlicher Seelen zu hart zu verfahren, und sie von sich zu scheuchen. Waren es windige Geburten, woran die schönen Seelen schwanger gewesen waren, — wie dieses in den meisten Fällen

wirklich statt fand, weil sie von Eltern des Hauses, oder von Sophisten, jenen seligen und göttlichen Allwissern, wie Sokrates sie nent, mit Wind und glänzenden Phantomen und Luftmeteoren genährt waren, — so führte er sie durch unvermerkte Krümmungen auf einen Standpunkt, von welchem aus die eingebildeten ächten und starken Geburten nicht anders als Phantome und Windspiele erscheinen konten. Ihre Betrübnis wegen des Verlustes linderte und tröstete er durch neue Ansichten derselben Gegenstände, und ihre Schüchternheit machte er von neuem beherzt, durch milde und spielende Versprechungen neuer Geburten, die etwa fester wären, und nicht so augenblicklich in die Luft schwänden. Diese Versuche und Uebungen machten sie eben so bescheiden in dem Gefühle ihrer selbst, als gewizigt in dem Aechten und Falschen. Wenn sie sich gleich nachmals in einem kleineren Besize sahen, so war das Wenige, bei der Unwissenheit in diesen Dingen, doch mehr werth, als das gröste Magazin eingebildeter Vielwissenheit.

Hierin lag das Eigene, was Sokrates sich unter dem Geschäfte des Lehrers dachte. Dieser soll die jungen Seelen nicht beladen mit einem Gepäcke von allerhand Meynungen und Dogmen, weil das die Munterkeit, Schnelle und Schwäche ihrer Jugend theils niederschlagen, theils aufhalten würde, da sie doch gern selbst früh Urheber eigner Erfindungen und Einfälle seyn wollen, und um so freudiger sind, je mehr sie dieses wirklich zu seyn scheinen; sondern er soll ihnen die mannigfaltigsten Spiegel der Dinge aus den physischen, moralischen, politischen Kreisläufen des Lebens vorhalten, damit sie sehen, hören, sich üben und gewizigt werden, und sich zugleich für eigne Urheber halten. Das muntert sie auf, und flößt ihnen praktisch die Ueberzeugung ein, daß sie auf ähnliche Art durch ähnliche Versuche mit sich selbst eben so etwas hervorzubringen im Stande wären, welches sie sonst nie geglaubt hätten. Dieses ist die wahrste Methode zu lehren, die Methode der Gottheit durch die Natur. Die Gottheit schafft keine gediegene Weisheit an, aber sie sezt in Umstände, wie

die ersten Zöglinge ihrer Bildung, daß dieselbe Wirkung erfolgt, als wenn sie angeschaffen hätte; sie trägt, wie ein Adler seine Jungen, aber damit sie sich selbst leiten und führen lernen. Diese Kunst zu lehren gehet durch das ganze Gebiet der Kinder der Natur. Nur die Menschen sind zu gutherzig, daß sie die Seelen, die sie bilden und zum Wachsthum befördern wollen, zu früh belasten, und das eitelste Schaugepränge damit treiben. Sie bedenken aber nicht, daß die Starken einst die untragbaren Bürden, und das drückende Joch des Systems der Pädagogie von sich werfen, und ihre Leiter als Unmündige und Pedanten verlachen werden; die Schwachen und Blödsinnigen hingegen darunter erliegen müssen, und knechtischer werden, als das lastbarste der Thiere.

Ferner hielt Sokrates es für den wichtigsten Vorzug der Hebammen, der ihnen mehr Ansehen gäbe, als ihre Kunst, die Nabelschnur abzuschneiden, daß sie wüsten, welcher Mann und welche Frau in einer ehelichen Verbindung zusammen gehörten, damit die besten Kinder erzeugt würden. Er legte dadurch seiner eigenen Kunst diesen Vorzug bei. Er wolte damit so viel sagen, als er wisse, zu was für Lehrern die Jünglinge nach Maaßgabe ihrer Talente, ihrer Neigungen und ihrer politischen Bestimmung gehen müsten, ob zu ihm, oder zu einem Prodikus, Gorgias, Polus u. s. Er hatte viele an diese göttlichen Männer ausgestattet, weil sie für ihn nicht waren. Er bewies sich bei solcher Gelegenheit zwar ironisch, aber doch milde. Es konte einer zur sokratischen Armut des Geistes untüchtig seyn, oder an seinem Idiotismus sich ärgern, und war vielleicht gut, einer jener seligen Redner und Politiker zu werden. Er wies sie hin.

Wie gut wäre es, wenn es zu aller Zeit eine Anzahl kunsterfahrner Männer gäbe, die aus der Physiologie jugendlicher Seelen erahnden könten, und dazu bestimt wären, zu welcher ehelichen Verbindung ihr Geist eigentlich gemacht sey. Denn ob es gleich auf die eigenthümliche Form jeder Seele ankomt, was für Geschöpfe sie zur Welt bringt; so komt es

doch

doch auch eben so sehr darauf an, mit was für Kräften und Gegenständen sich jemand verbindet. Die Form der Seele gibt die Form der Geburten; aber die Nahrung und Wartung derselben das Edle oder Unedle derselben. Wie wenig weis gemeiniglich eine Seele bei ihren ersten Versuchen selbst, womit sie sich eigentlich verbinden müsse, um die fruchtbarsten, und ihrer Idiosynkrasie angemessensten, Säfte der Nahrung zu ziehen? Auch nachmals, wenn sie bereits zu den Jahren der Mannbarkeit gekommen ist, fehlt es ihr noch häufig an dieser Diskrezion; sie geniest Hefen und Treber der Wissenschaften, und bringt noch ärgere Treber — progeniem vitiosionem — zur Welt.

Eben so wenig solte jemand mit dem Gegenstande, womit er sich ehelig verbunden hat, eine solche Abgötterei treiben, oder sich demselben mit solcher Dienstbarkeit ergeben, daß er nicht auch für andere lebte. Fein muß der Mechanismus einer Seele seyn, und ziemlich ausgesucht die Mittel ihrer Nahrung, wenn sie merkurialische Lebensgeister erzeugen, und Gedanken schaffen soll, die stark sind, wie ein Riese, oder schön, wie ein Adonis. Wie kan einer, der nichts als wolfische Paragraphen handhabet, oder verjährte Wechselwörter in aller Art, so eiskalt, wie der Winter, so unfruchtbar, wie dürres Holz, Geschöpfe zur Welt bringen, die blühend sind, wie der Frühling, schön, wie das Licht, beweglich, wie das Leben? Wie einer, der mit lauter buntgefärbten Luftblasen spielt, Werke geben, die tief gewurzelt sind, und auf einem Felsengrunde ruhen, den kein Sturm und Wetter, keine Wandelbarkeit der Mode zerstört? zu denen Männer ihre Zuflucht nehmen, wenn sie in Bedürfnisse höherer Art kommen? die man unter allen Erschütterungen und Revolutionen der Zeit sich freuet gekant zu haben? Im Leben richtet sich die Art des Urtheils, der Handlung, des Lobes und der Verdammung nach der Natur der Gegenstände, womit man sich nährt, und nach der Art, wie man seine Lust daran findet. Alle Resultate des Lebens erzeugen sich aus den Bildern und Vorstellungen, und aus den Neigungen, die sich in fein gesponnenen Fäden an die Lieblinge der

Seele knüpfen. Der ganze Karakter einer Seele erhält ganz verschiedenen Ton und Manier, je nachdem sie sich mit holden und grossen und ewigen Gegenständen dessen was gewesen ist, ist und seyn wird, verbindet; oder mit Phantomen der Mode, mit wandelbaren Schemen, mit Gegenständen der zeitigen Lustseuche, Ueppigkeit, Ekelhaftigkeit.

Die sämtlichen Geburten der Seele theilte Sokrates nach Angabe seiner Allegorie in Phantome oder Windgeburten, und wahre Geschöpfe, in Geschöpfe mit Substanz, Lebenshauch, Geist, Bewegung und Kraft. Zu seinen Zeiten, wie zu allen Zeiten, hatten die Phantome das Glück, mehr, als die Wahrheit der Natur, zu gefallen; schöne Hypothesen und Windspiele mehr, als ächte Geschöpfe mit Mark und männlicher Kraft. Daher suchte er seine Jünglinge zuerst von diesen Idolen der Welt, der Schulen und der Haufen durch die Zauberkraft seiner Fragen zu reinigen, und sie in ihrer Blösse aufzustellen. Es bringt das Loos der Zeiten aber so mit sich, daß einer selten gehört wird, wenn er zu zeigen sucht, daß die Menschen mit sich und andern, mit Wahrheit und Schein, mit Erde und Himmel mehr ihr Spiel treiben, als daß sie diese Dinge mit der Ernsthaftigkeit und Würde studirten, die sie verdienten. Die Phantome, wozu alle wandelbare Hypothesen gehören, gefallen mehr, und machen mehr Glück, als das Wahre, weil es leichter ist, zehn Phantome zu schaffen, als eine einzige wahre Ursach zu entdecken, oder nur erst dahin zu kommen, daß man einsiehet, sie sey schwer zu entdecken. Neugier, Flüchtigkeit und Liebe zur Veränderung lassen sich leicht gewinnen für Dinge, die wenig Fonds erfodern, und womit so leicht gespielt werden kan. Wo ist ein Philosoph gewesen, oder wo wird er seyn, der die Phantome und Wahrheiten so untilgbar bezeichnete, und so klar unterschiede, daß jeder nach solchen und an solchen Karakteren für sich und andere erkennen könte, wenn er Erfahrung hätte, welcher Art und welches Gepräges etwas sey?

Endlich

Endlich glaubte Sokrates, daß seine Kunst nicht anders nüzlich werden könte, als wenn die Jünglinge eine gewisse bestimte Zeit bei ihm ausdauerten. Thäten sie das nicht, so gäben sie entweder ihr ganzes Leben hindurch lauter Aborzionen, wovon er manche Beispiele zu nennen wuste; oder sie verdürben durch heillose Erziehung und unnatürliche Pflege das, was sie etwa ächt erzeugt, und durch seine Hülfe ans Licht gegeben hätten. Jenes geschahe, wenn sie sich zu früh mit einem politischen oder sophistischen Amte gleichsam ehelich verbanden, weil das, was in ihnen aufgekeimt war, nicht tiefe Wurzel hatte, sondern eben entstanden war, und bald wieder vergieng. Durch die heillose Erziehung aber winkte er auf unglückliche und falsche Anwendungen seiner Lehren, wenn sie nach der ächten Prüfung seiner Kunst noch nicht unterscheiden gelernt hatten, was ächte Geburt, und was Phantom sey, und so den leeren Schein höher, als die wahre Natur schäzten. Hievon war selbst Plato nicht ganz frei. Wie manches Windspiel hätte Sokrates ihm noch entreissen müssen, wenn er alle seine Schriften gelesen hätte! Xenophon war der gediehenste unter allen in der Erkentnis des Schönen und Guten, in den moralischen Gründen seines Karakters, in den Tugenden der Züchtigkeit, Bescheidenheit, Edelmut, Tapferkeit, Religiosität, Liebe der Götter und Menschen. Er war eben so gebildet zum Leben und zu handeln, als gewizigt in der Kunst zu denken und zu reden. Seine Person war ohngefehr ein Spiegel der sokratischen Kalokagathie.

Ohne daß die sokratischen Schüler eine gewisse Zeit im Gefolge und zur Seite ihres Lehrers waren, konten sie ferner nicht zu dem uneigennüzigen Gefühle für ihre eigene Erfindungen und Geschöpfe geübt werden. Und dieses war doch ein nothwendiges Bedingnis, und enthielt den Grund zu den Fortschritten in der Schönheit und Wahrheit, Stärke und Anmut des Karakters. Sie durften nicht erbittert werden, wenn er ihnen Windgeburten entriß, und sie der Pflege unwerth hielt. Und doch pflegt der Mensch für die ersten

Geschöpfe seines Wesens, so windig sie auch seyn mögen, die zärtlichste Eifersucht einer mütterlichen Liebe zu hegen. Wenn ihn daher einige aus eben diesem Triebe verliessen, und ihren Erfindungen und Schönheiten des Geistes mehr Gründliches und Erhebliches für Götter und Menschen zuschrieben, als sie hatten, so hätten sie das Schicksal eines Alzibiades, Aristides und anderer, die Sokrates als Beispiele dieser Art nent. Sie wolten sich durch die sokratische Kunst zu forschen, zu fragen und zu beleuchten nicht züchtigen lassen, und so liefen sie von ihm mit vielen Windblasen in der Seele —

Eben so gehet es gar vielen Zöglingen unserer starken und schönen Geister. Diese verbinden sich mit ihnen und mit den Denkmälern ihrer feinen und hohen Kunst; weil sie aber nicht warten wollen bis alles in Lebenssaft und Gebein verwandelt wird, noch Lust haben, eine Zeitlang mit Zucht und Bescheidenheit sich zu üben: so laufen sie plözlich davon, wenn — wie ein Schwamm hervorgehet — das Wunderding, die Geniekraft, unversehens in ihnen da ist; dann bestürmen sie mit gigantischen Gebehrdungen die Welt, und geifern Aborzionen —

Wie sehr gemäß der Natur, und wie nothwendig es sey, daß Schüler, die weise werden wollen, eine nötige Zeit sich disziplinixen lassen, lehrt nicht nur die sokratische, sondern jede Schule der Welt. Wer hat aber solche Aufsicht? wer hält an, und übt so aus Pflicht, wie Sokrates aus Patriotismus gegen die Menschlichkeit that? Stehet es nicht jedem frei, zu entschlüpfen, wenn er Lust hat, und auf gut Glück romantische Ebentheuer zu versuchen, und sich einzupflanzen nach eigner Erkiesung und Wohlbehagen? Wie viel besser würde es um die Dinge stehen, wenn das Alter des Frühlings gehütet und geschüzt, — in Schranken gehalten, und dem unreifen Ausfliegen vorgebeugt würde? So ist das Meiste dem Zufalle überlassen, und der windspielenden Neigung des jugendlichen Alters, die selten thut in dieser Absicht, was recht ist vor Göttern und Menschen, ersprieslich dem Vaterlande, und rühmlich dem Volke, wozu sie gehören.

Diese

Diese Allegorie einer psychischen Hebammenkunst bildet also nicht blos die ganze pädagogische Art und Kunst des Sokrates ab; sondern sie erklärt auch alles, was in seiner Methode theils unerklärlich gewesen ist, theils die Bewunderung nach sich gezogen hat. Sie erklärt, warum er verlangt, daß ein Künstler dieser Art zwar unfruchtbar seyn könne, aber nicht immer gewesen seyn müsse. Die eigne Unfruchtbarkeit sahe er als ein Mittel der Unpartheilichkeit an. Sie erklärt, was es mit der sokratischen Unwissenheit für eine Bewandnis gehabt, und warum er sich der Methode des Fragens bedient habe; warum er bei allen seinen Unterredungen auf die Hypothesen der Sophisten Rücksicht genommen, und durch die Kraft seiner Ironie, und durch den Spiegel der Aehnlichkeiten aller Art sie ihres Gipfels entsezt habe. Diese waren idolisirt zu seligen und göttlichen und hohen Wissenschaften; und er machte dagegen seine Jünglinge aufmerksam sowol auf die Phantome, als auf die ächten Geschöpfe der Schönheit und Stärke. Diese Allegorie lehrt, warum er in der Wahl seiner Lieblinge so delikat gewesen, weil er fruchtbare und schwangere Seelen suchte; andere hingegen, die in guter Meinung zu ihm kamen, Sophisten oder Politiker zu werden, nicht annahm, sondern sie mit andern Meistern und Virtuosen der schönen und göttlichen Wissenschaften verband. Sie lehrt endlich, warum Sokrates just auf diese Methode verfallen sey, um den würdigen Zweck zu erreichen, daß die Jünglinge, wenn sie in seinem Umgange eine nötige Zeit ausdauerten, nachmals weniger zu verstehen glaubten, was sie nicht verstunden; dadurch umgänglicher und leidlicher, sich und dem Vaterlande nützlicher wurden. Die sokratische Kunst wolte das Gute der Erkenntnis, dessen aber weniger ist, als des Schönscheinenden und Verführenden, eben so sehr befördern, als das Chimärische verbannen, welches auf die Menschen aller Zeiten mit den seltsamsten Zauberkräften wirkt. Kunst zu lehren, Entstehungsart der Ideen und der Geburten der Seele aller Art; ihr ungleicher

Werth, ihr Adel und ihre Gestalt — Dieses ohngefehr liegt in dieser Allegorie.

Wer endlich nicht blos ins Blinde hin glaubt, daß Sokrates kein gemeiner Kenner des Schönen und Nüzlichen, und kein Neuling im Kunstrichten gewesen, sondern erkennet, wie, und warum, und wie weit er es gewesen; dem kan diese Allegorie, so spielend sie scheint, immer auf den Gedanken bringen, daß in solchen Gemälden oft schönere und fruchtbarere Gedanken liegen, als in den Machtsprüchen und Syllogismen des grauesten Barts.

---

## 4.

## Mariens Reden bei ihrer Trauung.

### Ein Fragment. *)

---

Ein Kämmerchen in dem Hause einer armen Frau in einem abgelegenen Winkel der Stadt. Mitternacht. Marie in ängstlicher Erwartung. Es wird geklopft; sie stellt sich an der Thüre. Karl herein im Mantel verhüllt. Marie ihm um den Hals.

Hab' ich dich, Karl? Lieber, Lieber! hab ich dich?

Ja ja, ich bins!

Ja, sieh, ich bin wieder hier; ich kan nicht helfen; — So nims doch nicht so übel, lieber Herzensjunge? — ich weis gar wohl, ich versprach dir, du soltest mich nicht mehr sehen; aber nim's nicht so übel! Nur einmal, nur dieses einzigemal noch! Nur ein kleines Stündchen, dann, Karl! dann mag's seyn: nie wieder!

Was

*) Freilich, hat Karl bei dieser Trauung auch gesprochen; aber, da sich alles, was er sagte, aus Mariens Reden schon abnehmen läst, so schien es überflüssig, auch die seinigen aufzuschreiben.

Was ich will? — Du solst mich heirathen.

O geh doch! kan ichs so meinen? kan ich spielen wollen mit dir? ich mit dir? wie in der Komödie — wie heist sie? wo die alte Kuplerin von Tante ihre Leute bewafnet hat, und dann dem — dem Karl des Stücks, so trozig zuruft: wilst du oder wilst du nicht? kan ich's so meinen? Lieber, bin ich denn nicht die Erste gewesen, ich selbst die Erste, die es gesagt hat von uns, heirathen nun und nimmermehr!

Wahnwizig? ach, Karl; verlassen von dir — meinst du, daß noch so ein Glück für mich auf Erden ist?

Meine Eltern? Ja, die werden auch!

Nein, sey deß versichert, Karl; es ist kein Gedanke mehr an mich in ihren Herzen. Wie könt' es auch? Sie hatten sich ein kleines hülfloses Geschöpf erzogen in ihrem Schoos, und wolten ihre Freude daran haben ihr Lebelang; und hattens dann auch anfangs; aber das Mädchen wuchs heran, und die Zeit kam, daß es eigene Freude haben wolte, und es fand sie. Und sieh, wenn's nun so kam, daß die Alten sich fragten, wo ist unser Liebes, daß wir uns freuen? so wars nicht da, oder wenn's auch da war, doch nicht mehr mit der fühlenden, erkentlichen, theilenden Seele, war seiner eignen Freude nach, die vor ihm herflatterte, wie ein Schmetterling, daß es nach muste ohne Rast, Tag und Nacht. Deß verloren die Alten ihre Freude, und verriegelten ihm die Thür; aber das Mädchen brach die Thür auf und lief seinem Schmetterling doch nach, und wolte da nicht wieder heim, weil sich's vor dem Verriegeln fürchtete. Da zogen die Alten ihre Liebe von ihm, gewis, Karl, ganz ab von ihm!

Und wenn's so wäre, wie's gewis, gewis nicht ist, was wolten sie dann? mich einsperren? höre, Karl! soll ich dir's sagen? in dem Dörfchen da, wo du mich hinbrachtest — freilich, war mir's anfangs ein Himmel, als du, lieber Junge, da noch so hinkamst, täglich anfangs, daß ich mir gewis sagen konte, bei jeder Thräne, die mir ins

 Auge

Auge kam: jezt nur noch so lang, dann ist er da, und küst euch weg! daß ich dir entgegen konte in jeder Dämmerung, auf dich harren, und du dann kamst, und ich auf dich hinein in Wut der Liebe! — auch hernach noch, als des Kommens schon weniger ward, und ich Abends oft vom Entgegengehen allein wieder zurück muste, aber doch immer noch zu mir sagen konte in der langen Nacht: Morgen, Morgen! Aber als es endlich nun ganz aus war, ach Karl, Karl, ganz aus! kein Kommen, kein Sehen mehr seyn solte! — und das Dörfchen mir nun eine Hölle war, weist du, warum ich blieb? — da blieb den Alten so nah! Einsperren, dacht ich; sie werden kommen, und sperren den Flüchtling ein.

Warum? — Karl, solt' ich das nicht wünschen? Es liegt ja am Walle, dacht' ich, das Zuchthaus, und da sind jezt die herlichen Spaziergänge, und ich erinnerte mich, — wenn ich Sontags sonst auf den Wällen spazieren ging, dann lagen die armen Geschöpfe da am Fenster, und sahen hinaus, wo sie nicht hindurften. Da lieg' ich dann auch, dacht' ich, so jeden Sontag, den Gott kommen läst, den ganzen ausgeschlagenen Tag, und harre, und harre! Hup, da um die Ecke! da komt dein Karl denn, und geht vorüber, und ich seh' ihn! wol ganze drei Minuten muß er Stand halten, daß ich ihn sehen kan! o, und was ist denn eine ganze Woche im Schweiß der Arbeit, und im Schmerz vom Prügel, wenn ich einmal zu viel an ihn gedacht habe, gegen drei solche Minuten!

Will ich das? dich weich machen? nein, Knab, wenn du das denken kanst, das von deiner Marie nach dem Allen — dann weis ich nicht.

Verzeihen? Karl, ich bitte dich, sprich das Wort nicht wieder! verzeihen! ich kan's hassen auf deinen Lippen, wie Tod. Wenn ich denke, so ein armseliges Geschöpf, ein Mädchen! und da steht denn da ein Mann vor ihm, wie du, dem sich alles Gefühl beugen muß, und der spricht von verzeihen! o Karl, wenn ich mich noch ein-

mal recht gros denken will, weist du, wie ichs anstelle? da überdenke ich dich ganz, und wenn mir dann schwindelt von dir, und ich mir doch sagen kan, der Mann fand genug an dir, ein ganzes Jahr fast genug für Geist und Herz mit all ihren endlosen Kräften, sieh, dann bin ich über alles weg, und fühle, daß ich doch auch kein Mädchen bin, wie jedes andere.

Nein, Karl, sage das nicht! Verdienen? welche unter allen kan's verdienen? nein, das ist mir genug, daß ich die Stärke habe, dich, Lieber, deine Ruhe mir mehr seyn zu lassen, als Schande und Elend.

Freilich! ach ja, ja! wenn's noch so wäre! noch so, wie's war, als du so Nachts dich zu mir hinstalst! da lag das kranke Mädchen im Bette in Fieberhize um deinetwillen; aber sie hörte weit aus der Ferne den leisesten Tritt des Kommenden, der da kam zu ihr, zu ihr! eh er noch hustete das Zeichen der Liebe, daß er da wäre, o, da war das Mädchen schon auf der Treppe, stand schon liebumnebelt an der Thüre, fühlte nicht Eis und Stein unterm blossen Fusse. Thür auf! dem Jungen an den Hals! da durft' es ihn küssen und herzen, und er sagte, es sey ihm Labung; durft ihn an sich drücken, daß der Athem der Liebe aus seinem Munde sie überströmte so voll, so süß, daß das taumelnde Geschöpf sich zu berauschen glaubte in höherer, wärmerer, himlischer Luft. Ach ja, wenn's noch so wäre oder wie da, als da mich nun hattest in aller Sicherheit des Besizes; wenn du da mit mir machtest, daß ich oft glaubte, sterben zu müssen in der Ueberfülle des Lebens; wenn ich erlag deiner endlosen Liebe, daß die Welt und ich selbst meinen Sinnen verging, du dann hineindrangst in mein innerstes Sein, die fliehende Seele fest hieltest und zurück brachtest und ihr mitgabst von deiner Kraft, ach! und dann schwurst, daß du ewig, ewig der Schwachen und des Mitgebens nicht müde werden woltest, — wenn's noch so wäre, so hätte bleiben können!

Was

Was that ich denn, Karl? Ach, was kont' ich? Nichts! Sey nicht ungerecht, und schäze das nicht zu hoch! Du mustest müde werden, mustest fort, wie die Biene von der Blume, der sie alles ausgesaugt hat. Ach, und ich fühlte das bald, wie es kam! und was konnt' ich da? ich solte dein Unglück seyn? ich, Karl, dein Unglück? solte deine Gattin seyn wollen, ohne deine Geliebte seyn zu können? So eine Gattin nach Lebensmode, zu der ein Gatte sich frostig fügt, weil er muß? Und du vollends, glühender Junge, dem ohne Liebe kein Seyn ist, du dann allein ohne Liebe in einer weiten Schöpfung ihrer so voll! Und doch, wenn du so gesehen hättest, wie ich dir so ein liebes Weib gewesen wäre, hättest du mir's nicht zu Leide thun wollen, bei einer Andern Ersaz zu suchen; wärst dann langsam vergangen in meinen Armen, und es wäre kein Helfen gewesen, und ich dann endlich dein Tod — ich, ich!

Noch einmal, Karl; was war denn das alles? aber das gib mir dafür, wenn dir's etwas ist, und denke nicht wieder so arg von deiner Marie, daß sie dich in das eiserne Joch spannen wolte.

Ja, und doch, Karl, sagt' ich, heirathen und sag's noch einmal, du solst mich heirathen! sieh, hier liegen die Ringe! komm, lieber Junge!

Was schadet das? ich weis es recht gut, daß du liebst. Vor einer halben Stunde — ich war auf der Strasse, um noch einmal mit liebenden Geistern deinem Fenster vorüber zu schleichen; da hört' ich Musik in der Ferne: muste hin; es war unter Sophiens Fenstern, und ich ging vorüber, und nicht fern, da standst du, abgehärmt, wie du bist, zur Leiche; ich erkante dich im blassen Wiederscheine der Fackeln; ach, Karl, was das für ein Mädchen seyn muß, dich so abzuhärmen! dich, dich! o wenn's die Mädchen wüsten, es so gefühlt hätten, und gekostet, welche Labung des Himmels es ist, von deinem Munde zu trinken aus dem vollen Glutmeere deines Gefühls! —

Hei-

Heirathen? sieh, Karl, auch das fürchtete ich; wenn sie schlau ist, und sich's alles will kosten lassen, dich nur zu besizen, so bringt sie dich dahin! Hätt' ich das nicht auch können? nicht tausendmal können? aber ich liebte dich mehr, als mich; das war das Einzige! Doch, Karl, wenn's nicht anders ist, wenn sie Stärke hat, wie ich nicht, und du gewis weist, mit ihr wird's bleiben, wie's mit deiner armen Marie nicht konte, — ja, so thu es, heirathe sie! aber sieh, desto eher muß ich doch in dich dringen, daß du zuerst mich heirathest.

So sprich doch nur nicht! wilst du? sag, Karl, lieber Karl! soll ich den Geistlichen hereinrufen? Er wartet in der Küche.

Ach Karl, es ist nur um meines Kindes willen; um deines, deines! sieh, da liegt der Bube, der Arme, da auf dem Stroh! sieh, und tritt dann zum Spiegel! Karl, so ganz du! und über den solte das alles kommen — ach du weist ja! — all die Schande! Das Ebenbild meines Karls, das er mir unter meinem Herzen gelegt hat in seiner Liebe, das ich ihm trug und gebar in Schmerzen, die mir Wollust wurden um seinetwillen — herrlicher Mann, dein, dein Ebenbild solt' ich sehen zum Preis hingeworfen, und zum Spotte für jedermann? ich bitte dich, Karl, sieh ihn nur an, den Buben!

Daß du armer Mann doch den stumpfen Kopf hast, der nicht begreift. (sie trinkt) Karl, das war Gift! — sieh! so meint' ichs!

So nim dich doch nicht so, Karl! lieber Karl, lauf doch nicht so umher! es schwächt mich, dir so nachzulaufen, und sieh, Lieber, ich muß doch noch eine ganze Stunde haben.

Und was denn? Sterben, Karl! es ist ja nur Sterben! und für dich, für dich! —

Aber so schweig doch, daß der Geistliche nur nichts merkt; er könte wunders denken —

Herr

Herr Pfarrer!

Der Pfarrer mit den Zeugen herein.

Die Zeremonie wird volzogen.

Der Pfarrer mit den Zeugen wieder ab.

Sieh, Karl, nun bin ich dein Weib! und hier lieg' ich nun zu deinen Füssen, und bitte dich, daß du mir verzeihest dies alles. Karl, es war nur um des Kindes willen! Gott, dem ich komme, zum Zeugen, nur um des Kindes willen! hier lieg ich Mutter auf meinen Knieen, und hab ihn auf dem Arm, und danke dir mit ihm — sieh! wie er lächelt, der Engel! o, ich habe grosse Freude an ihm gehabt von der Stunde der Geburt an, in seinem Wachen und Schlafen; habe dich, dich an ihm gehabt! Und nun, nim du ihn hin, und sey sein Vater! er braucht keine Mutter mehr, oder den Vater wenigstens unentbehrlicher! laß meinen Tod ihm geben, Karl, was mein Leben ihm entzog, wenn es dir nicht das Deinige kosten solte! Und was ihm an meiner Liebe entgeht, o, wenn er dir nur werth wird, das wird ihm dein Herz mit Wucher ersezen: und werth — werth, denk ich doch —

Nicht leben, Karl? du nun ohne mich nicht? Junge, mache mich nicht weichmütig! ach das schwache Geschöpf braucht ihren Mut ganz.

Thu deinem Herzen keine Gewalt an, o, du lieber Herzlicher! dein Herz braucht Liebe, wie Luft. Sieh nur, jezt jezt noch könte mir das vielleicht lieb seyn, wenn du mir das zusagtest — von keiner andern nach mir! und nach einer Stunde, gewis, gewis Karl, nach einer Stunde, wenn's vollbracht ist, dann wäre mirs leid! und doch, du würdest ihn dann nicht vergessen, nicht brechen wollen den Schwur geschworen in der Stunde meines Todes, meines Todes für dich! und da wär ich dann doch ewig deine Qual! Gewis, Karl, das besizen wollen, so ohne alles Theilen, es ist nur Schwachheit, Schwachheit der Seele aus der Gemeinschaft mit ihrem Gefährten von Staub. Wenn der nur wieder hingefallen ist, — o dort oben, im Reiche ihrer Verklärung

un-

umfaßt die Seele wieder gros und gränzenlos! ich werde auf dich von da herabsehen, auf dich, und das Mädchen deiner neuen Wahl; werd' eurer Liebe mich freuen, und sie lieben für dein Glück, und harren dem Tage, wo wir dann alle, zusammengeschmolzen in Eine hohe liebende Seele, Eins sind in alle Ewigkeit!

So fasse doch den Gedanken zur Ruhe; ich bitte dich, Karl! ich werde schwächer. Kom, trag mich aufs Bette! — doch ein sonderbares Gefühl!

Und nun gib mir das Kind im Arm!

So!

Wenn dieser Arm nun erstart ist, Karl, dann nim den Liebling meines Herzens zu dir, und trag ihn in deiner Seele, so ist er geborgen. Wenn du ihn ansiehst, dann denk zuweilen, wer ihn dir gebar, und wie sie dich liebte, und sich für dich hingab bis zum Tode! Und wenn er herangewachsen ist, daß er dich versteht, dann sprich mit ihm von seiner Mutter, hörst du, Karl, ach! und was sie für ihn that! für ihn und dich!

In deinem Arme noch! o du Herlicher, Einziger! so hinüberschlummern in deinem Arm!

Nicht den Mund, Karl, um des Giftes willen! aber die Wange! — So! — recht fest! — ich schlumre ein! fester! — ich fühl's nicht mehr! — fester, fester an dich! — Karl, es ist aus! O! o! — gute Nacht! — Karl!

Sprickmann.

---

5. Kurze

5.

# Kurze Nachricht von den drei verschütteten und wiederum gefundenen Städten

# Herkulanum, Pompeji und Stabia *).

Portici und Resina sind zwei Oerter, welche zusammenhängen und fünf welsche Meilen auf der Südostseite von Neapel in einer flachen Gegend liegen. Das königl. Lustschloß scheidet beide Oerter von einander: die Gasse gegen Neapel zu, heist Portici, und was auf der andern Seite liegt, Resina. Alles zusammen machet eine volkreiche wohl gebauete Stadt aus, die sich von Jahr zu Jahr vergrössert: indem hier von den Engländern vieles Geld verzehret wird.

Portici und Resina sind auf der Lava erbauet und unter diesen zwei Oertern ist die grosse römische Stadt Herkulanum begraben. Daß dieselbe wirklich Herkulanum und keine andre Stadt sey, sezen viele daselbst gefundene Inschriften und andere Denkmäler ausser Streit. Petronius nennet dieselbe *Herculis Porticum*, woraus der heutige Name Portici geschmiedet ist. Es sind Listen gefunden worden, welche anzeigen, daß in der Stadt 900 Ta-

*) Diese Nachricht ist theils aus den Winkelmannischen Werken; theils aus mündlichen Berichten reisender Engländer zusammengetragen. Von Michaelis 1777 bis im Karneval 1778 haben sich zu Neapel wie gewönlich, nach und nach über 500 Engländer eingefunden: um die drei röm. Städte und andre Merkwürdigkeiten zu besichtigen. Viele von ihnen haben, wie sie alle Jahre thun, ihre Rückreise über Wien genommen, und sich hier eine Weile aufgehalten.

Tabernen oder Wirtshäuser vorhanden waren: woran man ihre Grösse erkennen kan.

Als im ersten Regierungsjahre des Titus der erschreckliche Ausbruch des Vesuvs entstand, so ward Herkulanum erstlich durch die feurige Asche des Berges und durch die starken Regengüsse bedeckt, welche die Asche von dem Berge mit sich fort in die Stadt rissen. Alsdann brach der feurige Strom, oder die Lava aus, welche ihren Lauf gegen Herkulanum zu nahm, und die ganze Stadt gleichsam mit einer Rinde überzog, unter welcher die Häuser begraben liegen. Damals hatten sich schon die Einwohner mit ihren kostbaresten Sachen durch die Flucht gerettet.

Die erste Entdeckung der Stadt geschah ums J. 1711. durch den Prinzen d'Elbeuf, welcher am Gestade der See ein Landhaus angelegt hatte. Derselbe ließ senkrecht durch die Lava brechen: um einen Brunnen zu graben. Die Brunnengräber kamen endlich auf das Theater der unterirdischen Stadt und zwar auf die Spize des Halbzirkels zwischen zwei Treppen. Es standen daselbst drei vortrefliche Bildsäulen, welche der Prinz d'Elbeuf mit Mühe und Kosten herauf ans Tageslicht bringen lies. Sobald nun der östreichische Unterkönig in Neapel, Graf Daun, davon Nachricht bekam, (damals gehörten die beiden Sizilien noch dem Hause Oestreich) verbot derselbe ernstlich alles weitere Nachgraben und eignete sich, wie billig, die drei gefundenen Bildsäulen zu, mit welchen er den Prinzen Eugen beschenkte; nach dessen Tode wurden dieselben dem Könige von Polen für 6000 Rthl. verkaufet.

Als der jezige König von Spanien, damaliger König beider Sizilien, einen Sommerpalast zu Portici erbauet hatte: so lies dieser aufmerksame Monarch im J. 1738 den oberwähnten Brunnen tiefer und weiter machen: bis man endlich mit unsäglicher Arbeit auf die Mitte des verschütteten

teten Theaters kam, welches über 100 römische Palmen *) tief in der Erde liegt. Die unglaubliche Pracht des Theaters erregte bei dem seligen Winkelmann ein feuriges Verlangen, dasselbe ganz frei und von der feurigen Asche, die allenthalben eingedrungen und fast versteinert war, volkommen gereiniget zu sehen. Er ist aber seines Wunsches nicht theilhaftig geworden. Diejenigen hingegen, welche jezt nach Portici reisen, können dieses herlichen Anblicks geniessen. Auch sogar die Szene, oder der Ort, wo die Schauspieler auftraten und ihre Rollen spielten, ist nunmehr von der versteinerten Asche völlig gesäubert. Der sel. Winkelmann wünschte sehnlich, die ganze Szene zu sehen. Es ist sehr zu bedauren, daß nicht die Lava weggebrochen wird, welche den obersten Theil des Theaters bedeckt, und daß nicht auf solche Art das ganze herliche Gebäude, welches jezo nur bei Fackeln und Laternen gesehen werden kan, ans Tageslicht gebracht wird. Diese Aufdeckung würde weiter nichts kosten, als den Küchengarten der Augustiner-Barfüsser, welcher just über dem Theater liegt. Allein, wenn die meisten Reisenden wünschen, ganz Herkulanum aufgedeckt zu sehen: so bedenken sie nicht, daß solches unmöglich geschehen könne, ohne die darüber stehenden volkreichen Städte Portici und Resina gänzlich zu verwüsten. Die meisten Strassen der Stadt Herkulanum sind bereits ausgegraben: viele Häuser stehen ganz frei da, und können von allen Seiten in Augenschein genommen werden. Es kömt den Reisenden anfänglich sehr seltsam vor, 60 bis 70 Schuhe tief unter der Erde auf den Gassen einer wenig beschädigten römischen Stadt mit Fackeln spaziren zu gehen und auf beiden Seiten römische Gebäude vor Augen zu haben. Doch ist hie und da ein Haus von der Schwere der Lava zerquetschet oder sonst beschädiget worden.

Unge-

*) Ein römischer Palm hält 12 römische Zoll; oder $8\frac{3}{4}$ engländische, oder $8\frac{1}{4}$ französische Zoll.

Ungefähr zwölf welsche Meilen von Neapel, sieben von Portici und eine vom Gestade des Meeres, liegt die gleichfals verschüttet gewesene und wieder gefundene Stadt Pompeji, welche nicht von der Lava, sondern nur von der feurigen Asche des Vesuvius ist bedeckt worden. Deswegen hat sich hier und zu Stabia alles weit besser als zu Herkulanum erhalten, wo die schwere Last der Lava viele Kostbarkeiten zerdrückt, oder wohl gar zerschmettert hat, z. B. den prächtigen mit vier Pferden bespanten Wagen, welcher oben auf dem Theater stand.

Der Plaz, wo Pompeji unter der Erde stand, ist immer bekant geblieben: sintemal derselbe durch eine runde Vertiefung, die vom Amphitheater herrührete, allzeit angedeutet ward. Das schöne Kapitolium, imgleichen die Ueberbleibsel des prächtigen Amphitheaters zeugen von der starken Bevölkerung, vom Reichthume, von der Macht und Grösse der Stadt Pompeji, welche 3860 Schritte im Umkreise hatte. Diese Stadt ist nunmehr aufgedekt und steht unter dem freien Himmel: indem die über derselben gelegen gewesene Weinberge verwüstet worden sind. Man hat die schnurgerade laufende Hauptstrasse der Stadt gefunden und in solcher beständig bis ans Ende fortgegraben. Dieselbe ist nun frei und fällt schön in die Augen.

Hier sind die besten Schildereien entdeckt worden, unter welchen die Tänzerinnen, imgleichen die Centauren den Vorzug vor allen andern haben. Unter den vielen geschriebenen Büchern hat sich bisher noch nichts anders gefunden, als philosophische und moralische Abhandlungen. Da aber noch viele ungeöfnete Rollen, mit deren Abwickelung es sehr langsam hergeht, übrig sind, so finden sich vielleicht noch die verlornen Bücher des Livius, des Diodors aus Sicilien, des Theopompus, oder die Trauerspiele des Sophokles, des Euripides u. a. m.

Stabia oder Stabiä, die dritte Stadt, liegt noch viel weiter vom Vesuv; und hat folglich am wenigsten gelitten. Sie stand da, wo izund Gragnano liegt. Sylla

verheerete die Stadt: und zu Plinius Zeiten waren nur Lusthäuser an diesem Orte. Galenus berichtet, daß die Römer hier die Milchkur gebrauchten: wie denn noch heutiges Tages die hiesige Milch sehr beliebt und berühmt ist. Uebrigens gibt es hier so viele Merkwürdigkeiten, daß es wohl der Mühe werth ist, den Ort in Augenschein zu nehmen. Da aber Pompeji und Stabia etwas weit von Neapel entfernt sind: so kommen fast keine andre Fremde, als Engländer hieher, deren Wißbegierde zwölf oder zwanzig welsche Meilen nicht achtet.

Obschon in den drei Städten bereits viel geschehen ist: so wird doch für das künftige Jahrhundert noch genug zu entdecken übrig bleiben. Zu Pozzuolo, Baja, Cuma, Misenum u. a. m. wo die prächtigen Landhäuser der reichen Römer waren, würden sich vermutlich durch Nachgraben eben so grosse Schäze, als in den drei römischen Städten, und mit geringern Kosten entdecken lassen. Allein es darf kein Privatmann eine merkliche Gruft machen, um alle neue Entdeckungen dem Könige vorzubehalten.

Taube.

---

## 6.

## Umriß eines Versuchs über Sprache der Vorwelt.

Jede Nazion erzält, daß einst nur Ein Mann und Eine Frau die Erde bewohnten, und da sie so einmütig diese Tradizion als Wahrheit vortragen, so glaubt's auch der, welcher sonst selbst den heiligen Schriften seinen Beifall entzieht.

Abgerechnet alle die Mährlein und Schattirungen, welche die j. Religion dieser und jener minder erleuchteten Nazion einmischte und auftrug, so sagen sie doch alle das

Haupt-

Hauptsächlichste übereinstimmend davon. Uns lehrt's Offenbarung.

Ist's nun wahr, daß die Bibel in der That uns hinschauen läßt in den Zeitpunkt, wo nur Ein Mann und Eine Frau war; ist's wahr, daß die Tradizion der Mythologie keine neue Fabel anfheftete; ist's wahr, daß keine physische, oder — metaphysische — Unmöglichkeit sich findet, warum's nicht so hätte seyn können: so ist nothwendig einst nur Eine Sprache gewesen.

Je kleiner die Familie ist, je mehr sie aus Eingebornen — nicht Gesinde — besteht, je mehr Sprachharmonie:

Hier war Mann und Männin, dann durch Kinder in Vater und Mutter umgeformt, ohne alles Hausgesinde, mit wenigen Bedürfnißen umringt. Jedes kante des andern on. —

Aber sie bereicherten auch ihre Sprache. Bald erfand dieser, bald jener neue Töne und theilte sie andern mit. Jubal erfand Pfeifen und Tubalkain Eisenarbeit! Welche Bereicherung für die Sprache muste dies seyn!

Die Tradizion sagt, Jubal habe nach den verschiedenen Hammern seines Bruders sich eine Tonleiter gemacht.

Wär's nicht Pfaffenerfindung! Wenigstens ward doch vielleicht durch ihn die Sprache modulirter, rotunder und ohne Zweifel sonorer, wenigstens vervielfältigt, wie die Sinesische durch fünf Zeichen.

Es war nur also Eine Sprache.

Die Schicksale derselben:

1) Kindesalter. Gott gab dem Menschen herliche Organe, kraft deren sich dieser Töne bildete, und alle Mitgeschöpfe mit Namen belegte. Bedürfniße der Natur, Mann und Frau, kurz alles, was notwendig zur Familie gehört, und gleich in der Natur aufftößt, waren die ersten Laute.

2) Knabenalter, oder Fortgang der Sprache. Zu Enos Zeiten fing man an vom Namen des Herrn zu pre-

digen, oder nach andern, sich Namen der Kinder Gottes beizulegen.

Immer mehr Bedürfnisse, bis zum Thurmbau in Babel.

Hier ist schon Ende der Urtöne. Die Ideen wickelten sich aus, die Sprache ward wortreich und zusammengesezt.

3) Jünglingsalter, oder Entfernung der Sprachen.

Hier machte Babel Epoche. Allein nur in den Wörtern, die Luxus, oder die neuerfundene Bedürfnisse beim Baue hervorbrachte, kam die erste Abweichung vor, nicht in Urtönen. Diese blieben noch, denn Abraham redete mit Abimelech und Melchisedech und andern Personen noch ohne Dolmetscher.

Sein Urenkel Josef brauchte in Aegypten schon einen Dolmetscher. Ganz natürlich, da jede Sprache sich immer mehr und mehr entfernt, von der andern bildete.

Ein rauheres oder sanfteres Klima änderte die Sprache in rauhere, oder sanftere Töne.

Manche Familie breitete ihre Kentnisse aus, studirte die Geschichte der vergangenen Zeiten, beobachtete die Gestirne, gab sich Geseze, erfand Künste;

Eine andre blieb in ihrer Horde und dachte mehr auf körperliche als geistige Nahrung. Muste nicht beider Sprache sich himmelweit entfernen?

Andre handelten mit ihren Nachbarn, erfanden Schiffahrt, und vervielfältigten ihre Produkte 2c.

Die Nachbarn blieben einander gleich, im Mittelpunkt Abstand — immer entfernter.

Welche verschiedene Sprache müssen die Einwohner der beiden Pole haben!

4) Mannsalter, oder Zusammensezung entfernter Sprachen.

Dieß that die Handlung, z. B. Phönizien mit Irland.

Aber

Aber dann die grosse Völkerwanderung!

Diese vollführte das Werk.

Hier sieht nun die in ihrer Reinigkeit gebliebne Sprache mit ernstem Mannsblick auf alle die Bastarte hin, die aus dieser schändlichen Vermischung hervorsprangen.

Schwelgerei, mehrere Bedürfnisse; durch Völkerwanderungen eingeführte Sklaverei, brauchen neue Namen. Ein unendliches Wörterbuch in dem Herzen der Mutter, nicht erdacht, nicht auf ihren Lippen hervorgeschwommen. Hirngespinst einer tollen Jahreszeit.

5) Greisenalter oder Stillstand, oder nent's lieber — Untergang der Sprache.

Eine Sprache, die so weit gestiegen ist, daß sie nichts mehr thun kan, als zusammengesezte Wörter, wieder zusammensezen, und ausländischen Wörtern das Indigenat ertheilen, ist ihrem Zeitpunkt nahe!

Ich kehre zurück.

Es war nur Eine Sprache, welche erst nach der grossen Erdüberschwemmung — wieder eine allgemeine mit der Bibel harmonirende Tradizion — sich abänderte.

Ist dieses, so stammen unsre jezigen Sprachen, wenigstens die mehresten von ihr ab — Ich sage, die mehresten, denn auch ein besondrer Zufall, auch eine Beredung konte eine neue Sprache schaffen. —

Ist auch dieses, so müssen sich noch Züge des mütterlichen Gesichts finden, troz den Schminkpflästerchen und Muttermälern, welche manche von ihren Töchtern trägt.

Diese Uebereinstimmung aber kan sich nur in Wörtern und Redensarten des kindlichen oder vielleicht auch des Knabenalters befinden, da wo dieses an jenes anstöst.

Es müssen also diejenigen Sachen und Dinge, welche das Kind zuerst sieht, die zur Familie gehören, Grundstoffe der Natur, oder blosse ungeschminkte Erfindungen derselben sind, Aehnlichkeiten haben, z. B. Vater, Himmel, Erde ꝛc.

Desgleichen die Empfindung von gut und böse, so wie auch die Selbständigkeit, Ich, und mein Mitgeschöpf Du.

Alle gekünstelte Sachen, vom Knabenalter an, bis jezt, müssen nur in der Erfinderin und ihren Sprößlingen Aehnlichkeit haben.

Wäre man nun im Stande aus diesen Ueberbleibseln und ehrwürdigen Ruinen einen fixen, überall zu findenden Ton herauszuziehn und ihn zur Basis zu machen, so würde uns die Aufsuchung mehrerer Wörter in den Stand sezen, ein Lexikon der Vorwelt zu schreiben.

Ihrer würden wenig und sie alle einsilbig seyn.

Könte man aber in ganzen Redensarten, in ganzen Wendungen, Uebereinstimmung finden, so wäre man noch glücklicher, denn dann hätte man eine allgemeine Grammatik.

Hr. Court de Gebelin, hat in seinem Monde primitif eine Gramaire universelle geliefert; vielleicht hätten folgende Bemerkungen auch hinzu gehöret:

1) In allen Sprachen ist gut, und in den mehrsten auch böse, unregelmäßig im Komparativus und Superlativus.

Dieses sind auch überdieses noch Töne des ersten Alters.

2) Das Fürwort Ich ändert sich in Mein ab, das ist, die folgenden Kasus erhalten überall M. welches ohne Zweifel der uralte Artikel ist und sich noch im Sinesischen als Artikel befindet.

3) Das Zeitwort seyn, esse, ist fast überall anomalisch.

4) Die Präposizion in ist vermutlich die ursprüngliche unter ihren Schwestern, da sie überall so gleichlautet ꝛc.

Nun noch einige Beispiele von Wörtern der Vorwelt.

Probe eines allgemeinen Wörterbuchs:

Be - Gut.

Beh Pers. Ba. Irl.

B-onus Lat. To-bh. Hebr.

do-b-ri. Slav. u s f.

Diese Sprachen haben den Urton noch im Positivus.

Andre

Andre verloren ihn und nahmen ein Wort an, welches etwa folgende Abstammung haben könte.

Hao. Sines. Gut.
Hea Esthisch —
Jo. Ungar. —

Cuat. Altd. — Gad. Dän. Gut. Deutsch.

Im Komparativus findet sich dann das Stammwort wieder.

parrem Esthisch. Besser. Deutsch.

Im Sinesischen und Ungarischen gieng er ganz verloren.

Ba- Vater

Ba (Mandinga) Ba-b. Ba-ba. Ba-bu. Pa-ter. Pa-ter. (Griech.) Fa. Fa-ter. Va-ter &c. Phater. (Pers.) Um- Fa. Fê-dré (Zend.) Fu. Sines.

Ab-h. Ab-ba. Ab-ider. (Pehlvi) At. At-hair (Irl.) At-ja. At-teh. At-zo. Ot-ez. Ot-je. Ait-a. Hait-e Eit-es. Samin-etuu. Ta-t. Ta-ta. Te-htin. Te-letis. Ta-i. Ta-ttu. Ta-te. Ta-tume.

Ma. Mutter.

Ma-m. Irl. Ma-ma. Alt. Wolach. Mamma Maltes. Ma-der Pers. Madeh. und A-mider. Pehlvi. Mater. Ma-thair Irl. Ma-cz. Wend. Ma-tka. Poln. Ma-tke Böhm. Mâtê und Mediché Zend. Ma-tj. Ruß. Me-ten Griech. Mu Sines. Mu-tter. Deutsch ꝛc.

Gar,
ein umschloßner, abgetheilter Ort.

1) Thurm
Car. Celt. Kaer. Brit. Kar-th. Chald. Phöniz. — daher Kartha-go — Kar-itita. Sir. Kar-iah. Hebr. Kar-at. Griech. Car-ia Cibrit. Ca-thai-r Irl.

2) Haus. Gards. Ulfil. Caer-ten A.S. Ew-harre. Otah.

3) Garten. Gar-ten. t. gar-den — Engl. jardin. Franz. Giar-dino. Ital. Car-tin. (Kero.) hor-tus. lat.

Etwas verändert:

Tar-ha. Finn. Tar-ra Esth. Dahrs Lett. Dar-zas. Preuß. Sar-oda. Wend. Zar-ada Böhm.

4) Stadt. Var. Pehlvi. Varestche Zend. grod. Ruß. ogrod. Poln.

Daher das böhmische Hrad und wendische Hrod ein Schloß.

5) Dorf. Choara. Walach. Ka-tunt. Alban.

Dieses sey genug zur Probe. Ich weis es, daß viele nichts davon halten. Allein solte dieses nur Spielwerk eines Ohngefährs seyn? Und wenn dieses wäre, warum zeigt es sich denn blos in Wörtern der Kindheit, warum nicht auch eben so in neuern Dingen? Man zeige mir ein Wort aus dem Knaben- oder Jünglingsalter, das so allgemein übereinstimme und ich will meine Meinung aufgeben.

Man leitet das Wort μητηρ von μαω her; O— Brien, leitet Mathair im Irländischen und H. Fulda das deutsche Mutter wieder anders her, und doch stimmen sie unter sich und auch mit andern Sprachen, so genau überein?

Aufmerksame Beobachter werden eine gleiche Uebereinstimmung in andern Wörtern dieses Alters finden, z. B. in Ich, Du, Eisen, Erde, Thüre, Tochter, Lippe, Sack, Katze, drei, sechs, sieben, nein.

Da dieses nur Skize ist, so ging mich Sprachengenealogie nichts an, auch andrer Männer Meinungen gingen mich nichts an, und meine Absicht war's nicht, die grosse Menge von Schriftstellern anzuführen, welche vor und wider die Sache eiferten. Ich wolte blos meine Gedanken sagen.

Anton.

---

7. Lam-

## 7.

## Lambert*) und Segner.**)

Architektonik des Verstandes! der Wahrheit Organon! —
Er stirbt! — zu früh, zu früh ist Lambert uns entflohn!
Der dampfenden Kometen Lauf, des Lichtes Bahn und Stärke,
Des Feuers Kraft, der Töne Temp'ratur,
Maß Er, der Architekt erhabner, kühner Werke,
Der ächte Säugling der Natur.
Vielleicht, daß irgend ein Komet, in dunkler Ferne,
Ihn durch der Allmacht Schöpfung schift,
Dort, wo sein Geist ein Heer Ihm namenloser Sterne
Nachdenkend schaut, und nichts als neue Wunder trift;
Vielleicht, daß jezt sein Ohr — von kühnerm Flug' beschwingt —
Die hohe Harmonie der äussern Sphären trinkt.
Vielleicht — doch welch ein Schrecken faßt den Geist!
Der das Bewustsein schwindelnd mir entreißt —
Auch Segner schwingt sich schon im Adlersflug ihm nach? —
Welch ein Verlust! — Wer's fühlt, der klag es nach!
Mir starrt die Zung und alle Glieder beben —
O Vorsicht! — laß uns Kästnern leben!

Haller.

*) Er starb zu Berlin den 25 Sept. 1777.

**) Er starb zu Halle, den 5 Okt. 1777. Der Verfasser hat, bei einer andern Gelegenheit, folgende Verse bereits öffentlich auf Ihn gedeutet.

Multis ILLE bonis flebilis occidit!
Incorrupta Fides, sanctaque cui fuit
Semper Relligio, nudaque Veritas.
Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam docti capitis? Tot meritis parem
Quando ullum inueniet, quando Academia?

Dieses Quando ist nunmehr, durch die Nachfolge des an die Stelle des sel. Segners gesezten, durch viele und vortrefliche Schriften so würdig berühmten Herrn Karstens, auf die befriedigendste Art beantwortet.

## Haller*).

Er schmückte früh den Geist durch Künst und Wissenschaften,
Und spähte der Natur verborgne Eigenschaften;
Der Pflanzen zahllos Heer, des Menschen Wunderbau,
Was nuzt und schaden kan, durchforscht' sein Blick genau;
Im weiten Raum der Luft, und in des Meeres Gründen,
Wust' Er der Allmacht Spur in Wundern aufzufinden;
Auch hatte sich für Ihn, Gott, der in allem stralt,
In seinem Gnadenwort' ganz deutlich abgemalt —
Wohlthätig, wie das Licht, füllt' Er die Welt mit Klarheit;
Er war ein steter Quell von unerkanter Wahrheit;
Er sezte seiner Müh Belohnung nicht zum Preis;
Er kante seine Pflicht, und übte sie mit Fleis;
Er würkt' an Andrer Wohl mehr als an seinem Glücke;
Er war, zum Heil der Welt, ein Werkzeug vom Geschicke.
Doch ach! es lischt in ihm des Lebens kurzer Tracht,
Den Fleis und scharfer Wiz zu heftig angefacht!
Er stirbt, vom Wissen satt, und einst wird in den Sternen
Ein Kenner der Natur des Weisen Namen lernen,
Und seine Grösse; dort, wo dem entbundnen Geist
Die unumhüllte Welt in wahrem Tag' sich weist,
Wo unsichtbares Licht in stärkre Augen stralet,
Und sich der Wahrheit Bild durch schärfre Sinnen malet.
Er stirbt; der Tugend Pflicht war ihm ein Zeitvertreib,
Zum Himmel steigt der Geist, die Erde deckt den Leib.

## Linne.**)

Hingeblüht ist nun sein Leben —
Ruhe sanft in deiner Gruft!
Reife, bis zu jenem Tage,
Wenn der Herr der Ernte ruft!

Wie

*) Aus des Verstorbenen eignen Papieren. Er starb zu Bern, den 1
Dez. 1777.

**) Er starb zu Upsal, den 10 Jenner 1778.

Wie der Wurm in dem Gespinste,
Schlummernd, halbvollendet liegt:
Bis er dann, das Grab durchbrechend —
Froh der Sonn' entgegen fliegt.

Keiner hat der irdschen Schöpfung
Gränzen je so weit umschift;
Keiner las, wie Er, so fertig
Der Natur geheimste Schrift.

Adlersblick im Schaun und Ordnen
Folgt Ihm in die Ewigkeit:
Er klassifizirt die Geister
Höherer Erhabenheit.

---

## Gelasin.*) Parodie.

Als jüngst des Todes Pfeil, Dich, Gelasin, getroffen:
Bebt' ich und staunt' und sah den Orkus plözlich offen;
Ein dichter Nebel schloß Elysium's Gefild;
Die Erde zitterte; der Orkus jauchzte wild.

*) Ein berühmter Apostat von der Wahrheit zum Unglauben: Er starb! —

---

G. Weber.

## 8.

# Ueber den Stil.

Nachstehender Auszug eines Discours prononcé dans l'Academie françoise par Mr de Buffon, le Samedi 25 Aout 1753, welcher dem fünften Theil seiner Histoire naturelle angehängt ist, rührt, so wie er ist, von einem Jünglinge her, der vielleicht noch mehr Jahre zum innigen Verstande der Urkunde nötig haben wird, als ihm die Uebersezung derselben Tage, oder auch Stunden gekostet haben mag. Die Ideen in dieser kleinen Abhandlung haben alle das Gepräge eines eben so grossen Schriftstellers als Beobachters, werden also den meisten Lesern, obschon weit gefehlt, gar zu metaphysisch vorkommen, weil sie nämlich das Heiligthum der wahren Schreibart und den Stil im höhern Verstande betreffen, nach dem wohlbekanten Spruch:

Scribendi recte SAPERE est et *principium* et *fons*.

S. Königsbergische gelehrte und politische Zeitung, 1776. Beilagen zu St. 6. 8. und 10.

---

Es haben sich zu allen Zeiten Menschen gefunden, welche durch die Macht der Sprache andre zu regieren gewust: aber nur in aufgeklärten Jahrhunderten gibt es gute Redner und gute Schriftsteller. Die ächte Beredsamkeit sezt ein geübtes Genie und einen geschliffenen Verstand voraus. Sie unterscheidet sich weit von der natürlichen Fertigkeit im Reden, die ein blosses Talent und Eigenthum starker Leidenschaften, geschmeidiger Werkzeuge und schneller Einbildungskraft ist. Solche Leute haben lebhafte Empfindungen und Rührungen; daher theilen sie die Begeisterung ihrer Gemütsbewegungen andern mit, durch den blos mechanischen Eindruck höchstsinnlicher Aeusserungen. Der Leib redet zum Leibe; alle Züge und Zeichen leisten sich zu einer Wechselwirkung gemeinschaftliche Hülfe. Denn worauf komt es an, für den grossen Haufen rührend und anzüglich zu seyn? Worauf komt es bei den

meisten

meisten an, um gereizt und überführt zu werden? auf eine heftige und pathetische Stimme, auf nachdrückliche und vielfältige Geberden, auf fortströmende und rauschende Worte! Für die kleine Anzahl derjenigen aber, die ein festeres Gehirn, einen verfeinerten Geschmack und einen geprüften Sinn besizen, gehören Sachen, Gedanken, Gründe, nebst der Kunst selbige darzustellen, zu schattiren und anzuordnen. Hier ist ist es nicht genug die Ohren zu füllen und die Augen zu unterhalten; sondern man muß auf die Seele wirken, das Herz rühren und für den Verstand reden.

Der Stil ist also nichts, als die Ordnung und Bewegung, welche man seinen Gedanken mitzutheilen weis. Wenn man selbige fest in einander kettet und gleichsam in einander drängt, so wird der Stil männlich, nervig und kräftig. Läst man sie langsam auf einander folgen, und geschieht die Verbindung vermittelst blosser Worte, sie mögen noch so zierlich seyn, so wird der Stil weitschweifig, schleppend und schal.

Dieser Ordnung, in welche man seine Gedanken zu stellen sucht, muß eine noch allgemeinere Anordnung [1]) der Grundideen und Hauptbegriffe vorhergehen, und durch ihre Stellung in dieser ursprünglichen Anlage wird der Gegenstand, nach seinem wahren Umfange, mit allen seinen Grenzen bestimt. Durch eine unermüdete Aufmerksamkeit auf diese ersten Züge müssen die richtigen Zwischenräume zur Absonderung der vornehmsten Ideen, und die zur Ausfüllung nötigen Mittel und Hülfsbegriffe gefunden werden; durch die Kraft des Genies lassen sich sämtliche allgemeine und besondre

1) Man denke hier an kein Spingewebe von Disposizionen, welches alles auf einen groben Mechanismus und leidigen Materialismus des Schul- und Modewizes hinausläuft; sondern hier ist eigentlich die Rede von demjenigen, was nach der Analogie der ganzen Natur und ihrer Organisazion zum Leben das punctum saliens und die prima stamina des Embryons in der Seele eines Autors vorstellt.

dre Begriffe unter ihren rechten Gesichtspunkt bringen; durch den Scharfsinn der Urtheilskraft müssige Gedanken von fruchtbaren Ideen unterscheiden, und durch eine witternde Ahndungsfähigkeit (Sagazität) welche sich durch eine grosse Uebung im Schreiben erwirbt, das Produkt von allen diesen Geschäften des Geistes zum voraus wahrnehmen. Wenn der Gegenstand nur etwas ungeheuer oder verwickelt ist, läst sich selbiger sehr selten mit einem Blick übersehen, noch mit einem einzigen und dem ersten Anstrengen des Genies ganz durchdringen. Eben so selten ist es, alle Verhältnisse nach wiederholten Ueberlegungen fassen zu können. Man kan sich also nicht zu lang bei dieser Arbeit aufhalten, weil selbige das einzige Mittel ist, seine Gedanken zu befestigen, auszubreiten und zu erheben. Je mehr man ihnen Saft und Kraft gibt, desto leichter wird es hernach sie durch den Ausdruck zu realisiren.

Dieser Plan ist noch gar nicht der Stil selbst, sondern nur seine Grundlage, die ihm zur Stüze und Richtung dient, seinen Lauf einlenkt und die Geseze desselben bestimt. Sonst verliert sich der beste Schriftsteller; seine Feder geht ohne Wegweiser und zeichnet aufs Gerathewohl unregelmässige Züge und widersinnige Gestalten. Man mag so schimmernde Farben mischen, als man wolle, und noch so viele Reize den Theilen geben; so wird das Ganze misfallen und keinen Eindruck machen. Das Werk ist im Zuschnitt verdorben; man wird den Wiz des Verfassers bewundern, aber seinen Mangel des Genies mutmaassen. Daher sind diejenige, welche schreiben wie sie reden, schlechte Schriftsteller [2]), wenn sie auch noch so gut reden. Daher komt es, daß diejenigen, welche sich dem ersten Feuer ihrer Einbildungskraft überlassen,

2) Credat Judaeus Appella. Solch ein unbarmherzig Gericht wolle über die Autorwelt unsers redseligen Jahrhunderts nicht ergehen! Nuper ventosa isthaec et enormis loquacitas — corrupta Eloquentiae regula stetit et obmutuit. nach dem Petron.

sen, in einen Ton fallen, den sie nicht im Stande sind auszuhalten; daß diejenige, welche aus Besorgnis einzele flüchtige Einfälle zu verlieren, zu verschiedenen Zeiten abgebrochene Stellen schreiben, selbige ohne gezwungene Uebergänge in keinen Zusammenhang bringen können; kurz, daß es so viel aus Bruchstücken zusammengefügte Werke gibt, und so höchst wenige, die aus einem Stück gegossen sind.

Gleichwol hat jeder Gegenstand seine Einheit, und kan, er mag noch so ungeheuet seyn, in einer einzigen Abhandlung oder Rede eingeschlossen werden. Die Unterbrechungen, die Ruhstellen, die Abschnitte sollen keine Statt finden, als wenn man von so grossen, verwickelten und unähnlichen Sachen zu reden hat, daß der Gang des Genies durch die Mannigfaltigkeit der Hinderniße unterbrochen, und durch die Notwendigkeit der Umstände dazu gezwungen wird. Weit gefehlt, daß ein Werk durch eine Menge Eintheilungen gründlicher werden solte, wird vielmehr der Zusammenhang des Ganzen aufgelöst. Dem Augenschein nach ist das Buch klar; 3) aber Dunkelheit schwebt über den Entwurf des Verfassers. Es kan auf den Geist des Lesers 4) nicht wirken; weil alle diese Wirkung von der Folge des Fadens, von der harmonischen Verbindung der Ideen, von einer fortschreitenden Entwickelung, einer anhaltenden Gradazion, einer einförmigen Bewegung

3) Auch in Gesellschaften von gutem Ton verklärt sich das Verdienst der Seichtigkeit und Dumdreistigkeit durch das unauslöschlichste und heiterste Geschwätz, unterdeß der klügere und bescheidene Kenner, Mercurii statua taciturnior, sich am Geheul und Gepfeife des Kindermarkts mit demütiger Freude und wehmütiger Scham satt liest.

4) Warum nicht wirken? Ohnfehlbar auf den Geist gleichartiger Leser, welche die Finsternis mehr lieben als das Licht, ohne Begrif noch Gefühl von der arte secreta, deren Günstling sermonem habet non publici saporis, et quod rarissimum est, amat BONAM MENTEM.

wegung abhängt, welche durch jede Unterbrechung gestört oder geschwächt werden.

Warum sind die Werke der Natur so vollkommen? Weil jedes Werk ein Ganzes ist, und sie nach einem ewigen Plan arbeitet, ohne jemals davon abzuweichen. In verborgener Stille bereitet sie die Keime ihrer Geschöpfe, entwirft durch eine einzige Handlung die ursprüngliche Form jedes lebenden Wesens, entwickelt und vollendet sie durch eine stätige Bewegung und in einer bestimten Zeit. Das Werk sezt in Erstaunen, und diese Rührung entspringt von dem göttlichen Gepräge, das es an sich trägt. Die menschliche Seele kan nichts schaffen, noch hervorbringen, ohne durch Erfahrung und Nachdenken beschwängert zu seyn. Kentnisse sind der Same ihrer Früchte. Ahmt der Geist die Natur in ihrem Gange, in ihrer Arbeit nach, erhebt er sich durch Betrachtung zu den erhabensten Wahrheiten, vereinigt und knüpft selbige in einander, um ein überlegtes System daraus zu bilden; so wird er fähig, auf unerschütterten Grundlagen unsterbliche Denkmale 5) aufzurichten.

Aus Mangel eines solchen Plans, und daß man nicht hinlänglich über seinen Gegenstand nachgedacht hat, findt sich ein wiziger Kopf in der Verlegenheit selbst nicht zu wissen, wo er den Anfang zu schreiben hernehmen soll. Er bemerkt ein Gewühl von Ideen; weil er selbige aber weder verglichen noch geordnet hat, so bleibt er in seiner Wahl unentschlüßig und gleichsam im Gedränge stecken. Sobald er sich aber einen Entwurf gemacht, und die wesentlichen Begriffe seines Gegenstandes gesammelt und in Geschick gebracht hat, wird er nicht lang auf die Schäferstunde seiner Feder warten dürfen; er wird den Zeitpunkt der Reife für die Geburt seines

5) Man sieht, daß hier gar nicht die Rede ist von den Liefrungen zur Leipziger Messe, noch von einem respektiven Publiko, für das die Lektur eine eben so nüzliche Bedürfnis ist, als das Kartenspielen.

seines Geistes fühlen, er wird unermüdet über selbige brüten und das Schreiben wird ihm eine Wollust seyn. Die Gedanken werden sich mit Leichtigkeit entwickeln, der Stil wird gleichsam Hände und Füsse bekommen, Wärme aus dem Genuß entspringen, sich überall ausbreiten und jeden Ausdruck beseelen. Das Wachsthum des Lebens wird den Ton erhöhen und die Gegenstände werden sich selbst malen. Das Licht mit dem Gefühl der Wärme vereinigt wird zunehmen, fortschreiten, übergehen von dem, was man sagt, zu dem, was man noch zu sagen hat, und der Stil rührend und hell werden.

Nichts ist der Wärme so nachtheilig, als der Kizel allenthalben hervorstechende Einfälle anzubringen, nichts dem Licht, das Eine Masse ausmachen und sich gleichförmig in einer ganzen Schrift verbreiten muß, so entgegen, als jene Funken, 6) welche man mit Gewalt durch den Gegensaz der Worte herauslockt, und die nur auf einen Augenblick blenden, um uns hernach der Finsternis zu überlassen. Solche Gedanken schimmern blos durch den Widerspruch einer einzigen Ecke an einem Gegenstande, dessen übrige Seiten alle im Schatten verschwinden. Gemeiniglich ist die im Licht her-



6) Man streichelt auch, wie aus dem Fell der schwarzen Kazen im Finstern, eine angenehme Erleuchtung aus der Oberfläche der dunkelsten und schwersten Materien, weil solche mehrentheils auf harkleine Zufälligkeiten ankommen, und sich in ein zweideutiges Interesse verlieren, wie der Geist des Helvetius in seinem neuen Testament zur Erziehung des Menschen und der Völker mit vieler Salbung gepredigt, und eben so sinlicher Empfindbarkeit bewiesen. Je wortreicher und widersinniger dergleichen Aufgaben behandelt werden, destomehr Phosphorus und Magnificum, quod pueris et patruis placet (nach dem Petron.) kan aus den Extremitäten und Extrementen der Begriffe, dem Magen und Willen der Dinge zuwider, herausgestriegelt werden, vermittelst einer populär philosophirenden Sprache, deren Kunstzeichen weit abstrakter, biegsamer und schlüpfriger sind, als der Laconismus und Stylus atrox poetischer Bilderschrift.

hervorstehende Seite ein blosser Punkt oder Gesichtswinkel, unter dem es dem Wize desto leichter fält ein Blendwerk zu spielen, je mehr man die grossen Flächen und Verhältnisse verkürzt oder entfernt, nach welchen der gesunde Verstand die Dinge zu betrachten pflegt.

Nichts ist der ächten Beredsamkeit so nachtheilig, als der Gebrauch jener feingesponnenen Gedanken und eine Mühseligkeit leichter, loser, lockerer Begriffe, die, gleich den Blättern des geschlagenen Metals, nach dem Maas ihres dünnen Unbestandes, vortreflicher glänzen. Je mehr eine Schrift von diesem gleissenden Schaumwiz in sich hält, desto mehr entgeht dem Stil an Licht, Wärme und Nachdruck, es müste denn ein solcher Wiz aus der Wurzel des Gegenstandes selbst herausgezogen seyn, und der Verfasser keine andre Absicht haben, als für die lange Weile zu schreiben. In diesem Fall ist die Kunst Kleinigkeiten zu sagen schwerer, als die kläftigsten Beweise. 7)

Nichts

7) Eine lectio sonora der ganzen Büffonschen Naturgeschichte wird den besten Aufschluß mancher Ideen in obiger Theorie des Stils und eben so fruchtbare Beispiele von ihrer Ausübung ertheilen können. Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Schriftsteller und ihrer Schreibarten, und bei der Kurzsichtigkeit der Magistrorum eloquentiae und ihrer Schulgeseze, muß ich dasjenige anführen, was der Herr Graf bei Gelegenheit einer sehr heiligen Thiergattung wahrsagt: les *especes ambigues*, les *productions irrégulieres*, les *êtres anomaux* cesseront dès-lors de nous *étonner*, ils se trouvent aussi nécessairement dans l'ordre infini des choses, ils remplissent les *intervalles* de la *Maine*, ils en forment les noeuds, les *points intermédiaires*, ils en marquent aussi les *extremités*: ces êtres sont pour l'esprit humain des *exemplaires précieux*, uniques, où la nature se montre plus à decouvert, où nous pouvons reconnoitre des caracteres singuliers et des traits fugitifs, qui nous indiguent, que ses fins sont bien plus générales que nos vues. — *Hist. nat. du Cxbon.* Tom. VI. p. 277. 278.

Nichts beleidigt den gesunden Geschmack mehr als die peinliche Beflissenheit gemeine und altägliche Dinge auf eine weitgergeholte oder prächtige Art auszudrücken. Statt diese gröste Niederträchtigkeit 8) eines Schriftstellers zu bewun-



8) Ohne hier die Sänftenträgerbegriffe zu rügen, welche ein Paar junger Kunstrichter über die vorsezliche Dunkelheit und gemütliche Unverständlichkeit gewagt haben, bin ich auch der Meinung, daß Gedanken durch die Deutlichkeit einen grossen Theil ihrer Neuheit, Kühnheit und Wahrheit verlieren können, daß der Stil ein blosses Vehikulum hoch: wohl: und edelgeborner und keiner pöbelhaften Einfälle seyn müsse, daß das lederne Schilderhäuschen zur Not ein drolliges Sinbild auffallender Deutlichkeit abgebe, daß aber der Mangel der Gründlichkeit, oder eines Fußbodens in der Sänfte, die Parabel des einfältigen betrogenen Lesers und die Schalkheit der Schriftsteller und Kunstrichter, die ihn im ledernen Schilderhäuschen deutlicher und verständlicher Redensarten, durch dick und dünne tragen, in ihr volständiges Licht seze. Eine deutliche Schrift ohne Gründlichkeit wäre also eine Sänfte ohne Boden, und gehört in der That zu den niederträchtigsten Eulenspiegelstreichen, die auf Kosten des grösten Haufens und in seinem eignen Geschmack gespielt werden können. Gründlichkeit ohne Klarheit wird aber ein eben so unvergebliches als wohlthätiges Verbrechen in den Augen solcher Kunstrichter seyn müssen, welche, sicut ficti adulatores, quum coenas diuitum captant, nihil prius meditantur, quam id, quod putant gratissimum auditoribus fore — solcher Kirchenlehrer, welche, tanquam piscatores eam imponunt hamis escam, quam sciunt appetituros esse pisciculos — solcher Weltweisen, die jedes Urtheil ihrer ästhetischen Nase auf das Dictum de omni und Dictum de nullo, wie D. Olaff von der Rose, reduziren. — Weil aber die Ephesinischen Aerzte das Räzel aus dem Regen Dürre zu machen unmöglich verstehen, geschweige auflösen konten: so stellte Heraklit einen unglücklichen Versuch mit seinem Corpore delicti an, der so wassersüchtig und durchsichtig und voluminös gewesen seyn soll, als die algemeine Allerei, welche über des chinesischen Kaisers Bart mit eben

wundern, beklagt man die Verschwendung so vieler Zeit und Arbeit uns in neuen Verbindungen von Silben nichts mehr zu sagen, was nicht alle Welt schon weis. Dieser Fehler ist den gelehrten aber unfruchtbaren Köpfen natürlich; sie haben einen Ueberfluß an Wörtern, ohne die geringsten Begriffe; folglich arbeiten sie in Worten und bilden sich ein, Ideen zusammen zu sezen, unterdessen sie nichts als Redensarten aneinander gefügt haben, ja bilden sich wol auf die Reinigkeit ihrer Sprache ein, welche doch in der That von ihnen durch abweichende Bedeutungen verfälscht wird. Solche Skribenten haben gar keinen Stil, sondern höchstens einen leeren Schatten desselben. Der wahre Stil prägt Gedanken aus; sie sind nichts als Wortkrämer.

Um

eben so viel Deutlichkeit räsonnirt und rhapsodirt wie der blinde Homer in den Augenbraunen des Jupiters seinen göttlichen Affekt schildert. — Zum Speck meiner Anmerkungen gehört noch das Salz nachstehender Anmerkung, die ich aus oben angeführtem Hauptstück du Cochon S. 286 entlehne, und dem Geschmack des geneigten Lesers empfehle, um allen etwanigen Uebelkeiten vorzubeugen: j'aurai occasion de developper davantage les idées, que *j'accumule* ici, dans la seule vue de faire sentir, qu'une *simple probabilité*, un *soupçon* pourvû qu'il soit fondé sur des rapports physiques, repand plus de lumiere et produit plus de fruit, que toutes les *causes finales* reunies. Handfeste Schriftsteller machen aus ihren Endabsichten kein Geheimnis mehr, und verdienen in diesem Stück immer auf ihr gedrucktes Ehrenwort geglaubt zu werden. Minimum in his exercitationibus Doctores peccant, qui necesse habent gelesen, rezensirt und in drei oder vier lebende Sprachen verdeutscht und verundeutscht zu werden, zum Lohn ihrer gehabten Mühe und Arbeit — und die, bei gegenwärtiger Latitudine und Polhöhe des Horizonts, weniger Ursache haben sich vor der Ewigkeit des Fegefeuers zu fürchten, als vor der Infamie gleich alten Bulschwestern sizen zu bleiben, ut Cicero ait pro Caelio: SOLI IN SCHOLIS RELINQVENTVR.

Um gut zu schreiben, mus man seines Gegenstandes ganz mächtig seyn, ihn reiflich durch und durch gedacht haben, die Ordnung seiner Gedanken klar übersehen können, sie zu Paaren treiben und eine Kette 9) daraus zu schmieden wissen, deren jegliches Glied eine Idee darstellt. Sobald man einmal Hand an die Feder gelegt, mus man selbige seinem ersten Entwurfe gemäs führen, ihr nicht die geringste Abweichung oder ungleiche Anstrengung erlauben, noch ihr eine andre Richtung geben, als solche, die durch den Raum der ihr vorgeschriebenen Bahn bestimt wird. Hierinnen besteht die Strenge 10) des Stils, wovon die Einheit und der Lauf des Flusses abhängt, und diese einzige Tugend ist hinlänglich die Schreibart genau und einfach, gleich und klar, leb-



9) Die Beredsamkeit des Gallischen Herkules wird durch Ketten vorgestelt, die ihm aus dem Munde bis in das Ohr des versammelten Volkes gehen.

10) *Artis severae* si quis amat *effectus*
*Frugalitatis lege* palleat *exacta*. *Petron.*

Eine heilige Sparsamkeit der Worte gibt mehrentheils eine günstige Vermutung für eine Baarschaft der Gedanken und für einen verborgenen Schaz des Herzens ab; weil Reichthum und Verschwendung, Tiefsinn und Schwazhaftigkeit schwerlich mit einander bestehen können. Ueberhaupt sind alle Phänomene des Stils mehr subjektive als objektive Verhältnisse, welche sich ohne die Oekonomie des Plans eben so wenig, als Farben ohne Licht schäzen lassen; denn das künstlichste und nüchternste Gefühl eines Blindgebornen bleibt bei einer differentia specifica der Oberfläche stehen, und diese Heterogeneität eines einzigen Urbegrifs verfälscht das ganze System seiner optischen Urtheile, ohne daß er den Grund seines Irthums zu erkennen, geschweige zu verbessern, im Stande ist. Das Licht der Wahrheit liegt also im anschauenden Auge, und die Offenbarung der Gegenstände geschieht durch einen unmittelbaren Actum gesunder Empfänglichkeit, die nach ähnlichen Gesezen den Plan der Mittheilung ausser sich vollzieht. Mündliche und schriftliche Mittheilung sind daher noch verschiedener als Fresko — von Miniaturmalerei.

lebhaft und eben zu machen. Verbindet man diese erste Richtschnur des Genies mit Feinheit des Geschmacks, mit einer gewissenhaften Wahl der Ausdrücke, mit einer Sorgfalt, die Dinge auf die algemeinste Art zu bezeichnen: so ist der Stil edel. Weis man noch hiemit Mistrauen gegen die ersten Aufwallungen, Verachtung des blossen Schimmers, einen unüberwindlichen Abscheu der Zweideutigkeit und Tändelei zu vereinigen, so wird der Stil männlich, und selbst majestätisch. Wenn man endlich schreibt, wie man denkt, wenn man innige Ueberzeugung desjenigen hat, wovon man andre überreden will: so wird diese Uebereinstimmung mit sich selbst, welche den äussern Wohlstand und die innere Wahrheit des Stils ausmacht, alle mögliche Wirkungen hervorbringen, wiewol jene Selbstüberzeugung nicht eine gar zu merkliche Schwärmerei äussern mus, sondern überall mehr Offenherzigkeit als Zuversicht, mehr Ueberlegung als Glut.

Die Regeln, sagt man mit Recht, können das Genie nicht ersezen, und sind in Ermangelung desselben fruchtlos. Gut zu schreiben erfordert zugleich gut zu denken, gut zu empfinden und sich gut auszudrücken, das heist, man mus Geist, Seele und Geschmack besizen. Der Stil begreift eine Vereinigung und Uebung aller intellektualischen Kräfte in sich. Ideen geben allein den Grundstof des Stils; Harmonie der Sprache ist eine Nebensache und beruht blos auf Empfindlichkeit der Werkzeuge. Ein wenig Gehör ist hinlänglich den Mislaut der Wörter zu vermeiden. Uebung und Verfeinerung desselben durch das Lesen der Dichter und Redner, flöst uns einen mechanischen Hang ein, das poetische Tonmas und den oratorischen Wohlklang nachzuahmen. Nachahmung aber ist keine Schöpferin, und diese Harmonie der Sprache macht weder das Wesen noch Gehalt des Stils aus, findet sich daher oft in den gedankenleersten Schriften.

Das

Das Gehalt des Stils besteht eigentlich in seinem Verhältnis zur Beschaffenheit des Gegenstandes. Nichts mus übertrieben seyn, sondern natürlich aus dem Grunde der Sachen selbst fliessen und auf den Mittelpunkt des Ganzen abzielen, der alle unsere Gedanken an sich gezogen hat. Ist man bis zu den algemeinsten Ideen gestiegen, und ist der Gegenstand an sich gros: so wird sich der Ton von selbst zu einer angemessenen Höhe erheben. Erhält man sich in diesem Schwunge, und ist das Genie ergiebig genug jeder Sache ein starkes Licht mitzutheilen; kan man Schönheit des Kolorits mit dem Nachdruck der Zeichnung vermählen, jede Idee durch ein lebhaftes vollendetes Bild darstellen, und aus jeder Reihe solcher Ideen ein harmonisches und avtomatisches Gemälde ausbilden: so wird der Ton hoch und erhaben seyn.

Hier macht Fleis mehr als Vorschrift, und Beispiele sind unterrichtender als Regeln. Wohlgeschriebene Werke kommen allein auf die Nachwelt. Mannigfaltigkeit der Einsichten, Seltenheit der Thatsachen, selbst Neuheit der Entdeckungen leisten keine sichere Bürgschaft für die Unsterblichkeit. Wenn die Werke, welche dergleichen in sich halten, kleine Gegenstände betreffen, wenn sie ohne Geschmack, Grosmut und Genie geschrieben sind, gehen sie unter; weil Einsichten, Thatsachen und Entdeckungen leicht abgesondert, verpflanzt und durch geschicktere Hände in eine vortheilhaftere Gestalt gebracht werden können. Alle diese Dinge sind ausser dem Menschen: der Stil ist der Mensch selbst, ganz und gar [11]. Der Stil läst sich nicht entwenden, entfüh-



11) Das Leben des Stils hängt folglich von der Individualität unsrer Begriffe und Leidenschaften ab, und von derselben geschickten Anwendung zur Erkentnis und Offenbarung der Gegenstände durch gleichartige Mittel. Die einheimische Selbsterkentnis scheint die Einheit zu seyn, welche das Maas und Gehalt aller äusserlicher Erkentnis be-

führen, enteignen. Ist er edel, hoch und erhaben, so wird der Autor zu allen Zeiten gleich bewundert werden: denn Wahrheit allein ist dauerhaft und unsterblich, und ein schöner Stil wird es in der That nur durch die unendliche Fülle von Wahrheiten, die er darbietet. Alle intellektualische Schönheiten, die er in sich schliest, alle Verhältnisse, aus denen er zusammengesezt ist, sind [illegible] so nüzliche und vielleicht noch köstlichere Wahrheiten [illegible] den menschlichen Verstand, als diejenigen, welche den Grund des Gegenstandes selbst ausmachen.

Das Hohe und Erhabene findt nur bei grossen Materien statt. Poesie, Historie und Philosophie haben alle einerlei, und zwar die wichtigsten und würdigsten Gegenstände, den Menschen und die Natur. Die Philosophie erklärt und beschreibt die Natur: die Poesie malt und verschönert selbige; sie schildert auch Menschen, aber grösser und statlicher, sie erschaft Helden und Götter. Die Geschichte zeichnet den Menschen, wie er ist. Der Ton des Geschichtschreibers wird nur alsdann erhaben, wenn er die grösten Männer konterfeit, ihre grösten Thaten, die grösten Unternehmungen und Revoluzionen erzält: für alles übrige ist ein männlicher und majestätischer Stil zureichend. Der Ton des Philosophen kan allenthalben erhaben werden, [12]) sobald die Rede ist von den Gesezen der Natur,

bestimt, so wie die Selbstliebe der Grundtrieb aller unsrer Wirksamkeit ist. — „Sechzig sind der Königinnen, und achtzig der Kebsweiber, und der Jungfrauen ist keine Zahl; aber Eine sey meine Muse! — die hervorbricht wie die Morgenröthe, schön wie der Mond, auserwält wie die Sonne, schrecklich wie die Heerspizen.„

12) Helvetius (in seinem hinterlassenen Werk vom Menschen, Breslau 1774. B. 2. S. 224.) spricht das Erhabene allen philosophischen und spekulativischen Ideen ab, „weil die algemeinsten und fruchtbarsten in der Gattung blos von der kleinen Anzal derjenigen eingesehen werden, die

Natur, von dem Wesen überhaupt, vom Raum, von der Materie, von der Bewegung und Zeit, von der Seele, vom

die alle Folgerungen aus denselben in der Geschwindigkeit wahrnehmen können. Dergleichen Gedanken können zweifelsohne bei ihnen eine grosse Menge Empfindungen erwecken und eine lange Kette von Begriffen erschüttern, die eben so geschwind gefaßt, als sie vorgetragen worden, lebhafte Eindrücke bei ihnen erregen, aber doch nicht Eindrücke von derjenigen Art, denen wir die Benennung erhaben beizulegen pflegen.„ Wer in D. Olafs Dicto de omni et nullo weder das erhabene Komische ob pituitam molleskam zu erreichen, noch über die Ontologie dithyrambisch zu denken fähig ist, mag des Grafen von Büffon günstiges Vorurtheil für den philosophischen Stil auf Rechnung seiner Myopie schreiben, deren Anekdote die Nachwelt nebst so viel andern dem selligen Helvetius zu verdanken hat. (S. B. 1. 149.) Ohngeachtet in seinen sämtlichen Spekulazionen eine eben so hizige Erbitterung und schwarze Unwissenheit herscht, als er dem Predigerstil zueignet, so beruht doch ihre lokale und eventuale Nuzbarkeit auf das unschäzbare Produkt des blinden Ungefährs und hundertäugigen Interesse. „Solchen Werken gibt wol ein furchtsamer und gutherziger Greis seinen Beifal; aber ihre Begriffe sind viel zu schwankend, viel zu enthusiastisch und viel zu lächerlich, als daß sie die Hochachtung aufgeklärter Zuhörer (woran es, dem Himmel sey Dank! unter den Nazionen Deutschlands nicht fehlt) erlangen könten.„ (Band 2. S. 132. 33.) Wenn kein kräftiger noch edler Werk am Menschen ist, denn Reden; der Stil aber nicht schlechte gemeine Reden vorbildet, sondern die allerbesten, so man mit grossem Ernst in den allertreflichsten Sachen mit den Göttern der Erde redt, und dadurch sein Herz und gründlichen Schaz seiner Seele dem ganzen Publiko vermacht; so dürfte freilich zur Kritik die höchste Physiognomik der menschlichen Natur und ihrer vielen Künste gehören. Je mehr aber zu gutem Glück die edle Freiheit der Presse die Deutlichkeit der Schreibart in unserm erleuchteten und systematischen Jahrhundert begünstigt und erleichtert; mit desto mehr Ehr

vom menschlichen Verstande, von Empfindungen und Leidenschaften. Der Ton des Redners und Dichters aber mus immer erhaben seyn; weil es blos auf sie ankömt, der Grösse ihres Gegenstandes so viel Farbe, so viel Bewegung, so viel Täuschung, als ihnen beliebt, zu ertheilen. Aus ihrer Pflicht immer zu malen und alles zu vergrössern, folgt die unumgängliche Beflissenheit das ganze Vermögen ihres Genies aufzubieten und den ganzen Umfang desselben anschauend zu machen.

Evidenz und Energie wird das Geheimnis usurpirender Anomie und Apostasie sich selbst offenbaren und auflösen, wie geschrieben steht: ihre Lehre ist eitel Sünde und Hoffart, und predigen eitel Fluchen und Widersprechen.

So viel vom Antistil, um obige Theorie über das Leitzeug und Verdienst der Schriftsteller und Kunstrichter zu ergänzen. — Nachdem ich meine Anmerkungen in nochmaliger Rücksicht des jugendlichen Uebersezers und der noch kindischren Leser und Kunstrichter, von neuem übersehen habe, so weis ich alles, was ich geschrieben, nicht besser, als Salomo das siebende Kapitel seines Predigers, vor der Hand zu schliessen:

Wer ist so weise? und wer kan das auslegen?

---

9. Je:

9.

# Jeziger Zustand des Schulwesens in Oesterreich ob- und unter der Ens.

Der Rath und Professor Deluca in Linz hatte im verflossenen Jahre an der Wiener Realzeitung grossen Antheil, welche zwar ausserhalb Wien und Oesterreich nicht gelesen wird Die Aufsäze, [1]) die er in diese Zeitung einrücken ließ, betrafen einzig und allein die Litteratur der österreichischen Staaten. Er schilderte in Briefen die Geschichte einiger Akademien, Universitäten u. s. w. seines Landes, und so befindet sich in dem zehnten Stücke der angeführten Zeitung ein Schreiben, welches die Geschichte der Studien in dem Lande ob der Ens zum Gegenstande hat. Ich will ihn selbst reden lassen. „Der Anfang also des hiesigen Schulwesens kömt von dem weltlichen Landstande her, der im Jahre 1562 eine namhafte Summe zur Gründung vorschoß, und im Jahre 1567 zu Ens eine Landschaftsschule aug-

1) Die Beschreibung des Kunstkabinets zu Ambras in Tyrol; die Geschichte der Universität zu Olmütz in Mähren, der zu Gräz in Steyermark; die Geschichte der k. k. adelichen Ritterakademien zu Kremsmünster in Oberösterreich; das Leben des Hofkompositors von Wagenseil, des sel. Malers Altomonte, und des berühmten Kunstverständigen von Scheyb — alle diese Gegenstände hat der Professor in der Realzeitung behandelt, und wenn er so fortgefahren wäre, so würde diese Zeitung vielleicht brauchbarer geworden seyn. Mit dem 28ten Oktober des verflossenen Jahres hat er aber aufgehört, Beyträge zu liefern. Indessen ist derselbe noch in diesem Jahre ein eignes litterarisches Journal zu schreiben willens.

augspurgischer Konfession errichtete. Basilius Kinnegger ward zum Präzeptor ernant, die Jugend erhielt den Unterricht unentgeltlich und die Aeltern hatten blos für die Kost und Kleidung zu sorgen. Der Schullehrer bekam seine eigene Instruktion und zwei adeliche Landesmitglieder, nämlich Hans von Tschernendl und Achaz Häckelberg bekleideten die Superintendentenstelle. Mit dem Jahre 1578 ward diese Schule nach Linz übersezt, und Meinhard stand ihr als Rektor vor. Calaminus — ward um das Jahr 1580 Lehrer. Diese Schule stand so im Ruf, daß die österreichischen jungen Kavaliere, deren die meisten schon lutherisch waren, bevor sie auf protestantische hohe Schulen geschickt worden sind, hier den Unterricht und die Vorbereitung empfingen.

Der berühmte österreichische Staatsmann Forstner legte ebenfals in dieser Landschaftsschule den Grund zu seinen Studien. Die zwei weltliche oberösterreichische Landstände waren immer mehr besorgt, ihrem angefangenen Werke die nüzlichste Erweiterung zu geben. Zu dem Ende machten sie im Jahre 1600 eine Stiftung für zwölf adeliche Knaben und die Besezung eines leer gewordenen Plazes war jederzeit den Herren Verordneten überlassen. Der grosse Eifer für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse, der damals den weltlichen Landstand belebte, ging so weit, daß man eine eigne Herrschaft mit Namen Ottensheim ankaufte, und die davon abfallende Einkünfte den Studien widmete. Alles in der Welt hat seinen Zeitpunkt. — Im Jahre 1608 fingen die Jesuiten an, [2]) die Schulen in Linz an sich zu ziehen.

Die

2) Die Jesuiten hatten unter sich die gelehrtesten Männer, dieses kan ihnen Niemand streitig machen; aber ihr Unterricht in den Schulen war der elendeste. Sie lehrten nie etwas reelles, blos das Gedächtnis der Jugend wurde beschäftiget. Indessen haben sie doch vielen Nuzen in dem

Die Schulen bestanden anfänglich in vier Klassen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man bei vier stehen geblieben wäre; vielleicht hat man damals in vier Klassen besser Latein verstanden, als jezt in fünf oder sechs. — Man glaubte recht viel zu thun, daß man im Jahre 1622 die Dichtkunst, im folgenden die Redekunst einführte. — Endlich mit dem Jahre 1669 wurde auch die Philosophie in Linz öffentlich gelehret. — Als die Jesuiten die Schulen übernahmen, so bekamen sie auch die Herrschaft Ottensheim und Pulgaren.

Nebst andern Revenüen zu ihrer Unterhaltung wurde ihnen jährlich aus der Stipendiatskasse 1800 fl. für die Unterhaltung der Schulen gereicht. Diese Stipendiatskasse ist meistens aus Mildthätigkeit und Vermächtnissen, theils protestantischer Landesglieder, theils auch anderer hiesigen Bürger errichtet worden. — Da die Interessen noch 5 Prozent waren, so belief sich das jährliche Interesse auf 14523 fl. 30 Kr. 2 Pf., dermalen beträgt sie jährlich 10221 fl. 26 Kr.„ — So weit der Professor Deluca.

Das Lyceum in Linz hat seit 1674 ein Diplom vom Kaiser Leopold; vermöge dieses Diploms ist das Lyceum berechtiget, gleich einer Universität das Magisterium und Bakkalaureat aus der Philosophie zu ertheilen. Seit ohngefähr 50 Jahren werden die Instituten gelehret, und der Professor derselben geniest aus der Stipendiatskasse jährlich 600 fl. dafür. Der zeitige Kammerprokurator war meistens auch Pro-

dem k. k. Theresianum zu Wien gestiftet. Dieses Haus war mit den geschicktesten Männern aus dem Jesuiterorden besezt, in allen Gattungen von Wissenschaften genoß der junge Adel den freiesten und besten Unterricht. Dermalen befindet sich dieses Haus unter der Obsorge des Piaristenordens, und der nämliche Orden führt auch die Direkzion über alle österreichische Gymnasien, und seit dem dieser Orden die Gymnasien hat, werden die Studien noch elender getrieben.

Professor der Instituten; diese Einrichtung hatte nie die besten Folgen. Denn das Amt eines Kammerprokurators ist mit so vielen Geschäften überladen, daß einer gnug zu thun hat, ohne ein anderes Amt daneben zu verwalten, wenn er der Prokuratur Genüge leisten will. Noch ist zu bemerken, daß der Kammerprokurator zugleich Advocatus subditorum ist, auch ein Amt, das Arbeiten in der Fülle hat. Die Professur wurde daher immer als eine Nebensache betrachtet, und die Instituten wurden blos dem Namen nach gelehret. Man hofft, daß künftighin eine bessere Einrichtung mit den Rechtsstudien getroffen werden wird. Der zeitige Herr Kanzleydirektor war gewönlich Direktor der Studien. Man glaubte, wer über Dinte und Federn 3) gebieten könte, wäre auch geschickt die Studien zu leiten. Aber die Folge zeigte das Gegentheil; man erkante, daß ein Mann allein nicht im Stande sey, Wissenschaften von verschiedenen Gattungen zu verwalten, und daß zur Direktur von Studien Personen müsten genommen werden, die im Stande wären mehr zu leisten, als den Titel eines Direktors zu führen. Es wurde daher in diesem 1778sten Jahre mit dem Monat Hornung eine ganz neue Studienverfassung für das Land ob der Ens zu Stande gebracht. Die Einrichtung ist diese: 1) wurde eine eigene kaiserl. königliche Studienkommission (die ehemalige hat aufgehört) eingeführet, das Präsidium darüber bekam der kaiserl. königliche Landrath und Kameralrepräsentant Freyherr Pocksteiner von Woffenbach, ein sehr geschickter

3) Der Kanzleydirektor hat in andern Oertern sonst blos die Kanzleysachen zu besorgen, und im Rathe darüber zu referiren; in Oberösterreich hingegen ist er omnipotens, er hat den dritten Siz im Rathe nach dem Landeshauptmann, und ist gleichsam als Oberdirektor vom ganzen Rathe anzusehen. Die Landesgeschäfte werden allezeit am besten besorgt, wenn die Räthe im Range einander gleich sind, und ein jeder sein eignes Departement zu besorgen und darüber im Rathe zu referiren hat.

schickter und rechtschaffener Mann, dem das Land ob der Ens ungemein viel zu danken hat. Die Räthe der Studienkommission bestehen aus den drei aufgestellten Direktoren der Fakultäten, aus dem der vorigen Studienkommission beigesessenen Rath Professor Deluca, und aus einem Aktuar. Die höhern Studien wurden in drei Fakultäten eingetheilet. Das Präsidium über die theologische Fakultät bekam Graf von Engel, Probst und Dechant zu Ens; der juristischen Fakultät wurde vorgesezt der kaiserl. königl. Landrath Baron Pilati, von Tassul; (dieser war auch der vormaligen Studienkommission Rath) und der philosophischen Fakultät Cölestin Schirmann aus dem Benediktinerstift zu Kremsmünster und Pfarrer zu Tallham in Oberösterreich. Von den Verdiensten dieses Mannes um das philosophische Studium hat Prof. Deluca in einem Schreiben über die oberösterreichische Litteratur, so der vorjährigen Realzeitung einverleibet worden ist, umständlich gehandelt. Die ganze neue Studieneinrichtung in dem Lande ob der Ens kömmt vom gedachten Professor her. Er hat im vorigen Jahre einen eigenen Plan dieserwegen bei dem Wienerhofe eingereicht, die aufgestellten Direktoren in Vorschlag gebracht, und dem Plan einige Punkte, die sich hauptsächlich auf eine vollkomne Verbesserung der oberösterreichischen Studien beziehen, angehängt. Derselbe hat auch die Einrichtung der akademischen Bibliothek über sich. Diese Bibliothek wird aus drei Jesuiterbibliotheken zusammengeschmolzen. Die Jesuiten hatten zwei Kollegien und eine Residenz im Oberösterreich; beide Kollegien und die Residenz hatten ihre eigne Bibliothek.

Die neuen Studienräthe in Linz sind auch der dasigen k. k. Bücherkommißion beigezogen worden.

Die Anzahl der Studirenden in Linz dürfte sich für jezt auf 300 belaufen; sie würde grösser seyn, wenn nicht zu Kremsmünster in Oberösterreich alles das öffentlich gelehret würde, was man in Linz öffentlich lehret. Es ist wunderbar, daß man in dem kleinen Lande, als Oberöster-

reich ist, zwei Oerter hat, die 6 Stunden von einander entfernet sind, wo man öffentliche Studien hat.

Der Prof. Deluca hat in der vorigen Realzeitung das öffentliche Studium zu Kremsmünster in einem Schreiben über die oberösterreichische Litteratur auseinandergesezt. So viel diesmal von den Studien des Landes ob der Ens.— In Wien ist die unter dem Vorsize des geheimen Raths Baron von Kresel aufgestellte Studienkommißion eingegangen, und eine besondere Kommißion in Studiensachen unter dem Vorsize des obersten Kanzlers niedergesezt worden. Die vier Direktoren der Fakultäten sind Referenten, und jeder referirt die in seine Fakultät einschlagende Gegenstände. Der Hofrath und Professor von Martini hat das Referat von allen den Gegenständen auf sich, die nicht unmittelbar Fakultätssachen sind.

Die höheren Studien der österreichischen Staaten sind dem Hofrath von Martini ewigen Dank schuldig. Die theologische, juristische und philosophische Fakultät hat durch diesen würdigen Mann die vollkommenste Einrichtung erlangt; man sehe hierüber das gelehrte Oesterreich des Prof. Deluca. Der erste Reformator der österreichischen Studien war der sel. van Swieten. Seine Aufmerksamkeit war hauptsächlich auf das medizinische Studium gerichtet. Martini ging weiter, und dieser verdienstvolle Mann verdiente, daß sein Bildnis neben dem van Swieten in der Wiener Universität aufgestellet würde. An allen österreichischen hohen Schulen und Lyceen müssen Data zur Nationallitterargeschichte gesammelt werden, und bei jeder Universität und jedem Lyceum wird jezt ein eignes Buch geführet, worin alles, was Studiensachen betrift, eingetragen wird.

---

## 10.

# Versuch aus den Minnesingern.

Man klagt so oft und viel, und jüngst erst klagte man wieder, daß die Deutschen undankbar wären gegen ihre Vorfahren, nicht lesen mögten die vortreflichen Gesänge der Minnesinger, und nicht hören die Volkslieder, wo Geist des Jahrhunderts drinnen weht.

Aber, klagt nicht drüber. Es ist nun so Sitte des entnervten Jahrhunderts. Ueberdieses war auch der Deutsche nie stolz auf seiner Vorfahren Ruhm; wie's seine Nachbarn — auch Zweige von uns — sind.

Alte Lieder der Römer und Griechen, der Britten, und Gallier aufzuspähn; dies ist unsre Sache. Römisch · Trümmern, neunmal schon beschrieben, das zehntemal verbessert beschreiben, dieß liebt sein Geist.

Einzelne Personen haben viel gethan, aber man vergas sie, und dankte ihnen nicht:

Klagt nicht drüber. Lesen sie denn Opizens Gedichte, die Gedichte der beiden Gryphius? Das Schimpfspiel; Peter Squenz vom Andreas Gryphius — o wie viel lieber ist mir's als Shakespear's Sommernachttraum. Beide haben einerlei Absicht, einerlei Thema. Aber wer liest Jenes?

Da sie nun diese nicht lesen, diese Dichter, die noch kein Jahrhundert von uns abstehen, da ihnen nun diese Sprache anekelt, wie vielweniger werden ihnen die Minnesinger gefallen?

Wie oft wünsch ich's allen meinen Mitbürgern, daß sie hörten, wie vortreflich schön diese verkanten Dichter singen!

Auf ein Mittel sinn' ich dann, wie man ihnen eine nähere Bekantschaft verschaffen könte.

Wahr ist's, sie zu verstehn ist oft schwer, auch mit stossen genug Schwierigkeiten auf. Ihre gedrängte Sprache, ihre uns neuen unbekanten vielleicht von ihnen selbst erdachten, und so zusammengeketteten Wörter, und dann der Gang ihrer Poesie, der so weit von unserm absteht, daß es oft schwer ist, ihn auszuspähn, und endlich die fehlende Interpunkzion. — alles dies schröckt Tausende ab.

Da ist nun freilich kein andres Mittel, als sie umzuändern in neuere Sprache, ihre Wortfügung in unsre, und ganz veraltete Wörter in neuere zu verwandeln.

Der Herr Kanonikus Gleim versucht' es. Ich erkenne seine Verdienste gern, aber dies war nicht Uebersezung, Umschaffung war's.

Wenn's doch jemand thäte, nur einen Versuch wagte! Jenes mag ich nicht, dieß aber will ich hier thun.

Folgendes Lied ist ein Hymnus auf die heilige Maria vom Bruder Eberhard von Sax. Ich will nicht übersezen in schöne Poesie, sondern Wort für Wort. Hier und da neuere Wörter wählen, und wo möglich den Reim beibehalten.

Könt' ich wohl mit Worten schone [1])
Wirken ganzes Lobes Krone
Würdiglich im süssen Tone.
Geziert nach dem Willen mein [2])
Ganz nach Ehren als ich meine,
So wolt' ich die Maget reine,
Welcher nimmer gleichet eine,
Singen ohne falschen Schein;

Nun

1) schön — Luther sagt auch: uns mit Gaben zieret schone.
2) Welchen Schmuck und Leichtigkeit erhielt ihre Poesie, daß sie das Adjektivum nach dem Substantivum sezen konten.

Nun hat mir's den Sinn bestürzet
Daß ihr Lob noch steht gekürzet
Und doch dicke 4) hat gewirzet 5)
In dem kunsterfüllten Sinn.

Du bist gar vor allem Ruhme
Keuscher Scham ein' blüh'nde Blume,
Gib mir von dem Gnadenthume
Deines Lobes Anefang.
Schöne that sich unterscheiden
Gottes Wort, da es sich weiden
Wollt' in dir, und von dir kleiden,
Seine Güte darnach rang.
Du bist der verschloßne Garte,
Den Gott selber ihm bewahrte,
Da er wohnt' mit süßem Zarte 6)
Menschlich Lob ist dir zu krank. 7)

Du bist der Natur ihr Wunder,
Himmel, Erd' lobt dich besunder,
Von des höchsten Geistes Zunder
Ganz dein Leib gereinigt steht.
Denn du ganz und gar entbronnen 8)
Bist von jener wahren Sonnen,
Die von dir ist ausgeronnen
Und uns all' erleuchtet hat.



4) O wenn's doch überflüßig wäre, noch einmal zu sagen, daß Dicke oft heißt!

5) wirzen, Wurzel fassen, wurzeln.
6) Zärtlichkeit.
7) krank, gering, wenig, schlecht.
8) entzündet. Bornen, — in der Oberlausitz börnen, — heißt brennen.

Dein Fried' ist ganz ungemessen,
An dir hat Gott nichts vergessen.
Dich erfüllet und besessen
Hat sein' hohe Majestat. 9)

Deine Keuschheit, die da blühte,
Wie des Aaronis Rute
Wonniglich in deinem Mute,
Hat gezieret deinen Kranz.
Das fand auch im wahren Sinne
Moises, da er einst sah brennen
Einen Busch von aus- und innen
Ohne Mäßigung und ganz.
Und wir merken an dem Throne
Den der König Salomone
Hat gebauet also schone,
Daß dein Lob steht ohne Schranz. 10)

In der höchsten Weisheit Rathe
Gott dich selbst nach Wunsche machte,
Als er dein begehret hatte,
Zum besondern Stuhle sein,
Der so hoch da hat gereichet,
Daß er sich darein geneiget
Hat, wie es war vorgezeuget
Von der grossen Würde Dein.
Wer mag wohl dein Lob besingen,
Völliglich zu Lichte bringen?
Es versigen alle Dinge
So klar ist sein heller Schein.

Dich

9) Majestat für Majestät hat sich tief bis in's 16te Jahrhundert erhalten.

10) Schranz heist so viel als ohne Schranken.

Dich bezeichnet hat die Gerte [11]
Ahasverus, die er kehrte
Dem, den er sein' Hulde lehrte
Oder seinen sanften Mut. —
Wer hier deine Gnade findet,
Dem wird dort Gott so gelinde,
Daß er sich ihn baldigst sezet
Ueber sein erwältes Gut.
Von Jakob geht auf der Sterne: —
Wer in deinem Lichte gerne
Geht, der wisse, daß er lerne
Wie er Gottes Willen thut.

Wie Ezechiel die Pforte,
Zugethan an jedem Orte [12]
Sah, da Gott mit seinem Worte
Konte heimlich selbst eingehn. —
Zu dir ganz durch reine Schaue [13]
Die er fand an dir, o Fraue!
Aller Tugend blühend Aue!
Rosengarten ohne Dorn [14]
Da die Blume ward gezeuget
Die uns alle hat gefreiet
Die mit Sünden sind beschweret;
Ist so heilsam seine Kraft.

Dessen Kraft nie überwunden
Ward, ward sanftiglich gebunden
Zu dir in denselben Stunden,



11) Gerte, Ruthe, hier Zepter.
12) allem Orte. All im Singulari gebraucht, wo wir jeder sezen. Aller Ort, jeder Ort. In einigen Sachen haben wirs noch, z. E. Alles Vieh, für jedes Vieh, aber wir sagen nicht: Aller Mensch.
13) Schaue Anblick, Gestalt, Figur.
14) Im. Orig. Rosengarte, Dörnes an. Wir reden selten, daß wir den Genitivus und dann die Präposition sezen; ausser Zweifels ohne, für: ohne Zweifel.

Da du, eine Dirne, dich
Weihtest Gott, da er dich süsse
Als die Mutter wollte grüssen —
Daß wir dir bezeugen müssen,
Daß du bist genadenreich —
Davon du da schwanger würdest
Und den Gottes Sohn gebährest,
Diese freudenreiche Mähre
Machte dich viel minniglich. [15]

Und du gleichest wohl dem Schreine
Uebergold't mit lichtem Scheine
Wolgewirket von Sächine
Das man nie sich wandeln sieht.
Der das Himmelbrod verschlossen
Hat, das nie ist unverdrossen
Dem, der sein etwas genossen
Oder irgend etwas fand.
Die viel edle Margarite [16]
Bei dir in der Gnadenzeite
Funden ward, die dich so freite
Daß man dir viel Gutes giebt.

Dein Lob niemand übersteigen
Mag, doch will ich sein nicht schweigen
Deiner hohen Würde neigen
Muß sich reiner Engelschaar.
Von dir wurde der umfangen
Des Kraft niemand kann erlangen,

Den

15) Viel, sehr, haben wir noch in einigen Ausdrücken. z. E. Viel geliebter, Vielgeehrter.

16) Perle.

Den schliest du in deinen Angen [17]
Da ward er von dir gevat [18]
Als er in dir, menschlich Bilde
Einte seiner Gottheit Wilde [19]
Wen je deines Lob's bevilde [20]
Der ist rechter Sinne bar.

Du hast jedes Weib gepreiset [21]
Wie uns eine hat verweiset
Da sie wider Gott [22] gespeiset
Wart, nach ihrer Lüste krank [23]
Die hast du von den Verweisen
Weggethan, durch Tugend fleisse.
Was dir jemand Lob's entrisse
Das ist eines Schatten Wank.
Nach der Würde deiner Ehren
Die nicht Zungen können lehren,
Kanst du in gut Ende kehren
Jeden bösen Anefang.

Gott in seines Geistes Brunste
An dir zeigte seine Künste



17) Angen. Mutterleib, gehört vermutlich zum 218. §. in Hrn. Fulda's Abhandlung über die V. W.

18) ge[illegible], geformt

19) [illegible]eit. Ein Wilder ist ein Fremder. Jezt im übeln Verstande sittenlos. Gleiches Schicksals also mit dem römischen Bar[illegible]us.

20) [illegible] zu viel scheint.

21) diese Endung, anstatt, gepriesen, verwiesen ist bei uns in der Oberlausiz noch kein Archaismus. Täglich noch im Gebrauch, und ge[illegible] richtiger als die neudeutsche Ausnahme in den wenigen Wörtern.

22) wieder Gottes Willen.

23) nach ihren schlechten Lüsten.

Da er aller Sünden Dünste
Ganz von dir gefeimet hat.
Du bist in der Minne Mitten
So geziert mit reinen Sitten,
Daß dich schwerlich hat erlitten
Die erhabne Trinitat.
Du bist der gezeichnet' Brunnen,
Darinn scheint die lebend' Sonne.
Ganz mit jeder Tugend Wonne
Ist geblümet wohl dein Wat 24).

Du bist Gottes Paradeise,
Da gepflanzet ward die Speise,
Welche nach wunschreicher Weise
Alle Erde füllen mag.
Von des süssen Geistes Taue
Wardst du berhaft 25), reine Fraue,
Ganz ohn' alles Wandels Schaue,
Rechter Keusch' 26) ein lichten Tag.
O, könnt' ich dein Lob so felssen 27)
Daß es wanken nicht noch fallen
Mögte, und mit Gold durchschmelzen
Wie es deine Würde wog.

Du der Seligkeiten Fülle
Bist, da Gottes süsse Stimme
Unter allen Frauen immer
Dich zur Mutter auserlas.
Den du Maget doch gebarest

Ohne

24) Wat — Gewand. Daher Weste. In der Oberlausiz heißt Wetschkep, ein Geldbeutel, den die Frauenzimmer mit einem Haken an dem Rocke unter der Schürze befestigen.

25) schwanger.

26) Die Keusche, Keuschheit. Wir sagen die Milde. Eben so könnte man auch noch jezt die Keusche sagen.

27) Wie Felsen gründen.

Ohne Scham und ohne Schwermuth.
Und auch alles Jammers ledig.
Wie die Sonne durch das Glas
Aus und ein kommt leicht gegangen 28),
Sanft war auch und ohne Drängen
Von dir minniglich gefangen
Des Kraft ungemessen was.

Fraue, dein Lob ist so wilde,
Wenn in deinem schönen Bilde,
Gotte Wunders nie bevilte 29),
Da er in dir Wonne sieht.
Du hast dich so hoch geschwungen,
Was dir aller Menschen Zungen
Reiches Lobes je gesungen,
Das ist alles doch ein Nichts.
Wer dein lobend will gedenken,
Dem must du Genade schenken,
Und ihn von dem Brunnen tränken,
Dem man alle Weisheit giebt.

Auch aus der Propheten Munde
Ward viel deines Lobes funden,
Da man es wohl suchen konte,
Und nach Volkes Sitte spähn.
In dem Buche von der Minne
Da bist du geprüfet inne,
Wohl nach lobevollem Sinne,
Weise müssen dies gestehn.
Gott in seinem hohen Throne

Hat

28) Dieses Gleichnis findet sich noch in einem Weihnachtsliede:
Gleichwie die Sonn durchschein't das Glas ꝛc.

29) In der Oberlausitz vervielen. Die Sache vervielt mich — kommt mir zu gros, sonderbar vor. Das franz. frapper.

Hat begehret deiner Schöne,
Da er wollt, o Weibes Krone!
Dich mit Lust und Freude sehn.

Wer da nun will recht erkennen
Wer die sei, die mit der Sonne
Ist bekleidet, reich an Wonne,
Gekrönt mit zwölf Sternen klar,
Der ihr Schemel ist der Monden [30]:
Dieß ist alles Zweifels ohne
Die Maget, die Gott gebar.
Alle Kreatur bezeiget
Dein Lob, und wird doch erreichet
Nicht, weil Gott sich hat geneiget
Deiner Minne Wonne dar.

Der Berg, davon ward geschnitten
Ein Stein, nicht nach Menschen Sitten,
Bist du, daß wir kaum erbeiten [31],
Weil er ist so tugendsam.
Er kan heilen alle Wunden,
Wer mit Sünden ist gebunden,
Den erlöst er zu der Stunden,
Und bedecket alle Schaam.
In dir wuchs der lebend' Saame
Der gelobet Abrahame
Ward von Gott zum selgen Lohne
Einst als seiner Güte Zahm [32].

Deines Lob's sich unterwinden
Ist gespielt nach Kinder Sitten,
Von den Farben, gleich dem Blinden

Sprt

30) Der Mane. In unsrer Provinz heist's der Monden.

31) Erwarten.

32) Bekentnis.

Sprechen, die er nimmer sah.
So ist auch in meinem Munde,
Frau! dein Lob, wie gern ich konte
Dich erheben wohl von Grunde —
Hier ist mir die Kunst zu schwach.
Ich wähn', alle Engel könten
Nicht dein Lob so recht ergründen,
Wenn sie's auch mit Fleis begönten,
Da das Ende doch gebricht.

Mutter der so schönen Minne,
In dem finstern Leuchterinne,
Zünd' entbrenne meine Sinne
In der wahren Minneglut,
Da ich innen werd' gereinet,
Und mit Gotte ganz vereinet,
Was ich anders hab gemeinet
Das bedecke, Fraue gut!
Frau, erbarm zu allen Stunden,
Dich, wann du hast Gnade funden!
Gottes Zorn hat überwunden
Dein viel tugendlicher Mut.

Nun urtheile man über dieses Lied, ob's werth sey, gelesen zu werden, oder nicht. Welcher vortreflicher Schwung, welche Herzensfülle, die sich in solch einer bilderreichen Sprache ausgiest. Wird wohl die bilderreiche katholische Religion einen dergleichen vortreflichen Hymnus aufzuweisen haben?

Etwas ähnliches könte der Hymnus des heiligen Ambrosius seyn: Veni redemtor gentium. Aber welche obscöne, widrige Ausdrücke, und welcher besondere Einfall, den Gottmensch geminae Gigas substantiae zu heissen.

Keine

Keine solche Albernheit hier. Und nun welcher dichterischer Gang! Ich will niemanden vorgreifen, ihn selbst zu empfinden.

Der Marner hat auch noch eine ganze Stelle von der Jungfrau Maria. Auch diesen will ich hersezen:

Vor allen Frauen Fraue
Reine Mutter und Magd,
Hochgeborne Gottes Tochter und Braut
Wer kan deiner Tugend Reichheit völliglich erzäl'n;
Rose im Himmels Thaue
Ohne Sünde Dorn bedeckt.
Du bist vor den Kreaturen Gottes traut †);
Er gerichte dich aus all' der Welt im selber zu erwähl'n
Dein Lob ist allen Zungen unbegreiflich und zu stark
Wer könte solche Kraft erspannen!
Gott sich menschlich in dir barg;
Ohne Mannes Hülfe dein Leib den gebar,
Den alle Könige müssen mannen *),
Auch dient ihm der Engel Schaar.
Du bist aller Frauen Schild vor den Verweis
Den da Eva brachte um einen kleinen Apfelbiß.

Ich habe nur fast Wort für Wort gesezt, selten ein neues Wort gebraucht, noch seltener eins weggelassen, oder hinzugefügt. Dies geschah nur dann, wenn die neuere Sprache entweder zu lang oder zu kurz zum Sylbenmaasse war.

So könte man vielleicht diese ganzen Gedichte liefern, oder gar, durch kleine Aenderungen unserm Ohr harmonischer machen. Aber, wer wird's thun?

Und diese vortreflichen Sänger verschmäht man, verlacht man!

Aber, wehe dem Jahrhunderte, das sie verkent, lieber französischen Buhlgesängen horcht, als erhabenen deutschen Gesang fühlt.

Anton.

†) Lieb, werth.
*) Als Lehnleute dienen.

11.

II.

# Auszug aus einem Briefe.

London den 10. Aug. 1778.

. . . . . Herr Woide, deutscher Prediger hieselbst, hat jezt die Herausgabe von Scholzens Koptischer Grammatik mit Zusäzen von ihm selbst geendigt. Beiden Gelehrten haben wir nun ein Koptisches Lexikon und eine Grammatik für diese Sprache zu verdanken; aber wer bedient sich ihrer, um die hie und da vorhandenen Handschriften zu lesen? Hr. Woide gibt auch eine Abhandlung über die Aegyptische Sprache heraus, die interessant werden kan. . . . Whitens längst versprochene Ausgabe der vier Evangelien, Syrisch nach der Philoxenianischen Uebersezung, mit einer lateinischen Version und Noten von Ridley ist jezt geendigt, wird aber vor Oktober nicht zu haben seyn. Ob die Universität Oxford die Kosten zum Drucken des übrigen N. T. hergeben wird, daran zweifele ich recht sehr. White hat indeß eine Abschrift von dem Manuskripte fast ganz fertig, und würde sie wol einem deutschen Gelehrten zur Bekantmachung überlassen, doch hoffe ich wird keiner daran denken, bis man aus der Probe der Evangelien von dem Werthe der Uebersezung urtheilen kan. . . . Ein chirurgisches Werk von Abulkasi, das Channing, ein vor einigen Jahren verstorbener Apotheker, aus dem Arabischen ins Lateinische übersezt hat, ist in beiden Sprachen (2 Bände 4to) zu Oxford herausgekommen. Es versteht sich, daß solche Werke auf Kosten der Universität gedruckt werden. — Whitens angekündigte Ausgabe des N. T. nach dem Alexandrinischen

Kodex

Kodex wird in den ersten paar Jahren noch nicht erscheinen. . . . Bischofs Lowthes Jesaias ist fertig, wird aber ebenfalls vor dem Oktober nicht ausgegeben. . . . Richardson arbeitet jezt an einem Englisch-Persisch-Arabischen Wörterbuche, hat aber mit dem Druck noch nicht anfangen lassen. Wenn er dieses geendigt, will er alle orientalischen Studien aufgeben, und sich, wie Jones, blos auf die Rechte legen. Er klagt über die wenige Aufmunterung, die die morgenländische Gelehrsamkeit hat, und über den geringen Gebrauch, der zu Oxford und anderswo von den orientalischen Handschriften gemacht wird, die, seinem Urtheile nach, so gut in Japan als da seyn mögten. Unrecht hat der Mann wol nicht; indes ist es doch zu bedauren, daß es so selten Leute gibt, die ihrer Wissenschaft zu Liebe andre Aussichten aufopfern können. . . . Die Oktavausgabe des Longin ist so fehlerhaft abgedruckt, als der Euripides. Kente Hr. Michaelis dergleichen Bücher, so würde er schwerlich den Englischen Korrektoren so grossen Vorzug vor den Deutschen einräumen, als er in seiner Antwort auf Kennikott's Brief thut. . . . Herr de Villoison thut eine Reise nach Venedig und Griechenland, blos um Manuskripte und Bibliotheken zu durchsuchen. . . . .

---

# Deutsches Museum.

Zehntes Stück. Okt. 1778.


## I.

## Ueber das physiokratische System

von


Christian Wilhelm Dohm.


Es ist sonderbar, daß gerade die Nazion, welche allen ihren Nachbarn mit den künstlichsten und verwickeltsten Finanzoperazionen vorgegangen ist, ihnen jezt das einfachste und natürlichste System der Auflagen vorlegt, nur mit dem Unterschied, daß sie jene in der Praxis, dieses nur in der Theorie zeigt. Frankreichs Regierung hatte zuerst den kühnen Gedanken, das Salz, das an seiner Küste wohlthätig und umsonst von der Natur bereitet wird, zur Contrebande zu machen, wenn es ohne bezahlte starke Auflagen genossen würde: sie erfand zuerst alle Arten von Consumtionsauflagen; sie erfüllte zuerst alle Thore und alle Landstrassen mit Zoll- und Accisebedienten; sie ließ die eine ihrer Provinzen im Mangel, und die andere im Ueberfluß des Getraides umkommen, um den Ackerbau zu befördern; sie übergab ihr Volk an Pächter, um runde Summen in der Einnahme zu haben; sie machte zuerst die Entdeckung, daß man auch schon jezt die Einkünfte, welche erst in der künftigen Generazion fällig seyn werden, verzehren könne, wenn man sich nur nicht bekümmere, wie die künftige Generazion werde leben können? Sie fand zuerst, daß die Aemter und Stellen nicht eigentlich da wären, um dem Staate zu dienen, sondern um verkauft zu werden; sie sah zuerst die Notwendigkeit, daß jeder Staat von Europa sich notwendig in die innersten Angelegenheiten aller andern mischen, daß Frankreich, um seine Bürger glück-

lich zu machen, bourbonische Prinzen auf den Thron von Spanien bringen, und sogar an allen Revoluzionen in Rußland und Schweden, an den Intriguen der Pforte Theil nehmen, und daher, nach Verhältnis, seinen Aufwand weit über die natürliche Bedürfnisse erheben müsse. Daher ist auch nirgend die Einrichtung der Abgaben so verwickelt, als hier, daher sind auch die französischen Finanzgeseze so mannigfaltig und so durchkreuzend, daß ihr Studium fast das Leben eines Menschen fodert. Und doch ist jezt in eben dem Lande ein System der Finanzeinrichtungen erfunden, das ganz einfach und simpel ist, das sogenannte physiokratische oder ökonomistische System, das in allen Ländern von Europa soviel Aufsehen gemacht hat, und zu machen verdient, und das auch jezt immer mehr und wichtigere Anhänger bekömmt.

Ehe ich einige Erinnerungen über dasselbe mittheile, glaube ich, wird es den meisten Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich eine kleine litterarische Nachricht, und eine kurze Vorstellung des physiokratischen Systems, vorangehen lasse.

Der Erfinder desselben ist Franz Quesnay, königl. französischer Leibarzt, der im Jahre 1774. gestorben, und von seinen begeisterten Schülern beinahe vergöttert, und der Confucius von Europa genannt ist *). Die Schriften, in denen er

*) S. das Eloge dieses Mannes von Mirabeau, in den neuen Ephemerides du Citoyen par l'Abbé Baudeau, de 1775. Drei wichtige Entdeckungen, sagt dieser wirklich edelmüthige Schriftsteller (Mirabeau,) haben seit dem Ursprung der Welt den bürgerlichen Gesellschaften vorzüglich ihre Dauer gegeben; alle andere Entdeckungen gaben ihr nur mehr Reichthum und Annehmlichkeit. Die erste dieser drei wichtigen Erfindungen ist die des Schreibens, welche allein die Menschen fähig machte, ihre Verträge, Geseze, Geschichte und Erfindungen auf die Nachwelt zu bringen. Die zweite ist die Erfindung des Geldes, die alle Stände und Gesellschaften in dem gesitteten Leben verknüpft. Die dritte ist die der ökonomischen Tabelle oder des reinen

er seine neuen Entdeckungen der Welt mittheilte, sind Tableau oeconomique, Maximes generales du Gouvernement oeconomique und andere *). Nach ihm haben dieses neue System am vollständigsten vorgetragen die Herren Gournay, der Marquis von Mirabeau, vorzüglich in der Theorie des Impôts, und in der Explication du Tableau oeconomique, ferner Mercier de la Riviere, Intendant der Insel Martinique, dessen Hauptwerk ist: l'Ordre naturel et essentiel de la Societé, und die Herren Dupont, Baudeau u. a. Die beiden leztern Gelehrten haben vorzüglich seit 1767. das bekante Journal, les Ephemerides du Citoyen, herausgegeben, das in den lezten Jahren der Regierung Ludwig XV. unterdrückt wurde, seit Anfang 1775 aber wieder frei erscheint, und das unstreitig sehr viele treffliche sowohl theoretisch- als historisch-politische Aufsätze enthält.

In Deutschland hat der jezige Hessendarmstädtische Regierungsrath, Herr Schlettwein, zuerst diese neue Wissenschaft in dem ächten Tone der Begeisterung der französischen Erfinder bekant gemacht **), und nach ihm hat sie besonders an Hr. Rathschreiber Iselin ***) in Basel, und noch neuerlich



reinen Ertrags, das Resultat der beiden vorhergehenden, welche sie durch volkommenere Erreichung ihres Zwecks ergänzt, die Haupterfindung unserer Zeit, deren Früchte aber erst die Nachkommen ärnten werden.

*) Die meisten dieser Schriften sind in einem eignen Werke: la Physiocratie, Paris 1771, gesamlet.

**) Seine Hauptschriften sind: les Moyens d'arrêter la Misere publique, Carlsruhe, 1772. Die wichtigste Angelegenheit für das ganze Publikum, Carlsr. 1772. Schriften für alle Staaten zu Aufklärung der Ordnung der Natur im Staats- Regierungs- und Finanzwesen, 1775.

***) Im Versuch über die gesellige Ordnung, Basel 1773. Und in den Ephemeriden der Menschheit, welche seit 1776 für Deutschland sind, was die Ephem. du Citoyen für das französischlesende Europa.

lich an dem hessencasselischen Hrn. Hauptmann Mauvillon *) eifrige und sehr würdige Vertheidiger gefunden.

Wenn diese neue Wissenschaft (la Science nouvelle nennen sie ihre Anhänger selbst) gleich anfangs nicht so zahlreiche Jünger machte, als es die auffallende Simplizität ihrer Lehren hoffen ließ; so rührte das vielleicht zum Theil daher, daß gar zu simple Dinge in unsern Zeiten zu ungewohnt sind, und eben deshalb selten allgemeinen Beifall finden, (und wenn in irgend einer Materie, wäre dies in dem Finanzfache der Fall,) vorzüglich aber muß man wohl die Ursachen darin suchen, daß diese neuen Lehrer der Menschen sich in ihrer Sprache nicht eben der leichten Einfalt bedienten, die sie von ihrem System rühmten.

Ihre Lehrer fanden für gut, neue Wahrheiten auch in ganz neue Worte zu legen; sie erfanden Allegorien, die statt zu erläutern, ihren Gegenstand dunkel machten, und eine Terminologie, die den Lehrling abschreckte. Der praktische Kameralist fand keinen Geschmack an einem Finanzsystem von so metaphysischem Ansehen; und der theoretische Gelehrte nicht an einer Philosophie, die auf so gemeine Gegenstände angewandt war; der wizige Kopf ergriff die Blössen, welche die zu warme Begeisterung der Physiokraten gab; das müssige Publikum begnügte sich, über seltsam an einander gereihete Ausdrücke zu lachen, statt die Säze selbst zu untersuchen, deren Urheber es für gutherzige Alchymisten im Finanzfache hielt; ängstliche Leute konten das neue System schon deshalb nicht leiden, weil es System hieß, ein Name, dem Law in Frankreich einen ewigen Haß erworben hat; die Generalpächter und ihr Heer haßten die Physiokraten, weil sie hörten, daß diese Leute der Menschheit aufhelfen wollten; die Regierung verfolgte sie, weil ein Terray Generalkontrolleur war.

In

*) In seiner Samlung von Aufsäzen über Gegenstände aus der Staatskunst 2c. Leipzig 1777. im 2ten Theil in der Abhandlung von der öffentlichen und Privatüppigkeit und den wahren Mitteln ihr zu steuren.

In dieser Lage befanden sich die Physiokraten, als Ludwig XVI auf den Thron kam, und bald nachher einem Manne die Verwaltung und Verbesserung der Finanzen übertrug, der in der physiokratischen Schule gebildet, das edelste Wohlwollen mit dem erleuchtesten Verstande verband. Turgot *), als Generalkontrolleur, schien zu beweisen, daß hinter dunkeln Reden und Allegorien nüzliche Wahrheit verborgen seyn könne; er hätte vielleicht die Nazion ganz zu dem System (falls dieses anders die Natur desselben je erlaubt) bekehrt, wenn er nicht zu früh seinen erhabenen Standort wieder hätte verlassen müssen. Indessen hatte er der physiokratischen Sekte in Frankreich Freiheit und auch in andern Ländern Aufmerksamkeit verschafft, und mehr bedarf keine Sekte, welche Wahrheit lehrt.

Unter den deutschen Physiokraten kamen Herr Iselin in der Dunkelheit des Vortrags, Herr Schlettwein in der Begeisterung, und in vielleicht zu lebhaften Verheissungen von den Dingen, die da kommen sollen, den französischen Physiokraten fast zu nahe, und veranlasten dadurch vielleicht, daß ihr System in Deutschland nicht eine allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Ich glaube nicht, aus Freundschaft parteiisch zu seyn, wenn ich sage, daß, meiner Einsicht nach, die neue Lehre von Hrn. Mauvillon in der angezeigten Abhandlung kurz, und mit lichtvoller Deutlichkeit, aber nur nicht nach ihrem ganzen Umfange, dargestellt sey. In diesem vollständig ausgeführt findet man sie vorzüglich in Hrn. Regierungsrath Schlettweins Schriften, der auch den Vorzug voraus hat, seine Theorie praktisch ausgeübt zu haben.



*) Auch von diesem wirklich grossen Manne haben wir einige im Geiste des Systems gedachte Schriften. Untersuchung über die Natur und den Ursprung der Reichthümer, von Hrn. Mauvillon übersezt, Lemgo 1775. ist eine kleine aber inhaltreiche Schrift. Sur les Finances ouvrage posthume de Pierre André, fils d'un Laboureur, Londres 1775. wird auch Turgot zugeschrieben. (Die Weygandsche Buchhandlung in Leipzig liefert dieses Werk nächstens in einer guten Uebersezung.)

Er beruft sich mehrmalen *) auf die Versuche, die er zu Dietlingen in der Markgrafschaft Baden, auf Befehl des Durchlauchtigsten Herrn Markgrafen, sehr glücklich gemacht habe. Dieser wahrhaft erhabene Regent und wahre Vater seiner Unterthanen ist für Deutschland in dieser Absicht eben das und mehr geworden, als Turgot in Frankreich war. Er hat sich von der Güte des Systems überzeugt, und beschlossen, es bei seinen Unterthanen einzuführen. Alle zuverlässige und möglichst genaue Nachrichten von der wirklichen Ausführung dieses Entschlusses müssen dem Freunde der Wahrheit ausnehmend interessant seyn. Sie werden die Folgen zeigen, die man im Raisonnement nur vermuten, und sehr leicht unrecht vermuten kan. Der grosse Fürst, von dessen erhabener Thätigkeit wir diese Erleuchtung noch erwarten dürfen, hat das physiokratische System so tief und innig studirt, daß Er auch einen kurzen durchaus selbst gedachten Entwurf, zum Unterricht der Prinzen seiner Söhne, davon gegeben hat **).

Nach dieser kleinen litterarischen Nachricht will ich mich bemühen, das physiokratische System selbst so deutlich und zusammenhängend vorzustellen, als es mir immer, bei der zugleich nötigen Kürze, möglich seyn wird.

4. Alle

*) S. les Moyens d'arrêtter la misere publique, p. 86. Wichtige Angel Th. 2. Auch in der von der casselischen Agrikulturgesellschaft 1777 gekrönten Preisschrift, vom Werth der Güter, p. 29.

**) Der Marquis von Mirabeau gab ihn 1772. unter dem Titel: Abregé des Principes de l'Economie politique par S. A. S. Mgr. le Margrave regnant de Bade etc. heraus, und erbot sich in der Vorrede jedem, der es verlange, die eigenhändige Handschrift des Durchlauchtigsten Urhebers vorzuzeigen. 1775. wurde eben diese Tabelle in gr. Fol. zu Carlsruhe herausgegeben.

1.

Alle Dinge, (Produkte) die den Menschen Unterhalt und Vergnügen geben, kommen aus der Erde oder aus dem Wasser; bei der ersten entweder aus der Oberfläche, (durch Ackerbau, Viehzucht, Waldung) oder aus dem Innern, (durch Bergwerke, Steinbrüche 2c. 2c.)

2.

Die Natur bringt diese Produkte nicht von selbst in solcher Menge hervor, daß eine grosse Gesellschaft von Menschen lange an einem Orte leben könte. Fleiß und Arbeit ist notwendig, um die Oberfläche der Erde in den Stand zu sezen, so viele Produkte jährlich hervorzubringen, als nötig sind, viele Menschen zu ernähren.

3.

Alle Menschen theilen sich, im Verhältnis zu den Produkten, in zwei Klassen, entweder ihre Arbeit bringt Produkte hervor, oder nicht; das System nennt sie: die produzirende, die sterile Klasse.

4.

Zur Hervorbringung von Produkten gehören Auslagen, und zwar:

a) In Urbarmachung des Bodens, aus dem die Produkte gezogen werden, Anlegung von Gebäuden u. s. w. Diese Auslagen, — durch welche überhaupt die Möglichkeit der Produkzion bewirkt, — heissen nach dem System, Avances fonçieres, Grundauslagen. In unsern Staaten, wo der gröste Theil des Bodens längst urbar gemacht ist, werden sie zwar selten wirklich noch vom Landeigenthümer gemacht, aber er bezahlt sie in dem Ankaufe eines Gutes. Diese Auslagen sind ein Kapital, das jährlich seine Zinsen bringen muß, deren Grösse durch die Konkurrenz in jedem Lande festgesezt ist.

b) In Anschaffung der Früchte zur Aussaat, der Werkzeuge der Kultur, des Viehes ꝛc. ꝛc. Diese Auslagen heissen Avances instrumentales ou primitives, ursprüngliche Kosten.

c) In Unterhaltung des Hervorbringers, seiner Familie, seiner Gehülfen, seines Viehes bis zur Aernte, in ersezter Abnuzung der Werkzeuge ꝛc. ꝛc. Diese Auslagen heissen jährliche, Avances annuelles.

5.

Das durch diese Arbeit und Auslage hervorgebrachte ganze Produkt (produit brute) muß enthalten: I. die Ersezung der jährlichen, ursprünglichen und Grundauslagen, II. Gewinn für den Produzenten, reinen Ertrag (produit net).

6.

Der Eigenthümer des Landes ist entweder selbst auch der Bearbeiter desselben und Produzent, oder er ist es nicht, und hat das Land an einen andern verpachtet. In dem einen wie in dem andern Falle gewinnt er nur den reinen Ertrag, das übrige des ganzen Produkts, das die Auslagekosten enthält, muß er entweder seinem Pachter oder sich selbst ersezen.

7.

Nur der Eigenthümer und Bearbeiter des Landes *) sind Produzenten, alle übrige, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute, Gelehrte, Künstler, hohe und niedre Bediente des Staats und der Kirche, gehören zur sterilen Klasse. Ihre Arbeit bringt kein neues Produkt, keinen neuen Werth hervor,

*) Es versteht sich, daß hier immer von allen Arten natürlicher Produkzionen, als Bergwerke, u. s. w. die Rede ist, wenn gleich nur die vorzüglichste, und gewöhnlichste, der Landbau, genannt und zum erläuternden Beispiel gebraucht wird.

hervor, sie tauschen nur durch ihre Arbeit einen Theil der überflüssigen Produkte des Landeigenthümers ein. Sie alle sind Bediente des Landeigenthümers, der ihnen für ihre Arbeit Unterhalt und einigen Gewinn, d. i. Lohn gibt.

8.

Der Lohn aller Menschen von der sterilen Klasse kan nur vom reinen Ertrag des Landeigenthümers genommen werden. Greift dieser sein ganzes Produkt (produit brute) weiter (über den reinen Ertrag) an, so entzieht er es der Kultur, so wird die Produkzion vermindert.

9.

Es ist besonders wohl zu merken, daß auch die Handwerker und Fabrikanten kein neues Produkt, keinen neuen Werth hervorbringen. Sie verarbeiten nur die natürlichen Produkte, und bringen sie in eine neue Gestalt, die sie fähiger macht, für die Bedürfnisse der Menschen gebraucht zu werden. Dem Anschein nach vermehren sie den Werth des Produkts durch ihre Arbeit oft ganz ungemein. Man hat berechnet, daß ein Stück rohen Flachses, in ein Paar der feinsten Manschetten verwandelt, 7200mal seinen Werth vermehren könne. Aber dieser Werth enthält nichts, als die natürlichen Produkte aller Art, welche die Stickerin während der langen Zeit ihrer Arbeit verzehrte, also vernichtete. In jedem Augenblicke, da der Werth ihrer künstlichen Arbeit zunimt, vergeht ein gleichmässiger Werth in natürlichen Produkten. Diese werden also nie vermehrt, sondern durch die Arbeit des Fabrikanten nur erhalten. Sein künstliches Produkt ersezt, vertritt, repräsentirt alle die natürlichen, die während seiner Verfertigung verzehrt sind. Die ganze Masse aller Produkte eines Landes wird also nicht vermehrt, sondern bleibt gleich.

10.

Es existirt also kein Werth, kein Reichthum, als natürliche Produkte, welche angewandt werden müssen:

 1) zur

1) zur Hervorbringung neuer Produkte, 2) zur Unterhaltung der Landeigenthümer, ihrer Gehülfen, und durch sie 3) der sterilen Klasse. 4) Zu Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft. Alle Existenz also, aller Unterhalt, aller Genuß kömt und kan nur kommen vom reinen Ertrag.

11.

Wenn kein Reichthum existirt ausser dem reinen Ertrag, so kan auch die bürgerliche Gesellschaft nur von einem Theile desselben erhalten werden. Dieser Theil kan unmittelbar vom reinen Ertrag genommen werden, oder mittelbar, wenn er von verarbeiteten Produkten genommen wird, die nur daher einen Werth haben, weil sie gegen eine Porzion des reinen Ertrags vertauscht werden können, und dieselbe repräsentiren. Jene Auflagen heissen direkte, diese indirekte.

12.

Alle Auflagen gehören in eine oder die andere Klasse; alle müssen am Ende auf den reinen Ertrag fallen, weil er der einzige existirende Werth ist, alle müssen den Landeigenthümer treffen, weil jedes andre Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft ein besoldeter Bedienter von jenem ist *).

13. Es

*) Der Physiokrat erläutert dieses durch folgendes Beispiel: Ich gebe einem Bedienten 50 Thaler Lohn, so viel nämlich, als für ihn nötig ist, alle die natürlichen Produkte einzutauschen, die das Jahr, da er mir dient, sein Unterhalt erfordert. Die Menge dieser Produkte, d. i. der Lohn, wird festgesezt durch die Konkurrenz derer, die dienen, und derer, die bedient seyn wollen. Nun legt der Staat dem Bedienten eine Taxe von 50 Thalern auf, nimt ihm also die ganze Summe, die er jährlich mit seiner Arbeit verdiente, und mit der er seinen Unterhalt eintauschte. Er kan also nicht leben oder ich muß ihm diese Taxe ersezen, also steigt der Lohn von 50 auf 100, also ist es nicht der Bediente, sondern ich, der die Taxe bezahlt; also ist es völlig einer-

13.

Es ist unendlich vortheilhafter, alle Auflagen, welche die Bedürfnisse des Staats fordern, direkte und unmittelbar vom reinen Ertrag des Landeigenthümers, als indirekte und mittelbar erst von den Bedienten desselben, und durch diese von ihm zu nehmen, weil 1) bei den indirekten Auflagen viel Willkühr ist, und sehr leicht der reine Ertrag überschritten wird, welches doch nicht geschehen kan, ohne die Produkzion, und also die Mittel der Existenz aller Menschen und des Staats selbst, zu vermindern. 2) Weil die indirekten Auflagen weit mehr Hebungskosten verursachen, als die direkten, welches die Auflagen auf eine für den Staat unnüze, die Kontribuenten aber lästige Art vermehrt. 3) Weil die sterile Klasse gemeiniglich sich, wegen der von ihr ausgelegten Auflage, noch etwas mehr, als diese beträgt, von den Landeigenthümern ersezen läst, also auch die Auflagen erhöht, den reinen Ertrag mehr als nötig ist, und vielleicht den ganzen Ertrag angreift.

14.

Also muß, nach der natürlichen Ordnung, in allen Staaten nur eine direkte unmittelbare Auflage seyn, welche in einem gewissen Theile des reinen Ertrags besteht. Alle andere Auflagen, Konsumzions- Gewerbs- Handels- Personensteuern, Zölle u. s. w. sind schädliche Umwege und Abirrungen von der natürlichen Ordnung, drückende Lasten des Volks, ohne Nuzen für den Staat.

15. Ist

einerlei, ob mir oder dem Bedienten die Taxe aufgelegt würde, nur diese ist die indirekte, jene die direkte. So mit dem Landeigenthümer und allen Menschen von der sterilen Klasse. Diese leben nur vom Lohne, den sie von jenem bekommen. Legt man ihnen eine Auflage auf, so erhöhen sie den Lohn, so muß der Landeigenthümer indirekte die Auflage bezahlen.

15.

Jede Art von Verarbeitung oder Vertauschung der Produkte, jede Gattung von Industrie und Handel, von Einfuhr und Ausfuhr, von unschädlichem Genuß einheimischer und fremder Produkte, muß ganz frei, ganz erlaubt, ohne alle Auflagen seyn. Jeder Impost auf Industrie, Personen, Konsumzion u. s. w. ist ungerecht und unpolitisch. Ungerecht, weil er allemal auf den Landeigenthümer und dessen reinen Ertrag fällt, der doch schon seinen dem Staat gehörigen Antheil einmal gegeben hat, also nicht noch einmal geben muß, oder der doch allemal mehr, als nötig ist, gibt; unpolitisch, weil es einerlei ist, ob die Produkte des Landes von den eigenen oder fremden Unterthanen verarbeitet, ob eigene oder fremde Produkte verzehrt werden? Denn immer werden nur die eigenen Produkte, entweder unmittelbar oder mittelbar in fremden für die eigenen eingetauschten Produkten verzehrt. Je grössere Konsumzion, desto grösserer reiner Ertrag, je mehr Freiheit der Konsumzion, nach jedes Neigung, desto mehr Ermunterung des Arbeitstriebes unaufhörlich den reinen Ertrag zu vermehren.

16.

Alle Geseze also für die Aufnahme der Industrie in Fabriken und Handlung, alle Auflagen (oder Verbote) auf fremde verarbeitete, eigene rohe Produkte, alle Prämien für eigene verarbeitete Produkte, sind unnüz und schädlich, 1) weil sie die Freiheit des Genusses einschränken, den Aufenthalt im Lande unangenehm machen, den Arbeitstrieb und die Vermehrung des reinen Ertrags schwächen, 2) weil sie nichts ausrichten, da künstliche Industrie allemal von selbst entsteht, wo sie vortheilhaft, und durch den Zusammenfluß der Weltumstände, die Menge und Bedürfnisse der Einwohner, möglich ist; wo sie es aber nicht ist, nur auf eine für den grösten Theil der Einwohner nachtheilige Art erzwungen werden kan, auf eine Art, die unausbleiblich die Masse der Produk-

zion

zion und den reinen Ertrag vermindert; 3) weil sie eine Menge Kosten und Bedienten der Hebung verursachen, wovon jene politischer Unwerth sind, da sie dem Unterthan entgehen, dem Staate nicht zukommen; diese der Erzielung oder Verarbeitung der Produkte entzogen werden.

17.

Ein gewisser Antheil des reinen Ertrags muß hinreichen, alle Bedürfnisse des Staats zu bestreiten, er muß so viel abwerfen, als die bisherigen indirekten Auflagen zusammen betrugen, die jezt entbehrlichen Hebungskosten abgerechnet.

18.

Der Landeigenthümer bezahlt nun auf einmal in einem bestimten Antheil des reinen Ertrags, was er bisher in einer Menge von Auflagen, — die er allen andern für ihn arbeitenden Klassen der Menschen ersezte, — bezahlen muste. Bei allen Preisen verarbeiteter Produkte fällt also jezt der Theil, welcher die ersezte Auflage enthielt, weg, d. i. sie werden um so viel wohlfeiler, als jezt die Auflagen auf Verarbeitung und Menschen, und die Kosten der Hebung betragen. Alle Konsumzion des Landeigenthümers wird also viel wohlfeiler, als bisher, weil die Hebungskosten erspart sind, und die freiere Konkurrenz den natürlichen Preis der Arbeit herabsezt. Ein Beispiel wird es deutlicher machen:

Ein Landeigenthümer hat nach Abzug aller Kulturkosten (avances foncieres, primitives, annuelles) von seinem Gut jährlich 500 Rthlr. reinen Ertrag Davon beträgt, nach der jezigen Verfassung, seine jährliche Abgabe an den Staat, $\frac{1}{10}$ oder — 50 Rthlr.

Aber er muß nun noch bezahlen:

1) Dem Kaufmann, der ihm Kleidung u. s. w. gibt, die Zölle, die Gewerbsteuer, die dieser und der Fabrikant für die Wolle und bei der Verarbeitung derselben in andern

dern Konsumzionssteuern ausgelegt haben, dieses soll betragen — — — 25 Rthlr.

2) Alle Arten von Auflagen der einheimischen und fremden Waaren, die er konsumirt, diese sollen auch betragen — — — 25 Rthlr.

3) Die Kopf- oder Konsumzionssteuern seiner Arbeiter — — — 25 Rthlr.

4) Die Kopf- und Konsumzionssteuern derer, die ihm seine Werkzeuge verfertigen oder ausbessern, und aller derer, die wieder für dieser Unterhalt arbeiten 25 Rthlr.

5) Seinen Antheil an den Besoldungen aller Bedienten des Staats und der Kirche, in so fern sie durch die von diesen geforderte Konsumzions- und andere Steuern erhöhet werden — — 15 Rthlr.

6) Eben diese Steuern für alle diejenigen, die auf irgend eine Art seinen Genuß und Vergnügen befördern — — — 10 Rthlr.

Er bezahlt also nun, ausser den 50 Rthlr. reiner und unmittelbarer Ausgabe, noch mittelbar 125 Rthlr., also statt $\frac{1}{10}$ oder $\frac{2}{20}$ jezt $\frac{9}{20}$ beinahe die Hälfte des reinen Ertrags *). Wir dürfen aber annehmen, daß in allen diesen so verschiedenen Arten von Auflagen die Erhebungskosten wenigstens $\frac{1}{9}$ betragen, also der Landeigenthümer, wenn diese wegfallen, nur $\frac{8}{20}$ geben darf, und doch die Einkünfte des Staats gleich bleiben. Da indeß nun diese Auflagen von dem Kaufmann, Fabrikanten 2c. 2c. nicht bezahlt werden, so müssen notwendig dieser ihre verarbeitete und umgetauschte Produkte um so viel fallen, die Besoldungen aller Bedienten des Staats so viel herabgesezt werden, als vorher ihre nun vom Landeigenthümer bezahlte

*) Es versteht sich von selbst, daß dies Beispiel hier nur blos zur Erläuterung dienen soll, und es damit gar nicht auf wirkliche Bestimmung des Verhältnisses der verschiedenen Abgaben angesehen ist, die in den meisten Ländern wohl noch höher steigen dürften.

te Auflagen betrugen. Dieser tauscht also nun für die ihm übrig bleibende $\frac{11}{20}$ seines reinen Ertrags eben so viel Dienste und verarbeitete Produkte ein, als vorher für $\frac{18}{20}$ oder vielmehr, er tauscht weit mehr dafür ein, 1) weil die Hebungskosten wegfallen, die vorher bezahlt werden musten, jezt aber, wegen der simplifizirten Einnahme nicht bezahlt werden dürfen, 2) weil die freiere Industrie in aller Art Gewerben von Manufakturen und Handlung, die Konkurrenz sehr vermehren, also die natürlichen Preise aller Verarbeitung, alles Arbeitslohns sehr herabsezen wird.

19.

Das Interesse des Staats und eines jeden einzelnen Bürgers sind nach diesem System aufs genaueste verbunden. Je bessere Kultur, desto grösseres Produkt, desto grösserer reiner Ertrag, desto grösserer Antheil des Staats.

20.

Die bestmöglichste Simplizität der Verwaltung, die höchstmöglichste Glückseligkeit der einzelnen Bürger, sind Folgen dieses Systems. Das einzige Geschäft der Regierung ist, dem Unterthan Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit der unschädlichen Handlungen zu verschaffen; die einzige Pflicht des Bürgers, niemand zu beleidigen, — des Landeigenthümers, den schuldigen Theil des reinen Ertrags abzugeben.

21.

Keine Regierungsverfassung past besser für dieses System und in die natürliche Ordnung, als die uneingeschränkte erbliche Monarchie. In aristokratischen und demokratischen Staaten, in Wahlmonarchien, haben die Theilnehmer an der höchsten Gewalt gemeiniglich noch ein besonderes Interesse, ausser dem des Allgemeinen. Durch die Beförde-

rung

rung von jenem können sie diesem nachtheilig werden. In einer uneingeschränkten Monarchie ist nur ein Interesse des Regenten und der Unterthanen, — möglichst grosser reiner Ertrag.

Ich schmeichle mir, daß in diesen Säzen alle wesentliche Grundideen des physiokratischen Systems genau enthalten sind. Die Ideen, welche ich dem Leser vorgelegt habe, sind alle ächt physiokratisch, keine ist wissentlich von mir in das System eingeschoben. Aber die Ordnung dieser Begriffe findet sich vermutlich in keinem physiokratischen Buche so wie hier, sie ist diejenige, in welcher mir einer dieser Begriffe den andern am bindendsten zu beweisen, einer aus dem andern am natürlichsten abzufolgen scheinen. Eine solche Ordnung mir selbst zu schaffen, nötigte mich die Verschiedenheit der Ordnung in den Büchern der Physiokraten selbst. Die eifrigsten von dieser Partei werden daher, hoffe ich, mich nicht beschuldigen, daß meine Ordnung die Stärke ihres Systems schwäche. Sie ist vielmehr diejenige, in der ihre Beweise mir am stärksten scheinen.

Und gewiß wird nun das System auch in diesem Skelet bei dem ersten Ueberblick dem uneingenommenen Wahrheitsfreunde sehr viel für sich zu haben scheinen. Er wird es für eine von den glücklichen Bestrebungen des menschlichen Verstandes halten, endlich wieder auf den geraden einfachen Weg der Wahrheit zurückzukommen, die er Jahrhunderte vergebens in künstlich gewundenen Umwegen suchte. Alles in diesem System scheint so neu und doch so natürlich, so parador und doch so wahr! So ähnlich dem Ey des Columbus, so leicht zu erfinden und doch so spät erfunden! Der Mensch behält nach diesem System so viel Freiheit, und doch ist sein Glück so genau mit dem des Staats verbunden, daß dieser, (und sonderbar! vorzüglich in der von den Philosophen so verschrieenen despotischen Regierungsform) durch sein Interesse gezwungen wird, für ihn zu sorgen. Alle Unterdrückung, aller Zwang ist entfernt, alle unnötige Lasten sind gehoben! der Landmann

muß

muß mehr geben als jezt, und doch wird die Kultur befördert! der Mensch bekömt die Freiheit, die ihm fast kein Staat mehr gelassen, für sein eigen Wohl zu sorgen, er darf geniessen, was er will, und der Staat wird doch nicht arm! die Produkte dürfen roh ausgeführt werden, und man hofft doch auf Industrie! das System will uns den glücklichen Stand der Natur wieder herzaubern, und uns doch die Annehmlichkeiten des gesitteten Lebens gönnen, es macht uns zu freien Menschen, ohne zu fodern. daß wir Rousseauische Wilde werden! Gewiß, man kan sich schwerlich enthalten zu wünschen, daß das System auch die strengste Prüfung aushalten möge. Man mögte es, wie Cicero die Lehre von der Unsterblichkeit, einen süssen Traum im Finanzfache nennen, den es unbillig scheinen dürfte zu unterbrechen, wenn es nur eben so unschuldig wäre, über die Abgaben des gegenwärtigen Lebens, als in Spekulazionen über das künftige, zu träumen.

Aber sicher verdient, wenn irgend ein System, so dieses die parteilose strenge Prüfung denkender Köpfe und Freunde der Wahrheit. Es gutherzig, ohne Untersuchung, für wahr annehmen, weil es beim ersten Anblick gefällt, wäre schwacher Enthusiasmus, verzeihlicher indeß, als es mit stolzer Unwissenheit verachten, weil man sich nicht die Mühe genommen, es zu studiren, weil es nicht schon zu unsrer Vorfahren Zeit da war, weil es nicht in den einmal gewohnten Schlendrian paßt! Alles prüfen, und das Gute behalten, wird auch hier die weiseste Regel seyn, aber allerdings muß noch mehr, noch vielseitiger, noch scharfsinniger geprüft werden, um dies Gute zu finden.

Nicht als glaubte ich mich fähig, etwas Erhebliches zu einer so wichtigen Prüfung beizutragen, wage ich es hier einige Gedanken über verschiedene Behauptungen des physiokratischen Systems herzusezen. Ich weis es zu sehr, wie mir zu einer vollständigen Prüfung (wenn auch diese ein Journal aufnehmen könte) Umfang der Einsichten und Scharfsinn abgehn. Aber ich würde mich glücklich schäzen, wenn ich fähig wäre, die Aufmerksamkeit fähigerer Männer etwas mehr auf

dies System zu lenken, und ihm eine genauere Prüfung, als es bisher erhalten hat, zu verschaffen. Ich verehre den Geist und die reinen Absichten der edlen Urheber dieses Systems, und auch seiner deutschen Vertheidiger; aber immer bleiben mir gegen dasselbe noch Zweifel, von denen ich hier einige der wichtigsten vorlege. Nichts würde mir angenehmer seyn, als sie alle gehoben zu sehen. Ich schreibe nicht, um zu lehren, sondern um belehrt zu werden; ich streite nicht gegen Personen, sondern gegen Säze, wenn anders lehrbegierige Mittheilung einiger Zweifel Streit genant werden könte. Doch genug zur Vorrede. Hier sind meine Erinnerungen.

Der erste und wesentlichste Hauptsaz des Systems ist: **Nur die Landeigenthümer sind die einzigen Besizer alles möglichen Werths und Reichthums, nur sie also geben alle Abgaben, und es ist daher vernünftig und natürlich, sie unmittelbar und direkt von ihnen zu nehmen.** Dies ist der Saz, auf dessen genauere Prüfung ich mich hier einschränke. Alles kömt bei demselben nun darauf an, ob es wahr sey, daß wirklich aller Reichthum eines Landes nur von den Landeigenthümern desselben herrühre? und ob, wenn es auch wäre, die Einführung der direkten Auflage nicht sonst vielleicht wichtige Hindernisse finden dürfte? Die Frage ist: Dürfen wir, können wir das System einführen? Ist es gerecht? Ist es ausführbar? Ich habe Zweifel gegen Beides.

I. Gegen die Gerechtigkeit. Wenn es wahr ist, daß die Landeigenthümer jezt alle und jede Auflagen wirklich bezahlen, so dürfen wir ihnen kühn alle diese Auflagen unmittelbar auflegen, weil sie dann nichts verlieren, sondern vielmehr, wegen der ersparten Hebungskosten und Verminderung des übrigen politischen Unwerths, gewinnen. Bezahlen die Landeigenthümer jezt in unsern Staaten wirklich alle Auflagen? ist also die Frage, auf die alles ankömt. Um sie zu beantworten, müssen wir die gewöhnlichsten Arten der jezigen Auflagen durchlaufen, und sehen, auf wen sie am Ende fallen?

In

In den meisten europäischen Staaten ist die älteste und ursprüngliche Art von öffentlichen Einkünften die, welche aus den eigenthümlichen Gütern des Staats (den Domainen) gezogen wird, zu diesen sind alle andere nachher zugesezt, so wie nach und nach die öffentlichen Bedürfnisse zunahmen, und jene erste Einkünfte nicht mehr hinreichten. Ziemlich lange kante man in den meisten Ländern (einige Zölle ausgenommen) nur diese Art von Einkünften. Die Landeigenthümer behielten also damals ihren reinen Ertrag ganz, und die einzige Pflicht, die sie an den Staat abzutragen hatten, war, ihn zu vertheidigen, wenn es nötig war, und die Verwaltung der Gerechtigkeit zu bezahlen, wenn sie derselben unmittelbar bedurften, oder vielmehr, wenn sie von derselben gestraft wurden. Der Regent mit seinem Hofstaat wurden ganz von den Domainen erhalten, ein Theil derselben diente auch einigen Unterbedienten des Staats zur Besoldung, und die Kirche bezahlte sich auch meist von den eignen Gütern. Hier wurde also der reine Ertrag der Landeigenthümer nur ausserordentlich, im Falle des Krieges oder der Strafe, angegriffen, und wir kennen doch also einen Zustand, wo die Landeigenthümer die Bedürfnisse des Staas nicht bezahlten, und, in so fern diese noch jezt aus den Domainen bestritten werden, bezahlen sie dieselben noch jezt nicht.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob die Verwaltung oder Verpachtung der grossen Domainengüter die beste Benuzung, oder nicht vielmehr beiden die Vereinzelung derselben gegen gewisse Grundzinsen, vorzuziehen sey? Was man auch für Veränderungen mit den Domainen vornehmen mag, so bleiben sie doch immer Eigenthum des Staats, oder, wenn er sie veräussert, so treten an ihre Stelle neue Rechte und Einkünfte. In jedem Falle also bleibt es gewiß, daß gegenwärtig in allen Staaten, wo Domainen sind, nicht die ganze Last der Auflagen von den Landeigenthümern getragen werde, und daß man also sehr ungerecht gegen sie verfahren würde, wenn man ihnen, nach dem System, diese ganze Last auflegen wolte.

Eine zweite wichtige Art von Einkünften sind die Regalien, die Benuzung solcher Produkte, welche nicht wohl von Privatbürgern besessen werden können, und daher, vom Anfang der bürgerlichen Gesellschaften an, vom Privateigenthum abgesondert sind, um mit ihren Einkünften die allgemeinen Bedürfnisse zu bestreiten, Bergwerke, Salzwerke, Steinbrüche, Forste, Jagd gehören hieher, und machen in manchen Ländern die wichtigsten Einkünfte aus. So viel oder wenig sie aber in jedem betragen mögen, so ist doch offenbar, daß auch dieser Theil der öffentlichen Einkünfte jezt nicht von den Landeigenthümern herkömt, also auch nicht mit Gerechtigkeit von ihnen gefodert werden kan. Ohnstreitig wollen auch die Physiokraten nicht, daß diese Auflagen von den Landeigenthümern gefodert werden sollen. Sie verstehen unter ihrem reinen Ertrag den des ganzen Landes, ununtersucht, ob er im Besiz des Staats oder der Privatbürger sey? Aber, dieses zu erinnern war doch zur genauern Bestimmung der Begriffe notwendig, weil doch wohl von keinem Lande behauptet werden kan, daß alle seine Auflagen jezt mittelbar von den Landeigenthümern getragen würden, also ihnen auch unmittelbar aufgelegt werden könten. Und dann tritt in manchen Ländern bei gewissen Regalien auch der Fall ein, daß sie bei der vom System verlangten völligen Handelsfreiheit lange nicht so hoch wie jezt benuzt werden könten, vielleicht gar eingehn würden, woraus dann die notwendige Belästigung der Landeigenthümer mit einer Auflage, die sie jezt gar nicht bezahlen, folgen würde. Ein Beispiel geben gewiß in vielen Staaten die Salzwerke.

Zu eben der Klasse gehören auch öffentliche Anstalten zum gemeinen Besten, die vom Staate angelegt werden und ihm einen Gewinn abwerfen, die Post, die Münze, Zölle und Geleite, Wegegelder. Der Physiokrat wird hier vielleicht sagen: Allerdings bezahlt der Landeigenthümer diese Einkünfte, die Post z. B. entweder unmittelbar, in so fern er sich ihrer selbst bedient, oder mittelbar, in so fern alle andere Menschen entweder Gehülfen seiner Produkzion sind, oder zur be-

sten Klasse gehören, und als seine Besoldeten in beiden Fällen die Auslage dem Landeigenthümer anrechnen. Man könte also die Post so einrichten, daß sie nur bloß ihre Kosten ersezte, wozu denn jeder, in so fern er sich der Anstalt bediente, beitrüge, und den Gewinn zur Masse der Abgaben vom reinen Ertrag schlagen. Aber, erstlich ist die Post keine feste bleibende Einkunft, die sich genau anschlagen liesse, und dann zweitens, die Kosten der Post werden dem Staat ersezt, ihr Gewinn wird bezahlt, nicht bloß von eignen, sondern auch von fremden Unterthanen, und dieser Theil des Gewinns ist oft der beträchtlichste. Wie ungerecht also, für diese den eignen Landeigenthümer bezahlen zu lassen?

Noch mehr ist dies der Fall bei allen Land- und Wasserzöllen, oder Wegegeldern für fremde Waaren, die nur durch das Gebiet eines Staats passiren. Wie unmöglich würde es für die Landeigenthümer der Rheinländer werden, wenn sie die wichtigen Rheinzölle, oder für die dänischen, wenn sie die fünf Tonnen Goldes, die jährlich der Sundzoll etwa gibt, noch ausser allen ihren andern Abgaben, aufbringen solten? und wie läst es sich denken, daß es ihnen durch irgend einen Vortheil vergütet werden könte, wenn sie auf ihre Kosten den Handel fremder Länder beförderten? Vielmehr würde es ihnen in den meisten Fällen, noch ausser der unerträglichen Auflage, den Absaz ihrer eignen Produkte erschweren, oder ihn gar ganz hemmen.

Eben so ist es mit dem Verkauf gewisser Produkte, die der Staat sich vorbehalten hat, und die oft eine wichtige Einkunft ausmachen. Zwar pflegt man diese Monopole gemeiniglich, als schädliche Einschränkungen der Freiheit und Industrie der Staatsbürger, zu verdammen, und ich glaube auch, daß in den meisten Fällen gegen die Richtigkeit dieses Urtheils nicht viel einzuwenden seyn wird. Unpolitisch mögen diese Monopole fast immer seyn, aber warum es ungerechter wäre, daß die russischen Monarchen sich den Rhabarberverkauf allein vorbehalten haben, als wenn sie so viel Land, mehr (als jezt dies Monopol abwirft) zu den Domainen geschlagen

schlagen hätten? sehe ich nicht. Ob der Staat ein Stück Land, oder die Erzielung eines Produkts, sich zum besondern Eigenthum auswählt, durch dessen Ertrag die Abgaben der Unterthanen erleichtert werden, dünkt mich, ist ziemlich eins. Und wenn nun diese Art von Einkünften einmal in einem Staate hergebracht ist, wäre es dann wohl gerecht, sie abzuschaffen, und ihren bisherigen Ertrag den Landeigenthümern allein aufzubürden? Freilich bekommen sie dagegen das Recht, ein Produkt, das bisher Monopol war, selbst zu bauen und zu verkaufen! Aber, ist dies unfruchtbare Recht Ersaz einer sehr beträchtlichen neuen Abgabe? Wenn die russische Kaiserin jedem Edelmanne und Bauer das Recht gibt, Rhabarber zu ziehn, gibt sie ihm damit auch das Land, die Auslagen, die Kentniß der Kultur, die Mittel des besten Absazes? Jezt bezahlt von den eignen Unterthanen die Auflage, wer Rhabarber gebraucht, dann jeder, der ihn erzielen dürfte, wenn er könte. Und gesezt, alle Landeigenthümer, unter die jezt diese Auflage vertheilt würde, baueten wirklich das Produkt, so wird es ihnen doch zusammen schwerlich so viel einbringen, als es bisher dem Staate abwarf, weil ihre Konkurrenz den Preis, der bei dem Monopol war, sehr herabsezen wird. Diese Folge ist gewiß. Zwar wird man mir einwerfen, daß auch eben der wohlfeile Preis den Absaz befördern werde. Aber diese Folge ist nicht so gewiß, und kömt sehr auf das Produkt und alle mannichfache Verhältnisse der fremden Nazionen, die es bedürfen, an.

Schon zu den Einkünften aus einem solchen Monopolhandel, aus den Zöllen, Post rc. rc. tragen die Fremden nach der jezigen Verfassung der Abgaben bei, aber noch muß ich des Beitrages besonders erwähnen, den jezt alle Fremde liefern, die sich längre oder kürzre Zeit in einem Lande aufhalten. Wo Konsumzionssteuern sind, kan kaum ein fremder Bettler durchs Land streichen, ohne zu den öffentlichen Einkünften beizutragen, und man berechne einmal die unendliche Mannigfaltigkeit von Einkünften, wenn alle Waaren des Bedürfnisses und des Luxus, mit Imposten belegt sind, und dadurch

durch alle Reisenden und auch abwesende Fremde getroffen werden. Z. E. Die Stempelauflage auf die englischen Zeitungen wird von jedem Fremden, der sie kauft, bezahlt. Wäre es nun wohl gerecht, die englischen Landeigenthümer diese Einkunft bezahlen zu lassen, damit wir die englische Zeitung wohlfeiler lesen? Man denke sich alle Arten solcher Auflagen, und ich fürchte, man wird erstaunen zu sehen, daß die erklärten Gönner der Landeigenthümer ihnen allein so unerträgliche Last zuwälzen wollen, an der jezt in allen Enden der Welt getragen wird.

Ich weis nicht, ob der Physiokrat gegen den Saz, „daß die Auflagen, welche jezt in allen Staaten mehr oder weniger von Fremden bezahlt werden, nicht den Landeigenthümer treffen, also auch nicht ihm aufgelegt werden dürfen,„ etwas werde einwenden können. „Aber alle andere Auflagen, sagt er, mit welcher die Personen oder die Konsumzion der Unterthanen von der sterilen Klasse belegt sind, müssen doch von den Landeigenthümern getragen werden. Fabrikanten, Handwerker, Kaufleute, Besoldete, alle leben nur von dem, was ihnen die Landeigenthümer für ihre Arbeit geben. — Alles also, was man ihnen abnimt, nimt man diesen ab, und es ist nachtheilig für Staat und Unterthan, es nicht direkt, sondern durch diesen Umweg abzunehmen. Man berechne also den Ertrag aller der verderblichen Kopf-Gewerb- und Konsumzionssteuren; treibe das unnüze Heer von Visitatoren und Accisbedienten zu nüzlichen Gewerben, und fordere jene Steuren sogleich unmittelbar vom reinen Ertrag des Landeigenthümers.

Gut, nur müssen wir erst untersuchen, ob es denn wahr sey, daß alle zur sogenannten sterilen Klasse gerechnete Personen, wirklich nur von den Landeigenthümern ihres Staats unterhalten werden, ob diese wirklich alle Auflagen jener bezahlen müssen?

Ich will mich nicht mit Anmerkungen über die Benennung sterile Klasse aufhalten. Man hat sie den Physiokraten oft vorgeworfen, aber sie haben sich entschuldigt, daß es

nur eine unschuldige Terminologie sey, die niemand beleidigen könne. Wichtiger ist die Untersuchung, ob denn wirklich alle diejenigen, welche die Physiokraten in diese sterile Klasse werfen, dahin gehören? ob vorzüglich die Fabrikanten und Handwerker denn wirklich nichts produciren? Freilich geben sie der natürlichen schon existirenden Produkzion nur eine neue Gestalt; freilich muß die Wolle schon da seyn, aus der das Tuch gemacht werden soll. Aber gewiß hat doch das Tuch einen höhern Werth, als die rohe Wolle. Und worin liegt, woraus wird dieser zugesezte höhere Werth? Die Physiokraten sagen, er liegt in den natürlichen Produkten, welche von den Fabrikanten während der Arbeit verzehrt sind? Er enthält und repräsentirt alle diese Produkte. Aus diesem Begriffe der künstlichen Industrie glaube ich, folgt schon, daß man sie nicht für sterile, sondern produzirende Arbeit halten müsse. Denn erstlich, diese Industrie macht, daß doch wenigstens die Masse aller existirenden Produkte, wenn gleich nicht vermehrt, doch auch nicht vermindert werde, sondern gleich bleibe *). Diese natürlichen Produkte würden von den Landeigenthümern nicht abgesezt, also auch nicht erzielt werden können, wenn sie der künstliche Produzent nicht verlangte. Also existiren diese Produkte wirklich nur durch ihn, werden mittelbar durch ihn hervorgebracht. Will man ihn also nicht für Produzent seiner eignen Arbeit gelten lassen, so nehme man ihn für den der Produkte, die nur durch und für ihn existiren. Zweitens der Werth einer Fabrikwaare besteht

*) Ein scharfsinniger englischer Schriftsteller, Herr Adam Smith, hat schon angemerkt (S. Untersuchung der Natur und Ursachen der Nazionalreichthümer, B. 2. S. 396.), daß ein Bearbeiter eines natürlichen Produkts, wenn er auch nur den schon vorhandenen Werth erhalte, doch eben so wenig steril genant werden könne, als eine Ehe, die nur zwei Kinder gibt, eine unfruchtbare, ob sie gleich nur die Anzahl des menschlichen Geschlechts erhält, nicht vermehrt.

besteht nicht bloß in den während der Arbeit verzehrten Produkten, sondern er wird auch bestimt, theils durch das Bedürfnis der Waare und die Konkurrenz der Käufer, theils durch den Grad der Geschicklichkeit des Arbeiters; wenn eine Waare sehr gesucht wird, wenn sie vorzüglich gut ist, so wird sie theurer. Und doch macht dieses vermehrte Bedürfniß nicht, daß die Arbeiter mehr natürliche Produkte verzehren; und doch darf der geschickte Meister nicht notwendig mehr verzehren als der ungeschickte, vielleicht gar weniger, wenn die Ungeschicklichkeit aus einem Mangel von Fertigkeit herrührt, also die schlechte Waare vielleicht in längerer Zeit verfertigt ist, als die gute *). Dieser Theil des Preises einer



*) Man könte vielleicht einwerfen, allerdings bestehe auch in dem angeführten Fall aller Werth des künstlichen Produkts in dem verzehrten natürlichen. Denn eben die vermehrte Konkurrenz der Käufer mache, daß der Fabrikant seine Konsumzion erweitere, und der geschickte Meister verzehre allerdings mehr als der ungeschickte, weil er wisse, daß seine Käufer ihm diese grössere Auslagen, seiner Geschicklichkeit wegen, ersezen werden; und daher entstehe eben der höhere Preis. Allein erstlich grössere Verzehrung ist nicht Ursache, sondern offenbar Folge der vermehrten Konkurrenz und Geschicklichkeit. Der Preis steigt nicht, weil der Arbeiter mehr verzehrt, sondern dieser erhöhet seine Verzehrung, weil sein Preis erhöhet wird. Zweitens, nicht alle Arbeiter vermehren ihre Konsumzion in dem Grade, wie der Werth ihrer Arbeit steigt. Manche gehen vielleicht gar nicht aus den gewöhnlichen Gränzen ihres Standes heraus. Ein herrnhutischer Fabrikant erhält für seine Waare ein Sechstel auch wohl ein Viertel mehr als jeder andere; und doch ist seine Verzehrung gewiß nicht so groß als die jedes ähnlichen wohlhabenden Fabrikantens in irgend einer grossen deutschen Stadt. Drittens, diese vergrösserte Verzehrung ist selten auf Produkte des eigenen Landes (vorzüglich, wenn es nur die gewöhnliche Getraidearten, keine Waare des Luxus produzirt) gerichtet. Der wohlhabende Fabrikant verzehrt nicht eben viel mehr Korn, sondern er erlaubt sich mannigfachern Genuß fremder Produkte, als der dürftige.

Waare also, der durch die Konkurrenz der Käufer und die Geschicklichkeit des Arbeiters festgesezt worden, ist offenbar kein blosser Repräsentant des Werths natürlicher während der Arbeit vernichteter Produkte; er ist neuer, vom künstlichen Arbeiter geschaffener Werth.

Wenn also alle Bürger gleichmässig für den Schuz und die Vortheile, die sie alle vom Staate geniessen, zu seiner Erhaltung beitragen müssen; wenn diese Erhaltung durch einen proporzionirten Antheil des wirklichen reinen Ertrags, des wahren für sich bestehenden Reichthums eines Landes bewirket werden muß: ist es denn wohl billig, daß man die Auflagen, welche bisher von den künstlichen Produzenten getragen wurden, nur dem Landeigenthümer auflege? von ihren Produkten allein den Antheil des Staats abziehe?

Und nun noch eine Betrachtung. In jedem Lande gibt es Fabrikanten und Handwerker, die für fremden Markt arbeiten, deren Arbeit ihnen also von den Landeigenthümern anderer Staaten bezahlt wird. In jedem sind Kaufleute und Krämer, welche eigne und fremde Produkte blos an Fremde absezen, von diesen also den Lohn für ihr Geschäfte bekommen. Wenn man diese, nach der jezigen Verfassung, mit Abgaben belegt, so sind es die fremden Verbraucher ihrer Waaren, welche jene bezahlen müssen. Soll man diesen Fremden ihren Beitrag zu Erhaltung seines Staats abnehmen, und ihn den eigenen Landeigenthümern aufbürden?

Aber, sagt man, dadurch, daß alle Gewerbe und Industrie von Abgaben befreiet sind, werden alle künstliche Arbeiten beträchtlich wohlfeiler; und dies wird dem physiokratischen Staat einen grossen Vorzug vor jedem andern geben. Ich kan es einräumen, daß der künstliche Produzent wohlfeiler arbeiten werde, aber für wen? Nicht blos für den Landeigenthümer, sondern für jeden Käufer, auch den Fremden? Dieser wird also jezt viel wohlfeiler in dem physiokratischen Lande kaufen, als in seinem eignen, nach alter Weise mit Auflagen belegten? Dies wird eine grosse Konkurrenz unsrer Waaren hervorbringen, und diese die künstlichen Produzenten

un

in den Stand sezen, ihren Preis noch etwas höher zu halten, als es billig seyn solte. Z. B. Die bisher den Fabrikanten aufgelegte Abgabe war 10 Prozent, und diese wurde am Ende halb von den Landeigenthümern, halb von den Fremden bezahlt, welche die Waare verzehrten. Jezt wird die Auflage ganz dem Landeigenthümer aufgelegt, der Fabrikant solte seine Waare statt 10 jezt für 9 verkaufen, aber die grosse Konkurrenz der fremden Käufer sezt ihn in den Stand, seinen Preis zu $9\frac{1}{2}$ zu halten, den ihm der Landeigenthümer wird bezahlen müssen, obgleich er schon die ganze ehmals bezahlte Auflage für sich und die Fremden ausgelegt hat. Ich fürchte sehr, dies würde die natürliche und erste Folge des Systems seyn, der physiokratische Unterthan würde immer theuer, und nur der unphysiokratische Fremde wohlfeil kaufen. Vielleicht brächte in der Folge auch die Konkurrenz der künstlichen Produzenten alles ins Gleiche, aber dies kömt sehr auf Umstände, auf alle Lokalverhältnisse an, und der erste Stoß, den die so plözliche Veränderung dem Staat gäbe, könte leicht von noch mehr übeln Folgen seyn, als jezt irgend ein Staatskundiger übersehen möchte.

Eben so wenig man behaupten kan, daß alle künstliche Produzenten und Kaufleute blos von den Landeigenthümern unterhalten werden, eben so gewiß ist es, daß auch 1) Kapitalisten, die ihre Kapitalien entweder in fremden Ländern, oder in Unternehmungen der Fabriken und des Handels, die für fremden Markt beschäftigt sind, angebracht haben; 2) Besizer von Häusern, die sie nicht an Landeigenthümer, oder von diesen Unterhaltene vermiethet haben; und endlich 3) alle Bediente des Staats, welche von den Domainen, Regalien, und andern unmittelbaren Einkünften des Staats besoldet werden, nicht zu denen gehören, welchen die Landeigenthümer jezt ihren Unterhalt geben. Ungerecht scheint es mir also, die Konsumzionssteuern u. s. w. womit man bisher diesen grossen Theil der Unterthanen belegte, ihnen abzunehmen, und damit die Landeigenthümer zu belegen, welche von

diesen

diesen Klassen ihrer Mitbürger auf keine Weise Ersaz hoffen können?

Aber nun denjenigen Theil unsrer jezigen Abgaben, der den künstlichen Produzenten und den Besoldeten wirklich von den Landeigenthümern ersezt werden muß, würde man diesen wohl den leztern ohne Ungerechtigkeit ganz zu tragen auflegen können? Auch hiervon kan ich mich noch nicht überzeugen. Denn erstlich würde es eine ungemein mühsame, mannichfachen Irrthümern unterworfene Berechnung geben, um nur diesen Antheil auszumitteln. Ein Fabrikant z. B. gibt Gewerbsteuer, Zoll, Accise, Kopfsteuer, eine Abgabe von seinen Häusern rc. rc. und arbeitet theils für Fremde, theils für Einheimische, und unter diesen für Landeigenthümer und von ihnen Unterhaltene und nicht Unterhaltene; seine Häuser sind vermiethet an einen Kapitalisten, an einen Fabrikanten, der für fremden Markt arbeitet, an einen Staatsbedienten, der theils aus den Domainen, theils aus der Steuerkasse seine Besoldung erhält. Man sieht die unendliche Mannigfaltigkeit von Detail, in welche sich die Regierung verwickeln müste, wenn sie aufs genaueste (und dies muß sie doch, wenn sie gerecht seyn will) berechnen lassen wolte, wie viel von diesen Abgaben die Landeigenthümer, wie viel fremde Verzehrer rc. rc. bezahlen. Wenigstens dürften die Physiokraten die jezige Hebungskosten nicht zu früh erlassen, die jezigen Einnehmer nicht zu bald zum Pflug und in die Werkstätten (wenn hier anders Leute, die nichts als Einnehmen gelernt haben, sogleich zu gebrauchen seyn solten) schicken. Sie möchten sie als Kalkulatores wieder zurückrufen müssen, ohne eben ihre Besoldungen vermindern zu dürfen. Zweitens, dünkt mich, ist es ein sehr erheblicher Unterschied, ob der Landeigenthümer die Auflagen dem von ihm unterhaltenen Mitbürger nach und nach im Preise der Waare, in kleinen Antheilen, so wie er verzehret, also zu der ihm gelegensten Zeit bezahlt, oder ob er sie gleich zum voraus, vom reinem Ertrage sich muß abziehen lassen. Die Accise und andre Konsumzionssteuern haben grosse Unbequemlichkeiten in Absicht

der

der Hebung, aber den Vortheil kan man ihnen nicht ableugnen, daß durch sie die gröstmöglichste Gleichheit beobachtet werden könne, vorausgesezt, wenn diese Abgaben mit Verstand angeordnet sind. Diese Gleichheit scheint mir bei der einzigen direkten Auflage sehr wegzufallen. Wenn Konsumzionssteuern im Lande sind, so bezahlt jeder Landeigenthümer genau so viel, als er Waare der künstlichen Industrie gebraucht, d. h. fast so viel, als er selbst will. Bei der direkten Auflage aber gibt, der viel Produkte erzielt, viel, wer wenig erzielt, wenig Abgaben. Das heist meistens, der Fleissigste gibt das Meiste, der Faule das Wenigste. Und doch kaufen Fleisiger und Fauler die Produkte der künstlichen Industrie zu gleich niedrigem Preise, tragen also ungleiche Lasten, und geniessen gleiche Vortheile.

Nur noch einen Zweifel gegen die Gerechtigkeit der physiokratischen Auflage will ich den bisherigen beifügen. Ein gewisser Theil des reinen Ertrags soll jährlich an den Staat abgegeben werden. Einige rechnen ihn auf $\frac{3}{10}$, andre verschieden; alle aber kommen darin überein, daß es ein gewisser, ein für allemal bestimter Antheil seyn müsse, um alles Willkührliche zu vermeiden. Dieser Saz scheint mir mit den wahren Grundbegriffen von Einkünften eines Staats nicht zusammenzustimmen. Ein Staat richtet nicht (wie der Privatmann) seine Ausgaben nach den Einkünften, sondern die Einkünfte nach den notwendigen Ausgaben ein. Alles, was die Bedürfnisse des Staats fodern, müssen seine Bürger aufbringen. Können sie es nicht, so muß der Staat borgen, in der Hoffnung, daß seine Bürger nach und nach in der Zukunft vermögen werden, was ihnen jezt unmöglich ist. Trügt diese Hoffnung, oder haben sie die Fremde nicht, d. h. hat der Staat keinen Kredit mehr zum Borgen, so muß er bankerot machen. Ein andrer Ausgang ist unmöglich. Also, so lang der Staat erhalten werden soll, müssen die Bürger alle seine Bedürfnisse bestreiten, diese mögen steigen, so hoch sie wollen. Aber, so wie steigen, können sie auch fallen diese Bedürfnisse. Wenn ein Staat grosse Schulden bezahlt

hat,

hat, wenn er seinen Vertheidigungsstand beträchtlich vermindert, wenn er die Verwaltung der Justiz, der Finanzen simplifizirt, wenn er aus einem Regal oder den Domainen künftig noch einmal so viel, als bisher einnimt; so darf er von seinen Bürgern nicht mehr so viel, als jezt fodern. Der Maasstab der Abgaben liegt in den Bedürfnissen des Staats; diese sind veränderlich, also können auch keine ewige, unveränderliche Abgaben seyn. Der einmal von den Physiokraten für alle Jahrhunderte bestimte Theil des reinen Ertrags wird immer entweder zu groß oder zu klein seyn; in jenem Fall gibt der Unterthan mehr als er solte, in diesem empfängt der Staat weniger als er muß.

Und nun noch einige Zweifel.

II. Gegen die Ausführbarkeit des Systems. Zwar wenn ich glauben dürfte bewiesen zu haben, daß das System ungerecht sey, so könte ich diese Erörterung sparen, da so edle Freunde der Menschheit, als die Physiokraten, sich gewiß zuerst gegen dasselbe erklären würden, wenn meine Beweise sie überzeugt hätten. Aber gesezt, man widerlegte meine vorhergehende Zweifel; gesezt, das System wäre gerecht, so fürchte ich sehr, es möchte in der Ausführung Schwierigkeiten finden, die vielleicht nicht überwindlich wären.

1. Scheint es mir noch immer ungemein schwer, den reinen Ertrag aller Landeigenthümer eines Staats wirklich zu bestimmen. Eine Fruchtart, eine Art von Boden, eine Behandlung desselben, gibt nicht was die andre gibt. Wie ist es möglich, den reinen Ertrag jedes Morgen Landes, nachdem er entweder als Ackerland oder Wiese, zu dieser oder jener Fruchtart genuzt wird, nachdem er schlechter oder besser gedüngt und bestellt wird, nachdem sein Produkt mehr oder weniger Nachfrage findet *), jedes Jahr genau zu bestimmen;

*) Dieser Umstand ist von grosser Wichtigkeit; wenn das Getraide selten, wenn der Landeigenthümer im Stande ist, mit seinem

stimmen; wie ist es möglich allen Bedienten, die der Staat zu diesem Geschäfte braucht, Kentniß, Fleiß und Rechtschaffenheit in erforderlichem Grade zu geben? wie möglich, alle geheime Mittel der Landeigenthümer, ihren Ertrag in den Augen der Taxatoren des Staats herabzusezen, zu bemerken und zu vereiteln?

„Es ist nicht möglich, antwortet der Physiokrat, aber auch nicht nötig. Wir dürfen nur die Pachtkontrakte der Güter nehmen, so finden wir in dem Pachtzins den wahren reinen Ertrag des Landeigenthümers. Ein allgemeiner Befehl also, daß kein andrer, als gerichtlich niedergelegter Pachtkontrakt gültig seyn solle, wird uns die genaueste und zuverlässigste Kentniß geben, die wir bedürfen. Und bei den Gütern, die jezt nicht verpachtet sind, dürfen wir nur den lezten Pachtzins zur Regel annehmen, den sie getragen haben, so werden wir der Wahrheit ziemlich nahe kommen.„

Diesem Raisonnement, dünkt mich, stehen verschiedene erhebliche Gründe entgegen:

Erstlich scheinet es mir nicht genug, nur ziemlich der Wahrheit sich zu nähern, wenn es auf Gleichheit und Gerechtigkeit in den Abgaben der Bürger ankömt. Zweitens möchte man, wenn man die lezten Pachtkontrakte der Güter zum Grund legen wolte, wohl meistens ziemlich weit von ihrem wahren jezigen Ertrag sich entfernen. Je nachdem ein Gut merklich verbessert oder verschlimmert; je nachdem die Bevölkerung und Nachfrage vermehrt oder vermindert; je nachdem das Verhältniß des Geldes geändert ist: wird auch ein Gut jezt mehr oder weniger eintragen, als vor zwanzig, dreissig, funfzig Jahren, da es vielleicht zum leztenmal verpachtet war. Die jezige Landsteuer in England ist nach dem Ertrag der verpachteten Güter zur Zeit König Wilhelm III. am Ende des vorigen Jahrhunderts festgesezt, und man weis, daß

seinem Getraide theurere Preise abzuwarten, wird sein Ertrag grösser, als wenn das Getraide häufiger vorhanden, oder der Erzieler es gleich nach der Aernte verkaufen muß.

daß durch die grosse Verbesserung, welche die englische Landwirthschaft seitdem erhalten hat, manche Güter jezt zwanzigmal höher verpachtet sind, als sie in der Landtaxe angesezt worden. Drittens mögte es auch bei den jezt verpachteten Gütern unmöglich seyn, Pächter und Verpächter anzuhalten, in den gerichtlich niedergelegten Kontrakten allemal die wahre Pachtsumme anzugeben; weil bei einer geringern Angabe die Abgabe vermindert würde, so dürften die Landeigenthümer immer Mittel finden, ihre Pächter zu einem falschen Pachtkontrakt zu bewegen. Der Staat müste also verlieren, oder von seiner unwandelbar festgesezten einzigen Auflage abgehn. Viertens viele Güter sind nie oder doch in undenklichen Zeiten nicht verpachtet gewesen; und dies möchte gerade in unsern deutschen Landen bei den vielen kleinen Bauergütern der gewöhnliche Fall seyn. Hier bliebe also nichts, als eine unendlich weitläuftige jedes Jahr zu wiederholende Schäzung des Ertrags jedes einzelnen Grundstückes übrig; ein äusserst mühsames, kostbares Geschäfte, daß doch nie seinen Zweck, die wahre Schäzung des reinen Ertrags und die gerechte Vertheilung der Abgaben erreichen würde. Eine Menge unvermeidlicher Fehler der Einsicht, des Fleisses und des Willens der Parteien und der Bedienten würden hier beständig eine sehr grosse Unvollkommenheit notwendig hervorbringen, der, wie es mir scheint, keine erdenkliche Veranstaltung der Regierung auf eine befriedigende Art würde abhelfen können.

2. Aber gesezt, man hätte den Ertrag der sämtlichen Güter des Landes herausgebracht, den reinen Ertrag und die davon dem Staate erforderliche Abgabe festgesezt. Wie und wenn soll diese Abgabe gehoben werden? In den Produkten der Landeigenthümer selbst, oder im Gelde? Wählt man das erste, so wird der Staat eine Menge Magazine und Bediente zur Verwahrung und Verkauf dieser Produkte nötig haben; so werden alle die Unbequemlichkeiten und Mängel eintreten, die man gegen grosse Fruchtmagazine schon oft eingewandt hat; so wird ein starker politischer Unwerth (der

durch

durch Nachlässigkeit und Eigennuz der Bedienten unvermeidlich dem Staate Vieles entgeht, was doch der Unterthan geben muß) unvermeidlich seyn; so wird endlich durch den schnellen Verkauf der Produkte des Staats, der Werth der natürlichen Produkte überhaupt fallen, und der Landeigenthümer ungemein verlieren. Soll aber der reine Ertrag in Gelde abgetragen werden, so zwingt man auf einmal alle Eigenthümer, einen grossen Theil ihrer Produkte zu verkaufen, und sezt dadurch den Preis derselben ungemein herab. Dies würde besonders bei der grösten Menge der Landeigenthümer der Fall seyn, die oft fast gar keine Gelegenheit haben, ihre Produkte zu versilbern, und sie meistens nur gegen die ihnen nötige Produkte der künstlichen Industrie in den nächsten Landstädten vertauschen. Wolte man eine für den Landeigenthümer bequemere Einrichtung treffen, und die Abgaben nach und nach, in gehörig von einander entfernten Perioden abtragen lassen, so würde es dem Staat (der jezt blos vom reinen Ertrag der Landeigenthümer unterhalten würde) gewiß an den gehörigen Einkünften zu der Zeit fehlen, da sie seine Bedürfnisse foderten.

3. In fast allen deutschen Ländern hat der Adel, und auch zum Theil die höhere Geistlichkeit, das Recht der gänzlichen, oder nach Verhältniß bestimten Steuerfreiheit. Nach dem physiokratischen System muß diese Freiheit aufgehoben, und vom reinen Ertrag der jezt steuerfreien Güter eben der Antheil an den Staat abgetragen werden, den der Bauer gibt. Denn eben so ungerecht als unmöglich wäre es doch, dem leztern, dessen Güter vielleicht kaum die Hälfte des Bodens eines Staats ausmachen, alle Abgaben allein aufzubürden. Vielmehr müste der Zustand des Bauern völlig frei und unabhängig gemacht, alle mannichfache Arten von Leibeigenschaft, alle Frohndienste u. s. w. ihm erlassen, und also die ganze Natur, alle Rechte und Pflichten der Güter und ihrer Besizer völlig verändert werden. Solte sich aber wohl der Adel und die Klerisei in den Ländern, wo sie einmal so vorzügliche Rechte hergebracht haben, von den Physiokraten

überreden lassen, sie aufzugeben? Freilich werden diese nicht ermangeln ihnen vorzustellen, daß ihre Rechte unrechtmässige Eingriffe in die natürliche Ordnung und Gleichheit aller Bürger eines Staats, Ueberbleibsel der barbarischen Jahrhunderte sind, und daß nach der jezigen Verfassung diese sogenanten befreieten Stände, durch die unzähligen Konsumzions- und Gewerbsteuern, eben so viel und mehr Abgaben entrichten, als wenn sie einen gewissen Theil ihres reinen Ertrags gäben. Ich fürchte sehr, der Bevollmächtigte des Prälatenstandes oder der Ritterschaft eines deutschen Landes werde antworten: „Immerhin mag es seine Richtigkeit haben, daß ihr niedern Stände uns jezt nicht die wichtigen Vorrechte und Freiheiten, die wir besizen, einräumen würdet, wenn es noch darauf ankäme, den Originalvertrag der bürgerlichen Gesellschaft festzusezen. Aber, wir haben nun diese Rechte einmal erhalten, zu einer Zeit, da ihr noch nicht darauf gefallen waret, mit uns zu rechten? oder vielmehr, da ihr nicht rechten durftet, da ihr noch gewonnen zu haben glaubtet, wenn wir auch euch erlaubten, einige Rechte zu haben. Wir wissen es wohl, daß unsre Vorzüge in den sogenanten barbarischen Jahrhunderten erworben sind, aber wir finden, daß sie auch in den aufgeklärten uns wohl bekommen. Und wenn es auch wahr wäre, daß wir jezt in den neuerdings erfundenen Steuern auf die Verzehrung u. s. w. eben so viel und noch mehr bezahlen, als ihr uns vom reinen Ertrag unsrer Güter nehmen wolt; so ist uns doch die Art, wie wir geben, gar nicht gleichgültig. Ob, wann, und wie stark wir einen Weinzoll bezahlen wollen, hängt von uns ab. Wer in seinem Aufwand sich einschränken will, wer eine kleine Familie hat, bezahlt weniger; wer sich ausser Landes aufhält, bezahlt nichts, und geniest den grösten Pachtzins seines steuerfreien Gutes. Und dann sind die meisten der neuern Auflagen nicht auf ewige Zeiten gemacht, ihre Fortdauer hängt von der Bewilligung unsrer Landtäge ab. Schwerlich können wir uns überreden lassen, die für eine Zeit beschränkte, nur mit unsrer eignen Bewilligung uns auferlegte Abgaben mit

einem

einen ewigen, festen, unveränderlichen Impost zu vertauschen, bestimt nach dem Ermessen einer Gewalt, der wir bisher das wichtige Recht dieses Ermessens nicht zustanden, und die, wenn sie es einmal erhalten hat, sich nicht mehr nach physiokratischen Regeln beschränken, sondern, wenn anders der Analogie der Geschichte zu trauen ist, unsern reinen Ertrag immer genauer bestimmen wird.„ Jeder patriotische Bürger des Staats, der auch nicht zu den höhern Ständen gehört, wird diesen Gründen noch die wichtige Betrachtung hinzusezen, daß die so viel möglich unabhängige Existenz, vorzügliche Rechte und Reichthümer dieser Stände notwendig sind, wenn anders die glückliche Verfassung der deutschen Länder noch so lange und so gut als möglich, erhalten werden soll; daß eine plözliche Reformazion einer Verfassung, die so viele Jahrhunderte gestanden und im Innersten der Denkart, Sitten, Geseze, Religion so fest gewurzelt ist, allemal unendlich mehr böse Folgen nach sich zieht, als man voraus übersehen kan, und selten die guten, die man erwartete; daß die Ersezung eines vor tausend Jahren erlittenen Unrechts gemeiniglich das gröste Unrecht sey; daß endlich eine völlige Gleichheit aller Bürger chimärisch und unmöglich sey, ausser wenn sie in einer gleichen Unterdrückung Aller sich endigt. „Laß uns die Berge, dünkt mich, würden die Bewohner der Thäler dem König zurufen, der sein ganzes Land eben und gleich abtragen wolte. Zwar wohnen die Bergleute höher, haben weitern Gesichtskreis, fast Aether statt unsrer Luft, es wird uns zuweilen sauer zu ihnen hinauf zu klimmen; aber sie schüzen uns vor dem Sturmwinde, der, wenn lauter Ebne wäre, uns allen vielleicht unsern Ertrag (noch ehe der reine abgezogen wäre) wegführen möchte.„

Dieser so erhebliche Einwurf gegen das physiokratische System führte natürlich auf die sonderbare Vorliebe desselben für den alles ebnenden erblichen Despotismus. Ich wage es vielleicht auch über diese Lehre, so wie über die so stark behauptete völlige Freiheit aller Gewerbe und aller Handlung, meine

meine Erinnerungen künftig einmal mitzutheilen, wenn anders das Publikum und besonders unsre Physiokraten mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die Mittheilung dieser Ideen keinen andern Gesinnungen beyzumessen, als aus denen sie abgeflossen sind. Es kömt mir, ich wiederhole es nochmals, nicht darauf an, andrer Meinungen zu bestreiten, oder die meinigen zu behaupten, sondern nur darauf, die Aufmerksamkeit fähiger Köpfe auf einen so wichtigen Gegenstand mehr zu lenken; Fehlschlüsse aus einer gutgemeinten Theorie, die praktisch wichtig werden könten, zu verhindern; den Untersuchungsgeist in den politischen Wissenschaften überhaupt reger, und wichtiger Wahrheit freiere Bahn zu machen; diese Wahrheit sey nun neu oder alt, vor Jahrhunderten oder vom D. Quesnay erfunden!

---

## 2.

# Epistel

## an zwei Damen in Hamburg.

Ihr wünschet, mich zu kennen?
Wär' Hamburg nur von hier
Drei Meilen, wolt' ich rennen,
Daß kaum, selbst ein Kurier
Mir solte folgen können.
Allein, weil Euch von mir
Sechs Herren Länder trennen,
So würden schon fürwahr
Die Sohlen wacker brennen,
Durchstreift' ich nur ein Paar.
Ich könte freilich reiten,

Doch

Doch ach! mein einzig Pferd
Ist grade jezt bey Leuten,
Die es so lieb und werth
Als ihre Seele halten.
Denn wißt, als ich damit
Vor kurzem nach Trialten,
Ein Dorf bei Eger, ritt;
Da fuhren zehn Husaren
Wie Teufel auf mich ein!
Ich, mit gesträubten Haaren,
Jagt' über Stock und Stein;
Allein die Herren waren
Noch schneller hinter drein.
Da ließ ich durch ihr Schrein:
Halt Schurke! mich erbitten,
Und stelte selbst mich dar,
Eh' ich nach wenig Schritten
Dazu gezwungen war.
Wer hat, sprach ein Husar,
Den Gaul Euch zugeritten?
Der Hundsfott wäre werth,
Daß er am Galgen hinge!
Mein Seel! ein braves Pferd!
Wenn's unterm rechten Mann
Nur ein acht Tage ginge!
Euch nüzt kein Pferd! Wohlan!
Steigt drum nur immer ab!
Ich will's schon Mores lehren! —
Und kaum war ich mit Ehren
Von meinem Pferd herab,
Als er die Sporn ihm gab,
Und, ohne Abschied — husch!
War er damit im Busch.

Bringt er es zugeritten
In meinen Stall zurück,
Will ich den Augenblick
Bei Euch zu Gast mich bitten.
Indes lernt es vielleicht
Wol erst in vielen Jahren
Die Schule, vom Husaren,
Drum wäre, wie mich deucht,
Das sicherste: zu fahren,
Eh' noch die Zeit verstreicht.
Denn ach! ihr lieben Frauen,
Wer kan, weil's selten glückt,
So recht dem Uhrwerk trauen,
Das uns im Herzen pikt,
Und unsers Lebens Zeiger
So hurtig weiter rückt?
Man flickt daran und flickt,
Bis daß die Zeit, die Räder
Mit einmal stehen heist,
Und Knall und Fall! die Feder
Zerbricht, die Kette reist.

Wolan! da aufgeschoben,
So gut als aufgehoben
Für einen Pilger ist,
Dem, über dem Besinnen,
Der Rost gemach von innen
Das Räderwerk zerfrist:
So muß ich warlich eilen,
Dies Herz mit Euch zu theilen,
Eh' mirs in Staub zerfällt;
Und sechs und dreissig Meilen,
Ist ja nicht aus der Welt!
Die fahr' ich und mein Kober
Voll schmaler Reisekost,
Im spätesten Oktober

Auf

Auf einer ofnen Post,
Und leid' auf meinem Size
Dabey so ruhig Frost,
Als einst auf seinem Rost
Der heil'ge Lorenz Hize.

Durch einen Kuß wird Euch
Es leicht seyn, liebe Frauen,
Wär' ich auch Eis, sogleich
Mich wieder aufzuthauen.
Der Kuß ist mir genug
Um Sporenstreichs zu kommen;
Doch wird auch mein Besuch
Euch, werthe Damen, frommen?
Erwartung macht uns grösser
Als wir am Ende sind.
Daß sie nicht viel gewinnt,
Wenn ihr die Schenken, Schlösser,
Und auf der See, zwei Fässer
Von Fern zwei Schiffe sind,
Ist klar; und drum wohl besser,
Ich schick' Euch selbst von Haus
Den Maasstab gleich voraus.

So fragt Euch denn nur immer:
„Je! solt' er das wol seyn?„
Trit künftig in das Zimmer
Ein Mann im Frack hinein.
Die Wahrheit Euch zu sagen:
Er hat nur einen Rock.
Müst' ihn der Kukuk plagen,
Auf Reisen den zu tragen,
Als hätt' er noch ein Schock.
Sein Haar, (damit die Raben
Nur einmal Ruhe haben)
Ist schwarz, und damit gut!

Man sagt: Es sey zu lesen
Auf seiner Stirn gewesen:
Fort mit der Narrenbrut!
Nur hat, das müst ihr wissen,
Sein Weibchen nicht geruht,
Bis daß sie unter Küssen
Die Aufschrift abgerissen:
Was eine Frau nicht thut!
Doch würd' er auch, ihr Lieben,
Vom Kopfe bis zum Schuh
Euch von Gestalt beschrieben,
Sein Wesen noch dazu;
Ja! wenn er selbst da stünde:
Was wär' er? Nun! ein Ding,
Gleich jedem Menschenkinde
Das je im Fracke ging;
Denn, einen Sonderling
Haßt er wie seine Sünde.
Kan etwas, ihn genau
Zu malen, ja noch taugen,
So sind es seine Augen,
(Wenn ich nicht irre, blau,
Doch meinethalb auch grau),
Worin er, was ihn rühret,
Und misfällt, sehr genau
Gleich selber registriret.
Doch wenn der fremde Mann
Im Frack, mit solchem Auge,
Gleich von der Thürschwell' an,
Mit einer ganzen Lauge
Von Wiz und Reimerei
Euch übergießt, so glaubet,
Daß das nicht G** sey.
Denn der wird sicher warten,
Wovon Ihr lieber sprecht:
Von Liedern oder Karten?

In eines Freundes Garten
Ist jede Blum' ihm recht.
Doch, wenn nach einer Stunde
Mein Mann noch immer schweigt,
Wenn dann auf seinem Munde
Sich noch kein Lächeln zeigt:
So wird sich's nimmer zeigen,
Und er ist nicht für Euch!
Denn das ist ihm so eigen,
Gleichgültig still zu schweigen,
Wo Sympathie nicht gleich
Die Herzen paart mit Herzen;
Wohl aber ist er reich
An Freundlichkeit und Scherzen,
Wo sie, eh' noch zwei Kerzen
Verbrant sind, Kränze flicht;
Sonst ist er es für Fürsten,
Und solt' er ewig dürsten,
Selbst bey Tokaier nicht.

Sagt nur mit einem Blicke:
„Mann! du gefällst uns wohl!„
Wer ist, der dann im Glücke
Sich ihm vergleichen soll?
Denn was ist Glück? als Freude
Die einem Mann' im Frack
Zuflüstert: diese Beide,
Könt' in dem reichsten Kleide,
Kein Narr, mit seinem Sack
Voll Gold, ihn hochzuschäzen,
Gewinnen; aber du
Darfst dich geradezu
Auf ihre Poschen sezen,
Indes der Narr, die Schuh
Wird dünn vor ihnen wezen.

O! seliges Gefühl
Den Edlen zu gefallen!
Du bist das grosse Ziel
Nach dem wir alle wallen!
Dich haben, ist schon viel!
Allein, dich auch verdienen,
Das seligste von allen!
Wer das hat, sieht vom Baum *
Der Krämer Schiff' im Hafen,
Wird aber, ohne Traum
Von Schiffen, ruhig schlafen;
Wer das hat, beugt dem Wagen
Mit Sechsen, willig aus,
Doch ist's umsonst, ihn fragen:
„Sah nicht der Prinz heraus?„
Wer das hat, warlich dem
Sizt sein Gewissen — treibe
Das Glück sein Spiel! — bequem,
Wie mir mein Frack am Leibe.
Glück, ist der Klugheit Loos;
Der Weisheit Loos, ist Freude!
Ich size nicht im Schoos
Des Glücks; doch weil ich beide
Nicht gut vereinen kann,
So halt' ichs mit der Freude.
Bin ich nun Euer Mann?

Goekingk.

* Das bekante Haus dieses Namens in Hamburg.

## 3.

## Vermischte Beobachtungen und Anmerkungen auf einer Reise aus Deutschland nach der Schweiz und aus der Schweiz nach Deutschland.

### Aus dem Tagebuch eines deutschen Gelehrten.

Fortsezung von S. 213. des vorigen Monats.

---

18.

Avanches ist das alte Aventicum, welches eine berühmte römische Kolonie und die Hauptstadt dieses Landes war. Von seiner ehmaligen Grösse zeiget der Ort nur noch wenige Spuren, da der gröste Theil der alten Stadt jezt mit dem Pflug bearbeitet wird. Des Abends kam ich nach Payerne, einer artigen, kleinen auch sehr alten Stadt des Burgundischen Königreichs. Es war hier vormals ein sehr berühmtes Benediktinerkloster, welches die Königin Bertha im 10ten Jahrhundert gestiftet hat. Diese Königin, ihr Gemahl König Rudolf und verschiedene Prinzen des alten Burgundischen Hauses sind hier begraben.

Man kömt gröstentheils durch ein schmales und sehr angenehmes Thal nach Moudon, einer artigen und volkreichen kleinen Stadt am Ende des Thales. Die nicht sehr hohen Berge, die dieses Thal einschliessen, sind meistens unbebaut und folglich ganz unfruchtbar. Die Höhen scheinen überhaupt in dieser Gegend rauh. Viele kleine Berge sind zu steil um angebaut zu werden; indes ist gewis, daß sie, wo es nicht an Einwohnern und Fleis fehlte, gar leicht in Terrassen abgetheilt und bebaut werden könten. Aber es ist auf diesem Weg von Payerne bis Lausanne ziemlich sichtbar, daß das Land weder so gut bevölkert, noch das Volk so arbeitsam

beitsam ist, als in dem deutschen Theil des Kantons Bern. Das Landvolk sieht hier etwas armselig aus, und man entdeckt ohne Mühe, daß es bei weitem nicht so fleissig und ordentlich ist, als seine deutschen Nachbarn. Vielleicht trägt auch der Hang des jungen Landvolks ausser Landes sein Glück zu suchen gar viel zur Vernachlässigung des Landbaues bei. Die jungen Bauern lieben fremde Kriegsdienste: andre von beiden Geschlechtern vermiethen sich in den grössern Städten, wo man gern welsche Bediente hat. Gar viele gehen nach England um ihr Glück zu suchen, und man findet sie fast in allen vornehmen Häusern in London, wo sie den einheimischen Bedienten, wegen ihres beugsameren Karakters und ihrer Sprache, weit vorgezogen werden.

Auch ist überhaupt in diesem Lande das Geblüt bei weitem nicht so schön und so gesund, als in dem deutschen Theil des Kantons, wo man unter dem Landvolk die schönsten Manns- und Weibspersonen antrift. Ich zweifle, daß irgend eine Stadt in Europa sey, wo man so viel schöne und dabei einen weit über ihren Stand und ihre Geburt erhabenen Anstand besizende Dienstmädchen siehet, als in Bern. Ein Fremder mögte in Versuchung gerathen, sie für verkleidete Damen vom Stande zu halten.

Von Moudon geht der übrige Theil des Weges bis Lausanne über einen Berg, der ein Nebenast des Jura ist. Die Strasse über denselben ist gut, und so bequem, als es irgend die Beschaffenheit des Berges zugelassen hat. Im Herunterfahren, wenn man sich der Stadt Lausanne, die an der südwestlichen Seite dieses Berges liegt, nähert, hat man eine Aussicht von unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit und Schönheit. Man übersieht den grossen Genfersee fast ganz und dabei einen ansehnlichen Theil seines disseitigen reichen und mit viel Städten und Dörfern besezten Ufers. Jenseit des Sees fällt der schönste Theil des Herzogthums Chablais, mit verschiedenen Städten, Dörfern, abwechselnden Hügeln und Ebenen, hinter denen die erstaunlich hohen, mit Schnee bedeckten Savoyischen Alpen, und weiter gegen

Morgen

Morgen die wilden Gebirge von Wallis, nebst den daran stossenden Berner Alpen, alles auf einmal ins Gesicht. Ich zweifle, ob irgend an einem Orte des Erdbodens eine reichere und mannigfaltigere Aussicht anzutreffen sey. Man sieht ein Stück Landes von etwa 40 deutschen Quadratmeilen vor sich, auf dem sich die höchste Fruchtbarkeit und der höchste Grad der Kultur, neben den wildesten Gegenden der Welt zeigen; beide um einen sehr grossen, doch von der Höhe ganz zu übersehenden See herum in der reizendsten Abwechselung.

19.

Ich ließ gleich meine Ankunft Hrn. Tissot melden, dem ich als ein künftiger Pazient bereits durch meinen Freund Zimmermann war empfohlen worden. Er hatte die Gefälligkeit mich gleich den andern Morgen zu besuchen, und sich sehr genau nach den Umständen meiner Krankheit zu erkundigen. Er fand mich doch noch mit einem schleichenden Fieber behaftet. Meiner bisherigen Lebensart, und dem täglichen Gebrauch der Molken, so wie meinem Vorhaben den Winter in einem warmen Lande zuzubringen, gab er seinen Beifall, verordnete mir vorerst auch weiter nichts, als ein gelind abführendes Mittel und einen täglichen Genus der besten Weintrauben aus den Weinbergen des sogenanten Ryfthales. Nach wenig Tagen verlor sich das schleichende Fieber, und ich befand mich die ganze Zeit über in Lausanne ziemlich wohl. Hr. Tissot besuchte mich täglich, ohne weiter etwas zu verordnen, und bei meiner Abreise gab er mir eine schriftliche Anweisung, wie ich mich in den etwa zu erwartenden Fällen zu verhalten habe, alles mit so viel Freundschaft und mit solcher Entfernung von Eigennuz, daß er mich für immer sich verbindlich gemacht hat. Dieser würdige Mann scheint anfänglich, ehe man näher mit ihm bekant wird, in seinem Wesen etwas kalt und gleichgültig; aber jeden Tag wird er wärmer und interessanter, so daß

die

die Freundschaft und Hochachtung für ihn immer zunimt, je länger man mit ihm umgeht.

20.

Lausanne liegt an dem Abhang eines Berges, der sich von da längs dem See hinauf bis nach Vevay erstreckt, gleich unterhalb der Stadt aber, gegen die sogenante Cote, in eine Ebene ausläuft. Von der Stadt aus geht der Fuß des Berges noch etwan eine halbe Stunde weit herunter bis an den See. Dieses Vorland zwischen der Stadt und dem See besteht aus Weinbergen, etwas Ackerland, ganz fürtreflichen Wiesen, und Gärten mit Landhäusern, und ist überall sehr reichlich mit Obst- und Wallnusbäumen besezt, welches ihm ein ungemein angenehmes Ansehen gibt. Es ist sehr uneben, und besteht aus breiten natürlichen Terrassen, und dazwischen liegenden tiefen Tobeln, durch welche verschiedene Bäche fliessen, wie denn überhaupt auch der ganze Fus des Berges voll schöner Wasserquellen ist. Dieses kleine Stück Land, das, von der Höhe, werauf die Stadt liegt, bis an den See, nicht völlig eine halbe Stunde breit und keine ganze Stunde lang ist, hat so viel Mannigfaltigkeit, so viel besuchte und lebhafte, auch einsame und völlig wilde Wege zum Spazierengehen und Reiten, daß ein Fremder sich lange Zeit nicht darin finden kan.

Die Stadt selbst liegt auf einer Stelle, die ehedem sehr wild muß ausgesehen haben; denn sie ist auf drei ziemlich hohe und spizige Hügel und in den dazwischen liegenden beträchtlichen Tiefen gebaut. Wenn man im Wagen in der Stadt herum fährt, so muß man an verschiedenen Stellen ein Rad hemmen, um ohne Gefahr die steilen Strassen herunter zu kommen. Noch beschwerlicher wird das Herauffahren. Dessen ungeachtet hat die Stadt auch an sich selbst viel angenehmes, vornehmlich in dem obern Theil, um die Gegend des grossen Münsters, oder der ehmaligen bischöflichen Kirche. An der Abendseite, ausserhalb der Stadt, ist eine von Natur gemachte sehr grosse Terrasse, die reichlich mit Bäu-

men besezt ist, und einen der schönsten Spaziergänge der Welt macht; denn, da sie noch hoch über den See erhaben ist, so hat man von derselben die prächtigste Aussicht, die sich erdenken läst. Der Genfersee bildet da gerad einen Ellenbogen, und beugt sich von hier aus rechts und links, oder auf der Morgen- und Abendseite, etwas gegen die mittägliche Gegend herein, so daß man von hier den ganzen See übersehen kan. Wenn das Wetter zur Aussicht günstig ist, so erblickt man von diesem Plaz eine Menge Städte, Schlösser und Dörfer. An dem gegen Lausanne über liegenden Ufer des Sees sieht man die Städte Evian und Tonon, das schöne Kloster Ripaille, und dann von da gegen Genf herunter eine reiche, mit den angenehmsten niedrigen Hügeln und abwechselnden fruchtbaren Ebenen besezte Küste mit unzähligen Dörfern und einzelen Häusern. Ostwärts an derselben Küste erheben sich allmählig höhere an den See stossende Berge, die sich oben am See an die Wallisser und Berner Alpen anschliessen. Oben am See zeigt sich Ville Neuve im Gouvernement Aigle. An dem disseitigen Ufer übersieht man die ganze sogenante Cote mit den Städten Morges, Rolle, Nyon, Copet, und den sich hinter diesen allmählig erhebenden Höhen, die mit den schönsten Weinbergen und unzähligen Landhäusern bedeckt sind.

Nah um die Stadt sieht man eine Menge angenehmer Landhäuser, theils mitten in Weinbergen, theils mit den schönsten Wiesen umgeben. Alles dieses macht eine bezaubernde Mannigfaltigkeit und Abwechslung der angenehmsten Gegenstände aus. Man hat sich also nicht zu verwundern, daß so viel vermögende Fremde, die kein andres Interesse haben, als ihr Leben ruhig und vergnügt zuzubringen, sich in Lausanne, oder der dortigen Gegend, niederlassen.

Die verbürgerten Einwohner von Lausanne sehen diese Stadt gleichsam als den Hof des Landes an. Die vornehmeren führen eine hofmässige Lebensart, indem sie täglich Zusammenkünfte halten, darin der Abend mit Spielen und gesellschaftlicher Unterredung zugebracht wird. Fremde sind

in diesen Gesellschaften allezeit willkommen, und können also das ganze Jahr durch täglich diesen Zeitvertreib geniessen. Die Lebensart ist übrigens sehr frei, und unter dem Frauenzimmer der ersten Klässe vielleicht zu frei.

Selbst der gemeine Bürger in Lausanne hält sich zu vornehm durch irgend ein Handwerk seinen Unterhalt zu verdienen. Die Handwerksleute sind Fremde, meist deutsche Schweizer. Handlung ist wenig hier, und der gemeine Bürger lebt zum Theil von dem Einkommen kleiner Bedienungen bei der Stadt, auch bei der Landesregierung, zum Theil von dem Ertrag seiner liegenden Gründe, die hier fürtreflich angebaut und hoch genuzt werden. Andre haben ihr Einkommen von Vermiethung ihrer Häuser, und von Pensionen der sich da aufhaltenden fremden Studirenden. Ueberhaupt wissen sie sich so einzuschränken, daß sie mit einem geringen jährlichen Einkommen doch leben können.

Die hiesige Akademie ist im Grunde blos ein Seminarium zur Bildung junger Geistlichen für das Païs de Vaud. Fremde, die hier studiren, müssen besondern Unterricht von den Gelehrten nehmen, und denselben ziemlich theuer bezahlen. Es halten sich aber immer junge deutsche Fürsten und reiche Edelleute hier auf, die, ausser den gewönlichen Leibesübungen im Reiten, Fechten, Tanzen, auch Unterricht in den Wissenschaften geniessen. Ausser diesen kommen auch viel junge Engländer in gleicher Absicht hieher, so daß der Ort allezeit ziemlich lebhaft ist.

Um die Stadt herum sind viele Landhäuser, auf denen die Eigenthümer sich entweder das ganze Jahr, oder den Sommer über, aufhalten. Sie sind durchgehends gut und fest gebaut, auch wohl eingerichtet, haben aber selten Lustgärten von einigem Belang. Das Land ist hier zu kostbar, als daß man beträchtliche Stücke blos zur Annehmlichkeit widmen solte; zumal, da die ganze umliegende Gegend selbst als ein Lustgarten kan angesehen werden. Ein gutes, bequemes Wohnhaus mit einem kleinen Blumengarten, in oder an einer schönen mit viel Obstbäumen besezten Wiese,

oder

oder an einem Weinberg, ist das gewönliche Landhaus der Lausanner. Man sieht übrigens in der ganzen Gegend überall Proben einer ungemein fleissigen und guten Kultur, wodurch jeder Fußbreit Landes auf das beste genuzt wird.

Da mein Zustand mir nicht erlaubte in Gesellschaften zu gehen und Besuche zu machen, so brachte ich meine Zeit mit Spazieren, sowol zu Fus als zu Pferde, zu. Dabei mangelte es mir eben nicht an Gesellschaft, da mir verschiedene Herren von der hiesigen Akademie und Andre die Ehre thaten, mich bisweilen zu besuchen. Unter diesen muß ich besonders die Gütigkeit und Freundschaft des Hrn. Polliers de Bottens, der Doyen, oder Vorsteher, der Geistlichkeit in Pais de Vaud ist, der Herren Professoren d'Apples und Traittorens, und des Hrn. de Meyrolles mit dankbarer Empfindung rühmen. Auch hatte ich das Vergnügen den Hrn. de Lüc kennen zu lernen, der jezt Vorleser der Königin von England ist, und ehedem in den lezten Unruhen von Genf sich als den hauptsächlichsten Verfechter der bürgerlichen Freiheit, in der gelehrten Welt aber durch sein schönes Werk über die Barometer und Thermometer bekant gemacht hat. Er ist ein liebenswürdiger und sehr verständiger Mann, und hielt sich jezt mit einem Frauenzimmer Namens Schwellenberg, einer Favoritin der Königin von England, hier auf, die ihrer Gesundheit halber auf Reisen gegangen war. Dieses Frauenzimmer hatte sich den verwichenen Winter mit Hrn. de Lüc in Hieres aufgehalten, und beide machten mir von der Annehmlichkeit und dem schönen Klima dieses Orts eine so reizende Beschreibung, daß ich mich entschlos einen Theil des Winters daselbst zuzubringen.

Hier lernte ich auch den Engländer Brydone, der sich durch seine schöne Beschreibung von Sizilien und dem Berg Aetna bekant gemacht hat, kennen; einen jungen Mann voll Lebhaftigkeit und von einem freundschaftlichen offenen Karakter.

Unter diesen Umständen brachte ich meine Zeit in Lausanne auf eine sehr angenehme Weise zu und fand auch eine merk-

merkliche Besserung meiner Gesundheit. Gern würde ich mich länger an einem so angenehmen Ort verweilt haben, wenn nicht Hr. Tissot selbst mir gerathen hätte, vor dem ungewissen Einbruch des kalten Herbstwetters die Provence zu erreichen.

Hier bekam ich auch einige authentische Nachrichten von dem berühmten Court de Gebelin, dessen grosses Unternehmen, welches er unter dem Titel le monde primitif bekant gemacht, die Aufmerksamkeit des Litteraturfreunds auf sich zieht. Er ist in Lausanne geboren, dahin sich sein Vater, ein protestantischer Prediger aus Languedoc geflüchtet hatte. Nachdem der junge Court de Gebelin seine Studien da so weit getrieben, daß er zum Prediger ordinirt war, kehrte er wieder nach Frankreich zurück und ließ sich in Paris nieder, in Hofnung da Gelegenheit zu finden seinen Glaubensgenossen in Languedoc einige Dienste zu leisten.

Während meines Aufenthalts in Lausanne machte ich mir einen Tag das Vergnügen einer Spazierfahrt nach Vevay, einem Ort, von dessen sonderbarer Annehmlichkeit ich so oft sprechen gehört. Dieser Ort liegt drei starke Stunden oberhalb Lausanne, an dem obern Theil des Genfer Sees. Der Weg dahin ist sehr angenehm an dem Fus des Berges, der sich dicht an dem See von Lausanne bis Vevay erstreckt. Dieser ganze Berg ist an der Mittagsseite, die eigentlich die Küste des Sees ausmacht, mit Weinreben besezt, einige wenige schmale Striche ausgenommen, wo die herunterlaufenden Bäche tiefe Tobel ausgehöhlt haben. Weil aber der Berg durchaus sehr steil ist, so ist er durch eine unzählbare Menge kleiner Mauern in Terrassen abgetheilt, welche verhindern, daß das Regenwasser die Erde nicht herunterspült. Man muß die erstaunliche Arbeit bewundern, die diesen Berg durch so viele tausend Mauern zum Anbau des Weines tüchtig gemacht hat. Es fiel mir bei dieser Gelegenheit wieder ein, was ich gar oft bei ähnlichen Veranlassungen gedacht habe, nämlich: daß wenig kultivirte Grundstücke sind, deren jeziger Werth, wenn sie vertauscht werden, die Arbeit bezahlt.

zahlt, die daran hat müssen gewendet werden, um sie urbar zu machen und in urbarem Stand zu erhalten. Hier hat es nicht nur ungemeine Arbeit gekostet die Mauern aufzuführen und jede Terrasse abzuebnen, sondern es kostet, seit so viel Jahrhunderten, fast jedes Jahr neue Arbeit sie im Stande zu erhalten. Denn oft drückt die durch langen Regen weich gewordene Erde nach und macht hie und da die Mauern bersten. Auch stürzen an verschiedenen Orten grosse Felsenstücke, die sich auf der Höhe des Berges losgerissen, über diese Terrassen herunter, und schlagen die Mauern ein, so daß man mit der Arbeit daran nie fertig wird. Durch diese Weinberge geht der Weg nach Vevay meistens in einer kleinen Erhöhung über den See; nur hie und da läuft die Strasse herunter und eine Zeitlang an dem Ufer desselben.

Etwan eine Stunde oberhalb Lausanne fängt der kleine Distrikt an, der eigentlich la Vaud, im Deutschen das Ryffthal, genant wird, wiewol man einen an einem Berg fortlaufenden Strich Landes nicht schicklich ein Thal nennen kan. Diese Gegend ist wegen ihres Weines berühmt, der unstreitig alle andere in der Schweiz wachsenden Weine weit übertrift. Von den Weintrauben aber behaupten erfahrne Kenner, daß sie allen andern Weintrauben den Vorzug streitig machen, und ich habe nichts dagegen einzuwenden, da sie mir vor allen Spanischen, Französischen und Italienischen Trauben, die ich gekostet, den Vorzug zu haben schienen. Sie haben nicht einen so zähen Honigsaft, wie viele spanische Trauben, aber, bei einer sehr dünnen Haut und einem ganz flüssigen Saft, eine ausnehmende Lieblichkeit.

Dieses Weines halber sind die Weinberge hier in sehr hohem Werth, und vielleicht das theuerste Land von der Welt, wenn man die seltenen Ländereien dicht an grossen Städten ausnimt, die zu Gärten gebraucht werden, und darum ausser allem Verhältnis mit grossen Ländereien stehen. Ein Arpent, oder Pose wie es hier genant wird (ungefähr 40000 Rheinl. Quadratfus) ist bisweilen mit 8, auch 10000 Pfund, das ist mit 13 bis 16000 Französischen Livres bezahlt worden.

Eine sehr grosse Summe, in Vergleichung dessen, was in den besten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands für so viel Land bezahlt wird.

Ich besinne mich ehedem in Brüssel von einem dortigen Finanzrath gehört zu haben, daß in derselben Gegend ein Bonnier des besten Landes (ungefähr zwei solcher Arpens) wenn es auf das vortheilhafteste bestellt wird, bis auf 1100 Gulden flamändisches Geld eintragen könne. Nach diesem erstaunlichen Ertrag zu urtheilen, muste das Land um Brüssel eben so theuer als hier seyn.

Unterwegens zeigte man mir einen Ort, wo sich vor wenig Jahren eine seltsame Naturbegebenheit zugetragen hat. Man fand nämlich an einem Morgen, daß ein kleines an dem steilen Berg liegendes Stück Landes mit dem darauf stehenden Haus, den Obstbäumen und Weinreben, eine ziemliche Strecke heruntergerückt war, ohne daß weder in dem Haus, noch an den Bäumen die geringste Veränderung wahrzunehmen gewesen.

Nach einer sehr angenehmen Fahrt von etwa viertehalb Stunden kam ich in Vevay an. Diese kleine Stadt hat eine ganz besondre Lage, wodurch sie zum Wohnsitz stiller, von der Welt abgesonderter und an romantischen Schönheiten der Natur sich ergözender Menschen bestimt zu seyn scheinet. Der Genfer See ist an seinem obern Ende mit sehr hohen und steilen Bergen umgeben, die ganz an die Ufer desselben stossen. An dem rechten, oder nördlichen Ufer entfernen sich diese Berge etwas von dem See, und lassen da, ungefähr eine halbe Stunde Weges längs dem Ufer, ein niedriges Vorland mit diesen Bergen umgeben, und nur an der Südseite, oder gegen den See, offen. Von dem Ufer an erhebt sich dieses niedrige Vorland allmählig gegen die es umgebenden Berge, und bildet, durch verschiedene Hügel, ein gegen den See stehendes Amphitheater, in dessen Grund die Stadt Vevay gebaut ist. Die Berge, welche den hintern Grund desselben ausmachen, werden an der Nordseite etwas

niedri-

niedriger, und dort geht von dem See aus der Weg nach dem Kanton Freiburg herüber.

Durch diese Lage ist also die Stadt von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, welche die Winde abhalten. Nur gegen Mittag, wo der See liegt, ist es offen. Daher kömt es ohne Zweifel, daß die Winter hier gelinder sind, als in den umliegenden Gegenden. Das von der Stadt an gegen die Berge sich allmählig erhöhende Land ist, sowol auf den verschiedenen Hügeln, als in den dazwischen liegenden Tiefen, sehr fruchtbar, mithin in schöne Gärten, Wiesen, Weinberge und Aecker eingetheilt, und mit einer Menge artiger Lust- und andrer einzeler Wohnhäuser besezt. Hinter diesen aber sieht man an den höheren Bergen ganze Dörfer, so daß die Aussicht von dem Ufer des Sees in dieses Amphitheater eine Menge von Gegenständen zeiget. Gerade gegen der Stadt über sieht man an dem jenseitigen Ufer die hohen, sehr steilen und wilden Berge, die theils in Savoyen, theils im Gebiete der Republik Wallis liegen; nach der südwestlichen Gegend aber hat man eine freie Aussicht über den See herunter, die so weit geht, als das Aug reichen kan.

Die Stadt selbst besteht aus wenigen langen und nicht breiten Strassen; die Häuser aber durchgehends wohl gebaut, und kündigen einen beträchtlichen Wohlstand der Einwohner an. Diese selbst scheinen ein freies, vergnügtes, seinen Wohlstand fühlendes, dabei angenehmes und gefälliges Volk zu seyn. Die beträchtliche Anzahl vermögender Einwohner und die verschiedenen fremden reichen Familien, die sich hier blos der Annehmlichkeit dieses Orts halben niedergelassen, haben in dem Ort den Ton der guten Gesellschaft eingeführt. Ein Fremder wird auf eine angenehme Art überrascht, in einem so einsamen, von wilden Bergen eingeschlossenen und abgelegenen Winkel, eine so artige, reinliche, nach Verhältnis ihrer Grösse reiche Stadt und in derselben so viel Lebensart, Höflichkeit und gefällige Sitten zu finden.

Der Ort ist deswegen nahrhaft, weil hier die Niederlage vieler aus der Schweiz auf Genf und von da nach Frank-

reich gehender Waaren und Güter ist, die hier eingeschift werden, und weil das umher wohnende wohlhabende Landvolk der beiden Kantone Bern und Freiburg, wie auch der Republik Wallis, hier seine von aussen her kommende Bedürfnisse einkauft. Ein der Sachen sehr kundiger Mann hat mich versichert, daß hier jährlich nur an dem aus dem Kanton Freiburg kommenden Käs, den man Gruyere nent, für 2 Millionen Livres nach Frankreich eingeladen werde.

An der Abendseite der Stadt liegt ein grosser an den Genfer See stossender offener Plaz, der von der Stadt selbst und der ihr gegen Abend gelegenen beträchtlichen Vorstadt eingeschlossen ist, und den hiesigen Marktplaz ausmacht. Es war eben Wochenmarkt, als ich da war, und der Plaz war sehr voll Menschen und Waaren. Ein besonderes angenehmes Schauspiel für mich war es, viel gemeines Landvolk aus den umliegenden Gegenden hier zu sehen, jedes in seiner eignen Kleidungstracht und seiner von andern verschiedenen Bildung und Gestalt, Savoyarden und Walliser, deutsche und welsche Berner und Freiburger, alle nahe Nachbarn, aber in allen Stücken so von einander verschieden, als wenn es Menschen aus verschiedenen, weit von einander entlegenen Ländern wären. Von diesen sind die deutschen Berner und Freiburger an Gestalt und Bildung die ansehnlichsten, und ihre Kleidung kündigt Leute von gutem Wohlstand an. Hingegen hat das höchst elende Ansehn der Savoyarden, die mit ganzen Schifsladungen leichter, aus Tannenholz verfertigter grossen und kleinen Kisten hieher kommen, mir Ekel und sogar Entsezen verursachet. Diese elenden Geschöpfe, besonders die Weiber, sind mit so schmuzigen und so gar keine bestimte Form an sich habenden Lappen behangen, an Gestalt und von Gesicht so häslich, daß man in der That Mühe hat die edle menschliche Gestalt an ihnen zu entdecken.

Man kan hier auf das deutlichste sehen, was für Einflus eine gute und reichliche Nahrung, Freiheit und Wohlstand auf die Bildung des menschlichen Körpers haben. Diese elenden Geschöpfe bewohnen eine Bevay gerade gegenüber,

an

n dem mittäglichen Ufer des Sees liegende wüste Gegend in en Bergen. Zu ihrer Nahrung wächst da nichts als Kastaien, und andern Verdienst haben sie auch nicht, als daß sie Holzkohlen brennen, und aus den Tannen, womit ihre Berge bewachsen sind, Kisten von jeder Grösse verfertigen und beides nach Vevay zu Markte bringen. Und doch müssen ie armseligen Geschöpfe das Recht, in dieser unfruchtbaren Wildnis zu wohnen, und von Kastanien zu leben, ihrem Landesherrn noch mit schweren Abgaben bezahlen.

Die traurigen Vorstellungen, die mir diese Leute erweckten, wurden durch angenehmere verdrängt, als ich, neben erwähntem Marktplaz, unter hohen Kastanienbäumen längs dem Ufer des Sees spazierte und gegenüber die Felsen von Meillerie im Gesicht hatte, die jedem, der Rousseaus neue Heloise gelesen hat, unvergeslich seyn müssen. Jezt fiel mir der verliebte St. Preux ein, wie er mit dem Fernglas in der Hand von diesen Felsen her nach Vevay herüber sah, um das Haus seiner geliebten Julie zu entdecken. Die Gegend des Sees, die jezt vor mir lag, war die Szene der sonderbaren Auftritte, die Rousseau in dem 17ten Briefe des vierten Theils der N. H. beschreibt; und als ich mich auf meinem Spaziergang umwendete, sah ich gegen Morgen die Gegend um das Dorf Clarens, die Hauptszene dieses sonderbaren Romans. Alles dies machte einen so lebhaften Eindruck auf mich, daß ich in diesem Augenblick geneigt war, den ganzen Roman von Julie und St. Preux für wahre Geschichte zu halten, die sich vor wenig Jahren hier zugetragen. Man findet hier, daß Rousseau die Hauptszene zu seinem Roman sehr gut gewählt hat. Die ganze Gegend hat etwas romantisches.

21.

Gleich von Lausanne geht die Strasse nach Genf an das ebene Ufer des Sees herunter, und hernach längs demselben so fort, daß man sich nie mehr als wenige hundert Schritte von dem See entfernt. Man kömt durch einige

sehr artige an dem See liegende Städte und Dörfer, rechter Hand aber hat man die fürtreflichen, meistens mit Weinreben besezten Hügel, die eigentlich die Côte genant werden. Auf und an diesen Hügeln sind viel schöne Dörfer, adliche Schlösser und eine Menge Landhäuser gebaut, die grössentheils wohlhabenden Privatpersonen von Bern gehören, die im Herbst sich hier aufhalten, und das Land durch ihre Gegenwart um so viel lebhafter machen. Der ganze Strich Landes zwischen Lausanne und Genf ist zum Entzücken schön und unter die reizendsten Gegenden der Welt zu rechnen.

Eine gute Meile von Lausanne liegt Morges, dicht an dem See, eine kleine, aber überaus angenehme Stadt, der zweite Hafen des Sees und eine beträchtliche Ablage der nach Frankreich und Piemont gehenden, und von daher kommenden Waaren. Die Strassen sind breit, anmutig und überaus gut gepflastert, die Häuser wohl gebaut, von einem reinlichen und guten Ansehen. Alles lacht und flöst hier Vergnügen ein. Dies wäre nach meinem Geschmack der Ort im Pais de Vaud, den ich vorzüglich zu meinem Aufenthalt wählen würde.

Ungefähr eine Stunde unterhalb Morges verließ ich die Landstrasse, um gerade gegen die Höhe herauf nach Aubonne zu fahren.

Man kan sich von der bezaubernden Lage des Städtchens und des darüber liegenden Schlosses daraus einen Begrif machen, daß der berühmte Tavernier, der durch so viele Länder des Erdbodens gereiset war, als er sich zur Ruhe begeben wolte, diesen Ort, als den schönsten, den er gesehen, zu seinem Aufenthalt gewählt hat. Er hatte die Herrschaft Aubonne käuflich an sich gebracht und an dem Schlosse viel gebaut. Der mit einem Säulengang umgebene Vorhof des Schlosses ist von ihm angelegt worden. Jezt gehört die Herrschaft dem Stand Bern, der sie durch einen Landvogt, welcher auf diesem Schlosse seinen Siz hat, regieren

girren läßt. Der jezige Landvogt, Herr von Tscharner, ein Mann von grossen Verdiensten und einem verehrungswürdigen Karakter der Grosmut und Menschenliebe, und seine, eines solchen Mannes würdige Gemahlin, eine geborne von Bonstätten, empfingen mich mit ausnehmender Freundschaft und Güte.

Aus dem, was ich bereits von der Lage des Orts gesagt habe, kann man sich überhaupt die verschiedenen herrlichen Aussichten vorstellen, die man aus den verschiedenen Zimmern dieses Schlosses hat. Sie übertreffen noch die Aussicht von Lausanne, und sind über allen Ausdruck schön, weil man hier von einer etwas beträchtlichen Höhe den Genfer See, das ganze gegenüber liegende Chablais, so wie das disseitige Ufer des Sees, mit allen seinen Städten, Dörfern, Schlössern und Landhäusern, übersieht.

Es that mir wehe, Nachmittags eine so gute Gesellschaft und einen so reizenden Aufenthalt zu verlassen, nachdem ich beider nur wenige Stunden genossen hatte. Ich kam denselben Abend über Rolle, einer kleinen, aber ebenfalls angenehmen Stadt am See, nach Nyon, wo ich übernachtete. Hier ward ich eine halbe Stunde nach meiner Ankunft angenehm überrascht, da ich einen ehemaligen Bekannten, den Sachsengothaischen Hofrath, Herrn Schmidt von Arau, der sich hier niedergelassen, in mein Zimmer treten sah, und mit ihm Herrn Espinasse, einen aus diesem Ort gebürtigen, sehr geschickten Naturforscher, der die Ehre gehabt hat den jezigen König von Grosbritannien und seine Herren Brüder in der Experimentalphysik zu unterrichten.

Den folgenden Morgen besuchte ich diese beyden Herren wieder, und hielt mich besonders eine Zeitlang bei Herrn Espinasse auf, um sein sehr merkwürdiges Kabinet von allen Arten zur Experimentalphysik gehörigen Instrumenten zu sehen. Ausser verschiedenen von seiner eigenen Erfindung und Arbeit besizt er die bekanten zum Elektrisiren gehörigen Instrumente in einer Vollkommenheit, die ich sonst

nirgend gesehen habe. Er selbst hat in den englischen Transakzionen eine Beschreibung von den Verbesserungen gegeben, die er an dem elektrischen Apparatus gemacht hat. Viele andre in dieses Fach einschlagende Instrumente sind von seiner Erfindung, und von ihm selbst auf das vollkommenste ausgearbeitet.

Unter vielen zur Bewunderung gut gearbeiteten Instrumenten schien mir ein kleines Mikrometer von Glas, das Herr E. von dem Dùc de Chaulnes bekommen hatte, auf dessen Theilungsmaschine es verfertiget worden ist, von besondrer Merkwürdigkeit. Eine Quadratlinie des Pariser Zolles ist auf demselben mit der Diamantspize in 400 Quadrate eingetheilt. Ich betrachtete die Theilungen unter einem Vergrösserungsglas, und bewunderte nicht nur die vollkommene Gleichheit der Eintheilungen, sondern auch die Feinheit der mit dem Diamant eingerissenen Striche. Der geübteste Zeichner könte mit der Reisfeder und Tusch ein grosses Quadrat auf dem Papiere nicht mit grösserer Nettigkeit in kleinere Quadrate theilen, als hier auf dem Glase geschehen ist.

22.

Herr Bonnet, der berühmte Naturforscher und Philosoph, hatte mir einen sehr verbindlichen Brief nach Lausanne geschrieben, um mich einzuladen, einige Tage bei ihm in Genthod zuzubringen, wo er sich, seit den lezten Unruhen in Genf, nach deren Ausgang er seine Stelle im grossen Rath niedergelegt hatte, aufhält. Ich nahm also meinen Weg dahin. Der Weg geht durch die berühmte Baronie Copet und das französische Dorf Versoy, und ist, so wie der ganze Weg am See herunter, reich an Gegenständen, die das Aug eines Reisenden ergözen. In Versoy sah ich noch die an dem See von Bretern aufgeschlagenen Cabanes, worin vor einigen Jahren die Soldaten und Arbeiter einquartirt waren, als der französische Hof, auf Anstiften des Dùcs de Choiseul, zur Züchtigung der

Genfer

Genfer hier einen Hafen und Handelsplaz, und, wie man glaubte, zugleich eine Festung anlegen wolte. Es ist wirklich schon eine beträchtliche Arbeit zur Befestigung des Ufers, wo der Hafen solte angelegt werden, ausgeführet, und ohne die Revoluzion, die den Herzog von der Staatsverwaltung entfernt hat, wär ohne Zweifel jezt das ganze Werk zu Stande gebracht. Gleich über Versoy liegt Genthod auf einer Anhöhe einige hundert Schritte über dem See, ein Dorf, das der Stadt Genf gehört, von der es nur eine Stunde weit entfernt ist, und in welchem verschiedene grosse und schöne Landhäuser, mit beträchtlichen, dazu gehörigen Gütern liegen. Ich kam Nachmittags um zwei Uhr hier an, und wurde von Herrn Bonnet und seiner liebenswürdigen Gemalin mit recht herzlicher Freundschaft und Güte aufgenommen.

Sie bewohnen da ein mehr prächtiges, als blos schönes Landhaus, das mit einem vortreflichen Garten und Weinberg umgeben ist. Die Aussicht ist, wie hier gewönlich, reich und prächtig, und was ihr vor den Andern noch einen Vorzug gibt, ist dieses, daß man nicht nur die Stadt Genf nebst der umliegenden herlichen, mit einer grossen Menge schöner Lusthäuser angefüllten Gegend, sondern auch den schönsten und bewohntesten Theil des Chablais, das hier eine wirklich reizende Landschaft ausmacht, von den Fenstern dieses Hauses im Gesichte hat.

Hier brachte ich fünf Tage zu, die ich unter die angenehmsten meines ganzen Lebens zählen kann. Beides Geist und Herz fanden hier ihre beste Nahrung, und was auch sonst zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben gehört, traf ich hier in dem grösten Ueberflus an. Man kent den edlen, liebenswürdigen Karakter und den scharfsinnigen Geist des Herrn Bonnets aus seinen Schriften; aber noch mehr rührt im Umgange sein freundschaftliches, herzliches und redliches Wesen, das ihn zu einem der besten Menschen macht, in dessen Seele Liebe zur Warheit, zur

Tu-

Tugend und allem Guten herrschende Neigungen sind. Seine Gemalin ist in allen Stücken seiner würdig.

Ausser diesem vortreflichen Paare fand ich noch andre gute und liebenswürdige Gesellschaft in dem Hause, den Herrn Beaux de Marguielles, Parlamentsadvokaten von Toulouse, der hieher gekommen war, um mit Hrn. Bonnet über einige wichtige Punkte der Philosophie zu konferiren; den Herrn Prof. Müller aus Schafhausen, einen sehr liebenswürdigen und geschickten jungen Mann, der sich durch einige Schriften bekant gemacht hat, und nun an einer Historie der Eidgenossenschaft arbeitet, und einen jungen in den Amerikanischen Kolonien gebornen und erzogenen Engländer, Namens Kinloch, von einem überaus naiven und liebenswürdigen Karakter. Zu diesen kamen täglich noch einige Herren aus Genf, die das Haus besuchten, so daß die ganze Zeit über gute Gesellschaft zum Ueberflus da war.

Hr. Bonnet machte mir, unter andern Vergnügen auch dieses, daß er den berühmten Aufraine, einen der ersten Schauspieler unsrer Zeit, der sich jezt eben in seiner Vaterstadt Genf aufhielt, zu uns einlud. Dieser fürtrefliche Schauspieler erwies uns das Vergnügen, uns einige der ausgesuchtesten Szenen des französischen Theaters zu spielen. Seine gröste Stärke scheint in dem hohen Komischen zu bestehen, darin er unstreitig alle jezt lebende französische Schauspieler übertrift. Aber auch verschiedene tragische Szenen macht er mit grosser Wahrheit und Nachdruck. Er schien mir in verschiedenen Stücken den berühmten le Kain zu übertreffen.

Unter den mancherlei Vergnügungen, die ich hier genos, rechne ich auch eine kleine Spazierfart, die ich mit Hrn. Bonnet allein nach Ferney machte. Dieser durch seinen jezigen Besizer Voltaire berühmt gewordene Ort liegt etwa eine halbe Stunde oberhalb Genthod auf einer Anhöhe, von der man eine weite Aussicht über die umliegenden Gegenden und den Berg Jura hat, der hier die

Gren-

Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz macht. Ehedem war es ein schlechtes Dorf; jezt aber ist es durch den alten Dichter so erweitert und verschönert, daß es ein ganz angenehmer Ort geworden ist. Er hat eine sehr beträchtliche Anzahl Häuser, so wol zur Landwirtschaft, als blos zur Wohnung für allerlei Personen, eingerichtet. Die lezten sind durchgehends sehr artig, maßiv und in gutem Geschmack gebaut. Künstler, Handwerker, oder andre Personen, die Lust haben hier zu wohnen, und sich deshalb bei dem Grundherrn melden, bekommen ein solches Haus, auch allenfalls mit einem daran stossenden Garten, gegen eine mäßige jährliche Abgabe, die aber, nach Voltairens und seiner Nichte und Erbin, Mad. Denis, Tode, gänzlich wegfällt, in eigenthümlichen Besiz. Dieses hat schon verschiedene Uhrmacher und einige Handwerksleute hieher gezogen; so daß der Ort sich stark aufnimt. Noch wird mit dem Bauen beständig fortgefahren. In allen Gegenden des Dorfes fand ich eine Menge Menschen damit beschäftiget. Man sah hier Fundamente graben, dort halbfertige Gebäude weiter aufführen, an andern Orten schon gedeckte mit inwendiger Arbeit versehen. Verschiedene Pläze liegen voll Steine, die hier zum Bau verschnitten und bearbeitet werden; andre sind mit Bauholz bedeckt, das die Zimmerleute zurecht machen; überall werden Baumaterialien und Erde zur Verbesserung der Wege und Straßen angefahren, und der ganze Ort ist so lebhaft und in solcher Bewegung, als wenn eine neu angekommene Kolonie sich hier anbaute. Das Schlos, oder herrschaftliche Wohnhaus steht am Ende und am höchsten Orte des Dorfes, und ist ein feines und ziemlich grosses Gebäude, das Voltaire von Grund aus neu aufgeführt hat. Nächst daran sind schöne Gärten und angenehme Pflanzungen von wilden Bäumen. Kurz, alles was den Ort verschönern konnte, ist mit beträchtlichem Aufwand hier angebracht. Daß der alte Dichter auch sich mit neuen Unternehmungen im Feldbau abgebe, schlos ich aus einer englischen Säemaschine, die ich im Schloshof antraf. Nachdem

dem wir alles dieses mit viel Vergnügen besehen und betrachtet hatten, kehrten wir wieder nach Genthod zurück. Bei Voltairen selbst mogte ich mich nicht melden.

23.

Es ist bekant, daß Genf, nach Verhältnis seiner geringen Grösse, unter die reichsten Städte in Europa gehört. Dieser Reichthum kündiget sich auch an, wenn man gegen die Stadt hinkomt. Das ganze herumliegende Land, so weit sich das Gebiet der kleinen Republik erstrekt, besonders aber die beiden Ufer des Sees, ist mit schönen und Reichthum ankündigenden Lust- und Landhäusern besezt. Ueberall, wohin man das Aug wendet, sieht man die deutlichsten Anzeigen eines im Ueberflus lebenden Volkes. Diese Landhäuser sind zwar nicht Paläste, aber meistens ziemlich gros und wohlgebaut, auch so gut unterhalten, daß sie durchgehends wie ganz neue Gebäude aussehen. Ueber den Häusern sind schöne, wohlunterhaltene Gärten, auch gar oft Weinberge, Wiesen und Aecker. Das Gewimmel des Volks auf der Landstrasse, zu Fus, zu Pferd und im Wagen, war diesen Morgen beträchtlich. Die ganze Gegend um die Stadt war so lebhaft, wie es sonst an andern Orten bei grossen feierlichen Gelegenheiten zu seyn pflegt.

Weil der See gegen die Stadt hin sich merklich verschmälert, so kan man auf diesem Wege das Land an dem jenseitigen Ufer mit den vielen Lusthäusern, Gärten und Gütern deutlich sehen. Diese reiche Landschaft, dann die Stadt selbst am Ausflus der Rhone, die man, in diesem weiten Umkreis von Lusthäusern, als den Hauptsiz, dem alles gehört, erblickt, hinter der Stadt aber ein hoher und sehr breiter Berg, der zum Hintergrund dieser Landschaft dienet, macht ein Schauspiel, das ich ohne starke Rührung nicht ansehen konte. Diese bewunderde Empfindung wird, nachdem man in die Stadt hineingekommen ist, eher stärker, als schwächer. Der Ort ist an sich selbst wohl gebaut, besonders

die

die obere Stadt, wo die Vornehmern wohnen. Sie liegt auf einer beträchtlichen Höhe, und da sieht man auf hohen freistehenden Terrassen eine Menge wirklich prächtiger Häuser, die man wohl Paläste nennen könte.

Das auf den Strassen wimmelnde Volk aber macht ein neues, nicht wenig interessantes Schauspiel. Freiheit, Wohlstand, froher Mut und eine besonders lebhafte Physiognomie kündigen wirklich ein ausserordentliches Volk an. Eine solche Kraft der Gesichter, besonders der Augen, habe ich sonst nirgends gesehen, wie hier; alles lebt, arbeitet und bestrebt sich in diesen seelenvollen Gesichtern. Schwerlich wird man irgendwo eine Stadt finden, wo der gemeine Mann so viel Kentnis, Geschmack an Litteratur und Lust sich zu unterrichten hat. Es gibt hier eine Menge Handwerksleute, die nach verrichteter Arbeit sich mit Lesen der besten Bücher beschäftigen, und so viel Kentnis der Geschichte, der Geographie, der Werke des Wizes und selbst der Philosophie haben, als in manchen andern Ländern unter den Vornehmsten schwerlich angetroffen wird.

Der Beschluß folgt.

---

4.

## Neueste Versuche zu Bestimmung der zweckmässigsten Form der Gewitterstangen.

An den Herausgeber des deutschen Museums.

---

In einem kleinen Aufsaz über die Gewitterstangen, der sich in dem Göttingischen Taschenkalender für 1779. befindet, habe

habe ich versprochen, in einer allgemein bekanten Monatschrift die umständlichere Nachricht von den neuesten Englischen Versuchen über diese Materie zu geben, für welche dort nicht Raum war. Ich wähle hierzu Ihr Museum. Der Beifall, den es in Deutschland hat, läst mich an der Erreichung meiner Absicht, hinlänglicher Bekantmachung, nicht zweifeln; und, wenn mich mein Urtheil nicht trügt, so sind die Versuche so beschaffen, daß sie mit einer unpartheiischen Erzählung derselben auch die Ihrige, Unterhaltung und Unterricht der Leser, schwerlich ganz verfehlen werden.

Das richtigste, nemlich alles, was blos Erzählung in diesem Brief ist, ist aus dem Schreiben eines Englischen Gelehrten an mich genommen, eines Mannes von Einsicht, der alles selbst mit angesehen hat. Die Absicht der Versuche war zu bestimmen: Ob es besser sey die Gewitterstangen oben spiz oder stumpf zu machen, und die Veranlassung, warum man die Sache gerade jezt wieder und zwar mit solchem Eifer vornahm, folgende:

Vor einigen Jahren lies das Artilleriekollegium (board of ordnance) die Königl. Sozietät ersuchen, einen Ausschuß aus ihren Mitgliedern, die der Elektrizität kundig wären, zu wählen, um am Pulverthurm in Purfleet Gewitterableiter von der besten Einrichtung und Form anzubringen. Dieses geschah, und Fränklin war damals mit bei der Kommission. Die Ableiter wurden angelegt, und zwar mit spizen Stangen.

Nun ereignete es sich, daß im Frühling vorigen Jahrs 1777 der Bliz auf dieses Gebäude schlug, und sogar einige kleine Zerstörungen anrichtete. Es wurde also auf abermaliges Verlangen des Artilleriekollegiums ein neuer Ausschuß gewählt, um das Gebäude nach geschehenem Schlage, wieder genau zu untersuchen und Maasregeln zu dessen künftiger Verwahrung zu nehmen.

Im Junius 1777 statteten die dazu erwählten Mitglieder der Sozietät ihren Bericht ab, der sogleich den Herren von der Artillerie zugeschickt ward. Sie hatten befunden,

daß

daß etliche eiserne Klammern an einer Ecke des Dachs den Schlag aus der Wetterwolke zuwege gebracht hätten, indem solche, ohne Vorwissen des vorigen Ausschusses, von unwissenden Handwerksleuten dort angebracht worden, ohne mit den Ableitern in Verbindung zu stehen. Zum Glück war alles übrige so gesichert, daß der Schlag nur etliche Steine auseinander sprengen konte. Aller fernern Gefahr konte folglich dadurch vorgebeugt werden, daß die Klammern mit den Ableitern verbunden wurden.

Herr Wilson, auch ein Mitglied der Sozietät, wolte diesen Bericht nicht gelten lassen, und bestund darauf, der Fehler läge an den spizigen Ableitern, die man, schlechterdings wider alle Vernunft, den stumpfen, oder mit einer Kugel versehenen, vorgezogen hätte. Die Sozietät lies sich durch seine Vorstellung nicht irre machen, und konte sich nicht irre machen lassen, denn die Mehrheit der Stimmen war für den Bericht, oder vielmehr Herr Wilson war der einzige, der dagegen war.

Hier muß ich bekennen, ist gleich etwas, was ich nicht ganz verstehe. War die Frage zu wissen, warum der Bliz Schaden gethan? so paßt Herrn Wilsons Antwort nicht, denn er erklärt nur, (ob richtig oder unrichtig, gehört noch nicht hieher.) warum es überhaupt eingeschlagen habe. Wolte man aber wissen, warum es überhaupt eingeschlagen habe? so paßt zwar Herrn Wilsons Antwort auf die Frage, allein ich kan mir weder vorstellen, daß die Herren von der Artillerie so etwas gefragt, noch daß die Sozietät eine solche Frage so beantwortet haben würde, als wärklich geschehen ist; denn daß ein spizer Ableiter alles Einschlagen verhindern solte, haben die erstern gewis nicht verlangt; noch daß er es könne, die leztern geglaubt. Alles was man von einem guten Gewitterableiter verlangen kan, ist. 1) Daß bei ihm eine mindere Wahrscheinlichkeit eines Schlages Statt finde, als bei jeder andern Einrichtung. 2) Daß, wenn der Schlag geschieht, er minder heftig sey, als bei jeder andern Einrichtung, und 3) daß der Schlag dem Gebäude kei-

 nen

nen Schaden thue. Daß aber Herr Wilson behaupten sollte, stumpfe Ableiter verhinderten das Einschlagen ganz, oder der spize habe in diesem Fall den Bliz angezogen, der aber im Vorbeyfahren erst den Klammern zugesprochen habe, kan ich gar nicht glauben, theils weil ich so etwas von keinem Naturkündiger glauben würde, am allerwenigsten von einem so gelehrten als Herr Wilson, und theils hauptsächlich, weil Herrn Wilsons Versuche gar nicht dahin zwecken, oder zwecken sollen, so etwas zu beweisen. Hat aber der Bliz beym Pulverthurm blos auf die Klammern geschlagen, und hat den spizen Ableiter stehen lassen, oder hat von den Klammern auf den Ableiter geschlagen, so würde alles so, eben so gewis bei einem stumpfen erfolgt seyn, weil, wie jedermann sieht, bei so bewandten Umständen, der Ableiter ein ganz für sich bestehendes Ding ist, das mit dem Schlag nichts zu thun hat. Ich sage blos eben so gewis, ich hätte hier sagen können, weit wahrscheinlicher.

Doch dem sey nun wie ihm wolle, ohne uns weiter darum zu bekümmern, in wiefern durch folgende Versuche den Herren von der Artillerie Gnüge geschehen ist, wollen wir nun hier sehen, was beide Parteien zur Entscheidung einer sehr wichtigen Frage vorgebracht haben: Welche Gewitterstangen sind die besten, diejenigen, die oben eine scharfe Spize haben, oder die, die oben mit einem Knopf versehen sind? Herrn Wilsons Versuche sind folgende:

Er hatte das Pantheon, eines der herrlichsten Gebäude von London, oder vielleicht der ganzen Welt, voller Drat, nach allerlei Richtungen etwa 3 bis 4 Fuß von einander behangen, und mit einem Konduktor von ungeheurer Länge in Verbindung gebracht. Dieser Konduktor bestund aus hundert und etlichen zwanzig grossen Trommeln aus Messing mit Stanniol überzogen, und so verbunden, daß sie drei Zylinder formirten, die in Gestalt eines Π zusammengefügt waren, dessen Oefnung gegen den Eingang stund. Unter dem einen Ende dieses Konduktors stund ein kleines Haus von Holz, das im Ofen gedörrt war, ohngefähr zwee

Fuß

Fuß ins Gevierte, auf einem hölzernen Gestelle an ein grosses Gewicht befestigt. Dieses Gewicht zog das Haus mit grosser Geschwindigkeit nach sich auf einer Laufbahn von 8 bis 9 Schuhen, in dessen Stufen es paste. An dem Konduktor war, etwas von dem Ende nach unten zu, eine Kugel von Metall $1\frac{3}{10}$ Zoll Engl. im Durchmesser befestigt. Herr Wilson hatte einen Drat vom höchsten Theil des Dachs seines kleinen Hauses längs dessen Mauer herabgezogen und bis auf den Fußboden fortgesezt, um den Blizableiter vorzustellen. Er zog nunmehr sein Haus an das vom Gewicht entfernte Ende der Laufbahn, pflanzte eine Spize von drei bis vier Zollen aufs Dach, wo sie den Drat berühren konte, lies den Konduktor elektrisiren und nach 6 oder 7 Revolutionen der Elektrisirkugeln das Haus nach der Kugel am grossen Konduktor laufen. In einer kleinen Entfernung folgte auf die Spize ein Schlag. Hierauf ward ein Stift mit einer Kugel auf das Dach gesteckt, und der Schlag erfolgte, bald in einer grössern, bald in einer geringern Entfernung, als bei der Spize: Doch wollen einige Personen bemerkt haben, der Stift mit der Kugel sey jedesmal kürzer gewesen, als der andere, und daher die Entfernung derselben vom Konduktor grösser, als die Entfernung der Spize von eben demselben. Sie werden hieraus Herrn Wilsons Absicht ohne Erklärung verstehen. Das grosse Π stelt die Wolke vor, und weil es schwer gewesen seyn würde eine solche Wolke zu bewegen, so lies man statt dessen das Haus gegen sie anrücken. Erfolgte nun der Schlag allemal in einer grössern Entfernung beim spizen Ableiter, als beim stumpfen, so hatte Hr. Wilson recht, und die Frage ward allerdings zum Vortheil der stumpfen entschieden. Daß bei Herrn Wilsons Einrichtung wirklich, zuweilen wenigstens, der Schlag auf den spizen Ableiter früher geschehen sey, als auf den stumpfen, kan nicht geleugnet werden; es haben es Leute gesehn, deren Einsicht in diesen Dingen ausser allem Streit ist, ja die Mitglieder der Königlichen Gesellschaft selbst haben es mit angesehen. Es geschah aber nicht immer.

Dieser Umstand allein, wenn man auch annimmt, daß alles bey dem Versuch treu zugegangen sey, woran ich schlechterdings nicht zweifle, wäre hinreichend die stumpfen Ableiter zu verwerfen, da alles, was die Versuche bisher gelehrt haben, den Spizen so sehr günstig ist, und also nun immer der Verdacht übrig bleiben muste, solte nicht irgendwo, dem Herrn Wilson unbewust, sich etwas eingeschlichen haben, was seinen Saz begünstigte. Dieses auszumachen war es nötig den Versuch, ohne solche Weitläuftigkeit, und durch einen Apparat von Instrumenten zu machen, den man übersehen konte; an dem ferne wirklich alles auch so war, wie es vorausgesezt wird; und wo endlich, daß es so sey, jedem ohne lange Prüfung gleich in die Augen fiele. Diese Versuche hat der berühmte Herr Nairne angestelt, mit einer Deutlichkeit und Genauigkeit, die nicht weiter getrieben werden kan. Sie sind ganz wider die stumpfen Ableiter ausgefallen, und zwar mit einem sehr grossen Uebergewicht, auch soll Herr Wilson, der dabey gegenwärtig war, nichts dawider haben vorbringen können, und für die Ableiter auf dem Pulverthurm wurden die feinsten Spizen angerathen. Ich will die ganze umständliche Beschreibung der Nairnischen Versuche herfezen.

Die Elektrisirmaschine, deren sich Herr Nairne bediente, bestand aus einem sehr schönen gläsernen Zylinder 18 Engl. Zoll im Durchmesser. Der grosse Ableiter war 6 Engl. Schuhe lang und 1 Schuh im Durchmesser, von Holz mit Zinnfolie überzogen, und auf zwei Krücken gelegt, die auf gläsernen mit Siegellack überzogenen Stäben ohngefähr 5 Schuh von der Erde ruhten. Am Ende des Ableiters ragte eine grosse Kugel von Messing $4\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser hervor.

Dieser Kugel gerade gegen über und auf derselben Horizontallinie mit dem Ableiter lag, auf einem hölzernen Gestell mit Zinn überzogen, ein kleinerer Ableiter, ohngefähr 4 Zoll im Durchmesser und zwei Schuhe lang, von dem aber die elektrische Materie auf den Fußboden abgeführt ward.

Dieser

diesen Ableiter war in so fern beweglich, daß man ihn waagerecht der Kugel am grossen Ableiter näher schieben, oder davon entfernen konte.

Herr Nairne befestigte an den kleinen Ableiter eine Kugel von Messing 4 Zoll im Durchmesser. Nunmehr ward der gläserne Zylinder herumgedreht: Und in einer Entfernung von $17\frac{3}{8}$ Zollen erfolgten die heftigsten Schläge, aus der Kugel am grossen, in die des kleinen Ableiters. Leztere ward abgeschroben, und eine kleinere von 1 Zoll im Durchmesser an die Stelle befestigt. Die Schläge erfolgten wieder, doch nur in einer Entfernung von $15\frac{1}{4}$ Zoll. Auch einer Kugel von $\frac{3}{18}$ Zoll im Durchmesser gab es den Schlag nur in einer Entfernung von $\frac{1}{2}$ Zoll. Nunmehr ward eine Spize angesezt, und diese führte die elektrische Materie stillschweigend ab, ohnerachtet man jeden möglichen Abstand zwischen 0 und $17\frac{3}{8}$ Zoll damit versuchte. Herr Nairne nahm die Spize ab, und sezte an ihre Stelle eine 10 Zoll lange, und ein Zoll dicke Stange Siegellack, in der zehn Stückchen Metall, jedes in der Entfernung von $\frac{1}{2}$ Zoll vom andern, einen unterbrochenen Ableiter vorstellten. Am Ende war eine eiserne scharfe Spize. In einer Entfernung von $6\frac{1}{2}$ bei $6\frac{3}{4}$ auch wol $7\frac{1}{2}$ Zoll gab es allemal heftige Schläge auf diese Spize, weil sie wegen des unterbrochnen oder unzusammenhängenden Ableiters, nicht die elektrische Flüssigkeit still abziehen konte. Mit einer Kugel von $\frac{3}{10}$tel Zoll im Durchmesser geschehen die Schläge auf den unterbrochnen Ableiter in einem Abstand von $8\frac{1}{4}$ Zoll, mit einer Kugel von $1\frac{3}{8}$ Zoll in der Distanz von $8\frac{1}{4}$ Zoll.

Der kleinere Ableiter ward darauf ganz weggenommen, und ein anderer mit dem grossen Konduktor vermittelst einer Kette in genaue Verbindung gestellt: Es muste aber dieser neue Ableiter eine bewegliche Wolke vorstellen. Zu dem Ende war er oben auf dem gläsernen Stabe, der ihn stüzte, ins Gleichgewicht gestellt, und konte sich frei im Mittelpunkte bewegen. Es war eine hölzerne überzinnte Stange, die sechs Schuh lang war, und vier bis fünf Zoll

im Durchmesser, an beiden Enden aber eine mit Drat angehängte blecherne Büchse, ohngefähr 10 Zoll lang, und 8 Zoll im Durchmesser, von gleichem Gewicht hatte. Beym erfolgten Elektrisiren blieb die angebliche Wolke im Gleichgewicht stehen, indem in einer Entfernung von zwölf Zollen unter einem Ende, ein spizer, unter dem andern aber ein mit dem Knopf versehener Ableiter stand, welche die elektrische Materie stillschweigend abführten. Herr Nairne behauptete aber, daß dazu der Ableiter mit dem Knopf nichts beitrüge; er nahm ihn ganz weg, und noch immer hielt die Wolke das Gleichgewicht, weil man sichtbarlich die elektrische Materie auf den spizen Ableiter herabfliessen sahe. Er nahm diesen darauf weg, und stellte nur allein den Ableiter mit dem Knopfe hin. Da neigte sich allmählich das eine Ende der Wolke, bis es Schläge auf den Knopf gab, und blieb immer in der gehörigen Enfernung stehen, die den Schlag ohnfehlbar zuwege bringen mußte. Herr Nairne änderte diesen Versuch hernach in soweit ab, daß er die blechernen Büchsen ablöste, und die Wolke selbst in einiger Entfernung vom grossen Ableiter stellte, doch so, daß sie mit elektrischer Materie geladen werden konte. Es fand sich wieder, daß die Wolke im Gleichgewicht stehen blieb, so lange ein spizer Ableiter stillschweigend die Materie abführete. Und dies geschah, er mogte ihn an ein Ende und den mit dem Knopf ans andere, oder beide neben einander, oder auch den spizen ganz allein hinstellen. So bald aber nur der mit dem Knopf allein war, so neigte sich die Wolke auf den Knopf herab, entledigte sich durch einen elektrischen Schlag, holte neue elektrische Materie, die in heftigen Schlägen aus dem grossen Ableiter kamen, und sank alsobald belastet wieder herab, um sich auf den Knopf zu entledigen; so daß die Wolke in beständiger Bewegung auf und nieder ging. Zulezt hielt man mit Elektrisiren ein, und dennoch stieg und sank die Wolke wechselsweise, bis sie das lezte der Ladung aus dem Hauptkonduktor geholet, und dem unteren in eben so viel Schlägen zugeführt hatte. Ein spizer Ableiter,

der

der auf eine Stange Siegellack mit unzusammenhängenden Stückchen Metall gepflanzt ward, that eben die Wirkung als der Ableiter mit dem Knopf.

Schrob man nun die Stange fest, welche die Wolke vorstellte, so, daß sie sich im Mittelpunkte gar nicht bewegen konnte, und stelte ihn vom Hauptableiter 3 Zoll weit ab, so konte man auch auf einen spizen Ableiter einen Schlag in der Entfernung von $2\frac{8}{10}$ oder $3 - \frac{1}{10}$ Zoll zu wege bringen. Herr Nairne bemerkte aber ganz richtig, daß eine festgeschrobene, oder unbewegliche Wolke sich nicht denken lies.

Damit er noch vollends zeigen konte, wie unbillig Hrn. Wilsons Versuch mit dem beweglichen Hause gewesen, lies er die Wolkenstange wegtragen, und sezte unter den Hauptableiter ein anderes Instrument. Dies war nemlich ein drei bis vier Fus langer Stock, an dessen einem Ende ein grosses Gewicht von Blei befestiget war. Etwas über diesem Gewicht ging eine eiserne Axe quer durch den Stock. Lies man das Gewicht um diese Axe oszilliren, so beschrieb das andere Ende des Stocks natürlich ähnliche Bogen eines weit grössern Zirkels, und konte also, unter dem Konduktor gestellt, und in Bewegung gesezt, sehr gut die Stelle des beweglichen Hauses mit seinem Ableiter vertreten. Es ist kaum nötig zu erinnern, daß der Stock durch einen Ueberzug mit Zinnfolie und seine Verbindung mit dem Fußboden vollkommen ableitend gemacht war. Es ward oben drauf eine eiserne Spize eingeschroben. Ein kleiner Junge muste den Stock so lange mit dem spizen Ende gegen den Boden drücken, bis man zu elektrisiren angefangen, alsdann lies er ihn schleunig fahren, und vermittelst des bleiernen Gewichts schwankte er beständig unter dem grossen Ableiter heftig hin und her. Wenn man die Spize bis auf $\frac{1}{10}$ Zoll dem Ableiter näherte, gab es Schläge, doch nur ein halbes Zehntheil Zoll weiter entfernt, ging die elektrische Materie schon stillschweigend ab. Mit einem Knopf von $\frac{1}{10}$ Zoll im Durchmesser geschah

der Schlag auf $\frac{1}{8}$ Zoll Entfernung, mit einem Knopf von $1\frac{3}{10}$ Zoll geschah der Schlag in der Entfernung von $1\frac{5}{8}$ Zoll. Wenn man nun, wie Hr. Wilson, am grossen Ableiter einen Knopf oder eine Kugel von $1\frac{3}{10}$ Zoll im Durchmesser befestigte (ut supra) so geschahen schon in einer Entfernung von $1\frac{1}{8}$ Zoll Schläge auf die Spize, hingegen auf eine Kugel von $1\frac{3}{10}$ im Durchmesser, in der Entfernung von $10\frac{1}{2}$ auch gar 12 Zollen.

Nach meiner Erfahrung in elektrischen Dingen zu urtheilen, so wird es dem Gegentheil schwer, wo nicht unmöglich werden, seinen Saz mit so einfachen Versuchen zu bestätigen. Es scheint, als wenn der Fusboden im Pantheon dem Hrn. Wilson etwas günstig gewesen wäre. Doch würde ich nachfolgende Betrachtungen zur Beherzigung empfehlen. Gibt es nicht, wenn man den Durchmesser des Knopfs am Ableiter von o bis ins Unendliche wachsen liesse, das heist, von der feinsten Spize bis zur Ebene die mit der Wolke parallel wäre, einen Durchmesser, bei dem die Entfernung, in der der Schlag bei übrigens gleichen Umständen geschieht, eine gröste würde? Ich solte es denken, und wäre begierig zu wissen, was der Erfolg bei noch grössern Kugeln, oder grossen Platten, gewesen seyn würde.

Wäre dieses, so würde, was sich für die Praxis daraus herleiten liesse, folgendes seyn: Ist der Ableiter nicht recht spiz, und nur etwa so wie ein Bratspies, und solche habe ich in England selbst gesehen, so wäre es möglich, daß ein Schlag früher auf ihn erfolgte, als auf einen sogenanten stumpfen mit einer Kugel. Ist die Kugel sehr groß, und die Stange dünne, so konte der Schlag doch wenigstens nach der Stange geschehen, oder nach einer Ecke des Hauses, die eine der Kraft der elektrischen Atmosphäre angemessenere Krümmung hätte. Für alle Fälle hingegen ist es gewiß: wird der Ableiter dünne und sehr spiz gemacht, allenfalls alle Jahr einmal im Frühling geschärft, so hat er die beste Einrichtung. Könte man ihn in die Wolke selbst leiten, so würde er das ganze Donnerwetter unthätig machen, und dieses ist vermutlich

sich die Ursache, warum man dieses durch Drachen, die weiter nichts sind, als spize und lange Ableiter, hat ausrichten können. Geschieht endlich ein Schlag auf einen solchen, so ist er allemal schwächer, als bei irgend einem andern Körper von irgend einer Gestalt, an diesem Ort und zu der Zeit; geschieht hingegen ein Schlag auf eine grosse Kugel, so sind alle Wirkungen gewaltsamer, und wäre z. E. der Ableiter nicht vollkommen ableitend, so würde sich die Materie einen andern Weg suchen und sich ausbreiten. Durch meine Versuche mit dem Harzstaub läst sich dieses augenscheinlich zeigen, wenn ich eine Sonne, dergleichen im 9ten Bande der hiesigen Kommentarien in Kupfer gestochen steht, vermittelst einer Röhre schlage, die mit einer Kugel versehen ist, so wird sie viel grösser und hat weit dichtere Stralen, als wenn ich dieses durch eine Spize verrichte, anderer Betrachtungen jezt nicht zu gedenken.

Eben dieser Gelehrte meldet mir, daß Herr Tiberius Cavallo, der den complete treatise on Electricity geschrieben, meine oben erwähnte Versuche mit dem Harzstaub nachgemacht und gefunden habe, daß der Staub nicht in die schöne Figuren anschiessen würde, wenn er nicht durch das Reiben, welches er in dem Beutel leidet, elektrisch würde. Dieses war eine der ersten Vermutungen auf die ich gerathen bin. Es ist aber nichts. Ich kam so geschwind wieder davon, als ich darauf gekommen war. Denn einmal habe ich die Figuren mit Eisen- und Messingfeilstaub hervorgebracht, der gewiß durch Reiben an Leinewand nicht elektrisch wird, und dann stellen sich dieselben Figuren immer wieder genau her, wenn man sie abkehrt und neuen Staub aufstreut. Dieses ist bis auf die kleinsten Aestchen wahr, also liegt der Grund in der Elektrizität der Stellen, auf denen sich der Staub anhäuft, oder von denen er sich entfernt, und nicht in der Elektrizität des Staubs. In dieser Rücksicht ist diese Methode dem Weg des elektrischen Flüssigen nachzuspüren, nach derjenigen vorzuziehen, deren man sich beim Magneten bedienet, denn die Striche, in die sich der Feilstaub legt, scheinen nicht

sowol Wege der Materie selbst zu seyn, als vielmehr kleine Kettenlinien, in die sich die magnetisch gewordenen Theilchen des Feilstaubs legen. Ich bin u. s. w.

Göttingen, im August 1778.

G. C. L.

---

## 5.

## Ein Beitrag zu den Volksliedern aus der Pfalz.

Wir besizen seit der lezten Messe einen Band von Volksliedern, und es ist nichts mehr zu wünschen, als daß jeder Liebhaber der Nazionalpoesie durch den Anfang dieser Samlung aufgemuntert werden möge, zur Rettung der theuren Ueberreste derselben das Seinige beizutragen. Denn wirklich fangen sie an durch ein: „Als ich auf meiner Bleiche rc. und Ohne Lieb' und ohne Wein rc.„ deren Werth übrigens unbeschadet! nach und nach verdrängt zu werden, und jenen Gegenden noch allein eigen zu seyn, wo rauhe Wälder und Berge sie noch eine Zeitlang gegen die Verfeinerung schüzen. Noch vor einigen Jahren lebte eine Person in meinem Vaterstädtchen im Würtembergischen, die ein lebendiger Schaz von Volksliedern war. Sie wurde deswegen öfters in die Spinnstuben eingeladen, um der Gesellschaft vorzusingen. Das Lied vom jungen Grafen:

Ich steh' auf einem hohen Berg,
Seh' runter ins tiefe Thal, rc. S. 15.

hat eine Freundin von mir hundertmal aus ihrem Munde gehört. Aber jezt scheinen da diese Lieder mit ihr ausgestorben zu seyn. Indessen muß doch der obere Theil meines Vaterlandes, der Schwarzwald, und die Alpengegenden, noch reich daran seyn! Wie manches wird da wol noch

noch gesungen, das bekant zu seyn verdiente! Wie mancher wirds singen hören, ohne zu wissen, was es ist, und wirds wol gar für Schelmenlieder halten, wie man die muntern Lieder da zu nennen pflegt. Gewis habe ich selbst in jüngern Jahren mehrere Volkslieder singen hören, und nicht darauf geachtet, weil ichs nicht zu schäzen wußte. Wie vieles geht auf diesem Wege verloren!

Als ich den ersten Sonntag Okuli in der Pfalz, damals noch in Speier, (1775) erlebte, wurde ich auf einmal durch einen Gesang der Kinder von vier bis zwölf oder mehrern Jahren von allen Gassen und Häusern her überrascht. — Doch nein! man muß die Wahrheit schreiben — nicht überrascht, ich war vorher darauf bereitet. Denn den Tag zuvor hatte mich ein sonst sehr verdienter Mann, der aber nicht mehr von allen Dingen dieser Welt richtig zu urtheilen wußte, ausdrücklich zu sich berufen, um mir zu sagen, was den andern Tag für ein Unfug in der ganzen Stadt seyn würde, was für ein Lärmen, was für gottlose Mummereien ꝛc. Ich wunderte mich, daß die öffentliche Absingung unehrbarer Lieder, andere konte ich nach den Klagen des sel. Mannes nicht vermuten, noch nicht abgestellt seyn solte, und erwartete daher in einiger Verlegenheit den folgenden Tag. Es war gerade ein schöner Frühlingstag; von allen Seiten her ertönte Freude über die Rückkehr des Frühlings, Alt und Jung nahm Theil daran, auf allen Gassen liefen Kinder umher mit hölzernen Gabeln, die mit Bändern und einer quer durchgezogenen Brezel geziert waren. Zwei grössere Personen gingen verkleidet umher; der eine stellte den Winter, der andere den Sommer vor, sie kämpfen, und der Winter verliert. Ein wahres Frühlingsfest scheint es zu seyn, an welchem die Kinder Freude in die kalten Herzen der Alten ergiessen wollen — nur Schade, daß der Sonntag Okuli zuweilen so frühe oder in so unfreundliche Witterung fält, daß ein wenig viel Einbildungskraft dazu gehört, sich jedesmal die Ankunft und den Sieg des Sommers an demselben zu denken. Besser wäre

es

es daher, wenn das Fest, wie die Würtembergischen Maientäge, in diesem Monate gefeiert würde. Doch ich kan davon, ob es gerade seinen Grund hat, daß die Kinder an diesem Sonntage umhergehen, eben so wenig Rechenschaft geben, als warum es in andern Gegenden des Rheins, z. E. hier, weniger gefeiert wird. — Das ist in der That Vorrede genug zu einem einzigen Liede! Nun zu diesem.

Anfangs vernahm ich nichts von demselben, als Tra ri ro, und achtete daher nicht sehr darauf. In der Folge aber bemerkte ich einzelne Gedanken, sie fielen mir auf, ich stellte mich mit dem Bleistifte ans Fenster, schrieb bei dem ersten nach, was ich konte, und verstund, und füllte beim zweiten, dritten ꝛc. meine Lücken aus. Aber ich bemerkte eine sehr verschiedene Ordnung der Strophen, und Zusäze, die gar nicht paßten. Andere Gedanken hatten weder Anfang noch Ende. Die korrupteste Stelle in einem alten Schriftsteller kan nicht so viele Varianten haben, als ich hier hörte. Wie alles vorbei war, verglich ich mein Nachgeschriebenes, und emendirte, conjekturirte, redigirte in ordinem, troz Bentleyen, und ich glaube nun, daß das Volkslied, das ich gehört habe, folgenden Sang hat:

1.

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der ist da! (do, nach der Mundart)
Wir wollen naus in Garten,
Und woll'n des Sommers warten,
Jo, Jo, Jo,
Der Sommer der ist da!

2.

Tra, ri, ro,
Der Sommer der ist da!
Wir wollen hinter die Hecken,
Und wollen den Sommer wecken,
Jo, Jo, Jo,
Der Sommer der ist da!

3.

3.

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der ist da!
Der Sommer, der Sommer!
Der Winter hat's verloren.
Jo, Jo, Jo,
Der Sommer, der ist da!

4.

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der ist da!
Zum Biere, zum Biere,
Der Winter leit (liegt) gefangen
Und wer nicht dazu komt,
Den schlag'n wir mit der Stange, *)
Jo, Jo, Jo,
Der Sommer, der ist da!

5.

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der ist da!
Zum Weine! zum Weine!
In meiner Mutter Keller
Ist guter Muskateller,
Jo, Jo, Jo,
Der Sommer, der ist da!

6.

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der ist da!
Wir wünschen dem Herren ein'n goldnen Tisch,
Auf jedem Eck' ein'n g'backenen Fisch,
Und mitten drein h'nein
Drei Wannen voll Wein,
Daß Er dabei kan frölich seyn!
Jo, Jo, Jo,
Der Sommer, der ist da!

*) Darauf hätten vielleicht die Gabeln Rücksicht.

Ich erlaube mir einige Anmerkungen über dieses Lied, denen ich den Beifall der Kenner wünsche. Daran zweifle ich nicht, daß nicht diese viele Simplizität darinnen finden werden, und doch bei aller Einfalt und Nachläßigkeit auch einige Gedanken, deren sich die Phantasie eines grossen Dichters nicht schämen dürfte, wie ich jezt gleich zu zeigen suchen werde.

Die Eröfnung des Liedes mit dem feierlichen Tra, ri, ro, mit aller Herzlichkeit, die den Kindern eigen ist, und mit dem Aufblicken nach der Brezel, dem Apfel oder Kreuzer, die ihrer warten, thut in der That Wirkung, und den mögte man wirklich — so wie alle Freudenhasser und Freudentödter, — mit der Stange schlagen, oder mit einem Schierbaume trillern, der nicht gleich versucht wird, mitzusingen. Hierauf gehen die Gedanken des Liedes stufenweise fort. Erst wird der Sommer erwartet; man sucht ihn hinter den Hecken, ob er noch nicht gekommen ist; er kömt; er ist da! daß er nicht eher kam, daran ist der böse Winter schuld. Der hat mit dem Sommer gekämpft, ihn durch den Kampf aufgehalten. Aber nun ist er besiegt!

Nunc est bibendum! nunc pede libero
Pulsanda tellus!

Zum Biere! zum Biere! und wer nicht mit trincken will, dem sols übel ergehen! zum Weine! zum besten der im Keller ist!

— Vos beate
Interiore nota Falerni!

Das Lied geht zu Ende. Der Sänger erwartet seine Belohnung. Er ist zum voraus dankbar, und wünscht dem Geber ein Jovialisches Mahl!

So natürlich, und dem ungekünstelten Tone der Volkslieder gemäs die einfache Melodie und die beständige Wiederholung des Tra, ri, ro und Jo, Jo, Jo, ist, so sehr ist auch das Sylbenmaas den Gedanken angemessen. In den zwei ersten Strophen gehen die Gedanken etwas lang-

sa-

samlet. Denn der Sommer soll erst kommen. Er komt, der Rhythmus hüpft durch die zwei folgenden Strophen hindurch:

Der Sommer! der Sommer! —
Zum Biere! zum Biere! —

In der fünften gleicht er dem in den zwei ersten Strophen. Denn die erste Aufwallung der Freude ist nun vorbei. Endlich bei der sechsten Strophe wechselt Sylbenmaas und Melodie, und beides geht in einem schnelleren Takte, absazweise. Ich wünschte Tonkünstler zu seyn, um die Komposition davon geben zu können.

Was die übrigen poetischen Schönheiten des Liedes betrift, so wird man nicht nur überhaupt die Prosopopöie des Winters und Sommers schön finden, sondern besonders auch den Gedanken:

Wir wollen hinter die Hecken,
Und woll'n den Sommer wecken.

Denn nichts davon zu sagen, wie aus der Natur geschöpft das ist, daß der Sommer hinter den Hecken zuerst gesucht, und da geweckt werden soll, weil die Hecken unter allen Gesträuchen das erste Laub zeigen. Wie schön ist nicht das Bild des schlafenden Sommers selbst! da liegt er, noch halb betäubt von der Strenge des Winters, ein blühender Jüngling, wie Ramler ihn gesehen hat. —

Seine Silberglocken
Hingen um den Schlaf!

Er fuhr hernieder vom Olymp, ruhete noch eine Zeitlang hinter den Hecken, und nun kommen Kinder mit ihrem Jubelgesang Tra, ri, ro, ihn aus seinem leichten Schlummer zu wecken! Welche Naivetät! — und wie gern wird er sich wecken lassen! Sie rufen gleich darauf in abgebrochenen Freudentönen aus: der Sommer! der Sommer! (er erwacht, er ist da!)

Schliesslich seze ich hinzu, daß ich von dem Alter des Gedichts nichts bestimmtes anzugeben weiß, doch lassen folgende drei Punkte, erstlich der Keller der Mutter, zweitens das

das Bier, und drittens die Stange ein hohes Alter dessel- ben vermuten. Denn es scheint fast in jenen Zeiten ge- macht zu seyn, wo der Weinbau in hiesigen Gegenden noch nicht das war, was er izt ist, und wo man also noch ne- ben dem Weine viel Bier getrunken hat; wo ferner die Männer mehr mit ihren kriegerischen Geschäften, als mit der Wirthschaft zu thun hatten, und mithin der Keller in das Gebiet der Mutter gehörte — hierzu kömt noch, daß die Mutter nach einer Variante noch einmal vorkömt. Denn einige Kinder singen:

In meiner Mutter Garten
Woll'n wir des Sommers warten.

Allein die angenommene Lesart „Wir wollen naus ic." gibt dem Gedanken mehr Lebhaftigkeit, daher wählte ich ihn — und wo endlich es noch Mode war, nach Thraci- scher Art,

Natis in usum laetitiae scyphis
Pugnare,

und denjenigen mit der Stange zu schlagen, der die altdeut- schen Römer leeren zu helfen sich weigerte. — Auch ist es gewis ein Zug noch roher Zeiten, daß man dem Herrn auf seinen goldenen Tisch nichts wünscht, als einen geba- ckenen Fisch, der zugleich die Gegenden des Rheins be- zeichnet. Ich überlasse das Urtheil hierüber, so wie über das ganze Gedicht, dem Leser!

Grünstadt, den 13 Aug. 778.

Seybold.

6. Ge-

## 6.

## Gutgemeinte Frage eines Laien an die Gottesgelehrten, im Namen mehrerer Wahrheitsfreunde.

Semler und Göze vereinigen sich die Fragmente eines Ungenanten, welche Herr Hofrath Leßing ohnlängst bekant gemacht hat, für einen höchstwichtigen Angrif der christlichen Religion und die Widerlegung derselben nothwendig zu halten. Gewis wird die Bemühung so vieler würdigen Männer auch nicht ohne Segen seyn; und sicher wird es auch in diesem Fall wieder wahr werden, daß die Wahrheit alle Angriffe ertragen könne und immer mehr gewinne, je genauer und strenger sie untersucht werde. Man kan daher, meiner Einsicht nach, Hrn. Hofr. Leßing nicht genug danken, daß er, voll Vertrauens auf den Sieg der Wahrheit, die Angriffe des Ungenanten bekant gemacht hat. Man kan ihnen gewis nicht absprechen, daß sie weit ordentlicher, zusammenhängender und ernster gedacht und geschrieben sind, als die gewönlichen Schriften der Gegner unsers Glaubens. Desto überzeugender wird die neue Untersuchung seyn, die wir von der gründlichen Gelehrsamkeit eines Semlers und anderer gewis erwarten dürfen. Diese wird sicher in manchem redlichen Gemüt Zweifel tilgen, die ohne diese Veranlassung vielleicht auf immer geblieben wären. Nur Eine Befürchtung bleibt mir noch: die Angriffe der Wolfenbüttelschen Ungenanten sind nur Fragmente eines vorhandnen Ganzen, Bruchstücke eines ganz ausnehmend zusammenhängenden Systems! Wird nun nicht immer der quälende Einwurf bleiben: Wer weis, was für eine Stellung diese Gründe im Ganzen haben, die ihnen noch ganz

andres Gewicht und Stärke gibt; zwar sind die Einwürfe vollkommen widerlegt, aber wer weis, was der Verf. noch zurückbehalten hat? u.s.w. Solte diese meine Furcht ungegründet seyn? Verschiednen ächten Freunden der Wahrheit scheint sie es nicht. Hat man doch schon oft gesagt, die Juden hätten noch höchst wichtige historische Gründe wider das Christenthum, mit denen sie nur in unsern Staaten nicht herausrücken dürften, und ich habe einen Mann gekant, den diese in petto behaltne Gründe der Hebräer mehr beunruhigten, als alle, die in Büchern stehn.

Ich nehme mir daher die Freiheit unsre Gottesgelehrten im Namen mehrerer Wahrheitsfreunde zu fragen: Ob sie sich wol hinlängliche Wirkung von den gründlichsten Widerlegungen versprechen können, so lange nicht das ganze Werk des Wolffenbüttelschen Ungenanten heraus ist? Mir scheint es, daß immer der unbeantwortliche Einwurf bleiben werde: Einzele Theile eines Systems können nicht widerlegt werden, so lange man ihre Stellung und Stärke im Ganzen nicht beurtheilen kan. Ein System kan nur von dem widerlegt werden, der es ganz zu übersehen im Stande ist.

Es kan seyn, (ob ich es gleich nicht glaube) daß es wegen des Aergernisses vieler Ungeübten besser wäre, wenn Hr. Lessing die Fragmente nicht herausgegeben hätte; aber da es einmal geschehn, und alle Verbote und Konfiscationen diese Schriften nicht aus der Welt bringen, sondern wenn ein Uebel geschehn ist, noch ärger machen werden; so dünkt mich, wäre Hr. L. oder ein andrer Besizer des Werks von den Theologen aller Religionsparteien denkenden Christen und redlichen Wahrheitsforschern zu ersuchen, uns bald das Ganze, in der vom Verfasser gewählten Ordnung, ohne den mindesten Rückhalt ganz unverfälscht zu liefern. Wer Wahrheit liebt und der Verheissung des Stifters des Christenthums glaubt, mus so denken. So scheint es mir und mehrern. Ob den Gottesgelehrten auch? darum wollte ich anfragen.

7. Aus-

# 7. Auszüge aus Briefen.

## I. Schreiben des Herrn Prof. Björnståhl an einen Freund in Göttingen.*)

Konstantinopel den 17 Jun. 1778.

— — — — — —

— Nun komme ich zu einem andern Punkt ihres Briefes, welcher das Deutsche Museum betrift. Im Monat März dieses Jahrs S. 240. f. steht ein Bericht vom Hrn. Reg. Rath v. Tauba, über den Europäischen Minister bei der Ottomannischen Pforte. Es würde genug seyn mit wenig Worten zu sagen, daß fast alles darin falsch und unrichtig ist, doch will ich meinen Tadel lieber mit Beweisen begleiten, da vielleicht niemand so leicht von Konstantinopel aus diese Fehler verbessern dürfte. — Darin hat Herr v. Taube Recht, wenn er zu Anfang seines Aufsazes sagt, daß hier Europäische Gesandten vom ersten Range hier sind. Aber darin hat er Unrecht, wenn er von Konsuln in der vielfachen Zahl spricht, die sich hier befinden solten. Nur die Republik Ragusa hält hier einen Konsul, und ausser ihr kei-



*) Wir tragen (wie wir schon oft ähnliche Beispiele gegeben haben) kein Bedenken, diesen Brief einzurücken, ob er gleich einen ältern Aufsaz im Museum für sehr fehlerhaft erklärt, den Aufsaz eines Mannes, der gewis mit Verstand und Sorgfalt sich zu unterrichten suchte, und was er gefunden, aufrichtig mittheilte. Leider hat das Publikum izt diesen treflichen Mann verloren, und er kan sich auch gegen den Tadel des Hrn. Björnståhl nicht mehr vertheidigen! Ein desto behutsamers Urtheil wird jeder billiger Leser über ihn fällen, ob es gleich scheint, daß Hr. Bj. in den meisten Stücken Recht habe, der auch allerdings weit bessere Gelegenheit hatte, von diesem Gegenstand sich zu unterrichten, als der wohlselige Herr von Taube, der, soviel wir wissen, nie in Konstantinopel war, sondern vermutlich diese Nachrichten einzog, als er im J. 1776 bei der Gränzkommission des Hauses Oesterreich und der Pforte gebraucht wurde. Anm. d. Herausg.

keiner weder von den grossen noch von den kleinen europ. Staaten. Die Zahl der sich hier aufhaltenden christlichen Botschafter sind in allem 12. Frankreich, England, Venedig, und Holland, halten hier Ambassadeurs. Der deutsche Kaiser hat einen Internuncius bei der Pforte. Schweden, Neapel und Rusland haben hier beständige Minister, und Preussen und Dännemark nur Charges d' Affaires. Der polnische Minister ist jezt weggereiset, also von dieser Republik niemand zur Stelle. Ausser dem Ragusaischen hier beständig wohnenden Konsul, schickt dieser Freistaat alle 3 Jahre 2 Ambassadeurs, der Pforte den Tribut zu bezahlen, welche aber nach verrichtetem Geschäft wieder wegreisen. Alle Franken oder Europäer begeben sich unter den Schuz eines dieser Minister: Sie leben hier sodann sicher und frei, treiben Handel und Gewerbe, und geniessen völlige Religionsfreiheit u. s. w.

Das ist ungegründet, daß ein jeder, der bei dem Großherrn Audienz hat, von zwei ausgesuchten baumstarken Türken begleitet wird. Gewönlich thun dies zwei Kapidschi Baschi oder Kammerherrn. Sie führen den Eintretenden ganz höflich herein, ohne einige Armstärke fühlen zu lassen. Der Kaiser sizt nicht in einem Winkel, sondern auf einem Thron, der wie ein Bette gestaltet, und reichlich mit Perlen besezt ist. Schwerlich spricht der Kaiser zu dem Minister, der Audienz bei ihm hat, er gibt aber, wie ich selbst gehört, dem Grosvezier mit wenig Worten seinen Befehl. Herr T. hat gewis keiner Audienz beim Grossultan beigewohnt, sonst würde er nicht sagen, daß die Trabanten längs den Wänden des Audienzsaals mit angelehnten Rücken stehen. Am Throne stehen nur 2 bis 3 weisse Verschnittene, die zum Zeichen der Ehrfurcht ihre Hände auf den Unterleib gelegt haben.

Es ist keine Unwissenheit Veziri Aasem durch Grosvezir zu übersezen. Denn Asem oder Aasem heist auf arabisch gros, oder vielmehr der gröste. Man müste es also der gröste und nicht der oberste Vezier übersezen, wie Hr.

T.

T. meint. Der Drogman der Pforte, der neben dem Minister steht, dolmetscht dessen Rede türkisch, darauf bekömt der Grosvezier vom Sultan den Befehl darauf zu antworten, und wenn dies geschehen, so übersezt der Drogman der Pforte, welcher allezeit ein Grieche ist, des Grosveziers Reden dem Minister wieder, und darauf ist die Audienz vorbei. Ich weis nicht, woher es Hr. T. genommen, daß die Trabanten bei der Audienz schreien solten. „Gelobet sei der Ewige, daß die Ungläubigen kommen, und unserm herrlich glänzenden Scepter huldigen müssen.„ Denn, wie gesagt, es befinden sich ganz und gar keine Trabanten im Audienzzimmer; ich habe auch während der Audienz kein solches Geschrei gehört. Es ist glaublich, daß sobald der Kaiser hereintritt, die Verschnittenen ihn nach der Landesweise begrüssen, nemlich daß sie Frieden, Segen und Barmherzigkeit Gottes über Ihm ausrufen, dies geschieht aber lange vorher, ehe die europ. Minister und seine Suite ankommen.

Wenn H. T. Pera mit Paris oder London vergleicht, so möchte man daraus schliessen, das er eins so wenig wie das andere gesehen. Daß sich in Pera wol in Jahr und Tag kein Türk blicken lassen solte, und daß die Einwoner alle Griechen wären, beweiset wenigstens, daß Hr. T. Pera nicht gekant hat. Denn ausserdem, daß jeder Minister wenigstens vier Janitscharen bei sich hat, sind mehrere türkische Familien daselbst ansässig. Wie vertraut die europ. Minister unter einander leben, können sie leicht selbst schliessen. Hr. T. hat sich vielleicht nicht erinnert, daß ihr verschiedenes Interesse, und die Ordres von Ihren Höfen dies wol nicht immer erlauben. Daß jemand von ihnen Landhäuser am schwarzen Meer haben solte, ist mir nicht bekant; ich weis aber gewis, daß alle ihre Landhäuser am Kanal oder Bosphorus belegen sind, wie Tharapia und Bujukdere. Vorzeiten war es auch Belgrad, ein Dorf mitten im Walde. Daß es sogar leicht seyn solte einen Minister bei der Pforte abzugeben, ist noch so ausgemacht

nicht. Es komt alles darauf an, was man für Affairen zu betreiben hat, wie man sich angreifen, und was der Grosvezier, und Reis = Effendi, (Groskanzler, und eigentlicher Staatssekretair für die auswärtigen Affairen) für Leute sind. Bisweilen ist es verdrieslich genug mit solchen Leuten zu thun zu haben, die ihr eigen Interesse nicht verstehen. Es komt alles auf die Politik des Ministers an, und wie er sich der Sachen, mit mehr oder weniger Hize annimt. Es ist ungegründet und auch wirklich unnötig, daß der Drogman, (richtiger Terdschukmân, weil es mit Targum oder Tardschume von einem Stammworte komt) beeidigt werden solte. Der Minister weis genug, wem er sich anvertrauen müsse. Aber niemals nimt der Minister einen seiner Landsleute dazu. Alle Drogomanne hier sind im Lande, entweder zu Pera oder Galata geboren, und ihrer Religion nach römischkatholisch. Daß sie von ihren Höfen sehr gut besoldet würden, habe ich nie gehört, wol aber das Gegentheil. Eben so ungegründet ist es, wenn Herr T. sagt, daß ein Drogoman täglich von Morgen bis Abend in dem Palast des Grosveziers seyn, und dessen Befehle erwarten müsse. Was hat der Großvezier über die Drogomanne der Europäischen Mächte zu befehlen? Ein Drogoman geht zur Pforte, so oft sein Minister es haben wil. Er geht aber dann nicht zum G. V. der mit ihm nichts zu thun, und ausser dem nicht Zeit hat, sich mit den Dolmetschern der Minister einzulassen, sondern zum Reis = Effendi, oder zum Drogoman der Pforte, und bestellt dort, was sein Minister ihm aufgetragen hat. Dies geschieht höchstens ein oder zweimal in der Woche, ja noch seltner, nachdem der Minister mit der Pforte zu konferiren hat, und die Conjunkturen es erfordern, niemalen aber steht er da Tag aus Tag ein. Daß der Königl. Schwedische Gesandte der sel. Präsident von Karleson 1754 der Christenheit bei der Pforte so grossen Schaden gethan haben solte, ist eine sehr beleidigende und unverdiente Beschuldigung, und wenn ich mich solcher Ausdrücke bedienen wolte, wie ein gewisser Korrespondent im

Deut=

Deutschen Museum Dez. 77. S. 563. so hätte ich hier die schönste Gelegenheit solche zu erwiedern.*) Dort heist die reinste Wahrheit eine unverschämte Lüge; hier aber hat H. T. wider seinen Willen, wie ich hoffe, ein häsliches Versehen gemacht. Dieser würdige Minister reiste schon im Jahre 1746 wieder nach Schweden zurück; wie konte er denn acht Jahre nachher bei der Pforte Gutes oder Böses stiften? Er dachte überdem zu gut und besas zu viel Verstand und Aufklärung, als der Christenheit nur den mindesten Schaden zuzufügen. Hr. T. sagt, es sey auf seinen Antrieb geschehen, daß die christlichen Minister alle von ihren Höfen einlaufende Depechen dem Türkischen Staatsrath mittheilen müssen, ohne das Geringste zu verschweigen. Die Natur der Sache zeigt schon die Ungereimtheit dieses wunderlichen Sazes, und ich kan kaum begreifen, wie H. T. so was nachschreiben können. Ich habe wol gefunden, daß man die Türken wenig kent, aber schwerlich kan man ein besser Beispiel finden, als daß ein gelehrter Mann, der so viel in statistischen Sachen geschrieben, so was in Deutschland drucken läst. Würden sich wol alle Europäischen Minister auf Anstiften eines einzigen zwingen lassen, ihre Staats-



*) Es ist unbegreiflich, wie Hr. B. Sachen und Personen mit einander vermengen könne, die gar nichts gemein haben. Am angeführten Orte beschuldigt ein Korrespondent in England Hr. Björnståhl freilich in etwas harten Ausdrücken, daß er sich mit Unrecht an einer Entdeckung des Hrn. Bruns grossen Antheil zugeeignet habe. Diese Beschuldigung sey wahr oder falsch, was geht sie den verstorbenen Hrn. Taube an? und wie ungerecht in groben Ausdrücken gegen diesen würdigen Mann eine Beleidigung erwiedern zu wollen, von der er vermutlich nie etwas gewust hatte? Ueberhaupt können wir diesen natürlichen Anlas nicht vorbeilassen, unsern Wunsch auszudrücken, daß ein Mann von so viel Talent und Gelehrsamkeit als Hr. Bj. im Tadel und Berichtigen andrer Gelehrten weniger heftig und bitter seyn mögte! Aber wie wenig Gefühl von Würde haben noch unsre meisten Gelehrten!

Anmerk. des Herausg.

Staatsheimlichkeiten einer andern Macht anzuvertrauen? Herr T. hält gewis die europäischen Minister für türkische Staatsgefangene, die man alle Posttage auf die Folter spannen und peinigen kan, bis sie alle ihre erhaltenen Depechen heraus geben, und treulich ins Türkische übersezen lassen, oder für Kinder, aus denen man alles herauslocken kan, was man will. Viele Minister solten sich diese Gelegenheit wünschen, den Türken ex officio Wahrheiten sagen zu können, die sie nicht gern hören wollen. Und würden alle Depeschen wirklich mitgetheilt, so könte sich nur jeder Minister so viel Depeschen anschaffen, als er nur immer wolte, und den Ministern der Pforte mehr Uebersezungen zusenden als sie lesen möchten; da ihnen ohnehin die Sorge eines so ungeheuren Reichs so viel Mühe macht. Wie ist es ferner möglich, daß ein einziger schwedischer Minister dem ganzen Corps diplomatique in Konstantinopel Geseze vorschreiben könne, und daß alle Mächte von Europa sich nach der Caprice eines einzigen Ministers solten gerichtet haben? Ueberdem war der schwedische Minister v. Karleson nicht der älteste Gesandte bei der Pforte. Andere Potentaten der Christenheit hatten hier schon 200 Jahre Botschafter gehalten, ehe Schweden einen Minister herschickte. Er fand daher bei seiner Ankunft alles schon eingerichtet und angeordnet, und konte nichts neues einführen, wenn er es auch gewolt hätte. Er war ohnedem nicht vom ersten Range, also noch weniger im Stande Neuerungen anzufangen, und welcher Hof würde wol geduldig und ohne Widerrede die Neuerungen eines fremden Ministers angenommen haben?

H. T. sagt ferner, daß eben dieser Minister zuerst den Gebrauch eingeführt habe, daß so oft der Kaiser bei einem von seinen Grossen speiset, die christlichen Minister Konfituren dahin schicken müssen. Hiebei erinnere ich nur folgendes. Man schickt nicht nur Konfituren zu einem solchen Gastmal, das dem Sultan gegeben wird, sondern andre herrliche Deserts mit Spiegeln, Blumen und Figuren, wel-

che

che hier viel Geld kosten, weil nur wenige Personen hier sind, die sie machen können. Dies ist aber ein alter Brauch, dessen Anfang weit höher als das Jahr 1754 steigt. Ich freue mich bei dieser Gelegenheit, da ich sein Andenken von einer ungerechten Beschuldigung rette, ihm zugleich meine dankbare Erkentlichkeit für alle Wohlthaten zu bezeugen, die er mir in meiner Jugend und in meinem Vaterlande erwiesen hat. — Zugleich will ich hier folgende Anekdote von ihm erzählen. Man findet hier ausser der Stadt eine lange Brücke, die noch nach diesem Minister Karlesonsbrücke heist. Er hat sie auf seine Kosten zum Nuzen des ganzen Orts bauen lassen, der, obgleich die Heerstrasse hierdurch geht, keine Brücke hatte, daß die Reisenden beinahe im Koht umkommen musten. — Die erwähnten Konfituren fügen auch der Christenheit keinen so grossen Schaden zu, als Herr T. wol meint. Sie werden von christlichen Bedienten nach dem Ort ihrer Bestimmung hingetragen, die häufig eben so viel und noch mehr Trinkgeld erhalten als die Konfituren werth sind. Vor einigen und 20 Jahren kam Sultan Mahmud zu einem seiner Lustschlösser nahe bei dem Dorfe Belgrad belegen. Der damalige schwedische Minister schickte hierauf, nach einmal eingeführtem Gebrauch, ein Desert, das ungefähr 50 Dukaten kosten mogte. Dafür schenkte der Kaiser dem Drogoman, der das Desert überbrachte, 100 Dukaten. Die Ursache, warum der schwedische Minister damals nur allein Deserts sandte, war, daß er einzig und allein von allen Europäischen Botschaftern in Belgrad wohnte. Hieraus erhellet, daß man dem Sultan auch zu andern Zeiten Deserts schicken kan, und nicht blos, wenn er bei seinen Kronbedienten zu speisen geruhet.

Das ist ebenfalls ungegründet, daß der Sultan innerhalb 10 oder 15 Jahren, nicht ausser seinem Palast solte gespeist haben. Noch im verwichenen Jahr speisete er bei dem Grosvezier, und alle Europäische Gesandten und Chargés d'affaires schickten einige Tage zuvor ihre Deserts dahin.

hin. Es ist wahr, der Sultan Mustapha pflegte seine Grossen nur selten zu besuchen; ob das Andere eben so wahr ist, weis ich nicht, nemlich, daß wenn der Sultan einem Kronbedienten diese Ehre erzeigt, sein zahlreiches Gefolge rein Haus machen, und alles wegschleppen, was sie erhaschen können.* Freilich läst sich der Wirth bei einem solchen Besuch sehen. Er wartet aber stehend bei der Tafel auf, und macht die Honneurs. Ich hörte auch, daß der Kapudan Pascha, oder der Grosadmiral, bei dem leztern Besuch des Kaisers zugegen gewesen wäre.

Der Staatsrath hier heist nicht Galebe Diváni, sondern Muschavere. Divan ist auch nicht so ein erdichteter Name, als H. T. glaubt. Man nimt ihn nur gemeiniglich in einer unrechten Bedeutung, fürs geheime Konseil, da er doch nichts anders bedeutet, als die Versamlung solcher Personen, denen die Verwaltung der Regierung anvertrauet ist. — Daß die hohen Staatsbedienten der Pforte sich so gern bei christl. Ministern zum Essen einladen lassen, ist hier eine so unbekante Sache, daß niemand je etwas davon gehört hat. Eben so wenig weis man hier, daß die vornehmsten Osmannischen Geistlichen gern bei den fremden Ministern speisen, es sey während oder ausser der Pestzeit, wenigstens müste dies sehr heimlich geschehen. Denn sonst isst kein Geistlicher bei einem Ungläubigen, wie alle Christen von den Muselmännern genant werden. Ich habe selbst im Divan gesehen, daß der Cadilasker, der höchste Geistliche nach dem Mufti, allezeit allein speiset, da gleichwol der Grosvezier mit dem christlichen Minister, und die andern Türkischen Staatsbedienten mit seiner Suite speisen.

Viele

* Dies kan doch wohl wahr seyn. Heinrich der 8 in England pflegte ehemals, so wie andere Europäische Monarchen, ihre Minister und Magnaten zu besuchen, und in seiner Hofordnung heist es: „Niemand von des Königs Gefolge soll aus den Häusern der Lords, die der König zu besuchen pflegt, Teller, Löffel, Schlösser oder andern Hausrath stehlen.„

Viele der ältesten hiesigen Minister, die H. T. Beschreibung gelesen, haben einmütig erinnert, daß ihr nur ein kleines Ding, Wahrheit genant, fehle. Noch etwas zum Beschlus. Die christlichen Minister fürchten jezt die Pest gar sehr, und hüten sich möglichst für aller Ansteckung. H. T. hingegen sagt, daß sie Fremde einladen, auch wenn sie mit der Pest behaftet sind, vielleicht um einander die heimlichsten Neuigkeiten inter pocula mitzutheilen. Doch ich fürchte fast, daß Sie meinen Brief für eine Pest ansehen, denn lang und schlecht geschrieben ist er, und noch dazu von einem Ort, wo jezt die Pest sehr heftig wütet. Allein für dieser lezten Ansteckung dürfen Sie sich nicht fürchten, da der Brief in Semlin durchgeräuchert wird. —

N. S. Zweimal habe ich den Audienzen beim Grossultan beigewohnt; einmal im vorigen Jahr, wie der Englische Ambassadeur Ainsile, seine erste Audienz hatte, und zulezt die Abschiedsaudienz des Pohlnischen Envoyé Herrn Boscamp. Ich habe die dabei üblichen Zeremonien gesehen. Sie sind aber mehr sonderbar als gros. Das leztemal d. 3 März sah ich noch etwas mehr, nemlich den Sold unter die Janitscharen und übrigen Truppen austheilen. Dies geschah vor dem Divan in vielen tausend gelben ledernen Beuteln, wovon jeder 500 Piaster hält. — —

Nach Upsal habe ich um einen jungen geschickten Studenten geschrieben; den unser grosmütige Minister Celsing auf seine Kosten im Türkischen und Griechischen unterrichten lassen will, und der nach dem sein Glück machen kan. Er will die Reise für ihn bezahlen, die Sprachmeister ihm halten, ihn in sein Haus und an seinen Tisch nehmen, und zu desto mehrerer Aufmunterung ihm überdies jährlich 50 Holl. Dukaten geben. —

Ihren Brief vom 6 Mai habe ich den 7 dieses Monats in Tharapia emfangen, ein Dorf meistentheils von Griechen bewohnt, dicht am Bosphorus, nicht weit vom schwarzen Meere, aber 9 Meilen ohngefähr hier von Konstantinopel gelegen, wo ich mich mit unserm Envoyé Hrn.

von

von Celsing einige Tage aufhielt, und wo man vermeint, daß der König Phineus in alten Zeiten die Argonauten bewirtete. — —

II.

Den 9. Sept. 1778.

Jeder ehrliche Mann, der seine Meinung über irgend etwas gerade heraus zu sagen wagt, muß sich darauf gefaßt machen, daß ein anderer verschiedner Meinung sey, und ihm solche eben so frank und frei entgegen rufe. Aber sich stillschweigend einer Unwahrheit zeihen zu lassen, wenn man mit aller der Gewisheit, die nur äussere Sinne verschaffen können, es fühlt, daß man lauter Wahrheit gesagt habe, das, dünkt mich, wäre christliche Liebe etwas zu weit getrieben. Mit Verwunderung hab' ich daher, liebster B. gelesen, daß ein Jemand, mittelst eines von Dresden d. 5. Jul. aus datirten Briefes, im August Ihres Museums versichert: ich hätte bei Ausstellung der Dresdner Akademiegemälde ein Bild von Graf rezensirt, das gar nicht hier gewesen sey.— Ich berufe mich kühn auf das Zeugnis von wenigstens einem Paar tausend Zeugen: daß in den lezten 8 bis 10 Tagen der Dresdner Ausstellung auch das Bild einer hier zur Gnüge bekanten Dame, der Geheimeräthin und Baronin von Hoh . . mit ausgesezt worden sey.

Was hab' ich also mit dem zu thun, der Dresdner Originale zu Berlin sucht? Der da glaubt, daß nicht dort und hier adliche Damen, die sich mit dem H. anfangen, verschönert sich malen lassen? Der in den lezten Tagen entweder nicht zur Ausstellung geht, oder Hauptgemälde übersieht? und dann zumutet, daß Niemand mehr sehen solle, als er gesehn habe?

Mögt' er doch zwar dies alles denken, wenn's nur beim Denken bliebe! — Aber was bewegt denn diesen Ungenanten, mich ihm sicher auch Unbekanten einer Unwahrheit zu zeihen, und auch noch dazu, Gott weis welche, heimtückische Absicht gegen den würdigen Künstler darin zu suchen!

chen? — Fürwahr, man muß nicht sehen, oder nicht sehen wollen, wenn man überhaupt meinen damaligen Tadel auf den Bildner allein wälzt! und — aber ich habe schon genug davon gesagt.

Eine andre Bemerkung, die ich von dem Briefe überhaupt gemacht habe, ist diese. — Es ist allerdings in Dresden viel darüber die Kreuz und Quere gesprochen, manch schief Urtheil gefällt, und manches Gehirn und Gehirnchen durch Errathung des so frei urtheilenden Briefstellers baß gequält worden. Die meisten davon riethen auf einen meiner Freunde, von dem man wuste, daß er mit dem D. M. in Verbindung stehe, und es ist allerdings sonderbar, auch beinah für die übrigen Dresdner Schriftsteller beleidigend (wovon einige der ältern, als Hagedorn, Romanus, Teubern; und unter den neuern Canzler gewis allgemeine Hochachtung verdienen) daß man hier fast immer, so oft in einer Schrift Freimüthigkeit der Seele und ein gewisser hervorragender Stil sich zeigt, nur immer auf diesen Einen räth. — Aber gewis hat dieser Eine eben so viel Mut sich zu nennen, als zuweilen gegen den Strom zu schwimmen, und seine Schuldlosigkeit in diesem Stück ist desto sichtlicher, da ich's ja schon einigemal deutlich genug gesagt, daß ich kein eigentlicher Dresdner sey. Indes, wenn Abbts Räsonnement von den Litteraturbriefen gegründet ist: „überhaupt habe ich angemerkt, daß ein jeder bei der Proskription nur einige seiner Lieblinge ausnimt, die übrigen aber von Herzen gern in den Briefen getadelt siehet, woraus sich beinah schliessen läst, daß keinem allzuviel Unrecht geschehen sey: „ *) gegründet ist, und mich dünkt, es sey einleuchtend, so tritt eben dasselbe, ja sogar noch mit Ausschlag, bei meinem leztern Briefe ein. Unerkant hab' ich an mehr als zwölf Orten davon sprechen hören. Jeder nahm immer nur Einen aus, und die übrigen dünkten ihn sogar noch zu gelinde beurtheilt. Nur ein allhier bekanter und geschäzter Krittler hat ihn ganz getadelt, weil er sich nicht mit gelobt fand, das heist mit andern Worten,

*) S. dessen freundschaftl. Korrespondenz. S. 30.

ten, weil er's nicht selbst geschrieben, nicht sein neuestes Werk rezensirt hatte. Und nun — auch davon genug. Um doch mit etwas besserm Sie zu unterhalten, will ich einige neuere Nachrichten hinzufügen.

Das unglückliche Schicksal, das über Deutschlands Bühne zu herrschen scheint, hat auch den grösten Theil der reizenden Hofnung, den man von der hiesigen Schauspielergesellschaft machte, zertrümmert. Nicht nur innere Zwistigkeiten der Schauspieler selbst — wann wird endlich Kabale und Eigensinn bei dieser Gattung von Künstlern sich mindern? — haben Misvergnügen, oft schlechte Wahl der Stücke, und noch öfterer schlechte Besezung der Rollen und üble Vorstellung verursacht, sondern endlich hat auch der Hof selbst, durch den leidigen Krieg genöthigt, seine unmittelbare Unterstüzung abgezogen. Indes sezt doch Bendini die Entreprise noch fort, noch ist die Gesellschaft eine der vorzüglichsten Deutschlands, und wenn Dresden den Winter durch ruhig bleibt, wird sie wahrscheinlich sich hier wieder um Vieles bessern.

So wie aber alles in der Welt schwarz auf der und weis auf jener Seite scheint, so hat eben dieser böse Krieg vielleicht für Deutschlands Singspiel etwas Gutes. Da die welsche Oper ganz verabschiedet ist, so arbeiten jezt die hiesigen Tonkünstler für unser Theater allein. Schuster, der zuerst unter ihnen mit Ruhm die Bahn gebrochen, sezt an seines Freundes Meißner wüster Insel. Wenig Tonkünstler sind so viel, ohne es so wenig scheinen zu wollen. Er ist eben so liebenswürdig als Mann, als er es als Künstler ist. Aber Sachsen steht in Gefahr ihn, wenigstens auf einige Zeit, zu verlieren; denn er geht, berufen, nach Venedig, um da mit Sallieri um den Preis zu ringen. Seydelmann, auch hiesiger Kapellmeister und würdiger Musikus, hat gleichfalls ein Singspiel von Meißner, Arsene, nach Favart gesezt, das sehr gut seyn soll. Naumann, der erste Kapellmeister hier, der lange Zeit in Schweden gewesen, und da vorzüglich geschäzt worden, soll sich mit einer

Oper

Oper Orpheus vom Hofr. Lindemann beschäftigen, deren musikalisches Verdienst mir von verschiedenen gerühmt wird.

Unter dem mancherlei Uebel, durch jezige unruhige Zeitläufte erregt, gehört auch eine Menge kläglicher Kriegssänger. Mehr als zwanzig Männer sind mir genent worden, die allein in Sachsen sich damit beschäftigen, und doch kenne ich nur höchstens zwei darunter, die wahre Dichtertalente besizen, und unter den vielen einzeln gedruckten Oden, Liedern u. s. w. erhebt sich noch keins über das Mittelmässige. Vielleicht, daß die noch im Pulte liegenden besser sind! Uebrigens scheint eben dieser Krieg das Band zwischen zween nachbarlichen Völkern so fest zu knüpfen, daß im dereinstigen Frieden vielleicht für Wissenschaften, Handel und Künste manch erspriesliches zu hoffen seyn dürfte. — Sehn Sie, so lindern wir durch Hofnung künftigen Glücks gegenwärtiges Trübsal.

F. D.

III.

London den 14ten Sept. 1778.

Der bekante Dechant von Glocester, Josiah Tucker, hat eine Widerlegung der Lockischen politischen Grundsäze, aber vorläufig noch nur für seine Freunde, um deren Meinung einzuziehen, drucken lassen. Wir haben jezt hier einen reisenden Spanier Izquierdo, einen grossen Kenner der Naturgeschichte, Chemie u. s. w. der auch eine Reise nach Deutschland machen, und vermutlich nächstens in Göttingen seyn wird. Er hat einen Kommentar über Julii Afrikani cestos, nebst dem Griechischen, mit Vossii, Grimani und andern Manuskripten verglichenen Texte, und einer lateinischen Uebersezung, die Handschrift eines deutschen Zacharias Lundius, in Frankreich gekauft und der Universität Oxford zum Druck angeboten. Fabricius nach Toups (der Mann pflegt seine Beiwörter zu wählen) Ausspruch germanorum maximus, in seiner Bibl. Gr. lib. I. c. 1. p. 268. sagt, dieser Lundische Kommentar sey in der Königlichen Biblio-

the:

thek zu Kopenhagen vorhanden, wo er aber jezt wol nicht mehr ist. Ein Englischer Gelehrter, der schon lang an einer neuen Ausgabe von Xenophons Denkwürdigkeiten Sokrates arbeitet, zeigte mir neulich eine lateinische Uebersezung derselben und andrer kleinern Werke Xenophons von Hieron. Wolf, die, wie ich glaube, auch nie gedruckt worden. — Asmus, dessen Werke Sie mir geschickt haben ist der deutsche Sterne, nur von besserm moralischen Karakter.

---

Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist; so führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die lezte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß ihm diese zu geben, ich wol keine unschicklichere Augenblicke hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdrusses, in welchem man immer gern vergessen möchte, wie die Welt wirklich ist. Aber mit nichten: die Welt, wie ich mir sie denke, ist eine eben so natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wol nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist.

Dieser Versuch ist von einer etwas ungewönlichen Art, und heist: **Nathan, der Weise, in fünf Aufzügen.** Ich kan von dem nähern Inhalte nichts sagen; genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist, und ich alles thun werde, mit dieser Bearbeitung **selbst zufrieden** zu seyn.

Ist nun das Deutsche Publikum darauf begierig, so muß ich ihm den Weg der Subskription vorschlagen. Nicht, weil ich mit einem einzigen von den Buchhändlern, mit welchen ich noch bisher zu thun gehabt habe, unzufrieden zu seyn Ursache hätte; sondern aus andern Gründen.

Meine Freunde, die in Deutschland zerstreuet sind, werden hiermit ersucht, diese Subskription anzunehmen und zu befördern. Wenn sie mir gegen Weihnachten dieses Jahres wissen lassen, wie weit sie damit gekommen sind; so kan ich um diese Zeit anfangen lassen zu drucken. Das Quantum der Subscription wird kaum **Einen Gulden** betragen, den Bogen zu Einen Groschen gerechnet, und so gedruckt, wie meine übrigen dramatischen Werke bey Voß gedruckt sind.

Herr Stabssekretär **Boie** in Hannover, Herr Professor **Dohm** in Cassel und die **Weygandsche Buchhandlung** in Leipzig nehmen Subskription an. Wolfenbüttel, den 8ten August 1778. **Gotthold Ephraim Lessing.**

---

**Druckfehler.** Im Aug. S. 141. Z. 3 st. Nam l. Nimm. S. 149 Z. 13 bewirkten. S. 185 Z. 8 l. hinangeflogen. Sept. S. 232 Z. 6 st. dem l. den. S. 233 Z. 32 st dann l. denn. S. 252 Z. 15 st. Tracht l. Tacht. S. 253 Z. 11 l. höherer Vollkommenheit, oder himlischer Erhabenheit.


Rheinweinlied.
Be = kränzt mit Laub den lie = ben vol = len
Be = cher, und trinkt ihn frö = lich leer! In
ganz Eu = ro = pi = a, ihr Her = ren Ze = cher,
ist solch ein Wein nicht mehr.
Bekränzt

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn frölich leer!
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn noch aus Polen,
Noch wo man franzmännsch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen!
Wir holen ihn da nicht!

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle!
Wie wär' er sonst so gut?
Wie wär' er sonst so edel, wär so stille,
Und doch voll Kraft und Mut!

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört!
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht, man kann dabey nicht singen,
Dabey nicht frölich seyn.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt;
Das bringt nur Silbererz und Koboltkuchen,
Und etwas Lausegold.

Der Bloksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Queer.

Am Rhein! am Rhein! da wachsen unsre Reben!
Gesegnet sey der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein!

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freun und frölich seyn! —
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!

Claudius.

# Deutsches Museum.

Eilftes Stück. November. 1778.

## I.

## Vermischte Beobachtungen und Anmerkungen auf einer Reise aus Deutschland nach der Schweiz und aus der Schweiz nach Deutschland.

Aus

dem Tagebuch eines deutschen Gelehrten.

Beschluß von S. 351. des vorigen Monats.

Von der Höhe des Albis hat man sehr weite und sehenswürdige Aussichten, die allein eine Reise von etlichen Tagen belohnen würden. Gegen Nordost, Nordwest und Norden übersieht man einen grossen Theil des Kantons Zürich, und noch über denselben hinaus die Höhen des Kantons Basel und Schafhausen und eines Theiles von Schwaben, die hohen Gebirge der Grafschaft Toggenburg und des Kantons Appenzell. Aber das schönste dieser Aussicht macht der Züricher See, den man gerade unter sich hat und beinahe nach seiner ganzen Länge übersehen kan. Am nordwestlichen Ende desselben fällt die Stadt Zürich selbst, in einer Entfernung von etwan anderthalb deutschen Meilen, ins Aug. Von da aus sieht man die beiden herlichen Ufer dieses Sees, mit einer unzähligen Menge Landhäuser und mit den schönsten Dörfern, die man irgend sehen kan, besezt. Neben den Ufern liegen erst mäßige Hügel, gröstentheils mit Weinreben bepflanzt; hinter und über diesen etwas höhere zu Ackerland, und dann wieder höhere von Weideland und Holzungen. Gegen Morgen hin sind auch diese noch mit mehrern, sich immer höher hebenden Bergen umgeben, bis sich endlich ihre Gipfel in den Wolken verlieren.

Sieht man nach der entgegenstehenden Seite des Berges, so hat man einen andern Theil des Kantons Zürich, fast die ganzen Kantone Zug und Luzern, die so genanten freien Aemter und einen Theil des Kantons Bern, hinter diesen Ländern aber einen sehr langen Strich der Alpen mit den prächtigsten Schneegebirgen vor sich. Wer solche weitausgebreitete, mit so unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit angefüllte Aussichten nie selbst gesehen hat, dem könte man unmöglich einen Begrif von der gleichsam bezaubernden Schönheit derselben machen.

Von diesem Berge geht die Strasse nach Zürich durch ein enges Thal, das zwischen eben diesem Berge und den längs dem Ufer des Sees hinlaufenden Hügeln liegt. Ob man gleich durch ein Paar Dörfer kömt, und eine Menge wohlgebauter Landhäuser, die nach Zürich gehören, und andrer den Landleuten eigenen Häuser antrift, so sieht man doch längs dem Albisberg hin verschiedene ins Wilde fallende und romantisch einsame und schöne Gegenden, davon einige dem berühmten und liebenswürdigen Dichter und Zeichner Geßner zu Originalen seiner poetischen Schilderungen und malerischen Zeichnungen gedient haben.

Je näher man gegen Zürich komt, je lebhafter wird die Strasse. Auf der lezten Stunde des Weges ist sie zu beiden Seiten fast durchaus mit Häusern besezt, deren schöne Lage, Bauart, Reinlichkeit und ganze Einrichtung etwas mehr als Wohnungen des Landmanns anzeigen. Man bemerkt nicht nur Wohlstand, sondern Reichthum an vielen dieser Häuser. Eben so sind auch die Dörfer, die längs den beiden Ufern des Sees liegen. An keinem Ort habe ich Landvolk angetroffen, dem man den Wohlstand, und so gar den Reichthum und Ueberflus deutlicher angesehen hätte, als diesem; und dadurch wird die ganze Gegend um Zürich herum, wenigstens auf eine Stunde Weges weit, gegen jede Seite hin, zu einer der herlichsten, die man sich in der Einbildungskraft vorstellen kan. Um Genf herum ist die Gegend an Gärten und Gebäuden prächtiger; aber

diese

diese Gebäude sind da Landsize reicher Bürger der Stadt Allein hier ist es der Landmann, der Unterthan der Republik selbst, der so wohnt und in solchem Wohlstand lebt.

Man kan auch dieses Landvolk eigentlich nicht für Bauern halten; denn obgleich sie sich etwas mit dem Landbau abgeben, so beschäftigen sich die meisten überdem noch mit Fabrikarbeiten für die Handlungshäuser der Stadt, andre sind Faktoren derselben, noch andre treiben für sich eine Art Handel, indem sie gesponnenes Baumwollengarn im Land aufkaufen u. s. f. obgleich das eigentliche Fabriziren und Handeln dem Landvolk in Zürich verboten ist.

Ich will hier überhaupt anmerken, daß in diesem, so wie in andern aristokratischen Kantonen der Schweiz, das Landvolk, das die Dörfer bewohnt, den Bauernstand ausmacht, der der eigentliche Unterthan des Landesherrn ist, ob er gleich große Freiheiten geniest. Aus diesem Stande kan keiner heraustreten, wie reich er auch mag geworden seyn. Nun haben Freiheit, fruchtbarer Boden, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit manchen Landmann zum reichen Manne gemacht. Da solche Leute sich denn doch weder in der Stadt niederlassen, noch auf dem Lande sogenante bürgerliche Nahrung treiben können, so bleiben einige bei ihrer ursprünglichen Lebensart und geben sich mit nichts als dem Ackerbau ab; andre suchen, so weit es ihnen erlaubt ist, etwan einen Handel mit Wein, Korn, u. s. w. anzufangen. Es gibt auch einige, die blos als Kapitalisten von den Zinsen ihrer Gelder leben. Verschiedene studiren die Arzneiwissenschaft, und werden praktische Aerzte, oder Wundärzte auf dem Lande. Die Regierung hat auch einige Ehrenstellen für solche Leute offen gelassen. Einige werden Befehlshaber in der Landmiliz, andre Untervögte und Richter bei den Landvogteigerichten u. s. f. Unter diesem vornehmen Landvolke trift man oft Leute von feiner Lebensart und guten Kentnissen an. Ich habe einen gekant, der eine schöne Bibliothek und eine ansehnliche Samlung von Kupferstichen hatte, und dessen Lebensart weit über die ging, die

ich im Norden von Deutschland in mehr als einem adlichen Hause gesehen habe. Indessen schien mir, im Ganzen genommen, das Landvolk im Kanton Zürich doch nicht so wohlhabend, als das in dem deutschen Theil des Kantons Bern. Nur was längs der See wohnt, ist durchgehends wohlhabend, auch sogar reich.

25.

Von Wölflingen bis an die Thur, zwei Stunden weit, ist das Land zwar wegen der grossen Mannigfaltigkeit schöner Gegenden, da Höhen und Tiefen, Wiesen und Aecker, mit Weinbergen, Fluren mit kleinen Waldungen beständig abwechseln, angenehm, aber etwas rauh. Ueberhaupt wird das Reisen in den ebenen Theilen der Schweiz dadurch ergözend, daß man sehr oft über Anhöhen, oder kleine Berge, komt, von denen auf alle Seiten hin sich weite Aussichten öfnen. Komt man wieder in die Tiefen, so verändern sich die Aussichten wieder, werden mehr eingeschränkt und auf eine neue Weise angenehm.

Wenn man über die Thur weg ist, so wird das Land almählig besser. Man komt durch grosse und reiche Dörfer, in denen man wirklich schöne und auf städtische Art eingerichtete Häuser antrift, die an Orten, die ich nennen könte, die Wohnhäuser manches Landedelmanns weit übertreffen. Gegen Schafhausen hin sind alle Hügel mit Weinreben bepflanzt, so daß man durch weite Strecken an dem rechten und linken Ufer des Rheins fast nichts als Weinreben sieht. Unten an den Weinbergen aber sind insgemein schöne Baumgärten mit Obstbäumen angelegt. Von dem Weinbau und Weinhandel hat auch die Stadt Schafhausen ihre meiste Nahrung.

Von Schafhausen bis Singen ist die erste Reichspoststazion. Das Land ist mittelmässig, hat wenig Weinbau mehr, doch angenehme und grosse Dörfer, abwechselnde Höhen und Tiefen, aber auch sehr viel Waldung. Es ist einem, der aus der Lombardei komt, doch sehr auffallend,

fallend, wenn er in Deutschland noch so sehr viel dichte und schöne Wälder zu sehen bekömt. Ich vermute, daß dieser Anblick jedem in Italien gebornen und erzogenen Menschen überaus befremdend seyn müste, und wundre mich daher gar nicht, daß Tacitus Deutschland regionem silvis horridam genant hat. Nach meiner Empfindung aber tragen mässige Waldungen nicht wenig zu der Schönheit und Annehmlichkeit eines Landes bei. Aber darüber wundere ich mich, daß man selbst in dem waldreichen Deutschland so oft über den einreissenden und für die Zukunft noch mehr zu besorgenden Holzmangel klagen hört. Diese Klagen würde ein Welscher nicht ohne Lachen anhören können. Gewis ist es, daß in Italien sich ganze Provinzen blos mit dem Holze, was in Deutschland, selbst da, wo es schon theuer ist, weggeworfen wird, zur Feurung behelfen würden. Ich wil zum Beweis dessen nur anführen, daß man in einer so grossen und volkreichen Stadt, als Mailand ist, kein andres Brenholz sieht, als Bündel von ganz dünnen Reisern. Wie selten das stärkere Holz sey, kan man daraus abnehmen, daß in jedem Bündel zwei oder drei Stücke gespaltenes Holz etwan einer halben Faust dick eingebunden werden, um ihm einiges Ansehen zu geben. Wüste man in Deutschland so wirtschaftlich mit dem Holz umzugehen, daß kein Zweig, der nur so dick ist, als der Kiel einer Schreibfeder, verloren ginge, so könten, der strengeren Winter ungeachtet, noch drei Viertel der Wälder ausgerodet werden, ohne daß man Mangel an Holz leiden würde.

26.

Von Ehingen bis Ulm ist der Weg sehr angenehm. Man komt über Anhöhen, von denen man die Aussicht über die herlichen Ebenen längs der Donau hat. So weit das Aug nur reichen kan, sieht man längs diesem Flusse die fettesten Wiesen und Aecker mit schönen dazwischen liegenden Dörfern. Man glaubt bei dieser herlichen Aussicht, die sich auf etliche deutsche Meilen erstreckt, die Fruchtbar-

keit des Landes und den Wohlstand des Landmanns zugleich mit der Schönheit zu empfinden. Mir schien es gleichsam von Fett triefend, und ich glaube, daß wenig Länder in Europa sind, die diesen weiten Ebenen an der Donau den Vorzug der Schönheit und Fruchtbarkeit streitig machen können.

In Ulm lernte ich Herrn Schubart, den Verfasser der deutschen Chronik, einen jungen Gelehrten von sehr lebhaftem Geiste, kennen, dessen mir erwiesene ungemeine Gefälligkeit und Dienstfertigkeit ich zu rühmen Ursach habe. Nicht ohne Bewunderung sah ich hier die grosse Münsterkirche, eins der prächtigsten Gothischen Gebäude, das mir mit weit mehr Geschmack, als das berühmte Strasburger Münster, angelegt und ausgeführt schien. Die offene Halle vor dem Haupteingang hat wirklich wahre Grösse und Pracht, freilich weit von der edlen Griechischen Einfalt und den feinen Verhältnissen der Griechischen Baukunst entfernt, aber auch nicht so sehr wie andre Gothische Kirchen mit Kleinigkeiten der Zierraten überladen.

## 27.

Von Ulm bis Günzberg ist schönes ebenes Land, wodurch gute Chausseen angelegt, aber leider! nicht mit Bäumen besezt sind, Es ist mir nicht recht begreiflich, warum noch jezt, da man so durchgehends an Verbesserung und Verschönerung der Ländereien arbeitet, die Besezung der Landstrassen an so viel Orten noch versäumt wird, da man doch so wichtige Gründe dafür hat. Sie verschönert das Land; und mit Weiden, oder andern zum öftern Kappen dienlichen Bäumen besezte Landstrassen würden Holzungen entbehrlich machen. Wo aber das Brenholz im Ueberflus ist, da könten Eichen zur Mästung der Schweine, oder Kastanien- Walnus- und Obstbäume zu noch vorteilhafterer Nuzung gepflanzt werden. Freilich wär alsdann zu wünschen, daß ein Mittel könte ausgedacht werden, die so angepflanzten Landstrassen gegen feindliche Verwüstungen in

Kriegs-

Kriegszeiten sicher zu stellen. In dem alten Griechenland wär etwas von dieser Art leicht gewesen: man hätte eine so bepflanzte Landstrasse dem besondern Schuz einer Gottheit geweihet, und dieses würde sie beinahe völlig unverlezlich gemacht haben. Vortheile dieser Art sind noch das einzige Gute, das der Aberglaube mit sich bringet.

28.

In dem grossen Walde hinter Günzberg sind hie und da grosse freie Pläze, die zu fürtreflichen Wiesen zurecht gemacht sind, wo eine erstaunliche Menge Heu gewonnen wird. Wenn man aus dem Walde heraus ist, so befindet man sich auf einer fast unabsehbaren, wie mit der Wasserwage abgeebneten Fläche, die gröstentheils aus einem unangebauten Anger besteht, weil sie öfteren Ueberschwemmungen der Donau ausgesezt ist. Da durch einen sehr weiten Strich das Land aus fettem Leimboden besteht, so könten durch Dämme diese Ueberschwemmungen gehindert werden. Alsdann wäre da ein herliches Land, das jezt nur schlecht genuzt wird, gewonnen, auf dem viele Dörfer könten angelegt werden. Ich halte es nicht mit den strengen Oekonomisten, die jedes Land so vollgepfropft von Menschen haben mögten, daß sie nicht anders als durch die strengste und mühsamste Arbeitsamkeit leben könten. Mich dünkt, daß zum guten und wünschenswerthen Leben, und ein anders solte man keinem Menschen zu geben wünschen, ein geringer Grad des Ueberflusses gehöre, damit man bisweilen einen Tag zum Vergnügen anwenden, oder an einem Tage das verzehren könne, was sonst zweien bestimt wäre, ohne sich der unangenehmen Folge auszusezen, hernach so viele Tage, als man auf beschriebene Weise gelebt hat, zu hungern. Ich billige nicht einmal die stoische Art des Philosophen Kleinjogg, der seiner Familie an keinem Feiertag etwas zu gute that. Aber dann fehlt mir doch etwas, wenn ich schöne Striche Landes, oder doch solche, die gut werden könten, vernachlässigt sehe. Ich denke im-

mer dabei, hier könten von so viel tausend Jünglingen und Mädchen, die gern heiratheten, wenn sie nur für sich und ihre künftige Familie zu leben hätten, so viel Paare noch ganz gemächlich leben. Dann jammert es mich, so viel Menschen nach einem notdürftigen Eigenthum schmachten zu sehen, wenn ich weis, daß durch bessere Anstalten jeder ein solches haben könte.

29.

Bei Höchstädt überfiel mich ein schreckhafter Schauer, als mir, da ich die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes überdachte, plözlich die erstaunliche Szene der Verwüstung einfiel, da zu Anfang dieses Jahrhunderts ein mächtiges französisches Heer die so berühmte Niederlage erlitten. Der Kontrast ist in vielen Dingen angenehm; dieser aber, da ich Wohlstand, Annehmlichkeiten des Landes, Frölichkeit der Einwohner, und wütendes Morden, Elend von aller Art, Verwüstung und Jammer mir neben einander vorzustellen hatte, war mir unerträglich, und ich suchte ihn durch andre Betrachtungen zu vergessen.

Nicht weit von Donauwerth fuhr ich vor einem Dorfe längs einer kleinen Erhöhung des aus vielen Steinen und Erde vermischten Erdreichs hin, wo ich dicht neben der Strasse, aus einem Weg von 150 bis 200 Schritten, eine Menge von schönen Wasserquellen, deren Zahl gewis über 30 stieg, antraf. Man kan sich hieraus eine Vorstellung von dem Ursprung vieler Brunquellen machen. Das Wasser, das vom Regen und Schnee auf das Land fällt, dringt durch das von so vielen Feldsteinen lockere Erdreich hinein, findet in einer gewissen Tiefe fetten Letten, der kein Wasser durchläßt, sammelt sich da, und sucht durch den natürlichen Druck an den niedrigen Orten einen Ausgang, und so entsteht eine Quelle.

30.

Zwischen Roth und Nürnberg ist der Boden meist sandig, daher viele Fichtenwälder auf diesem Strich liegen.

Hier

Hier traf ich von dieser Seite her die ersten Tabakspflanzungen an. Es wird ziemlich augenscheinlich, daß das Volk in Franken, im Feldbau so wol, als im Fabrikwesen, mehr Neues versuche, und überhaupt sich in mannigfaltigere Unternehmungen einlasse, als die Schwaben, welche mehr auf dem von alten Zeiten her gebahnten Wege fortgehen. Vermutlich hat die ehemals sehr ausgebreitete Handlung der Stadt Nürnberg diesen Geist des immer auf neue Weise wirksamen Fleißes in dem Land ausgebreitet. Dessen ungeachtet scheint überhaupt doch in Schwaben durchgehends mehr Wohlstand zu herschen, als in Franken.

Ich fand auf diesem Weg einige Leute beschäftigt das bei weitem noch nicht reife Getreid abzuschneiden, da es sich kaum zu entfärben angefangen hatte. Auf Befragen, warum sie die reife Aernte nicht abwarteten, sagten sie mir ganz gelassen, sie müsten es unreif nehmen, wenn sie es nicht gänzlich vom Wild abgefressen und verwüstet sehen wolten. Nicht weit davon fuhr ich neben Aeckern vorbei, die mit Ertoffeln angepflanzt waren, und die mir eben so trauriges Nachdenken verursachten. Auf dem ganzen Felde waren, wenige Schritte auseinander, kleine Stöcke in die Erde gestellt, und von jedem auf die nächst um ihn stehenden Faden gezogen, an denen dünne hölzerne Schindeln, Stücken zerbrochener Glasscheiben, Papier und Lappen überall angehängt waren, um das Wild von diesen Aeckern zu verscheuchen. Ein trauriger Beweis einer barbarischen Geringschäzung des Landmanns, der vielleicht jeden Thaler, den der Landsherr vom Verkauf, oder für seinen Verbrauch des Wildprets ziehet, mit zehn Thaler Schaden an seinem Getreide und an verlorner Arbeit bezahlen muß; denn für den Zeitvertreib der Jagd könten Wildgärten eingehegt werden.

31.

Das Land um Bamberg gehört unter die besten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands. Dennoch scheint

das Landvolk in geringem Wohlstand zu leben; alles hat ein ärmliches Ansehen. Ausser den starken Abgaben, womit der Landmann hier beladen ist, mus er noch eine grosse Menge müssiger Geistlichen unterhalten, und mus bei dem reichen Ertrag seiner Aecker sich selbst sehr kümmerlich behelfen, weil die, deren Herschaft er unterworfen ist, gar zu viel davon für sich fodern. So ist der arme Landmann überall elend. In grossen Monarchien mus er von dem, was er mit saurer Arbeit gewint, erst das Kriegsheer, in kleinern aber eine Schaar müssiger Hofleute, oder noch müssigerer Geistlichen unterhalten, und nur was diese übrig lassen, kan er für sich nuzen. Ein gewisser Mann dieser Gegend, mit dem ich mich hierüber in Unterredung eingelassen hatte, schrieb die Armut des Landmanns der üppigen Lebensart der reichen Geistlichen zu, denen, wie er sagte, weder für ihre Nahrung, noch für ihre Kleidung und Geräthschaft nichts im Lande gut genug wäre, daher das Geld aus dem Lande ginge. Aber ich überzeugte ihn, daß das Uebel gar nicht von dem Ausgehen des baaren Geldes, sondern lediglich von der zu grossen Anzahl der müssigen Menschen im Lande herkomme. Bei denselben Abgaben, sagte ich, würde der Landmann gleich elend bleiben, wenn auch kein Kreuzer aus dem Lande ginge; die schweren Steuren, welche jezt den Landmann drücken, würden ihn eben so drücken, wenn auch alles Geld im Lande verzehrt würde. Denn, um es zu verzehren, müsten doch die Reichen, in deren Händen es sich befindet, eine Menge Menschen, entweder zu ihrer Aufwartung, oder zur Verfertigung entbehrlicher und nur zur Ueppigkeit dienender Dinge, um sich haben, deren Unterhalt doch immer dem Landmann zur Last fiele. Der ganze Unterschied würde blos darin bestehen, daß der Landmann den grösten Theil seiner jährlich gewonnenen Landesgüter, die er jezt an Fremde verkauft, alsdann an Einheimische verkaufen würde, um das zu seinen Abgaben nötige Geld dafür zu erhalten. Aber sowol in dem einen, als in dem andern Falle bleibet

bet er gleich elend, da er das Seinige zum Unterhalt Anderer hergeben mus. Man seze, that ich hinzu, daß alle Domherren und andre reiche Geistliche, die jezt das Geld für fremde Weine und andre entbehrliche Dinge aus dem Lande schicken, aus dem Lande verbant würden, daß aber für jeden Verbanten 12 oder 15 Bettelmönche ins Land kämen, die sich mit dem, was sie im Lande haben können, behülfen, so würde doch die Last des Landmanns dieselbe bleiben, indem es ihm gleich viel ist, ob das, was man ihm abdringt, ein Bettler, oder ein Goldsticker bekomme.

Bamberg hat weitläuftige Vorstädte, darin meistens Gärtner wohnen. Diese ziehen nicht blos die gewönlichen Küchengewächse für die Stadt und die umliegende Landschaft, sondern eine Menge Süßholz, Anis, Fenchel und dergleichen Dinge, die in Menge aus dem Lande verführet werden.

---

2.

## Ueber das Ich,

### in Briefen an Hrn. Prof. Tiedemann.

### Zweiter Brief *).

Ich fahre in meinen Bemerkungen über das Ich fort, M. Fr., da Ihnen die vorigen nicht aller Aufmerksamkeit unwerth geschienen haben, und will gegenwärtig einen nicht nothwendig, aber genau mit dem Selbstgefühl verbundnen Theil des Bewustseyns unsres Selbsts, das Gefühl der Identität untersuchen. Mir deucht, so viel ich über die Materie gelesen und gedacht habe, die wahre Beschaffenheit des Gefühls der Identität sind noch nicht recht dar-

*) S. D. Museum. Febr. 78. S. 155. u. März. S. 254.

dargestellt worden. Ihr Urtheil soll auch hier bestimmen, ob meine Bemerkungen hierüber, wo nicht wahr, doch der Mühe werth sind, genau untersucht zu werden.

Das Gefühl der Identität, ist dasjenige Gefühl, nach welchem wir empfinden, (mit oder ohne Wahrheit, das thut hier nichts zur Sache,) daß wir eben diejenigen Menschen oder Wesen sind, die wir vor zehn, funfzehn, zwanzig Jahren, kurz, von der Zeit her, da wir uns überhaupt etwas besinnen können, waren. Troz aller Veränderungen, die in uns vorgegangen sind, die wir zum Theil wissen und bemerken, als das Wachsen, das Dickwerden, und dergl., zum Theil aber auch nicht bemerken, als die Abänderung der innern Theile, sind wir fest überzeugt, daß wir noch dieselben Wesen sind, und es würde uns jemand lächerlich vorkommen, der uns das Gegentheil einreden wollte. Von diesem Gefühl sage ich, es sey genau mit dem Selbstgefühl verbunden, und das ist sichtbar. Denn wenn wir gar nicht empfänden, daß wir existirten, so könten wir nicht empfinden, daß wir existirt hätten, vielweniger daß wir dieselben wären, die zu der und der Zeit existirten. So notwendig ist aber die Verbindung dieser beiden Gefühle nicht, daß das Selbstgefühl gar ohne Gefühl der Identität nicht bestehen könte. Es wäre möglich, daß die Menschen bey jeder Empfindung sich selbst fühlten, ohne zu fühlen, daß sie je vorher existirt und empfunden hätten. Also könte das Selbstgefühl wol ohne Gefühl der Identität, dies aber nicht ohne Selbstgefühl existiren.

Ich muß gestehn, ich kann nicht wol einsehn, wie man auf das Gefühl der Identität so viel hat bauen, in demselben so viel Geheimnisse hat finden wollen, als man gethan hat. Wenn die Erinnerungskraft überhaupt genommen das beweiset, was man aus dem Identitätsgefühle hat folgern wollen; so ist das Argument richtig, und an demselben nichts auszusezen: wenn aber etwas aus erwähntem Gefühle allein soll erwiesen werden, so läst sich gar kein Schluß ziehen, denn es ist dasselbe eine natürliche

not-

notwendige und unausbleibliche Folge, eine blosse Bestimmung des Erinnerungsvermögens. Vielleicht klingt das etwas sonderbar, allein es ist sehr leicht darzuthun.

Was das Erinnerungsvermögen sey, läst sich so wenig beschreiben, und dessen Ursprung und Ursache im menschlichen Geiste so wenig angeben, als beim Empfindungsvermögen. Wir haben Empfindungen, und wenn diese vorbei sind, so stellen sie sich uns wieder vor. Ich sage, sie stellen sich uns vor, um auch im Ausdruck den Misverstand zu vermeiden, als wenn dies Vorstellen, etwas aktifes von unsrer Seite wäre, das wir in uns selbst hervorbrächten. Wie diese gehabten Empfindungen sich uns wieder im Geiste bilden, kan man nicht sagen; man kan nicht beschreiben, was alsdann in unserm Wesen vorgeht. Wir können nicht bestimmen: ist es blos eine schwächere Wiederempfindung, oder ist es eine ganz andre Art von Empfindungen und Vorstellungen? Jenes scheint deshalb wahrscheinlich, weil bei erhöhten, verstärkten Erinnerungen, die Gegenstände uns oft gegenwärtig zu seyn scheinen. Wenn ich aber hierin meiner eignen Empfindung trauen soll, so ist die Erinnerung ganz etwas von dem Eindrucke des Gegenstandes verschiedenes, und die Erinnerung an dem Geschmacke einer Pomeranze hat nichts ähnliches mit dem allerschwächsten ersinnlichen Grade des wahren Geschmacks derselben. Ich werde dadurch in dieser Meinung bestärkt: weil die zum wahren Gefühle erhöhte Erinnerung immer aus einem zerrütteten und kranken Zustand des Wesens das sie erfährt entspringt, der mehr eine Verrückung des Gebrauchs der innern Organen, als eine blosse Verstärkung desselben anzudeuten scheint. Dem sey wie ihm wolle, so bleibt das allemal gewis, daß sich die Erinnerungen eben so verhalten wie die Empfindungen; so daß ich die Erinnerung des Bildes einer Pomeranze, mit der von dem Bilde eines Zuckerhuts, so wenig vermengen werde, als die Empfindung der Sachen selbst; und daß ich allemal, wenn ich mich einer Sache erinnere, und

ich habe Gegenstände um mich, erkennen werde, ob der Gegenstand dessen ich mich erinnre, dabei ist oder nicht. So wie sich die Empfindung mir eingeprägt hat, so ist die Erinnerung beschaffen, und ich kan sie von jeder andern Erinnerung und Empfindung unterscheiden. Und das war in der That notwendig, wenn der Mensch den geringsten Nuzen von dem Erinnerungsvermögen haben solte: wäre es anders, so würde [es] blos dazu dienen, uns wie Unsinnige von einem Irrthum in den andern zu führen. Wie das aber geschieht, ist allen Menschen auf der Welt unbekant, sie mögen noch so viel, wie Bonnet, von Fibern und ihrer Erschütterung sprechen.

Was sind nun alle Dinge in der Welt für uns? Was sind alle Menschen, alle Thiere, alle andern Wesen? Nichts anders als Empfindungen, als Eindrücke auf unser Ich. Ja, ja, liebster Fr. es klingt wunderlich, allein es ist wahr, und Sie wissen es besser als ich es ihnen sagen kan; Sie sind mir eine blosse Empfindung, ein blosser Eindruck auf mein Ich; und ich bin Ihnen ein gleiches. Wenn nun jede Erinnerung alle Verhältnisse der Empfindung behält, und jede Empfindung aus zwey oder drei Theilen besteht, nämlich aus der Vorstellung des Eindrucks, der auf uns gemacht wird; aus der Vorstellung oder dem Gefühle des Ichs, worauf der Eindruck geschieht; und endlich aus der Vorstellung des Gegenstandes der den Eindruck macht, so mus auch jede erinnernde Vorstellung aus diesen dreien Theilen bestehn. Nun aber ist zu bemerken, daß das Gefühl des Ichs von allen andern Gefühlen ganz wesentlich unterschieden ist; es ist eine ganz andre [Art] von Eindruck, denn jedes andre Gefühl ist blos das Gefühl eines Eindrucks auf das Ich. So mus sich es also auch bei jeder Erinnerung verhalten; die Erinnerung des Selbstgefühls mus von der Erinnerung eines jeden auf dieses Ich geschehenen Eindrucks wesentlich unterschieden seyn.

Ist

Ist mirs gelungen mich in einer so schweren und verwickelten Materie deutlich auszudrücken? Ich weis es nicht; denn es ist hiebei eine besondre Schwierigkeit; ich mus von den Theilen, die eigentlich eine einzige Empfindung ausmachen, als von so vielen abgesonderten Gefühlen reden, um mich zu erklären. Das Gefühl, die Wahrnehmung des Ichs, des Eindrucks, und des Gegenstandes, sind nur drei Theile einer einzigen bei uns durch einen äussern Gegenstand erregten Empfindung, und nicht drei Empfindungen; ob ich mich schon habe so ausdrücken müssen als wären es drey Empfindungen; denn wie solte ich mich anders haben begreiflich machen können? Wenn ich mich aber troz dessen habe recht zu erklären gewust, so wird es nun leicht einzusehen seyn, warum Gefühl der Identität von jeder Erinnerung ganz unzertrenlich ist, und statt haben mus, sobald als jene statt findet. Denn bei der Erinnerung einer gehabten Empfindung stellt sich der Theil des Gegenstandes, der den Eindruck machte, als Erinnerung des Gegenstandes, der Theil des Eindruckes, als Erinnerung des Eindruckes, und der Theil des Selbstgefühls als Erinnerung des Selbstgefühls, vor. Von dieser Vorstellungsart der Theile, woraus jede Empfindung besteht, bei der Erinnerung derselben hängt das Gefühl der Identität ganz allein ab. Denn sobald als ich mich des damals gehabten Selbstgefühls als Selbstgefühls erinre, so mus ich mich mir auch als dasselbe Wesen denken, das damals den Eindruck empfing, ich mag es seyn oder nicht; denn wie könte ich mich mir beym Selbstgefühle als ein andres Wesen denken? Was heist wol Selbstgefühl eines andern Wesens? Wer kan sich bei diesen Worten etwas denken? Was sind sie anders, als sinlose Schalle, eine wahre Contradictio in adiecto?

Also das Gefühl der Identität ist eine simple, natürliche und notwendige Folge des blossen Erinnerungsvermögens. Es müste sich, sobald ein Wesen sich einer gehabten Empfindung erinnerte, darstellen, es möchte dies

Wesen

Wesen auch hundert totale Veränderung erfahren haben; es beweist also an sich auch nichts im geringsten für die wahre Selbstheit eines solchen Wesens. Dieser nicht deutlich genug gefaste Saz hat manchen Irrthum, meine ich, veranlaßt, und unter andern den, daß man dies Identitätsgefühl als ganz was besonders betrachtet, und ganz besondre Folgerungen daraus gezogen hat, da doch, wie gesagt, keine daraus wirklich entspringen, als die, die das blosse Erinnerungsvermögen schon an die Hand gibt. Verzeihen Sie, L. Fr., ich habe hiebei ein Auge auf eine Stelle Ihres Buchs, im 2ten Th. S. 67. ff. Ihre auf des Sanktorius Beobachtungen gegründeten Schlüsse haben in so ferne ihre Richtigkeit, als man sagen könte: Wenn wir uns alle eilf Jahre erneuern, so müsten wir keine ältere als höchstens eilfjährige Erinnerungen haben; nun haben wir viel ältere Erinnerungen; also mus etwas in uns bleiben, das kein Abgang zerstört, kein Zuwachs erneuert. Allein auf dem Gefühle der Identität besonders dabei zu bauen, ist nicht möglich, weil dies Gefühl mit der Erinnerung einer selbst gehabten Empfindung wesentlich und unabänderlich verbunden ist, so, daß wenn wir bei totaler Abänderung, uns noch der gehabten Empfindungen erinnern können, wir auch glauben müssen, dieselben Wesen zu seyn, die wir waren, als wir den Eindruck der Empfindung hatten, es mag wahr seyn oder nicht. Um aber nur ein Wort über des Sanktorius Beobachtungen zu sagen, so beweisen sie das gar nicht, was man aus ihnen erweisen will. Sanktorius und Bernoulli haben wol ausfindig machen können, daß in eilf Jahren eine solche Masse von Theilen von dem Menschen durch Ausdünstung abgeht, als der ganze Mensch beträgt; deswegen folgt aber noch gar nicht, daß alle Theile des Menschen in der Zeit verfliegen, und sie alle durch neue Theile ersezt werden. Eine Armee verliert in einem Feldzuge wenigstens ein Fünftheil ihrer ganzen Anzal, und erneuert sich mithin in fünf Jahren ganz und gar. Deswegen gibt es

nach

nach fünf Jahren noch immer sehr viele Menschen im Heere die den ersten Feldzug mit gemacht haben, weil von der neuen hinzugekommenen Mannschaft sehr viele umgekommen sind. So kan es ja im Körper des Menschen auch hergehn, und das geschieht auch allem Vermuten nach. Nämlich von den neuen ersezenden Theilen verfliegen welche, indes von den alten welche zurückbleiben. Doch das ist nur eine Nebenanmerkung. Es liesse sich auch noch viel mehr sagen, um das Erinnerungsvermögen, troz der Sanktorischen Bemerkungen begreiflich zu machen, auch dann, wenn sich das ganze menschliche Wesen in eilf Jahren erneuerte. Allein sie gehören nicht hieher, und ich komme zu dem Gefühle der Identität wieder.

Daß dasselbe mit der Erinnerung wesentlich verbunden ist, wird dadurch noch augenscheinlicher, daß es ohne dieselbe gar nicht existiren würde. Wenn wir uns nicht erinnerten, vor zehn Jahren die und die Empfindungen gehabt zu haben, so würden wir gar nicht wissen, ob wir damals existirten, und noch viel weniger, ob wir dieselben sind, die wir damals waren. Welchen unumstößlichern Beweis könte ich hievon anführen, als die Zeit unsrer allerersten Kindheit. Ich bin 34 Jahre alt. Ich habe das Andenken von keiner einzigen Empfindung in den allerersten vier bis fünf Jahren meines Lebens behalten, und weis also nicht, oder besser zu sagen, habe nicht das geringste innre Gefühl, gar keine innre Ueberzeugung, daß ich dasselbe Wesen bin, was ich damals war, oder überhaupt, daß ich damals ein lebendiges Wesen war. Wenn ich es weis, so ist das blos ein Glaube bei mir, eine Ueberzeugung die aus dem Zeugnis andrer entsprungen ist.

Ich bemerke noch mehr. Es gibt unter jeder tausend Handlungen die wir in unserm Leben thun, unter jeder tausend Empfindungen die wir haben, vielleicht ein halb Duzend die in unserm Andenken bleiben, weil ihr Eindruck entweder stark, oder langwierig gewesen ist. Von vier und neunzig andern bleibt uns ein dunkles Andenken

zurück, wodurch, wenn sich dieselbe Empfindung einstellt, wir sie für eine schon gehabte erkennen. Die neunhundert übrigen sind unwiederbringlich erloschen und verloren. Ist es Ihnen nicht hundertmal passirt, daß Ihnen jemand von einer der neunhundert ganz erloschnen Empfindungen und Handlungen erzählt? Man sagt Ihnen, man wäre mit Ihnen da und da gewesen, habe da und da mit Ihnen gespeiset; Sie hätten das und das gesagt oder gethan. Es mag auch wahr seyn, und ist gemeiniglich wol wahr. Wenn Sie sichs aber nicht erinnern können, so kriegen Sie auch in ihrem Leben kein Gefühl der Identität von der Handlung und Empfindung, und können also mit innerer Ueberzeugung nimmermehr sagen, ob Sie dasselbe Wesen sind, das das that und empfand, oder nicht; sie haben davon gerade die Empfindung die sie von dem hätten, was ein ander Wesen gethan hat, und Ihnen berichtet wird. Ich weis nicht, ob ich Recht habe; allein mir scheint dies überzeugend darzuthun, daß das Gefühl der Identität gar nicht von einer besondern Beschaffenheit unsres Wesens, sondern lediglich von der Beschaffenheit des Erinnerungsvermögens abhängt und aus demselben entspringt.

Ehe ich dies aber durch weitre Erfahrungen darthue, muß ich vorher noch bemerken, daß wir eine gedoppelte Identität, oder Personalität haben, eine für uns, eine für andre, die beide auf ganz andren Gründen beruhen, ganz verschiednen Gesezen folgen, und endlich ganz unabhängig von einander sind, wenn sie schon oft eine auf die andre Einfluß haben, und in ihren Wirkungen auf einander sich vermischen. Da die ganze Materie dadurch sehr aufgehellt wird, so muß ich mich dabei ein wenig aufhalten.

Die Personalität für uns selbst gründet sich lediglich auf das Erinnerungsvermögen. Weil bei der Erinnerung einer Empfindung, der äussere Gegenstand, der Eindruck desselben, und das Gefühl des Ichs, alles sich wieder an seiner Stelle, und in seinem Verhältnisse meinem

Geiste

Geiste darstellt, und ich das Gefühl des Ichs nicht als das Gefühl eines andern Menschen oder Dinges empfinden kan, denn sonst wäre es nicht mehr Selbstgefühl, so muß ich mich bei der Erinnerung für dasselbe Wesen halten, das ich war, als ich die erinnerte Empfindung hatte, ich mag es seyn oder nicht. In allen Empfindungen und Handlungen, deren ich mich nicht erinnere, habe ich das Gefühl der Personalität gar nicht, man mag mir noch so viel vorsagen, daß ich dieselbe Person bin, die das that oder empfand. Wenn die Zeugen zahlreich und unverwerflich sind, so glaube ich es wohl, aber ich weis es nicht, ich habe so wenig eine innre Ueberzeugung davon, daß ich vielmehr meine innere Ueberzeugung zum Glauben besiege. Man erzähle nur zum Beispiele einem der betrunken gewesen ist, was er zur Zeit seiner Trunkenheit gethan hat, und man wird sehn, wie lange er ungläubig bleiben wird; und damit man recht einsehe, wie sehr da die innre Ueberzeugung mangelt, so versuche man es ihm Unwahrheiten einzureden; wenn es alle Zeugen einmütig, ernstlich und mit allen äussern Merkmalen der Wahrheit thun, wenn es eben die Zeugen sind, denen er die Wahrheit auch glauben würde, so werden sie ihm auch die Unwahrheit einreden.

Für andre aber beruht unsre Personalität auf ganz andern Gründen, die mit unsrer innern Ueberzeugung gar keine Verbindung haben. Mein Vater hält mich für eben das Wesen, das vor 34 Jahren, da und da zur Welt kam, säugte, lächelte, stammelte, laufen lernte, fiel u. s. w. ob ich gleich mich innerlich gar nicht für dasselbe Wesen halte, und hierüber in der gänzlichsten Unwissenheit bin. Wenn einer unsrer Bekannten in der Trunkenheit oder im Wahnsinne Dinge thäte, von denen er hernach nicht das allergeringste innre Bewustseyn hätte, so wären wir doch fest überzeugt, daß er dasselbe Wesen ist, das diese Dinge that. Worauf gründet sich nun das Bewustseyn, oder besser die Ueberzeugung, die wir von der Identität andrer haben? Ueberhaupt gesagt, auf die Kontinuität der Erscheinungen

und Eindrücke, die ein menschliches Wesen von seiner Geburt an bis auf seinen Tod auf uns machen kan, verbunden mit der Kentnis der Veränderungen die ein solches Wesen in dem ganzen Zeitraum erfahren kan. Das ist nun ein sehr weites Feld, und ich würde unmöglich fertig werden, wenn ich alles was hierin liegt umständlich entwickeln wolte. Aeussere Figur nach allen ihren Bestimmungen, Kentnisse, Ideensystem, Sprache, Bewegungen, Art die Eindrücke zu empfangen, und darnach zu handeln, das sind die Hauptbestandtheile dessen, woraus wir ein menschliches Wesen für dasselbe erkennen, was ehmals die und die Eindrücke auf uns machte.

Daß die Gründe, worauf sich unsre Identität für uns selbst, und worauf sie sich für andre gründet, ganz unabhängig von einander sind, erhellt daraus, daß wir überzeugt sind, der Mensch, den wir vor uns haben, ist eben der, dem wir im Wahnsinne oder in der Trunkenheit das und das thun sahen, wenn er gleich nicht das geringste Gefühl von Identität deshalb hat. Hingegen wird uns die ganze Welt nicht einreden, daß wir nicht eben die sind, die das thaten oder empfanden, wenn gleich kein Mensch etwas davon weis. Hinwiederum wird es unmöglich seyn, die ganze Welt von unsrer Identität mit irgend einem Wesen zu überführen, wir mögen noch so sehr versichern, daß wir das Identitätsgefühl darüber haben, wenn wir ihr keine andere Beweise darbringen, da doch das Identitätsgefühl für uns ein ganz peremptorischer Beweis ist.

Beide Gefühle der Personalität wirken aber doch in etwas auf einander. Das Zeugnis meiner Aeltern, das Gefühl das ich von der Personalität andrer habe, überzeugt mich, daß ich eben das Wesen bin, das da und da gebohren ward, getauft wurde u. s. w. So überzeugt mich ein Mensch, daß ich derselbe sey, der ihn einmal gesehn und gekant habe, wenn er mir sein innres Bewustseyn anführt, von Umständen, die dabei vorgefallen sind, deren Andenken noch in mir existirt. Hinwiederum überzeuge ich Personen,

sonen, die mich seit einer Zeit nicht gesehn haben, in welchen meine äussere Gestalt und mein Ideensystem grosse Veränderungen gelitten hat, durch Anführung des Bewustseyns meiner Identität in Ansehung solcher Begebenheiten, wo mein Ich ehemals Eindrücke auf das ihrige machte. Im gemeinen Leben, wo weniger daran gelegen ist, macht man mit Anerkennung der Identität andrer, und seiner eignen in Ansehung schon vergessener Begebenheiten, wenig Schwierigkeit. Wer aber sehen will, worauf es hiebei ankömt, und wie verwickelt die Sache oft werden kan, der lese nur die Prozesse, wo Menschen eine falsche Identität angegeben haben, oder wo andre ihre wahre Identität nicht haben anerkennen können oder wollen. Eben so scheint die menschliche Natur einen Widerwillen zu haben, den zu strafen, der das Gefühl der Identität in Ansehung der strafbaren That nicht hat. Allein weil das Begehn eines Verbrechens eine Sache ist, die an sich einen tiefen Eindruck macht; einen solchen Eindruck, den die Furcht es entdecken zu sehen immer erneüert; so ist der Fall, wo ein Mensch das Gefühl der Identität in Ansehung einer Missethat, wenn sie nicht in der Trunkenheit oder im Wahnsinn begangen ist, verlohren hätte, fast unmöglich. Aber dieser Grundtrieb in der Natur des Menschen, macht immer, daß man eine gewisse Gelindigkeit bei den Vergehungen der ganz Trunkenen beobachtet, wenn schon jedermann einsieht, daß die Trunkenheit, und die Fähigkeit sich derselben so wie jedes andern Frevels zu enthalten, den, der darein verfällt, strafbar macht. Ist Ihnen kein Buch bekant, M. Fr., wo man die Beweisgründe der Identität für uns und für andre untersuchte? Ich kenne zwar keins, solte mich aber sehr wundern, wenn dergleichen nicht existirte. Denn die Frage ist sehr wichtig, zumal für den Rechtsgelehrten. Und im Vorbeigehn gesagt; dies zeigt die intime Verbindung aller Wissenschaften. Welch Licht kan hier nicht die Spekulation des Psychologen dem Rechtsgelehrten, dem Richter und Advokaten anzünden!

Nach dieser kleinen Abschweifung, fahre ich fort, zu zeigen, wie sich das Gefühl der Identität nicht auf etwas reelles in unserm Wesen, sondern blos auf die Vorstellungsart vergangner Empfindungen gründet.

Es scheint mir offenbar, daß wenn sich dies Gefühl auf etwas reelles in unserm Wesen gründete, so müste es nie betrüglich seyn, so wenig als das Gefühl unsers Ichs. Und das ist es doch ganz sonder Zweifel. Sie wissen, was man von Lügnern sagt, daß wenn sie eine Sache lange gelogen haben, so glauben sie sie am Ende selbst. Das klingt seltsam, ist aber unbezweifelt wahr. Ich habe Leute hören Dinge erzählen, die unglaublich und ohne allen Zweifel lügenhaft waren, die sie aber mit solcher Zuversicht und Ueberzeugung erzählten, daß man nicht einen Augenblick zweifeln konte, daß sie das, was sie erzählten, nicht fest und steif glaubten. Diese Leute hatten ein falsches Gefühl der Identität, denn sie glaubten dieselben Personen zu seyn, die die Begebenheiten, die sie erzählten, erfahren hatten und sie waren es doch nicht. Ja ich glaube, man kan, ohne ein Lügner zu seyn, die Wahrheit dieser Erfahrung an sich selber empfinden. Ich habe das Gefühl der Identität von verschiednen Begebenheiten, zumal meiner Kindheit, von denen ich weis, daß sie meine Aeltern oft in meiner Gegenwart erzählt haben. Erzählung von Begebenheiten gebiert nie das Identitätsgefühl davon; allein die gänzliche Erlöschung aller Ideen aus der damaligen Zeit, macht daß ich glaube, durch das viele Erzählenhören, und daraus entsprungene Erinnern, und gelegentliche Selbsterzählen, habe ich mir in Ansehung dieser Begebenheiten ein erkünsteltes Identitätsgefühl gemacht, ohne es zu wissen. Untersuchen Sie einmal, ob Sie etwas ähnliches bei Sich selbst empfinden.

Sind Ihnen indes diese Erfahrungen nicht hinreichend, was sagen Sie zu der, die Locke im 2ten Buche 27ten Kap. §. 14 seines Versuchs über den menschlichen Verstand anführt; von einem vernünftigen Manne, der ein

ein Amt auf eine sehr rühmliche Art bekleidet, und Schriften voller Verstand und Gelehrsamkeit herausgegeben hatte, und der fest überzeugt war, daß seine Seele des Sokrates Seele gewesen wäre; der also ein Gefühl der Identität mit dem Sokrates hatte? Sieht man nicht, daß sich der Mensch ein falsches Gefühl der Identität erworben hatte? Ich will von offenbaren Narren nicht reden, als den, der im Leibniz (Nouveaux Essais sur l'Entendement humain p. 100) angeführt wird, und der sich einbildet, Gott hätte die Seele der grösten Männer durch seinen Leib gehen lassen, um diesen zu veredeln, weil dergleichen Hirngespinste mehr für falsche Vorstellungen, als für ein wahres Verwirren des Gefühls der Identität gehalten werden dürften. Das Exempel aus dem Locke aber ist unwiderleglich. Es zeigt, daß man sich selbst auf eine oder auf die andre Art ein falsch Gefühl der Personalität machen kan, und daß dieses blos von der Art sich die Dinge vorzustellen, und von keiner unserm Wesen anklebenden innern Beschaffenheit abhängt.

Ich habe vorhin gesagt, das Gefühl unsers Ich sey ganz eigentümlich und wesentlich mit unsrer Natur vereint, und es betrüge uns nicht. Das verdient eine kleine Erläuterung. Wenn sich Narren eingebildet haben, sie wären ein Hahn, oder gar eine der drei Personen der Gottheit, so mögte man wohl fragen, ist das ein Verirren des Selbstgefühls? Ich sage nein. Das Selbstgefühl ist ganz unterschieden von der Vorstellung, die wir von unserm Körper und ganzem Wesen, dessen Figur, Beschaffenheiten, Fähigkeiten haben. Die Kenntnis dieser Umstände unsres Ichs erhalten wir gröstentheils durch unsre Sinne, durch Versuche und Erfahrungen, auf eben die Art wie wir die Kenntnis äusserer Gegenstände erhalten. Es liegt zwar ein Gefühl von ihren Organen und deren Gebrauche bei Menschen und Thieren zum Grunde, aber auch dies Gefühl bleibt bei den Thoren dieser Art. Wenn einer sich schon einbildet, ein Hahn, ja ein Gerstenkorn zu seyn, so wird

er doch nicht vergessen die Zähne zum Beissen, und die Hände zum Greifen zu gebrauchen. Da man nun aber die Figur und äussre Beschaffenheiten seines Ichs so wie äussre Gegenstände kennen lernt, so kan man die Begriffe davon so wohl verwirren, als jede Begriffe die man durch die Sinne empfängt. Wenn aber eine Verwirrung des Selbstgefühls vorgehen solte, so müste jemand meinen, daß die Eindrücke, die auf ihn geschehn, nicht auf ihn, sondern auf andre geschehen, hingegen wenn andre Wesen Eindrücke empfangen, müste er meinen können, er empfange sie. Wenn sich jemand mit Verwirrung des Selbstgefühls für einen Hund z. B. hielt, so müste er, wenn er geschlagen würde, glauben, ein andrer Hund würde geschlagen; hingegen wenn er einen Hund etwas fressen sähe, müste er meinen, er äße es, und sich davon gesättigt fühlen. Und das ist noch nie erhört worden. Ich halte mich also berechtigt hieraus zu schliessen, daß das Gefühl des Ichs auf etwas dem Menschen Wesentliches beruht; das Gefühl der Identität hingegen nicht, sondern nur auf einer Vorstellungsart.

Wenn ein Mensch gar keine Erinnrung einer zu einer gewissen Zeit gehabten Empfindung behält, so bleibt ihm auch nicht das geringste Bewustseyn von seiner Existenz in der bemeldten Zeit, er hat kein Gefühl seiner damaligen und jezigen Identität. Das habe ich schon gesagt, und eine sehr häufige Erfahrung lehrt es uns, denn der Fall ist gar nicht selten. Erstlich von allen Zuständen, wo alle äussre und innre Empfindungen aufhören, bleibt nicht das geringste Gefühl der Identität. Die Ursache läst sich meiner Meinung nach sehr leicht erklären; weil nämlich in allen diesen Zuständen, so lange als sie dauern, gar kein Gefühl des Ichs statt findet, und wo kan ein Gefühl der Identität vorhanden seyn, von einer Zeit, wo man gar nicht fühlte, daß man war? Allein der Fälle gibt es mehrere als der benante. Man behält auch gar kein Gefühl der Identität von Zeiten wo das Gefühl des Ichs in seiner ganzen Thätigkeit war. Laß uns einige derselben betrachten,

ten, und man wird, glaube ich ziemlich wahrscheinlich, das Gesez finden, dem das Bleiben oder Verschwinden des Gefühls der Identität folgt. Wir verlieren erstlich dieses Gefühl in Ansehung aller Begebenheiten, deren Andenken ganz aus unserm Geiste erlischt. Wenn man stark betrunken wird, so gibt es eine Periode zwischen dem Punkt wo die Vorstellungen noch ziemlich ordentlich sind, und dem, wo man in den Todesschlaf der Trunkenheit verfällt, deren Andenken beim Erwachen ganz erloschen ist; und von alle dem, was man da empfunden oder gethan hat, bleibt nicht das geringste Identitätsgefühl. Bei den Rasereien in hizigen Krankheiten, wo das Selbstgefühl gewiß sehr aktif wird, verschwindet nachher alles Andenken des Gethanen und des Empfundenen, und alles Gefühl der Identität. Eben so verhält sichs bei genesenen Wahnsinnigen. Alle wilde Menschen, die man in verschiednen Ländern gefunden und hernach zu Menschen gebildet hat, unter andern die berühmte Madem. le Blanc in Frankreich, haben nach ausgebildetem Verstande, alles Andenken aus dem vorigen Zustande, und also auch alles Gefühl der Identität aus demselbigen verloren gehabt. In Frankreich ist ein taubgeborner junger Mensch einstens gewesen, ohne daß man es gewahr ward, hat von selbsten, d. h. vom Hören, sprechen gelernt; und als er das gekont, und man ihn wegen seines ehmaligen Zustandes befragt hat, war alles Andenken und so auch alles Gefühl der Identität aus demselben erloschen. Was alle diese Personen in so verschiedenen Zuständen unter sich gemein haben, ist dieses, daß auf einmal eine ganze Menge ganz neuer und von den ehmaligen ganz heterogener Ideen in ihr Sensorium eindringt. Hieraus und aus an mir und andern gemachten Erfahrungen von besondern Fällen, die mir alle das gleiche Resultat gegeben haben, urtheile ich, daß, wo plözlich eine ganz neue Reihe von Ideen in das Sensorium eintritt, geht das Andenken aller vorhergehenden verloren. Allein bei einer blos totalen Unterbrechung aller Ideen, als beim Schlafe,

oder bei tiefen Ohnmachten, Katalepsien und dergleichen, geht die vorige Reihe wieder an. Wenn ein Wahnsinniger gute Intervallen hat, so tritt gemeiniglich eine doppelte Ideenreihe, ein doppeltes Identitätsgefühl ein; die Rasereien fängt er wieder an wo er sie gelassen hat, und hat kein Gefühl seiner Identität in den guten Augenblicken. Und wenn er wieder vernünftig ist, so weis er nichts von dem, was er im Wahnsinne gethan oder empfunden, weis gar nicht, ob er während der Zeit existirt hat; allein es stellen sich die Ideen aus dem vernünftigen Zustande wieder ein. Dies behaupte ich indes nicht für ganz gewiß. Ich gebe es Ihnen nur an, M. Fr., damit Sie, wenn Sie's für der Mühe werth halten, Ihren tiefforschenden Geist die Sache genauer untersuchen lassen.

Ich will noch schlüslich einiges über das Identitätsgefühl bei den Thieren, mit dem bei den Menschen verglichen, beibringen.

Daß das Thier gehabte abwesende Empfindungen in seinem Geiste zurück rufet, ist eine ausgemachte Sache. Wenn ihn hungert, so fällt ihm der Gegenstand, der seinen Hunger stillen, der Ort, wo er ihn finden kan, und alle damit verwandten Umstände ein. Ich will mich hier nicht in eine tiefe Erörterung dessen, was Reimarus im 2ten Kap. seines Buchs von den Kunsttrieben der Thiere sagt, einlassen. Er betrachtet blos den Fall, wo der Anblick des Dinges die vergangne Idee desselben dem Thiere ins Gedächtnis bringt; und behauptet, die Idee des Vergangnen und des Gegenwärtigen sey dann bei den Thieren vermischt. Er führt zum Grunde seiner Meinung die lächerlichen Irtümer der Thiere an, kurz, er redet davon auf eine Art, die mir gar nicht recht verständlich ist. Mir scheint der vortrefliche Mann nicht genug geprüft zu haben. In Ansehung der Irtümer der Thiere, so kommen sie lediglich von den unvollkomnen Kentnissen die die Thiere von den Dingen haben; und diese Unvollkommenheit steht immer mit der Beschaffenheit ihrer Organen in Verhältnis, und

kömt gar nicht aus einer Unvollkommenheit ihres Sensoriums. Das könte ich leichte beweisen, es gehört aber nicht hieher. So viel ist gewiß, daß das Thier Erinnerung hat, und sie mit nichten als eine gegenwärtige Empfindung ansieht. Dies erhellt daraus, daß wenn einen Hund hungert, so hört er nicht auf seine Speise zu suchen, bis er sie wirklich hat, und daß er sie sehr wohl von allem andern unterscheidet, wenn er sie vor sich hat, und also zu erkennen weis, ob der Gegenstand mit dem Bilde der Erinnerung überein kömt. Also wird ein Hund, der nur gewohnt ist, von seines Herrn Hand Speise zu nehmen, dergleichen es viele gibt, diesen, wenn ihn hungert, so lange suchen, bis er ihn findet, und nicht eher jede andre vorgehaltne Nahrung annehmen, weil sie mit dem Bilde das er im Geiste hat, nicht übereinkömt. Ferner wenn ein Hund etwas gethan hat, warum er weis daß er Schläge bekommen hat, und vermutlich wieder bekommen wird, das Bild derselben im Sinn haben, wenn sein Herr kömt, ihn schmeicheln, die Prügel abzubitten suchen; aber er vermischt gewiß das Erinnern der Prügel mit den Prügeln selbst, denn er schreit ganz anders, wenn er sie bekömt, als sonst. Wenn also ein Thier gehabte abwesende Empfindungen sich wieder vorstellt, wenn eine Empfindung bei ihm das ist, was sie bei uns ist, oder ich gestehn mus, daß ich gar nicht weis, was sie ist, und also gar nicht sagen kan, daß das Thier empfindet; wenn mithin jede Empfindung in ihm, die zwei oder drei Theile derselben obbeschriebner Maassen haben mus, und diese sich bei den Thieren, wie wir aus ihren Handlungen sehen, in der Erinnerung nicht verwirren, sondern jeder sich in seinem Verhältnisse an seiner Stelle einstellt, so mus das Thier Gefühl der Identität haben. Es mus wissen oder glauben, daß es und kein anders Wesen unter den und den Umständen Speise und Trank oder Schläge erhielt.

Ueberhaupt sehe ich gar nicht ein, wie man doch, da sich die Thiere in allen Handlungen, die sie zufolge der

innern

innern Empfindungen und Erinnerungen verrichten, und so ähnlich bezeugen, man immer so einen Unterschied in ihrer Vorstellungsart gegen die unsrige finden will. Man rechne das Denken, das innre Erklingen der Worte, durch die wir nach und nach unsre Empfindungen haben lernen so erstaunlich genau unterscheiden und bestimmen, samt alle dem, was daraus entspringt, ab; was dann beim Empfinden und Erinnern in uns übrig bleibt, wird das seyn, was bei den Thieren in diesen Fällen vorgeht, und um das zu erforschen, mus man suchen die Natur in den Augenblicken zu ertappen, wo man ihr folgt und ohne Worte sich erinnert, empfindet und handelt.

Man behält Dinge in seinem Gedächtnis, und die Erinnerungskraft ist dann im Stande sie uns darzustellen, entweder weil sie einen starken, oder weil sie einen oft wiederholten langwierigen Eindruck gemacht haben. Den starken Eindruck machen Dinge auf uns, aus einer gedoppelten Ursache; entweder ohne unser Zuthun, durch ihre eigne Kraft, mächtig in unser Sensorium zu wirken; oder durch unser Zuthun, wenn wir eine starke Aufmerksamkeit darauf verwenden. Die Erinnerungskraft folgt dem gemeinschaftlichen Geseze aller Kräfte empfindender Wesen, daß sie nämlich durch die häufige Uebung verstärkt werden: daß also bei einer sehr geübten Erinnrungskraft der Eindruck weder sehr stark noch oft wiederholt seyn darf, um im Gedächtnisse zu bleiben. Die Stärke des Eindrucks oder die Wiederholung desselben, die nöthig ist, um ihn im Sensorio eines jeden Wesens zu erhalten, wird folglich mit der Stärke der Erinnerungskraft, und diese mit der Uebung derselben im Verhältnis stehen.

Alle Eindrücke, die einzeln sehr schwach gewesen, und nur durch eine öftere Wiederholung im Sensorio geblieben sind, haben es natürlicher Weise an sich, daß das Wesen sie zwar für alte schon gehabte Eindrücke erkennt, und sie sich ihm als solche im Gedächtnisse darstellen, wenn ihm etwa verwandte Eindrücke die wirkliche Erneuerung derselben erwar-

erwarten läſt, oder es ſie aus irgend einem Bedürfniſſe erneuert zu ſehn wünſcht. Allein es weis nicht, wenn es dieſelben zuerſt empfangen, wie oft es ſie gehabt hat; es kent auch, wenn es dergleichen Eindrücke in ſeinem Gedächtniſſe mehrere beſizt, ihre Folge nicht, weis nicht, welcher älter oder jünger iſt, welchen es zuerſt und öftrer empfangen hat als den andern.

Nun bemerke man, daß bei den Thieren faſt alle Eindrücke, die ſie in ihrem Gedächtniſſe behalten haben, von der lezten Art ſind, ſolche, die durch die öftere Wiederholung hinein drangen. Solcher aber, die ſich durch die Stärke ihrer Wirkung auf das Senſorium demſelben imprimirt haben, ſind bei ihnen ſehr ſelten. Die Urſachen davon ſind ſichtbar. Erſtlich rulirt die innre Aufmerkſamkeit der Thiere blos auf ihre ſich immer wiederholende Bedürfniſſe; alſo kan ſelbſt ihre innre Aufmerkſamkeit nur öfters wiederholte Eindrücke in ihr Gedächtnis bringen. Die Begebenheiten, die aber vermöge einer eignen Kraft auf ſie wirken könten, ſind in dem einförmigen Thierleben ſehr ſelten. Die Aufmerkſamkeit von Seiten der Thiere oder die Stärke von Seiten des Eindrucks müſten auch beide ganz unendlich ſtärker bei einem Thiere ſeyn, wenn der Eindruck in deſſen Senſorio bleiben ſolte, als es bei dem Menſchen nötig iſt, weil das Gedächtnis bei jenem faſt gar nicht geübt, und alſo unendlich ſchwächer iſt, als bei dieſem.

Bei dem Menſchen iſt das alles ganz anders. 1) Da die Aufmerkſamkeit blos durch ein Bedürfnis erregt werden kan, und das Bedürfnis ſie nur dann auf Gegenſtände lenken kann, wenn die Organiſation das Weſen in Stand ſezt, ſich die Gegenſtände zu ſeinen Bedürfniſſen zu appropriiren, ſo bedenke man einmal hier des Menſchen Vorzüge. Seine Bedürfniſſe ſind gros, und ſeine Organen ſezen ihn in Stand faſt alle Gegenſtände zu Befriedigung derſelben zu vermeiden. Was hülfe es einem Pferde, wenn es ſchon ſo wie der Menſch das Bedürfnis der Kleidung hätte? Dies könte doch ſeine Aufmerkſamkeit auf die

Thierhäute, und von da auf die Wolle der Schafe, der Bäume auf das Gespinst des Seidenwurms, auf die Pflanze die der Lein und Hanfsamen hervorbringt, nicht lenken, um dies Bedürfnis dadurch zu befriedigen; denn sein Horn an den Füssen, seine Unfähigkeit aufrecht zu gehen, sezten es ausser Stand diese Dinge seinem Bedürfnisse zu appropiiren. Der Affe hat schon die Erinnerung von viel mehr Dingen in seinem Sensorio, weil ihn seine Organisation mit weit mehreren Dingen in Verhältnis sezt. 2) Welche Gedächtniskraft erzeugen nicht zwei Umstände bei den Menschen. Erstlich die Organisation seiner Gehör- und Sprachwerkzeuge, vermöge welcher er mit jeder Idee einen Schall verbinden kann: die da macht, daß er eine ganz ungeheure Menge von Schallen, und mit denselben eine eben so grosse Menge von Ideen behalten kan; daß er endlich im Stande ist, die innre Empfindungen dieser Schalle in seinem Sensorio aufs deutlichste zu erregen, welches seine Fähigkeit sich dergleichen Schalle und die damit verknüpften Ideen, besser, leichter, und in grösserer Menge im Gedächtnis zu imprimiren, noch verstärkt. Zweitens die Wiederholung des Andenkens jeder Sache durch das tägliche Gespräch. Wir finden auch, daß das Andenken einer einmal gehabten Empfindung, sie mag noch so stark gewesen seyn, wenn sie gar nicht erneuert wird, am Ende erlischt, und dazu gehört gemeiniglich weniger Zeit als man glaubt. Allein in dem Falle sind wir fast gar nicht; denn jede nur einigermassen merkwürdige Sache wird im Gespräch, nicht Einmal, wol hundertmal wiederholt. Wie gering braucht nun bei einer so geübten Gedächtniskraft, die Aufmerksamkeit, wie schwach der Eindruck zu seyn, um im Gedächtnis zu bleiben! Nun betrachte man, daß der Mensch durch die Sprachfähigkeit im Stande ist das ganze Ideensystem andrer Menschen zu empfangen; von demselben auszugehen, um Fortschritte zu thun; daß er diese Sprachfähigkeit hat wissen mit der Sehekraft in Verbindung zu sezen, durch die Schreib- und Le-

Lesekunst; und also Mittel gefunden hat, die Ideen aus den ältesten Zeiten zu fixiren, und die von einer ganzen Menge Menschen in dem Gehirn eines einzigen zu vereinigen. Hiedurch hat er nun Mittel gefunden seine Gedächtniskraft so zu verstärken, die empfangnen Eindrücke so zu fixiren, daß von der Zeit an, da das Gedächtnis diese Uebung erlangt hat, nur die allerunbedeutendsten Eindrücke verschwinden.

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß die Thiere den Eindruck von nicht einer einzigen einzelnen Begebenheit behalten sollten. Das Gegenteil ist vielmehr gewis. Man sieht täglich Hunde, die, wenn sie nur einmal von jemanden sehr empfindlich sind verlezt worden, das nimmermehr vergessen, und die Person ohne die Merkmale eines heftigen Zornes erblicken. Wenn ein Hirsch oder ein Hase einmal gejagt worden, und der Todesgefahr entgangen ist; das vergist er, glaube ich, gewis nicht. Sollte es zwei oder dreimal geschehn seyn, oder er überhaupt zwei oder dreimal in Todesgefahr gewesen seyn, (denn Lebensgefahr mus freilich dabei gewesen seyn, wenn der Eindruck stark genug seyn soll, um sich dem Thiere zu imprimiren,) so zweifle ich nicht, daß die drei Begebenheiten dem Thiere im Andenken bleiben; daß es sich immer bei ihrem Aufsteigen, in seinem Gedächtnis, als dasselbe Wesen denkt, das damals in Lebensgefahr war, und also ein Gefühl der Identität hat; endlich daß es sie sich auch auf die Art vorstellt, die, in der Vorstellung, den Unterschied zwischen frühern und spätern Eindrücken bewirkt; zumal, wenn ein merklicher Zeitraum zwischen beiden Begebenheiten statt gefunden hat. Das mus man mir nicht sagen, daß das Thier nicht weis, ob die Begebenheit vor zwei, vier oder zehn Jahren geschehn ist, das weis ich ohnehin. Ich weis es so wohl, als ich weis, daß es die Idee des Vergangnen von der des Gegenwärtigen so absondern kan, daß es nun jede besonders betrachten, unter sich und mit andern vergleichen könte, und wollte Reimarus sonst nichts sagen,

gen, so war es des Bemerkens nicht werth. Das Thier hat nicht die Stifte der Sprache, um jede einzelne Idee damit fest zu schlagen und von andern abzusondern. Es hat keine Sprache und kan also nicht abstrahiren. Aber deswegen vermengt es das Vergangne nicht mit dem Gegenwärtigen, da in der Vorstellung beider ein Grundunterschied ist, den wir mit Worten ausdrücken, ob ihn gleich die Worte nicht machen, und der von der Kentnis des Zeitraums nicht abhängt. Dieser Unterschied existirt gewis in der Vorstellung des Thieres, und wenn man das nicht annehmen solte, so müste man selbst vielen Menschen die Unterscheidungskraft des Vergangnen und Gegenwärtigen absprechen, wenigstens in den allermehresten Fällen. Denn der geübteste Metaphysiker denkt sich nicht bei jeder Erinnerung deutlich die Zeit, da er die Empfindung bekam, und daß er noch dasselbe Wesen ist, das sie bekam; und vielleicht haben unter hundert Menschen neun und neunzig ihr ganz Leben zugebracht, ohne sich dies je deutlich zu denken, zumal das leztere. Was den Begrif von einer gewissen Zeit, von einer gewissen Anzahl verstrichener Epochen, oder überhaupt von einer gewissen Anzahl Dinge betrift, so ist das ein künstlicher Begrif, davon wir eigentlich nie eine wahre Vorstellung haben; sondern wir lernen uns gewisse Merkmale machen, daran wir erkennen, wenn die Anzahl Dinge vorhanden ist, wenn die Zeit verstrichen ist, oder verstrichen seyn wird, die wir deshalb in kleinere Epochen theilen, und deren Uebergang wir eher gewahr werden können. Es gibt gewis viele Menschen auf diesem Erdball, die nicht wissen, daß sie zehn Finger an beiden Händen haben. Der Kamtschadale, der nur bis auf wenige hat zählen lernen, besizt oft tausend Rennthiere, die er zwar alle individualiter kent, und also gleich weis, wenn ihm eines fehlt, ohne aber ihre Anzahl im geringsten zu wissen. Zwar macht die Abwechslung der Jahrszeiten die Revolution eines Jahres merklich, und der Mensch kennt sie in den ersten Zeiten, auch wie wir wissen, bezeichnet er sie alsdann mit dem Na-

men

men derselben. Der rohe Mensch sagt, es sind so und so viel Sommer oder Winter seit der Begebenheit verstrichen. Allein die Zahl der Jahre, wenn deren mehrere sind, die seit einer Begebenheit verstrichen sind, weis der Mensch nicht eher, als bis er künstliche Mittel erfunden hat, um sie zu bestimmen. Er bindet zum Beispiel einen Knoten in einem Stricke bei jeder Revolution, er schlägt Pflöcke wo hinein, und zählt dann die Knoten und Pflöcke, so weit wie er hat zählen gelernt, um zu wissen, wie viel Jahre verstrichen sind; und das ist bei dem Jahreswechsel um so nötiger, da der so langsam geschieht, daß beim zweiten oder dritten Jahre, die Zahl derselben und vielleicht die ganze Idee bei dem rohen Menschen schon vergessen wäre, wenn er sich nicht solche künstliche Denkmittel machte. Wenn nun zwar der Mensch sehr leichte die Jahresrevolution kent, (die Tageszeit kent Mensch und Thier sogleich, also habe ich ihrer nicht erwähnt) so weis er doch noch lange nicht, wie viel Tage in einem Jahre sind. Dazu mus er sich erstlich kleinere Epochen, als Wochen, Monden und dergl. machen, und die Zahl der Tage in denselben so wie die Zahl derselben in einem Jahre bestimmen lernen. Das währt sehr lange. Ja was noch mehr ist, die Zahl verstrichner Tage wird dem Menschen, wenn sie einigermassen gros ist, ohne Künsteln unmöglich zu bestimmen. Ein Beispiel davon finden sie in Reynals Geschichte des Handels nach beiden Indien. Einige Nordamerikanische Völkerschaften machen eine Verschwörung, in einer bestimten Anzal Tage alle Franzosen unter ihnen zu überfallen und zu tödten. Was kan wichtiger und unvergeslicher seyn als ein solch Projekt. Weil sie aber gewis wusten, daß sie sich verrechnen würden, so zälten sie eine der Zahl Tage gleiche Zahl kleiner Stäbe ab, legten sie an sichre Orte, mit dem Entschlus alle Tage einen zu verbrennen, und wenn der lezte verbrant würde, über die Franzosen zusammen herzufallen. Dies Projekt vereitelte eine Frau, der die Gallanterie der Franzosen vermutlich zu sehr gefallen hatte, um

in ihren Untergang zu verwilligen. Sie stahl heimlich etliche Stäbe, aus dem Ort wo sie verwahrt lagen, weg; dies machte, daß der Ueberfall nicht vereint geschah und also mislang. Beweist diese Geschichte nicht aufs deutlichste meine Behauptung? In welchem Zustande sind wir Europäer aber? Sie halten Astronomen, Kalendermacher, die sich blos mit Determinirung der Epochen beschäftigen; und die Resultate ihrer Arbeiten werden überall durch den Druck bekant gemacht; jedes Jahr ist mit seiner Zahl fixirt, und wir wiederholen täglich das Andenken dieser Zahl. Da ist es nun leicht zu merken in welchem Jahre die und die Begebenheit unsres Lebens geschah, welche unter zweien selbst vor langer Zeit verstrichnen Begebenheiten die ältere ist. Das kan freilich das Thier nicht. Allein ich glaube doch, daß, wenn Thiere das Andenken etlicher Begebenheiten behalten, sie sich die weit ältere anders vorstellen, als die neuern; wiewol die Wahrheit zu sagen, keine Vergleichung ohne Beweggrund geschieht, und ein Thier fast unmöglich einen Beweggrund haben kan, die Zeit da Begebenheiten sich zugetragen haben zu beachten, und zu vergleichen. Also mag es wol seyn, daß sie gar nicht darauf denken, ob die oder jene Begebenheit ihres Lebens vor lang oder kurz verstrichen ist. Allein sie behalten ihr Andenken, und mit demselben das Gefühl der Identität, ohne sich freilich dasselbe deutlich zu denken. Wenn man es aber, wie schon gesagt, sich deutlich denken müste, um es zu haben, so könte man es nur wenigen grübelnden Köpfen, und auch diesen nur in gewissen wenigen Augenblicken zuschreiben.

Doch dies sey genug von dem, was das Gefühl unsers Ichs betrift, geschwäzt. Es würde mich sehr schmeicheln, wenn Sie in diesen Rescherschen etwas fänden, das Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth wäre. Ich bin aber schon zufrieden, wenn Sie es als ein Zeichen meiner

veränderten Freundschaft und Hochachtung gegen Sie und Ihren scharfsichtigen philosophischen Forschungsgeist anse-hen, daß ich sie Ihnen vorgelegt habe. Ich bin u. s. f.

---

## 3.
## Die Lerche.

### An Deutschlands Dichter.

Immer klagt, ihr Deutschlands Dichter,
Ueber Mangel, Druck und Splitterrichter;
O! statt all' der Klagen vom Mismut erdacht,
Machts lieber, so wie's die Lerche macht!
Wenn des lieben Gottes Sonne lacht,
Steigt sie hoch empor,
Wirbelt ihm im freudigen Chor
Einfach und edel ihr Liedchen vor.

Wenn ein Sturm sie unterbricht,
Wird sie schlau in dichte Hecken
Sich verstecken,
Doch vergißt sie den Gesang aufs künftige nicht,

Und wenn sie der Hunger nagt,
Fliegt sie zwar zur Erden nieder;
Doch erhebt sie unverzagt
Nach gefundnen Körnchen sich wieder.

O! in allem laßt sie euer Vorbild seyn!
Singt edel, einfach und rein
Bei des Glückes Sonnenschein:
Aendert nicht immer in eurer Manier,
Seyd nicht dort Barden und Römer hier.

Schweigt zuweilen, wenn ein Ungewitter sich thürmt,
Neid und Bosheit euch umstürmt!

Denn nur bei freudigem Mut
Gelingt das Liedchen gut.

Und wenn Nahrungssorg' euch quält,
Kleid und Brod und Büchlein fehlt;
O! so last, — weil noch kein Fürst nach Würden euch schäzt,
Sich lieber mit Franzenwiz und Welschentriller
Als mit Gesängen von Bürger und Müller
In müssigen Stunden ergözt, —
Auch ein ernährendes Studium nicht zu klein
Für eure sonst himmelansteigende Seele seyn.

Mß.

---

## 4.

## An den jungen Philomelus 1778.

Wenn ich den Kranz, mein theurer Philomelus, dir
Am ehrenvolle Ziele zeigte, wenn
Ich jeden Funken, der in deiner Seele schlief,
Erwekte, deinen Lauf zu lenken, dich
In manchen schweren Künsten unterwies;
So hatt' ich lange noch für meine Pflicht
Nicht gnug gethan, so lies ich Dich, in Zweifel noch
Versenkt, am ungewissen Scheideweg zurück.
So mancher Fußsteig, keiner unbetreten, zieht
Zum sonnenhellen Gipfel sich hinauf:
Der kleidet sich mit Frühlingsblumen, der
Verliert sich in verwachsner Wälder Nacht,
Der windet sich, durch manche Felsenwand,
An fürchterlichen Schlünden schrof hinan.
Wem Weisheit nicht und Tugend hier
Zu Führerinnen sich entbieten, der empfängt,
Was auch für Ehren ihm der Pöbel seiner Zeit
Bestimt, wie weit auch seiner Lieder Preis
Den Erdkreis füllt; der Afterzeiten Krone nicht

Die nur des lasterfreyen Sängers Stirn umzieht.
Du foderst meinen lezten Unterricht,
Daß ich die Hand dir biete, wo
Jedweder Fehltritt dir verderblich werden kan;
Das, mein Vertrauter, foderst du von mir. —
So nim, nicht was ich selbst erfand (der schwache Mensch
Hat jede Wahrheit doch zulezt von Oben her;)
Nim, was in nächtlichen Besuchen mich
Ein Genius des Himmels lehrete,
In unvollkomner Wiederholung an!

Aus reiner Quelle kan ein reiner Bach
Entspringen. — Edler Jüngling! willst du nicht
Mit leerer Worte Schellenklang dir flücht'gen Ruhm
Erschleichen; o, so heilige zuvor dein Herz!
Gott lieben — ist der Weisheit Grund,
Ihn ehren — ist der Freuden Inbegrif. —
Im Raum der unermeslichen Natur ist ihm
Kein Gegenstand an inrer Würde gleich.
Er ist allein, (nicht Fürsten, nicht Erobrer sinds!)
Des kühnsten Hymnus Adlerflug —
Wer ihn nicht denken kan, mit innigem Gefühl
Nicht denken kan, zu welchem grossen Vorsaz ist
Der fähig? Säng' er auch von ihm;
So ist sein Lied nur prächtiges Gewäsch.
Nicht Davids heilger Chor, nicht Assaphs Harfenton.
Sobald des Menschen Sprache nur
Wohlklingender von seinen Lippen floß,
Bevor die Kunst annoch ihr Maas und Schranken gab,
Da war der Inhalt ihrer Lieder schon
Er, der dem Chaos diese Welt entrief,
Die Sterne wog, die Erden mit der Spanne maas,
Dem Menschen diesen Blick empor
Zum Himmel, seinem Ursprung, gab.
Und in der langen Folgezeit ward noch,
Von Volk zu Volk, kein Dichter gros, der nicht

Die kühnen Flügel auf zum Siz der Götter schwang
Und unter heil'gen Namen nicht den Inbegrif
Der höchsten Kraft in seinen Liedern feyerte.
So, mein Geliebter, sey die Gottheit dir
Auch deines Denkens erster Gegenstand,
Auch deiner Lieder Ziel, dein ganzes Leben durch.
Zu allen Tugenden erwärme dir
Religion das Herz, erleuchte dir den Pfad!

Fern sey von dir die Raserey,
(Wenn anders nicht das Wohl der Menschheit drauf beruht,
Und Klugheit nicht zur Strenge räth;)
Dich wider ein geweihtes Vorurteil
Zu sezen, Wehr und Waffen in der Hand!
In wilder Hize geht der Stürmer oft zu weit,
Reist von der heil'gen Stätt' ein Vorurteil herab,
Und sezt an dessen Statt ein schlimmeres darauf.
Oft selbst vertritt ein unerweislicher,
Einfältiglich geglaubter Saz dem schwachen Volk
Der Wahrheit Stelle, wird zum Samenkorn
Von tausend Tugenden und mancher edlen That.
Drum wapne lieber deine Muse sich
Mit Duldsamkeit und sanftbelehrender Vernunft,
Des Vorurteiles Hefen senken sich gemach
Und lassen oft den hellen Trank
Der Wahrheit überall zurück. —

Ernst sey indes und feyerlich dein Lied,
Wenn Würd' und Ernst sein Gegenstand erheischt.
Ich tadle nicht den, der bescheiden sich
Den Tejer Greis zum Muster nahm;
Allein wenn er mit Gott und Christus, wie
Mit Mädchen tändelt,*) oder anderweit
Der Christen heilige Religion

Mit

*) Des ist von alten und neuen Mystikern geschehen.

Mit seiner süssen Sinlichkeit vermengt: *)
Unwillig leg' ich das besudelte Papier
Dann zu verächtlichem Gebrauch zurück.
Einfältig, Einer Regel angemessen, sey
Des Dichters Wandel. Wer gewissenhaft
Von seiner Pflicht sich leiten läst, der zwingt
Aus seiner Leier keinen Ton hervor,
Der nicht zu andern stimt, der schwärmt so nicht
Zu Gott in zügelloser Phantasie hinauf,
Als wenn, sobald ein kleiner Anlaß ihn
Zu trunknen Lüsten reizt, er mit Bachanten rast,
Am Busen einer Lais er,
Auf Blumen hingegossen, Himmelsfreuden träumt.
Und so nicht weniger erlaubt er niemals sich
Und keinem jenen frechen Ton
Der niedren Sinlichkeit, der im verderbten Rom
Der Ton der feinen Leute war, der noch
So manches Liederbuch des alten Latiums
Entehrt, den kaum der zücht'ge Maro sich verbot.
Ihm reicht's nicht hin, wie einst dem Sänger Sirmiums **)
Von unbescholtnen Sitten selbst zu seyn:
Auch seinen Liedern, seinen frohsten Scherzen ist
Der Unschuld Siegel aufgedrückt. Wie freut es ihn,
Daß Deutschlands Heldensprache nicht
Zu jener Angezogenheit herab
Gesunken ist! doch auch wie kümmert's ihn,
Wenn manche Muse seines Vaterlands,
Mit ihrem Zeug zu ew'gem Ruhm versehn,
In Crebillons durchsehbarn Flor gehüllt,
Nur um der Stuzer flücht'gen Beifall bult,
Nur Bulerinnen zu gefallen strebt! —

Hinweg, unheil'ges Volk! — Wer Einer Tugend Werth
Empfunden hat, der hat zu Allen Hang.



*) Davon enthalten einige Almanache Beispiele.
**) Catull. XVI, 5. 6.

Der Musen ächter Zögling ist ein Mann,
Wie für die Welt, so für sein Vaterland,
So für den nächsten Zirkel seiner Wirksamkeit,
Für Freund und Haus. Wie härmt ihn allgemeine Not,
Wie Bürger Zwist, wie nicht der Fürsten Raubbegier,
Die, kalten Bluts, für wenig Morgen Lands,
Das Leben oft von Tausenden verschwendete!
Doch, wird von ungerechter, feindlicher Gewalt
Sein Vaterland bedroht: wie weckt da nicht
Sein lautster Donnerruf entschlafenen
Patriotismus auf! — Ins Feld, ins Feld, ins Feld!
Ihr Longobarden, ihr Vandalier,
Ihr Sueven, und du Volk Borussiens,
Ihr Söhne Friedrichs allesamt! — Wie unterhält
Da nicht Tyrtäus-Gleim mit hellem Flötenspiel
Den aufgeflamten Schlachtengeist! Wie theilt
Der Brennen Pindarus nicht Kronen, nicht
Unsterblichkeit den Göttersöhnen aus!
Und kehrt, an Ehre grösser, als er auszog, nach
Des Landes Genius zu seiner stillen Burg
Zurück: wie feyert da der sanftre Sänger nicht
Des süssen Friedens Glück, des Fürsten Vatersinn,
Und jeden Sieg der Kunst, und jeden höhern Flug
Der Wissenschaft, den ganzen schwesterlichen Chor
Der Bürgertugenden! —

Glückselig Land, wo weise Dichter sind!
Wie unauslöschlich tief
Dringt was der Schwan der Pleisse sang
Nicht in des Knaben, in des Mädchens Herz!
Wie stamlet nicht ihr froher kleiner Chor
Den Unterricht in Hillers Melodien nach!
Und, o! (dank ihm einmal, du Christenvolk,
Am Throne Gottes!) wie entwöhnte dich
Der fromme Gellert vom Gebrauch
Verjährten, unverstandenen Gesangs!

Wie lindernd ist der Trost von ihm ins Herz
Des Leidenden gegossen! Sein Gebet,
Wie herzlich; sein Vertraun, wie Felsen fest?
Wie rührend zittert nicht, wenn Not das Land beschwert,
Um reine Luft, um warmen Sonnenglanz,
Um Thau und Regen sein entflamter Wunsch
Zu Gott, dem Liebenden, hinauf! Sein Lobgesang,
In einem lauten Chor, wie füllt er nicht
Für jeden Segen Gottes, nicht für jede Frucht
Des unerschöpften Feldes, nicht für Speis' und Trank,
Für jede Lehre, jede Hofnung nicht, die Gott,
Ein allgemeiner Vater, seinen Kindern gab,
Der Tempel Innerstes! *) —

Nein! niedre Leidenschaft verträgt
Mit ächtem Dichtergeist sich ewig nicht.
Viel eher gatteten sich Flamm und Flut.
Betrogner Jüngling, findet erst dein Blick
Am Glanz des Goldes Lust **): o! wie ist dann sobald!
In Dunst und Nebel dir das Angesicht
Der immer lachenden Natur gehüllt.
Ein Sinn, der erst auf Wucher denkt, dem sind
Die Flügel schon gelähmt, den hebt nicht inre Kraft
Zur Sonne mehr empor; der hat zur Knechtschaft sich
Des herschenden Geschmacks herab gewürdiget;
Der dient mit feiler Hand, um Lohn und Brod,
Den Sosiern. — Des Kenners Beifall ist's,
Der trunkne Blick des Fühlenden, die Thräne, die
Er nicht erhalten kan; die Hofnung ist's,
Mit Ehrfurcht seinen Namen, nach Jahrtausenden,
Genant zu wissen, die dem allen, jungen Mann
Zu höherem Gesang Glut in die Adern strömt.
Des leichten Volkes Händeklatschen gilt

 Ihm

*) Horat. Epist. L. II. Ep. 2. v. 132 sqq.
**) l. c. v. 118. 119; Art. P. v. 330 sqq. Boileau A. P. Ch. IV. v. 125 sqq.

Ihm wenig, wenig ihm der Fürsten Gunst,
Wenn besseres Bewustseyn nicht
Ihm Zeugnis seines Werthes gibt.
Das Ungewönliche,
Sey es ein Puppenspiel, ein Wechselbalg
Des üppigen Genies; ein deutsches Bardenlied,
Auf Stelzen Griechenlands; ein leerer Minnesang,
Zum Dreyzack, oder Pfeifenbock gelallt,
Nahm unsern Pöbel stets durch seinen Zauber ein.
Weg mit Kothurn und Socken und dem eitlen Tanz
Der Bühne; wenn nicht innerer Gehalt
Den Zeitverlust vergütet, wenn allein
Mein Auge sich an Raritäten weiden soll;
Wenn so das Meisterspiel der edlen alten Kunst
Zum Bilderprunk der magischen Laterne wird!

Von schwarzer Galle, Freund, war dies kein Ausbruch, Neid
Und Scheelsucht brachte mich nie gegen Brüder auf.
Wie klein ist der, den jeder Vorzug kränkt,
Der einem andern wird! — Ist der ein Mann? —
O, Freund, verwahre gegen diesen Rost
Dein Herz.*) — Wenn vom Cithäron auf
Der Adler zu den Sternen steigt; so freue dich
Der Kraft der höheren Natur, so speise, weil
Ihm vorzufliegen Du aus richtigem Gefühl
Verzagst, mit Unmut deine Seele nicht.
Wenn du kein Waldstrom bist, der sich von Felsen stürzt,
Daß vom Geräusch der Himmel wiederhallt;
Was hindert dich ein Bach zu seyn,
Der mit melodischem Gemurmel vom Gebirg
Herunter in Arkadiens Gefilde rauscht? —
Daß Alle sich vertrügen; Ein Talent
Dem andern sich zur Hülf' entböte, diese Welt

Ein

*) Boileau A. P. Ch. IV. v. 111 sqq.

Ein schönes Ganzes würde: darum spendete
Der Menschen Vater seine Gaben zu
Ungleichen Theilen aus. — So hüte denn
Dich vor Verachtung auch des Kleineren.
Der du mit stärkrer Brust die goldne Tuba füllst,
Der Helden Sprache sprichst, und ihre Schlachten malst,
Dein Ruhm ist gros, die späte Nachwelt noch
Gesellt dich den Homeren zu; doch blicke drum
Verächtlich nicht auf den herab, der nicht
An deine Grösse reicht. Geringeres Verdienst
Ist immer noch Verdienst: Und findet nicht
Nach Möglichkeit, im kleinen gros zu werden Statt? *)
Ist nicht das Fabelbuch des schlauen Phrygiers,
So gut der Zeiten Ungemach entgangen, als
Des Mäoniden Lied, dem wütenden Achill
Gesungen; glänzt, ein kleineres Gestirn,
Des Tejers Name, nicht an Einem Himmel mit
Dem göttlichen Thebaner, der, ein Sirius,
Ins Unermesliche sein Licht ergeust?

Der Mensch, (und wär' er ungestalt und schwach und Dieb
Und Mörder;) ist von deiner Gattung, Freund!
Und deines Mitleids werth. Wer bist du, der du dich
Ihn mit Verachtung zu belegen unterfängst? —
„Vom ganzen Thiergeschlecht, das in die Lüfte steigt,
Die Meeresfluten theilt und auf der Erde kreucht,
Von Jahan bis nach Rom, von Peru bis zu mir,
Ist, wie mich dünkt, der Mensch das lächerlichste Thier.„
So schmäht ein Despreaux **). Ha! dachte wol sein Stolz,
Daß er zum Wurme sich erniedrigte,
Der an dem Purpur des Monarchen nagt?
Und rächt er sich am weiblichen Geschlecht,

Dafür

*) Virgil. Georgic. IV, v. 6.
**) Sat. VIII. v. 1-4.

Dafür vielleicht, daß ihm kein schönes Kind
Mit Gegengunst belohnete;
Wie flach wird nicht sein Spott! *)

Das Laster, Freund, allein ist deines Abscheus werth
Und Thorheit deines Spotts. Dein heisser Eifer und
Dein Hohngelächter treffe die; wenn du
In deiner engen Brust den Unmut nicht
Mehr fassen kanst. Dem Aberglauben reißt
Ein Haller so die Larve vom Gesicht;
So hat Cervantes einst den rasenden Geschmack
Aus seinem edlen Volk hinweggelacht;
So kehrt ein Misanthrop, bei Molierens Spiel
Von seiner Timonie zurück, indes,
Mit kühnem Arm ans Tageslicht geschlept,
Vor seinem Anblick selbst sich ein Tartüf entsezt.
Dem edlen Sänger Dank, der Bürger izt
In beßren Welten ist! — Den frechen Raufbold hat
Sein Satir einst bestanden; Kunst und Wissenschaft
Gesellen nun sich schwesterlich
Den feinern Sitten bei. Doch allenthalben nüzt
Nicht Tadel. — Freund, der Reiz der Tugenden,
In vortheilhaftes Licht gesezt;
Ein angemeßnes Lob, der edlen That ertheilt,
Oft namentlich dem, der sie that; ein Monument,
Einfältig schön und wahr, dem Biedermann geweiht,
Der, gegen Widerstand und Leiden oft,
Sein kummervolles Leben durch,
Der Pflichten rauhe Bahn durchlief:
Das alles facht in schönen Seelen mehr
Den Funken auf, der in der Asche glimt,
Das, ungezweifelt, zeugt mehr Tugenden,
Und beßrer Art, als jemals Ordensband
Und Stern und Jahrgehalt erzeugten. — Aber, Freund,
Auch

*) e. d. Sat. X. ganz.

Auch hier ist eine Scylla; Schmeichelei
Ihr Name. Tugend, die im ofnen Meere sich,
Im Sturm der Leiden sich erhielt, wenn Weisheit nicht
Sie leitete; fand noch an dieser Klipp' ihr Grab.
Der Held, und wär' er in den Styx getaucht;
Hat schwache Stellen noch, die der gelehrte Pfeil
Des Schmeichlers treffen kan. Ha! diese falsche Kunst,
Und führte sie den ganzen Paktolus
Mit vollen Strömen unsern Hütten zu,
Sey ewig fern von Dir und mir! — Ich sollte, Freund,
Dem Laster, oder nur dem minderen Verdienst,
Das geben, was ich Tugenden entzog,
Worauf Bescheidenheit stillschweigend Anspruch macht,
Was aller Redlichen geheimer Wunsch,
Für unerkanten Werth, für duldendes Verdienst,
Vom goldnen Barbyton des Musenpriesters heischt? —
Ihr Erdengötter, nein! vom innigen Gefühl
Des eighen Werthes schwoll mein Herz dazu
Zu hoch empor. — O! wählt den Ligurin
Zu eurem Tafelgast; für mich Unwürdigen,
Der, um zu essen, ißt,
Und von dem lautren Naß der Silberquelle trinkt,
Der auch das edelste Gewächs
Pannoniens verschmäht, wenn er dafür,
Mit Einem Worte nur, den Gecken feyern soll,
Dem schon der Midasohren Paar
Bis zu der Stirn' hinaufgewachsen ist. —

Mein Philomelus! soll ich noch zu Freundschaft dich
Ermuntern; fach' ich noch schuldloser Liebe Glut
In deinem Herzen an? Wie oder brenst du nicht
Vielmehr von diesen schönen Flammen schon?
Zog nicht ein inres, unerklärliches
Gefühl Dich erst zum edlen Philaret;
Und fesselte dich dann gleichförmiger Geschmack
Nicht fest an ihn? Ist er nun nicht dein andres selbst?

Ohn'

Ohn' ihn, was wäre diese Welt für dich? —
Und, mein Geliebter! brach der Freude Stral
Aus deinen Augen heller nicht hervor,
Wenn nur von fern sich Laura sehen lies?
Entschloß ihr Rosenmund zu süsser Rede sich;
Sprich: bebte dann nicht jeder Nerv' an dir?
Floß mit wollüstigem Gefühl dein Blut
Dann nicht in allen Adern um? Ja, Freund!
Ein liebevolles Wesen hat den Sterblichen
Die zärtlichste Empfindung eingehaucht;
Des Lebens schönste Stunden dank' ich ihr.
Und, wenn voll feineren Gefühls ein Lied
Mir aus dem Herzen quoll; so hatte Freundschaft mich
Und tugendsame Liebe mich dazu erwärmt.

Gewis verstehst du mich; dein Blick erklärt es mir,
Dein Blick voll trunknen Beyfalls, voll
Der Güte, die in deinem schönen Herzen wohnt!
So wandle denn die Wege zur Unsterblichkeit,
Dein guter Engel leite dich, und auch,
Wenn du's bedarfst, mein Rath. Nicht alles hab ich dir
Gesagt. Ein richt'ger Fingerzeig, zu seiner Zeit
Gegeben, ist dem Denkenden ein Buch
Voll allgemeiner Lehren werth. —

Blum.

5.

## Reise von *** nach Mariä Hülf auf dem Eichsfeld *).

den 18ten Jun. 778.

Eine Reise, die Sie schwerlich errathen werden, bringt Sie diesesmal um meinen Besuch, und mich um das längst gewünschte Glück, einige Tage bei Ihnen zu leben. Es war eine Reise nach Mariä Hülf, oder dem sogenanten Hülfensberge, um dort die grosse Wallfahrt mit anzusehen.

In meiner zarten Kindheit war ich schon einmal mit meiner Mutter daselbst gewesen, die damals ihre Verwandten zu T.... besuchte, das dicht am Fusse des Berges liegt. Die Lage des Berges, der ganz einzeln steht, und über viele andere hohe Berge herabsieht; der alte heidnische Hain; die alte Kirche vom heiligen Bonifaz wahrscheinlich am allerersten unter allen denen selbst erbaut, die er erbauet haben soll; die Heiligthümer daselbst; die erstaunende Menge von Andächtlern, Religiosen und Nichtreligiosen; die herliche Aussicht vom Berge herab fast über das ganze gebirgige Eichsfeld und ein Stück von Hessen: alle diese Dinge standen so fest in meiner Idee, daß ich einmal sagte:

*) Aus diesem Briefe, der von einem Frauenzimmer voll Geist an einen ihrer Freunde wirklich geschrieben worden, hat man kürzlich mit Vergnügen, in Herrn Prof. Schlözers Briefwechsel (18 Heft. S. 362—369) einen Auszug gelesen. So viel Angenehmes auch dort noch übrig geblieben, und so lehrreich und unterhaltend das Hinzugesezte ist; so werden doch gewis unsere Leser uns Dank für die Mittheilung des ganzen Briefes wissen, wozu wir die Erlaubnis der vortreflichen Verfasserin erhalten haben.

Anm. d. Herausg.

te: ich dächte, ich wolte fast jede Fensterscheibe der alten Kirche wissen, wenn man mich wieder dahin brächte. Mein Mann behauptete das Gegentheil; die Dinge schienen uns in unserer Jugend ganz anders, als bei reiferm Alter, denn wir sähen sie nicht mehr mit jugendlicher Empfindung. Gib Achtung, sagte er, was dir deine jugendliche Einbildungskraft alles vorfantasirt hat, wenn du Gelegenheit hast, den Ort wieder zu sehn! Um nun zu sehen, wer von uns beiden Recht hätte, wolte ich im Ernste meine damaligen und gegenwärtigen Ideen vergleichen, und reisete wirklich am vergangenen Sonnabend mit Herrn N... meinen Kindern und einer Magd dorthin ab. Für die Kinder hatte ich die Nebenabsicht, ihnen den römischen Gottesdienst zu zeigen. Denn selbst zu Rom mus man das nicht sehen können, was man hier zu sehen bekömt.

In Heiligenstädt nüzte ich die Zeit, in der gefüttert wurde, und führte die Kinder in allen Kirchen herum, die sich denn an den vielen Bildern und dem Puzwerk ungemein ergözten. Alles war voll von Wallenden, die hier beichteten und ihre Last nicht den Berg hinauf schleppen wolten. Nahe bei der Egidienkirche stand eine kleine alte Kapelle offen, auf deren Stufen ich immer Menschen knieen sah. Dies bewegte mich zu fragen, was sie hier verehrten? Es ist die elende Jungfer, sagte eine alte Frau, und da diese Antwort meine Neugierde nicht genug befriedigte, war ich unheilig genug, um die elende Jungfer recht anzusehen, die heiligen Stufen hinaufzusteigen, auf denen andere nur knieeten. Ein armseliges, altes, gelbes Marienbild, in allem Verstand elende Jungfer, war es, was ich hier fand, und aus dem Gebet des Volks vernahm ich, daß sie ihnen gegen das Elend (Epilepsie) helfen sollte. Ich ging hierauf nach dem Jesuiterkloster und wurde von einem mir sehr verehrungswürdigen Exjesuiten allenthalben herumgeführt. Ich fand die Wohnungen derer, so sich hier gewissermassen der Welt entziehen wollten, so schön, daß ich mich nicht enthalten konte zu sagen: hier ist gut seyn, Herr Pater! Es war nicht

möglich,

möglich, mich irgendwo lange aufzuhalten, da die Zeit so kurz war; denn ich wolte noch nach Mariä Hülf, und hatte hierzu ein Paar tüchtige Meilen, zwei Uhr Nachmittags, und einen ganz umbekanten Weg.

Dieser war anfangs ungleich besser, als der von ... nach Heiligenstädt. Nach einer Anhöhe führt er in ein flaches Thal mit Wiesengrund, und aus diesem in einen angenehmen Wald, wo er so eben und breit wurde, daß die Aussicht zwischen frei blieb.

Die Menge derer Wallenden vermehrte sich mit jedem Schritt der Pferde nach dem heiligen Orte zu. Mitten im Walde war Bier und Brandwein feil. Die Leute sassen und lagen unter einander auf der Erde, und immer mitten darunter ein Pfarrherr. Wir aber verweilsten uns bei der Fröhlichkeit der Büssenden. Am Ende des Waldes fängt das Eichsfeld wieder an traurig zu werden. Man fährt auf einer langen Anhöhe, durch dürre, elende Felder, auf denen die Halmen zu zählen wären, sieht und hört kein Dorf, und die Aussicht schliessen dürre unfruchtbare Berge.

Die vielen heiligen Stöcke auf diesem Wege, deren, wie ich glaube, alle 50 Schritte einer steht, und vor denen immer Menschen knieeten, so wie überhaupt das viele gehende Volk, machte hier unsere Unterhaltung. Jedes Bild dieser Heiligenstöcke zeigt, eins wie das andre, einen Christus der das Kreuz trägt; wie aus einer Druckerform waren sie alle, ein Gesicht, eine Hand, und ein Gewand; Nur hatten die Kriegsknechte manchmal eine Keule, manchmal eine Geissel, bisweilen einen Säbel, und wol gar eine Flinte in der Hand. Mir fiel dabei ein anderes Gemälde ein, welches die Belagerung von Jerusalem vorstellte, wo die Römer preußisch mondirt waren, einen FR. auf der Grenadiermütze führten und Kanonen hatten.

Eine Menge von Betteljungen fielen uns nun an wie die Heuschrecken. Ihre Mutter Gottes Gebetchen um einen Pfennig Seligkeit für mich, ergözten mich ungemein, und erschöpften meine Barmherzigkeit bis auf den lezten Dreier.

Endlich hatten wir Heiligenstöcke, Volk, und Betteljungen, dürren Weg, und magres Feld hinter uns. Wir befanden uns auf der Höhe bei einer Klause, und sahen den längst gewünschten Hülfensberg, freilich noch fern, aber doch schon das rothe Kirchdach.

Da stand er gegenwärtig, noch wie er so lang in meiner Phantasie gestanden hatte. Wie hüpfte mein Herz! Ich dünkte mich wieder Kind, und hätte alles drum gegeben, wenn mein Mann, der Widersprecher, auch da gewesen wäre. In der Klause hing der Heiland mit den Schächern in Lebensgrösse am Kreuz, abscheulich in Gips geformt, vermutlich noch aus der Kindheit der Kunst. Unter ihm standen die gewönlichen Personen, Johannes und Maria. Weil es Fest war, hatte man den leidenden Christus gepuzt, ihm einen Blumenkranz aufgesezt, und in jede Hand eine Päonie gegeben. Der gute Schächer hatte auch einen Kranz von Buchsbaum bekommen, aber der böse Dornreiser und Spinngewebe. Die Andacht des Volkes in der Klause war gros.

Auf dieser Höhe ist die Gegend reizend. Das Auge verliert sich und hat unzälige Berge, Bergschlösser, Klöster, Feld, Waldung, nur freilich nicht viele Dörfer, unter sich. Von hier ging es ein steiles, fürchterliches Thal hinab. Doch nur fürchterlich wegen des Abschusses; denn unten war Wald und Feld und das Dorf Berndrode.

Mir fing es algemach an ärgerlich und zugleich lächerlich zu werden, daß mir jeder Mensch, den ich fragte, wie weit T.., von hier sei, antwortete: vier Stunden; so hatte man schon zu Heiligenstädt gesagt, und nach dem langen Fahren war es schon 8 Uhr, und die Sonne ging hinter die Berge. Halb zu Fus und halb zu Kutsche kamen wir endlich in T... an, als eben die Jungfer Base, bei der ich herbergen wolte, im Begrif war zu Bette zu gehen, denn es hatte zehn geschlagen.

Auch hier gingen meine Gedanken zuerst auf die Pfarre, wo ich als Kind einmal 12 Tage gelebt und ge-

gespielt hatte — glücklich gewesen war. Es war in dieser langen Zeit kein Stein daran verrückt. Aber aufs Herz fiel mirs doch, wie viele man da alle binnen dieser Zeit todt herausgetragen hatte. Wo ist die Zeit hin! dachte ich; und wo alle die, so damals lebten, und dir Freude machten? Die lezten unter deinen Füssen, (denn ich stand auf dem Gottesacker, wo viele meiner Verwandten begraben liegen) ihre Grabstätte sind von Gänsen und Schweinen eben gelaufen, und mit dem dritten Pfarrer sind auch alle in diesem Dorfe vergessen. Du bist noch da, und unter welcher irdischen glücklichen Veränderung! eine Königin gegen alle die, die hier mit weit wenigerm eben so vergnügt, und gesünder waren, als du. Hier fühlte ich doch etwas von der Wahrheit, daß unsere Jugend und besonders unsere Kindheit ein glückliches Empfindungsvermögen habe, welches uns auch Millionen bei reiferm Alter nicht geben können. Ein Blick in die Zukunft, wie schnell sie noch bis zu einer solchen Ruhe fürüber fährt, und ein paar Thränen für die, so hier im Herrn schon ruheten und mich was angegangen waren — und nun geschwind vor die Thüre der erwähnten Jungfer Base?

Ich und mein Kopfpuz waren beide so sehr gewachsen, daß ich nicht zu ihrer Thüre hinein konte, ohne mich zu bücken. Sie selbst wohnte izt in einem elenden, dumpfigen, rauchigen, abscheulichen Bauerhäuschen, dem es an Bequemlichkeiten fehlte, die sich kein Eremit versagt. Da dachte ich an die elende Jungfer zu Heiligenstädt, und lachte, als ich durch ihre holpriche Diele zur Stubenthür hineinfiel.

Aber die Herrenkinder warfen die Nase auf, und wolten sich nicht sezen, denn kein Stul schien ihnen gut genug dazu. Auf dem Tische stand eine rauchende Oellampe, und alle Lebensmittel für die halbe Woche. Mama (schlich sich eins nach dem andern heran) werden wir denn hier schlafen? Ja freilich! Auf ihren Gesichtern konte ich lesen: das kan ich nicht! und aus dem Wunsche: o! wenn es doch schon wieder Tag wäre! vernahm ich, daß ich recht

gelesen hatte. Das war eine sehr sinliche Erfahrung für mich, wie unglücklich nun meine Kinder wären, wenn sie aus einem gerâumigen und wohl eingerichteten Hause, in das Haus einer Jungfer Base zu T... ziehen müsten.

Ich hatte Flaschenkeller und kalte Küche bei mir, und fragte nach nichts, als nach einem Bette, welches uns sehr reinlich und gut angewiesen wurde; aber es muste erst durch das Hinaufsteigen auf einer leiterförmigen Treppe mit Lebensgefahr erkauft werden.

„Herr N... (sagte die Base ganz treuherzig) muß mit in meiner Stube schlafen; es wird doch nichts thuen?„ Ich sagte eben so aufrichtig: o nein! sah Herrn R.'.. an, lachte und dachte an die 60 Jahre.

Die Nacht war herlich. Der Mond stand (zwar nicht mehr voll) neben dem Hülfsberge. Aber er schien so anmutig durch meine dicken Fensterscheiben, daß ich aufstand und alle Schieber aufzog, damit er recht hinein konte. Auf dem Berge gingen die Glocken die ganze Nacht hindurch. Es war noch derselbe Ton, den ich als Kind gehört hatte. Ich hätte für Freuden mit anbeten mögen. Diese und der andächtige vollstimmige Gesang der Wallenden auf dem Berge, die die ganze Nacht hindurch sangen, die stille heitre Nacht, mein lieber Freund der Mond — alles machte mir diese Nacht zu einer der feierlichsten, die ich jemals in meinem Leben gehabt habe. Ich nahm mir vor, sie recht zu fühlen und zu geniessen, nicht wie die Modeempfindler, die immer an einem Blätchen kleben bleiben, sondern als eine wahre Verehrerin der Herlichkeit und Majestät Gottes. Ich wolte nicht die lezte seyn, die ihn unter so viel tausenden in diesem Bezirk anbetete, und war nicht so stolz zu denken, ob mein Opfer ihm auch wol besser, als jener ihres gefallen möchte. Denn wir alle hatten doch einerlei Absicht, die, unsern Gott anzubeten.

Die Morgenglocke wekte meine Kinder aus dem Schlafe, und die Jungfer Base kam: wir mögten doch aufstehen, ehe der Rauch käme, denn ihr Haus habe keinen

Schorn-

Schornstein, und sie wolte uns Koffee machen. Wir stiegen, wie die Engel in Jakobs Traum, unsere Leiter zu unsern armen N... herab, den die plauderhafte Base und das Bellen der Dorfhunde die ganze Nacht nicht hatten schlafen lassen. Nun eileten wir zu unserer Wallfart, und wallten unter einer Menge Bauren diesen sehr hohen, aber wegen abwechselnder Waldung und Felder angenehmen Berg hinauf. Jede funfzig Schritte wurde uns unsere Mühe durch eine neue Aussicht vergolten. Ich fand alles, alles, so wie es in meinem Gedächtnis haften geblieben war. Auf dem Berge selbst waren schon mehr als 5000 Menschen in voller Andacht begriffen, ob es schon noch nicht 5 Uhr war.

Und wenn mir auch der ernsthafteste Philosoph weiß machen wolte, daß ihn das Sinliche des römischen Gottesdienstes gar nicht rühre, so sage ich nach meiner Empfindung: es ist wenigstens für mich nicht wahr. Immer hätte ich mit diesen 5000 Menschen zugleich hinknieen, und meinen Gott auf meine Manier anbeten mögen. Denn die Einfalt und Andacht des Volks rührte mich bis zu Thränen.

Die Kirche, die Kapelle, welche alleine steht, und die ein Landgraf von Hessen Rothenburg hat erbauen lassen, das Nonnenhaus mit samt dem pestilenzialischen Geruch darin, alles war noch so, und das Volk der Eichsfelder mit ihren Kopflappen und Bauchgürteln dasselbe.

Nun komme ich zur Hauptsache — zum Gottesdienste. Die äusserliche Andacht gerechnet, mit welcher er verrichtet wird, die ein Muster bleibt und von erleuchtetern Christen Nachahmung verdiente, ist er jedem, der solchen nur selten siehet, auffallend; aber zu einem so grossen Staatssystem, als das Römischkatholische zu seyn scheint, gehört vielleicht alles das, was wir aus jener Religion hinweg wünschen. Selbst das unaufhörliche, betäubende Singen. Es erhält, wo nicht immer die Andacht, doch den

Glauben, weil sich unter diesen kein Mensch besinnen kan, was er will.

Da sangen sie in der Kirche ein Lied, wo in lauter Mistönen alle Augenblicke vorkam; gelobt sey Jesus Christus. Dort in der Kapelle theilte man das Hochwürdige aus, und sang Nachtmalslieder. Das Volk, das nicht in beide ging, oder vielmehr nicht hinein konte, sang das Lied, wohin es eben wallte, mit. Nun kamen jeden Augenblick ganze und grosse Gemeinden, weit und breit her, mit ihren Fahnen und Kerzen auch singend angezogen, wallfahrteten mit Gesang dreimal um die Kirche herum, und Andere, die es eben gethan hatten, beteten in einem dreymaligen Umgange ebenfalls laut ihr: gegrüsset seyst du Maria 2c. Dort lagen wieder andere vor dem wunderthätigen Marienbilde und schrieen: o du allerheiligste Jungfrau; ich opfere dir und im Namen meines Schuzpatrons 2c. Ein paar Tage nach einander auf diesem Berge, ich weis nicht, was aus mir geworden wäre! Wir gingen in das Nonnenhaus, um von der Gallerie die Prozessionen zu sehn. Himmel, was gabs da! Einen Viehmarkt! Pferde, Schafe, 2c. denn andächtig ging der Bauer mit diesen Thieren in Prozession; die Thiere, weil sie auch krank waren, gingen eben so andächtig, als ihre Herren mit, die sie am Strick führten.

Ich sah vieles Volk mit einer Art von Puppen in der Hand herumgehn, die, weil sie keinem Menschen noch Thiere in der Welt ähnlich sahen, auch von mir unter keinem Linnäischen Namen angeführt werden können. Sie waren aus Handschuhleder gemacht und mit Haaren ausgestopft. Was diese bedeuten, werde ich in der Folge erzählen.

Wir wollten gern in die Kirche, aber dies wäre selbst für Geld nicht möglich gewesen; denn das Volk, welches dort die Benediktion kriegte, wolte sich erdrücken. Das Abendmal konten wir geben sehen, weil die Kapelle, wo es gereicht wird, abhängig am Berge, und ein grosses Thor bergauf daran offen stehet. Die Priester wechseln immer ab;

ab; Denn 3 Tage dauret dieses Fest, und der gröste Theil, welcher hieher wallfahrtet, nimt gewönlich das Abendmal. Einige tausend Menschen damit zu versehen, ist daher für die Priester keine geringe Arbeit. Ich fand besonders die Anzal der Marien Magdalenen ungleich grösser, als die der männlichen Sünder. Auch hier merke ich an, wie vorteilhaft alles für Sünder und Beichtige eingerichtet ist. Hier kent sich niemand, und mancher trägt seine Sündenlast hieher, damit es der ehrwürdige Herr im Dorfe nicht erfahre. Dadurch wissen aber die Mönche, was auf dem ganzen Eichsfelde geschieht. Ueberhaupt bringen solche Wallfahrten die christliche Kirche zusammen, machen den Glauben fester, bringen Geld in die Gegend und besonders in die Klöster. Hier ist ein kleines, in die Augen fallendes Verzeichnis zur Bestätigung der Wahrheit des leztern:

1) Jeder Mensch, der hinauf geht, opfert ohne Ausnahme der heiligen Jungfrau, jeder nach seinem Vermögen, man sagte mir auch, der Aermste 2 Gr. Sezen Sie diese Summe wenigstens auf 10000 2 Gr. Stücke feste.

2) Die Weiber opfern auch Flachs, Eyer, Speck, Würste, Leinewand ꝛc.

3) Jede Gemeinde kauft eine Kerze, nach dem Verhältnis ihres Vermögens, zu 2.3. auch 4—6 Rthl. diese wird nach dem Umgange geopfert.

4) Nun komt das Auffallendste. In der Klause, welche mit der Kirche zusammenhängt, ist eine ordentliche Bude. Da hängen an einer grünen hölzernen Tafel, welche an der Mauer fest gemacht ist, allerlei Gliedmassen von Menschen und Thieren in Wachs pussiret. Vor dieser Tafel steht, wie in jeder andern Kram bude, ein langer Tisch, oben mit einem Loch, wo das Geld hineingesteckt wird, und vorne bei dem Ein-

gange mit einer Thür verwahrt; hinter diesem sizt gewönlich eine Nonne aus dem Kloster Annarode. Hier kauft nun ein jeder das, was an ihm ungesund ist, betet die diktirten Ave Marie und Vater Unser, geht dreimal um die Kirche mit lautem Geschrei, fält vor dem wunderthätigen Marienbilde nieder, bringt das, was er gekauft, wieder zurück, und opfert

5) noch einmal. Wie oft nun ein und dasselbige Glied in einem Tage gekauft und auch wieder geopfert wird, kan man sich in unserm siechen Zeitalter ungefähr denken.

6) Die es nun recht gut machen wollen, kaufen auch noch kleine geweihte Kerzen für 6—8 Pf. auch 1 Gr. Diese hat ein Mann an derselben Klause feil. Reiche opfern auch wol grosse, deren Preis ich bestimt habe, brennen diese in der Klause auf dem Altar der Maria an und machen es auf oben erwähnte Weise.

7) Verkaufen auch noch die Nonnen alles Wasser, welches hier getrunken wird. Den Preis davon weis ich nicht zu bestimmen; lassen Sie aber auch die Kanne nur 2 Pf. gelten; was wird in der Hize nicht getrunken? Ich sah eine Menge Tonnen im Nonnenhause leer stehen.

In dem Nonnenhause sowol, als auf dem Berge, liefen allerlei Ordensleute durch einander her, und es durfte sich keiner blicken lassen, so lief das Volk, welches beichten wolte, ihm nach. Dann gingen sie, wohin sie eben kommen konten in die nächsten Winkel und hörten Beichte.

Die Kinder wolten gerne wissen, von welchem Orden dieser oder der wäre. Kein Mensch wuste es. Nun so fragte ich meine etwas erleuchtetere katholische Magd. Dieser da, sagte sie, der wird ein Barfüsser seyn, denn er hat keine Strümpfe an; und der da ist ein Berliner, oder wie sie heissen; (Benediktiner wolte sie vermutlich sagen)

ich aber dachte dabei an einen gewissen weit erleuchtetern Orden der Bibliothekare die man hier so nennt, und es ward mir schwer nicht zu lachen.

Die Nonnen selbst zu sehen, war uns nun noch übrig, aber unmöglich darzu zu gelangen. Ein gutherziger Mann brachte uns endlich durch eine kleine Hinterthüre in die vorerwähnte Klause. Man wolte mich anfänglich nicht durchlassen, aber da ich sah, daß man opferte, zog ich auch ein Geldstück aus der Tasche und hielt es auf gut Pharisäisch hoch daher; da lies man mich durch. Eine alte Frau, die mich opfern sah, sagte mir: ich solte einmal sehen, wie mich die heilige Jungfrau segnen würde; denn sie gebe alles 10000fältig wieder. Zum Glück, dachte ich, sezest du in diese Lotterie, wie in jede andere für Armen- und Waisenhäuser, und hoffest nicht zu gewinnen.

Die ledernen Puppen, wovon ich vorhin sprach, kaufen die Bauern auch und tragen solche beschriebenermassen für ihre kranken Thiere herum. Ein Bauer opferte sehr traurig sein bestes Schaf aus einer verpesteten Heerde, um damit den Rest zu gewinnen.

Alles war noch so, wie es gewesen war; nur der heilige Bonifaz hatte seine Umstände verbessert. Er hängt eigentlich als Märtyrer nackend wie Christus am Kreuze; wird aber auch auf dieses Fest gepuzt und hatte, da ich ihn das erstemal sah, ein Schillertaffend Gewand an. Dieses hatte eine fromme wohlthätige Hand in ein Silberstofnes verbessert und unter diesem Rocke opferte man. Es sah artig aus, wie die würdigen, Jungfern, die Nonnen, hier so geschäftig waren, das Opfer zu nehmen.

So sah es auf dem Berge aus — alles in Entzückung und Andacht. Am Abhange schenkte man Bier und Brandwein, verkaufte Eßwaaren und Paternoster, war äusserst lustig und sang: Schäzchen, warum bist du traurig ꝛc. Um 10 Uhr musten wir schon wieder von dem Berge, denn unser Weg war der weiteste. Es war inniglich Lust, von allen Ecken und Enden grossen Gemeinden zu begegnen, die

alle singend uns vorüber zogen. Die Andächtigen gingen oft mit blossem Haupte bei heissem Sonnenstich viele Meilen weit nach dem heiligen Orte. Von den Wundern, welche auf diesem Berge alle geschehen seyn sollen, liesse sich ein Buch schreiben. Einige davon haben mich sehr unterhalten; aber ich fürchte nach einem so langen Briefe Ihre Geduld durch meine Erzählung zu ermüden....

---

6.

## Projekt einer gnädigsten Landesverordnung

die

von getreuen Landständen in mehrern deutschen Staaten auf nächst bevorstehenden Landtägen höchst erspriesslich zu proponiren und dagegen allenfals eine verhältnismässige Erhöhung der bisherigen Landsteuer zu bewilligen seyn dürfte.

---

Wir N. N. von Gottes Gnaden u. s. w. fügen hiemit jedermänniglich und besonders allen unsern getreuen Unterthanen zu wissen, wie wir höchst misfällig bemerkt, daß in den löblichen Verordnungen unsrer Vorgänger an der Regierung glorwürdigsten und höchstseligsten Gedächtnisses wider die Hazardspiele eine der grundverderblichsten und schädlichsten Erfindungen dieser Art vergessen worden, nemlich das sogenante Lotto di Genua oder die Zahlenlotterie, welche, wie wir die sicherste Nachricht eingezogen, ganze Familien an den Bettelstab bringt, den Fleis und Arbeitstrieb tödtet, zur Faulheit gewönt, und ungleich mehr Unheil anrichtet, als irgend eines der in angezogenen Verordnungen genanten Spiele. Um dieses Unglück von unsern getreuen Unterthanen soviel möglich ganz abzuwenden, haben wir gnädigst gutgefunden folgende Einrichtung zu treffen:

1) Sol

1) Soll von nun an das in unsrer Residenz angelegte Lotto ganz cessiren, ob es uns gleich bisher die namhafte Post von ... abgeworfen, da wir es sowol der Pflicht als der Würde eines Regenten zuwider halten, den Raub von Dürftigen oder Unbesonnenen zu einem Theil seiner Einkünfte zu machen, und da wir der sichern Hofnung leben, in der Bereitwilligkeit unsrer getreuen Unterthanen zu allen Zeiten die gewisseste Zuflucht zu finden, um den Bedürfnissen des Staats zu begegnen.

2) Wird hiedurch allen unsern Unterthanen, wes Standes und Würde sie auch seyn, untersagt, in fremde Zahlenlotterien einzusezen. Wer dieses Verbot übertritt und aus einer fremden Lotterie gewonnen hat, soll diese Summe des Gewins doppelt erlegen, und der Angeber die Hälfte (mit Verschweigung seines Namens) erhalten. Wer nicht bezalen kan, arbeitet für jede 50 Thaler ein Jahr im Zuchthause. Wer eingesezt und verloren hat; gibt die Summe des Einsazes vierfach.

3) Solte einer unsrer christlichen oder jüdischen Unterthanen sich soweit vergehn, die Kollektur für eine fremde Zahlenlotterie zu übernehmen (ein Geschäft das hiemit für völlig unehrlich und dem Diebstal gleich erklärt wird) so wird er, sobald er des Verbrechens gehörig überwiesen, gehangen, *) und der vierte Theil seines Vermögens zum Vortheil des Angebers konfiscirt.

4) Fremde einschleichende Kollekteurs werden wie alle andre schädliche Landstreicher, zum erstenmal über die Gränze gebracht und ist ihnen diese unsre Verordnung bekant zu machen, beträfe man sie hernach weiter, so wird ohne alle Dispensation die vorhergemeldte Strafe an ihnen volzogen.

Dies

*) Solten sich unter den Landständen oder im Ministerio erklärte Feinde aller Todesstrafen finden, so wäre zu überlegen, ob ein lebenslängliches Karrenschieben etwa das schicklichste Surrogat seyn dürfte?

Dies ist unser ernstlichster Wille und Meinung, wornach ihr euch zu achten.

---

7.

## Abgedrungene Vorstellung unserer der Sechs vereinigten Anomalen: Wollen, Müssen, Dörfen, Mögen, Können und Wissen.

Wir die obgenanten vereinigten Anomalen sehen uns bewogen, den Weg einzuschlagen, den lezthin die Vokalen wider ihre Verfolger zu ergreifen für gut befanden, den Weg der Vorstellung und der Vertheidigung gegen diejenigen, die sich beigehen lassen, die Rechte unserer Verbindung zu kränken, in der wir, seit so manchem Jahrhundert, geruhig mit einander gestanden sind.

Wir haben uns, wie ein besonderes Völklein, das seine eigene, in allem Betracht unschädliche Sitten und Gebräuche hat, von der grossen Schaar derer regulären Zeitwörter abgesondert, errichteten aus uns eine eigene kleine Familie, hatten unser Wesen so vor uns, betrugen uns friedlich und schiedlich, kümmerten uns so wenig um dasjenige, was ausser uns vorging, als der Mann im Mond, um uns: und lebten so unter uns ein Jahrhundert nach dem andern hinweg, wie es einem kleinen unbedeutenden Freistaate ziemet und gebührt.

Wie wir dieses enge Bündnis schlossen (es ist so lange, daß wir nicht zu sagen vermögen, wann?) so wurde zum Gesez gemacht, daß in unserem kleinen Staat kein anderes Zeitwort, weder damals noch in Zukunft aufgenommen werden solle, es ändere denn seinen im Infinitif habenden Selbstlauter, schon in der ersten Person der gegenwärtigen Zeit und einfachen Zahl des Indikatifs, in einen

nen andern um. So muste sich **Wollen** verbindlich machen, daß es: ich **will**; **Müssen**, daß es: ich **muß**; **Dörfen**, daß es: ich **darf**; **Mögen**, daß es: ich **mag**; **Können**, daß es: ich **kan**; und **Wissen**, daß es: ich **weis**, führen wolle. Aus innerm Gefühl unserer Unvermögenheit, gegen die Uebermacht der regulären Zeitwörter, hielten wir uns weislich in den anständigen Schranken der Demut, und sezten die Regel fest, daß keines von uns, in der dritten Person der gegenwärtigen Zeit, den Minister T hinter sich nachtreten lassen solte. Diese bescheidene Verfügung wurde indessen durch unfürdenkliche Gewonheit zu einem Recht, worüber wir, als ein, uns von andern Zeitwörtern unterscheidendes Kennzeichen, wenn es mit den übrigen Requisiten versehen war, unverbrüchlich hielten: und wir gefielen uns, wenn es auch ein Uebelstand war, bei dessen Besiz doch so wohl, als ein Theil der Alpenbewohner bei ihren Halsauswächsen, wider welche andere Leute manches einzuwenden finden.

Wir hätten Zehn gegen Eins gewettet, daß wir, bis an das Ende der Tage Germaniens, in Eintracht mit einander leben und sterben würden, und doch müssen wir mit nicht geringer Bestürzung wahrnehmen, daß einige Gelehrte, besonders in Schwaben, uns in dem Besiz des Gebrauchs unserer Regeln beunruhigen, und bis jezt zwar nur Einen von uns, dem Wort **Wissen** nämlich, dadurch Gewalt anzuthun beginnen, daß sie solchen, unserem Grundsaz zuwider, in der dritten Person der gegenwärtigen Zeit, im Indikatif den Minister T, worauf wir so feierlich Verzicht gethan haben, nachtreten lassen, mithin das sonst gewönliche: er weiß, in das Wort: er weißt, umzuschaffen.

Wenn dieses nur Leutlein thäten, die zu demjenigen Volk der Schriftsteller gehörten, deren Werke das gewöhnliche Insektenalter, von einer Messe zur andern, erreichen, so würden wir dieser Neuerung ganz geruhig zusehen: aber, da es die besten und beliebtesten Schriftsteller ihrer Provinz sind, deren Schriften Hochachtung verdienen und erhalten,

so ist die Gefahr so klein nicht, die unserm kleinen Staatskörper drohet, und wir befürchten nicht ohne Grund, daß, woferne diesem Verfahren nicht Einhalt geschiehet, wir andere mit verbundene Anomalen Gefahr laufen, gleichfalls unser: er Will, Mus, Darf, Mag und Kan, in: er Willt, Must, Darft, Magt und Kant, verwandelt zu sehen, dadurch aber um unsere Eigenheit zu kommen. Diese Furcht erhält dadurch einen neuen Grad der Stärke, weil bei uns übrigen zu dieser Verwandlung ein Anstand weniger vorwaltet, als bei dem Wort Wissen, unserm geliebten Bundsverwandten: denn es nähert sich durch diese Aenderung dem regulären Zeitwort: Weisen noch mehr als zuvor, von dem es sich, wegen des verschiedenen Begrifs, doch so viel als möglich entfernt zu halten, gewünschet. Und wenn auch die Besorgung eines ähnlichen Schicksals über uns übrige ungegründet ist, das der Schuzgeist Germaniens verleihen wolle! so ist es doch für uns schon empfindlich genug, uns um den sechsten Theil unserer Eingehörigen geschwächt zu sehen. Ein Verlust, für uns sehr beträchtlich, für das grosse Volk der regulären Zeitwörter aber ein so unbedeutender Zuwachs, als bei Washingtons Armee ein Ueberläufer weniger oder mehr.

Wir kennen das Unzulängliche einer an sich nicht unerlaubten Selbsthülfe zu gut, als daß wir das lezte Mittel vorbeigehen solten, dessen sich Schwächere gegen die Obermacht fast einig und allein bedienen dörfen: nämlich aus allen von der guten Mutter Natur verliehenen Kräften zu schreien und zu winseln. Wir nehmen daher unsere Zuflucht zu einem Hochachtbaren Publikum, und bitten es, uns in seinen mächtigen Schuz zu nehmen, und den Eindrücken, welche der angezeigte üble Vorgang gemacht, nebst den traurigen Folgen für uns übrige kräftigst zu steuern. In dessen Gewogenheit wir uns besten Fleisses empfehlen.

---

8. Nach

## 8.

# Nachricht von der Preislerischen Künstlerfamilie in Nürnberg.

Der Name und die Geschicklichkeit der Preislerischen Familie ist zu bekant, als daß ich mein Vorhaben ihr Andenken zu erhalten weitläuftig rechtfertigen dürfte. Von dem Stamvater derselben, Daniel Preislern, hat Doppelmayr *) bereits eine kurze Nachricht gegeben, welche ich hier ergänzen will, um dieses Familienstück volständig zu machen.

Daniel Preisler wurde den 8 März 1627 zu Prag in der Neustadt geboren. Seine Voraltern, die sich jederzeit in Böhmen befanden, haben das Glasmalen, wo nicht erfunden, doch wenigstens sehr empor gebracht: wie denn hin und wieder in Böhmen Preislerische Glasmalereien von 1471 her und später gezeigt werden können, die sich volkommen schön erhalten haben, und von der Geschicklichkeit ihrer Verfertiger zeugen. Seine Aeltern wurden im ersten Jahr seines Alters genötigt auszuwandern, um den damaligen Religionsbedrängnissen zu entgehen. Sie gingen nach Dresden, wurden daselbst willig aufgenommen und erhielten das Bürgerrecht. Daniel verrieth allezeit eine grosse Neigung zum Zeichnen und Malen. Er wurde daher von seinen Eltern zu dem damaligen churfürstlichen Oberhofmaler und Inspektor des Lust- und Inventionshauses, Christian Schiebling, zu Dresden in die Lehre gebracht. Nachdem er seine sechs Lehrjahre überstanden hatte, blieb er noch zwei Jahre als Gesell bei demselben, und begab sich im J. 1650 auf

*) In der histor. Nachricht von den Nürnb. Künstlern. S. 230. Es sind bei der gegenwärtigen Nachricht Hrn. Prof. Wills Nürnberg. Gelehrtenlexikon und geschriebene Lebensläufe gebraucht worden.

auf die Wanderschaft, um sich in seiner Kunst geschickter zu machen. Auf dieser Reise besuchte er verschiedene merkwürdige Städte und kam bei dieser Gelegenheit im J. 1652 nach Nürnberg. Hier that er sich besonders im Porträtmalen hervor und bekam so viele Geschäfte, daß er sich daselbst niederzulassen entschlos. Er heirathete im J. 1654 die Tochter eines Gewandschneiders, Brandmeyerin, verlor sie aber in eben dem Jahre durch eine unglückliche Niederkunft. Im Wittwerstande gieng er, um seine Aeltern zu besuchen, nach Dresden zurück, wo er Gelegenheit bekam sich dem Churfürsten Christian, in Absicht auf seine Kunst, von einer so vortheilhaften Seite zu zeigen, daß ihm der Antrag gethan wurde, auf churfürstliche Kosten nach Italien zu reisen. Es unterblieb aber, weil sich wahrscheinlich Preisler nicht entschliessen konte, so abhängig zu seyn, als er es bei Annehmung dieser Gnade werden zu müssen befürchtete. Er ging also im J. 1655 wieder nach Nürnberg zurück, verheirathete sich zum zweitenmal und hinterlies, da er den 19 Jun. 1665 starb, zwei Kinder und eine schwangere Wittwe. Er wurde als Künstler von vielen hohen Standespersonen und allen die ihn kanten, geschätzt. Einige Gemälde von ihm, die sein Angedenken in Nürnberg verewigen, hat Doppelmayr bereits bemerkt.

Sein Sohn Johann Daniel wurde erst nach seinem Tode den 17 Jan. 1666 geboren. Sein Stiefvater, der Nürnbergische Kunstmaler Heinrich Popp unterrichtete ihn im Zeichnen; starb aber, als er eben ihn die Malerei lehren wolte. Preisler kam daher auf drei Jahre bei Murrer in die Lehre. Im J. 1688 den 25 Jun. ging er nach Venedig, wo er alles, was er in seiner Kunst merkwürdiges antraf, besah. Seine Begierde mehr zu sehen und zu lernen, wurde hiedurch so sehr gereizt, daß er im folgenden Jahre auch nach Rom, auf die hohe Schule seiner Kunst, ging, woselbst er durch Zeichnen und Malen nach Antiken seine Geschicklichkeit vermehrte. Er war im Stande, ein Gemälde, das er aufmerksam betrachtet, sich so tief einzuprägen

prägen, daß er es zu Hause, blos aus seiner lebhaften Einbildungskraft, so gut zeichnen und malen konte, als wenn er es vor sich gehabt hätte. Seine eigne Erfindungskraft erhielt durch die Meisterstücke, welche er täglich vor Augen hatte, eine solche Richtung, daß auch seine eigene Arbeiten die Bewunderung der Kenner erregten. Bei seinem achtjährigen Aufenthalt in Rom hatte er Gelegenheit auch manche andere Merkwürdigkeiten zu sehen; z. B. das Leichenbegängnis der Schwedischen Königin Christina, und einige Papstwahlen. Im J. 1696 kehrte er in dem Gefolge des Herrn Markgrafen von Onolzbach durch die Lombardie wieder nach Deutschland zurück, und kam den 28 May dieses Jahrs in Nürnberg an. — Seine Hauptstärke hatte er in historischen Stücken, wovon noch verschiedene Platfonds und Altarblätter in Nürnberg die Beweise sind. Er war aber auch ein guter Porträtmaler. Seine meisten Zeichnungen wurden wegen ihrer Vortreflichkeit in Kupfer gestochen.

Um durch seine Geschicklichkeit noch mehr Nuzen stiften zu können, brachte er es bei dem Magistrat dahin, daß im J. 1716 eine öffentliche Zeichnungsschule errichtet wurde. Es stehet dieselbe in Verbindung mit der schon ältern Malerakademie, über welche Preisler 33 Jahre lang Direktor war. Er gab zum Nuzen junger Leute die sich im Zeichnen üben wollen, verschiedene Werke heraus:

1) L'anatomia del Sign. Carlo Cesio d. i. deutliche Anweisung zur Anatomie, so viel einem Anfänger zu wissen nöthig, 1706.

2) Die durch Theorie erfundene Praktik, oder gründlich verfaste Regeln, deren man sich als einer Anleitung zu berühmter Künstler Zeichenwerken bestens bedienen kan. 3 Th. in Fol. (Sein Sohn Johann Justin hat dieses nüzliche Werk 1763 mit dem vierten Theil vermehrt.)

3) Anleitung, welcher man sich im Nachzeichnen schöner Landschaften oder Prospekten bedienen kan.

4) Gründliche Anweisung zum richtigen Entwerfen und Auszeichnen der Blumen nach dem Leben.

5) Anleitung zu Laub und Grotesquen Blumenrissen. — Fernere Fortsezung, bestehend in verschiedenen Schilden, Grotesquen und Zierleisten.

Seine lezte Arbeit war die Erfindung der Ziereinfassungen der Tabellen zu Scheuchzers Physica Sacra, welche Pfeffel in Augspurg verlegt hat. Wenn seine Gesundheitsumstände es erlaubt hätten, so hätte man noch mehr von ihm erwarten dürfen. Er war beständig heftigen Beschwernissen von Engbrüstigkeit ausgesezt, die oft tödtlich schienen. Er starb den 13 Okt. 1737 an einem Katharrfieber. Aus der im J. 1698 geschlossenen Ehe hatte er acht Söhne und drei Töchter erzeugt, von welcher einer Christoph Wilhelm die Arzneikunst studirte, in derselben promovirte und bereits vor dem Vater 1734 starb. Eine seiner Töchter Barbara Helena wurde die Gattin des noch lebenden würdigen Greises Oeding, Hofmalers und Lehrers der Zeichenkunst am Karolinum zu Braunschweig. Sie hatte eben das Malergenie, wie ihre Brüder und ihr Vater. Man hat von ihr verschiedene in Kupfer radirte Blätter, worunter ein grosser Prospekt von Altona ist. Ihr liebenswürdiges Bild hat ihr Mann gemalet, und ihr Bruder Valentin Daniel in schwarzer Kunst gefertiget. Sie war im J. 1776 nicht mehr am Leben. *)

Die übrigen vier Söhne, deren als Künstler hier gedacht werden muß, hiessen: Johann Justin, Georg Martin, Johann Martin und Valentin Daniel.

Alle

*) Hr. v. Heineke in seinen Nachr. von Künstl. und Kunstſ. 2ter Th. S. 13. f. gibt von ihr und ihrem Manne mehr Nachricht.

Alle diese Söhne verstanden Musik, und wenn ihr Vater sich ein Vergnügen machen wolte, so musten ihm seine fünf Söhne ein Konzert geben, wobei er sich in den Lehnstuhl sezte oder selbst mitspielte. Ueberhaupt verdiente die häusliche und brüderliche Eintracht der Preislerischen Familie als ein Muster aufgestelt zu werden.

Der älteste dieser vier Söhne, welche ihren Vater überlebten, Johann Justin, ist geboren den 4 Dez. 1698. Er genos von Jugend auf den Unterricht seines Vaters im Zeichnen und Malen und machte sich auch mit andern geschickten Malern seiner Vaterstadt bekannt. Er bekam bald grosse Lust fremde Länder, insonderheit Italien, zu sehen, und Künstler, die seine Fähigkeit kanten, bestärkten seinen Vorsaz. Creuzenach, nachheriger Feldzeugmeister bei den Generalstaaten, war ein erwünschter Gefährte, mit welchem er unter den besten Empfehlungen, besonders an General Schulenburg, den 3 Febr. 1724 nach Venedig abging. Der Nuzen dieser Empfehlungen äusserte sich besonders darinnen, daß Preisler überall freien Zutritt erhielt, wo sein wisbegieriger Geist Nahrung zu finden hofte. Die Originalgemälde Tizians, Pauls Veronesen, Tintorello, in den Kirchen und an andern Orten, waren für seinen Beobachtungsgeist eine Weide, die er sich so oft verschaffen konte, als er wolte. Es stund ihm auch der Zutritt zu den im herzoglichen Palast und im Consiglio grande befindlichen Meisterstücken jederzeit offen. Er erlangte in der dasigen Akademie bei dem berühmten Piazetta Bekantschaft mit vielen grossen Künstlern und suchte sich durch fleißiges Kopiren die Manier der besten Meister eigen zu machen. Nach einem Jahr verlies ihn Creuzenach und ging nach Rom. Preisler blieb noch ein halbes Jahr in Venedig, und hatte das Glück mit dem königl. poln. Gesandten, dem Grafen von Walzdorf, bekant zu werden, der ihm bei seiner Abreise nach Florenz gute Empfehlungen mitgab. In Florenz besuchte er fleißig die vortrefliche Gallerie des Grosherzogs, zeichnete daselbst vieles nach antikem Geschmack, malte und übte sich auch in der

Geometrie, Perspektiv und andern mathematischen Wissenschaften. Auf Erlaubnis des Grosherzogs kopirte er in dessen Residenz, oder dem Palazzo de' Pitti, ein Stück nach Raphael. Einige Kavaliere, die seine Geschicklichkeit hatten kennen lernen und dieselbe befördern wolten, lagen ihm an nach Rom zu gehen. Er that es im J. 1727 und sein Genie blieb auch hier nicht lange verborgen. Er wurde dem Baron Stosch, einem Kenner und Liebhaber der Alterthümer und Künste, bekant, und leistete ihm in seiner Gemmensamlung gute Dienste. Durch den Baron bekam er Gelegenheit, alles, was er vorzüglich fand, nachzeichnen und malen zu dürfen; wodurch er eine schäzbare und zahlreiche Samlung von Zeichnungen und Gemälden erhielt. Von Rom aus machte er eine Reise nach Neapel und sah daselbst alle Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst. Er bestieg den Vesuv, jedoch wegen seiner schwächlichen Gesundheit, und weil der Berg immer auswarf, nicht bis zur obersten Oefnung. Er besah die Bruchstücke der Tempel der Venus, des Herkules und des Merkurs.*) Nach einem monatlichen Aufenthalt kehrte er nach Rom zurück. Er machte sich hier noch näher mit den grösten Künstlern bekant, und besuchte mit dem Baron Stosch die vornehmsten Paläste in und ausser Rom, sogar die Katakomben, um nicht nur alles Merkwürdige zu sehen, sondern auch abzuzeichnen. Seine Kopien von historischen Gemälden (diese machten sein Hauptstudium aus) wurden ihm von anwesenden Lords und Kavalieren, das Stück um 100 Skudi gern bezält. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt ging er, dem Verlangen seiner Eltern gemäs, wieder nach Haus und gelangte den 30 Aug. 1731 in Nürnberg an. Er geriet oft in Versuchung, dem Verlangen des Baron Stosch nachzugeben, den er bei seinen gelehrten Reisen mit einem jährlichen Gehalt von 1000 Skudi begleiten solte. Der Tod seines Vaters aber bestim-

stim-

*) Der grosse Nürnberg. Künstler Schweikart gibt die wichtigsten davon izt in Kupfer gestochen heraus.

stimte seinen Entschlus dieses Vorhaben aufzugeben und seiner Mutter beizustehen. Er heirathete im J. 1738 die Wittwe des geschickten Landschaftmalers Graf, eine geborne Dorschin, von welcher wir zunächst mehr erzälen wollen. Seine Vaterstadt verkante auch seine Verdienste nicht, sondern suchte sie nach Möglichkeit zu benuzen. Es wurde ihm die Direktion der Malerakademie übertragen und nach dem 1754 erfolgten Tod seines Bruders Georg Martin wurde er auch Direktor der Zeichnungsschule. In beiden bildeten sich unter seiner Aufsicht geschickte Männer. Ausser den historischen Stücken, die von seiner malerischen Erfindungskraft zeugen, legte er sich auch mit Beifall der Kunstverständigen auf andere Arten der Gemälde. Die Statuae insigniores a Io. Iust. Preisler in Italia delineatae, die 1736 erschienen, waren eine Frucht seiner italiänischen Reisen. Er starb den 18 Febr. 1771 und hinterlies zwei Töchter. Die ältere derselben, Anna Maria, welche an Herrn Stein, einen Nürnbergischen Buchhändler verheirathet ist, hat die Kunst in Stein zu schneiden von ihrer Mutter erlernet und einige feine Arbeiten geliefert. Die jüngere, Anna Felicitas, ist eine Schülerin des Vaters im Zeichnen und Kupferstechen, und die Gattin des dermaligen Direktors der Zeichnungsschule in Nürnberg, Herrn Zwingers, der auch aus Preislers Schule gekommen ist.

Die Gattin des Johann Justin Preislers, Susanna Maria, ist den 8 Dez. 1701 geboren. Ihr Vater war der berühmte Edelsteinschneider, Christoph Dorsch, dessen Doppelmayr *) gedenkt. Dieser unterwies sie vom elften Jahre ihres Alters an in seiner Kunst: zugleich lernte sie von dem Direktor Joh. Dan. Preisler zeichnen, von dem berühmten Medailleur Pet. Paul Werner aber das Pussiren. Durch dergleichen vortreflichen Unterricht und gute natürliche Fähigkeiten brachte sie es in ihrer Kunst weit. Im J. 1721 verehlichte sie sich mit dem Landschaftmaler



*) In den oben angeführten Nachrichten S. 263.

Salomon Graf. Das Steinschneiden trieb sie fleißig fort, obgleich ihre Gesundheitsumstände durch oftmalige und meistens harte Geburten sehr geschwächt wurden.

Von den sieben Söhnen und zwei Töchtern, welche sie mit ihm zeugte, blieb keines am Leben. Nachdem sie im J. 1737 ihren Gatten verloren hatte, heirathete sie im folgenden Jahre Joh. Justin Preislern. Ihre Kunst brachte sie hiedurch zu grösserer Vollkommenheit, indem Preisler ihr den ächten antiken Geschmack beizubringen wuste; so daß sie die Arbeiten ihres Vaters hinter sich lies. Sie schnitte nicht nur Historien, sondern auch Porträte in Stein und zwar alles mit der linken Hand. Ihre Arbeiten findet man in kaiserl. königl. fürstl. und andern Gemmensamlungen, und diejenigen Steine, welche sie erst als Preislerin geschnitten, zeichnen sich vor den übrigen vortheilhaft aus. Ihre lezte Arbeit war das Porträt des portugiesischen Marquis Ximenes, der ihre Geschicklichkeit sehr bewunderte. Ihre Kräfte nahmen allmälig ab, und endlich würde ihr rechter Arm ganz unbrauchbar, der ihr, ob sie schon links schnitt, doch nicht ganz entbehrlich war. Sie starb den 8 April 1765 und hinterlies ihren Erben eine Samlung von etlichen hundert vortreflich geschnittenen Gemmen, in Jaspis, Kristall, Karniol, Chalcedon, Achat u.s.w. auf einige tausend Thaler werth, die dem Kabinet eines grossen Herrn zur Zierde gereichen würde. Es wurde ihr zu Ehren eine Medaille geprägt, welche Köhler *) und Hr. Prof. Will **) beschrieben haben.

Georg Martin ist der zweite Sohn Johann Daniels und wurde 1700 den 6 Nov. geboren. Er hat sich in der Kupferstecherkunst besonders hervorgethan, und zwar in Porträten und historischen Stücken, welche auch in Florenz

*) Im 17 Th. der Münzbelustigungen.
**) In den Nürnberg. Münzbelust. 2 Th. S. 185. f. wo auch ein Verzeichnis ihrer wichtigsten Arbeiten zu finden

renz wohl aufgenommen wurden. Nach dem Tod seines Vaters wurde ihm die Direktion der Zeichnungsschule übertragen. Er starb den 29 Aug. 1754.

Der einzige noch lebende Sohn ist Johann Martin, geboren den 14 Merz 1715. Sein Bruder Georg Martin war sein Lehrer in der Kupferstecherkunst, und er brachte es darinnen bald so weit, daß Monsieur le Cars auf die von ihm eingeschickte Probe ihn zu sich nach Paris kommen lies. Er arbeitete hier an den grösten Stücken, z. E. an der Gallerie zu Versailles. Unter andern wurde der Kardinal Bouillon sizend in ganzer Figur nach Rigauld von ihm in Kupfer gestochen. In Frankreich hielt er sich an die acht Jahre auf, und wurde, da er eben nach Deutschland zurückkehren wolte, von dem damaligen König von Dännemark nach Koppenhagen berufen, woselbst er noch gegenwärtig als königl. Kupferstecher und Prof. der Akademie lebt. Seine Arbeiten werden sowol in Frankreich als Deutschland sehr geschäzt. Jezt liefert er die vortreflichen Bildnisse der dänischen Könige aus dem Oldenburgischen Hause zu der Schlegelischen Geschichte. Wille in Paris hat ihn in Kupfer gestochen.

Valentin Daniel war der jüngste unter den Preislerischen Söhnen, geb. den 18 April 1717. Er legte sich anfangs auf die Wissenschaften und war auch um zu studiren bereits nach Altdorf gegangen. Er verlies aber bald wieder die Universität und widmete sich der sogenannten schwarzen Kunst. Zu diesem Ende reiste er auf einige Zeit nach Augspurg; nach seiner Zurückkunft handelte er das Kupezkische Porträtwerk an sich und vermehrte es mit dem sechsten Theil. Zwei Jahre hielt er sich bei seinem Bruder in Koppenhagen auf. Seine meisten Arbeiten waren Porträte, und unter diesen die lezten das von dem Hrn. Prof. Will in Altdorf und die Kupfer zu den Denkwürdigkeiten Altdorfs in Folio. Er starb den 8 April 1765, an einem Tage mit seiner Schwägerin, Susanna Maria.

9.

## Drei alte historische Gedichte.

Die drei Gedichte, die Ihnen übersende, sind alle aus dem 15ten Jahrhundert, allein meine Handschrift war aus dem 17ten. Das 15te Jahrhundert war reich an Spottliedern. Ich habe eine Anzahl davon gesammelt, worunter gegenwärtige drei gehören. Das zweite ist ursprünglich Oberlausitzisch, und wirklich ein Volkslied gewesen; wenigstens ward es überall von Bänkelsängern abgesungen, und enthält eine wahre Geschichte. Das dritte hat seinen Ursprung einer boshaften Seele zu verdanken, und ist mit der lügenhaftesten Bitterkeit geschrieben. Theobald im Hussitenkriege gedenkt desselben.

Anton.

I.

### Gesang

wider die, so vor Aussig flüchtig worden. 1426.

Er bosche vnd er boschin
Meysechen vnd hansethin
das bediete ich euch gar schier
daß sie sind grosse Fresser vier
wenn es wer heer also ferth
So wehrnn sie nicht also eines Biedermans werth
wie manche Frau sie haben behurt
und das Geld aus dem Lande gefurt
Et acceperunt munera
Et peruerterunt iudicia
et cum eorum avaritia et nequitia
per diabolica consilia

wie

wie gar manchen Man sie haben gemacht zu nichte
vnd sind dabei grosse bosewichte
das kan ich nicht gar getichten
noch gentzlichen ufgerichten
Sondern ich wil das lassin stan
vnd an den alten bossen heben an,
wie der getreten ist aus dem orden
vnd ist banierflüchtig worden
Er war an eren so gar verzeit
daß er hinausflog one alle seit
des stille wir got im himmel clagen
des von wegen eines zagen
So gar vil guter leut sind irschlagen
grosse Herren Ritter vnd knechte
Burger Gebauer vnd manch geschlechte
nun wir ofte vnd vil horen sagen
daß man der fromen geneust alle Tage
vnd der bosen gar ofte entgelten
gar in vil stedten vnd in felden
Die sich in der schanden wol haben gecleit
An hoffart vnd Geyerheit
In Wucher vnd in Unkeuschheit
vnd die den leuten Geld abgerissen
als er hatte getan im Lande zu Mießen
solche grosse Schanden
sagt man annoch in allen landen
Das ist zumal offinbar
daß er das nicht leugnen thar
auch hat er gespeiset die ketzer
wider got vnd die heilige lern
durch die Gaben, die sie nu haben gegeben
daß er desto baß in Turingen mochte leben
von einem Wayne *) einen gulden hatte genommen
daß die Speise in Behmen ist komen.
wer gute werke ritt.



*) Wagen.

Den glauben vmb gaben also giebt
Ist ein Zeichen das man saget vnd list
Daß er in seiner Boßheit ein vollkomner Schalk ist
Noch vilmehr bosheit hat er gethan
allein ich sie sonderlich nennen kan
wie er hát lassin ersteyn
wider seine Treu und ehr den wildenstein
Die Bosheit war ihm vil zu klein
Ein treflicher hier darnach geröbet *)
Daß er vil guter leut betrübet
mit seiner flucht di er vor Aussig thot
Dauon er von rittern vnd knechten aus seiner grossen not
Die ihn entsaget haben
Ich hofe, er wird nach drum zur Staupe geschlagen.
Und wer nur solche Schande wolte rächen
Der will sich vom Teufel gelichen
Drum beten wir alle gliche
beyde arm vnd riche
Alle fursten vnd furstinen
das sie nehmen das zu sinne
Und bedenken ihres selbst Nutzen vnd Fromen
Daß ihr land vnd leute nicht zu schaden komen
vnd sich ließen also bedeuten
daß sie ihr amt bestellen mit biderleuten
daß der liebes raths Tugend vnd Fromikeit
so werden die leute nicht verleit
Also in den Buchern geschrieben steht
honeste viuere
Alterum ne ledere
Federa non frangere
suum unicuique tribuere
Thun sie das, so thun sie wol
so werden sie alle gotes gnaden voll
so wollen mit im alle gleiche
mit gots hulfe komen in das himelreiche

*) geraubet.

nun will ich euch berichten
wenn geschehen ist solche geschichten
das ist gewesen, da man vns schreibet
Nach der Zeit da Jesus ist gewesen ein Kind. —

## 2.

## Auf einen vornehmen Räuber 1430.

Was wollen wir aber heben an
von einen frischen jungen Edelman
Er hat manchen stolzen ritt getan
Und ists im nun gelungen.

Fritsche zu seinem Knechte sprach
Sattle mir beyde Pferde
wir wollen nach Görliz auf die Strassen reiten
die Fuhrleute wollen wir schauen.

Da sie nach Görliz auf die Strassen kamen
Die Wagen wollten sie aufhauen
So bließ der Wächter auf seinem Horn
Auf dem Rathsthurme.

Fritsche zu seinem knechte sprach
Ich furchte wir seyn verrathen
Wern mir zu Seidenberg geblieben
So äßen wir gesottnes und gebratnes.

Fritsche zu seinem Knechte sprach
Ei knecht sie dich ein wenig um
Er sahe den Hauptman von Görliz kommen geritten
mit seinen hofegesinde.

Der Hauptmann wider den Fritschen sprach
Fritsche gieb du dich gefangen
Zu Görliz steht ein lichter Galgen hoch
Dran soltu Fritsche hangen.

Daß ich zu Görliz hangen soll
Des laß dich Gott erbarmen

S

So reun mich nichts als meine Stiefeln und Sporn
Dazu meine gute Gesellen.

Je reun dich nichts als deine Stiefeln und Sporn
Dazu deine guten Gesellen
Reun dich nicht mehr deine kleinen Kinder
Dazu deine schöne Jungfrewen.

3.

## Gesang

### von Könige Ladislaus in Böhmen Tode 1457.

1.

Nun will ich aber heben an
Des allerbesten das ich kan
ich will gar frolich singen
hilf reicher Crist vom himmelreich
daß mir es nicht mißgelinge.

2.

Von einem konige lobesan
Konig Laßlaw ist sein Nahm
Ein konig aus Ostirreiche
Je spricht man in der Cristenheit
findt man nicht seines gleichen.

3.

Er war in seinen jungen Tagen
Die Ungern hiessen ihn teutschen Knaben
Des haben wir sehr wol vernommen
das er zu Ofen ist ausgeritten
Zu Prag ist er umbkomen.

4.

Er schicket aus nach weiblicher Ehr
Er wollt irwerben freundschaft mehr
War ser in Frankenriche.

Nai

Nach einer Jungfraw seiberlich
Man findt' nicht ihres gleichen.

5.

Der konig aus Frankreich einen Brief sand
Der kam konig laßlaw in seine hand
Wie er ihn lesen sollte
Und wie ihm der konig aus Frankreich
Seine Tochter geben wollte.

6.

Er schrib, konig laßlaw, du liebster Sohn
Du weist gar wol was du solst thun
Die ketzer soltu vertreiben
So wird dir lob vnd ere gesagt,
wo du im lande solt bleiben.

7.

Konig laßlaw des briefs aufm Tische vergaß
Zu Hand ihn ein falscher ketzer laß
Er erschrack der mehr gar sere
wie bald er zu dem Rockzahn lief
verkundet ihm diese Mehre.

8.

Und da der Rockzan diese mehr erhort
Er rufet die kezer an einen Ort
begunt ihn die rede zu melden
da huben die falschen ketzer an
konig Laßlaw zu schelten.

9.

Sie scholten ihn aws Herzensgrund
Wie deucht euch um den teutschen hund
Solt er vns hier vortreiben
Wir woln ihm nehmen sein junges Leben
Er mag vns nicht entweichen.

10.

10.

Und da der Roth nun war vorbracht
Den sie obir konig laßlaw gemacht
wie sie ihn wolten tödten
sie hatten alle zusamen geschworn
wie sie enander helfen wollten.

11.

Sie gewonen die Riegel an der Thür
Unter einer Deck zogen sie ihn herfür
konig laßlaw den vierten
Der erste nam ihn bei dem haar
Und warf ihn auf die Erden.

12.

Er fiel wol nider auf seine knie
Gnadet mir edle hern allhie
Gnadet mir meines lebens
Und alles, was ich gewan
Das wil ich euch aufgeben.

13.

Er sahe sie alle barmherzig an
Vnd hab ich nirgends keinen treuen Man
Der mir seine Rede thäte
Sie sind mir alle treulos worden
Meine allerbeste Räthe.

14.

Girsick du lieber Vater mein
Nun laß mich bey dem leben mein
Ich will dirs nimmer gedenken
Schweiniz soll dein eigen seyn
Breßlau will ich dir schenken.

15.

Schweig, konig laßlaw es mag nicht geseyn
Schweiniz das ist vorhin mein
Breßlaw will ich gewinnen
hilft mir das ganze Böhmerland
Ein konig bin ich drinnen.

16.

So schneidet mir eine graue kappen
Und Ich wil in ein Kloster gehn
Aus meines vatern riche
Es bleib ein konig wer da wil
Immer und ewigliche.

17.

Sein guter Rath half ihm nicht sehr
Sie hatten vergessen treu vnd er
die herren von Böhmerlande
daß sie konig laßlaw getödtet han
haben sie grosse schande

18.

Auf die reden haben sie ihn gestreckt
Mit einem kissen haben sie ihn ersteckt
Sein gemächt haben sie ihm zerbrochen
wir wollens got Vater im himmel klagen
Der läßts nicht ungerochen.

19.

Und da er nun gestorben war
Glüht er recht als eine Rose klar
wol unter seinen Augen
daß ihm das blut, über die wangen rann
dran hatten sie keinen Glauben.

20.

Er lag bis an den dritten Tag
Daß er da nicht begraben ward
Man ließ ihn niemand schauen
Und do man ihn zu Grabe trug
Ihn weinten Man und Frauen.

21.

Da sprach ein Kezer unter ihn
Nun hebt ihn auf und tragt ihn hin
Den konig aus teutschen landen
Solt er uns hier vortrieben han
Das wer eine grosse schande.

22.

Und da sprach sich der Girsick
Der Behmische konig bin ich
konig laßlaw ist gestorben
Durch seines falschen glaubens willen
Drum ist er vordorben.

23.

Da sprach sich auch der Rockyzan
Eines neuen Sitten nehm ich nich an
Osterreich will ich zerstören
Denn ihren Glauben weis ich wol
Ihr Herzog will ich werden.

24.

Der Girsick ist so hoch geboren
Gleich als einer, der ist beschorn
Er ist ihm wol gleiche
Mit Rauben stelen und Verrätherei
Damit ist er worden reiche.

25.

Konig Laßlaw was ein junger Man
Es wolte den Girsick bei ihm han
Er hatte ihn auserkoren
Ja sprech ich auf die Treue mein
Er ist ihm treuloß worden.

26.

Konig Laßlaw du viel edles Blut
Gott Vater halt dich in seiner Hut
Mit Cristo seinem Kinde
Daß du also ermordet bist
Von deinem Hofgesinde.

27.

Und der nun dieses Liedlein sang
Ein gelehrter Man ist genant
Er hats gar wol gesungen
Von konig Laßlaw lobesan
Ist ihm recht wol gelungen.

10.

# Briefe
## eines Reisenden an Herrn Drost von L B.

den 13ten Aug. 1775.

— — — Mein Aufenthalt zu Leipzig verursachte mir bald Langeweile. Die Gesellschaft deutscher Schauspieler, welche der Hof zu Dresden in sofern unterhält, daß er das, was durch die Einnahme nicht aufkömt, aus der Schatulle zuschießt (dieser Zuschuß hat im vorigen Jahre 8000 Rthl. die Einnahme an 10000, folglich sämtliche Unkosten des deutschen Schauspiels an Gehalt, Theaterkleidung, Dekorazionen, Erleuchtung u. s. w. 18000 Rthl. betragen) hält sich von der Oster- bis nach der Michaelmesse zwar in Leipzig auf, allein sie spielt, ausser den Messen, wöchentlich nur einmal. In einem Wirtshause der nahgelegenen Dörfer, getrau' ich mir oft mehr Personen aus den gesitteten Ständen beisammen zu finden, als zur Sommerzeit im Schauspielhause. Hier bestehen die mehresten Zuschauer aus solchen, von denen man noch eher erwarten könte, daß sie Land- und Gartenluft dem Schauspiel vorziehen würden — aus Studenten. Ich habe verschiedene Abende bemerkt, daß nur in zwei oder drei Logen ein Paar Zuschauer waren. Freilich mag die Schuld mit daran liegen, daß nur selten ein neues Stück aufgeführt wird. Kan aber wol der auf wahren Geschmack Anspruch machen, der nichts als die Neugierde besizt, ein Schauspiel, selbst ein Gutes, nur einmal anzusehen, und, wenn es dadurch den Reiz der Neuheit bei ihm verloren hat, gleichgültig dagegen zu werden? — Von dem hiesigen Parterre mus ich rühmen, daß es so gesittet ist, als man wünschen kan; wenigstens herschte in allen Vorstellungen, denen ich beigewohnt habe, die äusserste

Stille. Pochen, Pfeifen, Scharren hab' ich nie gehört, und selten, aber doch fast immer nur, wenn es der Schauspieler verdiente, ward die Täuschung durch lauten Beifall während der Vorstellung unterbrochen. Das ist nun freilich unangenehm für den, welcher überhaupt, selbst nicht gern einmal zwischen den Akten, in seiner Empfindung will irre gemacht seyn. Indes läst sich dies schon übersehen, da ein Haufen junger Leute, aus mehr als einer Ursache diesem Ausbruch des Vergnügens schwerlich widerstehen kan. Am Theater selbst ist seit der Zeit, daß der sel. Koch darauf spielte, nichts verändert worden, so daß fast bei allen Lustspielen noch die alte Dekorazion, der gewölbte bläuliche Saal mit einer Flügelthür im Hintergrunde, zum Vorschein kömt. Diese Dekorazion ist an sich schön, nur wird der gewölbte grosse Saal dann oft sehr unschicklich, wenn der Zuschauer Leute darin wohnen und handeln siehet, welche man eher in einem Zimmer suchte, worin sie kaum gerade stehen könten. Ueberhaupt wird auf den meisten Theatern zu wenig für die wahre Täuschung des Auges gesorgt. Wenn man (wie die Leipziger den Saal) eine Dekorazion zehnmal gesehen hat, so wird freilich das Aug so bekant mit ihr, daß ihm nichts daran mehr auffällt. Dagegen hab ich mit Vergnügen bemerkt, daß während der ganzen Vorstellung niemand zwischen den Kulissen zu sehen ist. Koch lies zwar auch auf dem Anschlagzettel sezen: aus bekanten Ursachen würde niemand hinten auf das Theater gelassen; daß aber dennoch darauf nicht so streng als izt gehalten wurde, mogte wol daran liegen, weil der alte Mann selten ins Schauspielhaus kam. Solt' es aber wol nicht angehen, die Kulissen überhaupt abzuschaffen? Es kömt blos darauf an, ob sich dies bei einem grossen Theater eben so gut thun liesse, als bei dem kleinen, welches der Graf M. von Brühl auf einem Landgute bei Dresden zum Privatvergnügen angelegt hat. Bei diesem besteht die Dekorazion, statt der Kulissen, aus drei Wänden, wodurch der höchste Grad von Täuschung bei dem Zuschauer erregt wird; denn er sieht wo-

der die Lichter, noch sieht er die Schauspieler durch die Wände ins Zimmer kommen, sondern sie gehen durch die Thüre, wie andre ehrliche Leute auch thun. Zu meinem grossen Misvergnügen hab' ich die Hauptsache: wie die Erleuchtung angebracht sey? vergessen. Die Sache selbst aber hat ihre Richtigkeit, und selbst verschiedene Schauspieler der Dresdner Geselschaft haben auf diesem Brühlischen Theater gespielt. Von den Schauspielern selbst hab' ich Ihnen wenig zu sagen, denn, lieber Himmel! über was wird izt mehr geschrieben, als über diese? Ich habe sie in zu wenigen Rollen gesehen, als daß ich Ihnen dreist mein Urtheil über die Leipziger schreiben mag, das aber versichere ich, und wenn Sie es wolten drucken lassen: die Geselschaft gibt der Kochischen, so wie sie war, als wir sie in den Jahren 1765 und 1766 sahen, gewis nichts nach. Ihre Mitglieder stehen auch, so wie damals bei dieser, wegen ihres persönlichen Karakters, in gutem Ruf. Hr. Brandes, welchem die Direkzion, das heist bei dieser Geselschaft, blos die Wahl der Stücke, Vertheilung der Rollen u. s. w. aufgetragen ist, hat just das Phlegma, welches zu einem solchen Posten gehört; allein dies ist vielleicht auch die Ursache, warum er, der sonst Kenner genug seiner Kunst ist, nach Versicherung derer, welche (wozu sonst eigentlich niemand gelassen wird) zuweilen den Proben der Stücke beigewohnt haben, Schauspielern, die von ihm lernen solten, nicht streng genug ist. Das läst sich aber auch leichter bemerken als thun. Die Geselschaft wird übrigens sehr gut besoldet; z. B. Hr. Brandes und seine, auch ohne Rücksicht auf ihre theatralische Verdienste, vortrefliche Frau erhalten 1500, Hr. und Mad. Reineke 1200, Hr. Günther 800 Rthl. Doch müssen Sie auch rechnen, daß sie sich halb zu Dresden, halb zu Leipzig aufhalten müssen, und folglich an keinem Orte ihre Oekonomie so einrichten können, als wenn sie fixirt wären. Hr. Bock, welcher sonst Theaterdichter bei der Ackermannischen Geselschaft war, ist es jezt bei dieser. Er scheint mehr für seine Bequemlichkeit, als seine

Kunst zu leben; denn er arbeitet wenig, wohnt auf einem Gartenhause vor der Stadt, kömt selten ins Schauspiel, und vernachläßigt das Aeussre an sich, so wie die Natur ihn selbst darin etwas vernachlässigt, aber dafür ein desto zufriedeneres Herz gegeben hat.

Wie gesagt, mein lieber Freund, die Langeweile trieb mich von L. weg. In acht Tagen nur Ein Schauspiel und sonst ohne genaue Bekantschaft, welche mich gefesselt hätte; was solt' ich länger verweilen? Hätt' ich mich noch ein Paar Tage im Richterschen Gemäldekabinet einschliessen können, dann wär' ich geblieben. Aber Sie wissen, die Gabe mich zuzudrängen, wo man mich nicht genug kent, ist mir nicht gegeben. Angeblickt hab' ich dies Kabinet freilich, denn es steht jedem Liebhaber, an einem Nachmittag in der Woche, zwei Stunden offen. Weil man es aber in dieser Zeit nicht besehen kan, so ist's besser, ich sage weiter nichts davon, als daß diese Samlung schöner ist, als viele deutsche Fürsten eine besizen, und daß viele dieser Fürsten sehr in Verlegenheit seyn würden, wenn sie Richters Gemälde nach dem Werthe bezalen solten. Dieser Aufwand eines deutschen Kaufmanns gefällt mir sehr, denn er ist in mehr als Einer Absicht verdienstlich um die Kunst.

Ich hatte in L. so viel von den Veränderungen gehört, welche zu Lauchstädt auf Kosten des Kurfürsten gemacht wären, daß mich das verleitete, solche zu sehen, einige Meilen umzureisen. Unter den Badegästen traf ich verschiedene Bekante, unter andern unsern Freund R. Sie waren alle von dem Tone nicht sehr erbaut, welcher sich hier seit einigen Jahren eingeschlichen hat. Der Adel sondert sich ab, nimt gewönlich den Tanzplaz und die Pavillons zum Spiel ein, so daß die übrigen Gäste wieder eine Klasse ausmachen, und bei beiden im Ganzen nichts weniger, als ungezwungene Gleichheit und Neigung das allgemeine Vergnügen einer Geselschaft zu befördern, welche im Grunde einerlei Zweck hat, in diesem Bade herscht. Wer daher nicht Freunde unter den Badegästen findet, welche ihm den Aufenthalt

halt angenehm machen, der würde, mitten in einer Gesellschaft von einigen hundert Leuten, die schmäligste Langeweile haben. Es giebt hier gar keine Abwechselung des Vergnügens, denn es besteht in einem ewigen Auf- und Niedergehen der Alleen; höchstens kan man in den Saal treten, und ein Frauenzimmer zur Menuet auffodern, mus sich's aber auch gefallen lassen, daß sie's abschlägt, wenn man ihr und der gnädigen Frau Mama nicht näher bekant zu seyn das Glück hat. Wie sehr die meisten Badegäste sich ennuyiren (um mich einmal in ihrem eignen Ton auszudrücken) und wie kleinstädtisch es, troz den vielen Excellenzen, welche sich gewönlich im Sommer dort aufhalten, noch zugehe, mögen Sie daraus schliessen, daß man fast überall, als ich das erstemal in der Allee erschien, die Köpfe zusammensteckte, und nicht eher ruhete, als bis man herausgebracht hatte, wer ich war? Meines Wissens hab' ich weder in meiner Person noch Kleidung das geringste Auffallende, welches eine so merkliche Neugierde bei Leuten dieser Klasse entschuldigen könte, folglich mus wol der Mangel an Unterhaltung ihnen die geringfügigste Kleinigkeit wichtig genug machen, die Leere von einigen Minuten auszufüllen. Das ist nicht der Fall bei vergnügten Menschen; denn diese lassen sich selbst durch keinen Prinzen stören. Bei dem allen ist L. ein gutes Bad für den, welcher es seiner Gesundheit wegen brauchen mus. Die Einwohner von L. haben seit einigen Jahren ihre Häuser noch immer mehr zur Bequemlichkeit der Badegäste eingerichtet, und wenn gleich die Anzal der Fremden fast mit jedem Sommer, den izigen ausgenommen, sich vermehrt hat, so ist es doch wolfeiler hier, als in irgend einem andern Bade. Da indes die Zahl derer, welche sich hauptsächlich des Vergnügens wegen einen Theil des Sommers hier aufhalten, ohnstreitig die gröste ist, so räth schon die Politik, ihnen den Ort angenehmer zu machen, und die Regierung behält gewis dreimal so viel Geld im Lande, oder zieht es von auswärts hinein, als sie jährlich auf die Verschönerung von L. wendet. Ich glaube nicht,

 daß

daß man in allen den Ländern deutscher Fürsten, worin man Bäder in Aufnahme zu bringen sucht, die Gesundheit zum ersten Augenmerke habe. Es gibt so viele reiche Müßiggänger, die mit ihrer Zeit und ihrem Gelde nichts bessers anzufangen wissen, als daß sie beide ins Bad tragen. Die erste mag immer aus dem Lande gehen; dabei ist höchstens weiter kein Verlust, als daß ein Duzend Filetmanschetten weniger darin gestrickt werden; aber wenn man das andre durch ein inländisches Bad unter die Landeseinwohner bringen, und sie mit fremdem Gelde bereichern kan, so ist der Verlust, welchen die Landesherliche Kasse durch Verschönerung des Bades leidet, ein zurückkehrender Gewinn. Indes macht es dieser Aufwand nicht allein aus; alles kömt fast darauf an, daß Gleichheit und zwangloses allgemeines Vergnügen der herschende Ton darin sind. In L. sucht man es in Kleiderpracht. Eine Dame mus sich in der Allee, anders am Morgen, anders am Nachmittag, und anders am Abend zeigen, sonst weis sie nicht nach Badeton zu leben. Diese Eitelkeit, welche hier in der That am lächerlichsten ist, hat sich auch bis auf die Männer ausgebreitet, und R. hat mir erzält, daß er einen Kammerherrn, vier Wochen nacheinander, alle Tage in einem andern Kleide gesehen, der Graf Orlow hingegen, als er vor drei Jahren in Lauchstädt war, in vier Wochen seinen blauen Sommerrock von Perkan nicht ausgezogen habe. Ein Frauenzimmer ist zu L. in Ansehung der Moden übel dran, wenn sie auch nur zehn Meilen weit herkömt. R. hat genung zu thun gehabt seine Frau mit ihren Kopfzeugen in die Allee zu bringen, und sie wird freilich den Damen von Dresden und Leipzig Stof genung zur Unterhaltung gegeben haben, ob ich gleich sagen mus, daß sie sich, nach meinem Gefühl, mit Geschmack kleidet. Die wohlfeilste Mode ist die, daß fast alle Damen an einem Badestocke gehen, wovon das Stück nicht über 18 Pfennige kosten wird, und deshalb mag man ihnen immer diese Affektazion so lang verzeihen, bis sie anfangen werden, auch Englisch und Deutsch am Stocke zu

tanzen.

tanzen. Der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wegen ist das Degentragen in den Alleen verboten, und ich habe selbst Offiziere da ohne Degen gesehen. Ein Zwist, der vor einigen Jahren in Gegenwart der ganzen Versamlung ausbrach, soll dazu Gelegenheit gegeben haben. Dies Verbot wird Ihnen gewis gefallen; was würden Sie, nicht zu einem Gebot, sondern zu einer Etikette sagen, die der Hof leicht, zur Verminderung der beschwerlichen Pracht in der Frauenzimmerkleidung, einführen könte: keine Dame soll Zutritt bei allgemeinen Vergnügen im Bade haben, welche nicht in weisses Nesseltuch gekleidet ist! Diese Art von Baduniform für die Damen würde nicht blos dem Beutel der Männer behagen, sondern auch ihren Einflus auf ein beßres Verständnis unter Leuten von so verschiednem Range haben. Der Rang solte überhaupt nirgend weniger sich brüsten, als an einem Orte, der dem geselschaftlichen Vergnügen so sehr gewidmet ist. Man wird die Exzellenz auch im Bade eine Exzellenz seyn lassen; wenn sie es aber hier so sehr als in ihrer Antischamber seyn will, so wird die Exzellenz zu einem Störer des öffentlichen Vergnügens. Sie müssen aber nicht glauben, daß diese Absonderung, dieser dumme Rangstolz blos in L. sich so eingenistet habe; zu Pyrmont habe ich ihn noch weit ärger gefunden, und da lobt man den Sächsischen Adel, welchen man zu Lauchstädt getadelt hat. Ein wahrer Beweis, daß mehr dazu gehört, die Kunst sich im Bade zu vergnügen, woraus doch die meisten ein eignes Geschäft machen, praktisch zu treiben, als ein Beutel voll Dukaten.

Es haben sich einige Sommer herumziehende Komödianten zu L. eingefunden, und in dem sogenanten Gartensalon gespielt. Wenn diese Schauspieler aber auch nicht so elend gewesen wären, als sie gewesen seyn sollen, so würd' ich doch, hätte ich mich damals in L. aufgehalten, mich dafür bedankt haben, in diesem Saale, der, wie Sie wissen, sehr klein ist, vor Hize zu zerschmelzen. Dem ohngeachtet hat man mich versichert, daß der Saal nie leer gewesen sey; abermals ein Beweis, wie sehr die Langeweile die Geselschaft drücken müs-

se. Liesse der Kurfürst ein Schauspielhaus nur von Brettern aufbauen, und in der Badezeit die Leipziger Geselschaft dort spielen, so würde theils die Zahl der Gäste grösser, theils das Vergnügen vermehrt, und die Einnahme der Schauspielkasse erhöhet werden; denn, statt daß die Geselschaft zu Leipzig einmal in der Woche spielt, könte sie hier drei Vorstellungen geben. Leipzig würde wenig dabei verlieren, da so wenige das Schauspiel im Sommer besuchen, und wenn der Aufenthalt zu Lauchstädt den Schauspielern etwas kostbarer fiele, so könten sie leicht durch die mehrere Einnahme schadlos gehalten werden. Um ganz sicher zu gehen, liesse sich der Weg des Abonnements versuchen.

Endlich trente ich mich von R. und sezte meine Reise über Weissenfels fort. Das Schlos liegt auf einem Berg, und gegenüber das Reithaus. Lezteres sieht einem besondern kleinen Schlosse von weitem ähnlich, und fält von fern besser in die Augen, als in der Nähe, denn da wünscht man es gar nicht gesehen zu haben; so wüst und verfallen ist alles daran von innen und aussen. Kaum solte man glauben, daß hier noch vor zwanzig Jahren eine glänzende Hofhaltung gewesen sey, so sehr hat die Zeit schon ihre Rechte an diesem Schlosse, und dem, in einer edlen Manier erbauten, grossen Reithause ausgeübt. Das Kurhaus hat der Schlösser so viele, daß man sich freilich nicht wundern darf, wenn das zu Weissenfels verfält. In einem noch ziemlich modern möblirten Zimmer des zweiten Stocks, hatte der Regen die Decke so lang durchnäst, daß ein Theil davon eingestürzt war. Unter den vielen alten Gemälden hab' ich kein einziges bemerkt, welches sich in Ansehung der Kunst ausgezeichnet hätte. Vermutlich sind die guten Stücke in die Dresdner Gallerie gebracht worden. Allein die Porträte von ein Paar Hofnarren der vorigen Herzoge, wenn gleich nur mittelmäßig gemalt, hatten so viel karakteristisches, daß ich sie in Kupfer gestochen wünschte. Man sieht es beiden Narren an, daß sie es nur für Geld gewesen sind, und übrigens gewis einen Wiz besessen haben, der vielleicht das Schlos

hät-

te überleben können, worin er glänzte, wenn ein wiziger Kopf für Geld eines solchen Ehrgeizes fähig wäre. Die Schloskirche ist ganz artig; am meisten hat mir aber die herzogliche Gruft unter der Kirche gefallen; denn so verrostet das Schlos der Thür auch war, ließ ich's doch aufmachen, eine Laterne anzünden, und mich hinunterbegleiten. In der Gruft selbst ist's ganz hell, und sie hat so viel Luft, daß man ohne Beschwerde darinnen seyn kan. Der Baumeister mus einen prophetischen Geist gehabt haben: das Gewölb ist gerade voll. Den Beschlus hat die vor einigen Jahren zu Langensalza verstorbene Gemalin des lezten regierenden Herzogs gemacht. Wenn man hier Männer, welche sonst an der Spize eines Kriegsheers von vielen Tausenden daher zogen, so still und ruhig in einem kleinen engen Behältnisse liegen sieht; mit dem Hut auf dem Kopfe vertraulich unter dreissig Fürsten herumgeht, wovon sonst Einer genug gewesen wäre, ihn uns schnell unter den Arm zu bringen; und wenn man so dreust izt mit dem Finger an ihre Wohnung anklopft, und ein leerer Schall ist alles, was daraus entsteht: Freund! das macht unser einen gar sehr bescheiden, und was mich betrift, so war mir's lieb, daß ich einmal so blutwenig gegen diese zu verlieren habe, die nun noch weniger haben, als ich; denn es mag ihnen wol schwer angekommen seyn, das alles mit einmal zu verlassen, wovon ich noch eben den kleinsten Theil in seinen Ruinen schön gefunden hatte; wie ich denn überhaupt aus mehr als einer Ursache den Tod eines Fürsten für einen der schwersten halte, welchen man sterben kan. Ich hatte gerad einen Theil dieser Betrachtung bei dem Sarg eines Prinzen angestellt, der im Kriege geblieben war, als meine Begleiterin mir den einer Prinzessin des lezten Zweiges von dem Weissenfelsischen Stamme neben mir zeigte, welche, durch einen Fall von einer Gartentreppe zu Langensalza den Hals brach. Es war eine vortrefliche Prinzessin, sagte sie, und ausnehmend schön, auch ausserordentlich lebhaft. — Und nun lag sie da so stille! — Es war Zeit, daß ich ging; denn das Menschenleben ward mir in

 dieser

dieser Todtengruft nach gerade so klein, so gar nichts, daß ich izt sehr wohl begreife, wie ein sonst so philosophischer Kopf als Young in dem düstern Licht es hat zeichnen können, worin es in seinen Nachtstücken erscheint. Meine Begleiterin wolte mir noch, ich weis nicht mehr was, zeigen; allein ich mogte nichts mehr sehen, ging in mein Quartier, lies die Pferde satteln und ritt weiter. Wohin? das sollen Sie in meinem nächsten Brief erfahren. Wz.

---

## II. Auszüge aus Briefen.

### I. Auszug aus einem Schreiben aus Liefland.

— — — Die Verwaltung der Gerechtigkeit in Liefland ist nun mein Stoff. Ausser den Stadtgerichten gehören zu den niedern Gerichten noch eines jeden Kreises Land- und Ordnungsgericht. Das erste bestehet aus einem Landrichter und zwei Assessoren von hiesigem Adel. Diese wohnen gewönlich auf ihren Gütern, und halten jährlich dreimal in der Hauptstadt ihres Kreises Sessionen, wobei alle Urtheile publizirt werden. Ihre Gerichtsbarkeit erstreckt sich über bürgerliche und peinliche Fälle, nur müssen die peinlichen Urtheile von dem Hofgericht konfirmiret werden. Die Geseze sind erstlich die kaiserlichen Ukasen, deren Mannigfaltigkeit den Juristen die meiste Schwierigkeit macht. Nach diesen gilt in den Städten das Lübische Recht, und bei den Landgerichten die alten schwedischen Verordnungen, die aber sehr unvollständig sind. Ein Gesez daraus, das mir sehr gefällt, muß ich Ihnen erzälen. Bei Erbschaften unter Brüdern theilt der älteste das Vermögen in die nöthige Portionen. Der jüngste wählt sich davon zuerst das Seinige, und dann die übrigen, doch so, daß allemal die jüngern die Wahl vor den ältern Brüdern haben. Der älteste, der die Eintheilung gemacht hat, mus mit dem Theile zufrie-

frieden seyn, der ihm übrig bleibt. Ein weises Gesez, das vielen Familienstreit verhindert!

In subsidium — wie die Juristen sagen — gilt das römische Recht. Nach einer neuen Ukase müssen alle angeführte Leges nebst der Urschrift deutsch übersezt angeführt werden. In peinlichen Urtheilen werden von den niedern Gerichten die nach ihren Gesezen verordnete Strafen zuerkant; das Hofgericht aber verwandelt allemal die Lebens- in Leibesstrafe, nach kaiserlicher Verordnung, weil bei der jezigen russischen Regierung im ganzen Reiche die Lebensstrafen abgeschafft sind, ausser bei grossen Empörungen, wo Beispiele nöthig sind. Der Delinquent, der das Leben verwirkt hat, wird gepeitscht, gebrandmarkt, und nach Orenburg in die Bergwerke geschickt. *)

Bei grössern Verbrechen werden ihm auch die Ohren abgeschnitten, die Nase aufgerissen, und er bekomt die Knute. Dieses schreckliche Instrument ist eine Peitsche, die aus einem viereckigen fingerdicken ledernen Riemen besteht; damit bekömt der Delinquent, wenn sein Verbrechen gros ist, 30 bis 40 Streiche auf den blossen Rücken, und jeder Streich dringt ins Fleisch. Ein Schlag auf die hole Seite, oder auf den Bauch kostet das Leben. Die Lebensstrafe eines liefländischen Bauren, wenn sein Verbrechen unter der Knute ist, bestehet in 20 paar Ruten, mit jeder Rute drei Schläge.

Die Ordnungsgerichte besorgen die Polizei, und hauptsächlich die Unterhaltung der Landstrassen. Sie bestehen aus einem Ordnungsrichter, und zwei Adjunkten, welche auch Assessoren, und spottweise Brückenassessoren ge-

*) Ich will hier in einer Note nur ganz kurz bemerken, wie viel ein Staat durch die Abschaffung der Todesstrafen gewint. Erst kürzlich habe ich aus einem Briefe aus Frankreich vernommen, daß, seitdem die Exekutionen auf dem Plaz la Greve nicht mehr so häufig, oder ganz aufgehoben sind, die französische Marine vierzigtausend Menschen in ungefehr Einem Jahre gewonnen hat.
Der Herausgeb.

genant werden, auch aus liefländischen Edelleuten. Diese haben nicht studirt, bekommen auch keine Besöldung, sondern müssen zum Besten des Landes diesen Dienst annehmen. Alle drei Jahre werden von der Ritterschaft neue dazu erwählt. Ihren Anstalten hat man die vortreflichen Strassen zu danken. Alle Güter im ganzen Lande müssen an der Verbesserung derselben arbeiten. Jedem ist sein Kontingent durch einen Pfosten angewiesen, worauf der Name des Guts stehet. Alle Frühjahre und Herbste müssen die Wege ausgebessert seyn, und die Glieder des Ordnungsgerichts müssen alle Strassen in ihrem Kreise besichtigen. Welches Gut saumselig ist, das wird gleich bestraft. Da hier zu Land grosse Moräste sind, so sind die meisten Strassen gebrückt. — Dieses wird also gemacht: es wird Baum an Baum gelegt darauf Erde und Sand geschüttet, so viel, daß alle Bäume davon bedeckt sind, und man bequem darüber fahren kan. Die Bauren, die diese Arbeit verrichten, haben das Recht, die Bäume dazu im nächsten Wald umzuhauen, er mag gehören, wem er will. Durch diese vortrefliche Anstalten sind die Wege so schön, daß man wie in einem Zimmer darauf fahren kan. Man fährt gewöhnlich in einem Tage 12 Meilen in eben so viel Stunden; mit der Post fährt man auch 2 Meilen in einer Stunde. Die Werstsäulen mus ich hier nicht vergessen. Sie stehen auf allen Strassen. Auf einer Seite stehet geschrieben, wie viel Werste man von einer Stadt zurück gelegt hat, und auf der andern Seite, wie viel man noch zu fahren hat bis zu der andern Stadt. Diese Säulen dienen ausserdem, daß sie den Reisenden die Zeit verkürzen, noch dazu, daß man sich nicht leicht verirren kan. Sechs und $\frac{2}{3}$ Werste gehen auf eine Meile. Auf den Landstrassen kan man leicht nach Riga kommen. Es ist also gar nicht ausser dem Zusammenhange, wenn ich Sie dorthin führe, und die dortigen höheren Gerichte beschreibe. Diese sind das Hofgericht und das Gouvernement. Das erste ist die Instanz nach dem Landgericht, und hat dabei die Jurisdiktion

über

der den Adel in peinlichen und in andern wichtigen Sa-
)en. Es besteht aus einem Präsidenten, Vicepräsidenten, 6
)eisizern und zwölf Landräthen; von welchen leztern alle
Monate einer dabei ist. Diese Landräthe sind Unstudirte,
nd haben die Privilegien der Ritterschaft zu vertheidigen,
on der sie auch erwählt werden, doch müssen sie vom Gou-
ernement bestätigt seyn. Das Gouvernement ist das vor-
ehmste Gericht. Obgleich nur von den Stadtgerichten die
Appellation an dasselbe gelangt; so sezt es doch alle Glieder
er übrigen, so wol des Hofgerichts, als auch der Landge-
ichte ein, und publizirt ihnen die kaiserlichen Ukasen. Jede
Stadt hat zwar ihr Konsistorium, aber das Konsistorium vom
anzen Lande ist auch zu Riga. Die Sünden wider das
:chste Gebot sind leicht zu büssen. Jeder Theil zahlt an den
Prediger des Kirchspiels einen halben Rubel; und dann
t er frei.

Wenn die Weibsperson den ganzen Rubel bezalt, so
an man sie nicht zwingen, ihren Gegenpart zu verrathen.
Der Ehebruch wird härter gestraft. Er kostet einen ganzen
Rubel, und dem beleidigten Ehegatten steht frei, sich wegen
ler Ehescheidung an das Konsistorium zu Riga zu wenden.

Von allen diesen Gerichten geht die Appellation nach
Petersburg an das Justizkollegium der Ehst- und Finländi-
'chen Sachen, dann an den Senat, uud endlich an das kais.
Kabinet. Sehen Sie, dies macht die Gerechtigkeit schwer.
Unzufrieden über den Ausspruch der niedern Gerichte muß
man mitten aus dem Land und von den fernsten Grenzen
sein Recht zu Riga suchen; findet man es da nicht, so stehet
einem Petersburg, das 100 Meilen davon liegt, frei.

Was ich Ihnen von Liefland erzält habe, das gilt auch
von Esthland, nur mit dem Unterschiede, daß die Landrichter,
welche dort Mannrichter genannt werden, nebst ihren Beisi-
zern nicht studirt haben, und alle drei Jahre nur darzu er-
wählt werden. Es ist wahr, man wählt solche Männer
dazu, die ihren Namen und das Wort Mannrichter recht
schön schreiben können, aber ob das genug ist, über das Ver-
mögen

mögen und Leben anderer zu richten, das will ich nicht entscheiden. Die Besoldungen der Landgerichte sind noch so, wie sie zu jenen Zeiten waren, da Liefland zu Pohlen gehörte. Der Richter bekömt 240 Rubeln, und die Assessoren 120, und so der Sekretär nach Proportion, doch fallen dem leztern alle Sporteln allein zu. Die juristischen Bedienungen in den Städten sind auch so, daß sie ihren Mann nicht ernähren können. Alle von dem Bürgermeister an müssen advoziren. Die Advokatur bringt noch was ein. Ein Libell unter vier Rubeln zu machen, wird für sündlich gehalten. Es sind aber überall so viel Advokaten, daß manche dem Hungerstod nahe sind. Es wird Ihnen bekant seyn, daß die Kaiserin ein neues Gesezbuch verfertigen läßt. Alle Städte und Distrikte des Landes haben Deputirte zu der Gesezkommission schicken müssen. ꝛc.

II.

den 28sten Sept. 78.

— — — Es ist doch kaum begreiflich, daß es ausser den Stephani und ihren vielen Konsorten noch Dichter fürs deutsche Theater gibt. Sie kennen Wagners Kindermörderin, und gewis hat der traurige Ausgang dieses so guten, so interessanten und wahren Stücks auf Sie eben die Wirkung gethan, die es auf mich that. Das edle verführte Mädchen so aus dem Leben wandern zu sehen, ihrer Seelen-Qual so mächtig arbeiten zu sehen, so mit zu empfinden, wie sie bis auf die lezte Spur ihres unschuldigen Falles, zerris es auch ihr Herz, auslöschen, und dann selbst sich hingeben wolte: das, mein B. fühlte ich der veredelten menschlichen Natur so angemessen, daß ich dem Dichter für seine Grausamkeit dankte, und daß mein Herz, mitten im Gefühl des Mitleidens, über die Leidende sich erhob und sich selbst an der Szene weiden konte. — Nun kamen aber ich weis nicht was für entnervte Kunstrichter und Dilettanti und das Operabuffapublikum dahinter, und schrieen, wie die menschenfreundlichen Toulouserinnen, die einen Calas auf dem Richtplaz rädern,

aber

aber keinen Beverley auf dem Theater verzweifeln sehen konte — die schrieen dann: o weg! weg! wer kan das sehen! wer tragen! Uns träumt von dem Kinde; uns wird's übel vor Angst; bei uns spukt's die ganze Nacht, wenn wir das sehen; wir bekommen Kopfweh, Herzklopfen, Wallungen — schickt uns doch nicht krank vom Theater! — die seidnen Männerchen schrieen mit, und schnell war ein Dichter da, der, wie der mit des freudigen Werthers Blutpistole, auch hier Rath wuste. Der goß Rosenwasser über das so schreckliche Gemälde, parfumirte es wie er konte — die Farben gingen freilich aus, aber nun rochen doch die schönen Jungfern und die seidenen Herren den glänzenden Firnis nicht mehr! Nicht genug. Der Dichter, der doch sein Stück gern hätte aufführen sehen, lies sich verführen, und tröpfelte auch ein Paar Tropfen auf; und siehe da! statt des mutigen, edlen, selbst bei ihrem Verbrechen grossen Mädchens, steht nun da eine schmelzende Braut und ein dummer Junge, die so glücklich sind, daß sie in ihren Entzückungen zerschmelzen und des Redens kein Ende finden. Das menschenfreundliche Publikum geht getrost nach Haus, nimt sein Soupe ohne Sorgen über das arme Kind und die gerettete Mutter, schwazt noch ein Viertelstündchen darüber, und schläft dann, ohne Herzklopfen und ohne Kopfweh, so gähnerlich ein, als es vor der Bühne wachte.

O müssen sie denn ganz den weichlichen Reichen aufgeopfert werden, die schönen Künste! Haben sie denn gar nichts mehr für den Mann, dem das Leben zu träg, zu empfindungslos ist, und der zur Bühne geht, um wieder einmal durch der Dichtung Zauberkunst eine kraftvolle Welt um sich schaffen zu sehen, wo er sein Herz doch einmal fühlen kan, solt' er's auch bluten fühlen!

Armseliges Publikum, wie würdest du gezittert haben, hätte dir dein Jahrhundert einen Sofokles, einen Euripides, einen Aeschylus, einen Shakespear gegeben! Wer hätte von ihnen wagen dürfen das stoß zweimal der Elektra zu sagen, wer den blinden Oedip mit blutenden Augen,

wer den heulenden Philoktet, wer alle die männlichen Szenen darzustellen, wobei Athen und ganz Griechenland in stummer Empfindung den Heldengeist nährte, vor dem du nun erstaunst, und dem du nichts entgegen sezen kanst, als die List und die Klugheit deiner Heerführer, und die Stätigkeit deiner in Formen geschraubten, oder zur Wut berauschten Soldaten, und die schönen Herren und Damen, die aus lauter Empfindsamkeit keiner Empfindung mehr fähig sind. — Doch der Himmel hat für dich gesorgt, und wohl denn dir bei deinen Operettenmachern und menschenfreundlichen lieblichen Dichterlingen; aber unsre Kinder — Adieu, Boie, las den Vorhang fallen!

III. den 28sten Sept. 78.

— — Ein Vergnügen ist des andern werth. Ich kan Ihnen die Mittheilung des vortreflichen Stolbergischen Gedichtchens an den Verf. von Stillings Jugend *) nicht besser vergelten, als durch die Nachricht, daß der Mann, den wir alle aus dem guten sonderbaren Büchlein so ehren und lieben, endlich auch anfängt mehr als im Stillen gekant und geschäzt zu werden. Sie wissen ungefähr, in wie weit Stillings Geschichte Jungs eigene Geschichte ist, und werden, da Sie nun auch die Wanderschaft gelesen haben, begreifen, wie ein Augenarzt im Stande seyn kan Landwirtschaft, Technologie und Handlungswissenschaft zu lehren. Diese zu lehren ist er nämlich an die hohe Kameralschule nach Lautern berufen worden, und er hat sich, durch langwierige Erfahrung und darauf folgendes Studium der Hülfswissenschaften vorzüglich tüchtig gemacht eine solche Stelle zu bekleiden, mehr gewis, als ein andrer, der nicht diesen eigenen Weg gegangen wäre, und zu seiner, vielleicht grösseren, Theorie erst die Erfahrung suchen müste. Ein neuer Beweis, wie scharfsichtig der Kurfürst jedes Verdienst in seinem Lande aufzufinden, an seinen rechten Plaz zu sezen und zu belohnen weis, und wie wenig er seine Pfälzischen Schöpfungen dem Zufall übergibt, da er sie nun nicht mehr unmittelbar unter Augen haben kan. —

*) Nun gedruckt im Vossischen Musenalm. für 779. S. 41.

Deutsches Museum.

Zwölftes Stück. Dezember. 1778.

## I.

## Von dem Zustande der Kaiserlichen und Königlich Preussischen Truppen bis im Oktober 1777.

Bey dem Anfange des gegenwärtigen Krieges zwischen em Kaiser und Könige von Preussen wird es Ihnen, mein Herr offentlich nicht unangenehm seyn, wenn ich, statt anderer Nach- ichten von den Finanz- Kameral- und Polizeiveranstaltun- gen in den Ländern dieser beiden Monarchen, Ihnen vor- rst einige Anmerkungen mittheile, welche ich auf meiner Reise im August und September des vorigen Jahres von em damaligen Zustande der beiderseitigen Truppen gemacht abe. Insgemein pflegt die erste Frage zu seyn, wie stark ede Armee sey? und diese Frage kan weder von mir, noch onst irgend einer Privatperson hinlänglich beantwortet verden. Niemand als beide Monarchen und ihre ver- rautesten Generale wissen die eigentliche Stärke ihrer Ar- meen, indem sie von jedem Regimente die nötigen Berich- e erhalten. Im Lande erfährt man weiter nichts gewiss- es davon, als die Anzal der Bataillons und Esquadrons. Wie stark ein jedes sey, weis der Chef nur allein von sei- nem Regimente. Alle Verzeichnisse und Tabellen, welche davon im Lande unter der Hand herumgehen, sind so un- uverlässig, so sauber sie insgemein geschrieben und gemalt u seyn pflegen.

Der Verfasser der Observations sur la constitution nilitaire et politique des armées de S. M. le Roy de

Prusse will uns versichern, jedes Preussisches Bataillon bestünde aus 5 Kompagnien, und jede Kompagnie habe im J. 1777 schon aus 200 Mann bestanden, wenn man 40 M. Ueberkompsete bei jeder Kompagnie mit rechnete. Allein obgleich sonst der Verfasser ziemlich genaue Kentnisse vom Preussischen Kriegswesen an den Tag legt, so werde ich gleichwol unten beweisen, daß diese Nachricht offenbar irrig sey.

Der Herr Oberkonsistorialrath Büsching zu Berlin, und Herr Prof. Schlözer zu Göttingen widersprechen einander über die Stärke der Königl. Preussischen Armeen im J. 1774 und 1775; jener hatte sie nur auf 160000 M., dieser auf 178820 M. angegeben. Hierüber haben sie miteinander gestritten, ob sie gleich beide nicht Unrecht haben. Herr Oberkonsistorialr. Büsching beschrieb diese Armee im J. 1774 ohne die Vermehrung von 40 M., welche zu jeder Kompagnie hinzukommen solte, zu rechnen. Herr Prof. Schlözer aber schlos einen Theil von diesen Ueberkompleten, welche zu den Kompagnien im J. 1774 und 1775 wirklich hinzugekommen waren, schon mit in sein Verzeichnis ein. Mit dieser damals vorgewesenen Vermehrung hatte es folgende Bewandnis. Ordentlicher Weise besteht jedes Preussisches Bataillon aus 5 Kompagnien, und jede Kompagnie in Friedenszeiten aus 160 M. mithin jedes Bataillon aus 800 M. Auf diese Zahl sind sie in Friedenszeiten auf immer festgesezt. Alsdann kommen, mit Einschlus der Reuterey, 160000 M. anjezo bei der ganzen Armee zusammen, und in diesem Verstande hat es der Herr O. K. R. Büsching angeführt, weil damals annoch kein wirklicher Krieg entstanden, und die Vermehrung der Kompagnien nicht algemein geschehen war. Wenn aber dem Könige ein Krieg bevorsteht, so werden die Kompagnien nach Gutbefinden desselben vermehrt, und die Rekruten von den Landeseinwohnern aus den Kantons ausgehoben. So wurde im J. 1756 und 1757 bei dem damaligen Kriege jede Kompagnie mit 36 M. vermehrt,

nach geschlossenem Frieden aber wiederum auf den alten Fus von 160 M. gesezt. Nun hatte der König dazumal gegen das Ende des 1773sten und im folgenden Jahre, ehe er zum ruhigen Besiz von Westpreussen gelangte, einen schweren Krieg zu befürchten. Daher wurde eine Truppenvermehrung beschlossen, um diejenigen Mächte, welche keine wahre freundschaftliche Gesinnung gegen ihn hegten, in Respekt zu erhalten. Weil die Westphälischen Regimenter bei entstandenem Kriege, wegen der Lage der Provinzen, am unbequemsten rekrutirt und die Provinzen selbst nicht gut vertheidigt werden können, so wurde bei ihnen mit Vermehrung der Kompagnien der Anfang gemacht. Bei meiner Reise durch Westphalen über Wesel nach Holland im J. 1774 erfuhr ich, daß bei ihnen dazumal jede Kompagnie mit 20 M. vermehrt sey, und noch ferner mit 20 M. vermehrt werden sollte. Als aber der König durch friedliche Unterhandlungen zum ruhigen Besiz von Westpreussen ohne Schwertschlag gelangte, so war diese Truppenvermehrung nicht mehr nötig, und ist annoch im Jahre 1777, wenigstens bis im August, nicht vollendet.

Indessen ist das Verzeichnis, welches Herr Prof. Schlözer (Briefwechsel Th. 2. Heft 12. S. 334.) von der Preussischen Macht mittheilt, in Ansehung der Anzal der Bataillons und Esquadrons völlig richtig, worin sie zu 188 Bataillons, und 8 Kompagnien oder 152 Feldbatail.
und — — — — — — 8 Feldkomp.
und — — — — — — 36 Garnison-bataill.

in Summa auf 189 Bataillons
und 234 Esquadr.

angegeben wird, und er verdient Dank für dessen Mittheilung. Es ist das nämliche Verzeichnis, welches ich im Anfange des Augusts 1777 zu Brandenburg und Berlin gesehen habe, mit dem geringen Unterschiede, daß die Zahl der Mannschaft, woraus diese Armee bestehn soll, auf der Ta-

belle, welche ich gesehn habe, zu 206806 M. angegeben wurde, anstatt daß das Verzeichnis des Hrn. Pr. Schlözers 202866 M. enthält. Als ich aber weiter fragte, ob die Bataillons und Kompagnien insgesamt so vollzählig wären, als auf der Tabelle stünde, so lächelte man, zuckte die Schultern, und antwortete: das weis der König! Zu Magdeburg und in andern Preussischen Städten habe ich für gewis vernommen, daß sie damals noch nicht so stark gewesen. Sie können aber, wenn es der König befiehlt, leicht auf diesen Fus gesezt werden, und sind nunmehr wegen des Krieges wahrscheinlich darauf gesezt, weil die Rekruten nur aus den Kantons ausgehoben werden dürfen, und längstens binnen 2 Monaten exerzirt und zum Soldaten abgerichtet werden können. Aus dieser Ursache ist die Vermehrung der Kompagnien oder die Anzal der Ueberkompleten auf besagter Tabelle mit eingerückt.

Hieraus ist klar, daß der Verfasser der obbemeldeten Observ. sur la const. milit. &c. irre, wenn er schreibt, jedes Bataillon bestünde aus 5 Kompagnien, jede Kompagnie in Friedenszeiten aus 200 M., und jedes Esquadron auch aus 200 M. Denn weil auf solche Weise jedes Bataillon aus 1000 M. bestehen würde, so würde, wenn man es auch nur von den Feldbataillons verstehen wolte, folgende Rechnung von der Preussischen Macht im J. 1777 zu Friedenszeiten herauskommen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 152 | Feldbataill. | a 1000 M. | 152000 M. |
| 8 | Kompagnien | a 200 M. | 1600 — |
| 234 | Esquadrons | a 200 M. | 46800 — |
| | | Summa | 200400 M. |
| Hierz. 36 | Garnis. Bat. | a 800 M. | 28800 — |
| | | Summa | 229200 M. |

Bei jezigem Kriege kan die Armee so stark seyn, weil sie im vorigen über 200000 M. stark war, und die Macht des Königes durch Westpreussen nunmehro vermehrt ist.

Seest

Sonst wurde mir zu Berlin auch versichert, daß das Feldartilleriekorps stärker gemacht werden solte, als die Tabelle vermeldet, und auf 13000 M. kommen würde, mit Einschlus der Mineurs, da die Tabelle, und das Schlözersche Verzeichnis nur 10200 M. enthielt. Das Minirerkorps würde auf 1200 M. kommen, wovon auf der Tabelle nur 2 Kompagnien, welche zu Glaz liegen, aufgeführt waren.

Von den Garnisonbataillons mus man sich nicht vorstellen, daß sie aus schwachen, abgelebten, zum Dienste untauglichen Leuten bestehn. Die mehrsten von ihnen sind zwar 50 Jahre und darüber alt; aber wenn sie die zum Dienste erforderlichen Kräfte nicht mehr haben, so werden sie davon abgesondert. Die Grenadierkompagnie bei jedem Garnisonbataillon steht mit auf dem Feldetat, und aus den übrigen Kompagnien werden die besten Leute ausgesucht, wenn es zum Kriege kommt, und davon solche Bataillons formirt, welche im Felde die nämlichen Dienste, als andere Feldregimenter thun müssen. Dieses geschahe im lezten Kriege, und wird vermutlich auch im jezigen geschehn. Die andern Garnisonbataillons bleiben in den Festungen zur Besazung.

Uebrigens sind die Beschaffenheit der Preussischen Truppen, ihre Fertigkeit in den Handgriffen und Kriegsübungen, ihre Waffen, und Montirung in den vorgedachten Observations besser beschrieben, als ich zu thun vermögend bin, weswegen ich davon nichts mehrers anführen mag. Zwar sind hie und da nicht wenige Unrichtigkeiten mit eingeflossen, und Dinge gemeldet, welche sich anders verhalten, hier aber anzumerken zu weitläuftig seyn würden. Allein in den wichtigsten Stücken und im Ganzen genommen stimmen selbige Erzählungen mit der Wahrheit überein. Mit der Beschreibung, welche der V. von dem Privatleben des Königes macht, verhält es sich beinah eben so. Es sind viele Unrichtigkeiten darin enthalten, und Hr. O. K. R. Büsching erinnert sehr wohl, daß dieses Buch nicht zum Grun-

de der neuen Geschichte gelegt werden könne. Hingegen werden auch viele Wahrheiten darin erzält, die mir in Potsdam und Berlin selbst von verschiedenen glaubhaften Personen bestätigt sind. Allein eben deswegen, weil in diesem Buche alle vorkommende Dinge umständlich, und einige wahre Umstände gemeldet sind, wird dasselbe für den Leser verführerisch; Weil etwas von dem Erzälten wahr ist, so wird man geneigt alles für wahr zu halten. In dem Westminster Magazin von diesem Jahre Nr. 68. wird alles was der V. von dem Privatleben des Monarchen gemeldet hat, für wahr angenommen," und eingerückt.

Allein das Gemälde, welches der V. vom Könige macht, ist beinahe eben so beschaffen, als der in eben diesem Magazine befindliche nach Chodowiecki gestochene Kupferstich, der den König vorstellt, wie er in Begleitung einiger Generale seine Garde mustert. Das Bild gleicht ihm in etwas, ist ihm aber lange nicht so ähnlich, als der Kupferstich, welchen Chodowiecki vorher vom Könige geliefert hat, worauf er ganz allein zu Pferde abgebildet ist.

Man wird leicht glauben, daß der König jezo in seinem 66sten Jahre nicht mehr so geschwind aufs Pferd kommen kan, und nicht mehr so gut sizt, als im 25sten Jahre. Allein er galoppirt doch noch gut, und nichts sieht majestätischer aus, als wenn er von Sanssouci aufs Feld zu seinen Soldaten ganz allein im Galopp reitet, und ihm ein Haufen Generale und Flügeladjutanten in einer gewissen Entfernung von 30 bis 40 Schritten nachfolget.

Was den jezigen Gesundheitszustand des Königes anlangt, wurde er zwar damals im J. 1777 mit Koliquen oft befallen, und er soll mit einer Schwäche im Unterleibe behaftet seyn. Jedoch die Brust befindet sich noch sehr wohl, die Stimme ist stark, ich habe ihn sehr laut kommandiren gehört, und seine Augen sind noch lebhaft und voller Feuer. Wenn man also aus hellen Augen, und starker Stimme auf die Stärke der Gesundheit schliessen

kan,

kan, so hat man zu hoffen, daß er wenigstens noch 10 Jahre sein glorreiches Leben fortsezen werde, wenn anders keine äussere Zufälle z. B. Erhizungen, Erkältung, und zu viele Strapazen, im izigen Kriege seine Gesundheit schwächen. Gott stärke und erhalte ihn!

Auch den kleinen Prinzen Friedrich Wilhelm, einen wohlgebildeten Sohn des Prinzen von Preussen, habe ich gesehn, als er zum erstenmale in seiner Uniform bei dem Manöuvre auf dem Felde bei Sanssouci erschien, nachdem der König ihn zum Kapitain gemacht hatte. Dazumal, in seinem 8ten Jahre, konte er die starke Sonnenhize im Anfange des Augusts zu Mittage von 11 bis 12 Uhr besser ausstehn, als ich, und sah in die Sonne, wie die Grenadier vom 3ten Bataillon Garde. Ganz bekant und der Dinge gewont, ging er bei den Generalen herum, als wenn er schon ein Paar Schlesische Feldzüge mit gemacht hätte. Aus seinem Gesichte konte man erkennen, daß er diese Handlungen und Bewegungen der Truppen in Friedenszeit, nicht wie insgemein junge Fähnriche, für ein Spiel, und artiges Lustgepränge, sondern für eine sonderbare Sache ansahe, welche vielen Ernst erforderte; Denn er behielt immer eine etwas ernsthafte nachdenkende Miene, wenn er auf die Truppen sah, und nicht dasjenige tändelnd freudige Wesen mit immer lächlenden Munde, welches Knaben von seinem Alter, oder auch wol ältere Jünglinge, bei solcher Gelegenheit zu äussern pflegen. Ein gewisser Prinz sagte zu ihm aus Scherz, nun habe er schon das air d'un grand Conquerant. Ich vernahm nicht, was er antwortete, jedoch schien es, als ob er wünschte, daß er es dereinst in Erfüllung sezen möchte.

Nun ist es Zeit, daß ich mich auch zu den Oesterreichischen Truppen wende. Von der Stärke derselben habe ich zu Prag und Wien in der Mitte des Septembers gleichfals eine Tabelle gesehn und in Händen gehabt, welche eben so eingerichtet war, als die Preussische, und für richtig ausgegeben wurde, laut deren die Oesterreichische

Macht aus 227000 und einigen 100 M. bestehn solte. Allein auf dieser Tabelle waren nicht allein diejenigen beschrieben, welche wirkliche Soldaten waren, sondern auch die, welche es erst künftig werden solten. Es war nämlich jedes Regiment darin zu 3 Bataillons angesezt, da es eigentlich nur aus 2 Bataillons besteht, und damit verhält es sich, wie folget: Wie in den Oesterreichischen Ländern alle Preussische Veranstaltungen, sowol im Krieges- als Finanzwesen nachgeahmt werden, also ist auch jedem Regimente Soldaten sein Kanton angewiesen, woraus es sich rekrutirt. Nur darin besteht der Unterschied, daß im Preussischen alle lebende Mannspersonen sowol in Städten als Dörfern zu Soldaten eingeschrieben, in den Kaiserlichen Ländern aber nur die Einwohner der Dörfer und Flecken, mit Ausschlus der Städte, aufgezeichnet werden. Von diesen Aufgeschriebenen wird ein Bataillon zum Dienst tauglicher Leute ausgesucht, und als Soldaten für jedes Regiment eingeschrieben. Wenn dem Regimente Rekruten fehlen, so werden sie aus diesem Bataillon, als aus einem Depot genommen, und mit der Reuterei wird es eben so gehalten.

Ob sie sich gleich alle Jahre einmal zur Musterung stellen müssen, auch die Montirung und das Gewehr für sie in Bereitschaft gehalten wird, so werden sie doch nicht eher exerzirt, bekommen nicht eher die Montirung und Besoldung, und werden nicht eher für Soldaten angesehn, als bis sie unter die beiden andern Bataillons kommen. Darin unterscheiden sie sich von den Ueberkompleten der Preussen. Diese werden gleich den Beurlaubten jährlich 2 Monate lang exerzirt, ziehen alsdann ihre ordentliche Montirung an, bekommen so lange ihren Sold, werden, so wie die Beurlaubten, für wirkliche Soldaten geachtet, und erhalten so, wie diese, alle Montirung, wenn sie nach geendigter Exerzirzeit fortgelassen werden. Zieht man also von 227,000 M., woraus die Oesterreichische Armee im Sept. 1777 bestanden haben soll, den dritten Theil ab, so bleiben

den 150000 M. übrig, welche für wahre Soldaten geachtet werden könten. Allein ich werde beweisen, daß diese Armee im J. 1777 nicht einmal so stark gewesen sey. Die sämtlichen Truppen werden in den Deutschen und angränzenden Ungarischen Ländern jährlich nach der Erndte in 4 Läger zum Manövriren versamlet, das eine in Böhmen bei Prag, das andere in Mähren, das dritte in Oesterreich bei Laxenburg, das vierte in Ungarn bei Pest. Das Lager bei Prag besteht, wie man insgemein vorgibt, aus 30000 M., welche in Böhmen liegen; in Mähren kommen die alda liegende 20000 M. zusammen; bei Laxenburg die sämtlichen Truppen aus Ober- und Niederösterreich, Kärnthen und Steyermark, so 25000 M. ausmachen; bei Pest in Ungarn, wie vorgegeben wird, 30000 M. Stärker werden diese Korps zu Wien nicht angegeben, so viel ich mich auch darnach erkundiget, und sie machen also 105000 M. aus. Das Lager und die Manövres der Truppen bei Prag hab ich im September 1777 angesehn. Die Offiziere derselben gestanden, daß sie nur 28000 M. statt der angegebenen 30000 M. ausmachten. Wenn also von den 3 übrigen Lägern eine verhältnismässige Anzal abgezogen wird, so sind es ohngefähr 100000 M., welche in diesen Ländern beisammen liegen. Im Oesterreichischen Pohlen waren damals wenige Truppen, und höchstens 5000 M. In Tyrol liegen nur Invaliden und Garnisonbataillons, und ein Paar reguläre Bataillons. Rechnet man diese mit denjenigen, welche in Italien liegen, höchstens auf 10000 M., und die in den Niederlanden höchstens auf 15000 M, so wird die ganze Oesterreichische Macht im J. 1777 aus 130000 höchstens aus 140000 M. bestanden haben. Sie ist also wirklich geringer als die Preussische. Blos in den beiden Städten Berlin und Potsdam liegen zur Exerzirzeit mehr Truppen, als in Ober- und Niederösterreich, Kärnthen und Steyermark zusammen genommen, und eben so viel als im ganzen Königreich Böhmen. Denn in Potsdam liegen 6 Bataillons; in Berlin 14 Bat. Infanterie,

rie, ferner, wenigstens 8000 M. von der Feldartillerie, und 18 Esquadrons Kavallerie. Diese machen, aufs geringste gerechnet, 28000 M.; so viel liegen kaum in Böhmen, und in Oesterreich nur 25000 M. In ganz Böhmen liegen in Friedenszeiten nur 3 Kavallerieregimenter, nämlich 2 Dragoner- und 1 Husarenregiment, weil die Fourage alda rar, und mehr Kornland als Wieswachs anzutreffen ist. Daher ist wol gewis, daß die Preussische Armee vor dem Anfange des jezigen Krieges stärker gewesen sey, als die Kaiserliche. Nun kan man zwar von der Stärcke der Armeen in Friedenszeiten nicht allemal auf ihre Stärke im Kriege schliessen, weil gemeiniglich im Kriege die Regimenter verstärkt werden; Allein so wie der Kaiser seine Armeen verstärken kan, so ist der König von Preussen in gleicher Maas auch dazu vermögend. Wir sind im vorigen Kriege überzeugt worden, daß es ihm weder an Gelde noch an Mannschaft dazu fehle, obgleich seine Länder kleiner sind, als die Oesterreichischen. Nur die Ungarischen und Tyroler irregulirten Truppen sind die einzigen, womit der Kaiser seine Armee über die vorbemeldete Proportion vermehren kan. Die Oesterreichische Reuterei ist sonst gerühmt worden, und die Mannschaft besteht auch noch aus starken ansehnlichen Leuten. Sie sizen aber nicht so gut zu Pferde, als die Churbraunschweigischen Reuter. Ihre Pferde kommen an Schönheit dieser ihren lange nicht gleich; Die Gemeine von diesen haben bessere Pferde als bei jener die Offiziere, wofern sie nicht wohl bemittelt, oder von sogenantem hohen Adel sind. Aber man mus auch gestehn, daß die Hannövrische Reuterei alle andere in Europa an Schönheit der Pferde übertrift, wofern nicht die Englische, welche ich nicht gesehn, einen Vorzug vor ihr hat. Ob sie auch besser dressirt sey, als die Oesterreichische, davon kan ich nicht urteilen, weil ich jene Reuterei im vorigen Jahre nicht manövriren gesehen. So viel ist indessen gewis, daß die Preussische Garde du Korps, und Gendarmes ihre Schwenkungen und Richtungen viel geschwinder machen, als die

die Oesterreicher. Wenn die Preussische Garde du Korps mit ihrem Geschrei auf die Infanterie chocquirt, so ist es nicht anders, als wenn sie mit einem Orkane, oder der Orkan mit ihr daher stürmt, und alles zu Trümmern gehen soll. Die Ungarische Miliz wird in die reguläre und irreguläre eingetheilt.

Die irregulären sind die sogenanten Kroaten und Panduren. Sie sind eine Art von Landmiliz, viel schlechter als die hiesige, und darunter gehören die sogenanten Gränizer oder Gränztruppen, an der Türkischen Gränze. Die regulirten Ungarischen Infanterieregimenter liegen nicht insgesamt in Ungarn, sondern sind in die übrigen Länder vertheilt. In Böhmen befinden sich 2 solche Regimenter, welche gewis sehr schön sind, und aus lauter jungen, wohlgewachsenen, ansehnlichen Leuten bestehen. Es sind nicht lauter Ungarn, sondern viele Deutsche und Böhmen darunter, und sie haben Deutsche und Ungarn zu Offizieren. Ihr Unterschied von den deutschen Regimentern besteht in der Montirung, indem sie Deutsche Röcke und Ungarische Westen, Beinkleider und Halbstiefeln tragen, und ihre Westen und Beinkleider von anderer Farbe als ihre Röcke sind. Die deutschen Regimenter haben weisse Röcke, Westen und Hosen. Die Ungarische sogenante Noble Garde zu Wien, welche aus Ungarischen Edelleuten besteht, ist das schönste Husarenregiment, so jemals ist errichtet worden.

Was die Güte, Beschaffenheit, und Fertigkeit dieser Truppen anlangt, so wird der König von Preussen sie im gegenwärtigen Kriege viel besser befinden, als im vorigen. Die Regimenter bestehen aus grossen, starken und mehrentheils jungen Leuten. Sie werden in den Waffen fleissig geübt, jährlich in festbestimte Läger zum Manövriren versamlet, bleiben 3, bisweilen 4 Wochen zusammen, und machen alsdann eben dieselben Bewegungen wider einander, als im Kriege zwischen zweien feindlichen Korps geschieht. Das Pulver wird alsdann weder beim groben Geschüz noch beim kleinen Gewehr geschont. Diese Manö-

vres

vres fangen des Morgens um 3 Uhr mit dem Ausmarsche der Truppen aus dem Lager an, und es dauert bis 12 Uhr Mittags, bisweilen auch bis 3 Uhr Nachmittags, ehe sie wieder ins Lager kommen. Bei Prag ist eine besondere Gegend ausersehn, wo jährlich das Lager aufgeschlagen wird; die Fronte des Lagers ist gegen Sachsen und Schlesien gerichtet, und daselbst sind Brunnen zum Gebrauche der Truppen auf Kosten des Kaisers ausgemauret. An dieser Seite 3 bis 4 Stunden umher nach Proszeck und Gabel ist kein Fus breit Erdreichs, den nicht ein Soldat oder das Pferd eines Reuters jährlich betreten mus, wofern anders ein Bataillon darüber passiren kan. Den Oesterreichischen Offizieren sind alda die Anhöhen und Ebenen, Klippen und Defileen, Waldungen und Gebüsche, Fussteige, Bäche und Feldwege so gut bekant, als unsern Kaufmansdienern die Alleen vor dem Neuen Thore, und die Irrgänge, Bosquets und Spaziergänge in Vaux Hall. Solten sie daselbst wiederum eine Schlacht liefern müssen, so werden sie ihren Feinden etwas zu schaffen machen *).

Die

*) Als einmal bei dem Kampement vor Prag im vorigen Jahre blos die Infanterie allein bei Proszek manövrirte, und dieses Manövre nur kurz, von 7 bis halb 12 Uhr, dauerte, fuhr ich nach dessen Endigung auf den Wahlplaz, wo die Preussen im J. 1757 den berühmten Sieg erfochten, worauf Prinz Karl von Lothringen mit der ganzen Armee von 50000 M. in Prag eingeschlossen wurde. Ich wolte insonderheit den Ort besehn, wo der Graf von Schwerin vor seinem zurückgetriebenen Regimente mit der Regimentsfahne in der Hand erschossen wurde. Ob mir schon vorher in Prag auf meine Anfrage versichert ward, es sey nicht wahr, was in einigen Zeitungen gemeldet worden, daß dem Grafen alda ein Monument errichtet sey, so war ich doch neugierig, den Wahlplaz und den Ort zu besehn, wo er gefallen war. Von der Gegend bei Proszek muste ich dahin mitten durch das Kaiserliche Lager fahren; ich nahm einen Soldaten mit, welcher die Gegend

Die Oesterreicher kommen in der Fertigkeit der Manövres den Preussen ziemlich nahe. Nach dem Urteile der Ken-

gend kante, und den Ort wuste. Wir musten einen Berg passiren, an dessen nordöstlicher Seite und Abhange die Zelte seines Regiments aufgeschlagen waren. An dessen südlicher Seite kamen wir durch ein Defilee, von da musten wir über eine Anhöhe fahren, und gleich hinter selbiger gelangten wir auf ein ebenes Feld, wo Korn gestanden hatte. Hier muste die Berutsche stille halten, wir stiegen heraus, der Soldat zeigte mir die Stelle, wo Schwerin gefallen sey, und die Anhöhe, worauf die Oesterreichischen Kanonen gestanden haben solten. Ich konte alda einen guten Theil des Wahlplazes übersehn, welcher mit dem Risse, den ich bei mir hatte, ziemlich überein kam. Allein in der ganzen Gegend war nicht die geringste Spur mehr zu sehn, daß daselbst vor 20 Jahren eine so blutige Schlacht geliefert worden. Vielweniger war an dem Orte, wo wir hingingen, einiges Denkmaal vorhanden, daß daselbst dieser Held gefallen sey. Es war kein andres Unterscheidungszeichen, als daß zwei Schritte davon der daneben hergehende Feldweg eine Krümmung macht. Diese Krümmung ist auch auf dem Risse zwischen J und K in der aus dem Englischen übersezten Geschichte des Krieges vom J. 1756 und 1757 zu bemerken. Verdrüslich darüber, daß ich nicht das mindeste Zeichen zum Andenken des ruhmvollen Todes dieses Helden vorfand, schnitt ich ein Stückchen Rasen aus der Erde; und pflükte einige Kornblumen ab, die ich in Papier gewickelt mitgenommen, die beiden Kornblumen habe ich auf den Riß in besagter Geschichte des Krieges befestigt. Ihr Andenken wird mir stets in Ehren seyn, weil ich glaube, daß ein Kriegesmann in solchem Alter sein Leben nicht glorreicher beschliessen kan, als dieser Greis.

Uebrigens verhält es sich mit dem Gerüchte von dem ihm alda zu Ehren aufgerichteten Monumente, folgendermassen. Bei dem Oesterreichischen Kampement im J. 1776 wurde in dasiger Gegend, und auf dem nämlichen Plaze die Schlacht vom 6ten Mai 1757 nachgemacht, wie gewönlich bei solchen Lägern die Dispositionen von vielen an-

Kenner wissen sie die Evoluzionen, Abtheilungen, Schwenkungen, Seitenmärsche, Richtungen, Herstellungen der Linien in den verschiedenen Schlachtordnungen so wohl zu machen als die Preussen, nur machen sie solche nicht mit gleicher Regelmäßigkeit und Geschwindigkeit. Dieser Unterschied ist noch immer gar merklich.

Als ich dazumal die Kriegesübungen der Oesterreicher vor Prag ansahe, hatte ich 6 Wochen vorher die Preussischen bei Sanssouci und zu Berlin im Thiergarten angesehn, und mir schwebte solches noch vor Augen. Es ist unglaublich, wie geschwind und genau die Preussen ihre Linien abbrechen, wiederherstellen, und richten können, und wie geschwind sie die Handgriffe machen. Der Schus oder Bliz vom Pulver kan kaum geschwinder aus dem Gewehre fahren, als sie jeden Handgrif machen.

Selbst das Niederfallen des ersten Gliedes zum Feuren geschieht mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit. Ihre Linien machen sie so schnurgrade, daß man nicht allein auf den Köpfen, sondern auch sogar auf den Spizen ihrer Bajonetter heraus eine grade Linie ziehen könnte. Ihr Marsch ist leicht, ungezwungen, abgemessen und selbst der gewönliche ordentliche Marsch geschieht mit einer unmerklichen Geschwindigkeit. Man kan es nicht besser merken, als wenn man die Probe macht, und neben

ihnen

andern wirklich gelieferten Schlachten nachgemacht werden. Der Kaiser kommandirte das eine Korps, welches die Preussen vorstellte, und Laudon das andere Korps der Oesterreicher. Nach geendigter Schlacht sagt der Kaiser: nun müssen wir doch auch noch wol dem Schwerin die lezte Ehre erweisen. Er trit mit seinen Generalen auf die Stelle, wo er erschossen ist, bei der Krümme des Feldweges, läßt die ganze Armee um sich herum ein Quarree formiren, und aus dem kleinen Gewehr und groben Geschüz eine dreimalige Salve geben, und damit hatte die Sache ihr Ende.

P. P. S.

ihnen hergeht, wie man sich angreifen mus, um mit fortzukommen. Hierin thun's ihnen die Oesterreicher nicht gleich; ich konte besser mit fortkommen, wenn ich vom Pferde oder aus dem Wagen stieg, und mit ihnen zu Fusse ging. Dieses alles aber ist nicht zu verwundern; denn da die Oesterreichische Armee vor dem lezten Kriege etwas vernachlässigt war, so ist es unmöglich, daß sie schon jzo der Preussischen gleich gemacht werden solte, welche seit beinahe einem Jahrhunderte in der besten Verfassung immerfort erhalten ist.

Das Feuergewehr der Oesterreicher ist nicht von gleicher Länge bei allen Regimentern. Das mehrste ist kürzer und schiest schwerer Blei, als das Gewehr Niedersächsischer Truppen. Die Schlösser daran sind nicht so gut als die Hannövrischen gemacht. Einige Regimenter haben eiserne Ladestöcke, woran die Bajonette fest geschmiedet sind, also daß der Ladesteck jedesmal mit dem Bajonette herausgezogen wird. Der Nuzen davon ist mir unbekant. Danebst hat die Infanterie Säbel, welche kürzer sind, als die unsrigen. Die Waffen der Reuterei habe ich nicht so genau untersuchen können, weil nur 2 Dragoner- und 1 Husarenregiment im Lager waren, und mir solche selten vorkamen. Mir fielen nur die breiten Pallåsche der Dragoner mit ihren eisernen Scheiden auf. Die Kleidung der Oesterreichischen Infanterie scheint gut ausgedacht zu seyn. Ihre Einrichtung ist hauptsächlich dem Feldmarschall Lascy zuzuschreiben, welcher die ganze Oekonomie im Kriegswesen auf einen andern Fus gesezt, und so viel die Montirung anlangt, die Preussische Sparsamkeit noch wol übertroffen hat. Alle Soldaten von der Infanterie haben statt der Hüte schwarze lederne Müzen, welche sie rund um den Kopf wider Kälte und Regen niederkrämpen können, fast so wie unsere Postillons, nur sind die Krämpen oder Aufschläge schmäler. Vorne ist eine lederne Klappe, welche sie, wider die Sonnenstralen, oder wider den Regen, niederschlagen können. Ich glaube, daß sie beinahe

die

die ganze Lebenszeit eines Soldaten aushalten können. Ferner haben sie einen dunkelgrauen Ueberrock von großem aber leichtem Zeuge, welcher weit genug ist, daß sie ihn über ihre Montirung ziehn können, und ihnen etwas über die Knie fast bis an die Waden reicht. Sie ziehn ihn bei Regen oder kaltem Wetter an, und können leicht und ungehindert darin marschiren, weil er kurz ist. Des Sommers in der Hize legen sie ihn ab, und bedecken sich des Nachts damit. Er mus 6 Jahre lang aushalten, und alsdann bekomt der Soldat einen neuen Ueberrock. Unter selbigem tragen sie ihre ordentliche Montirung, welche in einem weissen Rocke, weisser Weste, weissen Beinkleidern, und leinenen Unterhosen, so bis an die Schuh reichen, schwarzen Kamaschen, und einem Paar Schuh besteht. Rock, Weste und Hosen sind von gutem starken Tuche gemacht, welches feiner ist, als das Preussische. Der Rock und die Weste sind kürzer, und es ist überhaupt das Tuch daran mehr gespart, als bey den Preussen. Der Rock hat einen schmalen Kragen, und schmale Aufschläge auf den Ermeln von anderer Farbe. Er mus zwei Jahre aushalten, darauf wird eine Weste für den Soldaten daraus gemacht, und aus der alten Weste bekomt er ein Paar Handschuh, auch wol eine Müze, wenn das Tuch dazu noch so viel taugt. Ueber die leinenen Unterhosen, welche bis an die Schuh gehn, zieht er ein Paar schwarze Kamaschen an. Strümpfe hat er gar nicht, er bewickelt seine Füsse mit Lappen, welche sie Fezzen nennen, beschmiert sie mit Oel, Fett, oder Thran, und fährt also damit in die Schuh hinein. Dieses soll sowohl wieder das Aufspringen der Füsse, als auch wider den Frost dienlich seyn. Die Ungarischen Infanterieregimenter haben auch leinene Kittel, welche sie über die Montirung ziehn. Alle Montirungsstücke werden auf Kaiserliche Rechnung verfertigt. Zu Stockerau ohnweit Wien an der Prager Landstrasse sind grosse Gebäude, wo das Tuch gemacht und in Magazinen aufbewahrt wird. Diese Gebäude nent man die Kaiserliche Oekonomie. Sonderbar

kam

kam es mir vor, daß ich um selbige an denvier Ecken einige Schritte davon Gewitterstangen aufgerichtet sah, dergleichen ich in ganz Böhmen und Mähren gar nicht, und in Wien nureine einzige gesehen hatte. Diese Vorsicht gibt zu erkennen, daß der Vorrath von Tuch und andern Montirungsstücken alda beträchtlich seyn müsse . . .

Hannover, den 6ten Okt. 78. P. P. G.

---

2.

## An Herrn Kapellmeister Schuster, kurz vor seiner Abreise nach Venedig.

Und auch Du, mir so unendlich theuer!
Mit der Freundschaft reinstem Feuer
Mehr von mir geliebt, als ich Dir sagen kan!
Du auch wirst mir jezt entrissen?
Dich auch drück' ich bald mit Abschiedsküssen
Ans zerrißne Herz? — Wohlan!
Immer war hienieden
Mir das bittre Loos beschieden,
Wenig Edle nur zu kennen, die mit mir
Gleichgesinnt empfanden,
Und wenn endlich wir
Hand in Hand uns fest verbanden,
Ganz in uns das Glück der Menschheit fanden;
Und ich dankbar nun den Blick
Auf gen Himmel richten wolte,
Und ihm für das neue lang entbehrte Glück
Eine Freudenthräne rollte;
O, dann ris ein streng Geschick
Weg den Liebling, weg aus meinen Armen;
Und im Himmel, und auf Erden war
Rings kein Mitleid, kein Erbarmen.

O wie klein, wie klein ist jene Schaar,
Die so, wie ich wünschte, mich gekant;

Die mein Herz, nicht meine Lippe, Freund genant;
Die mir Zeugnis gibt, daß meiner Seele
Wenigstens nicht Redlichkeit,
Und nicht Durst nach Tugend und nach Kentnis fehle;
Die da weis, welch innig Sehnen
Nach der Freundschaft Lauterkeit
Meine ganze Seel' erfüllt;
Und wie oft ein Strom von Thränen
Bei der Schwermut Mitgefühl meinem Aug' entquillt.
Leider! Leider! gab mir das Geschicke
In des Werdens Augenblicke
Jene zärtliche Empfindung, die so oft,
Wenn wir lang umsonst gesucht, umsonst gehoft,
Und fast immer, hier durch fremden Neid,
Dort durch eitle Rangsgeseze,
Hier durch lediges Geschwäze,
Mitten in geträumter Seligkeit
Eine Hölle finden, ins betrogne Herz,
Sich mit mehr als Natternschmerz
Grausam schleicht,
Und des Lächelns Miene von der Wange,
Und die Heiterkeit aus unsrer Seele scheucht.
Freund, du kenst mich; kantest mich schon lange;
Gib mir Zeugnis! Hab' ich in der ganzen Zeit
Einmal nur geschwankt?
In der Freundschaft Innigkeit
Einmal, einmal nur gewankt?
Hab' ich, ehrfurchtsvoll bei deinem Künstlerwerth,
Nicht, mit gleich entflamtem Triebe,
Auch in Dir den Biedermann verehrt?
Schlang ich nicht, mit all der Wärm', und all der Liebe,
Die nur wahre Glut erzeugen kan,
Mich an Deinen Busen an?
Aber eben deshalb — o verzeihe!
Wenn ich jezt, da Deine Trennung mich aufs neue
Halb zum Eremiten macht,
Düster, wie die Mitternacht,

Da

Dir nur wenig Abschiedsworte weihe;
Und, troz meiner deutschen Treue,
Mich nur halb des Rufes freue,
Der zu neuen Lorbeern dich erkiest.
Zwar ich weis am fernen Strande,
In der Tonkunst ächtem Vaterlande,
Die schon einst, als Orpheus, dich begrüßt,
Warten frische Kränze dein;
Ihre Kenner, ihre Dichter,
Ihre Sänger, ihre Splitterrichter
Laden Dich zu neuen Siegen ein;
Werden bald auf Deine Pfade
Dankend ihre Blumen streun,
Und die stolze Adriade
Weihrauch Dir und Jubel weihn;
Dann wird jeder Deiner Freunde
Sich mit Dir erfreun;
Jeder der verstockten Feinde
Stum und schamroth seyn.

Doch, vergib der Eigenliebe!
Doch sieht dich mein Auge schwermutstrübe
Von sich fliehn;
Doch ruft Dir mein Mund noch leise
Diesen Abschied zu:
Kürze Deine ferne Reise!
Kehr, o Deutscher Künstler, kehre du
Bald zurück zu Deutschen Tönen!
Wie so manchen hat von unsern bravsten Söhnen
Schon das Ausland uns geraubt!
Kehre wieder, daß auch Deutsche Muse
Dankbar Deinen Schlaf umlaubt!

Ich zwar — ach vielleicht zum leztenmale
Drück' ich Dir die biedre Hand!
Leere bald vielleicht die oft schon nah gewesne Schaale

Lethens ruhig aus;
Oder seh mich bald zum fernen Strande
Durch mein traurig Loos verbant;
Aber auch im fernsten Lande
Denk' ich Liebster, Dein:
Wünsch', entfernt vom Eigennuze:
„Möchtest Du bald wieder Deutscher Bühne Wonneschöpfer,
Und der Stolz von Deutschlands Künstlern seyn!„

---

## 3.

## Von der Universität Turin den Schulanstalten, und dem Zustande der Wissenschaften und Künste in den Piemontesischen Staaten.

### Aus dem Tagebuch eines deutschen Gelehrten.*)

Die Universität Turin ist der Mittelpunkt, von dem alle andere im Lande befindlichen öffentlichen weltlichen Erziehungsanstalten ausgehen, und in dem sie sich wieder von allen Seiten her vereinigen; so daß alle Schulen und Gymnasien sämtlicher Staaten des Königs von Sardinien auf dem festen Lande, nur die Klosterschulen und die bischöflichen Seminarien ausgenommen, mit der Universität in Verbindung stehen.

Alle

*) Man erlaube uns eine Anmerkung, theils wegen der Ordnung, in welcher diese Fragmente erscheinen, theils wegen der Art, wie wir diese Muster von Länderbeschreibung und ächter deutscher Beobachtungskunst erhielten. Ein Freund des Verfassers hat die Auszüge aus diesem Tagebuche mit desselben Erlaubnis gemacht. Zuerst lieferte er uns die zusammenhängenden Stücke, die Beschreibung von Hieres, die von Nizza und dem Fürstenthum Monaco,

Alle zum Studiren gehörigen Anstalten durch das ganze Land stehen unter der Oberaufsicht und Regierung des Magistrato della Riforma, der vom König ernennet wird. Er besteht aus dem Groskanzler, vier Riformatori, die ansehnliche königliche Räthe sind, und einem Censore, denen noch ein Beisizer, der ein Rechtsgelehrter seyn mus, und ein Sekretär zugeordnet sind. Dieses Kollegium hat also die Oberaufsicht und Regierung über die Universität und alle andern weltlichen Schulen des Landes, und bestelt auch in den Provinzen die besondern Riformatori und Aufseher der grössern und kleinern Provinzialschulen. Es besezt alle zu diesen Anstalten erforderlichen Stellen und



naco, die von der Universität in Turin und den Schulanstalten in den Piemontesischen Staaten, und die Reise über den Gothard nach Luzern. Er schlos mit den Auszügen aus dem Tagebuche der Reise durch Deutschland nach der Schweiz und durch die Schweiz nach Deutschland. Ein Versehen des Herausgebers ist Schuld, daß die hier ganz am unrechten Ort stehende Beschreibung der Universität in Turin nicht gleich an ihrer Stelle eingerückt ist. Uebrigens waren wir gleich anfangs, so sehr als das Publikum anizt, nach dem Namen des Verfassers von diesem Tagebuche neugierig. Die Antwort die der, dessen Güte wir die Mittheilung desselben verdanken, uns darauf gab, war ein Auszug aus einem Briefe seines edlen Freundes an ihn, den wir ganz hieher sezen wollen: „Da ich das Tagebuch meiner Reise von 1775 und 1776 wieder gelesen habe, erinnerte ich mich, daß Sie gern einige Auszüge daraus haben mögten. Diese Arbeit ist mir zu beschwerlich, und lieber schicke ich Ihnen das Ganze, aber doch nur unter der Bedingung, es Niemand anderm, wenigstens nicht ganz, in die Hände zu geben, und fals Sie etwas für das Museum daraus nehmen wolten, meinen Namen dabei zu verschweigen. Es herschet bei einigen unserer Journalisten eine so unbändige Tadelsucht, daß ich meinen Namen nicht herumgesudelt sehen mag; die Sachen selbst können meinetwegen die Kunstrichter herumzerren, wie sie wollen.„

Anm. des Herausg.

Aemter, und entsezet auch von denselben. Nur die Professoren der Universität bekommen ihre Patente von dem König und können auch nur auf königlichem Befehl entsezet werden. Sie werden aber dem Könige von dem Magistrato della Riforma vorgeschlagen. Dieser schreibet auch die besondern Verordnungen über alle Geschäfte und Arbeiten der königlichen Fundamentalkonstituzion gemäs vor.

Allezeit nach drei Jahren überreicht dieses Kollegium dem König einen Bericht über den algemeinen Zustand der Erziehungsanstalten, über die darin sich äussernden Mängel, und die darin etwa zu treffenden Hauptveränderungen. Zu Anfang jedes akademischen Jahres, der auf den dritten November fält, wird jeder Prof. der Universität vor diesem Kollegium aufs neue beeidiget, und mus besonders auch darauf schwören, daß er in den vorkommenden Prüfungen der Kandidaten unparteiisch seyn, und keinem die Fragen und Ausarbeitungen, wodurch er geprüft wird, vorher wolle zukommen lassen.

Täglich mus einer der vier Riformatori sich auf der Universität einfinden, um die eingehenden schriftlichen Klagen der Professoren, oder Studenten anzunehmen, und um bei der Hand zu seyn, so oft es ihm beliebt in die Lekzionen zu gehen, und sowol den öffentlichen als Privatprüfungen der Studirenden beizuwonen.

Eine Hauptperson bei diesem Kollegium ist der Censore, der die nähere Aufsicht über alle zur Universität gehörige Personen hat, und von dem besonders die Unterbedienten abhangen. Er mus sich täglich auf der Universität einfinden, um überall gute Ordnung zu erhalten, und an ihn müssen alle Bitschriften der Universitätsverwandten eingereicht werden. Er untersucht die Zeugnisse, auf welche die jungen Leute aus den andern Schulen in die Universität suchen aufgenommen zu werden, desgleichen auch die Zeugnisse, auf welche ein Student zum Examen zur Beförderung in eine andere Klasse, oder zu einem akademischen Grad zugelassen werden sol. Ihm mus jährlich von den

Pro-

Professoren ein Verzeichnis von den Studenten, welche die gröste Hofnung von sich geben, eingereicht werden. Diese Verzeichnisse werden bei ihm aufbehalten. Auch mus er dafür sorgen, daß die Registratur der Universität in guter Ordnung gehalten werde, mus aljährig die Verzeichnisse der, der Universität gehörigen Gerätschaften, Instrumente, des Museums, der Anatomie und des grossen Krankenhauses (Spedale di S. Gioanni) nachsehen, und mit den wirklich vorhandenen Sachen vergleichen. Noch hat er die besondere Aufsicht über die Lehrer der unteren Schulen der Hauptstadt, und mus, so oft der Magistrato della Riforma es gut findet, die Schulen in den Provinzen visitiren. Endlich mus er allen Versamlungen beiwonen, welche die verschiedenen Fakultäten der Universität halten.

Der Assessor des Magistrats der Reforme, der alle drei Jahre abgewechselt wird, ist einigermassen der Justiziar und Fiskal der Universität. Er richtet in Civil- und geringern Kriminalsachen. Auch die Klagen, welche die Universität, oder die geringern Schulen gegen Leute, die Pensionen halten, gegen Hauswirte, gegen Buchhändler, oder Kaufleute anbringen, kommen vor ihn. Von seinen Urtheilen kan nicht an das höchste Landgericht appellirt werden, es sey denn, daß die streitige Summe sich über 400 Lire beliefe. In schweren Kriminalfällen kan er die Beklagten gefänglich einsezen lassen; aber der Prozes wird durch den königlichen Fiskal bei dem höchsten Landesgericht anhänglich gemacht.

Der Rektor der Universität wird aljährig von dem König selbst ernant, nicht aus den Professoren, sondern aus den jüngern Doktoren der drei Fakultäten. Zwölf Beisizer der Fakultäten (Consiglieri) welche von sämtlichen Studenten gewählt werden, schlagen dem König vier Personen zum Rektorat vor, aus denen denn einer ernant wird.

Der Rektor hat die Matrikel, schlichtet alle kleine Händel unter den Studenten, und bringt die Klage gegen strafbare an den Assessor. Um ein besonders Aug auf die Studenten zu haben, mus er täglich Vor- und Nachmittags, ausser in Ferien, sich auf der Universität einfinden. Die zwölf Assessoren, oder Consiglieri, der Fakultäten sind ihm wegen der Aufsicht auf die Studenten zu Gehülfen gegeben. Von diesen wird hernach das Nähere gesagt werden.

Die Professoren sind, wie auf den deutschen Universitäten, in vier Fakultäten eingetheilet. Nach einem vierzehnjährigen Dienst kan ein Professor zum Veteran erklärt werden, und geniest alsdann ohne Arbeit die Hälfte seines Professorgehalts. Für die Theologie sind vier Professoren bestelt, einer für die Auslegung der h. Schrift, zwei für die dogmatische Theologie, die nach der Lehre des H. Thomas mus vorgetragen werden, und einer für die theologische Moral, oder vielmehr für die Gewissensfälle. Für die medizinische Fakultät sind fünf Professoren, ausser denen noch zwei für die Wundärzte, und noch ein ausserordentlicher von der lezten Klasse, der zugleich Wundarzt des grossen Hospitals ist.

So sind auch fünf Lehrstellen in der Juristenfakultät, eine für das kanonische Recht, zwei für das bürgerliche, eine für die kanonischen Instituzionen, und einer für die Instituzionen des Civilrechts.

In der philosophischen Fakultät sind 7 Lehrer; ein Professor der Logik und Metaphysik, einer für die Experimentalphysik, einer für die Moral, zwei für die Mathematik, einer für die lateinische, und einer für die italienische Beredsamkeit, welcher zugleich auch die griechische Sprache lehret.

Alle Lekzionen werden öffentlich gehalten, in den Stunden, die jährlich in dem akademischen Kalender angezeigt werden. Die Anzeige der Lekzionen verfertiget der Sekretär des Magistrato della Riforma. Jeder Professor hat fünf Viertelstunden Zeit für seine Lekzion, davon er drei zum Diktiren, und zwei zur Erklärung des Diktirten

an-

anwenden sol. Jeder mus seinen Kursus schriftlich aufsezen, und wenn er selbst, Krankheit oder anderer Ursachen halben, seine Lekzionen nicht halten kan, so schickt er seine Papiere einem ausserordentlichen oder andern Professor, der die Lekzionen für ihn hält, und nach seinen Papieren sie den Studenten diktirt. Die Kursus sind nach der Weitläuftigkeit der Materien verschieden; z. B. der von der biblischen und dogmatischen Theologie ist von fünf Jahren, andre sind von drei, von zwei und von einem Jahre.

Kein Student wird aufgenommen, wenn er nicht mit gehörigen Zeugnissen von den Gymnasien versehen ist, und den Reformatoren liegt es ob zu verhindern, daß ganz arme und solche, die von ganz niedriger Geburt sind, angenommen werden. Doch ist deshalb für vorzüglich gute Köpfe ihnen eine Ausnahme zu machen erlaubt. Jeder Student mus, um irgend einen akademischen Grad, als Doktor, Lizenziat, Magister, zu erhalten, die gesezmässige Zeit auf der Universität studirt haben, denenjenigen, die auf Gymnasien der Provinzen schon einige zum Unterricht der Universität gehörigen Theile studirt haben, werden ein Paar Jahre dafür erlassen.

Jede Fakultät macht einen besondern Körper der Universität aus aus deren Vereinigung das Ganze erwächst. Zu einem solchen Körper gehören erstlich die Professoren derselben Fakultät, dann noch 30 Doktoren, die erst zwei Jahre, nachdem sie den Gradus angenommen haben, sich zur Aufnahme in die Fakultät melden können, und endlich die Studenten. Jedes dieser vier Kollegien der Fakultäten hat seinen Prior und drei Räthe. Ersterer wird vom König selbst ernant, die andern werden von den Studenten erwält. Jede Fakultät kan besondre Statute für sich machen, dem Prior jeder Fakultät liegt besonders ob, darauf zu sehen, daß die Geseze in Ansehung seiner Fakultät genau beobachtet werden. Bei den verschiedenen Prüfungen der Studenten hat er den Vorsiz; er sezt die Zeit der

Prüfung an, schreibt die Materien dazu vor, und hat dabei besonders Achtung zu geben, daß die Professoren die Prüfung mit der erforderlichen Schärfe anstellen.

Endlich wird auch aus der medizinischen Fakultät das Protomedikat bestelt, ein Kollegium, welches die Oberaufsicht über die Ausübung der Arznei- und Wundarzneiwissenschaft hat, die Apotheken jährlich zweimal visitiret u. s. w.

In den sämtlichen königlichen Staaten kan sich niemand als Baumeister, oder Feldmesser brauchen lassen, der nicht auf der Universität die Mathematik studirt und nach ausgestandner Prüfung eine Bestallung von dem Magistrat der Reformatoren bekommen hat. Auch darf bei schwerer Strafe keiner die Grenzen seiner Kunst überschreiten. Den Agrimensori ist nicht erlaubt die Geschäfte der Misuratori zu treiben, und diese dürfen sich nicht mit Geschäften abgeben, die den Architetti zukommen.

Die zur Universität gehörigen Personen geniessen ansehnliche Vorrechte, unter andern auch dieses besondere, daß ihnen bei Vermietung der Wohnungen allemal der Vorzug muß gelassen werden, wenn sie eben die Miethe anbieten, die der vorige lezte Miether bezahlt hat.

Jeder Professor kan einmal eine Stelle in dem Kollegium der Provinzen, von dem ich sogleich sprechen werde, vergeben, und der, welcher fünf Jahre im Amte gestanden hat, erlangt dadurch das Vorrecht, das sonst nur der Adel hat, ein Fideikommiß zu stiften. Dieses Vorrecht erlangt auch der, welcher zehn Jahre lang Mitglied einer der Fakultäten gewesen ist.

Mit der Universität ist auch das Kollegium der Provinzialstudenten verbunden, eine besondere Stiftung, die ihr eigenes ansehnliches Gebäude hat, darin arme Studenten aus den Provinzen frei unterhalten werden.

Die Konstituzionen dieser Universität haben mich merkwürdig genug gedünkt um hier angeführt zu werden. Sie rühren größtentheils von dem König Viktor Amadeus

her.

her. Der leztverstorbene König hat noch einiges darin verändert und hinzugesezt, und im Jahre 1772 sowol die Konstituzionen, als die besondern Verordnungen des Magistrats der Reformatoren, durch den Druck bekant machen lassen. Aus dem, was ich selbst bei der Universität gesehen habe, urtheilte ich, daß die Geseze streng beobachtet werden.

Mir gefält vorzüglich an dieser Einrichtung, daß die Professoren fast aller Nebengeschäfte entladen sind, und also Zeit und Aufmerksamkeit ganz allein auf ihre Lekzionen verwenden können. Sie sind übrigens so gut besoldet, daß sie ganz anständig davon zu leben im Stande sind.

Von dem Museum und der Bibliothek haben andre Reisende so viel geschrieben, daß mir wenig darüber nachzuholen bleibet. Wegen des erstern wil ich nur anmerken, daß die wenigen alten Monumente, die aus den Ruinen der nicht vor langer Zeit entdeckten Stadt Industria hervorgezogen worden, in Absicht auf die Vollkommenheit der Kunst unter die vorzüglichsten Ueberbleibsel des Alterthums zu rechnen sind. Nur Schade, daß es meist blosse Fragmente sind. Unter diesen sind zwei von ehemals herlichen Werken. Ein kleines Bruchstück eines Kopfes von gegossenem Metal, das die Nase, die Augenbraunen und die Unterlippe enthält, und ohne Zweifel von einem Jupiterskopf von hohem Stil weit über Lebensgrösse ist. Das andere ist ein Fus eines metallenen Pferdes von grosser Schönheit in Lebensgrösse. Für die ägyptischen Alterthümer ist bei dem Museum ein besondres Zimmer, darin die berümte Tabula Isiaca das Hauptstück ist. In eben dem Zimmer befindet sich eine weibliche Büste von Basalt, auf der einige Karakter eingegraben sind, die nach de Guignes Meinung die Uebereinstimmung der Aegyptischen Schrift mit der Schinesischen beweisen sol. Mir schien sowol die Arbeit an dieser Büste, besonders aber die Art der Karaktere, das Alterthum dieses Stücks verdächtig zu machen.

Für

Für die Bibliothek sind jährlich 2700 Lire bestimt. In einem besondern dazu gehörigen Zimmer wird ein sehr schönes gemaltes Herbarium aufbehalten, darin alle in dem botanischen Garten gezogene Pflanzen, unter der Aufsicht des berümten Allione, mit grossem Fleis gezeichnet und gemalt werden. Gegenwärtig ist die Samlung dieser Abbildungen schon auf etliche 20 Bände in Folio angewachsen. Sie wird aber noch immer vermehrt, so wie der Garten neue Pflanzen bekomt, der Maler, der die meisten dieser Abbildungen gemacht hat, heist Pegroleri, arbeitet jezt wenig mehr, geniest aber doch ein Jahrgehalt vom König. Das Werk wird jezt von einem jungen Maler fortgesezt, den jener hiezu angezogen hat.

Bei dieser Gelegenheit wil ich noch anmerken, daß der hiesige botanische Garten, der einen Theil der Gärten des alten königlichen Lustschlosses Valentino, das unweit der Stadt liegt, ausmacht, nicht nur an Pflanzen sehr reich, sondern in seiner Einrichtung ganz vortreflich ist.

Unter den besondern zum Studiren gehörigen Einrichtungen hat auch folgende mir ausnehmend gefallen, daß kein Knabe im ganzen Lande in die lateinischen Schulen angenommen wird, eh er nicht in einer sogenanten Trivialschüle, ausser dem Lesen und Schreiben, in der grammatischen Kentnis der italienischen Sprache ist unterwiesen worden. Nichts ist ungereimter, als daß man den Kindern die so nötigen Kentnisse des Grammatischen der Sprachen an den alten, ihnen noch völlig fremden und unbekanten Sprachen zuerst zeigen wil.

Ich weis nicht, ob ich die Turinische Geselschaft der Wissenschaften auch unter die öffentlichen Anstalten rechnen sol; denn eigentlich hat sie von einer öffentlichen Anstalt nichts als den Namen, da der König bis jezt ihr weder eine Verfassung, noch Geseze, noch einen Rang, noch Einkünfte gegeben hat. Diese Geselschaft hat eigentlich folgenden Ursprung. In den Jahren 1756 und 1757 war der damals noch sehr junge, jezt als einer der ersten Ma-

Mathematiker dieses Jahrhunderts berühmte la Grange Professor an der königl. Artillerieschule zu Turin. Unter seinen Zuhörern befanden sich auch der Graf von Saluzzo und der Chevalier de Foncener, zwei vorzüglich für die höhern Wissenschaften gemachte Köpfe; diese, nebst dem Hrn. Cigna, jezigem Prof. der Anatomie, einem scharfsinnigen Naturforscher, kamen oft zusammen, um allerhand physische Versuche zu machen, und sich über physische und mathematische Materien zu unterhalten. Der jezige König, damals Prinz von Piemont, hatte von den Bemühungen und Zusammenkünften dieser jungen Gelehrten gehört, und interessirte sich gleich dafür und ermunterte sie zur Fortsezung derselben. Nachdem sie im Jahre 1759 eine Samlung einiger merkwürdigen Aufsäze unter dem Titel Miscellanea societatis privatae Taurinensis herausgegeben hatte, ward ihr von dem verstorbenen König der Titel einer königlichen Gesellschaft der Wissenschaften beigelegt. Dieses ist aber alles, was bisher der Hof für dieselbe gethan hat. Es läst sich vermuten, daß von gewissen Geistlichen, denen an Aufklärung des menschlichen Geistes wenig gelegen ist, unter der Hand die Hindernisse in den Weg gelegt werden, die der Aufnahme dieser Geselschaft entgegen sind.

Diesen Leuten mus man es auch zuschreiben, daß die Bücherzensur in den Staaten des Königs von Sardinien von äusserster Strenge ist. Es läst sich auch gar wohl begreifen, wie es ehedem an dem Turinischen Hofe zur Staatsmaxime geworden, sich den Pabst zum Freunde zu machen. Die Maxime scheint geblieben zu seyn, obgleich der Einflus dieses Haupts der Kirche auf die grossen politischen Geschäfte ziemlich schwach geworden ist. —

Zu Turin sind die Wissenschaften in weit grösserem Flor als die schönen Künste, die hier, wenn man etwa die Musik ausnehmen wil, wenig bedeuten. Gegenwärtig ist kein Maler da, der einen Namen hätte, und selbst die Anzal recht guter Gemälde ist hier nicht gros. Bildhauer, von denen etwas zu erwarten wäre, sind nur zwei, Colini

der wegen seiner feinen Ausarbeitung am meisten geschäzt wird, und Bernes, den ich dem vorigen weit vorziehen würde, ob man gleich hier viel weniger aus ihm macht. Seine Bilder sind vol Geist und Ausdruck. Die Gebrüder Gallani, die berümtesten Theatermaler in Italien, sind bekant genug. Liebhaber der alten Kunst finden bei dem Kommandör Gelaso eine schöne Samlung alter geschnittener Steine, deren Besizer sich ein grosses Vergnügen macht sie zu zeigen.

Von den sämtlichen Staaten des Königs von Sardinien auf dem festen Lande hat man eine schöne Karte, die (ohne das Titelblat) aus fünf Blättern besteht, deren jedes 6 Fus lang und 13 Zoll hoch ist. Sie ist schon im vorigen Jahrhundert gestochen, aber erst neulich vermehrt und verbessert unter folgendem Titel wieder abgedruckt worden: Carta corografica degli Stati di S. M. il Re di Sardegna data in luce dell' Ingegnere Borgonio nel 1683, corretta ed accresciuta nell a. 1772.

---

## 4.
## Einige Fragen
## an begüterte Bürger und Personen höhern Standes, die Erziehung der Kinder durch Französinnen betreffend.

Hat man wol Nuzen und Schaden in Absicht auf dieses Erziehungsmittel genugsam gegen einander gehalten, und solte nicht jener von diesem weit überwogen werden?

Ist die französische Sprache, wenn ich Leute von höhern Stande, die zu Reisen oder Gesandschaften in fremde Länder bestimt sind, und Gelehrte von Profession ausnehme, jezt noch ein so notwendiges Stück der guten Erziehung, als

als sie es vor 30 und mehr Jahren gewesen seyn mag; jezt, da wir in unsrer eignen Sprache so viele und so gesunde Nahrung für Geist und Herz, für den Geschmack und die Einbildungskraft finden?

Gehen nicht deutscher Sin und deutsche Sitten immer mehr verloren, werden sie nicht uns selbst und andern immer verächtlicher, je mehr Antheil Fremde und insbesondere Französinnen an unsrer Erziehung haben?

Werden nicht Kindern und jungen Leuten, die von solchen Lehrerinnen gebildet werden, zugleich mit der französischen Sprache französischer Sinn, französische Flüchtigkeit, Wizelei, Kleinigkeitsliebe ꝛc. beigebracht?

Wird nicht ihr Geschmack dadurch verderbt, oder doch ganz einseitig gemacht, daß man sie, insbesondere das Frauenzimmer, fast ganz allein auf französische Lektüren einschränket, weil sie sonst die Sprache nicht erlernen, nicht unterhalten, sich nicht genug darinnen üben würden?

Wird nicht durch eben diese Erziehungsart der sklavische Geist der Nachahmung und die Herrschaft der Mode immer weiter ausgebreitet, die Eitelkeit auf alle Weise befördert, und die Moralität geschwächt? Und wie oft werden nicht dadurch gesunder Verstand, Ernst, Sittsamkeit, Keuschheit, Unschuld, Wahrheitsliebe, Offenherzigkeit ꝛc. Gegenstände des Spottes?

Was darf sich wol die menschliche Geselschaft von einem Geschöpfe versprechen, das schon als Kind und Jüngling auf gut Französisch über alles lachen und scherzen gelernt hat, und dessen Kunst zu leben hauptsächlich in Verstellung und Schmeichelei besteht?

— — Sind nicht die meisten Französinnen in Absicht auf alle wichtige und nüzliche Kentnisse ganz unwissend? Gibt es wol viele unter ihnen, die auch nur ihre Sprache mittelmässig gut verstehen, und sie ohne grobe Fehler reden und schreiben können? — Und verdient wol die-

dieser kleine Vortheil mit jener mannigfaltigen Gefahr erkauft zu werden?

Ich wil nichts entscheiden. Nur eine Erfarung mus ich darüber dem Publikum mittheilen:

Da ich seit vielen Jahren in einem Lande wohne, wo es mit zum guten Tone der Erziehung gehöret, den Kindern französische Hofmeisterinnen zu halten; und ich also sehr viele, in andern Absichten recht gute und würdige Personen dieses Standes habe kennen gelernt: so mus ich doch zu jedermans Warnung hiemit erklären, daß ich unter allen kaum zwölfe gefunden habe, die der französischen Sprache mächtig gewesen wären, und nicht einmal so viele, denen ich die Erziehung meiner Kinder hätte anvertrauen mögen.

Solte denn die mangelhafte Kentnis einer für die meisten sehr entbehrlichen Sprache, eine etwas grössere Lebhaftigkeit, und vielleicht etwas feinere Sitten — solte das hinlänglich seyn, jemanden zum Erziehungsgeschäfte, zur Bildung des Verstandes und des Herzens, geschickt zu machen?

— — Deutsche, wann wolt ihr doch anfangen, euern eignen Werth zu fühlen, eure eignen Reichtümer zu benuzen, eure eigne Ehre zu behaupten, und das zu seyn, und zu werden, was ihr als Deutsche seyn und werden könnet? wann aufhören, euern Ruhm in der Erkentnis und Bewunderung dessen, was nicht euer und sehr oft weit schlechter als das eurige ist, zu suchen?

---

5. Briefe

5.

# Briefe eines Reisenden an den Drost von LW.

## Zweiter.*)

Duderstadt den 18ten Aug. 1778.

Seit meiner Abreise von Weissenfels habe ich nicht Zeit gehabt Ihnen wieder zu schreiben; hier hab' ich ihrer mehr, als mir lieb ist. Ich dachte von da gerad auf Gotha zu gehen, allein selten bleibt es bei dem geraden Wege; denn so bald ich höre, da ist das und dort jenes zu sehen, so denk' ich: gute Krümme ists nicht ümme, wie die Landleute sagen; und so ging mir's auch damals. Ich hörte zufälliger Weise in einem Wirtshause auf dem Wege von einer Herrenhuter Kolonie reden, und schlos aus der Erzälung des Einen, daß er daher käme. Wie freut' ich mich, als diese Kolonie nur ein Paar Stunden von da entfernt war, weil ich nun meine Neubegierde noch an eben dem Tage befriedigen konte. Diese Kolonie ist ein Dorf, welches Neugottern, oder Neudietendorf, in der Sprache der Initiirten aber das Gnadenthal heist. Sie liegt etwa zwei Meilen von Gotha, und gehört zu dem Gebiete des Herzogs. In der That haben wenig Städte einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht, als dieses Dorf, welches eigentlich nur aus einer langen Reihe von Häusern besteht, mehrentheils unter Ein Dach und massiv gebaut, oder doch beworfen und angestrichen. Sie haben alle die Aussicht auf eine Wiese, durch welche sich, kaum hundert Schritte von den Häusern, ein kleiner Flus herunterschlängelt. An

*) S. d. Mus. Nov. 78. S. 465.

An den Häusern herauf geht eine breite mit Triebsande gefülte Strasse, worauf, den Häusern gegenüber, eine Pfal-laterne und ein Lindenbaum, eins ums andre, abwechselt. Eben die Reinlichkeit, welche überall äusserlich hervorblickt, trift man auch im Innern an. Ein Edelmann von etwa funfzig Jahren, welcher in dem Wirtshause wohnte, worin ich abgestiegen war, schien das Amt auf sich zu haben Fremde in der Kolonie herumzuführen. Er brachte mich in die Apotheke, welche zwar klein ist, aber sonst dem Auge gefält, weil Ordnung und Zierlichkeit darin verbunden sind. Wir gingen von Haus zu Hause. In jedem wohnt ein andrer Fabrikant, oder Handwerker. Der Schuster hatte Stiefeln und Schuhe auf den Kauf fertig, welche man selten bestelt von einer solchen Güte bekomt. Wollene Zeuge von allerhand Art, baumwollene Zeuge, Müzen, Strümpfe werden hier gemacht, und ausserdem wird in Stahl u. s. w. gearbeitet; kurz dieses Dorf ist ein Inbegrif von mehr als 30 verschiedenen Fabriken, deren Waaren, ihrer ganz vorzüglichen Güte wegen, in Niedersachsen und Thüringen sehr bekant sind. Jeder Fabrikant muste mir, auf meines Führers Verlangen, einige von seinen fertigen Waaren vorzeigen. Ich mus gestehen, daß sie sämtlich besser waren, als die, welche man bei uns auf den Kauf macht; allein, wenn ich nach dem Preise fragte, so fand ich diesen auch gewönlich um ein Drittheil höher, als bei uns. Da die Herrenhuter nichts vorschlagen, so mus man ihnen das geben, was sie fodern. Daß sie aber gewis nicht alle gleichen Lammessinn haben, sondern einige sich der angeführten Regel sehr gut zu ihrem Vortheil zu bedienen wissen, hab ich selbst erfahren. Ich kaufte verschiedene Sachen, gab dafür, was man verlangte, und von den mehrsten haben alle die, welchen ich sie nachher gezeigt, ja selbst Fabrikanten, die eben dergleichen verfertigen, mir gestanden, sie wären ihr Geld werth; bei zwei oder drei Stücken bin ich aber offenbar überse-

wor

worden, denn in ganz Sachsen oder Thüringen hätt' ich sie von eben der Güte um den dritten Theil wohlfeiler kaufen können. Das ledige Brüderhaus hat in seiner innern Einrichtung sehr viel ähnliches mit dem hällischen Waisenhause; eben die Ordnung, eben die Reinlichkeit. In diesem Hause wohnen zwischen 80 und 100 Professionisten, Fabrikanten und Künstler. Es schien mir, daß bald zwei, bald drei, ja oft noch mehrere auf einem Zimmer beisammen wohnten, welche allemal mit einerlei Arbeit beschäftigt waren. Ich habe das Wesen dieser Leute, soviel mir in den wenigen Minuten möglich war, genau beobachtet, und mir deucht, es ist ihnen allen anzusehen, daß sie keinen rechten Muth des Lebens haben, sondern unter einem geheimen Zwang der Seele arbeiten, von dem sie sich blos deshalb nicht befreien, weil sie wahrscheinlich glauben, daß dieser Gemütszustand allein die Gnade und den Durchbruch bewirke. So viel finstere, zum Theil gar grämliche Physiognomieen als hier hab' ich fast noch in keinem Kloster von strenger Observanz beisammen gesehen, und doch waren die Leute höflich, schienen auch sonst mit ihrem Zustande ganz zufrieden, bis auf den Uhrmacher, einen sonst geschickten Künstler, aus dem ich mit aller Freundlichkeit kaum zwei Worte herausbringen konte. Der Schlafsal ist dem hallischen Bettsale so ähnlich, daß ich weiter nichts davon zu sagen nötig habe. In ihrem Betsale hing eine schöne Kreuzigung neben der Kanzel, und ausser einem Flügel hab' ich weiter keine Zierrat darin bemerkt. Mein Bedienter, der kein Instrument ansehen kan, ohne daß sich nicht gleich seine Fingerspizen darnach ausstrecken, fing unterdessen, daß ich mit dem alten Edelmann sprach, gleich an, eine Quadrille darauf zu spielen, vielleicht die erste, welche im Gnadenthal war gehört worden. St! sagte mein Führer, und winkte ihm liebreich mit der Hand.

Wir gingen nun auf die Strasse. Mein Führer verlies mich auf einen Augenblick; ich glaub', er wolt' einen

nen Schlüssel holen. Es war Abends sechs Uhr, und nun gingen just die verheiratheten Brüder und Schwestern nach der Kirche. Die erstern grüsten mich höflich, die leztern aber gingen vorüber, und sahen auf die Erde. Sie waren fast alle gleich, oder doch ähnlich gekleidet; sehr modest und reinlich. Auf eine weitere Beschreibung thu' ich Verzicht, und Sie, mein Lieber, haben ja keine Frau, die neugierig darnach seyn mögte. In ganz Dietendorf hab' ich kein einzig Gesicht gesehen, von dem man nur sagen könte, es sei hübsch; doch mus ich Ihnen auch nicht verschweigen, daß mein Führer nicht für rathsam gehalten hat, mich in das ledige Schwesterhaus zu führen. Ich kont's auch nicht über die Zunge bringen, ihn darum zu bitten, denn ich dachte, wenn er's gern thäte, so würd' es der gefällige Mann auch ohne mein Bitten thun. Ich hätte was darum gegeben, wenn ich ihrer Betstunde hätte beiwonen können; allein mein Führer kam zurück und zeigte mir den Kirchhof. Dieser hat zwar etwas änliches mit einem Garten, ist aber sonst kein Garten, sondern ein Rasenplaz, wo ein Leichenstein in gerader Linie neben dem andern liegt. Die Aufschrift auf jedem war, wie die Steine selbst einander, völlig gleich, als z. B. Johann Peter Klos, geb. zu N. N. im Schwarzburgischen den 11ten Mai 1718. ging heim den 22ten Apr. 1762. Wie gefält Ihnen das: ging heim? Es liegt in diesen zwei Worten etwas, das dem Tode sehr viel, wo nicht alles, von dem Schrecklichen nimt, womit wir ihn denken, ehe wir ihn wirklich sehen; denn alsdann glaub' ich, denken wir überhaupt nicht viel, oder gar nichts. Nach einer schnellen Uebersicht der Leichensteine macht' ich die Bemerkung, daß viele der hier begrabenen Mitglieder dieser Kolonie aus dem Schwarzburgischen und aus Holland sich hieher begeben hatten. Einer von den lezten, ein reicher Edelmann, hatte denn doch die Ehre, daß sein Leichenstein mit einer goldenen Leiste eingefast und überhaupt zierlicher gearbeitet war. Sonst fin-

det keine Wahl des Plazes Statt, wo man begraben seyn will; es wäre denn, daß jemand es just so abpaste, erst dann zu sterben, wenn die Leichensteine bis an den von ihm ausgesuchten Fleck vorgerückt wären.

Einer von den Brüdern hat mit vielen Kosten einen ziemlich grossen Garten angelegt, welcher der Zierde dieser Kolonie vollkommen entspricht. Ich schliesse daraus, daß die Brüder wol nicht ihr ganzes Vermögen in die Heilandskasse geben müssen, denn aus dieser wäre wol schwerlich so viel Geld auf einen Garten verwandt worden. Ich sagte zu meinem Führer, daß ich zweifelhaft sey, in wie fern ein solcher Aufwand mit so strengen Grundsäzen der Moral bestehen könne, da diese tausend, oder zweitausend Thaler, anders angewandt, einen viel grössern Nuzen für die Brüderschaft hätten bewirken können. Er bog aber der Antwort aus; und, wie ich nachher gehört habe, lassen sie sich auf keine solche Streitigkeiten ein. Mein Führer zeigte mir noch, nicht weit von dem Kirchhofe, ein grosses massives Gebäude, woran noch gebaut wurde, und das, wenn ich mich recht erinnere, zu einer Fabrik bestimt war. Ueberhaupt sieht man bald, daß die Heilandskasse in sehr guten Umständen seyn mus, denn dies ist in der That das erste Dorf, worin ich keinen Dürftigen gesehen habe, und eben das hatte Göckingk, der vor etwa acht Wochen auch hier gewesen ist, meinem Führer gestanden.

Soll ich Ihnen den Totaleindruck gestehen, welchen das Ganze, auch nachher bei kälterer Ueberlegung, auf mich gemacht hat? War es möglich, daß sich eine Zahl guter Menschen, bei einem vernünftigen, von Zwang und Sinnlichkeit gereinigten Gottesdienste, zu einer solchen Brüdergemeine, zu solchem algemeinen Fleis (denn Fleis ist die zweite Karakteristik eines Herrenhuters) mit einander verbinden, und die unschuldigen Freuden des Lebens,

als den Lohn von beiden für diese Welt, gemeinschaftlich geniessen könte; so würde diese vielleicht den höchsten Grad von Glückseligkeit erreichen, dessen wir auf dieser Erde fähig sind, und welcher unsrer Bestimmung zu entsprechen scheint. Die Kolonisten zu Dietendorf leben ohne alle Sorgen; das ist doch wol schon viel? aber sie leben auch, ohne von den Schikanen und Lastern böser Menschen das geringste zu empfinden; wo kan man das sonst? Ich habe so manche Stunde auf dem königl. Pädagogium zu Halle, in dem Zimmer, wo Graf Zinzendorf vor mir gewohnt hatte, am Fenster gesessen, seinen in eine Scheibe geschnittenen Namen angesehen, und schon damals oft den Wunsch gethan: Hättest du ein wenig mehr Philosophie und etwas weniger Imaginazion gehabt! du würdest mit deinem Enthusiasmus zehnmal mehr Kluge bekehrt und glücklich gemacht haben, als izt Schwärmer! Izt bin ich zwanzig Jahre älter, und denke noch eben so. Den Kolonisten zu D. fehlt schlechterdings nichts, als eine sich fast immer gleiche Freudigkeit der Seele. Und warum ihnen die fehlt? das sehen wir eben so gut ein, als ich den Grund davon begreife, warum sie mir nicht fehlt, ob ich gleich zuweilen einige Sorgen habe, und mich über das Gesindel, welches man Menschen nent, nicht selten ärgere; denn der guten Seelen sind so wenige! wiewol, zu meinem grossen Troste, noch immer so viele, daß ein ehrlicher Mann, er sey wo er wolle, noch nicht nötig hat, ein Einsiedler zu werden.

Ich erfuhr in diesem Dorfe, daß kaum eine Stunde davon ein kleines Lustschlos liege, und nun kehrt' ich, auch dieses zu sehen, so weit wieder um. Diese Versäumnis hat mich auch ganz und gar nicht gereuet. Das Schlos, oder Landhaus, liegt in einem Dorfe, Namens Molsdorf, und war sonst ein Gut, welches dem deutschen Apicius, Grafen von Gotter, ehemaligen Oberhofmarschall des Königs von Preussen, gehört hat. Unter einer lateinischen Inschrift über dem Eingange, welche ungefähr so lautete: praeter

omnes

omnes hic mihi ridet terrarum angulus, stand noch sein Name. Vor einigen Jahren hat es der jezige Herzog von Gotha für seine Gemahlin, und wie man sagt, für 80000 Rthl. mit allen Möblen u. s. w. gekauft. An dem Gebäude selbst wird ein Baumeister nichts besonders finden; aber inwendig verkent man die Hand des Sybariten nicht, welcher alles um sich her zu verschönern wuste. Ich habe viele Lustschlösser deutscher Fürsten gesehen, aber nicht eins, worin ein so verfeinerter Geschmack alles ausgeschmückt hätte, als in diesem, vielleicht dem kleinsten unter allen. Der Brief des Philosophen von Sanssouci an den Grafen kan keinen bessern Kommentar, als durch dieses Lustschlos und die darin befindlichen Porträte des Grafen erhalten. Es scheint, daß wenig oder nichts seit Gotters Tode in den Zimmern ist verändert worden; der gothaische Hof kömt auch nur selten hieher. In dem einen Zimmer hingen noch alle Bildnisse der Herren und Damen, mit dabei geschriebenen Namen, welche zu des Grafen Zeit zu Berlin eine glänzende Rolle gespielt haben, auch Operntänzerinnen; und eine Familie, oder ein Künstler, welche das Bildnis eines Helden, oder Staatsmanns dieser Zeit bedürfte, würd' es hier schwerlich vergebens suchen. Sie haben überdem noch das Verdienst lauter Originale zu seyn. Der Garten hat mir sehr gefallen; die Natur fängt da an, wo die Kunst aufgehört hat, denn er hängt unmittelbar mit einem Wäldchen und einem Berge zusammen. Schade, daß man weder vom Schlosse, denn es liegt im Thal, noch im Garten eine schöne Aussicht hat; sonst wüst' ich mir keinen angenehmern Aufenthalt zu denken.

Soll ich fortfahren, Ihnen von dem, was ich gesehen, vorzüglich was ich noch in keiner gedruckten Reisebeschreibung gelesen habe, Nachricht zu geben? Aber nur für heute nicht; denn das Schreiben hat mich müde gemacht! Und wilkommen Schlaf in Duderstadt, wo man nichts klügers thun kan als schlafen.

Ich erwache, und bin noch leider! immer zu Duderstadt, denn das eine von meinen Pferden ist lahm geworden. Da hab' ich nun, wider meinen Willen Zeit genung, meine Reise von Gotha bis hieher so weitläuftig zu beschreiben, als ich nur immer will, wenn mir sonst nicht die Lust vergeht. Nun! wir wollen versuchen.

Es war schon spät, als ich zu Gotha ankam; aber den Morgen darauf ging ich gleich aus der Stadt, um den Park zu sehen, welchen der jezige Herzog angelegt hat. Indes hätt' ich nicht nötig gehabt so zu eilen, denn er war, wie gewönlich, verschlossen, und auch niemand da, der ihn hätte öfnen können. Ich weis Ihnen daher weiter nichts davon zu sagen, als daß man da, wo man von auswärts hineinsehen kan, weiter nichts sieht als eine Wiese mit einigen Bäumen besezt, und ein Gebüsch, worin ein kleiner Tempel von antiker Bauart stehen soll; aber mit dem soll hab' ich nicht viel zu thun, wenn der Andre nur das erwartet, was man mit eignen Augen gesehen hat. So viel kan ich Ihnen sagen, daß mir die Gegend um den Park nicht besonders geschienen hat, denn sie ist durch den Berg, worauf das Hochgericht steht, auch durch andre Anhöhen sehr begrenzt. Die Aussicht vom Schlosse mus desto schöner seyn, denn man sieht es einige Meilen weit. Um die Stadt herum laufen Alleen, welche aber denen bei Leipzig gar nicht beikommen, obgleich die Bäume grösten theils stärker und schöner sind. Die Stadt selbst hat kein einziges hervorstechendes Gebäude; das Schlos hingegen ist gut gebaut, mit Schiefer gedeckt, und hat mit dem zu Weissenfels in der äusserlichen Gestalt viel ähnliches. Der Herzog läst jezt einen Theil des Berges, worauf es steht, von der Seite, wo man aus der Stadt nach dem Schlosse hinaufgeht, abtragen und mit Quadersteinen einfassen, wodurch der Aufgang eine schöne und regelmässige Form bekömt. Dieser Bau mus viele tausend Thaler kosten. Weil der Hof da war, hab' ich vom Innern nichts gesehen, als das Hoftheater, denn Abends um fünf

war

war Komödie. Der Eingang ist eng und dunkel. Fremde, welche sich der Durchl. Herschaft vorstellen lassen, oder auf dem Schlosse wohnen, gehen frei auf die Gallerie, sagt der Anschlagzettel; woraus Sie denn schliessen können, daß hier, nicht, wie zu Berlin in die Oper, alle Fremde freien Eingang haben. Doch ist das, was man dafür bezalt, sehr wenig. Logen kan man hier nicht haben; die Paar Seitenlogen, welche man die Gallerie nent, sind für die Hofbediente und für Fremde. Alle übrige müssen ins Parterre gehen, wo Damen und Mannspersonen bunt unter einander sizen. Die Bänke sind beschlagen, haben aber keine Rücklehnen. Das Haus ist überhaupt nur klein, und nur halb so hoch als das Leipziger. Da der Tag sehr heis war, so stand ich im Parterre viel von der drückenden Hize aus, ob ich gleich noch viele leere Pläze sah. Während dem Schauspiel sizt jeder, zwischen den Akten aber stehen die mehrsten Zuschauer von ihren Sizen auf. Die hiesige Musik übertrift die Leipziger bei weitem; das ist aber auch das einzige, was das hiesige Schauspiel vor jenem voraus hat. Ekhof ist todt; von den übrigen Gliedern der Geselschaft ist keiner vortreflich, wenige sind gut, die mehrsten mittelmässig, einige sogar elend, und so wird viel dazu gehören die Geselschaft wieder zu dem zu machen, was sie schon einmal gewesen ist. Eine Mamsel Preising, aus dem Gothaischen gebürtig, macht eine gute Figur auf dem Theater, hat eine ganz angenehme Stimme, und gibt, da sie noch sehr jung ist, alle Hofnung zu einer guten Aktrize. Die übrigen Schauspieler, welche Lob verdienen, kennen Sie schon von dieser Seite, daher übergeh' ich sie, und von den schlechten kan man niemals zu wenig sagen. Das hiesige Parterre geht mit seinem Beifallgeben sehr verschwendrisch um, denn in dieser Einen Vorstellung waren seine Hände nicht mehr als siebzehnmal in Bewegung, welches mir bei der grossen Hize eine sehr beschwerliche Arbeit zu seyn schien. Ich hätte auch grosse Lust, diesem Parterre auf den Kopf Schuld zu

geben, daß es wenig Kritik besize, wenn ich nicht aus den Gesprächen um mich her gemerkt hätte, daß es hier so gut als an andern Orten Parteien gibt, welche Alles schön finden, was dieser Akteur, oder jene Aktrize thut. Ihr Misfallen über das Spiel eines Schauspielers zu äussern, welcher nicht das Glück hat ihnen zu gefallen, ist ihnen nicht erlaubt; es bleibt daher nichts übrig, als ihren Liebling bei dem kleinsten Anlas durch Händeklatschen auszuzeichnen.

Die herzogliche Familie war unter der ganzen Vorstellung sehr aufmerksam, ob das Stück gleich schon oft gespielt war. Der Herzog selbst wird, eben so sehr in seiner Residenz, als im ganzen Lande geliebt. Er wäre sieber Privatmann, als regierender Herr, und er thut als lezterer alles, um sich dem Glücke des ersten so nahe zu bringen als möglich. Eine Anekdote, welche sich im lezten Winter zugetragen, verdient, daß ich sie Ihnen erzäle. Kurz vor dem Geburtstage des jungen Erbprinzen war die Rede davon, ob alsdann nicht ein Fest würde bei Hofe gegeben werden? Der Herzog, welcher für dergleichen Zeremoniel gar nicht ist, war nicht darauf gestimt, da sein eigner Geburtstag nicht öffentlich gefeiert wird, und jezt hatt' er noch den Grund mehr, den Erbprinzen nicht zu frühzeitig gewahr werden zu lassen, in was für Aufruhr sein Geburtstag den ganzen Hof sezen könne. Der Herzog war aber gleich geneigt, ihn und die übrigen Kinder zu andrer Zeit an Vergnügen schadlos zu halten, lies kurz nachher eine Redute anstellen, und die Kinder aller Honoratioren, vom Adel und bürgerlichem Stande, aus der Stadt und vom Lande dazu einladen.

Ich war willens, mich noch einen Tag in G. aufzuhalten, und die dortigen Gelehrten zu besuchen; allein da ich in meinem Quartier einen Fremden fand, welcher den Tag darauf nach Sondershausen reiten wolte, so war mir seine Geselschaft so wilkommen, daß auch ich abreis-

te.

te. Wir hielten zuerst in Tonna an, einem Dorfe drei Meilen von Gotha. Hier hielt sich der vor einigen Jahren verstorbene Bruder des vorigen Herzogs auf. Das Schlos ist ein artiges Gebäude, aber nicht massiv, und scheint nicht über 30 bis 40 Jahre gestanden zu haben. Es hat Raum genug für einen appanagirten Prinzen, und ist noch völlig möblirt. Die Treppe darin ist ausnehmend schön, und macht ihrem Baumeister Ehre. Gleich in dem ersten Zimmer fand ich zwei schöne alte Köpfe. Der grosse Saal ist von einem Hofmaler mit Figuren in Lebensgrösse ausgemalt, welche mehrentheils Könige von Schweden, und Kaiser und Kaiserinnen von Rusland vorstellen. Keine von allen drückt indes den Karakter vorzüglich aus, und das Kolorit ist ziemlich matt. Es ist auch noch eine alte Burg hier, ausserdem auch ein Amt, welchem ein Amtshauptmann vorgesezt ist.

Von Gotha bis Tonna (welches auch Gräventonna zum Unterschied von Burgtonna heist) auch noch weiter, sah ich viele Menschen mit dem Waidbau beschäftigt. Wenn ich wüste, daß Ihnen damit gedient wäre, könt' ich Ihnen nunmehr das ganze Verfahren beschreiben, denn ich hielt es der Mühe werth mich darnach zu erkundigen, da der Waid die Arbeit reichlich belont, die man darauf verwendet, und man in unsrer Gegend davon noch wenig weis. Der Geruch war mir unleidlich, als ich dabei stand, wie er zerquetscht wurde; das soll mich aber dennoch nicht abhalten, künftigen Sommer zu Hause einen Versuch damit zu machen, um den Landmann zur Nachfolge zu reizen; denn das ist die einzige Art ihm selbst für seinen eignen Vorteil die Augen zu öfnen. Ueberhaupt hab' ich auf diesem Strich in dem Gebiete des Herzogs den Ackerbau in gutem Stande, und überall schöne Pferde und viel Industrie gesehen. Das ist schon ein redender Beweis von dem Karakter des Landesregenten, und unverdächtiger, als das Lob der Höflinge und Zeitungsschreiber,

wel-

welche leztere überall füglich über diesen Punkt ganz stil- schweigen könten.

Kaum eine Viertelstunde von Tonna kamen wir auf die Johanniterkommende Negelstadt, welche gut gebaut ist. Zu Almenhausen, auch ein Dorf, machten wir Mittag, der Fürst von Schwarzburg=Sondershausen läst hier, auf einen Berg, ein artiges Landhaus bauen, welches beinahe fertig ist. Dieser Herr besizt überhaupt einen grossen Baugeist, und darin besteht auch sein gröster Aufwand. Er hat zu Almenhausen ein Gut von dem Herrn von Schlottheim gekauft, wovon das Gebäude im Dorfe lag, welches abgerissen, und dafür dieses neue auf die Anhöhe gesezt ist, das gewis eben soviel kostet, als das ganze Gut. Es ist massiv, zwei Stock hoch, und hat zur Seite viele schöne Wirtschaftsgebäude. Mich wundert, warum an dem langen Wohnhause, oder Schlosse (denn es ist zum Sommeraufenthalt des Fürsten bestimt, weder ein Haupteingang noch Frontispiz in der Mitte, nach dem Felde heraus, der einzigen Seite, wo die Aussicht frei und angenehm ist, angelegt worden. So hat es nur an jedem Ende einen Thorweg, und der Eingang zu dem Gebäude ist auf dem Hofe des Vorwerks. Der Garten hängt mit dem Gebäude und Vorwerke nicht zusammen, sondern ist einige 100 Schritte davon entfernt, und noch ziemlich wild; doch sieht man wohl, daß es seinem Besizer ein Ernst ist ihn zu verschönern, denn es arbeiten über 50 Menschen daran. Der Fürst komt täglich her, und besieht die Arbeit. Er hält sich im Sommer beständig auf dem Lustschlos Ebeleben auf, welches nur eine Stunde von A. entfernt ist. Wäre der Hof nicht da gewesen, so würd' ich den Umweg gemacht haben es zu sehen, denn es wurde mir sehr gerühmt.

Von Almenhausen an wechseln Berg und Thal, Wald und Feld miteinander ab. Der Weg läst sich zwar ganz angenehm reiten, doch mus er, zumal im Winter, sehr

sehr übel bis Sondershausen zu fahren seyn, welches mit von den Frachtwagen herrührt, wovon uns viele begegneten. Sondershausen ist ein kleines Städtchen, sehr schlecht gebaut, auch selten gut gepflastert, weil die dortigen Steine zu weich sind, und folglich nicht lang halten. Die Bewer, ein kleiner Flus, läuft durch die mehrsten Strassen, an der Stadt aber die Wipper. Der Fürst hält etwa 300 Soldaten, schöne, ausgesuchte Leute, beinah auf preussischen Fus montirt; die mehrsten sind Musketier, sonst sah ich auch einige Reuter, welche aber nicht beritten sind, und ein Paar Husaren, die das Land durchreiten und es von Betlern und Vagabunden säubern, denn diese werden in das Arbeitshaus gebracht. Das gefält mir besser, als die Warnungstafeln an den Heerstrassen, woran sich dieses Gesindel nicht viel zu kehren pflegt. Das Schlos liegt ziemlich hoch auf einem Berg, aber das Ganze thut dennoch eine üble Wirkung auf das Auge, weil die Theile nicht harmoniren, und nach gerade, ohne bestimten Plan zusammengeflickt sind. Der eine Flügel ist erst vor einigen Jahren gebaut worden, und hat 100000 Thaler gekostet, ob er gleich nur von Holz ist. Jener neue Flügel ist ein ganz hübsches Gebäude; daß aber im untersten Stock die Pferdeställe und gerade darüber die Wohnzimmer für die fürstliche Familie angelegt sind, und daß man in das lezte Zimmer nicht kommen kan, ohne alle die übrigen erst durchzugehen, sind zwei Dinge, die mir sehr auffielen. In dem Flügel gegen über ist ein grosser Redutensaal, an dem ich auch zweierlei besonders fand: erstlich, daß er mit etwa zwölf kolossalischen Figuren (von Stuk, wenn ich nicht irre) besezt ist, ob der Saal gleich nicht einmal die gehörige Höhe gegen seine Länge, auch keine Kuppel hat, und zweitens, daß man nicht ein einziges Nebenzimmer dabei findet. Sonst sind alle Winter auf diesem Saale Reduten gegeben worden, aber seit dem Tode des Fürsten nicht mehr. Ich hätte gern das Naturalienkabinet und den berühmten Püsterich gesehen, allein da der Geheimerath von

Hopfgarten, welcher die Samlung von Naturalien dem izigen Erbprinzen geschenkt hat, den Schlüssel dazu je besizt, so begnügt' ich mich, nur den Garten in Augenschein zu nehmen. Diesem sieht man es bald an, daß der Hof im Sommer nicht hier ist, denn die Gänge waren voll Unkraut, die Spaliere verfault, die Statuen zum Theil zerbrochen, und ein achteckiges Haus darin, welches sonst zu Trauerspielen gebraucht worden, auch ganz hübsch gebaut ist, sehr verfallen, und mit dem sogenanten Fasanenhause ists noch ärger, denn in diesem ist fast kein Fenster mehr, desto schöner ist die Natur rund um den Garten, und das kleine Wäldchen, das daran stöst; so daß das Ganze mit mäßigen Kosten zu einem wahren Englischen Park umgeschaffen werden könte, wenn ein Kenner der rechten Gartenkunst freie Hand darin hätte. An wenig Orten beut die Natur dicht an einer Stadt so willig ihre Schönheiten dar, als hier; und was der Herzog von Gotha mit vielen Kosten in seinem Park erst anschaffen muste, das gibt sie in diesem umsonst, denn Wiese, Wald, Wasser, Berg und Thal u. s. w. findet man schon.

Ausser dem Hange zum Bauen (wovon ein schönes Vorwerk an dem einen Thore der Stadt noch ein Beweis ist) liebt der Fürst auch die Jagd und schöne Pferde, deren er viele unterhält. Eine Stunde von hier hat er im Holze ein Jagdschlos, welches der Possen genant wird. Ich habe nicht erfahren können, ob etwan irgend eine Anekdote zu einem so sonderbaren Namen Gelegenheit gegeben hat.

Der Bruder des Fürsten, Prinz August, wohnt in der Stadt, in einem Hause, das unter den übrigen schlechten Häusern noch das beste ist, denn über drei oder vier massive Häuser hab' ich überall nicht gesehen.

Auf meinem Wege von hier nach Duderstadt traf ich nichts an, das der Mühe werth wäre bemerkt zu werden, und so verhält es sich auch mit D. selbst. Die Stadt ist zwar unter den Städten des Eichsfeldes die zweite im Rang, und grösser als Sondershausen, aber um nichts

besser.

besser. Die Einwohner sind theils lutherisch, theils katholisch. In der Aufklärung, wie in den Sitten, scheinen sie noch um ein halbes Jahrhundert zurück zu seyn. Der Ort ist nach seiner Grösse bei weitem nicht volkreich genug, und die Stille darin läst mich eben nichts Gutes in Ansehung ihres Nahrungszustandes vermuten. Ueberhaupt ist auch das platte Land des Eichsfeldes arm, obgleich sehr bevölkert und voll Industrie. Ein Paradoxon für einen Statisten, welches sich indes leicht erklären läst. In ganz D. ist kein erträgliches Wirtshaus, denn obgleich ich in vier und zwanzig Stunden nunmehr schon das dritte bezogen, so mus ich doch gestehen, daß ich mich jedesmal noch verschlimmert habe, ob ich das gleich für unmöglich hielt. Lieber wolt' ich auf dem kleinsten Dorf acht Tage in der Schenke zubringen, als noch einen halben Tag in diesem leeren Nest einer Rauchschwalbe. Die einzige erträgliche Stunde hab' ich in einem Nonnenkloster zugebracht, welches das französische Kloster genant wird, obgleich kaum zwei von den Nonnen ein wenig französisch verstehen. Vermutlich rührt die Stiftung aus Frankreich her. Das Kloster liegt in der Vorstadt, ist ein schlechtes Gebäude, und hat eine noch schlechtere Kirche. Da es unter der Klausur steht, so muste ich mich damit begnügen in das Sprachzimmer zu gehen, und so stand ich denn zum erstenmal vor einem solchen Gitter, dergleichen in den französischen Romanen gedacht wird. Gleich darauf erschienen ein Paar betagte Nonnen und unterhielten mich. Ich erfuhr von ihnen, daß sie junge Mädchen in Pension nehmen, auch solche, die protestantischer Religion sind, und sie in allerhand Frauenzimmerarbeiten unterrichten. Nach den Proben, welche sie mir vorzeigten, müssen die Nonnen sehr geschickt darin seyn; das ist aber auch nötig, weil das Kloster, nach ihrem eignen Geständnis, sehr arm ist. Indes schienen die beiden Nonnen mit ihrem Schicksale zufrieden; sie waren aber auch in den Jahren, wo man täglich auf die Freuden des Lebens Verzicht thun kan.

Dem

Dem Himmel sey Dank! Mein Pferd kan wieder gehen! Darum kein Wort mehr.

Wz.

---

## 6.

## Ueber das Monument des Grafen Algarotti zu Pisa.

In mehr als einem Buche, las ich vorlängst, daß König Friedrich dem berühmten Algarotti zu Pisa ein Monument mit der Aufschrift:

Algarotto, Ovidii Aemulo, Newtoni Discipulo,
Fridericus Magnus.

und unten: Algarottus, non omnis. 1765 habe sezen lassen. Immer hatt' ich mich gewundert, daß der sonst so bescheidne Monarch hier den Zusaz Magnus zu seinem Namen geduldet habe. Vielleicht war in der ganzen Geschichte, vom Alexander an bis zu jenem Philip von Spanien, dessen Grösse man mit einem Loche verglich, das durch Wegnehmen immer grösser würde, kein Fürst dieses Beinamens so würdig, als er, dieser Einzige! Aber diese Selbstbenennung? Bei Ludwig XIV. wunderte sie mich keineswegs; da war sie in der Regel; aber bei Friedrich, dem Deutschen, dem so wahrhaft Grossen? — das fast' ich nie so recht. Und nun stelle man sich mein Vergnügen vor, als ich heut in Björnstähls Briefen die ganze Erzählung noch einmal, aber mit dem Zusaze lese: das Wort Magnus hat man nachher hier dazu gesezt. Also eine Verbesserung, von der Friedrich selbst nichts wuste? — Ich erkenne gar wol, daß man ihm dadurch den verdienten Zoll der Ehrfurcht abstatten wolte; aber — nent's immerhin Krittelei! — auch dieser Zoll gefält mir nicht so ganz. Wenn ferne Jahrhunderte dereinst ganz schlechtweg in der Erzählung von Wunder scheinenden Wahrheiten sprächen: König Friedrich that's! und jeder Jüngling dann verstünde, wer dieser Friedrich sey, so wie man

etwa

etwa nur Ein Buch das Buch nent; was dünkt euch, wäre das nicht noch edler? Nicht seiner noch eher würdig? — Magnus! ein schönes Wort, ehe Misbrauch es entweihte! Aber jezt? Welches Volk hat nicht einen Magnus in seinen Jahrbüchern? Selbst Bischöfe heissen so, weil sie zehn nachbarliche Hufen zerstörten. Welches Land hat hingegen Einen Friedrich, wie diesen?

M.

---

7.

## Betrachtungen über die Naturgeseze,

von

Michael Hißmann.

---

Der gesellschaftliche Zustand des Menschen schaft zu gleicher Zeit den ersten Werkstof zum Begrif von Recht und Unrecht; und unsre Begriffe von Recht und Unrecht sind die Extrakte von unsern gesellschaftlichen Verbindungen. — Eh' unabhängige Menschen in Gesellschaften zusammentraten, deren Grundstüzen wechselseitige Zessionen waren, hatten sie kein Wort zur Bezeichnung der Idee von Recht und Unrecht; denn sie kanten diese ganze Idee nicht. — Was sie also thun konten, und was sie wirklich thaten, war Recht, und das Recht des Stärkern war folglich im aussergesellschaftlichen Naturstand unstreitiges Recht.

Die Vorstellungen der meisten neuern Naturrechtslehrer liegen von diesen Säzen sehr weit ab. Was thut's? Winken mir doch die Schatten grosser Menschen ihren Beifal zu. Du freuest dich Kameades! Trügen mich meine Sinne nicht: so erwärmt die belebende Kraft dieser Empfindung die Kälte deines Schattens. Ich lasse dich nicht;

denn deine Gegenwart sezt meiner Seele Flügel an; durch dich erhält sie schwingenden Muth.

Im aussergesellschaftlichen Stand der Natur gab es weder Recht noch Unrecht. Physische Kraft war der Maasstab des Wirkens, war der Maasstab des Rechts. — Aber hat die Menschheit je einen solchen Zustand durchgegangen? Diese Frage kümmert mich hier nicht? Immerhin mag diese Lage der Menschheit eine blosse Abstraktion; immerhin eine Chimäre seyn. Die Wichtigkeit der Untersuchung nimt nicht mit der Falschheit oder mit der Wahrheit der Voraussezung ab und zu. Freilich, je mehr Bestimmungen man sich zu diesem Stand hinzudenkt; je mehr man das Bild desselben ausmalt; destomehr ist man in Gefahr die Schilderung durch falsche Züge zu verstellen, und eben dadurch auf die Eindrücke zurück zu wirken, die das ausgemalte Bild in unsre Seele leitet.

Unter allen Beschreibungen des Standes der Natur ist keine einzige unrichtiger und schiefer, als die, die alle ihre Data aus der Voraussezung herüberholt, daß bürgerliche Menschen in den Stand der Natur zurückfallen und Naturmenschen werden würden, wenn einmal der Staat zerstäuben, und die Bürgerbande zerreissen solten. — Schurken und Spizbuben werden sie; nicht Naturkinder. Der Sohn der Natur kent ja die Bedürfnisse und das Interesse nicht, welches der ehemalige Bürger kennen gelernt hat, und wodurch er nun, nach aufgehobner Abhängigkeit, — die ihn, so lang er Bürger war, in gewissen Schranken zurückhielt, — zu den abscheulichsten Handlungen angetrieben wird, die der Naturmensch nimmermehr ausüben kan; weil er die Arglist; die Verschmiztheit; die Bosheit des Herzens, die nur im gesellschaftlichen Zustand, durch die verdriesliche Kollision des gegenseitigen Interesse's erzeugt, und durch die bösen, verführerischen Beispiele algemein verbreitet werden kan; die erkünstelten Neigungen; die Menge gemeinschädlicher Lei-

den-

denschaften, Has, Neid, Verachtung, Stolz, u. s. w. — kurz alle die schändlichen Karaktere nicht einmal dem Namen nach kent, die manches bürgerlich polizirtes Ungeheuer in sich alle zusammen vereinigt, und die die aufgeklärte Sophisterei, unmoralisch genug, mit allerhand vortheilhaften Benennungen zu ehrlichen gesucht hat. Die Korsaren waren, wie der Verfasser der kleinen, aber treflichen Schrift, über den Stand der Natur (Lemgo 1775. 8) richtig bemerkt, nicht Naturmenschen. Es waren Menschen, die zwar ganz unabhängig, und einander völlig gleich waren; Sie waren aber vorher abhängig gewesen. Sie waren Europäer, und zwar meistentheils Kandidaten des Galgens, die den Raben nur deswegen nicht zur Speise wurden, weil sie die Gefängnisse gewaltsam erbrachen, und die dem Rad entflohen; weil sie ihre Wächter erwürgten. Was Wunder, daß sie in Amerika plünderten, die Häuser in Brand steckten, und die Menschen, die sich ihren zügellosen Ausschweifungen widersezten, ermordeten? Mit diesen Schandthaten waren sie ja schon in ihrem europäischen Vaterland, in Spanien, England, Frankreich und Deutschland gebrandmarkt. Hier waren sie schon Räuber und Mordbrenner. Hier lernten sie, es sei leichter spielend stehlen, als im Schweis des Angesichts sein Brod essen und suchen. Wie kan man erwarten, daß sie im Stand der Unabhängigkeit ein bequemes Handwerk ablegen werden, welches sie im Stand der bürgerlichen Abhängigkeit gelernt hatten?

Allerdings machen Unabhängigkeit und Gesezlosigkeit ein Paar Karaktere vom Stand der Natur aus. Allein das Hauptmerkmal des Naturmenschen ist doch seine natürliche Einfalt; der unentwickelte Menschenverstand; die in Finsternisse eingehülte Vernunft, die nur durch das Mittagslicht der Wissenschaften zertheilt werden; die himmelweite Entfernung von bürgerlicher Aufklärung, von Ausbildung des Geschmacks, von Künsten und Wissenschaften. Dies ist der Hauptzug im Bild des Naturzustands;

wornach sich alle übrigen Pinselstriche richten müssen. Keine Lehranstalten sind da, wodurch die jugendliche Seele entweder mit richtigen und wolthätigen Begriffen erweitert und entwickelt, oder mit Irthümern und Grillen verengt und verdumpfet wird. Keine Vaterliebe erwärmt die Brust dessen, der den Sohn blos zur Befriedigung seines Geschlechtstriebes zeugte. Wenn er diesen Trieb gesättiget hat: so hat er des Instruments seiner Brunst fernerhin gar nicht nötig. Die Natur rief ihn zur fleischlichen Vermischung, und kein Staatsgesez, oder Priestersegen verband ihn, das Weibchen nicht wieder zu verlassen. Die Mutter ist nur so lang durch das Band physischer, zwingender Bedürfnisse an ihr Kind gebunden, so lang der Stich der Muttermilch in ihren Brüsten wühlt; und das Kind selbst ist nur so lang der Vasall der mütterlichen Pflege, so lang es seine Beine nicht tragen können. Wenn sich die Mutter von der Bürde der Muttermilch entledigt hat: so zerreissen die Bande, wodurch sie vorher fest an ihre Frucht geknüpfet war. Die Mutterliebe erkältet; denn der physische Schmerz, der diese Bedürfnisfreundschaft erzeugte, höret auf. Sobald der junge Natursohn Kräfte genug hat, der mütterlichen Hülfe zu entbehren; sobald er im Stand ist, die Frucht des nächsten Baums selbst abzubrechen, oder das Wild, das ihm zur Speise dienen soll, selbst zu erlegen, oder den Fisch, den er essen wil, selbst zu fangen, und aus dem Bach selbst das Wässer zu schöpfen: so entläuft er seiner Mutter. Er kan es nun mit dem fürchterlichsten Feind, der ihn in diesem Zustand peinigen kan, mit dem Hunger, selbst aufnehmen. Seine Bedürfnisse, die Quelle unsrer Abhängigkeit, kan er selbst stillen. Von Tag zu Tag wird sein Nacken steifer, seine Hand härter, sein Puls lebendiger, seine Sehnen straffer, seine ganze Natur manhafter und robuster. Keiner weiteren Unterweisung bedarf er. Es kan sie ihm auch niemand geben. Liebe, — die Blüte, die über das ganze Leben des geselligen Menschen einen süssen Wolgeruch verbreitet, der vor-

zúg-

züglich in den schwülen Jünglingsjahren die Lebensgeister auffrischt, — ist ihm nicht zu Theil geworden; denn sie keimet erst im geselschaftlichen Zustand auf, wächst und blüht in der Geselschaft. — Was ist's also, was den Sohn der Natur an seines Gleichen fesseln solte?

Und von einem solchen Geschöpf will man erwarten, daß es Begriffe von Recht und Unrecht habe; daß es nach Prinzipien des Rechts handeln solte? Was ist Recht? Recht ist nicht das, wozu es die positiven Rechtslehrer, nach einem so eingeschränkten Begrif, machen wollen, der zwar in der positiven Jurisprudenz, so wie der philosophisch unrichtige Begrif von der Grösse in der Mathematik, brauchbar genug ist. Recht im Algemeinen ist nicht das, was den Gesezen gemäs ist. Denn nicht alle Geseze sind recht; und bei jedem Gesez kan der Philosoph die gegründete Untersuchung anstellen, ob's auch Recht oder Unrecht sey, was darinnen befolen oder untersagt wird. Ausserdem wirbeln sich auch die Begriffe von Recht und Gesez, in dem eben angegebenen Gehalt derselben, in einem ewigen Kreise herum. Recht sol die Harmonie mit den Gesezen seyn, und Geseze sollen die Bestimmung dessen, was Recht ist, enthalten. Gesez ist entweder nichts, oder es ist gerade das, was es im System des deutschen Philosophen ist; und Recht ist entweder nichts, oder es ist das, was in allem Betracht, nach allen seinen Folgen und Beziehungen, das Beste, das Zuträglichste, das Nüzlichste ist.

Diesen allsehenden, alles umfassenden Blick solte der aussergeselschaftliche Weltbürger auf seine Handlungen und auf ihre entfernteste Folgen werfen? Er, der nicht einmal heute für die physischen Bedürfnisse sorgt, die ihn morgen in eine unvermeidliche Thätigkeit sezen; weil sie zu pressant sind, als daß er sie nicht befriedigen müste? Ein solches Umherschauen ist nicht das Werk der natürlichen Einfalt und Unschuld des unausgebildeten aussergeselschaftlichen Menschensohns, der, so zu sagen, blos nach mechanischen

chen Reizen webt. Wie äusserst selten ist diese Gabe bei Menschen anzutreffen, die schon mit dem Firnis der bürgerlichen Politur übertüncht sind? Das Vermögen, sich in zweifelhaften Fällen zum Bessern und Nüzlichern zu entschliessen, stellt sich erst nach vielem Straucheln und Fallen, und wie es bei menschlichen Geschäften überhaupt geht, nach vielen Versuchen ein, die mehrentheils auf ein blosses Gerathewol gewagt werden.

Hier mag der Moralphilosoph sein eignes Herz reden lassen, — der praktische Moralphilosoph, der sich, zur Richtschnur für seine eigne Handlungen, feste Grundsäze des Rechts abgezogen, und der, durch beständige Blicke in sein Innerstes, sein ganzes Seelenall, seine Neigungen, und die Spannungen seines Gemüts, bei unangenehmen moralischen Kampfverrichtungen, kennen gelernt hat, die aber, nach reiflicher Erwägung aller Umstände, Verhältnisse und Folgen, in diesem Fall, die Seligkeit des Ganzen am meisten vermehrten. Ich hab' es an mir selbst bemerkt; — und hier darf ich mich doch zum Beispiel aufstellen, da es die Sache des Herzens betrift, die man sich nicht so leicht, als Verstandesvorzüge abdisputiren läst; — Ich habe bemerkt, daß zur Bildung richtiger, moralischer Grundsäze, wornach sich unsre Handlungen beugen müssen, so wie auch zur Kunst, jene schon ausgefertigte Grundsäze, nach Beschaffenheit der zusammenfliessenden Nebenumstände vernünftig anzuwenden, gehörig einzuschränken oder auszudehnen, kurz, zur Würdigung der Handlungen, mehr erfordert wird, als daß, von hundert bürgerlichen Menschen, nur ein einziger zu beurtheilen im Stand wäre, ob er recht handle, oder nicht? Vielleicht ist der Fall eben so selten, daß sich der grosse Haufe von Gliedern der bürgerlichen Geselschaft nur einmal beifallen lasse, über das Recht oder Unrechtseyn seiner Handlungen, selbst in kritischen und verwickelten Fällen, zu urtheilen. Der gröste Theil von bürgerlich polizirten Menschenkindern handelt durchaus ohne Ueberlegung, ohne Hinsicht auf die Bewirkung des grösten Wohls, oder auf die

Be-

Verhinderung des grösten Wehes. Dieses einzige haben sie vor dem aussergesellschaftlichen Naturmenschen voraus, daß sie durch die Erziehung einige unbestimte, nach den jedesmaligen Begriffen der Nation geformte Sittenmaximen überkommen, die sich so tief ins Gehirn einwurzeln, und die so genau mit den Bewegung = und Thätigkeitfibern verwachsen, daß sie in der Folge nach diesen Maximen thun und lassen, ohne je zu untersuchen, ob die Befolgung derselben auch in diesem bestimten Fall das möglichst Nüzlichste und Beste sey?

Ungezwungen fält aus diesen Betrachtungen die Folge heraus: Der aussergesellschaftliche Naturmensch hat keine Begriffe von Recht und Unrecht, und es ist ihm ganz unmöglich, seine eigne Handlungen an irgend einem Probierstein des Rechts zu untersuchen. — Aber dieser Probierstein der Moralität soll doch, nach der algemeinen Sage, das ewige, unveränderliche, algemeine Naturgesez seyn. Dieses Gesez soll der Finger der Gottheit selbst, allen Menschenkindern, durch denselbigen Akt, und zu eben der Zeit eingedrückt haben, wie er sie mit der Vernunft ausrüstete. Alle Menschen sollen ohne Ausname diesem Gesez nachleben; weil es sich ihnen als richtig und als heilsam empfiehlt, sobald sie ihre Vernunft hören wollen. Es soll so einleuchtend seyn, daß nie ein vernünftiger Mensch, er mag unter dem Pol, oder unter der Linie wohnen, Einwendungen dagegen machen wird. —

Eine schöne Predigt, wenn sie nur wahr wäre! Sie mag aber alles in der Welt seyn; nur Wahrheit ist sie nicht. Ich mögte wol wissen, was die Algemeinheit der Naturgeseze ausmachen soll. Man nenne mir ein einziges angebliches Naturgesez; Ich wette, seine ganze Algemeinheit ist auf einen kleinen Theil unsers Erdhaufens beschränkt. Es wird sich sogar bisweilen ereignen, daß einem sogenanten algemeinen Naturgesez gerade die Praxis solcher Völker entgegen läuft, die eben nicht auf der niedrigsten Stufe der

Kultur stehn. Die gewissenhafte Erziehung der erzeugten Kinder wird in Europa nicht blos für eine Staatsmaxime, sondern für ein Gesez gehalten, welches im Buch der Natur aufgezeichnet seyn soll. In Sina, wo doch die Leute auch wenigstens mit eben so viel Geistesaugen sehn wollen, als wir Europäer zum Verständnis der einleuchtenden Naturdinge gebrauchen; in dieser aufgeklärtesten und blühendesten unter allen asiatischen Despotien kent man nicht allein kein Gesez der Natur, welches das Hinwerfen und das Aussezen der Kinder untersagen solte; sondern selbst die sinesische Gesezgebung hat gerade das Gegentheil, die Erlaubnis, daß Eltern ihre Kinder völlig nach ihrem Gutdünken erziehn oder wegwerfen können, zuträglicher gefunden. Die Stimme der Natur mus doch in der That nicht so laut bei diesem Volk gerufen haben, da jene andre Stimme eher gehört und befolgt wurde, die ihnen zurief: Kinder dürfen ihren Eltern nie zur Last gereichen. Wenn Kinder die Last der Eltern sind: so sind sie auch die Last des Staats. Je tiefer die Ehrfurcht ist, die die Kinder gegen ihre Eltern hegen; desto mehr verbinden sie sich dadurch ihre Eltern; desto kräftiger ist der Triebstachel, der die Eltern zur Beförderung des Wohls ihrer Kinder antreibt; destomehr begüterte, glückliche Bürger erhält der Staat, die alsdenn ihrem Monarchen gerade die tiefe, kindliche Ehrfurcht weihen, die sie gegen ihre Eltern hegten, denen sie ihren ganzen Wohlstand und selbst die Erhaltung ihres Lebens zu verdanken haben; Denn den Beherrscher müssen Bürger durchaus als ihren Vater verehren, der sie gegenseitig ebenfals als seine Kinder behandeln mus. Das allerkräftigste Mittel aber, wodurch dem Kind Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen die Eltern, die über alles geht, eingeflößt werden kan, ist die Vorstellung, daß es blos vom Willen des Vaters abhing, ob es die Luft fernerhin athmen solle, die er ihm im ersten Augenblick seiner Geburt hätte versagen können.

So räsonirt der Sinese. Der europäische Verstand findet im Räsonnement des Asiaten Irthümer und Widersprüche. Der Europäer wirft ihm vor, er zerbreche die Tafeln, auf welche der Finger der Natur ihre Geseze aufgezeichnet habe. Der Sinese weis es nicht einmal, — daß er ein Naturgesez aus den Augen sezt. — So ist's. Eine artige Algemeinheit, die in den Winkel eines einzigen Erdtheils eingeschlossen ist, und die ihre ganze Herrschaft einbüst, sobald man einige hundert Meilen von der gleba terrae wegreist, woran Vorurtheile die meisten Menschen gemeiniglich eben so fest anschmieden, wie die Geburt.

Jenseits des Meeres wohnen doch auch Menschen, die ihre Seelen nichts weniger, als der Partialmonarchie des europäischen Verstandes unterworfen haben. Das Kameel hat in Brasilien nicht gedaurt, und die Biber, die Friedrich der Dritte aus Deutschland nach Preussen bringen lies, um sie daselbst einheimisch zu machen, haben sich nicht erhalten. Der Esel findet sich nah' an den Polen nicht, und er ist schon in Schweden selten. Eben so wenig darf man unter allen Himmelsstrichen, bei den vielen Menschenvarietäten, die sogenanten weltallgemeinen natürlichen Prinzipien von dem, was Recht und Unrecht ist, suchen. Der europäische Geselschafter hat sie erfunden, vielleicht mit Sophisterei ergrübelt, die nun die Larve des Natürlichen angenommen haben kan.

Erziehung, Religion, Temperament, Grundeinrichtungen der verschiedenen Geselschaften auf Gottes Erdboden modeln die Lehren von Recht und Unrecht, stimmen das Urtheil über das Gut- und Bösesein der menschlichen Handlungen. Der Grönländer erwürgt seinen alten Vater, und er frist ihn hernach. Hände, im Vater- und Mutterblut gewaschen, halten wir für verunreinigt, und diese Verunreinigung sehen wir als das abscheulichste natürliche Verbrechen an, wodurch unser ganzes sich empörendes moralisches Gefühl gekränkt wird. — Du sollst nicht ehebrechen, ist dem

Europäer ein Gesez der Natur, und viele Asiaten machen sich das gröste Vergnügen daraus, andern ihre Frauen zur zeitigen Nuzung zu überlassen, und die Töchter zur Hurerei zu vermieten. Auf den philippinischen Inseln, im Königreich Aracan, und bei den mehresten Bewohnern Asiens würde eine Mannsperson eher in einem ewigen Cölibat leben, als ein Mädchen heiraten, bei dem ihm nicht ein andrer, und besonders ein Fremder schon vorgearbeitet hätte. Auf Madagaskar finden gerade die liederlichsten Dirnen am ersten Männer. — Du sollst nicht stehlen, ist ein Zuruf der Natur, der im fünften Welttheil noch gar nicht erschollen ist. Denn diese Insulaner stehlen, vom König an, bis auf das verworfenste Glied ihrer Geselschaft, wie die Raben. Selbst die Fürsten und Fürstinnen auf Otaheite raubten dem Engländer Nägel, und nie vergos ein Dieb, wenn er auf der That ertappt wurde, Reu = oder Buſthränen, oder wenn es geschah, so waren sie wieder eben so leicht vergessen, als vergossen. Denn Stehlen war Landessitte, wie ehemals bei den Spartanern. — Du solst Gott mit Ehrerbietung dienen, und dein Dienst sey ein vernünftiger Gottesdienst; dies scheint uns eine Universalwahrheit zu seyn, der die ganze Menschheit beitreten müste. Und siehe, die georgischen Christen glauben Gott dadurch einen gefälligen Dienst zu erweisen, daß sie sich gerade an den vornemsten Festtagen, zu Gottes Ehre, ihm zu einem süßen Geruch toll und voll saufen; und wenn der Vizlipuzli der Mexikaner Durst hat: so verordnen ihm seine Priester ein Fest, und sie tränken ihn mit dem Blut eines Gefangenen, den sie an seiner Statue schlachten.

Ich mag diese Beispiele nicht häufen; Die Schlußart ist bekant, und sie gibt die Folge, daß ein Universalnaturrecht eben so gut eine Chimäre ist, wie die belobte Universalschönheit. Die Geseze der Natur sind eben so wandelbar, wie die Regeln der Schönheit, die sich der Geschmack mehrerer Völker festsezt. Jene richten sich nach

den

dem individuellen Geschmack der Geselschaft. Daher die unzehligen Nuancen beider, die so häufig gerade in das Gegentheil übergehn. Anders kan es auch nicht seyn. Jede Staatsverfassung, jede Geselschaft sieht vorzüglich auf gewisse Folgen der Handlungen, und sie erwägt diese Folgen auf eine andre Art, als eine andre Geselschaft, nachdem hauptsächlich ihr Interesse den Gesichtspunkt bestimt, aus welchem sie die kommenden Erfolge ansieht. Und dieser Gesichtspunkt wird nun das Modell des Rechts, wird das Prinzipium der Sittlichkeit, welches folglich ambulatorisch ist. Immer aber ist es die Geselschaft, die diese Prinzipien zuerst schaft, und die man immerhin Naturgeseze nennen kan, wenn man ihnen nur nicht die Vorzüge der Algemeinheit, der Unwandelbarkeit, und der Ewigkeit beilegt. Eine jede Geselschaft schreibt ihr eigenes Naturgesezbuch, und der aussergeselschaftliche Naturmensch kent dergleichen Namen gar nicht; weil die Mutter Natur ihm keine mitgab.

Ich seze noch eine neue Betrachtung, zur Verstärkung dieses Sazes, hinzu. Sie scheint mir um so viel bedeutender zu seyn, da sie aus der Grundeinrichtung der menschlichen Natur, aus der Beschaffenheit der Grundtriebe des menschlichen Willens hergenommen ist. Ich kan es mir noch nicht erklären, wie die Moralphilosophen, die die Existenz der Naturgeseze vor der Einführung der geselschaftlichen Verbindungen unter den Menschen behaupteten, nicht sogleich bemerkten, daß Naturgeseze, die der aussergeselschaftliche Sohn der Natur befolgen soll, den unläugbarsten Grundtrieben des menschlichen Willens geradezu widersprechen, die sich beim Naturmenschen unendlich wirksamer regen, als beim bürgerlichen Geselschafter, der diese Federkraft durch bürgerliche Nachgiebigkeit, und durch verzärtelte Feinheit erschlaft hat. Wie kan sich Selbstliebe, der natürliche Abscheu vor der Abhängigkeit, die unwiderstehliche Neigung zur Unabhängigkeit und zur Freiheit, mit

der

der Befolgung der Geseze vertragen? Diese Triebe sind unläugbar natürlich. Sie glühen sogar in der Brust des Sklaven, der oft durch sie zum Helden wird, wenn gleich sein Despot sie auf alle mögliche Art ganz zu ersticken suchte. In der bürgerlichen Geselschaft wird dieser Hang zur Unabhängigkeit einigermassen gedämpft, und das Freiheitsgefühl des Bürgers wird einigermassen abgestumpft. Beim ganz freien Naturmenschen schwellen hingegen diese natürliche Neigungen unaufhörlich mit aller Lebhaftigkeit die Brust auf. Daß die Natur diese Triebe in die menschliche Seele gelegt hat, ist gewis; daß sie neben diese Triebe, in dieselbige Seele, Geseze gepflanzt habe, ist falsch; weil Geseze die unbeschränkte Unabhängigkeit aufheben, und weil die Natur unmöglich in einen so offenbaren Widerspruch mit sich selbst gerathen kan.

Schon aus diesem einzigen Grund der ausserordentlichen Stärke der Unabhängigkeitsliebe wird es äusserst unwahrscheinlich, daß irgend eine bürgerliche Geselschaft auf die Art entstanden seyn solte, wie man sie bisweilen entstehn läst, nämlich durch freiwilliges Zusammentreten, durch freiwilliges Uebertragen gewisser Rechte an einen andern, durch freiwillige Unterwerfung. Ein Kontrakt, wobei der eine verspricht, ich will mich dir unterwerfen, und der andre, ich will dein Herr seyn, ist ein Kontrakt, der hauptsächlich deswegen unmenschlich genant werden kan, weil er der unzweifelhaftesten Einrichtung der menschlichen Natur durchaus zuwider ist. Zwar sagen die Rechtslehrer, der Sozialkontrakt lautet so: Ich verspreche dir unterthänig zu seyn, und deinem Willen in allen Stücken zu gehorsamen; Du versprichst mir dagegen, mich zu schüzen. — Aber dieses ist die ungegründeteste Substituzion von der Welt. Der andre soll mich schüzen, und ich, oder meine Söhne sollen doch mit eignen Fäusten den Feind zu Boden schlagen, der uns beunruhiget, ja der uns selbst oft nicht einmal beunruhigt, sondern etwa einen Mitbürger in einem andern Welttheil. —

Der

Der Werth der Freiheit ging, wie Boulanger bemerkt, gerade bei den aussergesellschaftlichen Naturmenschen über alles, für welche die ausschliessenden Vortheile und Bequemlichkeiten des bürgerlichen Lebens, wegen ihrer Unbekantschaft mit denselben, ursprünglich keine wirksame Anlockungen seyn konten, sich in ein Joch einspannen zu lassen, welches ihre Väter nicht getragen hatten. Die Freiheit war das einzige Gut, welches man in diesem Zustand kante, und welches ein jeder am meisten fühlte. Dies ist der Schaz, den die freien amerikanischen Horden wie ihr kostbarstes Eigenthum bewahren. Kein Donnerkeil, so viel die Europäer deren auch auf ihre Freiheit hingeschleudert haben, hat sie zerschmettern können. Mexiko und Peru sind jezt in der europäischen Sklaverei; denn sie wurden schon, wie Cortez hinkam, von Regenten beherrscht: Sie waren schon damals unfreie Menschen.

Gewalt ging vielmehr bei der ersten Staatenentstehung vor Recht; und Ueberlegenheit an physischen Kräften; Fäuste, die um einen Zentner schwerer drückten; Hände, die die Keule einige Zolle tiefer in den Kopf trieben, — waren eben so gut ein Rechtsgrund zum Herrschen, wie einige Loth Gehirnüberschus. Ein Starker also, der einem Schwächern seinen Harnisch nahm, hatte an ihm und an seiner Familie, Unterthanen. Knüpfte der nunmehrige Herr nicht durch Freundschaftsbezeugungen die Bande der Unterwürfigkeit fest: so rissen sie die Unterthanen gelegentlich gewaltsam entzwei. Sie empörten sich gegen ihren bisherigen Herrn; zogen ihre Hälse aus dem Joch der Dienstbarkeit heraus; zogen dem Herrn seine Herrschaft aus, wie man ein Kleid auszieht.

Wer getrauet sich nun zu behaupten, daß ein Mensch, — der auf diese Weise, durch das Uebermaas physischer Kräfte der Herr über andre Menschen geworden ist, deren physische Konstituzion zu schwach war, als daß sie den handgreiflichen, treibenden Bewegungsgründen hätten widerstehn kön-

können, — daß dieser nunmehrige Herr, nicht mit allem Recht zum Thron gelangt sey, wenn es auch ursprünglich nur ein hölzerner war? Die Natur hat dem Ueberwinder nicht blos den ganz unbestimten Instinkt, sich so glücklich als möglich zu machen, sondern sie hat ihm auch die Kräfte dazu gegeben. Wie? Thut er nun Unrecht, wenn er seinem Trieb gemäs diese Kräfte anwendet? Was er thun, was er bezwingen, was er sich unterwerfen kan, ist Recht. Die Natur sezte seiner Länge gewis nicht umsonst eine Elle, über das gewönliche Menschenmaas, zu.

Doch, das Recht des Stärkern im ursprünglichen Stand der Natur läst sich noch aus andern Gründen vertheidigen, die ich nur in einer weitläuftigen Episode würde mittheilen können. Ich wolte aber gegenwärtig blos zeigen, daß die Naturgeseze eine Erfindung des geselschaftlichen Menschen sind, und daß sie die Beschaffenheiten gar nicht haben, die man ihnen beilegt. — Ich schliesse mit einer einzigen hier eingreifenden Bemerkung. Im ursprünglichen Stand der Natur, sagt man, haben die Menschen keine andre, als negative Rechte auf einander. Im Stand der Natur soll man sagen können: Dies darfst du nicht thun; — nicht aber: Dies must du thun.

Irr' ich mich, wenn ich hier abermals Wörter höre, ohne Sinn und Bedeutung. Unterlassen und Thun sind mit dem Mechanism des menschlichen Willens zusammengestellt, (und damit müssen sie verglichen werden,) besonders im Stand der Natur, wo noch alle Triebräder des menschlichen Willens nicht im mindesten abgenuzt sind, völlig eins. Es kostet dem Naturmenschen eben so viel Kampf, einem andern, den er eine Baumfrucht, oder ein erlegtes Wild verzehren findet, sobald er hungrig ist, diese Speisen nicht wegzunehmen, als es dem andern kostet, die Speise, die er geniessen wolte, jenem abzutreten. Positiv und negativ hat demnach, auf die Pflichten des Naturssohns angewandt, völlig dieselbige Bedeutung, sobald man

etwas tiefer in den Bau der menschlichen Natur hinein-
blikt. — Und was soll das heissen! Der Naturmensch
hat negative Pflichten gegen Gott, negative Pflichten gegen
sich selbst? Oder wenn er positive Pflichten gegen Gott
und gegen sich selbst hat, warum machen denn andre
Menschen neben ihm eine Ausname? Reicht nicht diese
Ausname schon für sich allein zu, die ganze Lehre verdäch-
tig zu machen?

---

8.

## Ueber das Alter des deutschen Hexameters.

Herr Heynaz lieferte im ersten Bande des gothaischen Magazins S. 168 eine Abhandlung über das Alterthum des deutschen Hexameters und Fischarts deutsche Uebersezung des Rabelaisschen Gargantua. Er sezt den Ursprung derselben in's Jahr 1575, von welchem Jahre er eine Ausgabe des Fischartischen Werkes besas, weil er die Ausgabe von Konrad Geßners Mithridates, welche 1555 erschien, nicht hatte, also auch nicht sagen konte, ob sich die Hexameter, welche in der Waserschen Ausgabe von 1610 stehn, in dem Originale befänden. Allein, weder das Jahr 1575 noch 1555 sind die Stamjahre dieser Versart; sie ist noch älter. Wahr ist es, Fischart ist der Urheber davon, aber die Ausgabe seiner Geschichtsklitterung von 1575 ist nicht die älteste, überdies auch, wie ich aus der kleinen Anzeige davon bei der Heinatzischen Abhandlung schlüsse, nicht ächt, sondern verstümmelt. Ich besize diese ältere Ausgabe selbst. Sie ist vom Jahr 1552. Selbst der Titel ist ganz anders. Um einen Beweis von der Abweichung dieser beiden ältesten Ausgaben zu liefern, will ich beide Titel hersezen. Der von 1552 lautet also:

Affen-

Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung, Von Thaten vnd Rahten von kurzen langen weiten Vollem beschreiten Helden vnd Herren Grandgusier, Gargantua vnd Pantagruel, Königen in Vtopien, Jedewelt vnd Nimmerreich, Soldan der neuen Kannarien vnd Oudyssen Inseln: auch Grosfürsten inn Nubel Nibel Nebelland, Erbvögt auff Nichelburg, vnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Niergendheym.

Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzösisch entworffen: Nun aber vberschrecklich lustig inn einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefärlich obenhin, wie man den Grindigen lauset inn vnser Muter Lallen vber oder drunder gesetzt. Auch zu disem Truck wieder auff den Ampoß gebrogt vnd dermassen Pantagruelisch verposselt, verschmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn ein Eisen Nist dran mangelt: durch Huldrich Elloposcleron.

Si laxes erepit: Si premas erumpit.
Zu Luck entkriechts: Ein Truck entziechts.

Der Holzschnitt enthält zwo Hände aus den Wolken, wovon die zur linken einen Krebs, die zur rechten eine Schlange hält.

Im Fischen Gilts Mischen
Getruckt zur Greneßing im Gänsserich 1552.

Aus diesem Titel solte man überdieses beinahe schliessen, als ob vor dieser Ausgabe schon eine erschienen sey, weil der Verfasser sagt, er habe diese Uebersezung zu diesem Druck auf's neue unter den Ambos gebracht. Nun vergleiche man mit diesem langen Titel, den welchen Herr Heynaz von der Ausgabe 1575 liefert.

Affenteurliche vnd Vngeheurliche Geschichtschrift vom Leben, rhaten und Thaten der for langen weilen vollenwolbeschraiten Helden vnd Herrn Grand-

Grandgusier, Gargantoa vnd Pantagruel, Königen in Vtopien vnd Ninenreich. Etwan von M. Francisco Rabelais französich entworfen: Nun aber vberschrecklich lustig auf den teutschen Meridian visirt, vnd vngefärlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, vertirt, durch Huldrich Elloposclaron Reznem.

Si premas erumpit. Si laxes effugit.

Der Holzschnitt ist dem vorigen gleich; unten steht. Anno 1.5.7.5.

Sprache und Schreibart ist ganz zwischen beiden unterschieden; die ältere schreibt vor, und Herlichkeit; die neuere for und Herlichait. Diese zwote Ausgabe, welche ich blos aus der Anzeige des Herrn Gegnaz kenne, ist also entweder ein Nachdruck, oder von dem Verfasser in der Sprache verändert, oder gar hier und da abgekürzt worden. Ursprünglich hat also Fischart seinem Werke den affentheuerlichen Titel und nicht den, welcher in der zwoten Ausgabe sich befindet, gegeben, es wäre denn, daß eine ältere Ausgabe, die vielleicht noch vorhanden seyn könte, das Gegentheil darthäte.

Aus dieser zwoten Ausgabe führt nun Herr Heynaz die elegischen Verse an, wo sich die beiden Hexameter, so wie auch die vier Hemistichien der beiden Pentameter, unter einander reimen. Sie stimmen mit meinem Exemplare, bis auf die Orthographie völlig überein. Hierauf folgen blosse Hexameter, oder, mit Fischart zu reden, die sechspupsigen Reimen, Wörterdänzelung vnd Silbenstelzung, welche sich in den Literaturbriefen befinden. Herr Heynaz führt bei dieser Gelegenheit die Stelle von Gargantua's wunderbaren Geburt an, um aus derselben die Abweichung seiner Ausgabe von den neuern zu beweisen. Meine Ausgabe aber weicht von der seinigen in der Orthographie ganz ab, und stimt mit den neuern völlig in

Ansehung der Stellen überein, welche in der Seinigen ganz ausgelassen sind, und eben dieses macht mich schliessen, daß die seinige kastrirt oder nachgedruckt sey, es wäre denn, was ich schon gemuthmasset habe, daß sich noch eine ältere Ausgabe irgendwo fände, und diese mit der von 1575 übereinstimte.

Die ganze Stelle: Ohr der weiten langen Ohren, darinn der schwimmend Esel vil Reiß voll fisch her fangen können — bis — Aber wir wöllen bald ein Häringconcily drüber halten; welche in der Ausgabe von 1575 fehlt, und sich in den neuern findet, steht auch in der meinigen. Aber auch die neuern Ausgaben kommen nicht ganz überein. So steht in den beiden ältesten von 52 und 75. kurz zuvor, durch die langscheidige Leibsleist, oder Bauchdarm, welche leztern Worte die neuern nicht haben. Einer der wesentlichsten Unterschiede aber besteht in der Zahl der Kapitel. Herr Heynaz, welcher die Ausgaben von 1575. 1605. und 1617 mit einander verglich, fand überall 57 Kapitel, jedoch was in den beiden leztern das 57ste ausmachte, fehlte in der erstern ganz und gar. Mehr sagt er nicht. Meine Ausgabe hat 58 Kapitel. Vermutlich fehlt nun in den neuern, welche ich nicht gesehn habe, eines von den beiden leztern, ich will deswegen den Inhalt derselben hersezen. Das 57ste Kapitel: Vom Willigmutigen Stifftshauß, seiner Bekömlichkeyt, vnd von Kleydung der Thalemoniten bescheid. Das 58ste Kapitel. Innhaltend eyn Knochenknorrig, Scrupesirphisch vnd Gewülckwickelig Rhäterisch Räzel nach Prophetischer einflecht inn worten schlecht, vnd im sinn recht, das erätzelet vnd errhatet recht, ehe ihr das end gar secht.

So viel sey genug von der Geschichtsklitterung. Der deutsche Hexameter hat also, gegen die Meinung des Herrn Heynaz, wieder 23 Jahre gewonnen, und so wären von diesem Werke, zwischen 1552 bis 1626, eilf Auflagen erschienen.

Allein,

Allein, der deutsche Hexameter würde immer noch älter seyn, als die Fischartische Probe von 1575, wenn auch nicht die von 1552 existirte. Denn Konrad Geßner hat wirklich Hexameter gemacht. Sie befinden sich auch in seinem Mithridates von 1555, und es ist sehr viel gewagt seinem Versuch den Namen der Hexameter abzusprechen. Man wirft ihm zwar ein, seine Hexameter bestünden einer wie der andre aus dreizehn Füssen, wovon einer zwar als Hexameter angenommen würde, allein mehrere gar nicht dafür gelten können. Man kan aber darauf antworten: Erstlich: Geßner gesteht selbst ein, daß sein Versuch Hexameter zu machen nicht eben glücklich abgelaufen sey; er hatte doch also die Absicht, welche zu verfertigen, und nicht solche Verse zu liefern, welche die Literaturbriefe für gar keine anerkennen wollen. Zweitens, er sagt es ausdrücklich, daß in allen diesen Versen Spondäen wären, bis auf den Daktylus, welcher den fünften Fus ausmache. Drittens; er versichert, es sey schwer, irgendwo noch einen Daktylus; ausser im Anfange zu sezen. Viertens zeigt er auch die Möglichkeit, daß man mehrere Daktylen anbringen könne; indem er das Vaterunser in Hexametern liefert, und sich dadurch von der neuern Anklage, als habe er keine wahren Hexameter verfertigt, losspricht. Ich will dasselbe hersezen:

O Vat | ter vn | ser der | du dyn | eewige | wonung Erhöchst | inn Himm | len, dyn | namen | werde ge | heilget: Zukumm | vns dyn | rych: Dyn | will der | Thüe be | schähen Vff erd | als inn | Himmelen. | Vnsere | tägliche | Narung Heer gibe | vns hüt: | Vnd ver | zych | vns | vnsere | schulde, Wie wir | verzy | chend in | dem der | bleidigen | vns thüt. Für vns | in kein | versuch | nüß yn | (hilff den | Dynen:) Sünder | vom bö | sen er | löß uns | gnädiger | Heer Gott:

Dieses nämliche Gebet hat er auch in Hendekasyllaben gebracht, und in beiden, meines Erachtens, den Vorzug vor Fischart, daß er nicht den deutschen Reim mit dem römischen Genus verband.

Der deutsche Hexameter ist also älter, als man bisher geglaubt hat, und wer weis, ob sich nicht noch ältre Spuren dieser Versart irgendwo finden.

Anton.

---

## 9.

## Herrn Paridon Zeisigs Klagschrift ans Publikum.

Meiner lieben Vaterstadt ist es bekant, daß ich seit manchen Jahren keinen Aufwand, keine Mühe scheue, um mich über die Kaufmansklasse zu erheben, an die mich eine zufällige Geburt und die ungebildete Denkungsart meines Vaters gefesselt hat. Jederman weis, daß ich nichts in meiner Bude verrichte, die allein von meinem Bedienten besorgt wird, daß ich unter dem Adel Freunde besize, daß ich mich nach der jüngsten Mode kleide, und doch nehmen sich die Spötter heraus mich Baron Zuckerhut zu nennen. Es ist wahr, mein Kram ernährt mich; aber ist man darum ein Bauer, weil man von den Einkünften seiner Landgüter lebt? Ist Richter Flink ein Rechtsgelehrter, weil er seinen Staat von den Sporteln führt, die ihm sein Schreiber erwirbt? Wer hat mich jemals hinter dem Pulte, oder, in einem alten rothen Mantel, gleich dem geschäftigen Pöbel auf der Börse ertappt? Wer hat mich nicht täglich entweder zu Pferde, im Phaeton, oder in der Komödie gesehn? Gleicht meine Tafel einem bürgerlichen Tisch, oder meine Geselschaft einem Kränzchen im Keller? Ich verdiene die kahlen Einfälle nicht, daß jeder meiner

Schritte

Schritte eine Brabanter Elle groß sey, daß ich süsser bin als meine Waare, daß mein Kredit bei Vernünftigen falle, und daß mich ein halbes Duzend Mädchen mit Protest zurückgewiesen habe. Mir entwischt gewis nicht Ein Wort, das nach der niedrigen Handthierung schmeckt, denn ich habe das alberne Zeug vergessen. Wenn man mich aufbringt, so weis ich ein Mittel den Hohen im Lande noch ähnlicher zu werden, nämlich meine Wechsel nicht zu bezahlen.

---

10.

## Ueber die Oberlausiz.

Dresden d. 12 May. 1778.

Mein lezter Brief, liebster Boie, benachrichtigte Sie unter andern, daß ich eine kleine Reise in mein Vaterland, die Oberlausiz, zu thun gedächte; Mein jeziger zeigt Ihnen schon durch sein Datum, daß sie volbracht sey. — Da Sie mich nun so oft versichert, daß Ihnen aus allen Theilen Deutschlands Nachrichten von der Beschaffenheit des Landes, dessen Einwohnern, Sitten, Litteratur ꝛc. angenehm wären, so schreiben Sie sich's selbst zu, wenn Sie bei meinem heutigen Briefe etwas lange Weile haben; denn ich habe wenigstens den guten Willen, Ihnen einige Merkwürdigkeiten von denen mir immer noch werthen Gegenden meiner ersten Jugend aufzuzeichnen.

Wenig Länder — das mag Ihnen Süßemilch an meiner Statt sagen! haben den Vortheil einer so weislichen (obgleich sicher nicht durch Plane menschlicher Weisheit, sondern schon durch ein gütiges Ohngefähr von einigen Jahrhunderten bewürkten) Bevölkerung, als die Oberlausiz. Keine ihrer sechs Hauptstädte ist so gros, oder so nahe Nachbarin einer andern, daß sie solche auszehrte; und

doch auch hingegen wieder keine zu weit von den übrigen entlegen, um das Band zu erschweren, das zwischen allen geknüpft ist, und das durch eine Menge mitten innen liegender kleinerer Landstädtchen noch fester gemacht wird. Handelsdörfer, die Size wichtiger Manufakturen, durchkreuzen sich mit andern, wo Feldbau und Viehzucht blüht; nähren sich von den Früchten, die diese hervorbringen; und bereichern sie durch die Erwerbnisse ihrer Fabrikarbeiten. Das Volk ist eines der fleissigsten unter der Sonne: nur daß das Geschlecht der Wenden mehr dem Landbau, und das der Deutschen hingegen mehr den Handwerken und Professionen obzuliegen pflegt, wozu die erstern auch die Landesverfassung selbst vorzüglich anhält. Allzu grosse Weichlichkeit, alzu ausgekünstelte Verfeinerung haben das Land noch nicht geschwächt. Gelehrsamkeit ist selten, Gesundheit desto öfterer da anzutreffen. — Die frischen, vollen, runden, oft etwas bräunlichen Gesichter der oberlausizischen Mädchen, stechen weidlich gegen die von einigen nachbarlichen Gegenden ab; und wäre mein Loos so, daß ich die völlige Ruh, des keinem Zwang unterworfen — ach! so täglich und stündlich von mir beneideten — Privatstandes wählen könte, so würd' ich, wär's auch nicht mein Vaterland, einen grossen, wo nicht den grösten Theil meines Lebens ruhig alda verleben, wenn nur anders nicht etwa der Anblick von zwei Sachen meine Ruhe zuweilen unterbräche.

Und diese sind? — hör' ich Sie fragen. Erstlich, die Leibeigenschaft auf einen grossen Theil von Landgütern, die, man beweise ihren Nuzen soviel man wolle, oder vielmehr soviel man kan! dennoch dem Auge des Freiheitsliebenden immer ein Stof trauriger Betrachtungen seyn mus: und dann: die Menge Sekten, die Städte und Dörfer füllt. Es gibt Oerter, wo beinah jeder Geistliche auch seinen Anhang hat, der nur seine Predigten besucht, in Kleinigkeiten die wichtigsten Unterschiede findet, auf eingebildete Christenpflicht den Brüderhas gründet, und eben

eben diejenigen am meisten verkezert, die nur durch fast unmerkliche Abweichungen in der Denkungsart sich unterscheiden. Herrnhuter, Klein und Gros Welkianer, Stille im Lande, Martinsbrüder und dergleichen mehr, das sind Namen, die man so oft, und in so verschiedner Bedeutung gebraucht sieht, daß dem Mann, der gern, so viel als möglich, ohne Geistesfesseln denkt, nicht anders, als Verdrus darüber anwandeln kan.

Merkwürdig ist mir auch stets mein Vaterland wegen der vielen Wahlpläze von Schlachten aus jenem lezten siebenjährigen Kriege gewesen. Ein ewiger Zankapfel beider Mächte, durch keine Festung vor dem Eindringen eines feindlichen Heeres gesichert, litt es damals von Freund und Feinden unendlich viel. Sie gedenken sicher, z. B. hier mit an die Schlacht, in welcher Keith, der tapfre Keith! sein Leben verlor. Nie fuhr ich nachher, selbst als Knabe schon, bei Hochkirchen, dem vorzüglichsten Ort des Treffens, der ihm auch seinen Namen gab, vorbei, ohne da abzusteigen, und dort der innigsten Rührung voll, an die Tausende zu gedenken, die hier an einem einzigen blutigen Morgen Schlummer mit Tod vertauschten. Jezt verweilt' ich aus doppelter Absicht. Denn in der Zwischenzeit, seitdem ich entfernt von meiner Heimat gelebt, hatte hier ein Anverwandter des ehmaligen Marschalls, der königl. grosbr. Abgesandte zu Wien, dem gefallenen Helden ein Denkmaal sezen lassen. Ich fand es edel und einfach; eine Urne von dem besten sächsischen Marmor, umwunden von Lorbeerkränzen, und ruhend auf einem viereckigen hohen Postament, auf dessen einer Seite eine schwarze marmorne Tafel, versehn mit einer lateinischen Inschrift, die der ältere Ernesti gemacht haben soll, angebracht worden ist. Unwissend, ob je ein öffentliches Blatt solche im Druck bekant gemacht, sez' ich sie Ihnen hieher. Sie zu überblicken, kostet Ihnen sicher ja noch weit weniger Mühe, als mir mein Abschreiben auf gut Glück.

Iacobo Keith
Guilielmi Com. Maresc. hered. Regni Scotiae
Et Mariae Drumond filio
FRIDERICI BORVSSORVM regis
Summo Exercitus Praefecto
Viro
Antiquis moribus et militari virtute
Claro
Dum in praelio non procul hic
Inclinatam suorum aciem
Mente, manu, voce et exemplo
restituebat,
Pugnans ut heroas decet
Occubuit
D. XIV. Octobris
A. MDCCLVIII.

Beschreibung von den Städten der Oberlausiz werden Sie wol kaum von mir erwarten; Sie finden solche an so mannichfaltigen Orten, und hier wär' eine umständlichere nicht den engseyn sollenden Grenzen meines Briefes angemessen. Ueberhaupt sind die Städte meines Vaterlandes durch wenig Aeusserliches merkwürdig Sie gehören meistens zu denen mitlerer Grösse, Görliz ausgenommen, das man wol schon zu den grössern rechnen kan, das aber bei weitem nicht die Bevölkerung der übrigen hat, und immer noch unter den Nachwehen des lezten Krieges seufzet, sind ziemlich artig, nur immer sehr ungleich gebaut, und sind ansehnlich, nach dem Maas ihrer Grösse bevölkert. Budissin, die Hauptstadt des Landes, hat ohngefähr 7000 Seelen. Süßemilch und das ihm nachbetende Heer der Taschenkalender gibt ihr 8000; aber mir dünkt das zu viel. Im lezten Kriege rechnete man 6000 und um so viel hat sie sicher nicht zugenommen. Die erschwerte Handlung mit den nachbarlichen Ländern, die entsezliche Theurung in den Jahren 1771 und 1772 und andre Ur-

sachen

sachen mehr haben oft das Steigen der Bevölkerung gehindert, oder wenigstens erschwert. In keiner oberlausizischen Stadt wohnen Katholiken und Lutheraner so friedlich und so zahlreich unter einander, als hier; sie haben sogar eine Hauptkirche miteinander, in der blos durch ein Gitter die Sitze ihrer gottesdienstlichen Handlungen sich scheiden; und so wie der eine Gottesdienst an Sonn- und Feyertagen sich endet, hebt der andre an. Eine schlimme Sache für manchen Prediger, der sich selbst gern hört! denn seiner Beredsamkeit sind in Ansehung der Dauer hier Schranken gesezt worden. An gewissen Tagen halten auch katholische Geistliche ihre Predigten auf lutherischer Kanzel und die Prozessionen am Frohnleichnamsfeste gehn durch beide Kirchen. Selbst bei Leichenbestattungen sind die Bedürfnisse so vertheilt, daß beide Religionsverwandte einander nötig haben. Auch unter den wendischen Dörfern gibt es einige katholische, die zu Budissin ihre eigne Kirche haben. In einem gewissen, mit vielen Freiheiten versehnen Theil der Stadt, der Burglehn genant, wohnen eine Menge adelicher Familien, vorzüglich von denen Nebenlinien. Ehmals waren die Geschlechte derer von Gersdorf und von Nostiz so ausserordentlich zahlreich, daß man sogar sich mit Sprüchwörtern deshalb trug; noch jezt sind sie ansehnlich, aber nicht mehr das ausschlusweise, was sie ehmals waren. Die Städte in der Oberlausiz streiten sich schon seit langen Jahren mit einer Menge Rittergutsbesizer über die Eingriffe in ihre Privilegien wegen des Bierbrauens. Diese Nahrung war sonst eins der einträglichsten Vorrechte gewisser städtischer Häuser; auch dies hat sich jezt sehr gemindert, so sehr man es noch zu erhalten sucht. In Budissin sind mit dem Besiz eines solchen sogenanten Bierhofs unter andern Vortheilen auch der, ich weis nicht, wie ich ihn nennen soll, verbunden, daß die Hausfrau, sie sey auch welches Stands sie wolle, Adrienen tragen darf, und die Weiber der Professionisten halten, wie Sie leicht denken können,

eifrigst über dies Privilegium. Daß übrigens hier der Siz des Oberamts ist, daß hier zuweilen grosse und kleinere Landtäge gehalten werden, daß hier gewöhnlicherweise der Landvogt residire, daß das dicht an der Stadt gelegne und mit ihr verbundne Schlos Ortenburg heisse, alles das, und noch mehreres übergeh' ich, bester Boie, heute flüchtig; denn ich fürcht' ins Schwazen zu kommen.

Es war natürlich, daß auch in den wenigen Stunden, die ich mich diesmal in Budissin aufhielt, die Buchläden ein Gegenstand meiner Aufmerksamkeit waren. Ich fand ihrer zwei, aber nicht so, wie ich sie aus Patriotismus meiner Geburtsstadt wünschte. Sie waren äusserst unvolständig, und als ich mich nach Verlagsartikeln erkundigte, waren ein Paar Predigten, durch deren Erscheinung wol wenig Dunkelheit erleuchtet worden seyn mochte, alles was man mir wies, und was ich weislich — nicht kaufte.

Vor wenig Zeiten zerrüttete ein sonderbarer Streit halb Budissin. Ein neu herausgegebenes Gesangbuch mit einigen Veränderungen in den alten Gesängen theilte die Geistlichkeit, und — was natürlich ist, bald auch die Gemeinde. Man predigte, schrieb und sprach laut dagegen. Mücken wurden Elephanten, und die Sache ward endlich durch landesherliche Verordnungen entschieden. Herr Wezel, der Verf. von Knaut Belphegor rc. der eben damals in der Oberlausiz lebte, würdigte dieser Streitigkeit eine Satire, unter dem Titel: Streit über das Gnadegschub, die Sie im ersten Theil seiner satirischen Erzählungen finden werden, die freilich Bauzen eben nicht von der vortheilhaftesten Seite schildert, und daher viel Aufsehen und Murren dort erregte, übrigens aber dem unpartheischen und die Lage der damaligen Sachen kennenden Leser mit Lucianischem Wize geschrieben zu seyn dünkt, gesezt, daß er ihr auch nicht in allem beipflichtete.

Ohn-

Ohngefähr drittehalb Meilen von Budissin liegt Löbau. Gern erzählt' ich Ihnen viel davon. Denn es ist meine mütterliche Stadt, und der Ort, wo meine besten Jahre, die Jahre des Jünglings, gröstentheils hinflossen. — Er der Jüngling allein, nicht der Mann, wie man sich fast durchgängig eingesteht, aber auch nicht der so oft beneidete Knabe, der noch nicht sein Wohlseyn kent, ist glücklich. Wenn jezt die Seele sich fühlt, wenn es zu tagen begint, und eben dieses Beginnens wegen der Eitle sich doppelt stark glaubt; wenn der Mannheit erste Kräfte seine Adern schwellen; wenn er umher blickt, fühlend, daß nur eines ihm noch fehle, und dann die erste Liebe sich in ihn schleicht, und er, umsonst von Vater oder Mutter bewacht, sich hin zu ihr stielt, und an ihrem Munde, in ihrem Arm sich dreifach viel, als der regierende Bürgermeister seines Städtchens zu seyn dünkt; dann, oder nie ist der Mensch glücklich! Auch der Knabe zwar freut sich, wenn er empfängt, was er begehrt. Aber seine Freude ist von der Dauer weniger Sekunden, er versteht das Glück des Genusses nicht, und kehrt sofort zu neuen Wünschen zurück. Der Jüngling hingegen schäzt nach Maas der Mühe, und nach Maas des Werthes jedes erhaltne Gut, genießt es mit gierigem Geize, und fühlt das Glück des Lebens. Und beim Verlust? Wie jammert das ohnmächtige Kind! Und wie glaubt sich der Jüngling hingegen stark genug, ums wieder zu erlangen; tröstet sich mit Erinnerung des geschmeckten Vergnügens, oder entwirft Plane zu neuern. Wie bald — Aber, was in aller Welt, lieber Boie, werden Sie von mir denken, der ich mitten in der Erzählung ausschweife in Geschwäz und Räsonnement? — Je nun! denken Sie vielleicht, daß ich bei Löbau selbst wenig Stof zum Erzählen fand; und Sie werden sich nicht sehr irren. Es ist eine kleine Stadt, gut gebaut, wenn man Rücksicht auf ihre Grösse nimt; ist die älteste unter allen Stätten in der Lausiz, liegt an einem vortreflichen Berge, und wird ohngefähr etwas über 2000

Menschen

Menschen in sich enthalten. Alle Sechsstädte sind unbefestigt, aber auch alle noch von jenen Zeiten des Hussitenkrieges mit einem tiefen trocknen Graben umgeben, der damals wenigstens die streifenden Rotten abzuhalten vermochte.

Nah' anderthalb Meilen von Löbau liegt Herrnhut, der Hauptort jener berühmten Brüdergemeine, die beinah in alle Gegenden der Welt ihre Kolonien aussendet, und bis nach Labrador und tief in Afrika gedrungen ist. Da mir bekant war, daß sie allzeit den Ostermorgen zu einem ihrer feierlichsten gottesdienstlichen Gebräuche anberaumen, so reist' ich des Tags vorher hinauf, um ihn mit anzusehen. — Wie andächtig und wie einnehmend ihre kirchlichen Gebräuche, und überhaupt das Aeusserliche ihrer Religionsubungen ist, das haben bereits so viele gerühmt, daß es meiner Beistimmung nicht erst bedarf, und ich will Ihnen daher nur eine ihrer Zeremonien ausheben. Früh um vier Uhr ward das ganze ziemlich volkreiche Städtchen durch ein die sämtlichen Gassen durchziehendes Chor von blasenden Instrumenten geweckt. Um fünf Uhr versamlete sich alles in ihrem Bethause und nach dem Gesang einiger wenigen Verse ging der ganze, ohngefähr in 2000 Menschen bestehende Zug, je drei und drei, auf den Gottesacker, der bekantermassen mehr unsern Gärten, als Kirchhöfen gleicht. Zur linken Hand an der Mauer hin stellten sich alle Männer, zur rechten alle Frauenzimmer, so daß endlich der ganze inwendige Bezirk durch ein weitläuftiges Viereck eingeschlossen ward; die Grenze zwischen beiden Geschlechtern macht' ein Chor von Musikanten. Dann ward von dem Vornehmsten in der Gemeinde, einem Baron von Watteville (dem Schwiegersohn des berühmten Zinzendorfs) den sie insgemein Bruder Johannes nennen, eine Liturgie die (wie sie behaupten) ihr ganzes Glaubensbekentnis, und gegen's Ende eine namentliche Erinnerung derjenigen Brüder und Schwestern enthielt, die binnen Jahresfrist aus der Gemeinde zu Herrnhut,

hut, theils im Orte selbst, theils in den Kolonien, gestorben, oder nach ihrem Ausdrucke, heimgegangen waren, abgesungen; ein dazu bestimtes Chor unterbrach zuweilen dies Solo, zeilen- und stanzenweise, und eben dies that an den vorzüglichsten Stellen die ganze Gemeine. Eine Abwechslung von der herlichsten Würkung, wenn man zumal die sonderbare Art ihres gedämpften Gesanges kent. Man glaubt nur Eine Stimme zu hören, indem sich tausende vereinigen; und auch der Ton, mit welchem die ganze Gemeine laut (oder vielmehr möcht' ich sagen, halblaut) das Vaterunser sprach, war von dem glücklichsten Erfolge, da ich, nach einigen lutherischen Kirchen, wo es gleichfals laut gebetet wird, einen lächerlichen befürchtet hatte. — Die ganze Handlung dauerte ohngefähr kurze ¾ Stunden, und dann ging der Zug in der nemlichen Ordnung, drei und drei Männer voran, und die Frauenzimmer nach ihren verschiedenen Klassen hinten drein, nach Hause. Was ist einfacher als solch' eine Feyerlichkeit, wenn man sie blos erzält, aber wenn man sie sieht, ist sie gewis äusserst rührend und erweckend. Alle ihre gottesdienstliche Handlungen würken so ganz ohne Nebenumstände doch tief aufs Herz, und die Art ihrer Betstunden, Liebesmahle, ihrer Begräbnisse — Glück für Sie, l. B. daß ich schon auf den dritten Bogen bin! Sie solten sonst heute viel davon lesen müssen. Aber daß Sie nur ja nach dem eben gesagten, mich nicht selbst für einen halben Herrnhuter halten! Sie wären der erste Mensch, der mich mit einem solchen Verdachte heimsuchte, und um auch Ihnen keinen Anlas dazu zu geben, will ich Ihnen bekennen, daß ich troz des schönen Scheins immer noch nicht fest an der wahren Frömmigkeit dieser kaufmännischen Missiongemeinde glaube. Wie oft sich jede Leidenschaft in das Gewand der Heiligkeit hüllt, davon hab' ich in der kurzen Zeit meines Lebens tausend Erfarungen, und selbst bei diesem nur gerühmten Osterfeste zwang mit ein Beispiel von biblischer Medisance, (ich habe kein deutsches

Wort

Wort, das dies ganz ausdrückt; vielleicht ist die Sache selbst so ein eignes Erbtheil der Franzosen, daß sie sogar auch das eigentliche Wort nur für sich behalten) zum Lächeln. Auf der einen Seite von Herrnhut nemlich hat ein katholischer Kavalier der Graf von H. seine Güter. So wie die Zeremonie auf dem Herrnhuter Gottesacker vorbei war, hörten wir auf der einen Seite des Hutberges, der an diesen Ruheplaz stöst, den Schus einer Flinte fallen, und sofort folgten auf der andern drei Schüsse aus einer Art kleiner Kanonen. Was ist das? fragt' ich unsern Führer. Der Graf von H. — war die Antwort, begrüst so zur Feier dieses Tages die aufgehende Sonne. Da könte man ja wol recht sagen: Dankest du also dem Herrn deinem Gott, du toll und thöricht Volk? — Was sagen Sie zu dieser Art die Bibel zu zitiren? Jede Art von Feierlichkeit aus ehrerbietigem Herzen dargebracht gefällt doch gewis demjenigen Gott, den keine von allen Feiern ehrt, und der nur auf den Willen bei jeder schaut. — Doch da käm' ich wieder ins Räsonnement, und das möcht' ich nun vollends hierin am wenigsten.

Auch nach Zittau reist' ich, — nicht sowol um Zittau selbst, sondern um Kretschmann, oder wenn Sie lieber wollen, den Barden Rhingulph alda, durch den Augenschein kennen zu lernen. — Die Stadt selbst liegt in einer sehr vorzüglichen Gegend. — Rings herum die vortreflichsten Berge, die ein unnachahmlich schönes angebautes Thal machen. Nicht allzuweit davon der Oybin, einer der berühmtesten Berge in dasiger Gegend, wo ehmals ein festes Raubschlos gestanden, wovon noch jezt die Krümmung sichtbar, und wo ein vorzügliches Echo sich finden soll, welches ich sicher selbst untersucht haben würde, wenn nicht eben ein ungünstiges Wetter mich verhindert hätte. — Zittau selbst ist anerkantermassen nach Leipzig die beste Handelsstadt in ganz Chursachsen. Vor dem lezten Kriege, in welchem sie auf eine beinah unbegreifliche Weise niedergeschossen wurde, da sie sich's nie in

Einn

Sinn kommen lassen, eine Festung vorzustellen, war sie der Siz von einer Menge der reichsten Kaufleute. Noch ist sie nicht ganz aus der Asche hervorgangen, und ziemlich ungleich gebaut; aber doch ist sie die schönste Stadt in der Oberlausiz, wenn man Bauzen ausnimt. Die gemeinen Rechnungen geben ihr 14000 Einwohner, welches aber sicher zu viel ist. Ich glaube, daß sie kaum 10000 enthält, und gelehrte Zittauer haben mich ein gleiches versichert. *)

Kretschmann den ich jezt zuerst persönlich kennen lernte, da ich ihn bereits seit einiger Zeit durch Briefwechsel, und seit langer aus seinen Schriften kante, fand ich ganz als den liebenswürdigen Mann, den ich in ihm zu finden gehoft hatte. Sein Blick ist scharf, sein Umgang munter, und sein Gespräch das Gespräch eines Menschenkenners, Dichters und warmen Freundes zugleich. Ich glaube nicht, daß Zittau ganz in ihm den grossen Mann erkent, der er würklich ist, und den, zumal in schönen Wissenschaften, keiner in seinem Vaterlande die Waage hält. Ich fragte in verschiedenen wenige Meilen davon entlegnen Städten so manche nach ihm, die ihn entweder gar nicht, oder blos den Gerichtsaktuar in ihm kanten. — Wie sehr ist es zu bedauern, daß er jezt unsrer Dichtkunst so wenig Zeit mehr widmet, denn noch lebt jedes Talent mit Jugendkraft in ihm. Ich sah hier einige Kupfer zu Rhingulphs Gesängen auf die Herrmannsschlacht, die ein Graf Werther auf seine Kosten verfertigen lassen, und ihm zu einer neuen Auflage verehrt hatte. Ein patriotischer Einfall, der aber leider dadurch litt, daß man nicht einen vorzüglichen Künstler

*) Ueberhaupt möchten nun bald einmal die Süßmilchischen Rechnungen wieder berichtigt werden. Bei so vielen Städten hat sich indes die Lage der Sachen sehr geändert. Wer kan z. B. noch jezt in Dresden 60000 Menschen suchen? Nach Kirchenzetteln und andern Datis kan ich nicht über 40000 annehmen.

ler dazu gewählt hatte. Bey Kr. lernt' ich auch einen Kaufmann kennen, wie ich ihn nicht in der Lausiz gesucht, voll litterarischer Kentnisse, der durch eigne Reisen seinen Verstand gebildet, eine Menge Sprachen verstand, und ein Freund und Kenner der Kunst war; Stolle hies er, und auch die Güte seines Karakters verdient Lob und Liebe.

Sonst hab' ich in dem jezt durchreisten Strich der Lausiz keine Gelehrte von Ruf angetroffen; denn einen Herrn von Schachmar, dessen Werk Sie kennen werden, und der unter Deutschlands erste Köpfe gehört, fand ich nicht Gelegenheit zu sprechen. Er war so eben in Herrnhut, wo er sich gewönlich aufhält, nicht zugegen. — Einen Vetter von mir, meines Namens, der jezt in Budissin als Landsyndikus lebt, in der Geschichte und in den Rechten meines Vaterlandes nicht gemeine Kentnisse hat, und auch einige dahin einschlagende Schriften mit Beifal geschrieben hat, und noch schreibt, würd' ich Ihnen noch weit mehr loben, wenn's nicht der Blutfreundschaft wegen parteiisch zu seyn schiene.

Die verschiednen einzeln Wochen- und Monatsblätter in der Lausiz zeigen leider! noch von einer starken Entfernung der wahren schönen Litteratur, und enthalten meistens Sachen, die eine Viertelmeile jenseits der lausizl. Grenze fast keinen Menschen mehr interessiren können; und die einzeln erscheinenden Gelegenheitsgedichte, selbst die so zuweilen Beifall finden, und diese oder jene Sechsstadt treflich belustigen, gehören meistens zu denen Erfindungen von Pikanders Art, oft sogar zu denen nach dem Schnitt des Deutschfranzosen.

Was ich sehr wünschte, wäre, daß irgend ein Mann, nur müst' auch ein Kopf auf des Mannes Achseln stehn, sich mit Aufmerksamkeit in den Sitten, Gebräuchen, Vorurtheilen, Fehlern und Tugenden, körperlichen Vorzügen und Mängeln, Neigungen, Festen — kurz! in allen Merkwür-

dig-

digkeiten der Wenden Nation umsähe, und uns dann mittheilte, was er gefunden hätte. Eine so lange Reihe von Jahrhunderten, das Leben mitten unter Deutschen, die lange Duldung der Knechtschaft, die Aufdringung einer andern Religion, die Verachtung, mit der sie sich oft behandelt sahen, und die vielfältigen Vermischungen ihrer Geschlechter mit den städtischen haben diesen Wenden dennoch nicht das Originale ihres Stammes ganz rauben können; Noch sind sie weit von uns verschieden, sprechen ihre ganz eigne Sprache, lernen sehr selten die unsrige gut, trauen noch seltner einem Deutschen, ausser wenn er in ihrer Mundart sie anredet, haben eine gewisse Verschlossenheit, die oft ans Tückische grenzt, sind arbeitsam, stark und mutig, und unterscheiden sich auch im Aeusserlichen durch eine sonderbare Tracht. Ihren Mädchen wirft man Leichtigkeit zu Ausschweifungen in der Liebe vor. Wenigstens ist bei ihnen Fruchtbarkeit vor der Ehe keine sonderliche Schande und die Dirne, wenn sie anders flink und arbeitsam oder hübsch und reich ist, findet immer noch eben so leicht einen Freyer, ob sie gleich Mutter geworden, als das unbescholtene, oder wenigstens vorsichtigere Mädchen. Sobald der Pursch um ein Mädchen zu freyen anfängt, und das Glück hat, ihr nicht zu misfallen, sobald steht ihm die Schlafkammer offen, und dort kan er sie sprechen, ohne daß man etwa sonderlich sich drüber ärgert. Die Herrschaft auf dem Lande, die ihrem Gesinde dies verwehren will, wird schwerlich Mägde und Knechte kriegen, und ich weis gewis, daß selbst die Geistlichen, von der lieben Notwendigkeit getrieben, dazu schweigen müssen. Die Mädchen selbst sind mit unter sehr artig, und eine Menge Mädchenkenner ziehen sie in der antiplatonischen Liebe den Deutschen vor. — Seiner Jünglinge Mut — aber würklich, liebster Boie, ich schäme mich der unendlichen Länge meines Briefes, und breche ab. Wollen Sie künftig mehr wissen, so mahnen Sie mich deshalb. Ich verharre rc.

Meißner.

N. S. den 8 Nov. 1778.

Sonderbar genug! Sechs Monate hat dieser Brief in meinem Pulte gelegen; und heute send' ich Ihnen solchen erst. Immer wolt' ich zwanzigerlei daran volständiger machen, und immer unterbliebs im Gewühl andrer Versuche. Schick' ich ihn nicht heute, so wärs möglich, er läge wieder ein Paar Monate, oder ich brächt' ihn solchen wol gar einmal selbst, wenn ich endlich des Wartens müde — still, da wolt' ich was sagen, was man nicht so laut sagen soll.

O Boie! Was ich vom Flor meines Vaterlandes sagte, wie ungewis, ob ich das noch lange werde sagen können! denn der verderbliche Krieg scheint dies arme Land mit doppelter Schwere zu treffen, und bald vielleicht hat ihr Freund keine Heimath mehr.

Nur erinr' ich auch das noch, daß Sie nicht glauben, ich hab' in gegenwärtigem Schreiben etwas über die ganze Oberlausiz sagen wollen. Es fehlen noch drei Sechsstädte, und mancher wichtige Punkt, den ich mir zu einem zweiten Schreiben sparte, und auch vielleicht nachhole, wenn ich sehe, daß das jezt Gesagte Beifall findet.

---

## 11.

## Briefe eines deutschen Edelmanns. *)

### Vierter.

Paris den 1sten Aug. 1777.

De l'empire libre haut et bien né Monsieur,
Haut ordonnant et gracieux Seigneur Pere.

Nun hab' ich endlich Ihren rechten Titel rein französisch heraus gebracht, und hat mich auf Ehre Mühe gekostet alles aus dem Wörterbuch zusammen zu finden, denn die Fran-

*) S. d. Museum. Jul. 78. S. 85.

Franzosen sind nur kahle Monsieurs, und was Reichs-Frei-Hochwohlgeborne für Thiere sind, begreift ihrer keiner. Ihro Gnaden sehen hieraus, daß ich mit unter die Sprache treibe, ohne meine Muttersprache zu vergessen, wie das einigen von meinen Landsleuten in drei Monaten begegnet ist.

Würden doch das Lachen nicht halten, wenn Sie mich in meinem Aufzug erblickten. Sie haben mich in eine kurze Jacke gesteckt, in der alle meine Glieder wieder fest quellen; darunter wird ein Wams getragen, heist Henri quatre, mit einer Quaste auf der Brust, die einer Schaafsglocke ähnlich sieht.

Michel wird hier krank und mager. Ihm will die dünne Kost nicht gedeihn, und er sieht aus, als wenn er sich mit lauter Fröschen gefüttert hätte. Dazu hat er sein Unschlittgesicht in ein Paar weisgepuderte Locken gesteckt, daß es erbärmlich anzusehen ist.

Heute ging ich durch eine von ihren Rües, heissen Straßen bei uns, und fand da in einer Bude ein Paar Kupferstiche, die ich Euer Gnaden übersende. Eines ist der König von Frankreich, das andre, das mir in seiner Art besser gefält, stellt eine Misgeburt vor.

Ich halte mir auch einen Tanzmeister hier. Er ist wohl mit mir zufrieden, und versichert, daß kein Franzos so viel Kraft in den Knochen hat, um, wie er's nent, ein à plomb zu machen, oder, deutsch zu reden, auf Einem Beine zu stehn. Der Kerl lies sich gelüsten mich fest zu schrauben, um mir die Füsse auswärts zu drehen, aber da lies ich ihn übel anlaufen, und wir sind nun einig geworden, daß es bei der Natur bleibt.

Hin und wieder seh' ich auch etwas, daß einem Nuzen bringt. Gestern bin ich in der Bastille gewesen, und morgen will ich das grosse Tollhaus besuchen.

Von der Nazion wollen Sie allerlei wissen? Alle Franzosen sind schwarz und hager, nehmen ewig Schnupftobak, schwazen unaufhörlich und hören nie zu, lachen sich satt und fressen sich hungrig. Alle Fremden grinsen sie

an; alle Fragen sie aus, als wenn sie über den Katechismus verhörten. Von ihren Sitten wäre manches zu sagen; hier ist das hauptsächlichste: ein Franzos braucht mehr Puder als wir, salbt und badet sich mit Riechereien und erspart es wieder am Wein. In ihrer Diener Stube müssen ihre Gäste essen, ihre Krebse werden kalt aufgetragen, ihre Messer sind stumpf, und unsre Hühnerleiter ist reiner als ihre Treppen.

Seit einem Paar Tagen bin ich mit dem Grafen Nivello, einem freundlichen Italiener, bekant, der zwar nicht das reinste Deutsch, aber doch vernehmlich spricht, ungefähr wie ein Mausefallenkrämer.

## Fünfter.

Paris den 8ten Sept. 1777.

Gnädiger Papa,

Nun auf immer gute Nacht, vermaledeites Paris! Gestern war für mich ein unglücklicher Tag, und ich danke schönstens für die übersandten 200 Louisd'ors, aber ich will alles von vorn erzählen. Mein bester Freund, der Graf Nivello, half mir den Wechsler finden, den ich sonst nicht ausgefragt hätte. Ich erhielt mein Geld, und der Graf trug mir ein Soupé, oder Abendessen, in einem vornehmen Haus von seiner Bekantschaft an. Wir fanden dort eine ältliche Dame und ein Paar allerliebste Nichten, die niedlichsten Dinger von der Welt, frisch wie ein Paar Borsdorferäpfel, leicht auf den Füssen wie Tänzerinnen, und munter wie die Kanarienvögel. Hier war mein Name nicht fremd; sie wusten unsere Güter und auch das Regiment zu nennen, wo Euer Gnaden als Hauptmann gedient haben, denn, wie sie sagen, Leute von Stande kennen sich durch die ganze Welt. Mir ward herrlich zu Mute. Ich gefiel den Fräulein nicht übel, und in einer halben Stunde war ich wie ein Pudel bekant. Eine spielte die Zither, und, so wahr ich ehrlich bin, sang ein deutsches

Lied

Lied dazu. Huch! da ging mir das Herz auf. Es ist doch was stolzes um die deutsche Sprache, rauscht so vornehm durch die Gurgel und gellt kräftiger und voller ins Ohr, als das französische Nasengeleier. Ausserdem brachten sie mir alten ächten Rheinwein zu. Selbst der Pastor hätte sich da nicht gehalten. Ich trank etwas über die Schnur, und nun fällt einer von den Herren ein tummes Spiel, Bassette genant, ein. Man hatte mich aber vor den Karten gewarnet, und so wandte ich ein, daß ich kein Spiel, als höchstens Pasch, verstünde. Flugs zieht der italienische Graf, der mir alles, was ich wünsche, an den Augen ansieht, drei Würfel aus der Tasche, die wol in der Hölle gedrechselt sind, denn es war an keinen Treffer zu denken; die Luisd'or flogen wie Staub; in einer Stunde war keine Art davon übrig. Mir war das Heulen nahe; denn es betrug doch eine ganze Holländerpacht, und es gehört manche Tonne Butter dazu; aber ich habe mich bei vornehmen Leuten zwingen gelernt. Die guten Mädchen bedauerten mich. Eine gab mir ihren Ring vom Finger, um ihn zum Andenken zu tragen; da hätt' ich nun bald in der Verwirrung ein grosses Versehen begangen und ihr nichts wieder gegeben. Der Graf Nivello raunte mir ins Ohr, daß es meine Uhr seyn müste. Laß sie springen! dacht' ich. Hart ging sie mir freilich ab, aber man soll in Frankreich nicht erzälen, daß Junker Friz nicht zu leben weis.

Nun war mir das Land äusserst zuwider, das mir schon in der ersten Stunde misfiel, und was ist auch unter Katholiken und Papisten für einen jungen Edelmann zu thun? Ich entschlos mich also nach Hause zu reisen; aber woher die Rechnung im Hotel bezalen? Hier half mir wieder die ehrliche Haut vom Grafen aus der Noth. Einer seiner Bekanten kaufte mir all meinen welschen Flitterkram, die verbrämten und verschnittenen Kleider, Spizen, Riechflaschen, Etuis und Tabaksdosen ab. Freilich verlor ich achtzig am hundert, aber in vierzehn Tagen ist hier alles

aus der Mode, und kaum mehr des Wegschenkens werth. Ich ziehe Michels Ueberrock an, und für mein Pathengeschenk, das mir Mama in der Sparbüchse mitgab, denk' ich die ordinäre Post zu bezahlen.

Ein andrer hätte sich nicht so gut aus dem verwirrten Handel gezogen. Ich habe nun die Welt näher kennen gelernt, und bringe wenigstens im Kopfe viel Neues für die Unkosten zurück. Nun ist es Zeit meinem Vaterlande zu dienen, und Euer Gnaden zum Großpapa zu machen.

---

Das Gerücht geht, daß der junge Herr seit seiner Zurückkunft im nahe gelegenen Städtchen den Ton angibt, und auf würdige Männer stolz herab sieht, weil sie die grosse Welt nicht kennen. Es ist freilich angenehm genug, durch angeborne Talente und mit Hülfe einiger Holländerpachten, sich in der Fremde so schleunig zu bilden, wie Herr von Hunter; aber Bescheidenheit kleidet auch bei Verdiensten und mässigt den Has, der immer blendende Gaben verfolgt.

Auf einer kleinen Bühne kan man füglich ein à plomb im neuesten Geschmack entbehren, und wer bedarf des Scharfsins immer, womit der junge Herr sich in dem Rocke seines Dieners aus dem verwickelten Handel zog. Allgemeiner Menschenverstand führt uns gemächlicher durchs Leben.

---

12. Be-

12.

## Berichtigung einer Stelle in den göttingischen gelehrten Anzeigen.

In dem 46 St. dieses Jahres S. 369 heist es:

„Die Versamlung erhielt eine unerwartete Feierlichkeit durch die hohe Gegenwart Sr. Durchl. des Prinzen, Karls von Hessen, welche bei ihrer Durchreise durch Göttingen Sich noch des ehemaligen hiesigen Aufenthalts gnädigst zu erinnern, und auch der gedachten Vorlesung beizuwohnen geruheten.„

Solte wol, insbesondre wenn die alma mater von ihrem Sohne spricht, heissen:

Die Versamlung erhielt eine unerwartete Feierlichkeit durch die Gegenwart (bei hoher Gegenwart läst sich nichts denken) Sr. Durchl. des Prinzen Karls von Hessen, der sich bei seiner Durchreise durch Göttingen des ehmals hier genossenen Unterrichts noch dankbar erinnerte, und es sich zur Ehre rechnete, der gedachten Versamlung beizuwohnen.

## 13. Auszüge aus Briefen.

I.

Wezlar, den 18ten Sept. 1778.

Sie haben Ihren Lesern eine Nachricht *) von der somerkwürdigen, vor dem Reichskammergerichte verhandelten Münsterschen Sache gegeben; es ist billig, daß Sie ihnen auch den Ausgang erzälen. Dies können Sie nicht besser,

 als

*) D. Museum 1778. Mai S. 460. Jun. 555.

als durch das ergangene Dekret selbst thun, welches ich daher in Abschrift beilege.

Decretum.

Auf Bericht und Gegenbericht seynd die gebetene Mandata, und zwar gegen den Herrn Churfürsten zu Cölln, als Bischofen zu Münster, und die Stände dieses Hochstifts de non gravando Clerum secundarium Monasteriensem in Privilegiis et Immunitatibus ecclesiasticis a praetensi conclusi amborum anteriorum Statuum Executione desistendo, sed illud potius cassando, sowohl als gegen das Domkapitel des gesagten Hochstifts, de non amplius contraveniendo unioni, sed clero potius assistendo, contraventiones perpetratas cassando, dictumque Clerum indemnisando, abgeschlagen.

Dann werden ht. Adami Prinzipalen sich eines ruhigen Betragens zu befleissen, den allgemeinen Nuzen des Landes, und die Abwendung dringender Noth künftighin nicht zu behindern, zwischen denen Landständen unter sich, und gegen ihre Landesherren kein Mistrauen zu erregen, vielmehr in Allem die Pflichten eines ruhigen, dankbaren und getreuen Unterthanen zu befolgen, alles Ernstes hiemit erinnert. In consilio, d. 28 Augst. 1778."

II.

London, den 8ten Nov. 78.

.... Wir sind jezt durch ganz England militarisch. Die Landmiliz von jeder Grafschaft ist angeworben und zum Dienst tüchtig gemacht. Man verfährt bei der Anwerbung auf diese Weise. Alle Personen männlichen Geschlechts in einer Grafschaft, die Geistlichkeit und die über 60 und unter 18 Jahren ausgenommen, werden aufgeschrieben, und aus diesen, soviel man braucht, durchs Loos gezogen. Wenn einer gezogen ist, so wird's ihm angesagt, und er mus sich entweder selbst, oder einen Substituten stellen. Diesen,

der

der alsdann auf drei Jahre, so lang jeder dienen muß, engagirt ist, kan man jezt nicht leicht unter 10 Pf. haben. Frau und Kinder der durchs Loos gezogenen werden von dem Kirchspiel (parish) unterhalten, wenn sie in demselben bleiben; daher sezt man auch die geringen Leute, die vier und mehr Kinder haben, nicht mit auf die Liste. Der Lieutenant General von der County, dergleichen jede auch in Friedenszeiten hat und die bei allen Versamlungen präsidiren, ist Oberster, wenn er will. Andre Edelleute und die Esquires bieten ihre Dienste als Offiziere an. Der Lieutenant General ernennet sie und wird dabei hauptsächlich auf ihr Ansehen und Vermögen in der Grafschaft, und ihr Alter gesehen. Der König konfirmirt sie nachher. Korporale, Sergeanten, auch der Adjutant, werden aus den regulären Truppen genommen, und alsdann der Landmiliz inkorporirt. Diese sind mit der Veränderung wohl zufrieden, wenn sie nur nicht ausserhalb Landes gebraucht werden. Die Sergeanten exerziren anfangs die Truppen gegen 9 Stunden des Tages, öffentlich und bei verschlossenen Thüren, lehren auch die Offiziere den Dienst. In kurzer Zeit macht ein solches Regiment schon eine ganz ansehnliche Figur. — —

## III.

London den 12 Nov.

.... Dem Dichter Gray ist jezt in der Westminsterkirche unter Milton's Monument ein Denkmaal errichtet, wozu sein Freund Mason diese Inschrift gemacht hat:

No more the Grecian Muses unrivalled reign;
To Britain let the nations homage pay:
She felt a Homer's fire in Milton's strain,
A Pindar's rapture in the lyre of Gray.

.... In Cambridge wird bald ein neues Kollegium aufgeführt werden, wozu grosse Vermächtnisse vorhanden sind. Der Professor der Theologie Dr. Watson hat die Uni-

Universität in öffentlichen Reden mehr als einmal aufgemuntert, es der Beförderung der Orientalischen Litteratur zu widmen. Ob sein Rath befolgt werden und ob Belohnung diesen Zweig der Litteratur in England blühend machen wird, mus die Zeit lehren . . .

. . . . Dr. Kennikott's Werk geht gut von statten, und Herr Bruns macht mir in einem neulichen Briefe Hofnung, daß es noch vor Ende des nächsten Jahres ganz aus der Presse seyn wird. Dr. K. arbeitet auch stark an der Dissert. gen. Man hat, wie ich weis, öffentlich und unter der Hand in Deutschland gesagt, daß unser Freund Br. solche schreiben werde; Sie können aber gewis seyn, daß Dr. K. selbst die Feder dabei führt, wenn er ihn gleich gelegentlich zu Rathe zieht . . .

---

## Druckfehler im November.

S. 393. Z. 25. l. Stücke. S. 420. Z. 7. l. Miller. S. 423. Z. 25. l. Ungezogenheit. S. 424. Z. 18. st. nach l. noch. S. 425. Z. 3. l. felsenfest. Z. 30. st. allen l. edlen. S. 427. Z. 12. st. nach l. noch. Z. 27. l. Japan. S. 432. Z. 16. Heiligenstadt. S. 433. Z. 20. l. Heiligenstöcke. S. 435. Z. 5. nach wo fehlt sind. Z. 21. nach Base ein ! Z. 29. die Herren Kinder. S. 436. Z. 13. fehlt nach Jahre: der Jungfer Base. S. 456. Z. 3. fehlt nach die, ich. S. 460. Z. 9. l. Königs. S. 465. fehlt über dem Briefe Erster.

## Dezember.

S. 482. Z. 1. l. Preussische. S. 487. Z. 24. l. lächelndem. S. 488. Z. 4. v. u. l. erhalten, so. S. 493. Z. 30. nach mitgenommen ein. S. 493. Z. 37. nach Monumente das, weg.

---

